This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm 293.2

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichische

Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur k. Wiener Zeitung.

Mitarbeiter:

A. Beer, J. Bergmann, M. Block, D. Detleffen, R. v. Eitelberger, J. Falke, A. Ficker, J. Glaser, Ed. Hanslick, P. Harum, L. v. Hasner, K. v. Hauer, v. Heller, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hock, Hornstein, A. Huber, F. Kenner, A. Kerner, B. Klun, O. Lorenz, H. Lorm, R. Molin, J. Müller, A. Mussafia, L. Neumann, M. Perkmann, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, A. Rollett, Freiherr O. Schlechta-Wssehrd, Th. Eickt, Ed. Sueß, L. Speidel, M. v. Stubenrauch, E. v. Teschenberg, M. Thausing, Karl, A. und J. A. Tomaschek, J. Bahlen, W. Wahlberg, A. Winkler, E. Wocel, Ad. Wolf, Ferdinand Wolf, R. Zimmermann, J. Zingerle ꝛc.

Edited by L. A. Schweitzer.

Jahrgang 1863.

(Erster Band. Heft 1 bis 26.)

Wien.

In Kommission bei Karl Gerolds Sohn.

Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung.

Digitized by Google

VII. 247
P Germ 293.2

APR 13 1905
Mellat Fund.

Digitized by Google

Hugdietrichs Brautfahrt.

Ein episches Gedicht von Wilhelm Hertz.

(Stuttgart. Verlag von A. Kröner. 1863.)

Die deutsche Literatur des Mittelalters besitzt eine große Fülle volksmäßiger epischer Dichtungen, die in hohem Grade würdig wären, unter den Händen echter Dichter zu frischem Leben zu erwachen und der deutschen Lesewelt in neuen Gestaltungen vorgeführt und wiederum nahegerückt zu werden. Diesen uralten Sagenkreisen, in denen einst unser Volk seine historischen Erinnerungen einer großen Vorzeit, seine sittlichen und religiösen Anschauungen, sein ganzes Sein und Denken niederlegte und zum poetischen Ausdruck brachte, wohnt so viel Frische und Ursprünglichkeit, so viel Tüchtigkeit und unverwüstliche Kraft inne, daß sie, von den Entstellungen späterer Zeit gereinigt und in einer dem Geschmacke der Gegenwart entsprechenden Form erneuert, auf diese gewiß ebensoviel Reiz und Zauber ausüben würden, als sie es durch Jahrhunderte auf unsere Vorfahren gethan haben. Denn was in diesen Sagen lebt und pulsirt, ist Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut: es ist der germanische Volksgeist, dessen kräftiger Hauch darin weht und waltet.

Unter den Erneuerungen unserer alten Volksepen, die ich für wünschenswerth und erfolgreich halte, sind aber keine bloßen Uebersetzungen gemeint, zumal nicht nach der Art jener, wie sie in jüngster Zeit dutzendweise auf den Markt gebracht wurden, deren Verfasser weiß der Himmel welches Verdienst sich erworben zu haben glauben, wenn sie ganze Reihen altdeutscher Gedichte schwunglos, handwerksmäßig, in oft sehr zweifelhaftes Neuhochdeutsch umschreiben und das Ganze, wie sie es eben finden, meist auf Grund schlechter Handschriften und unkritischer Drucke, unverändert, mit Haut und Haar ihren Lesern vorsetzen. Nicht in solcher Weise darf man der Gegenwart jene Sagenbildungen darbieten, wenn sie Geschmack und Gefallen daran finden soll; sondern es müssen wirkliche Neugestaltungen, freie dichterische Reproduktionen sein.

Wenn ich, nicht zum ersten Male, gegen diese trostlosen Erzeugnisse verwerflicher Buch- und Geldmacherei eifere, so kann es mir nicht beifallen, damit auch den Uebersetzungen des „Nibelungen-Liedes" und der „Gudrun" ihre Berechtigung absprechen zu wollen. Diese gehören einer Zeit an, wo die altdeutsche Poesie und Kunst auf der höchsten Stufe der Ausbildung stand, es sind nach Form und Inhalt Meisterwerke, die auch in der neuen Sprache, wie sehr diese an Kraft und Wohlklang der alten nachsteht, auf ernste, empfängliche Leser ihres gewaltigen Eindruckes nicht verfehlen werden. Ganz anders verhält es sich jedoch mit jenen zahlreichen epischen Dichtungen, die zur Zeit ihrer Entstehung jenen beiden Edelsteinen in der

Digitized by Google

Krone der altdeutschen Poesie zum Theil vielleicht ebenbürtig, oder doch nahestehend, im 14. und 15. Jahrhundert unter den Händen eines vielfach zwar tüchtigen, aber von künstlerischer Bildung mehr oder weniger verlassenen Geschlechtes Vieles von ihrem ursprünglichen Glanze eingebüßt haben und in getrübter verwitterter Gestalt, zersetzt mit fremden Elementen und von allerlei Unkraut umrankt und überwuchert auf uns gelangt sind. Diese Dichtungen können mit Genuß nur in der alten Sprache gelesen und nur von Denjenigen verstanden und in ihrem Werthe erkannt werden, die das Wesentliche von dem Zufälligen, den echten tüchtigen Kern von fremden Auswüchsen und ungehörigen Zuthaten unterscheiden und trennen gelernt haben; nimmermehr aber können sie einem größeren Leserkreis, dem eben jene gelehrte Kenntniß und Uebung fehlt, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg in Uebersetzungen vorgeführt werden. Wer es dennoch unternimmt, legt dadurch kein glänzendes Zeugniß seiner Einsicht ab und wird die Liebe zur alten Literatur, statt sie zu wecken und zu fördern, im Keime ersticken.

Zu den Gedichten dieser Art, die, untauglich zu Uebersetzungen, freie Umdichtungen verdienen, gehören alle die zahlreichen, den Amelungen-Sagenkreis bildenden volksmäßigen Epen, deren leuchtender Mittelpunkt Dietrich von Bern (Verona) ist, jener gewaltige Ostgothenkönig Theoderich, dessen Andenken bis in die Neuzeit in den Völkern des südwestlichen Deutschlands lebendig blieb und noch jetzt nicht völlig verklungen ist; sodann diejenigen, welche, wie Biterolf und Dietleib und der große Rosengarten von Worms, die rheinischen und hunnischen Helden zusammenführen oder die burgundische und ostgothische Sage vermischen und verknüpfen; endlich jene merkwürdige Trilogie aus dem gothisch-langobardischen Sagenkreise: König Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, die uns nach Osten hin auf das glänzende Byzanz den Blick eröffnen und uns in weiter dämmernder Ferne das Hochland Asiens, die Wiege der germanischen Völker, erkennen lassen.

Wie im Märchen vom Dornröschen der König und die Königin jeden Tag sprachen: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und immer keins kriegten, so hören wir häufig auch unsere Dichter klagen: „Wenn wir nur epische Stoffe hätten!“ und sie finden sie nicht und sehen sie nicht, obschon in den genannten alten Dichtungen und in zahlreichen anderen Sagen, die in alter Zeit keinen dichterischen Bearbeiter gefunden haben (wir erinnern hier nur beispielsweise an die Sage von Otto dem Schütz, die Kinkel mit so viel Glück und Geschick bearbeitet hat), die dankbarsten Stoffe in Fülle vorliegen und es nur eines muthigen geschickten Griffes bedarf, um zu haben, was man verlangt. Allerdings gehört, um diese versunkenen Schätze zu heben und sie in neuem Glanze strahlen zu lassen, daß man nicht nur mit wirklichem poetischem Talente begabt ist, sondern auch in den alten Schriften, aus denen der Geist der Vorzeit zu uns spricht, lesen gelernt hat; denn nicht ohne Mühe und Anstrengung darf man zu jenen Kleinodien vorzudringen und sie zu erfassen wähnen, deren Zugang Unkraut und Dornen wehren. Wenn aber über kurz oder lang einmal der Rechte kommt, der durch die strenge Schule ernster Forschung gegangen ist und auf dessen Stirne die Gottheit ihren Stempel gedrückt, dem wird

Digitized by Google

sich die Dornhecke wie von selbst öffnen, der wird das verzauberte Königskind durch seine Umarmung zu neuem Leben erwecken, und wir werden dann nicht mehr zu beklagen haben, daß unserer Zeit die nationale Epopöe versagt ist.

Wenn ich mich nicht ganz täusche, so ist der, von dem wir in der angedeuteten Weise die Wiedergeburt unserer alten volksmäßigen Heldendichtung erwarten dürfen, schon gekommen, oder sollte er es nicht selbst sein, so ist er doch gewiß dessen Vorläufer, der jenem die Wege ebnen wird, die zum Ziele führen. Ich meine den Verfasser des in der Ueberschrift genannten kleinen epischen Gedichtes von Hugdietrichs Brautfahrt, Wilhelm Hertz. Wir begegnen diesem jungen schwäbischen Dichter, der gegenwärtig als Privatdozent der deutschen Literatur in München lebt, hier nicht zum ersten Male. Schon vor zwei Jahren ist er mit einem epischen Gedichte, „Lanzelot und Ginevra" (Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1860) hervorgetreten, das nicht ohne Beifall und Anerkennung aufgenommen wurde. Aber wie sehr auch dieser Versuch, die alte bretonische Sage in einer dem Geschmacke unserer Zeit zusagenden Weise zu erneuern, vom Erzählertalent und der dichterischen Begabung des Verfassers zeugte, so war doch die Wahl des Stoffes insofern keine glückliche, als auf dem Gebiete des Artus-Sagenkreises für unsere Dichter keine Lorbeern zu holen sind und selbst das eminenteste Talent sich vergebens abmühen wird, diesen nebelhaften, schemenartigen Gestalten einer frostigen und matten Einbildungskraft Leben einzuhauchen. Dieser ersten selbstständigen Dichtung folgten in diesem und im verflossenen Jahre Uebersetzungen des ältesten französischen Epos, des „Rolands-Liedes" (Stuttgart, Cotta, 1861), und der poetischen Erzählungen der Marie de France (Stuttgart, A. Kröner, 1862), Uebersetzungen, die des Verfassers Befähigung zu solchen Arbeiten im hellsten Lichte erscheinen lassen und sich dem Besten zur Seite stellen, was Deutschland jemals in dieser Kunst geleistet hat.

Weit überwogen aber werden diese Arbeiten und Versuche, die wir als Vorschule, als Vorübungen zu Besserem und Größerem betrachten dürfen, durch das Eingangs genannte Gedicht, das uns zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßt hat. Hier finden wir den Dichter in seinem wahren Element und sehen ihn frei und schön die Schwingen seines Geistes entfalten. Es ist nur ein kleines, nicht viel über fünfzig Seiten in Miniaturformat umfassendes Ding, das uns hier dargeboten wird; aber es ist eine der anmuthigsten, reizendsten Dichtungen, die wir in unserer ganzen Literatur kennen. Das ist der rechte Weg, das die richtige Art, unsere alten Epen und Sagen zu verjüngen und dem Volke wiederum ans Herz zu legen, und mit lauter Freude begrüßen wir diesen ersten, frischen, trefflich gelungenen Wurf.

Das mittelhochdeutsche Gedicht, das dem Verfasser als Quelle gedient, bildet in der oben angeführten Trilogie des gothisch-langobardischen Sagenkreises das Mittelstück. Es ist unter den vorhandenen volksmäßigen Epen an Umfang eines der kleinsten und zählt kaum über tausend Langzeilen in der entstellten Nibelungen-Strophe, dem sogenannten Hildebrands-Ton. Obwohl auf uralten Sagen-Elementen beruhend, hat es doch die gegenwärtige Gestalt nicht vor höchstens dem Ende des 13. Jahrhunderts

Digitized by Google

empfangen und trägt daher die unvermeidlichen Spuren dieser Entstehungszeit nur zu deutlich an sich. Zwar fehlt es dem Vortrag nicht an einer gewissen Naivetät und Innigkeit, doch darf man diese mehr auf Rechnung des Stoffes als des Verfassers setzen: im Ganzen ist die Darstellung bänkelsängerisch unbeholfen, ohne Schwung und Leben, und von der Kunst, die wir im „Nibelungen-Liede" bewundern, hatte der Dichter kaum mehr eine Ahnung.

Dieser Erzählung nun ist Wilhelm Hertz in allen wesentlichen Punkten treu gefolgt. Aber was hat er daraus zu machen verstanden! Zuerst muß lobend hervorgehoben werden, daß er die Strophenform des Originals, die, in die Länge gehört, eintönig wird (wen hätte die durch die sechs Bände des Simrock'schen Heldenbuches laufende Wiederholung eines und desselben Tones nicht schon zum Sterben gelangweilt?), mit Einsicht und feinem Takt aufgegeben und zum altgermanischen epischen Verse, der durch den Reim in zwei gleiche Hälften geschiedenen Langzeile, gegriffen hat. Der gesunde Sinn und Geschmack und das dichterische Verständniß, von dem schon diese Wahl des Versmaßes Zeugniß gibt, bewährt sich auch in allem Uebrigen. Es ist dieselbe einfache Geschichte hier wie dort, und doch welch ein gewaltiger Unterschied! Während dort das Ganze wie unter einem trüben Schleier liegt, lacht hier alles in Morgenfrische und Sonnenschein; statt der dort langsam, träg und einförmig dahinschreitenden Erzählung, herrscht hier überall frisches Leben und Bewegung. Die Gestalten, die im alten Gedichte, kalt, gleichgiltig, schattenhaft, wie sie sind, uns kaum ein Interesse abzugewinnen vermögen, hat die Hand unseres Dichters (man vergleiche nur den Berchtung von Meran, den König Walmund und dessen Gattin Liebgart), indem er sie individualisirte, uns menschlich nahegerückt, wir fühlen ihren raschen, warmen Pulsschlag, und in die Rührung läßt der Humor, der dem Verfasser des Originals fast fremd ist, seine neckenden Lichter spielen. Dazu tritt an die Stelle der trockenen schwunglosen Darstellung hier ein Flug der Gedanken, ein süßer Wohllaut der Rede, dem man es wohl anfühlt, daß der Verfasser den unübertroffenen Altmeister Gottfried von Straßburg kennt und liebt: wie Perlen quellen ihm Verse und Reime von seltener Reinheit des Baues und Klanges vom Munde. Der müßte ein lederner Geselle sein, dem bei der Lektüre dieses Gedichtes nicht das Herz aufginge, der sich nicht angemuthet fühlte von der jugendlichen Frische und Innigkeit, die das Ganze durchzieht.

Eine kurze Inhaltsangabe und einige eingestreute Proben werden dem etwaigen Vorwurfe der Ueberschwänglichkeit meines Lobes wehren.

König Walmund (im Original: Walgunt), alt und müde geworden von manchem Streit und Kampf, hält seine schön heranblühende Tochter Hildegart in eifersüchtiger Liebeshut zu Salneck in einem Thurme vor aller Welt verschlossen, schwörend:

Sein Kind, so lang er noch am Leben,
An keinen Freier zu vergeben.

Digitized by Google

Sie blieb dem Hofgelag der Herr'n,
Blieb jedem Tanz und Festspiel fern;
Sie saß auf ihrem Thurm allein
Und fütterte Waldvögelein;
Sie lauschte, wie die Fluth sich brach
Und sah den weißen Wolken nach.
So schwanden ohne Klage
Wunschlose Jugendtage.
Doch kam ein Frühling blüthenschwer,
Da ward sie stiller mehr und mehr;
Sie fühlte mit verschämtem Beben
In zarter Brust ein knospend Leben,
Und sah sein ahnungsreiches Walten
In holden Räthseln sich entfalten:
Dann barg sie vor des Tages Schein
Sich in ihr dämmernd Kämmerlein.
Oft, wenn sie sang zum Harfenklang,
Ward ihr das Herz so sterbensbang:
Sie wünscht — und weiß nicht, was ihr fehlt;
Sie seufzt — und weiß nicht, was sie quält,
Ausweinend in bekämpften Thränen
Ein weiches, unverstand'nes Sehnen.

Die Kunde von ihrer wunderbaren Schönheit dringt weithin in alle Lande und weckt in dem Herzen des jungen, kaum zur Mannheit erblühten Königs von Byzanz, Hugdietrich, glühende Liebe zu dem nie geschauten Königskind. Nach manchen Plänen die Hut zu brechen und durch Güte oder Gewalt das Mädchen zu gewinnen, räth ihm sein alter Erzieher und Waffenmeister Berchtung, nachdem er ihm das Thörichte und Erfolglose seiner eigenen Pläne dargethan, sich als Jungfrau zu verkleiden und in dieser Gestalt durch List den Zutritt zum Thurme zu verschaffen. Zu diesem Behufe läßt sich Hugdietrich durch eine Meerminne Waghilde — die Schilderung, wie er sie am Strande ruft und sie ihn in die Grotte trägt, wo der Nixen Schaar am Webstuhl sitzt, ist reizend — im Spinnen und Weben unterrichten und fährt, von Berchtung begleitet, in Mädchenkleidung nach Salneck, dort vorgebend, daß er Hildegund, die Schwester Hugdietrichs, sei, und, um der Verbindung mit einem ungeliebten Mann zu entgehen, auf heimlicher Flucht hier Schutz und Obdach suche. Von König Walmund freundlich aufgenommen, weiß sich nach Berchtungs Abfahrt, der in zwölf Monden wieder zu kommen verspricht, der mädchenhafte Jüngling durch sein liebenswürdiges Benehmen und durch die unerhörte Kunst, womit er der Königin ein Festgewand, dem König eine Perlenhaube webt und stickt, bei diesem derart in Gunst zu setzen, daß er ihn, trotz der Abmahnungen der mißtrauischen, scharfblickenden Mutter, selbst auf den Thurm zu seiner Tochter führt, damit er auch sie in der kunstvollen Fertigkeit unterrichte.

Oft lehnt beim Hinaufsteigen der Greis sich an die Mauer:

Hugdietrich geht daneben
In ungeduld'gem Beben.

Digitized by Google

Dumpf hört er alle Pulse schlagen,
Er schwankt in Hoffen und Verzagen:
Da klirrt das Schloß, die Thüre knarrt,
Und vor ihm saß Jung-Hildegart,
Sie saß im Morgenlichte
Mit freud'gem Angesichte.
Ein schlichtes weißes Hausgewand
Hielt weich den schlanken Leib umspannt;
Sie trug kein Gold als ihre Locken
Und schwang die Spindel um den Rocken.

Indem König Walmund seiner Tochter das fremde Königsfräulein als künftige Genossin vorstellt und viel zu sagen weiß von ihres Bruders Glanz und Macht und wie sie Berchtung hergebracht und von der prächtigen Perlenhaube, schließt er seine Rede:

— „Drum halte sie in Ehren,
Sie wird Dich fromme Künste lehren."
Hugdietrich stand indessen
In seligem Vergessen.
Er hängt an ihrem Angesicht,
Und all sein Herz wird still und licht:
Ihn rührt mit friedlicher Gewalt
Die süße züchtige Gestalt.
Sie naht, es streift ihn ihr Gewand,
Sie reicht zutraulich ihm die Hand
Und lacht ihn an mit holdem Mund:
„Bleibst Du bei mir, Schön-Hildegund?"
Er sprach: „Dies ist mein einz'ges Streben!
Gern dien' ich Euch mein ganzes Leben."

Das nun beginnende ungestörte Zusammenleben des holden Paares, das Erwachen der Liebe in ihrer, das Aufflammen der Leidenschaft in seiner Brust, und was darauf erfolgt, ist mit vollendeter Meisterschaft und mit einer keuschen Züchtigkeit geschildert, wie es nach Gottfried von Straßburg bis dahin keinem Zweiten mehr gelungen ist. Zum Belege nur ein paar Stellen:

Zu Salneck auf der hohen Wart
Saß Hildegund mit Hildegart.
In gleich, gemeß'nem Bogen
Die flinken Schifflein flogen,
Und fleißig hallte manchen Tag
Eintönig fort des Webstuhls Schlag.
Doch bei der Sonne Scheiden
Da rasteten die Beiden
Und sahen durch die dunkle Fluth
Manch Segel zieh'n in Abendgluth.
Sie lehnten Wang' an Wange
Mit lieblichem Gesange,
Und in der Dämm'rung hub sodann
Hugdietrich zu erzählen an

Digitized by Google

Von ferner Länder Wunderpracht,
Von Meerfahrt und von Reckenschlacht,
Von treuer Liebe Sagen
Aus liederreichen Tagen.
Das Mägdlein war des Staunens voll,
Wenn ihm das Wort vom Munde quoll,
Und hat entzückt durch manche Nacht
Den schönen Mähren nachgedacht.

Und als dann der Dichter die Vereinigung der beiden Liebenden geschildert und hinzugefügt:

Sie schweigen still, — so schweig ich auch,

bricht er mit hinreißendem Schwung in die Worte aus:

Und würd' auch meine Rede blüh'n
Gleich Rosen in des Maien Grün,
Und wären die Gedanken mein
Wie Morgenluft und Sonnenschein, —
Ich könnt' Euch doch nicht Kunde sagen
Von jenen gold'nen Liebestagen.
Und wär mein Athem Harfenklang
Und meine Stimme Lerchensang, —
Ich könnte stammelnd nur erzählen
Vom Jubelhall der jungen Seelen. —
O Wunderzeit, du fliehst dem Sinn
Unfaßbar, unaussprechlich hin,
Und nur, wenn lange du entschwunden,
Mag dich ein klagend Lied bekunden.

Das Jahr ging zur Neige:

Der Winterschnee bedeckte tief
Das Saatkorn, das im Dunkeln schlief;
Doch als auf Wald und Auen
Das Eis begann zu thauen, —
Da hub sichs mälig an zu regen
Und wuchs und drängt dem Licht entgegen.

Gar oft traf Hugdietrich sein Lieb in stummen Thränen an. Er hob ihr bleiches Angesicht und suchte sie mit den Worten zu trösten, daß sie bald vor aller Welt sein Weib werden solle, wie sie es vor Gott allein bisher gewesen.

Sie lauschte gern des Freundes Wort,
Doch sprach sie nicht und weinte fort.

Da kommt der Verabredung gemäß Berchtung, um das Fräulein zu ihrem angeblichen Bruder, dessen Zorn längst gestillt, heimzuführen. Hugdietrich läßt die Geliebte unter der Obhut des ins Vertrauen gezogenen Thurmwartes zurück und tröstet die erbleichend in seinem Arm Hängende mit dem Versprechen, bald mit tausend Masten wiederzukehren und offen, als König, die Braut zu holen, die ihm der Himmel angetraut.

Mit in Thränen brechendem Auge blickt die Verlassene dem Segel nach und bricht unter der Macht ihres Leides und Jammers zusammen. Sie gebiert einen

Digitized by Google

schönen Knaben, den sie, um ihn vor den Augen ihres Vaters zu bergen, unter Beihilfe der Thürmersfrau an einem Seile in den Zwinger hinabläßt. Dort findet ihn eine Wölfin, die ihn zu ihren Jungen trägt und mit diesen säugt und nährt. Als König Walmund nach Wochen auf die Jagd auszieht, erblickt er im Walde den Knaben, jagt ihn der Wölfin ab, nimmt das ihn anlachende Kind liebkosend heim und schickt es durch die Königin seiner kranken trauernden Tochter zum Trost und zur Erheiterung. Da ward

Des Fräuleins müdes Angesicht
Plötzlich Leben, Lust und Licht;
In Angst und Hoffen bebt ihr Sinn,
Sie reißt das Knäblein zu sich hin:
Sie sieht die frischen Glieder,
Die frohen Augen wieder,
Sie sieht den Stern auf seinem Rücken —
Und lacht und weinet vor Entzücken.

In ihrer Herzensfreude vertraut sie ihrer Mutter das Geheimniß und diese theilt es frühmorgens unter beschwichtigenden Worten dem Gemahl mit.

Der Alte fuhr im Bett empor,
Ihm braust es wie ein Schlag im Ohr:
„Herr Gott, behüt uns allerwegen,
Das ist ein schöner Morgensegen!“

Ergrimmt und brummend stieg er zu des Fräuleins Thurm hinauf,

Mit schlimmen Worten sie zu grüßen.
Doch sie fällt weinend ihm zu Füßen,
Bestürmt mit süßem Laut sein Ohr
Und hält ihr lichtes Kind empor.
Er ballt die Faust, beginnt zu schelten:
„Mag Dir's Dein eigen Kind vergelten — “
Ihm stockt der Fluch· das Knäblein zart
Greift ihm mit Lächeln in den Bart,
Sein Herz erweicht, er muß sich wenden
Und deckt die Augen mit den Händen.

Da hallt Getös vom Strande und heran reitet Herzog Berchtung von Meran, um im Namen Hugdietrichs in allen Ehren um Hildegarts Hand zu werben. Während Walmund den Brautwerber schnöde abweist,

Zieht dort ein Mastenwald daher,
Und kommt, bereit zum Streite,
Ein trotzig Brautgeleite. —
Da zieh'n heran im Wellenbraus
Bewehrte Schiffe sonder Zahl.
Das Erz erglänzt im Morgenstrahl,
Die weißen Segel bauschen,
Die starken Ruder rauschen,
Und rings erwacht der Wiederhall
Von Flöten- und Posaunenschall.

Digitized by Google

Den ersten Schiffbord überdacht
Ein Baldachin in güld'ner Pracht,
Und vorne steht im Waffenglanz
Der junge König von Byzanz
Im Kreise froher Gäste
Geschmückt zum Hochzeitsfeste.
Er hebt das Haupt empor zu spähen:
Die Krone blitzt, die Locken wehen.

Da ruft König Walmund, einsehend, daß er mit seinen alten Schwertmagen[1] der Uebermacht nicht zu widerstehen vermöge, ergrimmt aus:

„Ich schwur, mein Kind nicht zu vergeben,
Und thu's auch nicht in meinem Leben.
Doch nimmt ein Dieb sie raubweis mit,
So bin ich meines Eides quitt."

Lachend rief Berchtung dem querfeldein Reitenden nach:

„Herr Walmund reitet sachte!
Man wird Euch wieder holen,
Sobald die Braut gestohlen,
Daß Ihr wie sich's gebühret,
Den Hochzeitsreigen führet."

Die Schlußzeilen lauten:

Es lebte d'rauf das junge Paar
Vereint manch liebes langes Jahr
In Freuden bis zum Grabe.
Wolfdietrich hieß ihr Knabe,
Welch' mächt'ger Streiter er gewesen,
Mögt ihr im Heldenbuche lesen.

Diese gedrängte Inhaltsangabe sammt den ausgehobenen Stellen werden hinreichen, um einerseits unser Urtheil zu rechtfertigen, andererseits den Leser zu reizen, daß er das Büchlein selbst zur Hand nimmt, welches uns das zuerst im Münchner Dichterbuch erschienene Gedicht in einem zierlichen Sonderabdruck vorführt.

Möge der allgemeine Beifall, der ihm nicht entgehen wird, den trefflichen Dichter ermuntern, seine Liebe und Sorgfalt in derselben ausgezeichneten Weise noch anderen Sagen und Mähren der Vorzeit zuzuwenden. Dieselben in neuer Gestalt, in voller Frische und Schönheit wieder erstehen zu lassen, ist er durch sein ungemeines dichterisches Talent sowohl, als durch seine Studien im Gebiete des deutschen Alterthums vor Anderen befähigt und berufen.

Wien, 22. Dezember 1862.

Franz Pfeiffer.

1 Das heißt: Waffengenossen. Im Gedichte steht auffallender Weise: Schwartenmagen, ein unglücklicher Ausdruck, der in der Heimath des Verfassers Lachen erregen wird und sich leicht hätte vermeiden lassen. In Schwaben ist nemlich „Schwartenmagen" ungefähr, was man in Wien „ungarisches Reppuhn" heißt.

Digitized by Google

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Von Alfred Ritter v. Arneth.

(Erster Band 1740 — 1741. Wien 1863.)

E. v. T. Die literarische Kritik erfüllt in mehr als einem Sinne eine Art von Ehrenpflicht, wenn sie das große Publikum so rasch als möglich auf Herrn v. Arneths neuestes Werk aufmerksam macht. Es ist nicht die Bedeutung des Gegenstandes, eines Gegenstandes, der, wie fast kein anderer in der österreichischen Geschichte, dem Herzen Aller theuer ist, die Sinn und Liebe für dieselbe im Herzen tragen, nicht die Mühe und Sorgfalt allein, die Wärme, mit welcher der Verfasser den Stoff behandelt hat, die diesen Ausspruch rechtfertigen, es ist vor allem der Umstand, daß wir es hier mit den ersten schönen Erfolgen einer Lebensaufgabe einer geistigen Arbeit zu thun haben, für welche der Verfasser seine volle Thätigkeit, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen entschlossen ist. Je mehr sich allenthalben in unseren Tagen geistige Kräfte zerstreuen und unter dem Einflusse der vielbewegten bunten Verhältnisse des äußeren Lebens verflüchtigen, je seltener wir jener energischen Konzentration auf einen Gegenstand begegnen, die so recht ein Charakteristikon der alten deutschen Gelehrtenarbeit ist, desto erfreulicher ist es, einen Geschichtschreiber wie Herrn von Arneth in dieser Weise von der Bedeutung der Aufgabe erfüllt zu sehen, die seinen Neigungen wie seinen Fähigkeiten so gänzlich entspricht.

Auch mit der Theilung der Arbeit, wie sie Herr von Arneth vorgenommen, können wir uns nur einverstanden erklären. Wollen wir auch den trüben Gedanken, die er andeutet, nicht Raum geben, als ob seine geistige Kraft, die Lebensdauer, die ihm gegönnt ist, nicht ausreichen würden, um das Werk zum Abschluß zu bringen, hoffen wir vielmehr von ganzem Herzen, daß es nicht sein letztes, selbst nicht sein bestes Werk sein werde, so darf man sich doch wohl auch an den einzelnen Abschnitten einer so umfassenden Arbeit erfreuen, und das Interesse an dem Ganzen wird durch das Erscheinen der einzelnen Theile eher erhöht, als abgeschwächt. Die Eintheilung zudem scheint uns auf das Glücklichste gewählt zu sein. Wie die Vorrede berichtet, gedenkt Herr von Arneth die ganze Regierungszeit Maria Theresia's in vier einzelnen Epochen zu behandeln, deren jede Gegenstand einer abgesonderten Publikation werden soll. Die erste Periode wird die Zeit vom Regierungsantritte Maria Theresia's bis zur Beendigung des Kampfes um das Erbe des Hauses Habsburg, also bis zum Abschlusse des Aachner Friedens, enthalten. Die zweite Abtheilung soll die Epoche vom Jahre 1748 bis zum Jahre 1756, mithin den Zeitraum umfassen, in welchem sowohl die Grundlagen zu den später in noch großartigerem Maße ausgeführten Reformen im Innern der Monarchie gelegt wurden, als auch durch die Annäherung an Frankreich und durch die Entfremdung der Seemächte eine gänzliche Aenderung der österreichischen Politik nach Außen eintrat. In der dritten Abtheilung werden die Ereignisse des siebenjährigen Krieges zur Darstellung gelangen, und die vierte und letzte Epoche soll die Zeit vom Hubertsburger Frieden

Digitized by Google

bis zum Tode Maria Thereſia's, ſiebzehn Jahre voll raſtloſer Geiſtesarbeit der Kaiſerin zum Wohle ihrer Länder enthalten.

So weit das Programm des Herrn v. Arneth, das auf Grundlage der Ueberſicht aufgebaut iſt, welche er jetzt ſchon über den geiſtigen Kern des reichen Materiales, das ihm zu Gebote ſteht, gewonnen hat. Die Literatur über Maria Thereſia iſt im Ganzen eine dürftige. Kaum iſt für die wiſſenſchaftliche Darſtellung ihres Lebens etwas mehr als ein Anlauf genommen worden. Die Adam Wolf'ſchen und Karajan'ſchen Publikationen ſind dankenswerth aber kaum ausreichend, das Gfrörer'ſche Buch bietet viel Werthvolles, — eine der Sache und der Perſon vollkommen entſprechende Verarbeitung vermögen wir in dem Allen nicht zu erkennen. Arneth hat, was die Durchforſchung und Verarbeitung urkundlichen Materiales anbelangt, vielfach völlig neuen Boden zu betreten gehabt. In hohem Grade ergiebige Ausbeute boten die reichen handſchriftlichen Schätze des kaiſ. Haus-, Hof- und Staatsarchives und des Kriegsarchives. Werthvolle Mittheilungen wurden dem Verfaſſer auch aus den Archiven des Staatsminiſteriums, der k. ungariſchen Hofkanzlei und des Miniſteriums der Finanzen, dann aus verſchiedenen Privatarchiven, insbeſondere denen der Fürſten Colloredo und Kinsky, der Grafen Enzenberg, Harrach, Tarouka, Thurn, Wratislaw, des Freiherrn v. Bartenſtein und des Chorſtiftes St. Florian gemacht; den höchſten Werth aber legt er auf die „unſchätzbaren Aufſchlüſſe", welche im höheren Grade noch als die im Staatsarchive aufbewahrten Finalrelationen der venetianiſchen Botſchafter am Wiener Hofe die in dem Generalarchive zu Venedig befindlichen, in ununterbrochener Reihe fortgeführten allwochentlichen Berichte jener Botſchafter an die Signorie gewährten. „Die kriegeriſchen Ereigniſſe, die Wandlungen in der Politik und die Reformen im Innern werden darin von tiefeingeweihten Perſonen mit einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit beſprochen, welche dieſe Berichte als eine wahrhaft unvergleichliche Fundgrube der intereſſanteſten Aufklärungen erſcheinen laſſen."

Die Früchte der umfaſſendſten Durchforſchung dieſes Materiales ſind ſchon in dem vorliegenden erſten Bande, auf deſſen reichen Inhalt wir noch zurückkommen, erkennbar. Ein weſentliches, vielleicht das weſentlichſte Verdienſt desſelben, müſſen wir jetzt ſchon andeuten. Herr v. Arneth iſt von der Biographie, von der Betrachtung eines konkreten und individuellen Lebens zu allgemeinerer Anſchauung der geſchichtlichen Verhältniſſe gekommen. Das hat ſein Mißliches. Im Starhemberg, zum Theil noch im Prinzen Eugen, überwog das biographiſche Intereſſe und der Werth der biographiſchen Darſtellung bei weitem das politiſche Intereſſe, den Werth der hiſtoriſchen Darſtellung. So weit wir bis jetzt ſeine Geſchichte Maria Thereſia's überblicken können, iſt dies nicht der Fall. Schilderungen, wie die des dritten und vierten Kapitels, reihen ſich dem Beſten an, das auf ähnlichen Gebieten geleiſtet worden iſt, und die Behandlung der inneren Verhältniſſe läßt in Arneth einen Geſchichtſchreiber erkennen, dem es ernſt iſt mit dem Worte, es ſei die ſchönſte Aufgabe der Geſchichte, durch Erforſchung der Vergangenheit eine Lehrerin der Gegenwart zu ſein.

Digitized by Google

Das Erziehungs- und Unterrichtswesen auf der Londoner Weltausstellung.

I.

England.

Bei den sehr divergirenden Ansichten über die Zweckmäßigkeit einer Vertretung des Erziehungs- und Unterrichtswesens in einer Industrie-Ausstellung und bei dem Umstande, daß vom Londoner Centralkomité die Einladung zu einer Exposition von Schul- und Unterrichtsgegenständen erst nachträglich erfolgt war, lag die Vermuthung nahe, es werde das Unterrichtswesen in dem Industriepalaste zu South-Kensington nur durch sehr wenige Einsendungen repräsentirt sein, so daß die 29. Klasse, anstatt einen Ehrenplatz einzunehmen, neben der reichen Mannigfaltigkeit und dem blendenden Glanze der meisten anderen Klassen ganz unbeachtet bleiben werde. Wider Erwarten jedoch erfolgten von fast allen Staaten, in welchen das Schulwesen einen höheren Grad der Entwicklung erreicht hat, zahlreiche Einsendungen, und die 29. Klasse war in Folge dessen nicht nur geeignet die vollste Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich zu lenken, sondern im Einzelnen sogar im Stande, das große Publikum zur Betrachtung anzuregen. Letzteres würde in einem noch viel höheren Maße geschehen sein als es wirklich der Fall war, wenn der Ausstellungshof der 29. Klasse, wie es ursprünglich im Plane des englischen Komité's gelegen war, ein internationaler gewesen wäre; denn es würde dann die Ausstellung einen größeren Masseneindruck gemacht und zugleich die beste Gelegenheit geboten haben, die von den verschiedenen Ländern exponirten Schulgegenstände leicht unter einander zu vergleichen. Leider scheiterte der Plan an dem Widerstande der fremden Kommissäre, und es erhielt daher jedes Land seine separate Unterrichts-Ausstellung; ja selbst diese war nicht bei allen Ländern einheitlich angeordnet, indem die in die 29. Klasse gehörigen Objekte mitunter räumlich getrennt und sogar in verschiedene Klassen katalogisirt waren.

England hatte so zu sagen ausschließlich Spielzeuge, Lehrmittel, Schul-Einrichtungsstücke, Pläne und Modelle von Schul-Lokalitäten ausgestellt; man wurde fast durchgehends an die im Kensington-Museum vorhandene reiche Sammlung solcher Objekte gemahnt. Unter den Spielzeugen kam Vieles vor, welches beim Unterrichte in den Kleinkinderbewahranstalten benutzt wird; daß die zum Cricket gehörigen Apparate in größter Auswahl vertreten waren, versteht sich bei der großen Vorliebe der Engländer für dieses Spiel von selbst.

Besondere Beachtung fanden in dieser Abtheilung die plastischen Figuren und Wandtafeln des Dr. M. Roth, welche die einfachen Stellungen und Bewegungen des menschlichen Körpers darstellen, und die Anleitung zu den gymnastischen Uebungen erleichtern und speziell den gymnastischen Unterricht der Blinden, Tauben, und Stummen fördern sollen. Einige dieser plastischen Figuren sind bestimmt, die

Digitized by Google

Anwendung der Gymnastik zu künstlerischen Zwecken darzuthun, da sie auf ihrer höchsten Stufe als „ästhetische Gymnastik" Gefühle, Affekte und Gedanken durch Stellungen und Bewegungen auszudrücken lehrt. Dr. Roth ist unter Anderm auch Gründer der im Jahre 1857 entstandenen „Ladies' Sanitary Association". Diese Gesellschaft sucht die physische Erziehung durch körperliche Uebungen zu befördern und zur Verbreitung sanitärer Kenntnisse beizutragen.

In den englischen Schulen wird auf den Anschauungsunterricht ein sehr großes Gewicht gelegt; in dem Lektionsplane einer jeden Schule kommen die sogenannten „lessons on objects" vor, welche dazu bestimmt sind, die das Kind umgebenden Gegenstände und deren Benutzung kennen zu lehren. Von Wandtafeln, Modellen und all dem, was zur Veranschaulichung dient, wird bei jedem Unterricht, den Religionsunterricht nicht einmal ausgenommen, der umfassendste Gebrauch gemacht.

In der englischen Unterrichtsabtheilung waren daher in der angedeuteten Richtung vortreffliche Lehrmittel zu finden. Die von den Verlegern Darton u. Hodge, Day u. Son, James Reynolds, Johnston, James Gordon, Mackie ausgestellten Wandtafeln und Bildwerke erinnerten daran, daß ähnliche Verlagsartikel bei uns fast gänzlich fehlen, daß sich bei uns der Lehrer mit mühsam angefertigten Handzeichnungen behelfen muß, will er ein so gutes Lehrmittel nicht entbehren. Namentlich hervorzuheben sind die zoologischen Diagramme von Patterson, die botanischen von Henslow, beide publizirt von Day u. Son, die bei Reynolds erschienenen Diagramme für Mechanik, physische Geographie u. dgl, die physikalischen und physiologischen Diagramme von Johnston, die von Darton und Hodge ausgestellten Tafeln über die Verwendungen der wichtigsten Naturprodukte aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Eigenthümlich sind die von James Gordon exponirten technologischen Karten (Object lesson Cards) über das Pflanzenreich. Eine dieser Karten betrifft z. B. den Weizen, an ihr sind mehrere Aehren, Biskuit, Macaroni, Flechtwerk und Papier aus Weizenstroh in natura befestigt und darunter steht der erklärende Text. Von Myers u. Komp. lagen Miniaturmodelle von Werkzeugen vor, welche für je ein Gewerbe auf einem Täfelchen zusammengestellt sind. Auch waren Wandtafeln für den Gesangsunterricht exponirt; denn schon in den Kleinkinderschulen wird der Gesang fleißig gepflegt. Unter den geographischen Lehrmitteln müssen besonders hervorgehoben werden: die Landkarten von Stanford und Nelson, die schönen großen Globen von Nelson und Smith, die Globen aus aufgeblasenem Kautschuk von Macintosh und die Hemisphären von Abbatt, welche in einer eigenthümlichen Weise projicirt sind, so daß der Eindruck der Kugelgestalt nicht verloren geht. Naturalien hatten Ashmead und Wright ausgestellt, dieser eine sehr schöne Kollektion von mineralogischen und geologischen Objekten, jener eine Suite ausgestopfter britischer Vögel, welche sehr instruktiv war, weil sie zugleich die Form und die Art des Vorkommens der Nester zeigte. An Lehrapparaten für die Physik und Mechanik war in der 29. Klasse von England nichts Bedeutendes vorhanden.

Bekanntlich ist der Unterricht in England fast ausschließlich Privaten überlassen. Erst in der jüngsten Zeit ist im Parlamente eine Reform des Unterrichts-

Digitized by Google

wesens angeregt worden, in Folge dessen in Zukunft auch eine Aenderung in der Stellung der Schule zum Staate eintreten dürfte; worin diese Reform bestehen wird, weiß man noch nicht, weil das Parlament bisher sich darauf beschränkt hat, die gesammten auf das Unterrichtswesen Bezug habenden Akten sammeln zu lassen. Es bestehen bis nun in England Gesellschaften, welche für Erziehung und Unterricht durch Errichtung von Schulen, durch Heranbildung von Lehrern und Verbreitung von Büchern Sorge tragen; ich nenne hier nur die Britisch- und Fremdenschul-, die Heimaths- und Kolonial-Schulgesellschaft, die Sonntagsschul-Union, die Gesellschaft zur Besserung verwahrloster Kinder, die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse, die Bibelgesellschaft u. s. w. Es würde zu weit führen, wenn ich über diese Gesellschaften Näheres anführen wollte. Ich will hier nur bemerken, daß jede der Schulgesellschaften theils Musterschulen gründet und unterhält, theils Schulen unterstützt, und daß jeder solche Verein zugleich einen eigenen Verlag hat, in welchem Bücher, Lehrmittel und alle anderen für eine Schule nothwendigen Einrichtungsstücke und Utensilien verkauft werden. Die Britisch- und Fremden-Schulgesellschaft die unter der besonderen Protektion der Königin Viktoria steht und deren Präsident der Earl Russell ist, wurde 1808 gegründet, unterhält in London eine Muster-Knabenschule, welche gegenwärtig von 611 Kindern, und eine Mädchenschule, welche von 369 Zöglingen besucht wird. In ihrem Normal-Colleges sind seit der Gründung der Gesellschaft bereits 3000 Lehrer und Lehrerinnen herangebildet worden. In der unmittelbaren Nachbarschaft von London werden 241 Schulen mit 30.840 Kindern nach dem Plane und den Grundsätzen der Gesellschaft geleitet. Die Gesellschaft für Heimaths- und Kolonialschulen besteht seit 1836 gleichfalls unter dem Schutze der Königin. Ihre Musterschule in London wird von 700 Kindern von zwei bis vierzehn Jahren besucht, und nebstdem befinden sich in derselben bei 200 erwachsene Mädchen, um zu Lehrerinnen ausgebildet zu werden.

Die meisten der genannten Gesellschaften hatten sich an der Unterrichtsausstellung theils mit Artikeln ihres Verlages, theils durch Pläne und Modelle ihrer Schulhäuser betheiligt, namentlich hatten sie an Büchern zahlreiche und interessante Beiträge geliefert. Die Sundayschool Society hatte nebstdem Wandtafeln und Karten für den biblischen Unterricht ausgestellt; diese Gesellschaft hat im Ganzen nur die Förderung der religiösen Erziehung im Auge. Die British and Foreign School, die Home and Colonial School Society hatten nebst Büchern, Wandtafeln und Karten auch eine große Auswahl von sehr zweckmäßigen Schulbänken, Schultischen u. dgl. exponirt und konkurrirten in den letzteren Artikeln entschieden mit den Herren Seaton und Hammer, welche in Schul-Einrichtungsstücken Vorzügliches leisten. Besonderes Interesse erregten die Pläne des Schulhauses der Home and Colonial School Society und das Modell der Besserungsanstalt der Reformatory and Refuge Union. Die erstere Schule ist nicht nur mit sehr geräumigen Unterrichtslokalitäten, sondern auch mit Spielplätzen hinreichend versehen, weil der Unterricht sowohl Vor- als Nachmittags durch Spiele oder gymnastische Uebungen im Hofe oder in gedeckten Räumen unterbrochen wird. Die Lehrsäle sind verhältnißmäßig groß, lassen sich aber durch

Digitized by Google

auf Schienen leicht verschiebbare Wände abtheilen, weil in einzelnen Gegenständen die Schüler verschiedenen Alters gemeinsam, in anderen Fächern aber gesondert unterrichtet werden. In dieser Schule ist auch das Fröbel'sche System der „Kindergärten" in Anwendung, welches in England überhaupt Verbreitung findet.

Das Modell, welches die Reformatory Union von ihrem Besserungshause ausgestellt hatte, war derartig eingerichtet, daß es einen ziemlich klaren Einblick in die Laufbahn jener verwahrlosten Straßenjungen gewährte, welche sich in London schaarenweise herumtreiben, welche aber in die Schule aufgenommen, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, in landwirthschaftlichen und anderen Arbeiten unterwiesen werden, damit sie später als Soldaten, Diener, Krämer u. dgl. im Lande ein gutes Fortkommen finden oder als tüchtige Kolonisten in ferne Länder entsendet werden können.

Für den Blindenunterricht waren ganz vortreffliche Artikel vorhanden; so die ausgezeichneten geographischen Lehrmittel, unter welchen ein großer Globus alle Anerkennung verdiente, mehrere Schreibmaschinen, geometrische Tafeln u. dgl. Herr Moon hatte verschiedene Lehrbücher für Blinde ausgestellt, unter diesen eine Geographie und ein biblisches Lexikon. Von mehreren Blindeninstituten waren sehr hübsche und solid gearbeitete Teppiche, Haar- und andere Flechtwaaren, Bürsten u. dgl. nebst Modellen der bei diesen Arbeiten angewendeten Geräthe ausgestellt. Wird noch erwähnt, daß unter den Verlegern, welche in der 29. Klasse ausgestellt haben, besonders die Herren Black, Griffith, Longman und Gordon hervorzuheben sind, so wäre das Wesentlichste über die englische Unterrichtsausstellung gesagt, wenn nicht noch die Betheiligung der Arundel-Gesellschaft an der 29. Klasse anzuführen wäre. Diese Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die besten und am wenigsten zugänglichen Kunstwerke der älteren italienischen Meister theils im Farbendruck, theils im Stich zu reproduziren. Aus den ausgestellten Objekten, welche einen anziehenden Theil des englischen Unterrichtshofes bildeten, ließen sich die schönsten Hoffnungen für das Wirken der Arundel-Gesellschaft schöpfen.

Priscae Latinitatis monumenta epigraphica.

Ad archetyporum fidem exemplis lithographis repraesentata edidit Fridericus Ritschelius.

Berolini apud Georgium Reimerum. MDCCCLXII.

Für die Erforschung der lateinischen Sprachgeschichte bieten die lateinischen Inschriften ein an Umfang und Werth unvergleichliches Rüstzeug. Das Leben der lateinischen Sprache beginnt nicht erst mit ihrer Ausbildung zur Literatur, und in Zeiten literarischer Blüthe hat das Latein sein gesondertes Leben geführt in der Sprache des Volkes, die eine so viel treuere Bewahrerin des Alten und Ursprünglichen ist als die den Rest des Alterthümlichen mehr und mehr abstreifende

Digitized by Google

Literatur. Nach beiden Seiten gewähren die lateinischen Inschriften durch nichts zu ersetzende Einblicke in die Entwicklung der lateinischen Sprache: sie führen uns noch ein beträchtliches Stück über die ersten Anfänge der Literatur hinauf und haben unschätzbare Proben lateinischer Volkssprache aufbewahrt. Aber auch von der Gestaltung der Sprache in den Jahrhunderten literarischer Bildung legen die Inschriften Zeugniß ab, das der handschriftlichen Ueberlieferung der Schriftstellertexte nicht nur nicht nachsteht, sondern an Treue und Zuverlässigkeit um Vieles überlegen ist.

Die Handschriften, auch die ältesten, sind durch Jahrhunderte von ihren Originalen getrennt: und während sie in Flexion und Schreibung der Wörter von dem Ursprünglichen Vieles erhalten, kann es nicht fehlen, daß sie zugleich die Spuren der Zeiten an sich tragen, in denen sie entstanden sind. In den Inschriften hingegen haben wir die Originale selbst und an ihnen ein unschätzbares Regulativ, um aus dem Schwanken und der Unsicherheit handschriftlicher Tradition hinaus auf festen Boden zu gelangen. Freilich muß man, um dies richtig zu würdigen, das hergebrachte Vorurtheil aufgeben, als ob aus der Beachtung orthographischer Eigenheiten der Wissenschaft der Sprache kein sonderliches Heil erwachsen könne: ein Vorurtheil, das lange genug der gründlichen und vollständigen Ausbeutung auch der durch Alter und Treue werthvollsten Handschriften entgegen gewesen und für die Inschriften noch in neuester Zeit in dem wegwerfenden Urtheil eines hervorragenden Kritikers Ausdruck gefunden hat. Die Elemente der Sprache sind die Laute: aus der Erforschung ihrer Geschichte baut sich das System der Grammatik auf; Zeugniß aber von den Wandlungen und Affektionen jener gibt uns die Schrift, gleichgiltig ob auf pergamentenen Blättern oder auf Stein und Erz: und jene sogenannten orthographischen Kleinigkeiten werden zu sprachlichen Thatsachen, deren wissenschaftliche Erkenntniß die Geschichte der Sprache ermöglicht.

Aber nicht blos dieses Vorurtheil, mehr noch der trostlose Zustand, in welchem sich bis auf die neueste Zeit die lateinische Epigraphik befand, hat der konsequenten und methodischen Ausbeutung der Inschriften für die Zwecke lateinischer Sprachforschung im Wege gestanden. Von der Fälschung, die hier wie nirgend sonst ihr Unwesen getrieben, zu schweigen, die Nachlässigkeit und das Ungeschick, womit alte Inschriften kopirt wurden, die Sorglosigkeit, mit welcher die einmal kopirten aus einem Thesaurus in den anderen übertragen, und unter dem Druck mit immer neuen Ungenauigkeiten und Mängeln ausgestattet wurden, endlich die, auf so unsicherer Grundlage geübte und die scharfen Grenzen handschriftlicher und inschriftlicher Kritik nicht gebührend respektirende Emsigkeit im Verbessern, haben die wissenschaftliche Benutzung der Inschriften allmälig zu einer ebenso schwierigen als bedenklichen Sache gemacht, und die Epigraphik, seitdem auch die Inschriften mit einer stattlichen varietas lectionis ausgerüstet werden mußten, um den so wesentlichen Vortheil urkundlicher Treue gebracht, die sie vor den Handschriften voraus hat.

Erst in dem letzten Jahrzehent hat auch die lateinische Epigraphik auf fester, methodischer Grundlage sich neu zu entwickeln, und, wie für so viele andere Zweige der

Digitized by Google

Alterthumskunde, so auch für die lateinische Grammatik, sich in reicherem Maße als vordem nutzbar zu machen begonnen. Das Verdienst, in den Inschriften der lateinischen Sprachgeschichte ein fast noch unangetastetes Gebiet erobert zu haben, gebührt Friedrich Ritschl.

Ausgegangen von der kritischen Rezension der Plautinischen Komödien, hat Ritschl, seit einem Dezennium, das Leben und die Geschichte der lateinischen Sprache mit der ihm eigenen Geistesenergie unablässig zu verfolgen sich zur Aufgabe gemacht. Was Grammatikerzeugnisse und Schriftstellertexte nicht zu gewähren vermochten, das sollte den Denkmälern auf Stein und Erz entlockt werden. Da es vor Allem darauf ankam, das Werden der Sprache, ihr Ringen nach fester Norm, in den Formen wie in der Schrift zu erforschen, so war Umfang und Ziel der Aufgabe in der Ausbeutung der monumentalen Urkunden aus den Jahrhunderten der römischen Republik bis in die Anfänge der Kaiserzeit gegeben. Mit dem Prinzipat des Augustus hat die lateinische Sprache in Formen und Schreibungen der Wörter im Allgemeinen eine gewisse Gleichmäßigkeit und Stabilität gewonnen, und von jetzt ab nehmen nicht so sehr die Wandelungen von Laut und Schrift als die Ausbildung des Latein zur Dichtersprache das Interesse des Forschers in Anspruch.

Das Ziel, die Inschriften innerhalb jener durch die Sache gesteckten Grenzen, wie in einem untrüglichen Urkundenbuch der Geschichte der lateinischen Sprache zusammenzuordnen, konnte mit bloßen Abschriften, und wären sie noch so genau, nicht völlig erreicht werden. Ein Zurückgehen auf die Originale war selbstverständlich bei der unglaublichen Unzuverlässigkeit früherer Publikationen von Inschriften, auch der alten und ältesten. Allein für den bezeichneten Zweck reichte es nicht aus, die auf den Steinen oder Erztafeln stehenden Wörter und Formen mit möglichster Treue wiederzugeben: auch auf den Charakter der Schrift im Allgemeinen und die Form der einzelnen Buchstaben und vieles Andere kam es an, zu dessen Wiedergabe auch bei der größten Genauigkeit der Abschriften die blos typographische Ausführung unzureichend gewesen wäre.

Eine die Originale in All und Jedem auf das treueste und vollständigste wiedergebende Faksimilirung stellte sich als unabweisliche Forderung heraus. Aus allen Gegenden Italiens, aus Deutschland, Spanien, Frankreich und Griechenland wurden durch die ausnehmende Bereitwilligkeit vieler Gelehrten, deren Namen Ritschl in der Vorrede Seite V verzeichnet, Papierabklatsche oder Stanniol- und Gypsabdrücke von den Steinen und Erztafeln beschafft; nur in sehr wenigen Fällen mußte, weil ein Abdruck jener Art unerreichbar war, eine von kundiger Hand gemachte Zeichnung zu Grunde gelegt werden. Mit solchem Material ließ sich eine zweckentsprechende lithographische Ausführung erst ermöglichen. Ein kundiger, zu dieser nicht gewöhnlichen Art von Arbeit durch eine Reihe von Jahren von Ritschl eingeschulter Lithograph stand demselben zur Seite; wo Schärfe und Uebung des Auges nicht ausreichte, ward mit Hilfe des Mikroskops über das, was auf den Abklatschen zu sehen oder nicht zu sehen war, Gewißheit verschafft, und Zirkel und Maßstab fehlten nicht bei den wiederholten, unablässigen Revisionen, denen Ritschl

Digitized by Google

die aus der Hand des Lithographen kommenden Abdrücke unterwarf. Von der Mühseligkeit dieser Arbeit macht sich kaum die richtige Vorstellung, wer nicht, wie Referent, in der Lage war, sie in der Nähe zu sehen.

Auf diesem Wege ist es gelungen ein Werk zu Stande zu bringen, das auch den Vielen, denen es nicht vergönnt ist Erztafeln und Steininschriften an Ort und Stelle zu sehen und zu untersuchen, sich in das schwierige Gebiet der Epigraphik so zuverlässig als geschähe es vor den Originalen selbst, einzuarbeiten ermöglicht. Die Qualität der Steine und Glanz und Färbung der Erztafeln treten mit überraschender Naturwahrheit dem Beschauer entgegen: Umfang und Größe der Abdrücke sind zumeist die der Originale, wo nicht, ist das angenommene Maß angegeben; auch die Monumente auf oder an welchen sich die Inschriften befanden, sind in treuen Zeichnungen beigefügt, und überhaupt fehlt schlechterdings nichts, das zur vollen und naturtreuen Vergegenwärtigung der Originale dienlich sein kann. In dem Bewußtsein der durch kein Mittel der Technik und keinen Aufwand von Sorgfalt und durchdringender Sachkenntniß zu überbietenden Genauigkeit seiner Faksimiles durfte Ritschl behaupten, selbst die Originale könnten, nachdem sie durch jene Nachbildungen für alle Zeiten gesichert seien, ohne Nachtheil für die Wissenschaft untergehen, wie leider viele untergegangen sind, ehe ihr Verlust durch solche Nachbildungen unschädlich gemacht war. Und man begreift den Ton der Entrüstung, in welchem Ritschl Seite 103 sich über einen angesehenen Rechtsgelehrten äußert, der die fides jener Tafeln nicht höher anzuschlagen wußte, als andere bloße Inschriftenabdrücke.

Auf der untrüglichen Grundlage dieser Inschriften-Faksimiles konnte die epigraphische und sprachgeschichtliche Forschung solche Resultate erzielen, wie sie Ritschls Scharfsinn zu Tage gefördert hat. Da von den alten Inschriften nicht gar viele das Datum ihrer Entstehung an sich tragen, so mußte nach Indicien gesucht werden, nach welchen auch die nicht datirten sich in eine chronologische Reihe mit jenen einordnen ließen. Beziehungen auf das öffentliche Leben der Römer gewährten Anhaltspunkte; aber erfolgreicher wurden hierfür die Untersuchungen für die im Laufe der Zeiten auftretenden Unterschiede in den sprachlichen Formen sowohl, wie in den Formen der Buchstaben. Zeitgrenzen (mehr oder minder ausschließlich) ließen sich aufstellen, innerhalb welcher bestimmte Bildungen der Sprache und der Schrift auf den Denkmälern erscheinen oder verschwinden, und mit diesen Thatsachen verbanden sich wiederum die Ueberlieferungen über den Einfluß, welchen die römischen Dichter der älteren Zeiten, wie Ennius, Attius, Lucilius u. A. auch auf die Entwicklung der Sprache und Schrift ausgeübt haben. Die Erkenntniß dieses Zusammenhanges zwischen der Sprachbildnerei jener Schriftsteller und den inschriftlichen Thatsachen gehört unstreitig zu den interessantesten und lehrreichsten Ergebnissen der sprachgeschichtlichen Untersuchungen Ritschls.

In dem vorliegenden Werke ist zwar die chronologische Anordnung dem Ganzen zu Grunde gelegt; allein es kamen noch andere Erwägungen hinzu, welche von einer strengen Durchführung derselben abriethen. Abgesehen von manchen Inschriften, für welche chronologisch feste Grenzen nicht zu gewinnen, war die Gemeinsamkeit der

Digitized by Google

Art und des Ursprungs für die Beurtheilung einzelner Inschriften ein zu gewichtiges Moment, als daß es bei der Anordnung hätte außer Acht bleiben dürfen. So zerfällt denn im Großen und Ganzen die Sammlung von 98 Tafeln in drei große Gruppen, von welchen die erste die kleineren Monumente auf Erz, Blei, Thon u. s. w., unter denen sich die ältesten Reste der Latinität befinden, die zweite die großen Gesetzestafeln auf Erz, die dritte endlich die großen Steininschriften umfaßt. Innerhalb dieser Gruppen ist die chronologische Ordnung befolgt, jedoch wiederum nicht so strikt, daß z. B. die nicht zeitlich, aber dem Ursprunge nach zusammengehörigen Scipionen-Grabschriften der chronologischen Anordnung zu Liebe wären von einander getrennt worden. Hier und da nöthigten außerdem noch äußere und technische Rücksichten die chronologische Reihe aufzugeben. Nichtsdestoweniger läßt sich, zumal mit Hülfe der vorangestellten Enarratio und der Indices, aus der Reihenfolge der großen Denkmäler eine Einsicht in den Gang der Entwicklung der lateinischen Sprache gewinnen, wie sie vordem kein ähnliches Werk ermöglichte.

Nach dem ursprünglich gemeinschaftlichen Plane Ritschls und Mommsens sollte den Inschriftentafeln ein zweifacher Kommentar, ein von Ritschl zu verfassender grammatischer und ein historischer, den Mommsen zu bearbeiten übernommen hatte, beigegeben werden. Seitdem aber die preußische Akademie der Wissenschaften den Plan eines vollständigen Corpus Inscriptionum latinarum gefaßt und zu dessen Ausführung Mommsens epigraphische Meisterschaft gewonnen hatte, trat Ritschls bis dahin durch die Munificenz des damaligen Unterrichtsministers von Raumer reichlich unterstütztes Unternehmen mit jenem derart in Verbindung, daß Ritschls Corpus der lithographirten Tafeln dem Corpus Inscriptionum latinarum als Prodromus vorangeschickt, auf die ursprünglich beabsichtigten Kommentare aber verzichtet werden sollte.

Statt eines vollständigen Kommentars ist daher diesem Foliobande eine bündige Enarratio Tabularum auf 106 Seiten vorausgeschickt, in welcher der Name der Inschrift, wo das Original befindlich und von wem der zu Grunde gelegte Abdruck besorgt worden, mitgetheilt wird, bei den unleserlichen und lückenhaften Stellen der Inschriften Versuche zur Ergänzung gemacht, und endlich auf die wichtigsten der auf denselben erscheinenden paläographischen und grammatischen Eigenheiten und andere, namentlich die chronologische Bestimmung betreffende Momente mehr andeutungsweise als in ausführlicher Erörterung hingewiesen wird. In vielen Fällen konnte Ritschl auf seine eigenen Untersuchungen verweisen, die in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen theils in Universitäts-Programmen, theils in dem von ihm redigirten „Rheinischen Museum für Philologie“ im Laufe der letzten zehn Jahre erschienen sind. Auf vollständige Mittheilung des literarischen Apparates über Entdeckung, erste Publikation und die vielen Wiederabdrücke der einzelnen Inschriften aus älterer Zeit dürfte Ritschl in diesem Werke verzichten, da der von Mommsen bearbeitete, bis jetzt noch nicht erschienene erste Foliband des Corpus Inscriptionum latinarum, welcher neben vielen anderen die bei Ritschl in lithographirten Faksimiles

Digitized by Google

gegebenen Inschriften in einfachem Abdrucke enthält, auch das literarische Material in erwünschter Vollständigkeit umfassen wird.

Eine für die Benützung des Ritschl'schen Werkes überaus werthvolle Zugabe sind die mit äußerster Akribie angelegten Indices 1. locorum, 2. temporum, 3. palaeographicas, in welchem neben den graphischen Eigenthümlichkeiten auch die wichtigsten grammatischen Erscheinungen zusammengestellt sind, und 4. eine vergleichende Zusammenstellung der in diesem Bande enthaltenen Tafeln mit den Nummern der Inschriften in dem Mommsen'schen Corpus.

Ein Werk, wie das vorliegende, dessen Preis 30 Thlr. pr. ist, wird begreiflicher Weise nicht viele Privatbibliotheken zieren, um so mehr ist zu wünschen und zu erwarten, daß alle öffentlichen Bibliotheken (auch in Oesterreich) die Benützung desselben ermöglichen.

Eine größere Verbreitung aber werden die bahnbrechenden Forschungen Ritschls auf dem Gebiete der lateinischen Sprachwissenschaft dann finden können, wenn das von Ritschl Seite VII der Vorrede angekündigte Werk: „Grammatica epigraphica vetustioris latinitatis„, welches den für das vorliegende Corpus beabsichtigten grammatischen Kommentar ersetzen soll, vollendet sein wird.

x. y. z.

Maistre Pierre Pathelin

suivi du Nouveau Pathelin etc. Nouvelle édition par P. L. Jacob.

Zwei gute, alte und in verschiedener Gestalt häufig wiederkehrende Schwänke sind um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer Posse vereinigt worden, welche in der Literatur- und Kulturgeschichte Frankreichs eine ziemlich bedeutende Rolle spielt. Ein hungernder Advokat, Maistre Pierre Patelin [1], schwindelt einem Kaufmanne unter dem Versprechen baldiger Bezahlung sechs Ellen feinen Tuches ab. Wie nun der Kaufmann im Hause des Advokaten erscheint um sein Geld abzuholen, liegt dieser im Bette und Guillemette, seine Frau, geberdet sich ganz verzweifelt über den Zustand ihres armen Gatten, welcher, seit eilf Wochen schwer krank, dem Tode nahe ist. Mann und Frau spielen ihre Rollen so gut, daß der Geprellte am Ende selbst an einen Irrthum von seiner Seite glaubt und abzieht. Aber à trompeur trompeur et demi; der Advokat findet auch seinen Meister, und zwar an einem einfachen Hirten. Dieser war von dem Tuchhändler wegen Diebstahls angeklagt worden; im Bewußtsein seiner Schuld wendet er sich an Patelin, der ihm räth, er solle auf jede Frage des Richters nichts als „Beh!" antworten. Das Mittel wirkt; der Redekunst Meister Peters gelingt es, den Angeklagten als einen blöden unzurechnungsfähigen Tropf freisprechen zu lassen; wie er aber dafür die vorher bedungene

1 Ich ziehe diese Schreibart der mit th vor.

Digitized by Google

Belohnung von dem Hirten fordert, erhält er auch keine andere Antwort als „Beh!“ Er ist mit seinen eigenen Waffen geschlagen worden und es bleibt ihm nichts übrig als auszurufen:

Par saint Jehan, tu as raison:
Les oisons mainent les oes paistre!
Or cuydoy je estre sur tous maistre
Des trompeurs d'ici et d'ailleurs,
. . . . . .
Et ung bergier des champs me passe!

Dies die Moral unserer kleinen (aus 1600 achtsilbigen Versen bestehenden) Farce, von welchen fünf Auflagen im 15. Jahrhundert, zwanzig im 16., je zwei im 17. und 18. und mit Einschluß der hier angekündigten drei in unserem Jahrhunderte erschienen sind. Ein so ausgezeichneter Erfolg war keineswegs unberechtigt, denn einerseits ist die Farce ein unübertreffliches Meisterstück ihrer Gattung, andererseits lag derselben ein das Zeitalter ihrer Entstehung so ansprechender Gedanke zu Grunde, daß sich das Stückchen auch bei minder gelungener Ausführung gewiß großer Beliebtheit zu erfreuen gehabt hätte. In der französischen Literatur des 15. Jahrhunderts waltet das satyrische Element vor; kein Gebrechen der menschlichen Natur, kein Stand der Gesellschaft bleibt davon verschont. Am häufigsten tritt der Spott in derber, ausgelassener Form auf; nicht selten aber schlägt er, wie in unserer Farce, einen naiven, gutmüthigen Ton an, und es läßt sich nicht behaupten, daß gerade letzterer am schwächsten gewirkt habe. Die satyrische Poesie, ein fast ausschließliches Erzeugniß der Volksmuse, hatte zwar auch in den früheren Jahrhunderten ihre Stimme hören lassen, aber nur leise ertönte dieselbe neben jener der Heldenlieder, welche Fürsten und Volk ergötzten, und der lyrischen Ergüsse, durch welche ritterliche Liebe ihren Ausdruck fand. Jetzt aber, wo der wechselvolle Glanz der kleinen Höfe aufgehört hatte und die egalisirende Monarchie, freilich nur unter langen und harten Proben, immer größere Festigkeit erlangte, benützte das Volk den Uebergang von einer Herrschaft zur anderen dazu, daß es über beide und über sich selbst spottete. Von den verschiedenen Ständen der Gesellschaft können nun diejenigen sich auf ein reichlicheres Maß beißenden Spottes gefaßt machen, welche für die verschiedenen Bedürfnisse des Volkes sorgen und sich dadurch auf dessen Kosten bereichern. Der Grimm gegen Hausherren, Bäcker und — Advokaten (zu streiten ist für Viele ein Bedürfniß) ist nicht von gestern. Daß unsere Farce gegen Letztere gerichtet ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. In Meister Patelin haben wir den gelungensten Typus des Winkelschreibers, des unerschrockenen Wortverdrehers, der immer bereit ist selbst zu betrügen oder die Betrügereien Anderer zu unterstützen, und dennoch trotz aller seiner List vor Hunger stirbt und von einem dummen Bauer hinters Licht geführt wird. Die Weise dann, wie jeder der vier Charaktere — Patelin, seine Frau, der Kaufmann und der Hirt — gezeichnet ist, erreicht eine Vollendung, wie sie kaum in den berühmtesten Erzeugnissen der dramatischen Poesie zu treffen ist. Mit welcher Kunst geht Patelin zu Werke, um den halb mißtrauischen,

Digitized by Google

halb tölpiſchen Kaufmann in ſeine Schlingen zu ziehen! Er begibt ſich auf den Markt und ſchlendert gedankenlos herum; erſt nach langer Zeit erkennt er das Gewölb eines verſtorbenen guten Freundes wieder; er will zwar nichts kaufen, kann es ſich jedoch nicht verſagen, dorthin einzutreten. Da ſitzt der Sohn ſeines Freundes; wie ähnlich dem Verſtorbenen!

qui vous auroit crachié
Tous deux encontre la paroy,
D'une maniere e d'ung arroy
Si seriez vous sans difference.

Und klug und wirthſchaftlich ſcheint er auch, wie ſein Vater, deſſen Vorzüge der ſchlaue Advokat um ſo eifriger rühmt, als er ſich jeden Augenblick bemüht, die Aehnlichkeit zwiſchen dem Verſtorbenen und deſſen Sohn hervorzuheben:

Vous luy ressemblez mieulx que goute
D'eaue.
Oncq' enfant ne ressembla mieulx
A pere
Vous luy ressemblez de visage,
Par Dieu, comme droite painture!

Auch für Tante Laurence

belle
Et grande et droite et gracieuse

hat er eine freundliche Erinnerung. Endlich wie von ungefähr wirft er einen gleichgiltigen Blick auf das Tuch; es gefällt ihm ſo ſehr, daß er ſich entſchließt, ein paar Ellen davon zu kaufen. Geld hat er zwar nicht bei ſich; das trifft ſich aber um ſo beſſer, denn es iſt ihm ja dadurch die Gelegenheit dargeboten, die alte Familienfreundſchaft zu erneuern; der Kaufmann ſolle nur Abends bei ihm einſprechen, eine fette Gans ſei eben am Spieße und an einem guten Schluck ſolle es auch nicht fehlen. Der Advokat macht ſeinem Namen alle Ehre, wir ſehen da die katzenartige Sammtpfote, la patte de velours, die koſt und ſtreicht, um deſto ſicherer krallen zu können. Guillemette hat Recht, wenn ſie ihren Mann mit dem Fuchſe vergleicht, welcher dem Raben ſein Stück Käſe abſchmeichelt.

Ein noch abgefeimterer Spitzbube iſt aber, wie geſagt, Agnelet der Hirte. Sein Herr, der Kaufmann, hat ihn wegen Abganges einiger Schafe gerichtlich belangt. Er verſteht aber nichts davon. Es iſt vor ihn ein Mann mit einer Peitſche ohne Schnur (der Gerichtsdiener mit dem Stabe) getreten und hat ihm vom Kaufmanne, von Schafen, von Tagſatzung, kurz von Dingen geredet, die er nicht begreifen kann:

Il m'a parlé de vous, mon maistre.
Et ne scay quelle adjournerie.
Quant à moy, par sainte Marie,
Je n'y entens ne gros ne gresle.
Il m'a brouillé de pesle mesle
De brebis . . . . . .

Demungeachtet weiß der argloſe Menſch ganz gut den Weg zum Advokaten zu finden, dem er nicht ohne mißtrauiſches Zögern Alles erzählt.

Digitized by Google

Eine köstliche Szene findet dann vor dem Richter statt. Der Kaufmann hat sein Anliegen vorgebracht, als Patelin, der wieder nur aus bloßem Zufalle im Saale gegenwärtig ist, vortritt und sich als Vertheidiger des Angeklagten anbietet. Zwar hält ihm der Richter vor, bei der Sache sei nichts zu verdienen, da der Hirte arm wie eine Kirchenmaus sei; die gute Seele verzichtet aber gerne auf jede Belohnung und will die Vertheidigung nur Gott zu Liebe übernehmen. Wer schildert aber das Erstaunen des Kaufmanns, als er Denjenigen, den er in Todesgefahr wähnt, wieder vor sich treten sieht! Seine Gedanken verwirren sich, er bringt die zwei Angelegenheiten durcheinander; bald redet er vom Tuche, bald von seiner Heerde, so daß die Zuhörer Ursache haben, ihn für ebenso irrsinnig als den ewig Beh! plärrenden Hirten zu halten. Die Ermahnung des Richters, doch bei dem Gegenstande zu bleiben

Sus revenons à nos moutons!

hat Anlaß zu dem bekannten Sprichworte gegeben, womit man zu lange Abschweifungen abzuschneiden pflegt, ebenso wie der Name des Helden des Stückes die zwei hübschen Wörter pateliner und patelinage in Umlauf gebracht haben soll. Man braucht kaum hervorzuheben, daß eine solche Bereicherung des Sprachschatzes für die Volksthümlichkeit des Werkes, welches sie bewirkte, das beredteste Zeugniß liefert.

Wer ist nun der Verfasser desselben? Man hat an gar Viele gedacht, an Guillaume de Lorris und an Jean de Meung, den Verfasser und den Fortsetzer des Romans der Rose, an Villon und an Marot, zuletzt an Anton de la Sale; es fehlt aber an jeder Gewißheit. Nur die Bibliographen, welche für jedes Buch einen Namen haben müssen, verfielen auf einen ziemlich obskuren, auf Pierre Blanchet, und obwohl die gewiegtesten Kritiker darin übereinstimmen, diese Annahme als eine in jeder Beziehung unhaltbare zu bezeichnen, so ist keine Aussicht vorhanden, daß die leicht zufrieden zu stellenden Bibliographen von ihrem Blanchet ablassen. Der Literarhistoriker darf hier einmal seinem Streben nach genauen Angaben untreu werden, und den Umstand, daß der Name des Verfassers unserer Farce unbekannt geblieben ist, als einen günstigen ansehen. Das Zurücktreten der Individualität kann in der That nur zum Vortheile einem Werke gereichen, welches uns weniger die Denk- und Fühlweise eines einzigen Menschen, als die des Zeitalters und des Kreises wiedergibt, in dem er lebte.

An Uebersetzungen und Nachahmungen der schnell berühmt gewordenen Farce fehlte es, wie leicht zu erwarten, nicht. Was erstere betrifft, wollen wir blos als Kuriosum anführen, daß im 16. Jahrhundert ein Rechtsgelehrter, Namens Alexander Connibert (er soll ein Deutscher gewesen sein, Andere machen ihn zu einem Franzosen), dieselbe in lateinische Verse übertrug. Er hatte dabei den unglücklichen Einfall, aus Eigenem noch eine Person hinzuzufügen, welche, außerhalb der Begebenheiten stehend, die Aufgabe hat jedes Wort der Uebrigen durch Bemerkungen zu glossiren, welche als witzig gelten sollen. Deßhalb führt sie auch den Namen eines Comicus. Ein Beispiel mag genügen um sich einen Begriff von der komischen Ader

Digitized by Google

des Rechtsgelehrten zu machen. „Du reimst in Prosa" sagt Patelin zu seinem Klienten, um ihm die Absonderlichkeit seiner Worte vorzuhalten. „Das ist keine Prosa, meint dazu Comicus, das sind Jamben". — Für jene, denen die Sprache des Originals Schwierigkeiten darbieten sollte, möge die Uebertragung in's Neufranzösische durch Charles des Guerrois (Paris 1855) namhaft gemacht werden. Deutsche Uebersetzungen kenne ich nicht: das Unternehmen dürfte jedenfalls lohnend sein.

An Nachahmungen sind zu erwähnen: wieder eine lateinische durch Reuchlin, die eine große Anzahl Auflagen erlebte, und von Jakob Spiegel aus Schelstadt mit einem überaus gelehrten Kommentar begleitet wurde, an zwanzig Mal so groß als das Werk selbst; dann zwei schwache französische Produkte, le Nouveau Patelin und le Testament de Patelin, wovon letzteres bei vielen Ausgaben als Anhang zur Farce abgedruckt erscheint. Weder Nachahmung noch Uebersetzung, sondern eine Ueberarbeitung des Originalstückes ist l'Advocat Patelin von Breuys und Palaprat, das im vorigen Jahrhunderte großes Glück auf französischen Bühnen machte und an Voltaire einen eifrigen Lobredner fand.

Und nun zum Schlusse ein Wort über die hier angekündigte Ausgabe. Die zuletzt erschienene war von Franz Génin (Paris 1854) besorgt worden; ein prachtvoller Band mit schönen Vignetten, und schon deßhalb eine Zierde reicher Bibliotheken, weil davon blos eine beschränkte Anzahl Exemplare abgezogen worden ist[1]. Es kann daher vollkommen gebilligt werden, daß schon in den ersten Band einer Sammlung von farces, sotises, moralités u. s. w., welche der bekannten bibliothèque Gauloise eingereiht wird, der Patelin aufgenommen wurde. Zugleich erschien diese Farce nebst den eben angeführten Nachahmungen in einem Separatabdrucke, so daß den zahlreichen Freunden dieses kleinen Meisterstückes die Gelegenheit dargeboten wurde, dasselbe in einem zierlichen und billigen Bändchen zu besitzen. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Herausgeber Paul Lacroix (sonst unter dem Pseudonym Jakob le bibliophile bekannt) den Leser mit der ziemlich leidenschaftlichen und fast immer unnützen Polemik gegen Génin verschont hätte. Daß Lacroix auf der Autorschaft Blanchets besteht, darf nicht Wunder nehmen; hatte sich doch Génin dagegen ausgesprochen! Auch gibt man sich nicht umsonst den Namen eines Bibliophilen.

Adolf Mussafia.

Der Heinrichshof.

Unter den Privatbauten auf dem Stadterweiterungsgrunde vor dem ehemaligen Kärnthnerthore nimmt der Heinrichshof — im Auftrage des Herrn Heinrich Drasche gebaut vom Architekten Theophil Hansen — sowohl seiner räumlichen

1 Eingehende und recht lehrreiche Besprechungen dieser Ausgabe lieferten Littré in der „Revue des deux Mondes", 15. Juli 1855, und Magnin im „Journal des savans", Dezember 1855, Mai und Juni 1856.

Digitized by Google

Verhältnisse als der glänzenden Ausstattung wegen einen hervorragenden Platz ein, so daß eine ausführliche Besprechung desselben in diesem Organe wohl gerechtfertigt erscheint. Der Heinrichshof ist ein kolossales palastartiges Zinshaus mit einem vorspringenden Mittelbaue und Eckthürmen, geschmückt mit figuralischen Fresken und plastischen Ornamenten, wie kein zweites Zinshaus in Wien. Für die Aufgabe, ein Zinshaus im Palaststyle zu bauen, kann man den Architekten nicht verantwortlich machen; die Probleme, welche dem Architekten gestellt werden, hängen in der Regel nicht von seinem freien Willen ab; sie sind ein Produkt der Launen einzelner Bauherren oder der Bedürfnisse der Gesellschaft. Er schafft diese nicht, er findet sie vor; seine Aufgabe ist nur, ihnen Form und Ausdruck zu geben. Wir bedauern sagen zu müssen, daß die Bedürfnisse, denen der Draschehof seinen Ursprung verdankt, ungesunde und unnatürliche sind. Ein kolossales Zinshaus ist schon etwas, das dem Begriff eines städtischen Wohnhauses an und für sich entgegensteht; ein palastartiges Zinshaus vollends ist eine contradictio in adjecto; denn ein Palast soll eben kein Zinshaus sein, und das Zinshaus, zumal ein großes, ist ein so permanentes Durchzughaus für Arme und Reiche, für wohnungsbedürftige und unstäte Stadtbewohner, daß es seiner Natur nach kein Palast sein kann. So geistreich auch ein Architekt sein mag; die Unnatur dieser Verhältnisse läßt sich nicht verbergen; sie tritt an allen kolossalen Zinsbauten Wiens hervor, am meisten bei jenen, welche Zinsbauten sind und Palastbauten scheinen wollen.

Das Zinshaus verlangt seiner Natur nach eine einfache Außenseite, der Palast hingegen einen soliden Glanz. Das Zinshaus, welches Palast sein will, nimmt vom Zinshause die innere Raumeintheilung zur Befriedigung bürgerlicher Bedürfnisse, vom Palaste den Glanz, aber blos den Glanz äußeren Scheines, nicht den soliden Glanz des echten Palaststyles. Darin liegen die Schattenseiten des Heinrichshofes; sie sind weniger dem Architekten als der Unnatur der Aufgabe zuzuschreiben.

Als architektonisches Ganzes verfehlt der Bau seinen Eindruck nicht. Die Vertheilung der Massen ist von einem Geiste geleitet, der dieselbe zu beherrschen weiß. Der vorspringende Mittelbau und die Eckthürme sind, so wenig sich letztere aus der Natur des Gebäudes rechtfertigen lassen, eine Nothwendigkeit der architektonischen Dekoration geworden. Sie unterbrechen die Monotonie der horizontalen Linien des kolossalen Baues, geben Ruhepunkte für das Auge und waren um so nothwendiger, als der Dachbau als solcher auffallend unentwickelt geblieben ist. Ebenso kann man den Verhältnissen der Stockwerke unter einander, dem rustikartigen Unterbaue in Beziehung zu den Stockwerken nur unbedingtes Lob spenden. Die kräftigen vorspringenden Gesimse und Profile, die verbindende Umrahmung der Fenster des ersten und zweiten Stockwerkes sind wohlthuend für das Auge und tragen nicht wenig dazu bei, den Totaleindruck des Gebäudes zu erhöhen. Wie leer und flach würden diese ungeheuren Massen erscheinen, wenn sie nicht durch so stark hervortretende Linien in den Dach- und Fenstergesimsen unterbrochen würden! Es genügt ein Blick auf die unsichere architektonische Ornamentirung der meisten Nachbarbauten, in der Umgebung des Heinrichshofes, um sich zu überzeugen, was für ein Unterschied

Digitized by Google

es ist, wenn ein Architekt von Geist und Beruf zur Lösung einer auch an und für sich unnatürlichen Aufgabe schreitet, und wenn die Dekoration von Straßenanlagen untergeordneten Bauleitern in die Hände gegeben wird.

Theophil Hansen gehört in die Reihe der in Wien wirkenden Architekten, der mehr als irgend einer Gelegenheit hatte, seinen Namen bleibend an die Baudenkmale des neuen Wien zu knüpfen. Das Waffenmuseum im Arsenal, der evangelische Friedhof, die Façade der griechischen Kirche, die evangelische Realschule, der Heinrichshof, um die hervorragenderen Bauten zu erwähnen, sind aus seinem Atelier hervorgegangen. Bei den Konkursen für Kirchenbauten und das Bankgebäude hat er sich als ein denkender Künstler bewährt. Seine Kunstanschauung wurzelt in tieferem Studium sowohl der altgriechischen- als der byzantinischen Kunst; in allen seinen Bauten tritt die eine oder die andere Richtung mit größerer oder geringerer Entschiedenheit und Selbstständigkeit auf. Hansens Kraft liegt nicht in dem Vertiefen und ausschließlichen Beherrschen einer bestimmten Kunstrichtung, sondern in einer wenn nicht immer stylrichtigen so doch gewiß geistreichen Verwendung oft sehr heterogener Formen. Als ein Künstler, der die architektonische Dekoration mit sichtlicher Liebe pflegt, war er bei der Dekorirung der Façade des Heinrichshofes offenbar in der Wahl der Mittel beschränkt — eine natürliche Folge der kolossalen Ausdehnung des Gebäudes und seiner Bestimmung als Zinshauses. Wir könnten es sonst nicht erklären, daß gerade jener Theil des Hauses — das oberste Stockwerk nemlich — der vorzugsweise zur Wohnung von Geschäftsleuten und Ballerinen dienen dürfte, mit Freskogemälden auf Goldgrund geschmückt ist, während sich das erste und zweite Stockwerk, wo die vornehme Gesellschaft wohnt, mit einem einfachen Verputze und einem rothen Anstrich sich begnügen mußte. Die Anwendung von gemalten Figuren, — abgesehen davon, ob ihr Inhalt zur Bestimmung des Hauses paßt oder nicht — läßt sich schwer rechtfertigen, wenn sie auf eine Höhe zu stehen kommen, wo sie nicht mehr deutlich wahrzunehmen sind.

Ebenso sind die michelangelesken Sansculotten in Terracotta auf den Fenstergiebeln nur eine Störung der schönen Hauptlinie der Architektur, von welcher das Haus hoffentlich durch einen Sturmwind in nicht ferner Zeit befreit werden wird.

Die Bedenken, welche sich gegen die Natur des Baues und gegen einzelne dekorative Elemente desselben erheben, sind aber in keiner Weise stark genug, um die Schönheiten des Baues, seine Wirkung als Dekoration einer Straße zu verdunkeln. Je aufmerksamer man den Bau betrachtet und je eingehender man die Schwierigkeiten erwägt, welche bei demselben zu überwältigen waren, in desto höherem Grade steigen die Verdienste des Künstlers und der architektonische Werth des Baues selbst.

R. v. E.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die verflossene Woche förderte als wichtiges Ergebniß den Schluß von Humboldts „Kosmos" zu Tage; dieser fünfte Band der unerreichten physischen Weltbeschreibung erschien in zwei Hälften, von denen zehn Bogen noch aus der Feder Humboldts selbst herstammen, der Rest das Gesammtregister über das ganze Werk, ausgearbeitet von Prof. E. Buschmann, enthält. — Auch für Bunsens Bibelwerk hat sich eine verwandte Kraft gefunden, welche die Fortsetzung ermöglicht. Das neu erschienene Heft, der siebente Halbband, den Beginn der Evangelien enthaltend, nennt dafür Prof. Holtzmann in Heidelberg. Der Physiolog Helmholtz in Heidelberg hat seine Wissenschaft mit der Theorie der Musik in Verbindung gebracht und seine Studien und Versuche unter dem Titel: „Die Lehre von den Tonempfindungen" bei Vieweg in Braunschweig veröffentlicht. Achtjährige Arbeit hat hiemit wieder ein einzig dastehendes Werk, eine physiologische Akustik, geschaffen [1]. — Prof. Max Müller, der Orientalist der Oxforder Universität, hat durch Dr. Böttger in Dessau seine von der französischen Akademie gekrönten „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht. Was dieser Gelehrte auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft geschaffen hat, ist den Fachmännern wohlbekannt, daß er aber auch als deutscher Novellist, und zwar vor mehreren Jahren mit einer allerliebsten Erzählung „Deutsche Liebe" (anonym, Brockhaus in Leipzig) mit Erfolg aufgetreten ist, ist wohl nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt. — Von O. F. Gruppe erscheint eine „Geschichte der Poesie der drei letzten Jahrhunderte", wieder ein wichtiger Literaturabschnitt, der in vier Bänden abgehandelt werden soll und mit M. Opitz beginnt. — Den Aufführungen zahlreicher Bühnen ist Mosenthal auch mit der Drucklegung der „Deutschen Komödianten" gefolgt. Das Drama erschien in nettem Miniaturformat bei J. J. Weber in Leipzig.

M. Th. Alfred von Kremer, der sich bereits vor zehn Jahren durch sein Werk über „Mittelsyrien und Damaskus" vortheilhaft bekannt gemacht hat, bringt uns eine neue Frucht seiner eingehenden Beobachtungen und Studien im Orient unter dem Titel: „Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes". 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863. Der erste Theil dieses in mehr als einer Richtung schätzenswerthen Buches behandelt die physische Geographie, Ethnographie und Agrikultur; der zweite das Staatswesen, Handel, öffentliche Arbeiten und Volksbildung, so daß wir ein möglichst vollständiges Bild des alten Wunderlandes in seiner gegenwärtigen Gestalt erhalten. Nicht jene fadenscheinige Oberflächlichkeit und Subjektivität englischer und französischer Touristen, sondern solide deutsche Forschung charakterisirt das Werk; gleichwohl wird das ursprüngliche Interesse des Lesers am Stoffe durch die einfache Darstellung in nichts vermindert. Wir werden in der umfassenden Würdigung, welche diese Publikation eines Zöglings der hiesigen orientalischen Akademie sicher finden wird, ja theilweise bereits gefunden hat, nicht zurückbleiben und widmen derselben einen größeren Raum in einer der nächsten Nummern.

---

* Ueber die kleine Schrift „Ludwig Uhland" von Prof. Dr. Franz Pfeiffer, welche bekanntlich zuerst in diesen Blättern erschien, finden wir in Zarncke's „Centralblatt" eine kurze Anzeige, welche den Nachruf insbesondere deßhalb hervorhebt, „weil er nicht den Dichter und Patrioten, den die Meisten bei Nennung von Uhlands Namen

1 Das treffliche Werk wird demnächst in diesen Blättern ausführlich besprochen werden. D. R.

Digitized by Google

allein vor Augen haben, zum Gegenstande hat, sondern den ausgezeichneten wissenscha
lichen Forscher, als der Uhland nur in sehr engen Kreisen bekannt zu sein scheint
Schließlich rühmt das Centralblatt in seiner etwas kühlen Weise an dem Aufsa
Pfeiffers „die Sachkenntniß und Wärme des Herzens", welche „den Fachgenossen u
den nahen persönlichen Freund Uhlands" bekunden.

---

* (Ungarische Literatur.) Ein jüngerer ungarischer Historiker Herr K. Thaly, d
an einer Biographie des Kuruzenfeldherrn Johann Bottyán arbeitet, richtet im „Pe
Napló" eine Aufforderung an alle diejenigen, welche im Besitze Bottyán'scher Briefe sin
ihm Abschriften von denselben durch die Redaktion des „Pesti Napló" zukommen
lassen. Von Seite des Grafen Georg Károlyi ist Herrn K. Thaly die Begünstigu
zugestanden worden, das wenig ausgebeutete Károly'sche Familienarchiv, welches beso
ders reich ist an Dokumenten aus der Rákóczy'schen Zeit, benützen zu dürfen. Es enthä
60 Originalbriefe Bottyáns, zum großen Theile sehr interessante Kriegsberichte. — Re
und sehr erfreuliche Thätigkeit herrscht auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratu
Namentlich ist es die klassische Literatur, welche nach dieser Richtung hin ihre Pfle
findet. So ist vor Kurzem das zweite Heft der „ungarischen Uebersetzungen der Klassik
Hellas' und Roms" erschienen, welches das IX. Buch Herodots, übersetzt von den Herr
A. Bartl und J. Beresz, Lehrern am Pesther Gymnasium, enthält. A. Bartl h
außerdem ein für die Gymnasien berechnetes lateinisch-ungarisches Wörterbuch zu Julii
Caesar de bello Gallico und de bello civili ausgearbeitet. Die Einleitung zu der
selben enthält außer der Biographie Julius Cäsars auch geschichtliche, geographische ur
ethnographische Erläuterungen. — Auch der vaterländischen Sprachforschung wird erhöh
Aufmerksamkeit zugewandt. Ein in Heften erscheinendes Werk: „A helyneve
magyarazója" (Erklärung der Ortsnamen) hat die Unterstützung der ungarischen Ak
demie und außerdem der Landesbehörden erhalten, indem der Statthalter Graf Pálff
an die einzelnen Gemeinden die Weisung hat ergehen lassen, die Untersuchungen de
Verfassers durch Mittheilung der ihnen zu Gebote stehenden Daten zu fördern.

---

* (Polnische Literatur.) Die Herausgabe der Gesammtwerke des polnischen Historiker
Długosz schreitet rüstig fort. Wunsch des Herausgebers und Eigenthümers der di
Ausgabe bewerkstelligenden Druckerei des „Czas" ist es, die Publikation soweit zu b
schleunigen, daß sie zur bevorstehenden 500jährigen Jubelfeier der Jagiellonischen Un
versität abgeschlossen sei. Der über fünfzig Druckbogen in 8vo. maj. umfassende erst
Theil der Libri Beneficiorum des Krakauer Domkapitels, mit deren Drucklegung be
kanntlich das umfangreiche Unternehmen begonnen, ist bereits bis auf die letzten Boge
vollendet.

P. (Vom französischen Büchermarkte.) Ein für die Geschichte der fran
zösischen Revolution bedeutendes Buch hat unlängst die Presse verlassen. Es führ
den Titel: „Marie-Antoinette à la Conciergerie du 1 Août au 16 Oct. 1793
Recueil des pièces originales conservées aux Archives de l'Empire, suivie
du procès imprimé de la reine, par Em. Campardon." Zum ersten Male werde
hier die vollständigen Aktenstücke des Prozesses der unglücklichen Königin publizirt
Der Herausgeber ließ diese authentischen Dokumente allein reden und begnügte sid
damit, nur hier und da bei dunklen Stellen die nöthigen Aufklärungen zu geben
Er hat damit den richtigen Takt gewahrt, denn nichts wirkt überzeugender und
schlagender, als die Lektüre solcher mit gewissenhafter Treue und allen orthographischen

Digitized by Google

Fehlern wiedergegebenen Aktenstücke, deren brutale Wahrhaftigkeit nicht einen Augenblick in Zweifel gestellt werden kann. Campardon hat sich bereits früher durch die Herausgabe einer Geschichte des Tribunal révolutionnaire um die Quellengeschichte der französischen Revolution verdient gemacht.

Von den viel gelesenen Predigten, die Père Felix unter dem Titel: „Le progrès par le Christianisme" publizirt, ist der Jahrgang 1862 (der Reihe nach der siebente Band) erschienen.

Schillers Dramen wurden zum ersten Male von Barante schon vor längerer Zeit ins Französische übersetzt. Man veranstaltet im Augenblick davon eine zweite, von dem bekannten Suckau revidirte Ausgabe, deren erster Band bereits vorliegt und in würdiger Ausstattung die „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe" und eine étude sur Schiller von Barante enthält, welche in Frankreich mit Recht in Ansehen steht. Bei aller Sprödheit der französischen Sprache, die enthusiastischen Phrasen der Schiller'schen Dramen wiederzugeben, ist doch die Barante'sche Uebersetzung eine gelungene zu nennen. Freilich darf sie kein Deutscher lesen, dem die großen Redensarten der Räuber noch aus der Jugendzeit gegenwärtig sind. Der Genius des französischen Idioms ist der Art, daß solche Kraftstellen, welche meistens die Temperatur einer kühleren Beleuchtung nicht vertragen, sich ausnehmen wie reine blague.

Wichtig für die Geschichte der französischen Sprache ist das neue Buch des Philosophen und Herausgebers der Armand Carrel'schen Schriften E. Littré: „Histoire de la langue française. Études sur les origines, l'etymologie, la grammaire, les dialectes, la versification et les lettres au moyen-age", in 2 Bänden.

In dem neuen „Jardin des racines grecques" von P. Larousse befindet sich folgende Notiz über den Werth von Autographen: Der Werth der Autographen richtet sich im Allgemeinen nach ihrer Seltenheit. So sind Autographen von Voltaire verhältnißmäßig bei Weitem billiger als solche von Malherbe, weil sie viel häufiger vorkommen. Molière hat in seinem Leben sicher viele Briefe geschrieben und doch kennt man kaum einige Zeilen von seiner Hand. Ein Brief von ihm würde sehr hoch bezahlt werden. Bei der Lizitation des Akademikers Augier wurde ein Billet Boileau's mit einigen bedeutungslosen Phrasen mit 100 Fr., ein sehr kurzer Brief von Tasso mit 500 Fr. erstanden. Ein Brief von Rabelais oder Molière würde viel mehr kosten.

Bei einer Pariser Auktion im Jahre 1856 kam ein Cäsar vor, der als Buch etwa 2 Fr. werth war; aber eine kurze, von der Hand Montaigne's stammende Note auf dem letzten Blatt bewirkte, daß das Exemplar bis auf 1575 Fr. getrieben wurde.

Diese hohen Preise erstrecken sich auch auf gewisse Bücher, die einen historischen Werth haben. Im Jahre 1816 wurde ein Exemplar der berühmten Mainzer Bibel, von der nur mehr sechs Exemplare existiren, von Ludwig XVIII. mit 20.000 Fr. bezahlt. Unlängst ging ein Exemplar der bekannten englischen Bibel, die man für das erste in England gedruckte Buch hält, bei einer Lizitation um 70.000 Fr. weg. Das berühmte Missale Maria Stuarts, das sie in der Hand hielt als sie das Schaffot bestieg und das einen Flecken ihres Blutes tragen soll, ist heutzutage mehr als 100.000 Fr. werth.

---

* Die „Wochenschrift" brachte bereits in Nr. 41 des Jahrganges von 1862 eine Anzeige der „Chanson d'Antiochie" aus der Feder Adolf Mussafia's. Ein längerer Aufsatz über denselben Gegenstand von Saint-René Taillandier, dem wir in dem

Digitized by Google

neuesten Hefte der „Revue des deux Mondes" begegnen, stimmt nicht nur in allen wesentlichen Punkten mit den Ausführungen Mussafia's überein, sondern bietet auch sonst bemerkenswerthe Seiten dar. Vor Allem ist das Zugeständniß nicht ohne Interesse, daß in erster Linie deutsche Gelehrte die Bahnen erschlossen haben, auf welchen bei der Behandlung dieser Gegenstände vorzugehen ist. Simrock erfährt bei dieser Gelegenheit neben den Koryphäen der Germanistik verdientes Lob, wie denn Saint-René Taillandier nicht ohne gewissen Neid hervorhebt, daß man in Deutschland kein Gelehrter zu sein brauche, um die „Nibelungen", die „Gudrun" und das „Heldenbuch" zu lesen. — Nach der eingehenden Analyse, die Mussafia von dem Inhalt des Gedichtes gegeben, haben wir in dieser Beziehung wenig nachzutragen; nicht ohne Feinheit sind die Bemerkungen Saint-René Taillandiers über die Versuche des Verfassers, die im Wesen seiner Erzählung liegende Monotonie zu beseitigen und künstlerische Effekte zu erzielen. Die Uebersetzung der Gedichte von Frau Marquise v. Sainte-Aulaire nennt auch er getreu und ausdrucksvoll. Sie vermeide eben so sehr falsche Eleganz als affektirte Alterthümlichkeit und sei der lebhafte Ausdruck der Milde und Energie, des Enthusiasmus und der Naivetät ihres Vorbildes.

---

* Auch die „Revue des deux Mondes" schließt sich ziemlich lebhaft den Verwerfungsurtheilen an, welche die französische Kritik fast einstimmig über Emil Augiers neuestes Stück: „Le fils de Giboyer" gefällt hat. Vom Standpunkte der Beurtheilung des literarischen Werthes findet sie das Ensemble mittelmäßig, die Charaktere ohne Relief, eine Monotonie der Immoralität, welche durch keine sympathische Erscheinung, durch kein wahrhaft edles oder zartes Gefühl durchbrochen wird, und einen Hauch von Ungesundheit, den alle Personen, selbst jene ausathmen, welche die Ehrlichen oder Rechtschaffenen des Stückes sein sollen. Auf das Schärfste aber glaubt sie sich gegen den politischen Skandal erheben zu müssen, der durch das Stück provozirt wurde. Wenn Aristophanes die allmächtige Demokratie geißelte, Beaumarchais Individuen angriff, die ihn in die Bastille bringen konnten, Laya die willkürlichen Verhaftungen brandmarkte und es wagte, einige Monate nach den September-Morden einen edlen Aristokraten auf die Bühne zu bringen, so hatte das „politische Stück" durch sie wenigstens das Verdienst großartigen Muthes erhalten. Durch welches unglückliche Geschick, fragt die „Revue des deux Mondes", durch welchen düsteren Einfluß, läßt sich Augier hinreißen, das traurige Beispiel des Gegentheiles zu geben und gefahrlose Siege gegen abwesende Feinde zu feiern? Gegen das Unedle dieses Vorganges müsse nicht minder lebhaft als gegen die ästhetische Verkommenheit des Stückes protestirt werden. Auch der „Correspondant" häuft herben Spott auf die „Staatsmusen", unter deren Auspizien das Stück Augiers zu Stande gekommen. Die Alten haben folgenden Satz aufgestellt: „Parere subjectis et debellare superbos". Wo wäre der neufranzösische Fortschritt, wenn die modernen Dichter nicht etwas Besseres thun könnten?

---

* „Facsimile-Album von Original-Aquarellen und Handzeichnungen aus der Privatgalerie Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht in Wien" ist der Titel eines Prachtwerkes, dessen Publikation soeben vorbereitet wird, dasselbe wird in sechszig Lieferungen dreihundert Blätter umfassen. Die Nachbildung geschieht auf photographischem Wege. Es gereicht uns zum besonderen Vergnügen, daß die Veröffentlichung des Werkes von einem österreichischen photographischen Atelier ausgeht. Wir zweifeln nicht, daß einheimische wie auswärtige Kunstfreunde dasselbe mit

Digitized by Google

eben der Theilnahme aufnehmen werden, die einer älteren, in kleinerem Maßstabe vorgenommenen Reproduktion der berühmten Handzeichnungen-Sammlung seiner Zeit zu Theil geworden ist.

---

* Das Jänner-Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" bringt folgende selbstständige Aufsätze: J. Falke: „Ueber Fensterverglasung im Mittelalter"; Dr. E. Wocel: „Die Baudenkmale zu Mühlhausen in Böhmen"; E. Freiherr von Sacken: „Archäologische Funde in Oesterreich im Jahre 1862". In der Einleitung zu letzterem Artikel bedauert Freiherr von Sacken, daß gegenwärtig die Funde nicht so wie früher, offiziell und authentisch zur Kenntniß des k. k. Münz- und Antiken-Kabinetes kommen und eine Vollständigkeit einer österreichischen Fundchronik eine Unmöglichkeit geworden ist. Von besonderem Interesse sind diesmal die Funde in Wien und bei Müglitz in Mähren. Auf ersteren kommen wir gelegentlich zurück; der letztere besteht in einer Brandgräberstätte aus dem Ende des Bronzealters.

Nekrolog.

Dr. Joseph Čejka.

Am 28. Dezember v. J. ist in Prag ein Mann zur Erde bestattet worden, den eine allgemeine ungetheilte Trauer zum Grabe geleitete. Dr. Joseph Čejka, Primararzt im Prager Krankenhause, ist nach kurzem Krankenlager einer Brustkrankheit erlegen. Die Universität verlor in ihm einen vorzüglichen Lehrer, die Stadt einen vielgesuchten Arzt, die Literatur, namentlich das böhmische Schriftthum, einen treuen Pfleger.

Sohn eines Lehrers und Regenschori, war Čejka am 7. März 1812 in der Stadt Kokycan geboren; den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater. Am Lyceal-Gymnasium zu Pilsen wurde durch Sedlaceks böhmische Vorträge seine Liebe zu der böhmischen Literatur wachgerufen. Im Jahre 1837 erlangte er den Doktorsgrad an der Prager Universität. Als Sekundararzt im Prager Krankenhause (seit 1838) besuchte er in den Jahren 1841 und 1847 Wien, um Skoda, Rokytansky und Hebra zu hören, und unternahm größere Reisen nach Deutschland, in die Schweiz, Frankreich und Italien zur Vervollständigung seiner Kenntnisse. Im Jahre 1847 habilitirte er sich als Dozent der Hautkrankheiten an der Prager Universität. Die Bewegung des Jahres 1848 zog auch ihn insoweit in ihre Kreise, als er sich am Slawenkongresse betheiligte und als Reichstagsabgeordneter den Bezirk Neu-Bidschow vertrat. Doch kehrte er noch vor Schluß des genannten Jahres zu seinem Berufe zurück und wurde Dozent der Brustkrankheiten und ordinirender Arzt. Seit dem Jahre 1860 war er Primararzt in der Abtheilung für Hautkrankheiten. Wie sehr er als Lehrer geschätzt war und in welch hohem Grade er das Vertrauen seiner Kollegen besaß, bezeugt die Aufmerksamkeit und ungewöhnliche Frequenz, welche seinen Vorlesungen wurde, und die wiederholte Wahl zum Dekan des Doktorenkollegiums in den Jahren 1859 bis 1860. Bedeutend war sein Antheil an der Gründung und Hebung des medizinischen Witwen-Versorgungsfondes, welchem er auch sein ganzes Vermögen von 15.000 fl. vermachte.

Literarisch war Čejka namentlich im böhmischen Schriftthum thätig. Die böhmische Sprache verdankt ihm eine materielle Bereicherung durch die sorgsam zusammengetragenen Terminologien für Musik und Medizin; in formeller Beziehung dienen seine literarischen Arbeiten als Muster korrekter und feiner Diktion. Die Literatur bereicherte Čejka, dem solide, ausgebreitete Sprachkenntnisse zu Gebote standen, durch Uebersetzungen aus dem Deutschen (Einiges aus Goethe), dem Illyrischen (Draškovics ältere Geschichte und die literarische Regeneration des illyrischen Volkes), dem Französischen (Einiges aus Lamartine), dem Spanischen (eine Auswahl Romanzen) und dem Englischen (Auswahl aus H. K. White's und H. W. Longfellows Gedichten, mehrere Dramen Shakespeare's). Außerdem hinterließ er im Manuskripte böhmische Bearbeitungen von Pitschs Harmonielehre, von Cramers Pianolehre und Skroups Grundzügen der Musiklehre, welche letztere soeben im Druck erscheinen.

Namentlich sind es die trefflichen, mit Geist und Weihe verfaßten Uebersetzungen Shakespeare'scher Dramen, welche seinem Namen einen ehrenvollen Platz in der böhmischen Literatur sichern. Seine Wahl traf folgende Dramen: „Romeo und Julia", „Cymbelin", „Antonius und Kleopatra", „König Heinrich V." Diese sind bereits erschienen, andere sechs als Manuskript vorhanden.

Čejka war ein ausgesprochener Freund des ruhigen, maßvollen Fortschrittes. „Wir leben in einer Epoche unversöhnter Gegensätze", schrieb er im Jahre 1858 am Schlusse eines bemerkenswerthen Artikels der „Museums-Zeitschrift", „doch der Glaube, den wir zu der gewaltigen Kraft des siegreichen Fortschrittes hegen, läßt die Hoffnung nicht untergehen. Wollte Gott, daß Zügellosigkeit nie Freiheit heiße, und daß Verträglichkeit den Frieden des Verstandes und des Herzens vermitteln".

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Ungarische Akademie.

In der am 22. Dezember v. J. abgehaltenen Sitzung der rechtswissenschaftlichen und historischen Abtheilung hielt das korrespondirende Mitglied Herr Paul Rosty seine Antrittsrede „über die Indianer Amerikas". Die Dissertation erscheint als die Einleitung zu einem größeren Werke „die Urbewohner Amerika's", das historische und ethnographische Daten über die Civilisationsperiode der Indianer unter Inka's in Peru und den Aztekenkaisern in Mexiko bringen soll. Diese Einleitung wird demnächst im „B. Pesti Szemle" vollständig abgedruckt werden.

Ein Werk von K. Benkö „Marosszék leirása" (Beschreibung der Marosszék) kann von der Akademie im Hinblick auf die Kosten nicht zur Drucklegung gebracht werden.

Herr Aigner übersandte der Akademie ein Probestück einer von ihm begonnenen allgemeinen Bibliographie, welche den Zeitraum von 1800 — 1860 umfassend, in 6 Bänden 150 — 200 Druckbogen füllen würde. Wird einer Begutachtungs-Kommission übergeben. Die Sektionssitzung verwandelte sich sodann in eine allgemeine, in welcher zwei Statthalterei-Intimate vorgelesen wurden; mit dem einen werden der Akademie die statistischen Ausweise der Schulen übersandt; das zweite gibt bekannt, daß aus Persien eine Schriftensendung H. Vámbery's an die Akademie unterwegs ist.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In einer der letzten Sitzungen der Sektion für Sprache, Kunst und Literatur trug Dr. Schlesinger einen historischen Aufsatz über den Bauernaufstand auf der Herrschaft Hainspach im Jahre 1680 vor, welcher im nächsten Hefte der „Mittheilungen" veröffentlicht werden soll, Prof. Höfler theilte Einiges über die im Nachlasse des kürzlich verstorbenen jungen Historikers Kohl gefundenen „Beiträge zur Geschichte des Verhältnisses Böhmens zum deutschen Reiche" mit. Diese behandeln die Zustände Böhmens unter König Wenzel I. und Otakar II. und schildern eingehend deren Bestrebungen, das böhmische Königthum unabhängig vom deutschen Reiche zu stellen. Das Manuskript ist mit zahlreichen Randbemerkungen des Prof. Waitz in Göttingen (dessen Schüler Kohl war) versehen, und soll gleichfalls zur Veröffentlichung kommen Herr Lippert berichtete, daß er von seiner Bearbeitung der Trautenauer Stadtchronik die erste Abtheilung, die bis zum Jahre 1600 reicht, im Manuskript druckfertig habe. Betreffs einer Geschichte der Stadt Friedland werden Voreinleitungen zur Durchforschung des in Friedland befindlichen Quellenmateriales getroffen. Herr Bürgermeister Kollmann in Neubistritz arbeitet mit Benützung des dortigen Stadtarchives an einer Geschichte der genannten Stadt. Prof. Scheinpflug empfiehlt eine Bearbeitung der Städtechroniken der erzgebirgischen Bergstädte.

In der am 26. Dezember v. J. abgehaltenen Sitzung machte Herr Dr. Dreßler interessante Mittheilungen über die in verschiedenen Zeiträumen vor sich gegangene Germanisirung des Leitmeritzer Kreises und begründete mit denselben schließlich den Antrag auf Anlegung eines Verzeichnisses der Flur- und Familiennamen dieser Gegenden, da diese einen lehrreichen Beitrag zur ethnographischen Kunde bilden dürften Herr Prof. Dr Volkmann verlas hierauf drei in einem Kodex des Sedlezer Klosters gefundene mittelhochdeutsche Gedichte. Dieselben sind religiösen Inhalts und wurden den Herren Professoren Grohmann und Chevalier zur Berichterstattung in historischer und philologischer Beziehung übergeben. Herr Prof. Chevalier wurde überdies im Vereine mit Herrn Dr. Schlesinger mit der Berichterstattung über die Realisirung des Dr. Dreßler'schen Antrages beauftragt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Digitized by Google

J. J. Rousseau.

Brockerhoff, „Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke".
(1862. 1. Band.)

I.

J. F. Nicht leicht ist ein Menschenkind über die Erde gewandelt, dessen Leben so reich an unbegreiflichen Widersprüchen ist, dessen ideales und reales Sein und Streben, dessen geistige und materielle Erfolge so himmelweit auseinander fallen. Ohne Zweifel gehört Rousseau zu den bedeutendsten Menschen, welche die Geschichte kennt; seine Ideen, die das Staatsleben und das Kindesleben, die Gesellschaft und das Individuum mit gleicher Innigkeit umspannten und durchdrangen, haben die Ordnung der Welt umgestoßen, das Denken der Menschen umgewandelt, die sozialen Begriffe und Sitten umgeschaffen, — und sein ganzes irdisches Dasein war nichts als eine einzige, ununterbrochene Kette von Täuschungen, ein ewig erfolgloses Ringen um eine angemessene Stellung im Leben, ein nie endender Kampf um das tägliche Brot.

Mit einer durchaus auf das Ideale angelegten Natur befindet sich die blasse Wirklichkeit seines Lebens stets auf dem äußersten Extrem seiner Träume, seiner Phantasien, seines Ehrgeizes. Er strebte nach hohen Dingen in der Weltlichkeit nach einer bedeutenden, einflußreichen Stellung im Staat, er wollte in der hohen Gesellschaft eine Rolle spielen; und der größte Theil seiner Jahre schleppt sich doch hin in niederer, oft sehr wenig ehrenvoller Dienstbarkeit, von einem zum anderen, und nie erreichte er nur den Schein von dem, was er wollte. Er hatte die höchste Meinung von seinen Fähigkeiten und seinem Beruf, von der ihn mit vollem Recht das immer erneute Fiasko nicht abbringen konnte, und doch machte er nie ernstlichen Gebrauch von seinen Kräften, als wenn der Zufall ihm die Gelegenheit in den Weg warf. Mit einem Geist, der für alles auszureichen schien, ernährte er sich durch Notenabschreiben. Von Stolz, vom Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit unbezwinglich erfüllt, schmachtete er doch fast alle Zeit in den Fesseln eines persönlichen, meist untergeordneten Dienstes. Mit allem Sinn und Geschmack für die Feinheit und die Reize einer distinguirten Gesellschaft, für den Umgang mit Frauen, die sich durch Geist, Geburt und Schönheit auszeichnen, ganz eingenommen und gefesselt durch das aristokratische Etwas, bindet er sich doch die reifere Hälfte seines Lebens an ein Weib von ganz niederer Art, von bornirtem, zu aller Bildung unfähigem Geist und ohne alle körperlichen Reize, und noch dazu in ganz unwürdigem Verhältniß. Auch konnte er trotz all seines Geistes und der Lebhaftigkeit seiner

Digitized by Google

Gedanken nie den Ton der vornehmen Gesellschaft treffen, bis er verzweifelnd dahin kam ihn zu verachten und zu verspotten. Die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit seiner Ideen kannte keine Grenzen; ohne Furcht und Zagen griff er den Staat, die Gesellschaft, die Sitte auf der gefährlichsten Stelle an, schlug sie ins Antlitz, zertrümmerte, was ihnen lieb war und was damals Geltung hatte auf Erden, ja zertrümmerte ihre Existenz, welche Folge er sich nicht verhehlen konnte; und dieser selbe Revolutionär, der sich seiner Welt entgegenstellte, war schüchtern und blöde wie ein Kind, erröthete und konnte die Worte nicht finden, wenn er sprechen wollte; haltlos und ziellos, ewig irrend und wechselnd, schwankte er vor dem Zufall durch das Leben einher wie ein Halm, der vom Winde hierhin und dorthin verweht wird. Sein Herz sehnt sich nach der Liebe und Freundschaft; es ist das Bedürfniß seines Lebens; und doch findet er nie die wahre beglückende Liebe und nie dauernde Freundschaft.

Die ganze Menschheit umfaßt er mit seiner Liebe; er will ihre Sklavenfesseln brechen, ihre Bedrängnisse lösen, ihre Leiden heben; er will sie emporrichten aus der moralischen Versunkenheit seiner Zeit, er will die Gesellschaft besser und vernünftiger erziehen, sie auf festere und edlere sittliche Grundlage stellen: und dieser edelmüthige Reformator zieht sein Leben von einem unwürdigen, unsittlichen Verhältniß in das andere hin und zeigt sich von so hartem Herzen, so hartgesottenem Egoismus, daß er fünfmal mit kalter Ueberlegung die eigenen Kinder ins Findelhaus trägt, ja ohne ihnen nur ein Zeichen mitzugeben, woran einmal Vater und Kind sich wieder erkennen könnten.

Ein solcher Charakter, ein solches Menschenleben gehört zu den schwersten Räthseln, welche die Geschichte überliefert hat, und deren Lösung mehr Sache des Psychologen als des Historikers ist. Rousseau selbst zwar hat im Bewußtsein dessen, daß er der Welt ein Mysterium war, in seinen „Confessions“ eine Lösung geben wollen, aber diese Bekenntnisse sind nur ein weiteres Räthsel, nicht um ihrer Dunkelheit, sondern um ihrer Wahrheit willen. Nicht daß Rousseau sonst die Lüge geliebt hätte, er haßte sie vielmehr an sich und Anderen; aber hier tritt die Wahrheitsliebe — vor aller Welt, nicht in stiller Beichte — mit einer Offenheit und Rücksichtslosigkeit auf, legt die eigenen Blößen, Gebrechen und Sünden mit solcher schonungslosen Nacktheit dar, daß uns — man verzeihe den populären Ausdruck — geradezu der Verstand still steht. Kein Anatom kann mit kälterem Blut den Kadaver zergliedern und präpariren, wie dieser Mensch seine eigene Seele zergliedert und seine Schmach an das Tageslicht stellt. Es hat Verbrecher gegeben und sie kommen wohl noch vor, welche ihre Sündenlaufbahn vor dem Gericht mit ähnlicher berechneter Offenheit erzählt und mehr gestanden haben als man von ihnen verlangte, sei es aus Eitelkeit, um sich interessant zu machen, oder um das Mitleid der Richter zu gewinnen. Ob Rousseau bei der Abfassung seiner „Confessions“ dem Publikum gegenüber von ähnlichen Motiven geleitet gewesen, lassen wir einstweilen dahingestellt, bis uns in dem Buche, mit welchem wir hier den Leser bekannt machen wollen, die Ansicht des Verfassers vorliegt.

Digitized by Google

Daß eine so interessante Persönlichkeit, die durch die Eigenthümlichkeit des Charakters so anziehend ist, wie durch die Größe der geschichtlichen Bedeutung, noch keinen genügenden Biographen gefunden hat, ist immerhin auffallend, aber doch leicht begreiflich, denn theils hat Rousseau allzusehr in Haß und Liebe der Parteien fortgelebt, als daß es zur nöthigen Klärung hätte kommen können, theils hat er selbst eine in manchem Sinne so überaus reizende, kunstvolle und vollendete Darstellung von seinem äußeren und inneren Leben gegeben, daß ein Anderer nicht leicht den Muth zu einer zweiten findet, und endlich mag man mit dem Verfasser daran erinnern, daß es noch viele Heroen des Geistes gibt, die ihres Biographen warten. Nunmehr sind hundert Jahre seit dem Erscheinen seiner Hauptwerke verflossen; die Umwälzung, die in Rousseau's Ideen lag, hat wirklich stattgefunden und liegt schon weit hinter uns, wenn auch die Folgen fortgehen; die Leidenschaften schweigen, soweit sie seine Person betreffen, das Urtheil hat sich abgeklärt, und es kann wohl kein Zweifel obwalten, daß die Zeit zu einer vollständigen und unparteiischen Würdigung seines Lebens und seiner Werke gekommen ist. Diesen Versuch macht nun Brockerhoff mit dem in der Ueberschrift genannten Werke, von welchem uns der erste Theil vorliegt; zwei andere sind noch zu erwarten.

Es bieten sich der Darstellung zwei Seiten dar, die psychologische und die historische, jene, welche die Konflikte seines Lebens, die Grundlage seiner Ideen und Geisteskämpfe in seinem eigenen Innern, in seinen eigenthümlichen Naturanlagen und deren Fortentwicklung aufsucht und daraus erklärt, diese, welche zur Erklärung die äußeren Zeitumstände, den Einfluß der herrschenden Denkweise, der geltenden Moralität, die Zustände der Gesellschaft u. s. w. herbeizieht. Es versteht sich von selbst, daß der Biograph, wenn er ganz genügen will, beide Seiten nicht blos berücksichtigen, sondern vollständig nach ihrem Werthe ausschöpfen muß. In einem Falle aber wie dieser, wo jedes der beiden Momente, das psychologische wie das historische, für sich von so gleich vorragendem Interesse ist, wird sich der Biograph nach seiner eigenen Anlage leicht dem einen oder dem andern vorzugsweise zuneigen. So ist es auch unserem Verfasser ergangen. Obwohl er das historische Moment nicht übersieht, kommt doch das psychologische, wie er selbst eingesteht, bei ihm zu weit größerer Geltung. Namentlich ist dies im vorliegenden ersten Theil bei der Jugendgeschichte der Fall, wozu allerdings die Umstände selbst aufforderten.

Mit der Art wie der Verfasser, nach einer Seite hin durch Vorliebe oder Abneigung gebunden, die psychologischen Probleme dieses merkwürdigen Lebens zu lösen sucht, können wir uns im Allgemeinen einverstanden erklären, wenn auch die Darstellung für unseren Geschmack zum öfteren zu breit ausgefallen ist und zu sehr an der Seelenanalyse klebt. Das muß man ihm aber zugeben, daß er sich vortrefflich auf die Kenntniß des Menschenherzens versteht und tief in der Seele die dunkelsten, verborgensten Züge zu lesen und auszulegen vermag. Obwohl bemüht, den positiven Werth seines Helden, also die gute Seite, besonders an das Licht zu stellen, legt er doch auch die Fehler und Schwächen mit Offenheit bloß. Nur in einzelnen Fällen, wo er entschuldigen zu können glaubt, was uns in keiner Weise

Digitized by Google

entschuldbar scheint, sind wir nicht mit ihm einverstanden. Wir werden ein paar dieser Fälle an ihrer Stelle gedenken, indem wir im Folgenden nach der Anleitung unseres Buches eine Skizze von Rousseau's Leben, soweit bis jetzt unsere Quelle reicht, dem Leser vorführen wollen. Der Raum gestattet leider nur flüchtige Züge, leider, denn dieses Leben gewinnt an Interesse, je tiefer man sich in das Detail zu versenken vermag. Sie mögen aber genügen, den Leser auf das Buch selbst oder auf die Lektüre der „Confessions" hinzuführen.

Geboren 1712 zu Genf und in der reformirten Lehre erzogen, hat Jean Jacques Rousseau in dem Doktrinären seiner Ideen, in der Starrheit seines Wesens und in seinem Republikanismus sein Leben lang den Genfer Calvinisten nicht verleugnet, obwohl er früh die Vaterstadt verließ und früh den väterlichen Glauben abschwur. Ein Franzose wurde er nie. Sein Vater war ein Uhrmacher, aber doch von weit höherer Bildung und umfassenderem Interesse, als anderswo Leute vom Handwerkerstand zu sein pflegen. Auch gehörte dessen erste Frau, Jean Jacques Mutter, dem einflußreichsten Stande der Republik an; sie war die Tochter eines Predigers und wird als ein wahres Frauenmuster geschildert, ebenso schön wie sittenrein, von feiner Bildung, und in Sachen der schönen Literatur wohl zu Hause. Leider starb sie als sie Jean Jacques das Leben gab. Soweit es möglich war, wurde sie durch eine Schwester des Vaters ersetzt. Vor allem aber war es dieser selbst, der die frühe Jugend Rousseau's in die sorgfältigste und liebevollste Pflege nahm. Der früh geweckte Knabe war sein Liebling; er hütete ihn, schloß ihn ab vom Umgang mit seines Gleichen, mit der Außenwelt, und trieb mit ihm in jungen Jahren, wo andere zu lesen anfangen, eifrige Lektüre. Der Knabe mußte dem wißbegierigen Vater bei der Arbeit vorlesen, und da dieser bei seinem Stande weder Methode noch Kenntniß der Bücher besaß, so wurde gelesen, was gerade in die Hände kam. Nur einen einzigen Genossen hatte er, den Sohn seines Onkels Bernard, der mit ihm in gleichem Alter stand und an den er sich in innigster Knabenfreundschaft anschloß.

So war schon die früheste Jugendzeit dazu angethan, in Rousseau ein eigenes innerliches Leben zu erwecken. Während er der äußeren Welt gegenüber schüchtern und blöde blieb und sich unbeholfen und linkisch zeigte, wurden Phantasie und Gemüth angeregt und die idealistische Richtung, die als ursprüngliche Geistesanlage in ihm war, begünstigt und weiter entfaltet. In der Liebe und der herzlichen Sorgfalt des Vaters, der übrigens innerhalb des Hauses ihm volle Freiheit ließ, lernte er alle Dinge mit dem Gefühle zu betrachten und fand er die Herzenswärme, mit welcher er später seine Schriften zu durchdringen und die Sache der Menschheit zu führen wußte. Er lernte nichts Schlechtes, Unsittliches im Vaterhause, sog aber auch keine orthodoxe Religiosität ein, denn sein Vater hing dem damaligen aufgeklärten Rationalismus an und begnügte sich, wie die meisten Leute der Zeit, mit dem allgemeinen Glauben an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit, an Vorsehung und Vergeltung.

Digitized by Google

Im Jahre 1720 übersiedelte der Vater von Genf in die Nähe nach Nyon. Der Knabe kam zu seinem Onkel Bernard und wurde von diesem mit dem eigenen Sohn dem Pfarrer in Bossey zur Erziehung übergeben, der mit seiner Schwester diese Pflicht redlich erfüllte. Zufrieden mit ihren Erziehern, verlebten hier die Knaben in idyllischer Einsamkeit zwei glückliche Jahre, bis eine unangenehme Begebenheit das gute Vernehmen störte und dem ländlichen Aufenthalt ein Ende machte. Unvernünftiger Weise hatten die sonst verständigen Erzieher kleinen Vergehen der Knaben eine außerordentliche Wichtigkeit beigelegt und selbst den Onkel herbeigerufen, der den Sohn wie Neffen mit unverhältnißmäßig harter Strafe belegte. Das Gefühl des erlittenen Unrechts ließ den Stachel in der Seele zurück, Liebe und Vertrauen wollten sich nicht wieder herstellen lassen und das Verhältniß in Bossey wurde aufgelöst.

Rousseau kehrte mit seinem Vetter zum Onkel Bernard zurück, aber die Erziehung wurde fortan vernachlässigt. Ohne Aufsicht und doch ohne Umgang mit anderer Jugend, wurde die Zeit ziellos vertändelt, und der Anfang eines regelmäßigeren Lernens, der zu Bossey gemacht war, wieder vernichtet. In dieser Zeit besuchte er öfter seinen Vater in Nyon, und bei solchen Gelegenheiten zeigte sich die auffallend früh erwachte Sinnlichkeit des Knaben schon in höchst merkwürdiger Weise. Mit all seiner Leidenschaftlichkeit verliebte sich bereits der eilf- oder zwölfjährige Knabe, und zwar in zwei junge Damen zugleich, von denen die eine, ein Fräulein de Vulson, ihm Phantasie und Gemüth entzündete, während die andere, Fräulein Goton, mit gleich bindender Kraft seine Sinnlichkeit in Anspruch nahm. Natürlich hatten beide Verhältnisse keine weiteren Folgen, denn die viel älteren Mädchen spielten mit dem Knaben, obwohl er es seinerseits darum nicht minder ernst meinte. Was aber dabei interessant ist, das ist die Doppelseite seiner Liebe, die ihm das ganze Leben eigen geblieben ist, wonach sich mit der einen das Bedürfniß seines Gemüths den Damen der höheren Stände zuwendet, während er gleichzeitig im bloßen Weib Befriedigung findet. So trennt er zwei Momente, die gewöhnlich im Menschen die ganze volle Liebe ausmachen.

Früh schon sieht man sich für den Knaben nach einem Lebensberuf um. Er wird in die Schreibstube eines Greffier gegeben, allein hier findet sein unruhiger Geist seine Stätte nicht, und Rousseau wird als unfähig entlassen. Da er zum Zeichnen Talent gezeigt hatte, gibt man ihn einem Graveur in die Lehre, aber unglücklicherweise findet er hier statt der liebevollen Rücksicht, die er zu Hause genossen hatte, die Brutalität eines rohen Lehrherrn; er muß sich die demüthigendste, verächtlichste Behandlung und die gröbsten Mißhandlungen gefallen lassen. Das weckt in dem bisher naiven, unbefangenen Gemüth das Mißtrauen, die Furcht, die Verstocktheit und den Hang zu knabenhaften Unarten, zu mancherlei kleinen Vergehen. Er wird naschhaft, begehrlich, und die Begierde treibt zu heimlichen Entwendungen. Indeß klagt er nicht, sondern harrt aus. Im Umgang mit wenig zartfühlenden Kameraden führt er ein ganz gewöhnliches, ordinäres Leben. Nur Eines hält seinen Idealismus aufrecht, eine verstohlene, mit Gefahr und Kosten erkaufte

Digitized by Google

Lektüre; wenn die Bücher fehlten, dichtete er das Gelesene weiter kraft eigener Phantasie, so daß er fortwährend in zwei Welten lebte und der freie Zauber der einen ihm die Beschwerden der anderen leichter ertragen ließ.

Aber nach drei Jahren, er war damals fünfzehn Jahre alt, entfloh er doch in einem Moment, wo er harte Strafe erwarten konnte. Das Ehrgefühl war erwacht, er war frisch und gesund am Körper, voll Keckheit und es regte sich in ihm die Genfer Wanderlust. Mittellos und ziellos, aber voll Selbstvertrauen wandert er fort und kommt zum katholischen Pfarrer in Confignon, Benoit de Pontverre. Dieser war seinen Nachbarn, den Genfern, wohl bekannt als Eiferer für seinen Glauben, und er macht auch an dem Knaben sofort seine Konvertirungsversuche. Da er nicht auf Widerstand zu stoßen scheint, aber die Nähe Genfs fürchtet, so sendet er ihn zur Vollendung der Bekehrung weiter nach Annecy mit einem Empfehlungsbrief an eine Dame, die einst das Bekehrungswerk an sich selbst hatte vollziehen lassen.

Frau von Warens — denn diese Dame war es, welcher sich der arme flüchtige Knabe naht, um ihren Namen zur Unsterblichkeit zu führen — Frau von Warens stand damals in der vollen Blüthe einer gereiften Schönheit von ungewöhnlicher Art, womit sie noch alle Vorzüge einer feinen, vornehmen Erziehung verband. Wie man sagt, hatte sie selbst auf das Herz eines Königs Eindruck gemacht; über das Schicksal des Knaben entschied sie mit einem einzigen Blick ihrer schönen Augen. Doch nahm sie ihn nicht sofort zu sich, sondern schickte ihn erst nach Turin in das Hospiz, um ihn den Unterricht der Katechumenen mitgenießen und den Glaubenswechsel vollziehen zu lassen. Als hier der aufgeweckte Knabe zu gleichem Zweck unter alten Weibern und landstreichendem Gesindel saß, das aus dem Konvertiren ein einträgliches Gewerbe machte, so fiel ihm der Gedanke doch schwer auf die Seele und die eigene Leichtfertigkeit erschütterte ihn. Zwar war ihm der Calvinismus gleichgiltig, aber viel tiefer saß die früh eingeschulte Abneigung gegen den Katholizismus. Indeß dachte er an Frau von Warens, mit der er nur so wieder vereinigt werden konnte, und nach einem kurzen Scheingefecht mit seinen Lehrern gab er allen Widerstand auf und ließ die Ceremonie des Konfessionswechsels über sich ergehen, gleichgiltig, wie man einen Handschuh anzieht. Mit derselben Gleichgiltigkeit vermochte er später wieder in den Schooß des Calvinismus zurückzukehren.

Katholik geworden, kehrte er jedoch nicht sogleich nach Annecy zurück, sondern versuchte einstweilen sein Glück in Turin, wo man ihn seinem Schicksal überlassen hatte Nach einer kurzen Liebschaft mit einer jungen Kaufmannsfrau, welcher der eifersüchtige Gatte bald ein Ende machte, wurde er unter die Dienerschaft der Gräfin Vercelli, welche sich mit literarischen Dingen abgab, aufgenommen und von ihr als eine Art Sekretär verwendet. Er hatte immer das Vertrauen, daß er es in solchem Hause zu hohen Dingen bringen werde. Allein diesmal, wie öfter, wurde er bitter getäuscht und wie gewöhnlich durch eigene Schuld. Die kleine Begebenheit, die er selbst mit erstaunlicher Offenheit erzählt, ist einer der Schlüssel zu seinem Herzen. Er hatte eine Art Liebschaft mit der Köchin des Hauses und wollte ihr zum

Digitized by Google

Andenken ein rothes Band geben, das er irgendwo im Hause genommen hatte. Die Feindschaft seiner Kameraden brachte die Sache heraus und machte die Kleinigkeit zum großen Eklat. Rousseau, zur Rede gestellt, leugnete ab und leugnete nicht blos, sondern warf den Diebstahl auf eben dasselbe Mädchen, dem zu Liebe er es genommen hatte. Aller Bitten und Thränen des unschuldigen Mädchens ungeachtet, blieb er bei seiner Aussage selbst vor ihrem Angesicht. Sein Benehmen zeigt hier bereits eine vollkommene Verhärtung des Gefühls, eine Verstockung, ja den Tod des Herzens, den kältesten Egoismus. Rousseau blieb nach dieser Begebenheit noch eine Zeitlang in Turin. Er nahm eine andere Stellung unter der Dienerschaft des Grafen Gouvon an, wo man jedoch seinen Geist bereits so erkannte, daß der Sohn des Grafen, Abbé Gouvon, der ein ausgebildeter Schöngeist von damaliger Art war, ihm selbst Unterricht gab. Die guten Vorsätze, die man hier mit ihm hatte, vernichtete er aber selbst, indem er mit einem abenteuernden Landsmann, von dem er nicht lassen wollte, in die Welt hinaus ging. Doch trennte er sich bald von ihm und schlug den Weg nach Annecy ein zur Frau von Warens.

Die Dame hatte ihren Schützling nicht vergessen. Sie nimmt den achtzehnjährigen Jüngling als ihren Sohn auf und überhäuft ihn mit den Liebkosungen einer Mutter; er seinerseits betrachtet sie ebenfalls als Mutter, als Schwester und Freundin zugleich und läßt sich ihre Erziehung gefallen, mit der sie den jungen ungeleckten Bären — umsonst freilich — für die Welt zustutzen will. Aber weder ihm noch ihr lag in diesem Verhältniß die Sinnlichkeit fern, wie sie ihn denn später wirklich in die Geheimnisse der Liebe einweihte und zum erkornen Geliebten nahm. Die frische Gestalt, das helle, belebte Gesicht, das Feuer seines Geistes und seiner Seele, das im vertraulichen Verhältniß durch die Blödigkeit hindurchbrach, konnte auf die weibliche Natur ihre Wirkung nicht verfehlen, umsomehr als er bald in jugendlicher Schwärmerei für die schöne Frau erglühte. „Wie oft habe ich mein Bett geküßt, weil ich dachte, sie habe darin geruht, wie oft meine Vorhänge, ja alle Möbel meines Zimmers, weil sie ihr gehörten, ihre schöne Hand sie berührt hatte, wie oft selbst den Fußboden, weil ich mich erinnerte, daß sie auf ihm einhergegangen sei."

Obwohl „Mama", wie er Frau von Warens nannte, unabhängig von einer Pension des Königs von Sardinien lebte und sich wenig um die Welt bekümmerte, so war sie doch zu klug, um nicht die Unhaltbarkeit dieses Verhältnisses einzusehen. Ihr Liebling mußte doch irgend etwas werden, irgend einen Beruf ergreifen. Allein es ging nicht besser als früher. Vergebens versucht man es mit dem Geistlichen. Etwas mehr Aussicht schien bei ihm die Musik zu haben, und er brachte ihrethalben den Winter von 1729 bis 1730 ganz im Hause des Kapellmeisters Le Maitre zu. Aber auch dies Verhältniß löste sich in einer für Rousseau durchaus nicht ehrenvollen Weise.

In einer Zeit, wo Frau von Warens in Paris war, lebte er in Annecy mit einem Abenteurer, der sich Venture de Villeneuve nannte und dem er alsbald nachzuahmen Gelegenheit findet. Die Schweiz einmal wieder zu sehen, macht er sich

Digitized by Google

mit der ehemaligen Kammerjungfer der Mama, die aus Freiburg in der Schweiz stammte, auf die Reise. Bei dieser Gelegenheit sah er auch den Vater wieder. Da er sich bald ohne Mittel sah, trat er in Lausanne kühnlich unter dem Namen Vaussore de Villeneuve als Musiklehrer aus Paris auf, fiel als Konzertmeister mit einer lächerlichen Komposition in der schmählichsten Weise durch, erlangte aber dennoch einigen Unterricht und durchstreifte die Gegend und die Ufer des See's, die Heimath der Frau von Warens, mit schwärmerischer Sehnsucht nach der Mama. Ebenso machte er es in Neufchatel; und als er sich hier durch Nachlässigkeit seine Stellung verdorben hatte und in Schulden gekommen war, wurde er Sekretär bei einem griechischen Betrüger, der sich für einen Archimandriten aus Jerusalem ausgab und für das heilige Grab betteln ging. Diesen entlarvte der französische Gesandte, Marquis de Bonac, aber Rousseau gewann bei dieser Gelegenheit so sehr das Interesse des Gesandten, daß derselbe für seine Zukunft zu sorgen gedachte. Er schickte ihn nach Paris, um dort die Erziehung eines Neffen des Schweizer Obersten Godard zu übernehmen. Allein Rousseau konnte sich mit dem geizigen Obersten nicht einigen, und als er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Mama nach Savoyen zurückgekehrt war, verließ er sofort Paris, das ihm gar nicht gefiel. Nach mancherlei Begegnissen sah er Frau von Warens im Herbst 1732 in Chambéri wieder, wohin sie gezogen war.

Sie sorgte sofort wieder für ihn, ließ ihn bei sich wohnen und verschaffte ihm die Stelle eines Sekretärs bei einer Kommission, welche damals die Katastrirung des Landes vornahm. Jedoch gab er bald die Sache wieder auf, um sich aufs Neue der Musik zu widmen. Die Favoritenstelle bei der Mama mußte er anfangs mit ihrem Verwalter Claude Anet theilen, was auch allerseits in Freundschaft abging. Als aber Anet damals starb, band sich Rousseau's Verhältniß wieder intimer zusammen, zumal er gefährlich krank wurde und Frau von Warens ihn liebevoll pflegte und mit dem Leidenden auf einen Landsitz bei Chamberi, die Charmettes genannt, in die Einsamkeit zog.

Dieser Aufenthalt wurde ihm von großer Wichtigkeit. Indem er sich dem Tode nahe glaubte, ging er zum ersten Male in sich, gewann religiöse Stimmung und fand sich mit seinem Gott in einer Weise ab, daß der Tod keine Schrecken mehr für ihn hatte. Wenn man von seinem Verhältniß zur Frau von Warens absieht und von dem Mangel an allem Positiven in seiner Religion, so kann man wohl, was die damalige Zeit betrifft, bei ihm von Tugend und Frömmigkeit reden. Davon zeugt sein Testament, in welchem er auch mit Rücksicht auf sein einst zu erwartendes mütterliches Vermögen Frau von Warens bedachte, welche durch kostbare Liebhabereien in große Geldbedrängniß gerathen war. Ein damals verfaßtes Gedicht, „Le Verger des Charmettes", fließt über von Dankbarkeit gegen die Mama. Zugleich legte er hier die Grundlage zu seinen universalen Studien; der Verkehr mit seinem Arzt Salomon führte ihn auf Descartes, dem die Jansenisten, Locke, Malebranche, Leibnitz u. A. folgten. Damit wurden Naturwissenschaften und die Astronomie verbunden und auch die schöne Literatur nicht vergessen.

Digitized by Google

Rousseau's Krankheit mochte vorzugsweise in allgemeiner Erschlaffung der Körperkräfte nach den großen Aufregungen der vorausgegangenen Jahre bestehen, und darum konnte er sich schwer erholen. Man schickte ihn nach Montpellier die dortigen Aerzte zu befragen und das milde Klima zu genießen. Er war nicht so krank, daß er nicht unterwegs mit einer Reisegefährtin, Frau von Larnage, ein äußerst intimes Liebesverhältniß eingegangen wäre. Montpellier gefiel ihm nicht. Als er es verließ, schwankte er zwischen der süßen Erinnerung an Frau von Larnage und der alten Sehnsucht nach der Mama. Die Letztere gewann die Oberhand und darum fand er sich in den Charmettes wieder ein. Allein wiederum war seine Stelle von einem neuen Verwalter, einem ganz unwürdigen Menschen, besetzt, mit dem er theilen sollte. Frau von Warens, die des Haltes im Leben entbehrte, war materiell wie moralisch tiefer und tiefer gesunken. Für Rousseau, der mittlerweile sich gehoben hatte und das Unwürdige erkannte, war der Blüthenstaub abgestreift; zwar blieb er noch im Hause, aber die Intimität wollte sich nicht wieder herstellen.

Der Dinge satt, bemüht er sich um eine eigene Existenz und will es nun einmal als Erzieher versuchen. Er erlangt eine solche Stelle im Hause des Herrn de Mably, des Generalprofoßen in Lyon, dessen Brüder, der Abbé de Mably und Condillac, es bald zu großem Namen in der Literatur brachten. Rousseau trat sein neues Amt im Frühling 1740 mit dem größten Eifer an und legte dem Vater seiner Zöglinge einen wohlausgeführten Erziehungsplan vor, dessen Grundzüge schon an den Emile erinnern. Diese Stellung hatte für Rousseau wenigstens das Gute, daß er es mit der Pädagogik, in welcher er später so große Bedeutung erlangen sollte, einmal praktisch versuchte, denn zum Erzieher taugte er nach seiner Persönlichkeit ganz und gar nicht. Er kam auch bald zur Einsicht und bat selbst um seine Entlassung, die ihm gerne gewährt wurde. Noch einmal und zum letzten Male kehrte er zur Mama zurück, wo sich die Dinge nur verschlechtert hatten. Kalt aufgenommen, zog er sich auf seine Studien zurück. Wiederum baute er sein Heil auf die Musik. Er hatte die Erfindung gemacht, die Notenschrift durch Ziffern zu ersetzen und hatte diese Erfindung völlig durchgebildet. Sie wollte er nun der ersten wissenschaftlichen Autorität der Welt, der französischen Akademie in Paris, vorlegen und machte sich mit raschem Entschluß dahin auf den Weg. Diesmal sollte er in das Haus der Mama nicht wieder zurückkehren.

Das fossile Federthier von Soolenhofen.

(Nach einem Aufsatz von Woodward im „Intellectual Observer", Dezember 1862.)

Die Abhängigkeit des Oberhautskeletes von der Gesammtorganisation der Thiere ist eine so allgemein anerkannte Thatsache, daß das Sprichwort den Vogel an den Federn kenntlich sein läßt, daß Ausnahmen von der Regel — haarlose Pferde,

Digitized by Google

schlichthaarige Schafe u. dgl. — vom Volke als Naturspiele angestaunt werden. Doch ebenso allgemein anerkannt ist es, daß derlei Ausnahmen ungleich häufiger vorkommen, als Abweichungen der inneren Hartgebilde — insbesondere des eigentlichen Knochengerüstes — vom normalen Typus. Geben ja die racenreichen Thierarten Zeugniß von der Mannigfaltigkeit, in der sich das Horngewebe auf gleich gebauten Körpern schon nach den ersten Kreuzungen entwickelt, wogegen es langer, sorgfältiger Züchtung bedarf, um die Länge des Halses und Schenkels, die Vollkommenheit des Geruchsorganes u. dgl. wesentliche Modifikationen bleibend zu erhalten, die für die Kultur der Pferde- und Hunderacen von Werth sind. Auch zeigt der jährliche Umtausch von Sommer- und Winterpelz, die Mauser der Vögel, wie leicht die Natur die Thiere durch einen Wechsel des Epidermidalkleides den äußeren Umständen anpaßt. Allerdings bewegt sich dieser Wechsel nur in Verschiedenheiten der Dichte, der Farben u. dgl., doch unterliegt es keinem Zweifel, daß andauernde klimatische Einflüsse mehr wesentliche Abweichungen vom ursprünglichen Typus zu bewirken im Stande sind. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die mächtige Umbildung der Hornhülle exotischer Säugethiere und Vögel in unseren Klimaten und an die Behaarung des nordischen Mammuth aus der Diluvialzeit im Gegensatz zur haarlosen Haut unserer indischen und afrikanischen Elephanten. Wären die Epidermidalgebilde der fossilen Erhaltung günstiger, so würden wir in der Behaarung der tertiären Säugethierarten nicht nur ein wichtiges Kriterium zur Beurtheilung der ehemaligen Klimate in einzelnen Theilen der Erde, sondern auch eine Fülle von Thatsachen besitzen, aus denen sich der Grad der Abhängigkeit der Epidermidal-Skelette vom inneren Baue in mehr als einer Wirbelthierklasse viel genauer folgern ließe, als unsere zoologische Erfahrung uns dies gestattet. Leider sind die Funde fossiler Haare bisher auf den gefrornen Lehm des hohen Nordens und auf den irländischen Torf beschränkt geblieben, fossile Federn kennt man erst seit einem Jahre, und von ihnen soll hier ausführlicher die Rede sein; Hornschilder, wenn sie überhaupt zur Beobachtung gelangten, haben einen sehr untergeordneten Werth, da sie in der Regel nur der Oberhautbeleg eines stark entwickelten Dermalskelets sind.

Wie übel es denn auch mit unserer Thatsachenkenntniß in dieser Beziehung stehe, so dürfte doch die Behauptung nicht unberechtigt sein, daß bei allen großen Thierumbildungen, welche sich je in der Natur vollzogen — insofern sie mit einem Wechsel der Klimate oder gar mit einem Wechsel des Lebensmediums verbunden waren — eine durchgreifende Modifikation der Epidermidalhülle den entsprechenden Veränderungen im Knochenapparat und in den Weichtheilen vorangeeilt sei.

Die größten Schwierigkeiten hat die Erklärung des Umsatzes der Gänger und Schwimmer in Flugthiere zu überwinden. Hier sehen wir die weiteste Lücke vor uns. Allerdings bilden die Fallschirmapparate, wie wir sie am Pelzflatterer und am fliegenden Drachen in der Jetztwelt, an den Pterodactylen der Jurazeit kennen, eine Art von Uebergang. Der Flatterflügel der Fledermäuse, zu dessen Herstellung eine erstaunlich große Veränderung des Mittelhand- und Fingerskelets erforderlich war,

Digitized by Google

steht funktionell dem Flugapparat der echten Flieger noch näher. Allein die Organisation der Vögel ist eine so eigenthümliche und in sich abgeschlossene, daß die Auffassung jener vermittelnden Formen als funktioneller Analogien bislang der nöthigen Unterstützung vom morphologischen Standpunkte aus entbehrte.

Der Körper des Vogels ist zum Durchschneiden der Luft geformt, seine Knochen sind Luftkanäle, sein Brustbein ein Kiel mit überaus großen Ansatzflächen für die beim Fliegen am meisten betheiligten großen Brustmuskeln, seine Halswirbelsäule ist höchst beweglich, sein Rumpf dagegen in Wirbeln und Rippen festgebunden. Der Schwanz ist ein Steuerruder und ein Druckhebel zugleich, die vordere Gliedmaße ein zusammenlegbarer Flügel, zum Ansatz mehr oder weniger starker Schwingen bestimmt. Alles ist auf Leichtigkeit, große Fläche und bedeutende, einseitig konzentrirte Muskelkraft berechnet. Das Epidermidalkleid mit seinen Flaum- und Kielfedern steht nicht minder einzig da in der Reihe der Horngebilde und ist mit der Behaarung der Säugethiere nur durch das pelzartige Kleid der Casuarinen (und der ausgestorbenen Riesenvögel von Neuseeland) mit der Beschuppung oder dem weichen Epithelium der Reptilien gar nicht verbunden.

Nichtsdestoweniger haben wir die morphologischen Analogien des inneren Skelets der Vögel nicht in der Klasse der Säugethiere, sondern unter den Reptilien zu suchen, denen sie in jeder Beziehung viel näher stehen. Wir finden aber die nächste Verwandtschaft, was Freiheit der Hals- und der Schwanzwirbelsäule, strammes Gebundensein des Rumpfes, starke Entwicklung des Brustbeines und des Schultergürtels anbelangt, nicht etwa unter den leichtest beweglichen Reptilien, sondern in der Gruppe, die durch eine übermächtige Ausbildung des Hautskelets und die Verschmelzung desselben mit dem inneren Knochengerüste die plumpste von allen ist, bei den Schildkröten. Die Flugechsen oder Pterodactylen entsprechen bei weitem mehr dem Fledermaus- als dem Vogeltypus, so daß es dem Zootomen trotz des auffallenden Gegensatzes viel leichter würde den Vogel aus der Schildkröte als aus dem Flatterreptil der Juraperiode zu entwickeln.

Die große Lücke zwischen den Vögeln und den beiden anderen Klassen blieb also unausgefüllt und die Geologen mußten sich in Anbetracht des Umstandes, daß Reste von vogelartigen Thieren eben wegen des Flugvermögens derselben und wegen der Leichtigkeit ihrer Körper nur durch besondere Zufälle zur Ablagerung in den Schichten der Erde gelangen konnten, mit der Hoffnung trösten, daß irgend ein glücklicher Fund eines der vermittelnden Geschöpfe zu Tage fördern werde.

Solch ein glücklicher Fund ist vor ungefähr einem Jahre gemacht worden, in denselben großen Steinbrüchen von Soolenhofen in Baiern, die halb Europa mit lithographischen Steinplatten und feinen Pflastersteinen (Kellheimer Platten) versorgen, in denselben Schichten, denen die große Familie der Pterodactylen angehörte.

Da bei einem so wichtigen Petrefakt die Geschichte seiner Bekanntwerdung nicht ohne Interesse und diese selber charakteristisch ist für die Art, wie interessante Naturalien von zwei um die Naturwissenschaft hochverdienten Nationen behandelt

Digitized by Google

zu werden pflegen, will ich der Beschreibung dieses Restes die darauf bezügliche Literatur voranschicken.

Der kürzlich verstorbene Münchner Zootom und Paläontolog notifizirte in den Sitzungsberichten der k. baierischen Akademie der Wissenschaften (April 1861) einen Knochenrest, der, bedeckt mit Spuren von Federn, in Soolenhofen gefunden wurde und in den Besitz des Dr. Häberlein in Pappenheim (Baiern) gelangt war. Aus der ihm gemachten Beschreibung ersah er, daß das kein Vogel, sondern nur ein Reptil sein könne und nannte es deßhalb griphosaurus. Bald darauf (im Mai) gab H. von Meyer in Frankfurt im zehnten Band der „Palaeontographica“ (S. 53) eine genauere Beschreibung des Fossiles, die ihm Dr. Wilte aus Hannover mitgetheilt hatte. Der berühmte Bearbeiter der Soolenhofer Pterodactylen erkannte sogleich aus dem einfachen Fußwurzelknochen, daß das räthselhafte Thier keine Flugechse gewesen sei; die damit verbundenen Federabdrücke erklärte er ausdrücklich für Vogelfedern und nannte das Thier (30. September 1861) Archaeopteryx lithographica. Mittlerweile hatte Herr Waterhouse einen Abstecher nach Pappenheim gemacht und Herrn Häberlein zu bestimmen gewußt, daß er das merkwürdige Fossil dem British Museum überließ. So ist es seit Ende des Jahres 1861 in den Händen der britischen Paläontologen, erhielt zuerst in literis den Namen Griphornis longicaudatus, wurde aber, nachdem Richard Owen von Meyers Notiz kennen gelernt, unter der ihm rechtlich gebührenden Bezeichnung (am 20. November 1862) der Royal Society vorgelegt. In Erwartung der ausführlichen Abhandlung des großen britischen Zootomen benützte ich eine kurze mit einer guten Abbildung versehene Beschreibung des Fossils, die Herr Woodward im Dezember-Heft des „Intellectual Observer“ veröffentlicht hat.

Das Thier hatte die Statur eines der größeren Pterodactylen, also etwa die Größe einer Taube. Die hintere Extremität ist sammt dem Becken, die vordere zum größten Theil erhalten, so daß das Schulterblatt, eine deutliche Spur des Gabelknochens, dann der Oberarm, beide Vorderarmbeine, ein Mittelhandknochen und mehrere Fingerglieder deutlich unterschieden werden. Dazu kommt ein Paar von scharfen Klauen, welche vereinzelt in der Nähe des linken Flügels liegen und entweder die Stelle der fledermausartigen Aufhängekrallen der Flugechsen einnahmen oder eine Art von Angriffswaffe vorstellen, ähnlich den Spießen der speerflügeligen Gans von Südafrika, des Chaja-Kreischers von Cayenne und anderer bewaffneter Vögel. Was also vom Knochengerüste der vorderen Extremität vorliegt, würde den Pterodactylus nicht ausschließen. Der Fuß ist dagegen entschieden vogelartig. Der Fußwurzelknochen, ungefähr von der halben Länge des einfachen Unterschenkels, besitzt vier deutliche Gelenksknöpfe zur Artikulation mit den vier Zehen, deren jede mit einem spitzigen stark gekrümmten Krallenglied versehen ist. Becken und Oberschenkel mahnen wieder viel mehr an den Reptilientypus als an den Vogel. Von der Wirbelsäule sind leider nur einige schlecht entblößte Sacralwirbel vorhanden und der aus zwanzig Wirbeln bestehende, spitz zulaufende Schwanz. Vier oder fünf derselben tragen kurze und breite Querfortsätze, aber keine Hämapophysen, die

Digitized by Google

übrigen sind schmächtige Cylinderstücke. Niemand würde bei Betrachtung dieser Schwanzwirbelsäule an ein vogelartiges Thier erinnert, wenn nicht von jedem Wirbel ein Paar trefflich erhaltener fein gekielter Federn ausliefe. Die letzten drei Paare enden in gleicher Entfernung vom Endwirbel und stellen so einen Federschwanz dar, im Umrisse nicht unähnlich dem der Elster. Ebenso gut erhalten sind die Schwingen, deren rechte (nach Woodwards Abbildung) aus dreizehn Schwungfedern von sehr mäßiger Stärke zu bestehen scheint und hart am entblößten Ende des Vorderarmes liegt, als ob sie einen Theil der Mittelhand deckte. Daß sowohl das Brustbein als auch der Schädel, also zwei der wichtigsten Theile des Skelets, fehlen, brauche ich nach dem Bisherigen kaum ausdrücklich zu erwähnen. Dagegen sind sieben bis acht losgelöste Rippen vorhanden, die als schmale einfache Knochenspangen allerdings mit den Vertebralrippen der Flugechsen und anderer Saurier aber nicht im mindesten mit Vogelrippen übereinstimmen.

So bewegen wir uns von einem Ende der Steinplatte zum anderen in einer Reihe von Gegensätzen und können nirgends die Entscheidung der Frage, ob Vogel, ob Reptil? gewinnen. Von der interessanten Debatte, welche sich in der Royal Society darüber entspann, wissen wir vor der Hand nur, daß zwei berühmte Naturhistoriker, Herr Gould und der Herzog von Argyll, die Fliegernatur des Thieres bestritten, weil die Kiele seiner Schwungfedern allzuschwach seien, daß Owen dagegen es für ein wahres Flugthier erklärte, weil der starke Muskelknorren des Oberarmes einen mächtigen Brustmuskel voraussetze. Hinsichtlich des abenteuerlichen Schwanzes stellt Herr Woodward eine, wie mir scheint, sehr glückliche Betrachtung an, indem er ihn mit dem heterocerken (unsymmetrischen) Schwanz der vorweltlichen Fische vergleicht. So wie dem letzteren eine (nach unseren Begriffen von der Fischnatur) übermäßig verlängerte Schwanzwirbelsäule eigen war, die im Verlaufe der geologischen Perioden mehr und mehr zurücktrat und dem stumpfen Schwanzrudiment unserer Knochenfische als Träger einer symmetrisch entwickelten (homocerken) Schwanzflosse Platz machte, so möge auch dieser befiederte Echsenschwanz als ein geologischer Vorläufer des strammen Ruder- und Fächerschwanzes der wahren Vögel aufgefaßt werden. Welches auch seine morphologisch-geologische Bedeutung sei, jedenfalls kann er wenig mehr als eine Zierde des sonderbaren Thieres gewesen sein, dessen starker Brustmuskel und vollkommener Vogel- (vielleicht Kletter-) Fuß mit der Schwäche der Schwingen und des Brustkorbes dadurch in Einklang gebracht werden kann, daß man das vogelartige Geschöpf als einen mühsam arbeitenden Flatterer, aber höchst vollkommen begabten Felsenläufer erklärt.

Ob Herrn Woodwards Vermuthung, der Rhamphorhynchus von Soolenhofen, eine durch H. von Meyer genau untersuchte Flugechse, sei identisch mit dem gefiederten Fossil, durch eine genauere Vergleichung bestätigt oder widerlegt werden soll, darüber erlauben wir uns heute noch kein Urtheil.

Die Diskussion über die Frage, in welche zoologische Klasse ein vorweltliches Geschöpf gehöre, wäre in allen Fällen, wo sie überhaupt einen Sinn hat, ziemlich unfruchtbar, wenn sie nicht den Scharfsinn der Fachmänner zur Würdigung aller,

Digitized by Google

auch der kleinsten morphologischen und funktionellen Momente herausforderte. Nicht die Entscheidung der Frage, auf die der Systematiker dringt, sondern die Auffassung der Rolle, die dergleichen vermittelnde Organismen in dem Haushalte der Natur und in der Entwicklungsgeschichte der Erde gespielt haben, ist der eigentliche Zweck der Untersuchung.

Für das Studium der Epidermidalgebilde in ihrem Verhältniß zum inneren Skelet ist das neu entdeckte Fossil gewiß von höchstem Belange, und ich glaube darin eine wesentliche Stütze der oben ausgesprochenen Behauptung zu finden, daß die Horngewebe in den geologischen Bildungsprozessen den Modifikationen des Knochengerüstes vorangeeilt seien. Welche Bedingungen gerade in der einen Epoche des oberen Jura, der die lithographischen Schiefer von Soolenhofen, die Schichten von Nusplingen, von Cirin (Ain) und anderen Juralokalitäten angehören, eine solche Fülle von Fallschirm- und Flatterthieren hervorbrachten, — ob die Lagunennatur der langgestreckten Wasserbecken entlang der Küste des südeuropäischen Jurameeres mit ihren schroffen Felspartien, ihrem Reichthum an Insekten solche Geschöpfe erforderte, welche physische Momente anderer Art dabei ins Spiel kamen — diese geologische Frage liegt heutzutage noch jenseits der Grenzen der Erörterung. Wir wissen nur, daß in Gesellschaft der Flugechsen ein Geschöpf gelebt hat, dessen Knochenbau eine eigenthümliche Verquickung des Vogel- und des Reptilientypus zeigt, dessen Epidermidalskelet aber morphologisch dem der Vögel auf das genaueste gleicht. Wir sehen auch deutlich, daß die Natur bei dieser Neubildung nicht an den verwandten, aber in sich abgeschlossenen Schildkrötentypus angeknüpft hat, der in den Schichten von Soolenhofen durch drei Spezies vertreten ist, sondern daß sie das neue Wesen aus der Gruppe der Pterodactylen heraus entwickelte, die hinsichtlich der Lebensweise den beschwingten Seglern der Küste ungleich näher standen als irgend ein anderes Reptil.

K. F. Peters.

N. Meldemans und A. Hirschvogels alte Stadtpläne von Wien.

1. Niklas Meldemans Rundansicht der Stadt Wien zur Zeit der ersten Türkenbelagerung vom Jahre 1529. Nachgebildet von A. Camesina. Herausgegeben von dem Gemeinderathe der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Mit einem erläuternden Vorworte von Karl Weiß. Wien 1863. In Kommission bei Prandel u. Ewald. XVII und 42 Seiten Text in Folio mit Illustrationen und einem Karton mit 6 Blättern.

2. Augustin Hirschvogels Plan der Stadt Wien vom Jahre 1547. Nachgebildet von A. Camesina. Wien 1863. In Kommission bei Prandel u. Ewald. Mit 22 Bogen Text in Folio und Illustrationen, dann einem Karton mit 6 Blättern.

b. b. Die Kenntniß der topographischen Entwicklung Wiens, welche noch vor dreißig Jahren eine sehr lückenhafte war, hat in der jüngsten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Während durch eine Reihe glücklicher Forschungen in dieser Richtung der Stoff wesentlich bereichert wurde, fanden sich anderseits auch die

Digitized by Google

geeigneten kenntnißreichen Personen, welche diesem Gebiete der Lokalgeschichte die verdiente Beachtung schenkten und unermüdet thätig waren, den Einblick in diese so interessante kulturgeschichtliche Seite des Städteweſens sicherer und lebendiger zu gestalten. Noch zu den Zeiten Hormayers kannten die Geschichtschreiber Wiens nur Wolmuets Plan vom Jahre 1547 in der verstümmelten Ausgabe, wie er in Uhlichs ersten Türkenbelagerung abgebildet ist, während ihnen die Arbeiten Hirschvogels gänzlich unbekannt waren. Wie die Gestalt der Stadt vor der ersten Türkenbelagerung beschaffen war und welche Veränderungen dieselbe nach der Ferdinandei'schen Befestigung erfahren hatte, wie ferner die Vorstädte vor und nach der zweiten Türkenbelagerung anwuchsen, darüber mußten die Aufschlüsse genügen, welche die in urkundlichen Dokumenten enthaltenen Andeutungen an die Hand gaben. Und daß diese nicht genügten oder zu manchen Verwechslungen und irrigen Annahmen führten, können wir wohl, ohne einen Widerspruch zu fürchten, mit gutem Grunde behaupten.

Den ersten glücklichen Fund machte Scheiger im Jahre 1827. Bei einem Ausfluge in das Stift Heiligenkreuz fand er in der dortigen Stiftsbibliothek einen vom kurfürstlich sächsischen Artillerie-Hauptmann und Ingenieur Daniel Suttinger aus Penig in Sachsen gezeichneten Wiener Plan vom Jahre 1684, der, mit großer Genauigkeit ausgeführt, uns in die topographischen Verhältnisse Wiens unmittelbar nach der zweiten Türkenbelagerung einen interessanten Einblick gewährt. Auf Veranlassung des den älteren Kunstfreunden unserer Stadt gewiß im freundlichen Andenken stehenden Klemens Freiherrn von Hügel wurde eine Kopie dieses Planes angefertigt, die nach dem Tode des Letzteren in den Besitz des Herrn A. Camesina überging und von diesem zur Herausgabe vorbereitet wird. Suttingers Plan, bereits mit den verbesserten Mitteln geometrischer Vermessungen aufgenommen, ist mit solchem Fleiße angefertigt, daß bei jedem einzelnen Hause der Name seines Besitzers eingezeichnet erscheint. — Nach einer längeren Pause führte das Jahr 1848 zur Entdeckung eines zweiten Stadtplanes. Zu Bamberg fand in dem genannten Jahre Professor Glax ganz zufällig einen Grundriß, der zwar ohne ein bestimmtes Datum ist, jedoch unzweifelhaft, aus inneren und äußeren Gründen, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört — jener Zeit, wo Deutschlands und Ungarns Kronen zum ersten Male mit Oesterreichs Herzogshute auf einem Herrscherhaupte vereinigt waren. Dieser Grundriß, gleichfalls auf geometrischer Grundlage angefertigt, ging in den Besitz der Sammlung des Herrn von Karajan über und wird im Jahre 1863 auf Veranlassung des Wiener Gemeinderathes, nach den von A. Camesina angefertigten Kopien und in Begleitung einer von Karl Weiß gearbeiteten wissenschaftlichen Erläuterung veröffentlicht werden.

Dieser Plan gibt uns genaue Aufschlüsse über den Umfang der Stadt und die Zahl der kirchlichen Gebäude in jener Zeit und ist überhaupt die älteste geometrische Aufnahme der Stadt. Wenige Jahre später (1856) überraschte Georg Zappert die Wiener Gelehrten mit einem Stadtplane aus dem 12. Jahrhundert, welcher Fund mit Recht großes Aufsehen erregte. In einem Quartanten mit vier

Digitized by Google

Handschriften aus dem 15. Jahrhundert fand Zappert ein zum Vorblatt verwendetes Pergament, das sich als Fragment eines Gültenbuches verrieth. Auf welche Weise Zappert in die Kenntniß dieses Quartanten gelangte, verschwieg er, und zu welchem Zwecke die Anfertigung der Originalzeichnung geschah, konnte er nicht mit Bestimmtheit angeben. Deßhalb regten sich im ersten Augenblicke mancherlei Zweifel über die Authentizität dieses kostbaren Denkmales, die jedoch nicht näher begründet wurden, so daß gegenwärtig der Werth desselben ungeschmälert fortbesteht. — Ein Jahr nach Veröffentlichung des Zappert'schen Planes erschien der bedeutendste unter den alten Stadtplänen, nemlich jener des Bonifaz Wolmuet vom Jahre 1547, nachgebildet in der Größe des Originales mit einer bis in das kleinste Detail gehenden Genauigkeit von A. Camesina. — in den Publikationen des Wiener Alterthumsvereines. Ich habe bereits angedeutet, daß Wolmuets Plan bisher nur ganz verstümmelt aus Uhlichs Buche über die erste Türkenbelagerung bekannt war, so daß daher die Camesina'sche Ausgabe wirklich als die erste dieses ungemein werthvollen Denkmales angesehen werden kann. Wolmuets Plan ist geometrisch entworfen, auf demselben die Parzelle eines jeden einzelnen Hauses der inneren Stadt angegeben und das ganze Befestigungssystem der Stadt, wie es nach der ersten Türkenbelagerung von Kaiser Ferdinand I. angelegt wurde, eingezeichnet. Ueber die Straßen, Plätze und Gebäude der Stadt in jener Zeit gewährt er daher die verläßlichsten Anhaltspunkte.

An die hier aufgeführten topographischen Denkmale, die theils schon veröffentlicht sind, theils zur Herausgabe vorbereitet werden, reihen sich Niklas Meldemans Rundansicht der Stadt Wien zur Zeit der ersten Türkenbelagerung im Jahre 1529, und Augustin Hirschvogels Plan der Stadt Wien vom Jahre 1547, die nun gleichfalls ein Gemeingut der wissenschaftlichen Forschung, und zwar das erstere Werk durch die anerkennungswürdige Förderung des Wiener Gemeinderathes, dagegen das zweite durch Camesina's eigene Opferwilligkeit, geworden sind.

Genau betrachtet gehört Meldemans Rundansicht allerdings nicht in die Reihe der Stadtpläne, sondern sie ist ein Perspektivbild der Stadt, das ohne Rücksicht auf topographische Genauigkeit zu einem bestimmten Zwecke angefertigt wurde. Aber demungeachtet ist dieser Holzschnitt von außerordentlicher Wichtigkeit für die Topographie des alten Wien, wie dies auch Weiß in der dazu gelieferten Erläuterung hervorgehoben hat. Hören wir was über die Entstehung dieser Rundansicht gesagt wird. Meldeman, ein Zeitgenosse Albrecht Dürers, lebte als Holzschneider zu Nürnberg und beschäftigte sich mit der Anfertigung von Gelegenheitsbildern, die, auf die große Masse berechnet, gewöhnlich durch eine drastische Behandlung sich auszeichneten oder durch Darstellung zeitgemäßer Gegenstände eine Wirkung zu erzielen suchten. Als die Kunde von der glücklich abgeschlagenen Belagerung Wiens durch die Türken nach Deutschland gedrungen war, faßte Meldeman den Entschluß, eine Abbildung der Belagerung zu veröffentlichen, wahrscheinlich in der Erwartung, daß eine Darstellung dieses an allen Orten mit dem lebhaftesten Antheil vernommenen Ereignisses sich großen Beifalles erfreuen und für ihn eine Quelle reichen Gewinnes

Digitized by Google

werden würde. Zu diesem Zwecke setzte er zuerst schriftlich den Wiener Stadtrath von seinem Vorhaben in die Kenntniß und reiste dann, mit Empfehlungsschreiben des Nürnberger Stadtrathes versehen, nach Wien. Dort erfuhr Meldeman, daß ein berühmter Maler (den Namen nennt er leider nicht) zu der Zeit, als die Türken noch vor der Stadt lagen, über Aufforderung des Stadtrathes vom hohen Stephansthurme aus die ganze Belagerung ringsum, zu Wasser und zu Land, wie auch des Kriegsvolks Gegenwehr in der Stadt gezeichnet habe. Mit diesem Maler trat Meldeman wegen Ueberlassung der Zeichnung in Unterhandlung, erhielt dieselbe auch nach langem Zögern und kehrte damit nach Nürnberg zurück, wo er die Zeichnung auf das fleißigste für den Holzschnitt bearbeitete und sodann im Jahre 1530 die ganze Darstellung in sechs Blättern, begleitet mit einer Beschreibung und Erklärung der bildlichen Darstellung, erscheinen ließ. Schon aus der Veranlassung zur Anfertigung des Holzschnittes ist zu entnehmen, daß es sich nur um ein übersichtliches Bild der Türkenbelagerung gehandelt hat, und daß allen damit im Zusammenhange stehenden Umständen in erster Linie die Aufmerksamkeit des Zeichners zugewandt war. Aus diesem Grunde erblicken wir auch im Innern der Stadt alle Standquartiere der Belagerten mit der Aufstellung der einzelnen Truppenkörper und außerhalb der Stadt in konzentrischer Gestalt alle Türkenlager und Belagerungsmittel der Osmanen in einer theilweise sehr naiven Auffassungsweise eingezeichnet. Und um alle diese Einzelnheiten umständlich und breit darstellen zu können, unterließ es der Zeichner, im Innern der Stadt Straßen und Häuser näher anzugeben und beschränkte sich darauf, die Stadtmauer allein mit den namhaften Thoren und Thürmen, die kirchlichen Gebäude und die Hofburg, dann die vor den Stadtthoren gelegenen Vorstädte und sonstigen nennenswerthen Gebäude und die nach verschiedenen Richtungen hin sich bewegenden Straßenzüge ersichtlich zu machen. Hierbei ist noch überdies zu beachten, daß das ganze Bild von der Höhe des Stephansthurmes aufgenommen ist, mithin manche Einzelnheiten sich ganz eigenthümlich ausnehmen, und daß Perspektivbilder aus jener Epoche keinen Anspruch auf eine ganz richtige und verläßliche Wiedergabe machen können, da eine genaue Kenntniß der Perspektive in jener Zeit, wie wir dies aus landschaftlichen Darstellungen wissen, noch selten anzutreffen ist. Würden dem Geschichtsforscher aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts andere — verläßlichere und eingehendere Behelfe zu Gebote stehen, um sich ein Bild der in Frage stehenden Stadtanlage zu verschaffen, so könnte er allerdings Meldemans Rundansicht leicht entbehren; aber bei dem gegenwärtigen Stande der lokalgeschichtlichen Quellen kann der Werth derselben nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden, weil sie in verschiedener Richtung Lücken ergänzt und unsichere, schwankende Angaben zu feststehenden Thatsachen gestaltet. Aber für die Geschichte der Türkenbelagerung selbst ist der Meldeman'sche Holzschnitt eine wichtige Ergänzung aller bisher bekannten Quellen, weil er mit der Macht und dem Reize bildlicher Darstellungen über die ganze Situation einen raschen Ueberblick gestattet und mit Leichtigkeit das versinnlicht, was die glänzendste, farbenreichste Schilderung nicht zu Stande bringt.

Digitized by Google

Wir wollen in topographischer Hinsicht einige Gesichtspunkte hervorheben. Aus der Rundansicht ist zu ersehen, daß die Stadt mit einer doppelten Ringmauer umgeben war. Die äußere Mauer nahm ihren Anfang in der Nähe des Biberthurmes, reichte von dort bis zur Stubenthorbrücke, wo sie am rechten Wienfluß-Ufer die hart an demselben gelegene Niklasvorstadt umsäumte und, auf das linke Ufer zurückkehrend, die Richtung gegen das alte Bürgerspital und die steinerne Brücke nahm. Von dort schlug sie die Richtung gegen die Burg ein, in deren Nähe sie abbricht, und dann erst wieder bei der nach St. Ulrich führenden Straße zum Vorschein kommt und bei dem Elendthurm verschwindet. Die innere Stadtmauer schloß dagegen ohne eine Unterbrechung die Stadt ein und war mit ihren Thürmen und spärlich angebrachten Bollwerken die Hauptschutzwehr zur Vertheidigung. Zwischen der äußeren und inneren Stadtmauer lagen damals die eigentlichen Vorstädte Wiens, bestehend aus der schon erwähnten Niklasvorstadt, der Vorstadt vor dem Kärnthnerthore, so wie jener vor dem Burg- und Schottenthore. Außer diesen bestanden zwar rings um die Stadt noch weitere Ansiedlungen, jedoch lagen die Häuser, wie es scheint, mehr zerstreut und nicht in geschlossenen Reihen, so daß ihnen die Eigenschaft von Vorstädten im heutigen Sinne des Wortes nicht beigelegt werden kann. Zur Beurtheilung der Vorstädte Wiens gibt daher die Meldeman'sche Rundansicht wesentliche Stützpunkte an die Hand und erweitert ohne Zweifel die bisherigen topographischen Kenntnisse. Nicht minder wichtig ist sie auch für einige der eingezeichneten öffentlichen Gebäude, wie für die Burg, den Stephansdom, das alte Bürgerspital, so wie für die Zahl und den architektonischen Charakter der Stadtthürme, wenn wir auch zur Vorsicht mahnen und berücksichtigen müssen, daß der Zeichner der Rundansicht vielleicht nur die allgemeinen Umrisse der Gebäude und nicht jedes Detail bei Wiedergabe derselben stets vor Augen gehabt hat.

Eine andere Bedeutung hat Hirschvogels Plan vom Jahre 1457. Meldemans Rundansicht veranschaulichte die alte — noch in der Babenberger Epoche gegründete Wehrkraft des alten Wiens; Hirschvogel zeigt uns das neue Vertheidigungssystem unserer Stadt, wie es nach der ersten Türkenbelagerung geschaffen wurde, um Wien zu einem festen, den neu geschaffenen Zerstörungswaffen Trotz bietendem Bollwerke Deutschlands zu erheben. Als nemlich durch den Heldenmuth der Vertheidiger Wiens der erste Anprall der Osmanen zurückgewiesen war, erkannte man in Deutschland die ganze Größe der augenblicklich beseitigten Gefahr. Thürme und Mauern, an vielen Orten in Schutt und Trümmer gelegt und von Minengängen unterhöhlt, waren auch für den Fall, daß sich die Beispiele des Heldenmuthes der Vertheidiger wiederholen würden, nicht mehr im Stande, einem neuerlichen Angriffe zu widerstehen, und daher die Wahrscheinlichkeit größer als früher vorhanden, daß es sodann den Türken gelingen würde, in das Herz von Deutschland vorzudringen. Bald nach Beendigung der Belagerung dachte daher auch Ferdinand I. daran, nicht nur das Zerstörte wieder herzustellen, sondern auch die Widerstandskraft der Stadt durch Verstärkung der alten Wälle und die Erbauung neuer Bastionen und Vorwerke zu erhöhen. Er fand darin nicht nur in seinen eigenen Landen,

Digitized by Google

sondern auch in Deutschland nachhaltige Unterstützung. Weil die Stadt selbst durch die Anstrengungen der Belagerung an Geldmitteln fast erschöpft war, steuerten sowohl die österreichischen Landschaften und Städte, als auch die deutschen Reichsstände und Reichsstädte beträchtliche Summen zur Herstellung eines neuen Befestigungssystemes bei. Bis zum Jahre 1541 beschränkte man sich jedoch meist darauf, die zerstörten Stadtmauern wieder herzustellen, ohne an neue, umfassendere Arbeiten Hand anzulegen. Erst als in diesem Jahre die Gefahr der türkischen Einfälle eine bleibende geworden war, indem ein Theil von Ungarn in ein Paschalik umgewandelt und Ofen die Hauptstadt eines türkischen Pascha's geworden war, zeigte sich die unabweisbare Nothwendigkeit, die Hauptstadt des Landes unter der Enns in einen mächtigen Waffenplatz umzugestalten und sie mit ganz neuen Bastionen zu versehen. Vor Herstellung eines endgiltigen Planes in einem so wichtigen, weitaussehenden Unternehmen, war es indeß unerläßlich, ein treues Bild der älteren Befestigung der Stadt wie der seit dem Jahre 1530 in Angriff genommenen Arbeiten vor Augen zu haben. Zu diesem Zwecke beauftragte daher der Stadtrath von Wien den Künstler Augustin Hirschvogel aus Nürnberg mit einer genauen Aufnahme der Stadt Wien und einem Entwurfe der neu beantragten Bastionen, welchen Auftrag er mit Unterstützung der ihm zur Seite gegebenen Steinmetze Bonifaz Wolmuet und Benedikt Kölbl im Jahre 1547 zu Ende führte. Nachdem Hirschvogel den fertigen Grundriß dem König Ferdinand nach Prag und später nach Augsburg zur Begutachtung vorgelegt und sich damit allseitig die Zufriedenheit erworben hatte, faßte er den Entschluß, den Grundriß mit den beantragten Befestigungen nach der Aufnahme vom Jahre 1547 auf eine Rundtafel zu malen, demselben noch sechs Quadranten für die sechs Hauptplätze der Stadt, sowie eine erläuternde Instruktion hinzuzufügen und das Ganze dem Rathe der Stadt Wien zu verehren. Da die Instruktion dem Bürgermeister und Rathe nicht ganz klar erschien, verfaßte Hirschvogel außer einer allgemeinen Anweisung zu jedem Quadranten einen besonderen Canon, während die frühere Instruktion sich darauf beschränkt hatte die Entfernungen auf den Hauptlinien von jedem der sechs Mittelpunkte aus anzugeben. Während dieser Arbeit hatte der Bürgermeister bei Hirschvogel wichtige Meßinstrumente gesehen, die für König Ferdinand bestimmt waren. Auch diese wünschte der Rath zu erhalten, um sie nebst den Quadranten in einer Lade unter dem Rundtische zum künftigen Gebrauch der Stadt aufzubewahren. Hirschvogel entsprach auch diesem Ansinnen und verfertigte dieselben noch einmal für die Stadt.

Von diesem auf den Rundtisch gezeichneten Grundrisse und der erweiterten Instruktion, die sich noch heute sammt den Meßinstrumenten im Stadtarchive befinden, hat nun A. Camesina gleichfalls ein genaues in der Originalgröße ausgeführtes Faksimile angefertigt und zum Gegenstand der hier besprochenen zweiten Publikation gemacht. Hirschvogels Plan beruht auf genauen geometrischen Aufnahmen. Im Innern der Stadt sind sämmtliche Straßen und Plätze sammt den kirchlichen und anderen hervorragenden Gebäuden im Grundrisse eingezeichnet und um die Stadt sowohl die alten als auch die neu projektirten Befestigungen in der Per-

Digitized by Google

spektive ersichtlich, so daß wir genau die Veränderungen feststellen können, welche durch drei Jahrhunderte mit den Verkehrslinien der Stadt vorgenommen wurden. Weniger verläßlich scheinen uns die Details der einzelnen Bastionen, weil sie nur im Entwurfe gegeben sind und ein Theil erst mehrere Jahre später — und wahrscheinlich mit mannigfachen Veränderungen — zur Ausführung kam. Für den Techniker sind äußerst lehrreich die dem Plane beigegebenen weitläufigen Instruktionen, weil diese ziemlich feste Anhaltspunkte für die Bestimmung des Umfanges und der Lage einzelner Straßen und Gebäude darbieten.

Was den beide Publikationen begleitenden Text anbelangt, so sind wir nur rücksichtlich der Meldeman'schen Rundansicht in die Lage gesetzt, davon zu sprechen, da sich jener zu dem Hirschvogel'schen Plane, was wir in vieler Beziehung sehr bedauern müssen, blos auf eine kurze, die Veranlassung der Anfertigung des Planes betreffende Einleitung beschränkt. Den Text zu Meldemans Rundansicht hat Karl Weiß geliefert. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Gang der Türkenbelagerung jedem Freunde der Lokalgeschichte hinreichend bekannt ist, und bei dem Umstande, daß er nicht neue Quellen beizubringen im Stande war, unterließ es der Verfasser, auf eine Schilderung des Ereignisses selbst näher einzugehen. Er beschränkte sich auf zwei Momente, nemlich auf eine Kritik der wichtigsten geschichtlichen Quellen und auf eine Erläuterung der Rundansicht. In ersterer Hinsicht war der Anlaß geboten, einige nicht unwesentliche Irrthümer zu berichtigen, die sich namentlich durch Freiherrn von Hammers Monographie über diesen Gegenstand eingeschlichen haben, so wie einige sehr seltene Relationen, welche die Grundlage aller Berichte über die Türkenbelagerung bilden, neuerdings zu veröffentlichen. Bei der Erläuterung der Rundansicht ist Weiß vorsichtig zu Werke gegangen und er hat es vermieden, die Bedeutung des Meldeman'schen Holzschnittes selbst zu überschätzen.

Was die Herausgabe beider Werke anbelangt, so ist dieselbe, wie schon in diesem Organe hervorgehoben wurde, eine wahrhaft glänzende, entsprechend der Würde und dem Ernste beider Unternehmungen, und Camesina hat sich durch die mit mustergiltiger Genauigkeit durchgeführte Reproduktion beider Pläne ein neues wesentliches Verdienst um die Geschichte Wiens erworben. Erwähnen müssen wir schließlich, daß von der Meldeman'schen Rundansicht nur hundert Exemplare und von Hirschvogels Plan achtzig Exemplare in den Buchhandel gekommen sind.

Arnold Ruge's Memoiren.

„Aus früherer Zeit". Von Arnold Ruge.

(Erster Band. Berlin 1862.)

B. Ruge's Namen kannte seit dem Ende der dreißiger Jahre so ziemlich jedes Kind in Deutschland. Seine Persönlichkeit trat erst zehn Jahre später hervor, als

Digitized by Google

er, unpraktisch genug, versuchte praktische Politik zu treiben. Wer ihn damals zuerst auf der Tribüne des deutschen Parlaments oder einer Volksversammlung zu sehen bekam, war gewiß überrascht. Wohl nicht viele Männer haben die Liebhaberei der Frauen, sich nach einem Buche oder einem Gedichte gleich den Verfasser mit Haut und Haaren zu konstruiren, aber wenn sie diesen erblicken, suchen sie doch die Erscheinung mit den Schriften des Mannes in Beziehung zu setzen, und will beides nicht zusammenstimmen, so denken sie: So hätte ich mir ihn nicht gedacht, während die Frauen eingestehen: So habe ich mir ihn nicht gedacht. Und daß sich Jemand den Redakteur der „Deutschen Jahrbücher" ebenso vorgestellt haben würde wie er wirklich aussah, ist stark zu bezweifeln. Eine große breite Gestalt, zwischen deren Schultern der Kopf mehr hing als stack, ungelenk von Geberde und Zunge, der Gesichtsausdruck mürrisch trotzig, das Auge geradeaus starrend, als ob es unfähig wäre, Naheliegendes zu erfassen, und seine Ziele in nebelhafter Ferne suchen müßte, dazu eine Sprache, welcher lange Jahre in der Fremde, wenig von ihrem heimatlichen Gepräge verwischt hatten. Nur der Charakter des Blickes störte das Bild eines holstein'schen oder pommer'schen Bauern, der fest, wie auf seinen Füßen, auch auf dem Hergebrachten steht und alle Sorge für die Dinge außerhalb seines Hauses und Hofes anderen Leuten überläßt. Die Erscheinung wollte gar nicht passen, und genauer betrachtet paßte sie doch.

Eine ähnliche Ueberraschung bereitet uns der erste Band der Denkwürdigkeiten, welche der jetzt Sechszigjährige erscheinen läßt. Ist dieser Mann, welcher sich so behaglich in die harmlosesten Erinnerungen der Kinder- und der Schulstube versenkt und fünfundzwanzig Bogen gebraucht, um nur bis zur Universität zu kommen, wirklich derselbe, welcher schon im Sommer 1848 die ganze deutsche Bewegung als „reaktionär" erkannt hatte, die Massen wieder in Aktion bringen und zu dem Zweck an der Spitze des Berliner Mob die Nationalversammlung sprengen wollte; welcher seitdem über dem Wasser in Brighton sitzt und seinem Zorn über das alte faule Europa in amerikanischen Blättern Luft macht, in Briefen, welche nur für Deutschland geschrieben sind und in Deutschland von Niemandem gelesen werden? Es will nicht passen, — und genauer betrachtet paßt es doch. Hätte Ruge einen anderen Bildungsgang durchgemacht, oder wäre ihm vor zwanzig Jahren noch die Betheiligung am öffentlichen Leben in Deutschland anders als durch eine philosophische Zeitschrift möglich gewesen, so wäre er heute, vermuthen wir, nicht der radikalste unter allen Radikalen.

Daß er die Erinnerungen seines vielbewegten Lebens aufzeichnete, können wir ihm nur danken. Er selbst rechtfertigt das Unternehmen, wie Seume, mit der unantastbaren Wahrheit, daß Jeder doch am Besten selbst zu sagen wisse, was und wie es mit ihm vorgegangen; und wenn er für die Schilderung späterer Lebensjahre sich dieselbe Unbefangenheit bewahrt, welche wir an den Erzählungen aus der Kindheit fast durchgängig rühmen können, so wird er in dem Ganzen einen sehr schätzbaren Beitrag zur Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts liefern. Freilich machen uns schon die Ausnahmsfälle in diesem ersten Bande bedenklich für

Digitized by Google

die späteren. So stellt sich Ruge z. B. gegenüber dem Befreiungskampfe ganz auf den Standpunkt, welchen er und seine Freunde in den vierziger Jahren in Aufnahme gebracht hatten. Mit einer gewissen Beschämung gesteht er ein, daß der nationale Aufschwung auch ihn, den zum Jüngling heranreifenden Knaben, ergriffen habe, obgleich es sich doch zuvörderst nur um Unabhängigkeit vom Auslande und nicht um bürgerliche Freiheit gehandelt habe, und er nimmt es seinen Landsleuten übel, daß ihnen damals ein gemeiner Kosak lieber war als der feinstgebildete Civilisationsapostel. Im Uebrigen läßt sich nicht leugnen, daß der Inhalt des vorliegenden Bandes interessiren würde, auch wenn er nicht die Vergangenheit eines Mannes erzählte, welcher eine Zeit lang auf die Entwicklung des öffentlichen Geistes in Deutschland so beträchtlichen Einfluß nahm.

Ruge ist auf der Insel Rügen geboren, und zwar, wie wir uns gelegentlich herausrechnen können, im Jahre 1802. Seine Kindheit fällt also in die Zeit der französischen Invasion, dann folgte wieder für kurze Frist schwedisches Regiment und nach dem Wiener Kongreß preußisches. Zur Charakteristik dieser verschiedenen Perioden bringt er manchen interessanten Zug bei. Sein Vater war Verwalter eines Gutes des Grafen Brahe. Die Leibeigenschaft hatten die Schweden bereits aufgehoben, Graf Brahe wollte auch die Hof- und Frohndienste der Kossäthen oder Halbbauern abschaffen, aber anstatt mit Dank, nahmen diese die Befreiung mit Mißtrauen auf, und meinten, das sei nur Hinterlist, sie um ihr Altentheil zu bringen; sie wollten keine Aenderung, die nur noch die Sache zum Schlimmern wenden könne. Der Verwalter entließ die aufgeregten Leute in dem Glauben, die Maßregel sei zurückgenommen, und so gewöhnten sie sich allmälig an den besseren Zustand. Die öffentlichen Angelegenheiten hatte die schwedische Regierung gehen lassen, wie sie wollten. In welchem Ansehen amtliche Verordnungen standen, lehrt die populäre Uebersetzung des L. S. (loco sigilli) durch „Lügen finds". Die Landstraßen in schwedisch Pommern waren weder durch Gräben noch durch Bäume bezeichnet, so daß sie bei dem ersten Schneefall vollkommen ins Allgemeine verschwanden; bei Thauwetter sah einmal Ruge das Leinpferd bis übers Kreuz in ein Wasserloch mitten am Wege versinken. Im Lande galt das sogenannte gemeine Recht, welches Ruge folgendermaßen charakterisirt: „die Juristen befragten das Herkommen und wohl auch das corpus juris, hatten also gar kein Gesetz, das sie im Zaum hielt, und wenn der Prozeß oder die Inquisition zu Ende war, so entschieden sie über das Gesetz, über die Thatsache und über die „gesetzliche Folge" in einem Athem, d. h. diese Menschen waren in jedem einzelnen Falle Geschworne, Richter und Gesetzgeber zugleich". Ein Gerichtsdirektor fand einen lange Zeit verlegten Aktenstoß und erinnerte sich dabei erst, daß der Inquisit immer noch im Gefängniß saß, — er war mit seinen Akten in Vergessenheit gerathen. Man ließ ihn einfach laufen und war froh, daß er „nichts sagte". In einer anderen Stadt zeigte sich bei einer Revision, daß der „Depositenkasten", die Kasse für gerichtlich deponirte Mündelgelder, nicht nur keinen Inhalt, sondern nicht einmal einen Boden hatte; dieser Depositenkasten scheint dort sprüchwörtlich geworden zu sein. Die Beamten

Digitized by Google

befanden sich bei solcher Wirthschaft begreiflicher Weise sehr wohl, aber auch die Kaufleute, die, von keinen Zöllen beengt, unter der schwedischen Flagge blühenden Handel trieben. Beide waren daher auch dem als streng und pedantisch bekannten preußischen Regimente nichts weniger als freundlich gesinnt, und die Uebrigen hatten es verlernt, sich um ihre Angelegenheiten zu bekümmern. Daß aber das Selbstbewußtsein des „gemeinen Mannes", durch den Krieg geweckt, sich unter preußischer Herrschaft kräftigte, beweist eine sehr drastische Geschichte, welche Ruge Seite 243 ff. erzählt und die hier zu viel Raum beanspruchen würde.

Als nach dem Abzuge der Franzosen schwedische Truppen wieder von der Insel Besitz nahmen, berührte auch Bernadotte sie flüchtig, und die Knaben der Bergener Stadtschule, welche Ruge damals besuchte, paradirten als Landsturm en miniature vor dem Feldherrn, der eben im Schlosse Putbus ein Frühstück einnahm. Die Offiziere der kleinen Truppe wurden hinaufgerufen, ihm vorgestellt und hatten die Ehre, ihn speisen zu sehen. „Sie waren erstaunt, wie ungezwungen er sich dabei benommen; große Knochen habe er gleich mit den Zähnen abgeschält, und wenig Zeit mit Essen und Trinken verloren." — Der erste Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. in seinem neuen Lande brachte beiden Theilen keinen angenehmen Eindruck. Um die Durchfahrt durch einen schmalen und seichten Meeresarm zu vermeiden, hatten die Diener des Königs eine Route durch öde Gegenden, wahre Urwege, vorgeschrieben, und die Bauernbursche hatten ihre besten Pferde galopiren lassen, daß Se. Majestät wie ein Fangball hin- und hergeschleudert worden war. Und die auf die Schönheit ihrer Heimath stolzen Inselbewohner hatten in Folge dessen aus dem Munde ihres neuen Herrschers nichts Anderes vernommen, als daß Rügen „ein böses Land, ein wüstes Land" sei.

Unter den Bildern aus seinem elterlichen Hause findet sich sehr viel Anmuthendes. Vater und Mutter erscheinen als gleich tüchtige, ehrenwerthe Gestalten, und Beider Andenken bewahrt der Sohn mit rührender Liebe; bei den Erinnerungen an ein schönes Familienleben verweilt der Leser eben so gerne, wie bei den umständlichen Erzählungen von dem ungebundenen Treiben des Knaben in Feld und Wald. Aus jener Zeit stammt auch des Erzählers Vorliebe für sinnige Beobachtung der Thierwelt, und wir erfahren bei Gelegenheit, daß Ruge der Verfasser der vor acht Jahren bei Cotta erschienenen „Jagden- und Thiergeschichten für unsere Knaben, erzählt von Agnes W. Stein", ist.

Die Küste seiner Heimath schildert Ruge mit blühenden aber nicht übertriebenen Farben. „Die Ostsee ist klarer, als der Kanal an der englischen Küste, etwa den Solent bei der Insel Wight ausgenommen; nur das mittelländische Meer übertrifft sie an schöner Bläue und reinem Horizont; aber die goldenen Schiffe und die glühenden Ufer der Heimath fehlten mir, so oft mich auch in Genua, in Spezzia, in Neapel und Salerno seine lieblichen Buchten entzückten." Wer Rügen oder Möen kennt, wird das gern unterschreiben.

Am Schlusse des ersten Bandes sehen wir, wie erwähnt, Ruge die Universität (Halle) beziehen; die ereignißreiche Zeit seines Lebens beginnt also erst. Von

Digitized by Google

bestimmendem Einflusse auf seine Geistesrichtung erscheint aber schon in dieser Periode der Aufenthalt in dem Hause eines „denkgläubigen" Geistlichen bei Stralsund. Auch von ihm spricht Ruge mit höchster Verehrung.

Goethe's „Egmont" und Schillers „Wallenstein".

Eine Parallele der Dichter von F. Th. Bratranek.

(Stuttgart. Cotta, 1863.)

M. Th. Die Zusammenstellung dieser beiden Dramen zum Zwecke einer Vergleichung unserer beiden ebenbürtigen Dichterfürsten dürfte so Manchen überraschen. Ausgehend von der einzig richtigen, weil gleichmäßigen Würdigung der Dichter, sucht der gelehrte Verfasser dieses Vorgehen auf dem historischen, psychologischen und ästhetischen Gebiete zu rechtfertigen und zu erklären. Folgen wir ihm mit Interesse auf dem ersteren, so wird dies auf dem anderen bereits schwieriger und noch schwerer wohl auf dem dritten, denn „Egmont" und „Wallenstein" repräsentiren einerseits die Begabung ihrer beiden Schöpfer nicht in gleichem Maße, andererseits dürfte heutzutage nicht Jedermann geneigt sein, eine deduktive Methode in ästhetischen Dingen anzuerkennen, auch wenn dieselbe, wie dies hier der Fall ist, von psychologischer Motivirung unterstützt wird.

Glücklicher erscheint uns der Verfasser auf dem Wege der historischen Induktion, auf dem er bei anerkennenswerther Belesenheit und gewissenhafter Quellenforschung zu folgenden Resultaten gelangt. Während der zwölfjährigen Periode, die bei Goethe von den Anfängen des „Egmont" bis zu seiner Beendigung, bei Schiller vom Abschlusse des „Don Carlos" bis zur Aufführung des „Wallenstein" verläuft, sind beide Dichter über die Grundrichtung ihrer Begabung unentschieden. Die Vollendung beider Dramen fällt mit dem Abschlusse der dichterischen Unentschiedenheit zusammen und darum bezeichnet der Verfasser dieselben als Selbstbekenntnisse ihrer Dichter und vindizirt für ihre Helden dieselbe Unentschiedenheit. Die Selbstentscheidung wird von beiden Dichtern durch die Arbeit, bei Goethe durch Ueberwindung des Lebens, bei Schiller durch Ueberwindung des Wissens, oder besser Nichtwissens vollbracht; während dieser Selbstbethätigung, und darum auch noch Unentschiedenheit, ist ihnen nur die Arbeit, keineswegs aber ihre letzte Bestimmung klar; die Unklarheit der Forderung erscheint darum bei dem Einen als dämonischer Zug, bei dem Anderen als Walten des Schicksals. In dieser verschiedenen Bezeichnung derselben dunklen Macht deutet sich die individuelle Verschiedenheit der Dichter an, welche sich in der mehr lyrischen oder mehr epischen Bearbeitung desselben poetischen Feldes entschieden darlegt.

Dieser Verschiedenheit gemäß wählt sich Goethe den Helden der Erlebnisse zum Träger seines Selbstbekenntnisses, und kann mit demselben in einer an das französische Drama mahnenden engeren Form unter dem Einflusse seiner dämonischen

Digitized by Google

Macht fertig werden. Schiller muß dagegen seinen selbstgewählten Helden der Erwägungen in die weite Welt derselben stellen und kann sein Schicksal auch nur aus der an die englische Bühne anklingenden Breite der Ereignisse sich entspinnen lassen.

Aeußerlich fällt die Entstehung beider Dramen bei beiden Dichtern in dieselbe Lebensperiode, in die Zeit der überreifen Juventus nach römischem Sprachgebrauche, und ist es beiden Dichtern gemeinsam, daß sie zwischen die Ausarbeitungszeiten ihrer Dramen Pausen von mehreren Jahren sich eindrängen lassen. Die Wahl dieser Helden aber ist das psychologische Resultat, die Entwicklung ihrer Entscheidung das ästhetische Postulat für den Verfasser.

Dieses wird sodann durch eine eingehende ästhetische Analyse des „Egmont" und „Wallenstein" begründet, an welchen beiden Werken der Verfasser die Einheit und Verschiedenheit der dichterischen Begabung Goethe's und Schillers darstellt, wie er an der Vorbereitung dazu durch historische Begründung ihre entschiedene psychologische Umgestaltung beleuchtet hat. In wie weit der Verfasser berechtigt ist, „jede wahre Dichtung eine Offenbarung des jedesmaligen Herzensgeheimnisses, also ein Selbstbekenntniß" zu nennen und die Giltigkeit dieses seines Prinzipes auf dramatische Dichtungen auszudehnen, wollen wir nicht untersuchen. Gerne aber huldigen wir mit ihm der Lehre von der Gleichberechtigung beider Dichter, wie dieselbe schon in dem Selbstbewußtsein eines Jeden über sie Beide lebendig war. Und wie Goethe diesem Bewußtsein in seinem bekannten Ausspruche gegen Eckermann Ausdruck gegeben hat, so that dies Schiller sehr schön in einem Briefe an W. von Humboldt, in dem er sagt: „Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifiziren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander koordiniren".

Den Schluß des mühevollen, gedankenschweren Buches bildet ein Kapitel über Shakespeare's „Hamlet", in welchem sich der Verfasser mit Vorliebe an Vischers Abhandlung in den kritischen Gängen anlehnt. „Hamlet erscheint ihm nicht blos seines Inhaltes, sondern auch seiner Formvollendung wegen als die Tragödie der Unentschiedenheit im eminenten Sinne, und indem er darthut, wie darin die reichste dramatische Technik beschlossen und das Prinzip des passiven Egoismus zu seiner gründlichsten Entfaltung gebracht ist, findet er es gerechtfertigt, Goethe's und Schillers Unentschiedenheitsdramen die Unübertrefflichkeit abgesprochen zu haben. Unwillkürlich denken wir dabei an den obigen Ausspruch Schillers zurück; der große Brite steht eben jenem „idealischen Gattungsbegriffe" näher als den beiden Arten. Shakespeare war auch zweiunddreißig Jahre alt, als er seinen „Hamlet" schrieb — doch wollen wir in der weiteren Parallelisirung und Ausdeutung dem Verfasser auch hier nicht folgen.

Was an diesem Werke aber zunächst Anstoß erregt, ist nicht die etwas gekünstelte und gewaltsame Behandlung des Stoffes, sondern die ungelenke, vielleicht zu philosophische Stylisirung, die an einer Arbeit ästhetisch-literarischen Kalibers

Digitized by Google

um so auffallender wird, je mehr dieselbe mit unaufhörlichen Citaten aus unseren Klassikern geschwängert ist. Vielleicht sind da diese vielen hellen Lichtpunkte, schuld, daß wir so viel Schatten sehen; vielleicht gehört eine gewisse Nachlässigkeit in der äußeren Form mit zum gelehrten Kothurn. Wie wir aber die Schule unserer Dichtergenien verstanden zu haben glauben, gibt es keinen gelehrten und ungelehrten, sondern blos einen guten und schlechten Styl; verzeihe uns daher der Verfasser, wenn wir uns bei der aufmerksamen Lektüre der steten Vergleichung nicht erwehren konnten, und wenn uns immer wieder die Worte Schillers an Goethe in den Nacken schlugen: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn".

---

* In einer Umschau über die aus Anlaß der Fichte-Feier im vergangenen Jahre erschienenen Schriften, Vorträge und Festreden berührt H. Marggraff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" auch die Beiträge aus Oesterreich, und hebt namentlich die Arbeiten der Professoren F. C. Lott, J. H. Löwe und L. Wildauer hervor. Er betont dabei nicht nur den „unleugbar großen Fortschritt Oesterreichs in politischer wie in geistiger Hinsicht", sondern auch „den Geist freier philosophischer Forschung und Betrachtung", welcher die vorliegenden Reden aus Oesterreich durchweg durchdringe. Auf den Protest Wildauers gegen die hier und da vorgenommene gewaltsame Umdeutung der Wirksamkeit Fichte's in kleindeutschem Sinne, eine Umdeutung, die übrigens durch die einfache Thatsache, daß Fichte seine Reden an „die Deutschen" schlechtweg richtete, widerlegt wird, glaubt auch Marggraff besonders aufmerksam machen zu müssen. Ueberhaupt darf nicht länger übersehen werden, daß eine freiere und unbefangenere Auffassung des geistigen Lebens in Oesterreich sich allenthalben im außeröesterreichischen Deutschland mehr und mehr zur Geltung emporringt. Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd", um ein zweites Beispiel anzuführen, sehen sich „genöthigt", rühmend zu bekennen, „daß der Tod Uhlands in Wien eine Theilnahme erweckte, die für den auf das Ernste und Dauernde nun mehr als sonst gerichteten Geist der Residenz Zeugniß gibt". Wenn sich übrigens die „Unterhaltungen" bei dieser Gelegenheit wundern, daß „sogar" die kaiserliche „Wiener Zeitung" sich über etwaige Bedenken hinaussetzte, das Andenken des Dahingeschiedenen zu feiern, so darf dieselbe wohl mit einigem Selbstbewußtsein auf ihre Bestrebungen, alle hervorragenden Erscheinungen des öffentlichen Lebens in den Kreis der Darstellung zu ziehen, und auf die einfache Thatsache verweisen, daß sie früher und energischer als irgend ein Blatt Deutschlands die nationale Bedeutung der Fichte-Feier in helles Licht gesetzt, und das Wirken des Mannes auch seiner politischen Seite nach hervorgehoben hat.

B. So wenig die politischen und literarischen Revuen und Magazine nach französischem, englischem und amerikanischem Muster sich bei uns einbürgern wollen, bringt uns fast jeder Tag neue Unternehmungen der Art. Natürlich! alle Versuche der Vorgänger waren verkehrt, und der neueste erst trifft den Nagel auf den Kopf — seiner Meinung nach. Die jüngste Monatsschrift, welche entschlossen ist, die gänzlich verwahrloste Kritik in Deutschland zu reformiren und als Leitstern des guten Geschmackes zu dienen, nennt sich „Orion" und wird von A. Strodtmann im Verlag von

Digitized by Google

Hoffmann und Campe in Hamburg herausgegeben. Der große Jäger Orion war bekanntlich göttlichen Ursprunges, eine Art Infusionsthier; auf dem Umschlage der Zeitschrift sehen wir ihn im Kampfe mit dem Stier, aber wir fürchten, dieser werde eher den Jäger unterlaufen, als von dessen Keule getroffen werden. Von der Unabhängigkeit der Kritik in diesem neuen Organ gibt schon die Besprechung eines Verlagsartikels von Hoffmann und Campe einen kleinen Vorgeschmack. Unter den sonstigen Beiträgen finden sich sehr unbedeutende „ungedruckte Gedichte" von Heinrich Heine, der Anfang einer hübsch erzählten Novelle von M. Hartmann, ein paar dramaturgische Bemerkungen von Rötscher, interessante Aufsätze über plattdeutsche Literatur und französische Arbeiterdichtung. Das meiste Aufsehen dürften wohl die „Neuen Satyren von einem alten Bekannten" machen. Wir glauben in dem Verfasser allerdings einen in vielen Lagern Bekannten zu erkennen, welcher aus jungdeutscher Novellistik plötzlich in die politische Poesie hinübersprang, eben so plötzlich sich mit den Mächten aussöhnte, welche er soeben noch verspottet hatte, der Bewegung von 1848 sehr feindselig gegenübertrat, seit zwölf Jahren sich um die deutsche Bühne zu schaffen, wenn auch nicht eben verdient macht, und dessen charakteristisches Element Gift und Galle ist Von Gift und Galle strotzen auch die Satyren, und in seiner erboßten Stimmung vergißt der Dichter einige Kleinigkeiten, welche Anderen im Gedächtniß geblieben sind, z. B. daß er sechs Jahre lang zahlreiche Beweise der Gnade des Monarchen genoß, welchen er jetzt begeifert, und daß er selbst bei manchem Anlasse, z. B. als Verfasser einer gewissen Festoper, viel guten Willen und Talent zum Hofpoeten bekundete, ein Stand, welchen er so gründlich verachtet, seitdem ihm die Trauben zu hoch gehängt wurden. Der Fürst, dessen Gunst er jetzt genießt, möge sich also hüten den Dichter zu reizen, wenn er nicht gelegentlich auch unter seiner Adresse Satyren gedruckt lesen will! Verschweigen dürfen wir nicht, daß der „Orion" eine außerordentlich rationelle und gründliche Reform der deutschen Rechtschreibung ins Werk setzt; er verbannt nemlich den Buchstaben „ß" und kreirt dafür ein eigenes Zeichen für den Konsonanten „J" (Jod oder Je). Die Unterrichtsbehörden der deutschen Staaten werden sich natürlich beeilen, diese nothwendigen und erschöpfenden Neuerungen sofort in den Schulen einzuführen!

---

* (Ungarische Literatur.) Auch in dieser Woche haben wir zunächst ein Uebersetzungswerk zu registriren, durch welches, wie ungarische Blätter hervorheben, eine wesentliche Lücke in der ungarischen Literatur, die an kriegswissenschaftlichen Werken keineswegs reich ist, ausgefüllt wird. So eben erschienen nemlich „die Prinzipien der Strategie" von Erzherzog Karl von Oesterreich in ungarischer Uebersetzung von Karl Kiß. Bekanntlich hat die neue Ausgabe der Werke des Erzherzogs Karl durch die Redaktion der „Oesterr. Mil. Ztg.", wie wir hier nebenbei bemerken wollen, sich der lebhaftesten Theilnahme auch bei der außerösterreichischen Kritik zu erfreuen. (Vgl. z. B. Nr. 42 des „Liter. Centralblattes" von Zarncke, die Besprechungen in den „Blättern für literar. Unterhaltung" ꝛc.

---

* (Böhmische Literatur.) Von der neuen Ausgabe der Dějiny národu českého (der čechischen Bearbeitung von Palacký's Geschichte Böhmens) ist nunmehr mit dem Erscheinen des 8. und 9. Heftes der erste Band beendet. Abweichend von der deutschen Ausgabe, in welcher der erste Band mit dem Jahre 1197 endet, führt Palacký in der böhmischen Bearbeitung denselben bis zum Jahre 1253, und schließt an die politische Geschichte eine Darstellung des Staats- und Volkslebens in jener Periode, so wie einen

Digitized by Google

Anhang, welche in der deutschen Ausgabe fehlen. In diesem Anhange stellt P. das altböhmische Recht in Parallele mit den Gesetzen des Serbencars Stephan Dušan und theilt die Stammtafeln einiger Přemysliden, eine Uebersicht der höheren Geistlichkeit, die Eintheilung Böhmens und Mährens und eine Uebersicht der königlichen Beamten bis zur ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sowie einige Beiträge zur ältesten Genealogie und Topographie Böhmens und Mährens mit. — Von Šafařiks Slovanské starožitnosti, welche die Verlagshandlung von Fr. Tempský gleichfalls in 2. Auflage herausgibt, ist das 13. und 14. Heft erschienen. Dasselbe befaßt sich mit den bulgarischen, serbischen, kroatischen und kärnthner Slaven.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die belgische Akademie der Wissenschaften hat vor längerer Zeit einen Preis ausgeschrieben für ein Geschichtswerk, das die belgische Abstammung der Karolinger nachweist. Dieser Preis wurde einem Werke von Warnkönig und Gerard zuerkannt, das unter dem Titel: „Histoire des Carolingiens" erschienen ist und im ersten Band das Steigen der Karolingischen Macht bis zum Tode Karls des Großen, im zweiten deren allmäligen Verfall und Untergang behandelt. Die Verfasser stellen sich in ihrer Ansicht ebenso gegen die Prätensionen der deutschen Schriftsteller, welche die Karolinger für Deutschland reklamiren, als gegen die Meinung der Franzosen, die das Sinken des Karolingischen Geschlechtes und das Auftauchen der Capetinger als eine siegreiche Reaktion des gallischen Elementes gegen die eingedrungene Barbarei der Franken darzustellen lieben. Nach Warnkönigs und der bedeutendsten Geschichtsforscher Ansicht war bei dem Untergang der Karolinger die Bevölkerung des jetzigen Frankreichs so gemischt mit gallischen, fränkischen, gothischen, germanischen, römischen, hunnischen und burgundischen Elementen, daß von einem peuple Gaulois gar nicht mehr die Rede sein kann, und daß jene „gallische Reaktion" nichts ist als eine Phantasmagorie, die dem Nationalgefühl der Franzosen schmeicheln soll.

Ein etwas weniger gelehrtes und mehr durch populäre Darstellung glänzendes Buch ist: „Histoire de Jane Grey" von Dargaud, dem Verfasser einer Geschichte der Maria Stuart. In dem Buche steht neben der Geschichte der unglücklichen und schönen Engländerin auch ein kurzer historischer Abriß der deutschen Philosophie in einigen großen Schlagworten, wie sie der französischen Sprache so gut anstehen.

Die letzte Woche brachte außerdem zwei neue Bücher, die sich auf zufällig aufgefundene Korrespondenzen basiren. Das eine: „Madame de Maintenon et sa famille, lettres et documents inédits publiés par H. Bonhommes" gibt Familienbriefe, geistliche Rathschläge und dergleichen aus der Feder der Maintenon stammendes Material. Das andere Werk: „Le maréchal de Richelieu et Madame de Saint-Vincent" von Mary Lafon, enthält die Liebesbriefe dieser beiden Leute und den langwierigen Prozeß des Marschalls. Seitdem man in einem Apothekerladen den Heirathskontrakt Ludwigs XIII. und Anna's von Oesterreich als Deckel eines Gefäßes mit Cantharіden gefunden, hat sich in Frankreich die Wuth, documents inédits zu suchen und zu publiziren, immer gesteigert. Kleine Dinge kommen dabei genug an das Tageslicht; große Fragen und Räthsel bleiben aber ungelöst. So befindet sich der Heirathskontrakt Ludwigs XIV. mit der Witwe Scarron auch nicht unter Herrn Bonhommes' Papieren, und der Winkel ist noch nicht aufgefunden, in welchem irgend ein Papierstreifen lagert, der über das düstere Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske Aufklärung gäbe.

Digitized by Google

* (Italienische Literatur.) Prof. Joseph Spezzi in Rom hat 67 bisher unedirte Briefe des Kardinals Pietro Bembo nebst mehreren anderen Briefen namhafter Schriftsteller des 16. Jahrhunderts aus Handschriften des Vatikans herausgegeben. Das letzte Heft der „Civiltà Cattolica", dem wir diese und die folgenden Angaben entnehmen, rühmt der Ausgabe Fleiß und Sicherheit der Behandlung nach, und hebt die treffliche Einleitung hervor, in welcher der Herausgeber sein kritisches Urtheil über Bembo niedergelegt hat. Auch eine Anzahl bisher unedirter Schriften von Michel Angelo Poggioli ist neuerlichst durch einen Namensverwandten Joseph Poggioli (Rom 1862) publizirt worden. — Pasquale Placido, ein junger Historiker am Archive in Neapel, veröffentlicht aus diesem Archive drei byzantinische Diplome, welche von der Uebertragung einiger Lehen an den berühmten Philosophen Giorgio Gemisto handeln. Ausgestellt und bestätigt sind sie von den byzantinischen Kaisern Demetrius und Theodorus und dem Kaiser Johann. Das Interesse, welches sie bieten, knüpft sich hauptsächlich an den Namen Gemisto. Derselbe kam nach Italien bei Gelegenheit des Florentiner Concils vom Jahre 1439 und hatte einen hervorragenden Antheil an der Wiederbelebung des Studiums der klassischen Literatur in Italien. Die Ausgabe von Placido bekundet nach der „Civiltà Cattolica" einen nicht gewöhnlichen Grad von Kenntnissen auf den Gebieten der Paläographie und der Diplomatik.

---

* Emil Hübner bringt in seinen „Antiken Bilderwerken in Madrid" die Beschreibung und Abbildung der ersten authentischen Porträtbüste Cicero's. Nach dem Styl der Arbeit und den Formen der Inschrift: M. CICERO. AN. LXIIII kann dieselbe spätestens aus der Augusteischen Zeit sein, Hübner beschreibt Seite 116 die Büste in folgender Weise. „Das Haar ist oben auf der Stirn noch ziemlich dicht; auf dem Scheitel aber ist eine mäßige Glatze zu erkennen, die Stirn ist hoch und eckig, über der Nasenwurzel sind ein paar tiefe, schräg liegende Falten. Die großen Augen liegen ziemlich tief. Die Backenknochen treten beträchtlich hervor, auf den Backen sind einige tiefe Falten. Die Nase ist kräftig geformt und etwas gebogen. Der kleine Mund ist halb geöffnet, das wenig vortretende Kinn ein wenig gespaltet. Von dem breiten Unterkiefer ziehen sich Falten zu dem starken Hals. Der Ausdruck ist voll Leben und innerer Wahrheit: er bildet einen nicht mit wenigen Worten zu erschöpfenden Kommentar zu der uns vielleicht am genauesten bekannten Persönlichkeit des Alterthums. Die Behandlung ist sehr breit und kräftig, im einzelnen nicht immer gelungen, aber doch ganz der großartigen und etwas derben Weise der von Alexandrien nach Rom verpflanzten Kunst der letzten Zeit entsprechend."

---

* Archäologische Entdeckungen des Herrn Dethier auf der Balkan-Halbinsel. Die „K. Z." erfährt, daß Herr Dr. Dethier, Direktor der k. k. österreichischen Schule in Konstantinopel, ein Rheinländer von Geburt, in seinen archäologischen Studien auf der Balkan-Halbinsel sehr wichtige neue Entdeckungen machte, welche er ausgearbeitet und mit getreuen Facsimile-Zeichnungen und Karten begleitet, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien eingesandt hat [1].

Ende Juli entdeckte er in den von einem zu Igliza wohnenden Franzosen zu Tage geförderten Ruinen die Reste der sonst bei Ovid und anderen Schriftstellern fälschlich Trosmis genannten Stadt. Die Inschriften, alle lateinisch von August bis Gallien, haben

1 Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Entdeckungen des Herrn Dr. Dethier nicht blos der Akademie, sondern auch unseren Sammlungen zu Gute kommen möchten. Eine Vermehrung des archäologischen Materials wäre gewiß sehr erwünscht.

Digitized by Google

entschieden Troes-menses, also eine Misch-Kolonie von Troern und Mensern, einem altthrakischen Volke, von dem auch eine andere Mischung bei Ptolomäus Dei-Mensii heißt. Geographisch ist Igliza mehr nördlich zu legen, als die Kiepert'sche Karte es hat, und Trosmi um mehrere Meilen nördlicher. Dort war ein Hauptsitz der römischen Legionen; weiter hinab also bei Matschin vor Arrubium und gegenüber dem Ausflusse des Sereth Dinogetia, wo eine Fährte als beständiges Kommunikationsmittel mit dem am linken Donauufer gegenüberliegenden Caput bovis Nucraonion, lies: Bucraonion Ptolem., gewesen sein muß. Ein pontifex und sacerdos provinciae für die römischen Grenzlegionen hatte in Troes-menses seinen Sitz. Eines der Inschriften-Bruchstücke enthält die Rangliste der Offiziere der römischen, dort stationirten Legion Augusta. Außerdem kommen die leg. V und VI Mac., die Ital., die Trajana, die Fretensis u. s. w. auf Backsteinen oder Inschriften vor. Das Castrum auf 200 Fuß hohem Kalksteinfelsen dominirte die Donau. Wasserleitungen versorgten es mit dem schönsten Felsenwasser, welches sich in große Diogeneskrüge um die ganze Mauer vertheilte.

Eine nicht weniger wichtige Untersuchung unseres Landsmannes hat nun erst ganz genau die Lage des durch Ovids Exil berühmten alten Tomi und dessen Verhältniß zum schwarzen Meere festgestellt. Tomi lag nämlich nicht unmittelbar am Meere selbst, sondern mehr landeinwärts auf einem Hügel eine Stunde nordwestlich von Kustendsche, wo Ruinen zu Anadolikoi an einem kleinen Binnensee (nicht an einer Bucht des Meeres) liegen. Der kleine See ist halb salzig. Der Hafen zu Tomi war in Kustendsche, Titus machte aus dem Hafen eine besondere Stadt, Flavia Nea, wahrscheinlich, weil Tomi durch den vielgelesenen Ovid berühmter wurde. Antoninus Pius machte Tomi zur Metropolis. Dort hatte der Pontarch und Pontifex der griechischen Küstenstädte des linken Pontus-Ufers seinen Sitz, und später der Bischof über dieselben Städte, bis Tomis um 1000 nach Christi verschwand; Flavia Nea hatte von Konstantins Schwester den Namen Constantia erhalten, und noch heute heißt bei den Griechen Kustendsche so.

Auch ist von demselben eine ausführliche kritische Untersuchung der Schlangensäule, von welcher jetzt in Berlin ein Gyps-Abguß sich befindet, nach Wien abgegangen und durch dieselbe Herodots Zeugniß über den hinauf gestellten goldenen Dreifuß als richtig erwiesen. Letztere ist mit begriffen in einer reichen Epigraphik von Byzanz, die er mit Herrn Dr. Mordtmann zusammen ausarbeitet und deren erste Hälfte bis auf Konstantin den Großen nun dem Drucke übergeben ist; es sollen im Ganzen bei 300 Inschriften und eben so viele Backsteinmarken byzantinischer Kaiser unedirt sein. Der Charakter derselben ist mit der größten Treue wiedergegeben, und so bildet dieses Werk eine Fortsetzung der Elementa epigraphices von Franz für die byzantinischen Zeiten. Eben so wichtig ist der Inhalt. Die so mächtige Schule, welche in dem alten Griechenland allen Einfluß vom Oriente oder Aegypten bestreitet, erhält dadurch empfindliche Stöße. So fand unter Anderem Dr. D. an den thrakischen Ufern eine Ma-Muzene, welche Dr. M. richtig aus dem Armenischen mit Mater Magna im Einklange mit der Figur dazu erklärt. Dadurch sieht man, daß der geniale Böckh instinktmäßig in einer anderen Inschrift richtig Ma, ohne es zu erklären, las.

Dr. Dethier hat in dem alten Perinth im Hofe der jetzigen Metropolitankirche, welche einst ein Tempel der Kaiserin Sabina gewesen ist, eine antike Marmorstatue von großer Schönheit und verhältnißmäßig guter Erhaltung gefunden. Der Kopf ist vom Rumpfe getrennt, sonst aber nicht beschädigt, der rechte Arm fehlt bis auf ein kleines Stück; die Beine sind etwa in der halben Höhe des Schenkels abgebrochen, jedoch hat sich der linke Schenkel bis unter das Knie gefunden. Die Statue stellt einen jungen Mann dar, etwa im Charakter des Antinous. Sie steht auf dem rechten Beine und lehnt auf dem entgegengesetzten Ellenbogen. Ein kleines faltiges Gewand liegt auf der linken Schulter und geht unter derselben her über den linken Vorderarm, welcher

Digitized by Google

mit der Hand bis auf den Daumen erhalten ist. Dem Charakter der Skulptur nach, setzt der Finder die Entstehungszeit derselben in die Zeiten Hadrians bis etwa zum Ende des Jahrhunderts. Der Kopf ist durchaus im Charakter eines Portraits und soll, nach Münzen der genannten Zeit zu urtheilen, die meiste Aehnlichkeit mit Marcus Aurelius Cäsar haben. Das reiche Lockenhaar ist im Ganzen glänzend angelegt, aber nicht sehr sorgfältig ausgeführt; im Uebrigen ist die Behandlung vortrefflich. Die Stellung und Bewegung der Figur ist in dem Vorhandenen so unzweifelhaft gegeben, daß sich die Statue sehr leicht vollkommen herstellen ließe; die Maße sind, wie folgt: die Kopfhöhe 16 Centimeter, der Torso 55 Centimeter, der Schenkel 30 Centimeter. Ein anderer interessanter Fund neuester Zeit ist die Büste der Kaiserin Plotina als Juno von ursprünglich vergoldetem Blei, welche ein Fischer im Bosporus mit seinem Netze heraufgezogen hat.

Sitzungsberichte.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 23. Dezember 1862.

Der Präsident Herr k. k. Oberst E. Pechmann führte den Vorsitz.

Der Herr Sekretär Foetterle theilte mit, daß die Gesellschaft einen bedeutenden Verlust erlitten habe durch den vor zwei Tagen erfolgten Tod der beiden Mitglieder Dr. Karl Kreil und Alois Ritter von Wittmann.

Den Statuten gemäß wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die Herren: Johann Grünwald, k. k. Hauptmann, Franz Plentzner Ritter von Scharnek, k. k. Lieutenant und Fr. Ritter von Rosner, k. k. Sektionsrath

Zu einer in dem fünften Bande der Verhandlungen der Gesellschaft veröffentlichten Mittheilung des Herrn Dr. Schaub über eine periodische Quelle bei Straczena im Gömörer Komitate sandte Herr W. Schubert, Direktor des evangelischen Ober-Gymnasium in Leutschau, einige von ihm im Laufe des vergangenen Sommers an Ort und Stelle gemachte Beobachtungen, welche vom Herrn Sekretär mitgetheilt wurden. Diese Quelle, welche nach anderen vielfachen Beobachtungen in Zwischenräumen von zwei Stunden bis zu zwei Wochen sich ergießt, soll mehrere Klafter unterhalb ihres Hauptursprunges, fortwährend durch das Gewölbe zum Theile durchsickern. Herr Schubert schlägt eine genauere Beobachtung dieser Quelle, als dies bisher geschehen, vor, um über die Natur derselben ins Klare zu kommen.

Nach einer ebenfalls vom Herrn Sekretär gemachten Mittheilung des Herrn Sanitätsrathes Dr. A. Nowak in Prag über denselben Gegenstand, scheint die Quelle von Straczena jenen Quellen sich anzuschließen, welche bezüglich ihres Ausflusses eine Art von Ebbe und Fluth wahrnehmen lassen. Auch er schlägt genauere Beobachtungen dieser Quelle vor, in wieferne ihr Erguß mit den Mondesphasen, ferner mit den Oscillationen des Barometers, mit der Erscheinung der Gewitter u. s. w. zusammenhänge.

Aus einem an die k. k. geographische Gesellschaft zur Publikation in ihren Mittheilungen eingesendeten Manuskripte „Reisen im Oriente mit Bildern aus Persien" von dem pensionirten k. k. Artillerie Major Herr A. Kříž, der sich durch nahe 10 Jahren als Artillerie-Instruktor und k. persischer General in Persien aufhielt, theilte der Herr Sekretär Foetterle Einiges über die Zustände in Persien mit. So zahlen z. B. die Zahlmeister der Regierung selten die Besoldungen und andere Zahlungen an die Parteien zu rechter Zeit aus, sondern legen die Gelder vorher für sich nutzbringend an. Sind größere Zahlungen zu

Digitized by Google

leisten, so geschieht dies durch Barate, d. i. Wechsel oder Geldanweisungen auf die Einkünfte der Krone, deren Realisirung oft sehr große Schwierigkeiten hat. Selten geht eine Goldmünze in die Cirkulation über, ohne daß sie vorher von irgend einem Schatzmeister beschnitten worden wäre. Die Anwesenheit einiger Europäer in Teheran, namentlich der europäischen Gesandtschaften, hat auch in das gesellschaftliche Leben dort einen gewissen europäischen Anstrich gebracht, und insbesondere ist es in den Monaten Dezember bis Februar ziemlich aufgeweckt. In den Monaten April und Mai verläßt Alles, was nur halbwegs in der Lage ist, dies zu thun, die Hauptstadt, und eilt den Abhängen des Elbrus zu, um hier der drückenden Sonnenhitze zu entgehen. Bei ihrem Umgange mit Europäern bestreben sich die Perser stets fein und artig zu sein und ihre bilderreiche Sprache macht die Unterredung mit ihnen höchst anziehend. So lau und unreell sie bei ihrer Geschäftsführung sind, so gerne ergeben sie sich im Geheimen einem lustigen, ja selbst ausschweifenden Leben. Ihre Vorliebe für Astrologie und Alchymie ist bekannt; ihre Kenntnisse von Europa reichen jedoch nicht sehr weit, und die Nationen Europa's theilen sie nach den in Teheran residirenden Gesandtschaften in Russen, Franzosen, Engländer und Deutsche.

Herr k. k. Schulrath Dr. M. Becker gab eine Schilderung der Bewohner des an die österreichisch-steierische Grenze anschließenden, bei 100 Quadratmeilen umfassenden Theiles von Ungarn, der Preßburg gegenüber beginnend, den Karlsburg-Wieselburger Donauarm entlang bis gegen Raab fortsetzt und von der Raab weiter aufwärts an Körmend vorbei bis St. Michael nächst Fürstenfeld reicht. Die Bewohner dieses Gebietes werden mit dem Namen der „Heanzen" bezeichnet. Ueber ihrem Ursprung fehlt jede positive verbürgte Angabe. Es scheinen jedoch zur Zeit der Frankenkämpfe gegen die Avaren aus anderen deutschen Gauen, namentlich Baiern, hieher versetzte deutsche Ansiedler zu sein, da auch der Mundart der Heanzen der altbaierische Typus anhängt und sie in anderer vielfacher Beziehung in Wohnung, Sitten und Gebräuchen u. s. w. von ihren österreichischen und steierischen deutschen Nachbarn sich sehr wesentlich unterscheiden. Herr k. k. Schulrath Dr. M. Becker gab nun eine große Anzahl Beispiele ihrer eigenthümlichen Gewohnheiten und Sprache.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der letzten Plenarversammlung der Sektionen setzte Prof. Dr. Höfler seinen Vortrag über die geschichtlichen Entwicklungsmomente der deutschen und slawischen Völker fort. Das erste Auftreten deutscher Völkerschaften, ihr Kampf gegen das Römerthum, ihr endliches Unterliegen unter römische Macht grenzen nach seinen Ausführungen den ersten Abschnitt in der Geschichte der deutschen Völker ab. Bald darauf rücken deutsche Völker von Neuem von allen Seiten auf das sinkende Römerreich ein, durchfluthen es bis an die Grenzen Italiens und Spaniens, überall Staaten deutscher Einrichtung aufbauend. Doch nur kurzes Leben war diesen Staaten, die Süd- und Westeuropa bedeckten, verheißen. Spanien und Italien gehen für Staatsbildungen der deutschen Race verloren, denn in Frankreich, Spanien und Italien wird das deutsche Element durch das romanische bezwungen, und eine Staatenbildung romanischen Gepräges erzeugt. Die deutschen Völker, welche ihre Wohnsitze im Osten Deutschlands und an der Elbe verlassen hatten und von nachrückenden Slawen besetzt sahen, deren Völkerstämme den Süden und Westen Europa's durchzogen hatten, gewannen einen Ersatz für das, was sie an äußerer Ausdehnung verloren, an einem geistigen Bande; welches sie bei aller Stammesverschiedenheit doch fest zusammenhielt. Dieses Band war die deutsche Kaiserkrone. In ihr sieht der Herr Vortragende einen Faktor von größter Bedeutung für die politische, soziale und nationale Entwicklung Deutschlands auch dann noch, als sie längst nur Schatten ihrer früheren Herrlichkeit war. — Die Versammlung war von zahlreichen Mitgliedern besucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber orientalische Studien und deren Richtungen.

F. M—r. Die orientalischen Studien haben, im Gegensatze zu den klassischen, zwei Seiten, von denen sie auch, will man sie unparteiisch betrachten, beurtheilt werden müssen. Erstens eine praktische, zweitens eine rein wissenschaftliche. Ich will nicht leugnen, daß auch den klassischen Studien eine praktische Seite zukommt, insoferne als sie immer, so lange als der Sinn für das Edle und Schöne in der Brust des Menschen nicht erloschen ist, die festeste Grundlage einer wahren Bildung darstellen werden. Jene praktische Bedeutung aber, die den orientalischen Studien beigelegt werden muß, ist von der, die den klassischen Studien innewohnt, doch bedeutend verschieden; sie läßt sich besser mit jener der modernen Sprachen vergleichen. Denn in den orientalischen Sprachen bewandert zu sein, ist für den großen Geschäftsmann, den Diplomaten ebensoviel werth, wie die gebildeten Sprachen Europa's zu sprechen.

Die wissenschaftliche Seite, welche die orientalischen Studien darbieten, hat wieder mit jener der klassischen Studien große Aehnlichkeit. Sowie es Aufgabe der klassischen Philologie ist, eine umfassende Auffassung des geistigen Lebens der beiden in Kunst und Literatur, Gesetzgebung und Philosophie bedeutendsten Völker des Alterthums, der Griechen und Römer, anzustreben, ebenso ist es Aufgabe der orientalischen Philologie, uns eine klare Anschauung der Lebens- und Geistesentwicklung jener Völker, die auf die spätere Geschichte der Griechen und Römer einerseits und auf die Religionsanschauung der Völker fast des ganzen Erdballs andererseits wesentlichen Einfluß genommen haben, zu verschaffen. Unsere moderne Kultur aus dem Leben der Griechen und Römer allein erklärt, ist ein Stückwerk, dem in vielen Punkten sogar die wesentliche Begründung mangelt. Die Entwicklung unserer Sprachen, unserer ältesten Gewohnheiten, religiösen und Rechtsanschauungen läßt sich vollends ohne Zurückgehen auf die Quellen, die im Osten zu suchen sind, gar nicht begreifen.

Man sieht also, daß das wissenschaftliche Studium des Orients nicht minder wichtig ist als das praktische Studium seiner gegenwärtigen Sprachen und Sitten, und ebenso wichtig, wie das Studium der klassischen Literaturen der Griechen und Römer. Es begreift sich auch ferner leicht, daß das wissenschaftliche und das praktische Studium, obwohl desselben Objektes, von einander wesentlich verschieden sind, daß also auch auf beiden Seiten verschiedene Wege eingeschlagen werden müssen.

Der Diplomat, der Kaufmann, welcher orientalische Sprachen erlernen will, geht dabei ebenso zu Werke, wie beim Erlernen der anderen modernen Sprachen.

Digitized by Google

Ihm ist es darum zu thun, die eben gesprochene Sprache sprechen und schreiben zu lernen. Da nun bei allen bedeutenden Völkern des Ostens die goldene Zeit ihrer Literatur bereits vorüber ist und die Sprache seit jener Zeit sich bedeutend verändert hat, sowohl im Ausdruck als in der Aussprache, so ist es natürlich, daß man bei dieser Art von Sprachstudien auf die eigentliche Literatur nicht zurückgehen kann, weil man sonst eine Sprache sich eigen machen dürfte, in der man zwar von den Gelehrten, aber nicht vom Volke verstanden wird. Es ist daraus klar, daß an jenen Anstalten, deren Zweck in der Heranbildung von Diplomaten, Konsuln, Agenten u. s. f. besteht, die Sprachen in der Form, wie man sie zum Verkehre nothwendig hat, vorgetragen werden müssen, daher das Studium der Literatur, als nicht zum eigentlichen Zwecke gehörig, entweder ganz ausgeschlossen oder doch als Nebensache betrachtet werden muß. Mithin wird man hier z. B. das Arabische in einem der bestehenden Dialekte, Syrisch, Aegyptisch, Maghribinisch ꝛc. in der Weise, wie es gesprochen und im gewöhnlichen Leben geschrieben wird, vortragen, um die Sprache der klassischen Geschichtschreiber oder die noch schwierigere der Dichter sich wenig kümmern dürfen, da der Zögling sonst beim ersten Verkehre mit Arabern entweder gar nicht verstanden oder für einen Nahvî (Grammatiker) angesehen werden dürfte. Der nach Persien bestimmte Zögling wird sich daher an heutzutage geschriebenen Lesestücken üben und mit seinem Lehrer in der heutzutage gesprochenen Sprache konversiren; denn ein Vertiefen in die schöne, bezaubernde Sprache Hafizens, Sa'dis oder gar Firdausi's würde ihn nicht zu dem Ziele führen, das er anstrebt. Ebenso wäre es von einem nach China reisen wollenden Kaufmann Thorheit, etwa früher nach Paris zu reisen, um bei dem größten Kenner chinesischer Sprache und Literatur in Europa, Stan. Julien, Kollegien über klassische chinesische Literatur durch mehrere Jahre zu hören; der Jünger Merkurs wird auf jeden Fall besser thun, in Paris sich an andere Gelehrte, etwa Bazin, zu wenden und bei ihnen einige Kurse zuzubringen. Freilich wird er dann in China für keinen Gelehrten gelten; er wird aber vom Volke verstanden werden.

Anders stellt sich die Sache bei den rein wissenschaftlichen Studien. Bei diesen kommt es weder auf Zungenfertigkeit noch auf Kenntniß der jetzt gesprochenen Sprache, noch auf sonstige, Sprachgenies auszeichnende Eigenschaften an, sondern vielmehr auf Ausdauer, umfassendes Wissen und eine gewisse kritische Begabung.

Da dabei Kenntniß der Literatur die Hauptsache ist, diese aber, als nicht mehr lebendig, selbst in ihrer Heimath nur von Gelehrten gekannt und studirt wird, so ist schon das Aneignen der Sprache selbst hier ein ganz anderes, abgesehen davon, daß hier nicht die Sprache als Form, sondern als Substanz, sowie der in sie gelegte Inhalt den Kern der Sache bildet. Während der Zögling einer Diplomaten oder Kaufleute ausbildenden Spezialschule bei Erlernung des Arabischen die moderne Sprache, auch ohne einen Buchstaben klassischer älterer Literatur zu kennen, zu erlernen trachtet, und ist ihm dies gelungen, seine Ausbildung für vollendet ansieht, muß der arabische Philologe in die ältesten Zeiten der arabischen Literatur zurückgreifen, er muß jene Lieder studiren, welche die Araber schon vor Muhammed

Digitized by Google

fangen, und die heutzutage dem nicht gelehrten Araber selbst unverständlich sind; er muß den Korân, mit den über ihn verfaßten zahlreichen Kommentaren, jene reiche Geschichtsliteratur, kurz die unermeßliche arabische Literatur überhaupt studiren, in die nur theilweise einzudringen ein ganzes Menschenalter erfordert. Der persische Philologe wird nicht, wie der praktisch auszubildende Konsular- oder Handelseleve mit der heute gesprochenen, literarisch impotenten Sprache beginnen, er wird vielmehr Firdausi's in altem markigem Style abgefaßtes Heldenbuch zur Hand nehmen und an demselben den herrlichen Bau der noch reinen, von arabischen Elementen freien Sprache studiren. Für den Sinologen wäre Kenntniß eines der modernen Idiome von nicht allzu großem Nutzen; er wird besser thun, in den heiligen Büchern sich zu vertiefen, und aus ihnen jene Sprache und jenen Styl zu lernen, die in der ganzen klassischen Literatur wiederkehren.

Aus dem oben Bemerkten wird Jedermann leicht einsehen, daß eine Schule, der eines von beiden, z. B. Zöglinge fürs praktische Leben heranzubilden, zum Zwecke gesetzt worden, dies nicht zugleich in der anderen Richtung thun kann, und ebenso eine Anstalt, an der Gelehrte gebildet werden sollen, Leute fürs praktische Leben nicht heranbilden wird. Es ist wohl wahr, daß Jemand, der sich mit einer Literatur gründlich befaßt und daraus sich die Sprache eigen gemacht hat, das Sprechen sich praktisch in kurzer Zeit leicht aneignen wird, wie das die meisten preußischen Konsuln im Orient, die größtentheils aus der Klasse der Gelehrten gewonnen sind, beweisen; man muß aber auch wohl bedenken, daß dieses nach jahrelangem, mühsamem, fast ausschließlich betriebenem Studium möglich ist, und dies jedenfalls in der für die praktische Ausbildung bestimmten, oft kurzen Zeit nicht in dem Maße erreicht werden könnte.

Wenn wir nach dem oben Erörterten bei schon bestehenden Anstalten, die ein gelehrtes Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen zum Zwecke haben, die Ueberflüssigkeit von Spezialschulen zur Erlernung der modernen orientalischen Sprachen — wiewohl in beschränktem Maße — zugeben können, so ist dies da, wo letztere Schulen bestehen, mit den ersteren, nemlich den gelehrten Anstalten, keineswegs der Fall. Man kann nemlich dort, wo Spezialschulen bestehen, wohl von der Pflege orientalischer Sprachen, nicht aber von der Pflege einer orientalischen Philologie, man kann von praktischer Uebung nicht aber von Wissenschaft sprechen.

Die orientalischen Studien haben sich als Wissenschaft an allen Universitäten Europa's, ja selbst an mehreren Amerika's einen den anderen Wissenschaften, besonders der Schwester derselben, der klassischen Philologie, ebenbürtigen Rang erworben. Früher behandelte man sie wohl nur als eine Art von Anhängsel der Theologie und speziell der alttestamentlichen Bibelexegese; davon ist man aber seit Anfang dieses Jahrhunderts, in dem der Orient sich uns durch Frankreichs und Englands Waffen und Civilisation völlig erschloß, abgekommen, und diese kaum dem Ei entschlüpfte, aber in riesigen Dimensionen wachsende Wissenschaft oder

Digitized by Google

vielmehr Wissenschaften nehmen an der philosophischen Fakultät neben all den weltlichen, hier vertretenen Wissenschaften einen ehrenvollen Platz ein.

Der Ort, wo das Studium der orientalischen Philologie seine Pfleger und Vertreter finden soll, ist offenbar die Hochschule — die Universität. — Soll der letztere Name zur Wahrheit werden und nicht nur ein leerer Titel bleiben, so darf dort am allerwenigsten das Studium jener Philologie, ohne welche das Studium des größten Theiles der Profangeschichte, sowie der ganzen Religionsgeschichte beinahe nicht möglich ist, vernachlässigt werden. Diese Wahrheit hat man in neuester Zeit bei uns gut eingesehen, und während im vorigen Jahrhundert einer der größten Kenner der arabischen Literatur, die je gelebt haben, ein Reiske, in Deutschland fast verhungerte, finden wir heutzutage fast an allen deutschen Hochschulen Lehrkanzeln für orientalische Sprachen systemisirt und Männer thätig, die nicht wenig zur Verherrlichung deutschen Geistes und deutscher Forschung beitragen So doziren an der Berliner Hochschule Männer, wie: Bopp, Weber, Rödiger, Schott, Petermann, Dieterici, Gosche an der philosophischen Fakultät als vom Staate besoldete Lehrer, abgesehen von den ausgezeichneten Lehrkräften, die in derselben Richtung an der theologischen Fakultät thätig sind und nicht mitgerechnet die zahlreichen strebsamen Privatdozenten. Göttingen zählt an Männern, wie: Ewald, Benfey, Wüstenfeld, Bertheau, Forscher berühmten Namens, während Leipzig und Tübingen, ersteres auf Gelehrte, wie: Fleischer, Brockhaus, Krehl, Julius Fürst, letzteres auf Roth und Meier stolz sein können.

Leider sind auch diese Zeichen einer besseren Zeit ziemlich spärlich und keineswegs derart, daß man sagen könnte, die orientalischen Wissenschaften würden in Deutschland überall den anderen gleich unterstützt. Aber auch in anderer Hinsicht kann man selbst mit dem, was bereits erreicht worden ist, nicht ganz zufrieden sein. Man hat nemlich bei der Errichtung von Lehrkanzeln gewöhnlich nur jene ausgezeichneten Männer im Auge gehabt, welche Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts hervorgebracht, und dabei das von jedem Einzelnen zufällig gepflegte Fach bedacht. Von festen Prinzipien — wie etwa bei Kreirung der orientalischen Fakultät in St. Petersburg — war man bei der Systemisirung der Lehrkanzeln nicht ausgegangen. Daß man aber von solchen ausgehen müsse, soll nicht die Besetzung lückenhaft ausfallen oder durch zu weit getriebene Spezialisirung der Fächer allzu große Auslagen verursachen, liegt für den Denkenden offen auf der Hand.

Wir wollen es hier versuchen, die Sache näher zu erläutern und daran einen Plan, wie er sich nach dem natürlichen Zusammenhange der Fächer ergibt, anschließen.

Zu diesem Behufe müssen wir das Studium des Orients nach seiner wissenschaftlichen Seite betrachten.

Es ist dies das Studium der orientalischen Philologie. Diese zerfällt offenbar in ebensoviele Einzelphilologien als es einzelne Völker gibt; sie wird sich aber in ebensoviele Gruppen absondern, als es Völkergruppen gibt, d. h. Völker, die

Digitized by Google

entweder durch Urverwandtschaft oder gemeinsame Geschichte verbunden als ein Ganzes aufgefaßt werden müssen.

Wir kennen z. B. — um von altbekannten Dingen auszugehen — eine lateinische und eine griechische Philologie; beide zusammengenommen bilden die sogenannte klassische Philologie, und wenn auch jede von beiden für sich gepflegt werden kann und auch faktisch gepflegt wird, so kann der Forscher die eine oder die andere doch nicht ganz entbehren, sondern muß stets den innigen Zusammenhang beider vor Augen haben. Ein ähnliches Verhältniß nun besteht zwischen den einzelnen Theilen der orientalischen Philologie. Wie bekannt, hängt der Stamm der Medo-Perser mit dem Stamme der Inder sprachlich aufs innigste zusammen. Neben diesem sprachlichen Zusammenhange, der schon bei gründlichen grammatischen Studien gegenseitige Rücksichtnahme beider Stämme verlangt, besteht aber noch ein anderer, nemlich der Zusammenhang in Bezug auf religiöse und rechtliche Anschauungen, Faktoren, die gewiß als bewegende Hauptmomente in der Geschichte zu betrachten sind. Ebenso ist bekannt, daß im Verlaufe der Geschichte die Aramäer, später die Araber einen nicht geringen Einfluß auf die Sprache und Kultur des Perservolkes ausgeübt haben. Es wird also der Forscher, der sich mit diesen Partien der persischen Philologie beschäftigt, das Studium der aramäischen und später der arabischen Philologie nicht ganz umgehen können.

Dieselben Verhältnisse stellen sich uns auch auf den anderen Gebieten dar. So hängt das Arabische mit den sogenannten semitischen Sprachen: Hebräisch, Aramäisch, Aethiopisch aufs innigste zusammen. Eine tiefere philologische Kenntniß des Arabischen ist ohne Kenntnisse in den verwandten Sprachen nicht möglich; ein sicheres Verständniß der arabischen Kultur, Geschichte und Literatur ist ohne Rücksichtnahme auf die Literaturen der zunächst verwandten semitischen Völker nicht denkbar. Dasselbe läßt sich von dem Studium des Hebräischen, Aramäischen ꝛc. behaupten, kurz eine sichere Kenntniß in jeder einzelnen dieser Richtungen läßt sich nur auf komparativem Wege erwerben.

Aehnlich ist das Verhältniß der drei modernen orientalischen Sprachen, des Arabischen, Persischen und Türkischen — der Sprachen der westlichen muhammedanischen Welt — zu einander. Bekanntlich übte das Arabische, vermöge des neuen Glaubens, auf das Persische einen sehr großen Einfluß aus, dergestalt, daß letzteres aus demselben, besonders für Begriffe religiöser, politischer, wissenschaftlicher Natur, eine Unzahl von Formen entlehnte; später aber, nachdem diese Sitte durch den Vorgang klassischer Schriftsteller förmlich zur Regel wurde, gab es diesem Streben immer mehr und mehr nach, so daß zuletzt der Grad der Eleganz nach der Masse der aufgenommenen arabischen Elemente förmlich bemessen wurde. Die neuere persische Literatur bildete sich zunächst nach arabischen Vorbildern in der Art, daß heutzutage an ein tieferes Verständniß derselben ohne Kenntniß der arabischen Originale gar nicht gedacht werden kann. Aus allem diesem folgt, daß man an das Studium der neupersischen (muhammedanischen) Literatur ohne Kenntnisse in der

Digitized by Google

arabischen sich nicht wagen könne, kurz, daß das Studium der neupersischen Philologie jenes der arabischen nothwendig voraussetzt.

In demselben Maße als die arabische Sprache und Literatur auf die persische Einfluß nahm, geschah dies von Seite derselben und der persischen auf die türkische. Das Türkische (zum ural-altaischen Sprachstamme gehörig) nahm sowohl arabische als persische Elemente in sich auf, besonders die Sprache jener Klasse, die mit der Literatur im innigsten Verkehre steht, nemlich der Gebildeten, bei denen eine bis auf die türkische Flexion und Satzbildung nur aus arabischen und persischen Elementen gebaute Rede als höchste Eleganz gilt. Die türkische Literatur ahmte, bis auf geringe Ausnahmen, nur die arabischen und persischen Muster sowohl in Stoff als Redeweise nach. Daher ist das Verständniß der türkischen Sprache ohne Kenntnisse in der arabischen und persischen nicht möglich; ein tieferes Studium der türkischen Literatur ohne jenes der arabischen und persischen Muster sehr schwer. Es hat daher das Studium der türkischen Philologie jenes der arabischen und persischen zur nothwendigen Voraussetzung.

Nach dem eben Entwickelten wären — wenn wir die Theorie in Praxis umsetzen wollen — mindestens vier systemisirte Lehrstühle nothwendig, falls man das Studium der orientalischen Sprachen nicht zum bloßen Dilettantismus erniedrigen und sowohl gut geschulte Philologen als Historiker heranbilden will. Diese sind:

1. Lehrstuhl für allgemeine Sprachwissenschaft. Der betreffende Lehrer hat über Sprachstudium im Allgemeinen, Methode der Sprachforschung, Sprachgeschichte und vergleichende Sprachforschung zu lehren, ebenso die Grammatik der einzelnen Sprachen vorzutragen.

2. Lehrstuhl für semitische Philologie. Die Vorlesungen dieses Lehrers sollen sich über Hebräisch, Aramäisch, Arabisch, Aethiopisch erstrecken; im Arabischen hat er besonderes Gewicht auf die ältere vormuhammedanische Literatur zu legen, ebenso über semitische Archäologie, Numismatik ꝛc. zu lesen.

3. Lehrstuhl für ârische Philologie. Dahin fallen indische und persische Sprache und Literatur, von letzterer besonders die ältere (Send, Pehlewi, die Sprache Firdausi's). Dem betreffenden Lehrer fallen auch Vorträge über ârische Archäologie, Mythologie ꝛc. zu.

4. Lehrstuhl für muhammedanische Philologie. Den Inhalt der hieher gehörigen Vorlesungen bildet die Literatur der Araber, Perser und Türken. Diese Vorträge setzen natürlich bereits bei 1., 2. und 3. geschulte Zuhörer voraus. Während dieselben sich dabei das, was streng genommen in das Gebiet der Linguistik und Philologie gehört, angeeignet haben, sollen sie hier in das umfassende Studium der Literatur eingeführt werden; daher hat der Lehrer besonders die Realien, Lesen der Handschriften, politische und Religionsgeschichte, spezielle Literaturgeschichte ꝛc. zu betonen.

Ein solcher Plan ist gewiß nicht allzu parteiisch, wenn man erwägt, daß z. B. die klassische Philologie, die sich über zwei Sprachen und Literaturen

Digitized by Google

erstreckt, an allen deutschen Hochschulen wenigstens zwei, an größeren drei bis sechs Vertreter zählt und ebenso die germanische, romanische Philologie sich jede einer Lehrkanzel erfreuen.

J. J. Rousseau.

Brockerhoff, „Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke".
(1862. 1. Band.)

II.

J. F. Im Herbst 1741 traf Rousseau in Paris ein, die Seele hoch gespannt in Erwartung, denn mindestens würden Ruhm und Ansehen sein Lohn sein und die Erfindung seinen Namen über die Welt tragen, so weit es nur Musik gab. Allein er sollte eine abermalige Täuschung erleben. Zwar wurde er in der Akademie wohl und freundlich aufgenommen, aber die Kommission, welcher seine Erfindung zur Begutachtung übergeben wurde, erklärte die Ziffernschrift wohl zulässig für Vokalmusik, aber ungeeignet für Instrumentalmusik. Das war so gut wie eine völlige Abweisung. Dazu kam das Urtheil Rameau's, des musikalischen Imperators jener Zeit, welcher den Zahlen wohl mit Recht den Mangel an Anschaulichkeit zum Vorwurf machte.

So war denn wieder einmal die Seifenblase eines goldenen Traumes von Ruhm und Unsterblichkeit zerplatzt; der geniale Erfinder, der sein Haupt bereits mit Lorbeern gekrönt gesehen hatte, wanderte wie irgend ein anderer sterblicher, unbekannter Fremdling durch die Gassen von Paris und sah trotz aller Sparsamkeit — denn seine Bedürfnisse waren immer gering — im Besuch von Kaffeehaus und Theater seine kleine Barschaft zusammenschwinden. Indeß hatte er doch einige Seelen gefunden, die sich auch ohne die musikalische Ziffernschrift für ihn interessirten. Einer dieser Freunde, Abbé Castel, suchte ihn bei hohen Damen einzuführen, z. B. bei der Frau von Besenval, denn das sei der Weg in Paris sein Glück zu machen. Doch es war nicht der seine. Er konnte den leichten, geistreichen Ton der Unterhaltung durchaus nicht finden, und man würde den schweigsamen, schwerfälligen, ernsten jungen Mann für geistlos gehalten haben, wenn er nicht mit kleinen poetischen Werken, die er vorlas, die Meinung wieder gewonnen hätte.

Bei Madame Dupin versuchte er es auf andere Weise. Diese Dame war die Frau eines reichen Generalpächters und sah in ihrem Hause, was nur durch Namen, Geist und Schönheit in Paris glänzte. Damals gefiel sich die hohe Finanz noch viel mehr als heute in einer Entente cordiale mit der hohen Intelligenz. Aber Madame Dupin war selbst literarisch gleich ihrem Gemahl, und war außerdem eine sehr schöne Frau. Als Rousseau zum ersten Male bei ihr, nach damaliger Sitte während der Morgentoilette, eingeführt wurde, hatte er in seiner entzündlichen

Digitized by Google

Sinnlichkeit nichts Eiligeres zu thun, als sich Knall und Fall in die schöne Dame zu verlieben, um welche sich Herzoge vergebens bewarben. Trotz wiederholter Versuche fand jedoch seine Schüchternheit das Wort zum Reden nicht und so gestand er ihr seine Liebe brieflich. Bei der nächsten Zusammenkunft gab ihm Madame Dupin seinen Brief einfach und kalt zurück, und als er dennoch seine Besuche fortsetzte, ließ man ihn verstehen, daß er besser thäte, sie zu unterlassen. Dafür schloß er eine enge Freundschaft mit der Dame Stiefsohn, de Franceuil, einem jungen und reichen Finanzier, mit dem er Musik und Literatur trieb. Er fand sogar nach einer Krankheit wieder Lust zu komponiren und ein Lustspiel „Die Kriegsgefangenen" zu verfassen.

Da schien ihm einmal das Glück zu lächeln und auf die Bahn der Ehre bringen zu wollen. Der französische Gesandte in Venedig, ein Graf Montaigu, der sich außer durch Geiz auch noch durch eine ganz besondere Ungeschicktheit auszeichnete, bedurfte eines tüchtigen Privatsekretärs. Rousseau wurde ihm empfohlen und nach Ausgleichung einiger finanziellen Schwierigkeiten, die aus dem Schmutz des Gesandten entsprangen, auch angenommen. Er reiste also nach Venedig und sah sich bald in nicht unwichtiger Thätigkeit. Da die Gesandtschaft als solche keinen Sekretär hatte, so fiel auf ihn die ganze Arbeit des Gesandten und des Gesandtschaftssekretärs, obwohl er nominell nur der Privatsekretär war. Und zur Verwunderung versah er diesen Posten mit vollkommen ausreichendem Geschick und erwarb sich ebensowohl den Beifall seiner Regierung, wie seiner diplomatischen Kollegen in Venedig, und auch sein Chef konnte ihm die Anerkennung nicht versagen. Im Umgang mit den jüngeren Herren der fremden Diplomatie führte er in Venedig unter allgemeiner Achtung ein äußerst angenehmes Leben, genoß die italienische Musik in begeisterter Verehrung, und hatte außerdem die Gelegenheit, den diplomatischen Verkehr, die Dinge der großen Welt, das Getreibe der Staatsmaschinen kennen zu lernen und im fremden Lande soziale Studien zu machen. Aber die Herrlichkeit nahm ein baldiges Ende. Die äußerste Unverträglichkeit des Gesandten, gegen die sich sein Stolz empörte, dazu Intriguen des übrigen Hauspersonals bewogen ihn, seine Entlassung zu fordern, die er auch erhielt. So kehrte er im Herbst 1744 nach Paris zurück.

Die neue Täuschung brachte ihn zu dem Entschluß, dem Ehrgeiz zu entsagen, seine Bedürfnisse einzuschränken und nach Möglichkeit von allen Menschen unabhängig zu leben. In dieser Stimmung bedurfte er ein Gemüth, auf welches er sein Vertrauen übertragen konnte. Ein solches fand er in Therese Levasseur, aber weiter auch nichts. In dem Hotel, wo er wohnte und speiste, fand er ein einfaches Mädchen, welches die Aufsicht über die Leinwand hatte. Dieses Mädchen war vielfach den Neckereien der Tischgenossen ausgesetzt; Rousseau nahm sich ihrer mitleidig an. Aus dem Mitleid entstand gegenseitige Theilnahme, endlich Vertrauen und Zuneigung. So sah sich Rousseau plötzlich, er wußte wohl selbst nicht wie, in einem innigen Verhältniß, und da es ihm für den Augenblick wohlthat, so machte er es zu einem dauernden. Therese hatte durchaus keine körperlichen Reize und war so

Digitized by Google

zu aller Bildung unfähig, daß ihr Rousseau kaum das Lesen und nur mit Mühe das Verständniß der Ziffern auf der Uhr beibringen konnte. Rousseau versprach ihr, sie nie zu verlassen, Therese begnügte sich mit diesem Versprechen statt der Ehe, und so entstand dieser durchaus unwürdige Bund, dessen sich Rousseau für den Anfang wenigstens selbst schämte, denn er suchte ihn der Welt zu verheimlichen. Bald nahm er mit Theresen eine gemeinsame Wohnung, welche noch ihre Mutter, ein ganz gemeines Weib, theilte; den Unterhalt suchte er sich durch Notenabschreiben zu erwerben.

Es war für ihn aber vergeblich dem Ehrgeiz entsagen zu wollen; seine Natur litt es nicht. Er rechnete auf den Erfolg einer Oper, worin er die Liebe feierte; auch blieb sie im Privatkreise nicht ohne Erfolg, aber Rameau erklärte sie für ein Plagiat, und der Herzog von Richelieu, der sie bei Hof zur Aufführung bringen wollte, ließ den Komponisten in Stich. Statt dessen erhielt er den Auftrag, für die Feier der Schlacht bei Fontenay ein älteres Werk von Rameau und Voltaire umzuarbeiten; seine Arbeit gefiel, aber da sie nicht unter seinem Namen ging, so hatte er weder Ehre noch Vortheil. Ebenso vergebens suchte er gegen Kabalen und Intriguen ein Lustspiel zur Aufführung zu bringen. Dazu stellte sich die Geldnoth ein, die noch durch die Anforderungen von Theresens Mutter und Geschwistern erhöht und durch das kleine Erbtheil, welches ihm bei seines Vaters Tode, 1745, zufiel, nur kurze Zeit beschwichtigt wurde.

In dieser Lage nahm er bei derselben Madame Dupin, von welcher einst sein Liebessturm abgeschlagen worden war, die Stelle eines Sekretärs an, die ihm wenigstens ein bescheidenes Einkommen sicherte. Auch erneuerte sich die Freundschaft mit Francueil. Im Sommer zog er mit der Familie auf das Land, wo das Bedürfniß der Unterhaltung ihn zur Abfassung eines Lustspieles, „l'Engagement témeraire", veranlaßte. Doch lag sein Talent, dem die Leichtigkeit des Esprit mangelte, nicht auf dieser Seite.

Als er zurückkehrte, trafen ihn Vorwürfe und Nothrufe der Frau von Warens, die sich in großer Bedrängniß befand. Augenblicklich konnte er wohl nicht helfen, aber es scheint auch nicht, als ob ihre Lage ihm sehr ans Herz gegangen wäre, denn zu jener Zeit erfolgte die erste Niederkunft Theresens und er übergab ohne viel Bedenken auf den Rath seiner Tischgesellschaft sein Erstgebornes dem Findelhaus. Diesmal gab er dem Kinde noch ein Zeichen mit; allein schon bei dem zweiten unterließ er es, und so auch bei den drei folgenden, die er desselben Weges gehen hieß, oder vielmehr verstieß. Unser Verfasser findet keine Rechtfertigung, aber doch eine Art von Entschuldigung theils in Theresens Ehre, die Rousseau schonen wollte, theils in den allgemeinen Moralansichten der Zeit, theils habe Rousseau geglaubt, daß für die Zukunft der Kinder im Findelhaus besser gesorgt sei als bei ihm Wir können keinen dieser Gründe gelten lassen und finden durchaus keine Entschuldigung: das Andenken Rousseau's muß die volle Schmach dieser fünfmal mit ruhiger Ueberlegung wiederholten Schlechtigkeit tragen. Was den dritten Grund betrifft, so müssen wir ebenso die Richtigkeit der Thatsache, wie Rousseau's Glauben

Digitized by Google

bezweifeln; Thereſens Ehre konnte auch nicht mehr in Frage kommen, ſeitdem ſie einmal das offenkundige Verhältniß eingegangen war, und endlich war das moraliſche Bewußtſein der Zeitgenoſſen wenigſtens nicht ſo leichtfertig, denn Rouſſeau's That fand den Tadel aller Beſſeren. Und wenn es geweſen wäre, ſo konnte dieſer Grund gerade auf ihn keine Anwendung finden, weil er ſich in dieſem Punkt der Moral ſeiner Zeit mit der heftigſten Polemik entgegenſtellte und ſo ſelbſt ſich von ihr ausſchloß.

In dieſer Zeit machte Rouſſeau zuerſt die Bekanntſchaft der Madame d'Epinay, die ebenfalls zur hohen Finanz gehörte, und ihrer Schwägerin, Fräulein de Bellegarde, nachherigen Gräfin d'Houdetot. Damals lernte er auch den ein Jahr jüngeren Diderot kennen, der gerade mit größerer Reife und feſterer Energie im Aufwärtsſtreben begriffen war. Rouſſeau ſchloß ſich in innigſter Freundſchaft an ihn an. Durch ihn wurde er auch mit d'Alembert bekannt und ſchrieb in Folge deſſen für die Encyklopädie die muſikaliſchen Artikel.

Als Diderot (1749) wegen ſeiner Lettres sur les aveugles in Vincennes gefangen ſaß, wanderte der Freund oftmals hinaus ihn zu beſuchen. Unterwegs leſend fand er einmal im „Mercure de France", daß die Akademie zu Dijon einen Preis über die Frage ausgeſetzt habe, ob durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaften und Künſte die Sitten verſchlechtert oder verbeſſert ſeien. Es kam ihm ſofort wie eine Inſpiration der Gedanke ſich um den Preis zu bewerben und Diderot beſtärkte ihn darin. Die Beſſerung zu verneinen, lag ganz in ſeinem Weſen; in dieſem Sinne bearbeitete er die Frage und Diderot ſchickte die Arbeit ein. Nur Grimm wußte darum, mit dem Rouſſeau damals ebenfalls näher bekannt geworden war.

Bis dahin hatte er ſich und die Seinen, d. h. Thereſe und die Ihren, durch ſeine Stellung bei Madame Dupin erhalten; Franceuil wollte ſie beſſern und gab ihm die Stelle ſeines Kaſſiers. Aber dieſe Beſchäftigung ſagte ihm in keiner Weiſe zu und die Sorge der Bewachung ſo bedeutender Summen ließ ihm keine Ruhe. Er gab darum den Poſten bald wieder auf. Da er nun auch in eine ſchwere Krankheit verfiel und er von einem Arzt hörte, er könne nicht ein halbes Jahr mehr leben, ſo fand er es fortan für überflüſſig, ſich noch länger um irgend etwas zu plagen. Fortan wollte er ſein Leben ganz in Einklang mit ſeinen Grundſätzen bringen, ſich durch nichts mehr geniren laſſen, ſich keine Laſten, keinen Zwang auflegen, ſo frei und unabhängig leben ganz nach ſeinem Belieben. So kam er nun dahin ſich zu aller Sitte und Mode und Etikette in Oppoſition zu ſetzen; er änderte und vereinfachte ſeine Kleidung, auf deren Feinheit und Sauberkeit er bis dahin viel gegeben hatte, verachtete alle geſellſchaftlichen Formen, Meinungen und Manieren, legte ſeine bisherige Scheu und Blödigkeit ab, nahm ein brüskes, rückſichtsloſes Benehmen an und warf mit Sarkasmen und herben Sentenzen um ſich her, mit denen er die kleinen witzelnden Bonmots bald zum Schweigen brachte. Auch dem Ruhme und dem Reichthum entſagte er und nahm ſeine Zuflucht wieder zum Notenabſchreiben. Die Geſellſchaft ſtaunte über den Wandel und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Die einen ſahen nichts als die Sucht aufzufallen, die anderen

Digitized by Google

hielten ihn für einen Sonderling oder gar für einen Narren, andere endlich für einen gefährlichen Böſewicht, weil er der damals allmächtigen Konvenienz opponirte.

Kaum hatte man ſich an dieſen Wandel gewöhnt, als das Urtheil der Akademie von Dijon erſchien. Rouſſeau's Schrift war gekrönt, und als ſie nun gedruckt war, hatte ſie den außerordentlichſten Erfolg. Ihr Verfaſſer war plötzlich der Löwe des Tages, von allen Seiten wurde er geſucht und geladen; über Nacht war er ein berühmter Mann in der Literatur vom erſten Range geworden. Hätte man von Anfang an die Tendenz der Schrift ſo klar durchſchaut, ſchwerlich würde man ſich zu ſolchem Beifall haben hinreißen laſſen, denn ſie war weſentlich eine Kriegserklärung gegen die moderne gebildete Geſellſchaft, ein Trutzbrief gegen die Geiſteskultur, der Aufſchrei einer moraliſchen Entrüſtung gegen die ſozialen Zuſtände. Man ließ ſich durch die Neuheit der Ideen verblüffen und durch die hinreißende Beredſamkeit beſtechen, durch die Wärme des Vortrags — denn in Rouſſeau's Schriften half das Herz dem Kopfe — durch die Energie des Ausdrucks und durch die zu Grunde liegende hohe und edle Geſinnung bezaubern und gewinnen. Als man zu ruhiger Beſinnung gekommen war, erkannte man freilich in der Sache ſeinen Irrthum, und es erſchienen nun eine Menge Gegenſchriften zur Vertheidigung der angeklagten Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung, aber ſie waren alle zu matt und konnten dem Erfolg der Schrift nicht mehr Eintrag thun. Brockerhoff meint, weil Rouſſeau in der Sache Recht habe, indem die Thatſache feſtſtehe, daß mit der allgemeineren Ausbreitung der geiſtigen Kultur die Zunahme der ſittlichen Korruption immer verbunden ſei. Allein dieſe Thatſache müſſen wir entſchieden in Abrede ſtellen. Zwar kann es zuweilen der Fall ſein, aber dann geſchieht es trotz der geiſtigen Kultur. Nehmen wir z. B. Frankreich, ſo begleitet den ungeheuren Aufſchwung des franzöſiſchen Geiſtes vom Anfang des 17. Jahrhunderts an eine entſchiedene und unleugbare Beſſerung der Sitten nach der entſetzlichen Verſunkenheit unter den letzten Valois in den religiöſen Kriegen, und als unter Ludwig XIV. die Literatur wieder ſinkt, und zwar ſehr tief ſinkt, nimmt auch in gleichem Maße das moraliſche Verderbniß der Geſellſchaft wieder zu und erreicht ſeinen Höhepunkt unter der Regentſchaft. Erſt von dieſer Zeit an nimmt die Literatur einen erneuerten Aufſchwung, aber weil es gegen die Gewalt geſchieht, gegen die Cenſur, die Baſtille, gegen Vincennes und Verbannung, kann ſie ihren heilſamen Einfluß nicht friedlich ausführen, ſondern führt zur gewaltſamen Kataſtrophe der Revolution. Wenn alſo eine Blüthe der geiſtigen Kultur mit Sittenkorruption zuſammentrifft, ſo ſind die Gründe für dieſe anderswo aufzuſuchen.

Dieſes literariſchen Erfolges ungeachtet, ſetzte Rouſſeau ſein Notenabſchreiben nach wie vor zu ſeinem Unterhalte fort. Er bedurfte einer ſolchen mechaniſchen Thätigkeit, die ihn zu gleichmäßiger Ruhe zwang; die tiefe Erregung ſeines Gemüthes, die Gluth ſeines Innern mußte ſich in dieſer Weiſe abkühlen, ſollte nicht die fieberhafte Anſtrengung ſeiner geiſtigen Arbeiten ihn aufzehren. Jedoch führte ihn der Verkehr mit ſeinem Landsmann Muſſard, der auf einem Landſitz bei Paris lebte und ein großer Freund der italieniſchen Muſik war, wieder einmal der

Digitized by Google

musikalischen Komposition zu. Im Sommer 1752 war er eine längere Zeit bei ihm zu Besuch und verfaßte während desselben eine Operette im italienischen Geschmack, Devin du village, ein einfaches, ländliches Stück, mit idealisirter idyllischer Färbung. Ebenso war die Musik gehalten, melodiös, liebenswürdig, reizend und anmuthig. Zuerst bei Hof aufgeführt, fand sie entschiedenen Beifall, und der König rief Rousseau zur Audienz und gedachte ihm eine Pension zu geben. Rousseau, in seinem Stolz und Unabhängigkeitsdrange, schlug beides aus, Audienz und Pension. Der Ertrag seines Notenkopirens genügte ihm, wenn auch Therese und ihre Mutter fortwährend darüber zankten. Im Theater aufgeführt, erntete die Oper noch größeren Beifall im Publikum. Der Erfolg war bedeutend, aber er eröffnete zugleich einen heftigen Kampf, den der italienischen Musik gegen den französischen dramatischen Styl, der bisher allein geherrscht hatte und der Stolz der Nation gewesen war. Die französischen Musiker erhoben sich einstimmig und heftig gegen Rousseau. Der Streit wurde entschiedener und allgemeiner, als noch in demselben Jahre 1752 eine Truppe italienischer Bouffons in Paris erschien und in der großen Oper ihre Vorstellungen gab. Obwohl es nichts weniger als bedeutende Kräfte waren, rissen doch ihre leichten anmuthigen Melodien, die leicht faßliche Harmonie Anfangs das ganze Publikum hin. Dann aber kam der Rückschlag; es regte sich der Nationalstolz, die heimischen Musiker begannen ihre Kabalen und Intriguen, und endlich blieb den Italienern, denen man sogar die Erlaubniß zu entziehen wußte, nur ein kleines Häuflein getreu, aber es waren die ersten Geister Frankreichs und mit ihnen die Nationalisirten, Grimm und Rousseau. Grimm geißelte in einer Broschüre „Der kleine Prophet von Böhmisch-Broda" die französische Musik mit leichtem, neckischem Spott, während Rousseau in seinem „Briefe über die französische Musik" das grobe Geschütz herbeiführte und sie einer völlig vernichtenden Kritik unterzog. Das Schriftchen erregte böses Blut und bittere Feindschaft. Die Mitglieder der französischen Oper drohten Rousseau, der nicht geringen Muth bewies, mit Stockschlägen und Dolchstichen und hätten ihn gern aus der Welt geschafft, und die französische Nation fühlte sich in ihrem Stolz empfindlich verletzt und grollte dem „Barbaren aus dem Allobrogerlande".

Die erregten Feindschaften wirkten zurück auf Rousseau's Gemüth, er wurde ernster, schroffer und verbitterter und äußerte seine wegwerfenden Urtheile über Ansichten und Sitten der Gesellschaft, in welcher er lebte, rücksichtslos zu jeder Zeit. Er war unzufrieden mit ihr, brach den Stab über sie und konnte doch sie und ihren Verkehr nicht entbehren. Er geberdete sich selbst als ein Fremdling und stellte sich außerhalb der Welt, und doch verlangte er Liebe von ihr und wunderte sich, daß sie ihm dieselbe versagte und ihm nur Achtung bot. Er hatte ja nur ihr Wohl im Auge, er wollte das persönliche Leben der Individuen bessern, das menschliche Leben auf eine neue naturalistisch-ethische Basis stellen. Aber die Welt wollte nicht gebessert sein, und namentlich nicht in dieser Weise, die einem Selbstmord gleichkam. Rousseau suchte den Umgang mit den ersten tonangebenden Geistern; er war ihm nothwendig: aber das persönliche Treiben dieser Leute, das

Digitized by Google

von Kabalen, Klatschereien, Gehässigkeiten und Intriguen angefüllt war, ekelte ihn an. So erkaltete das Verhältniß zu seinen Freunden; mit Baron Holbach brach er ganz. Am liebsten war er noch im Salon der ehemaligen Schauspielerin Mademoiselle Quinault, wo man sich, ohne Ansprüche zu machen, ungenirter Lustigkeit überließ. Dazu plagte ihn ein altes körperliches Uebel, das ihm oft den Genuß der Geselligkeit verleidete. So entfremdete er sich mehr und mehr den Menschen, welche ein solches Betragen für Stolz und Ueberhebung ansahen, Motive, die auch gewiß mit im Spiele waren.

In dieser Stimmung und Verstimmung traf ihn eine neue Preisaufgabe, welche die Akademie von Dijon stellte (1753), die, nach dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen. Man darf sich billig darüber wundern, wie die Akademie in damaliger Zeit den Muth zu dieser Frage fand, deren Tragweite ihr selbst vielleicht augenblicklich verborgen war; mehr Muth aber würde sie noch bewiesen haben, wenn sie es gewagt hätte, die Beantwortung Rousseau's zu krönen. Aber er selbst erwartete es auch gar nicht. Dessenungeachtet sandte er seine Schrift ein, zu welcher er die Studien in der Waldeinsamkeit von St. Germain gemacht hatte. Hier hatte er sich den „natürlichen Menschen" ausgesonnen, auf welchem sich sein ganzes soziales System aufbaut.

Nach Vollendung der Schrift benützte er eine gute Gelegenheit, mit einem Freunde de Gauffecourt eine Reise in die Heimat zu machen, um seine Vaterstadt und die Stätten seiner Jugend wiederzusehen, oder richtiger wohl, denn die patriotische Sentimentalität lag ihm fern, um in Genf für künftigen bleibenden Aufenthalt Verbindungen anzuknüpfen; Paris hatte er satt. Nebenbei gedachte er auch seine neue Schrift nach ihrer Publizirung der Regierung der Republik zu widmen, und er wollte unter der Hand dazu um die Erlaubniß nachsuchen. Nachdem er sich unterwegs von Gauffecourt, der sich als ein sehr falscher Freund bewiesen und sogar seiner und Theresens Ehre nachgestellt, getrennt hatte, machte er einen Abstecher zur Frau von Warens, die er im tiefsten Elend antraf. Der Schmerz scheint ihm nicht tief gegangen zu sein, denn man sieht nicht, daß der berühmte Mann, der wohl Freunde hätte für sie interessiren können, etwas anderes für sie hatte, als tröstliche Worte. In Genf wurde er allerseits freudig empfangen, denn sein Name hatte bereits soviel Aufsehen gemacht, daß die Republik ihn mit Stolz den Ihren nennen konnte. Aber es mischte sich doch etwas Wermuth in diesen Freudenbecher. Die Republik war trotz modischer Freisinnigkeit doch gut reformirt, und er war ein Abtrünniger. Er trug den Namen eines Katholiken, wenn sein Katholizismus auch nicht über den Namen hinaus ging. Allein diesen Skrupel für die Verehrung seiner Mitbürger wußte Rousseau äußerst leicht zu beseitigen. Hatte es ihm als Knaben wenig Schwierigkeiten gekostet, dem Bekenntniß seiner Väter zu entsagen, so kostete es ihm jetzt noch weniger oder gar keine, zum Kalvinismus zurückzukehren. Er zog den Handschuh, der ihm bis dahin weit und bequem genug gesessen, wieder aus und den alten ursprünglichen wieder an. Es bedurfte nur ein wenig Katechisation; er legte ein einfaches Bekenntniß ab und damit war ohne Ceremonie alles geschehen.

Digitized by Google

Fortan lebte er mit seinen wiedergewonnenen Mitbürgern die Zeit seines Aufenthaltes in süßem Einvernehmen, genoß die ersten Geister, welche Genf damals hatte, ließ sich fetiren, machte reizende Ausflüge auf den See und in das wundervolle Land, und als im Oktober die Zeit des Scheidens gekommen, hatte er die feste Absicht, im nächsten Frühling für immer nach Genf zurückzukehren.

Wie er erwartet hatte, erhielt seine Schrift von der Akademie keinen Preis. Er ließ sie nun 1755 in Amsterdam drucken, welchen Ort die französische Censur zum Hauptort des französischen Bücherdruckes und Buchhandels gemacht hatte. Von der gedruckten Schrift hatte er freilich großen Erfolg sich versprochen, aber auch gedruckt ging sie, ohne viel Aufsehen zu machen, vorüber. „Sie fand wenige Leser", sagte Rousseau selbst, „die sie verstanden, und diese wenigen hielten es für angemessen zu schweigen." Um so größer und bedeutungsvoller war dann aber die Wirkung, welche sie auf die Folgezeit ausübte.

Der augenblickliche Mißerfolg lag gewiß vorzüglich an der Form. Das Thema war zu abstrakt und die Erörterung zu gründlich. Zwar fehlte nicht dieses Zusammenwirken des Kopfes und des Herzens, welches Rousseau eigenthümlich ist, und daher auch nicht die erwärmende Beredsamkeit, aber sie war nicht so gleichmäßig über das Ganze ausgegossen wie in der ersten Schrift. Dazu störten viele polemische und kritische Episoden den Zusammenhang und zahlreiche Anmerkungen erschwerten die Lektüre. Dann hatte auch das Nachtgemälde, welches er von der Gesellschaft entwarf, eine gar zu düstere Färbung; man sah seine Verstimmung, seinen Zwiespalt mit sich und der Welt hindurchscheinen. Endlich war das Schlußresultat ein völlig trostloses, vernichtendes; alle Hoffnung auf Besserwerden war absolut abgeschnitten. Aus der Natur des Menschen, so ist seine Ansicht, ergibt sich, daß „die Ungleichheit, welche im Naturzustande so gut wie gar nicht vorhanden ist, durch die Entwicklung der menschlichen Anlagen und den Fortschritt der geistigen Bildung Leben und Wachsthum gewinnt, mit der Gründung des Eigenthums aber festen und rechtlichen Bestand erhält". Alle bisherige Entwicklung ist somit nur ein stetiger Fortschritt zum Schlimmeren. „Der soziale Mensch, schon in seiner äußeren Erscheinung trügerisch und frivol, hat nur Ehrgefühl ohne Tugend, Verstand ohne Weisheit, Vergnügen ohne Glück." Weil er der soziale Mensch, der Mensch der Kultur ist, steht er unter der Herrschaft des Scheines und der Lüge. Steht es also arg um die Gegenwart, so ist die Aussicht in die Zukunft noch schlimmer, da ja die Entwicklung fortschreitet. Es gibt nur *ein* Mittel, das ist Rückkehr in die Vergangenheit, Rückkehr zum Urzustande, zum natürlichen Menschen. Dieser natürliche Mensch aber, wie Rousseau ihn mit Liebe schildert, ohne alle Leidenschaften und Begierden außer denen der Nahrung, des Schlafes und der Fortpflanzung, ohne den Trieb der Geselligkeit, freilich auch ohne Ehrgeiz und Egoismus, der für sich allein friedlich lebt nur als Individuum, nicht in Familie, dieser natürliche Mensch ist aber, bei Licht besehen, durchaus nichts weiter als das Thier, und Voltaire trifft das Rechte in seiner kaustischen Weise ausgezeichnet, wenn er darüber an Rousseau schreibt: „Nie ist so viel Geist aufgewendet worden, um uns zu Bestien zu machen; man

Digitized by Google

bekommt ordentlich Luft auf allen Vieren zu gehen, wenn man Ihr Werk liest." Von diesem Zustande ist absolut kein Fortschritt möglich und so wenig als Hund und Elephant unseres Wissens es zu einer Sprache und Literatur gebracht haben, so wenig konnte der Rousseau'sche Urmensch es dahin bringen. Die Mangelhaftigkeit dieses Fundaments bringt das ganze so scharfsinnige, konsequente und sonst verführerisch überzeugende System ins Wanken.

Aber weder der augenblickliche Mangel an Erfolg, noch die Schwäche des Unterbaues hat die nachfolgenden Männer der Revolution abgehalten aus dieser Schrift den eigentlichen revolutionären Geist zu saugen; sie haben ihr die Schlagwörter entnommen, wie denn Rousseau als der Vater und Apostel der Egalité zu betrachten ist, und ebenso haben sie aus ihr die rücksichtslose Energie in Durchführung der Konsequenzen gelernt. So kann die Schrift in gewissem Sinne als der direkte Ausgangspunkt der Revolution betrachtet werden, wenn auch Rousseau weit davon entfernt war, diese Folge zu ahnen oder herbeiführen zu wollen.

Wir haben bereits erwähnt, daß Rousseau mit seinem Aufenthalt in Genf den Zweck verbunden habe, die Regierung der Republik zur Annahme der Dedikation zu bewegen. Allein dieser Zweck gelang nicht; die Herren scheinen eine Ahnung von der Tendenz des Inhaltes gehabt zu haben und fürchteten, daß ihnen daraus Verwicklungen mit dem mächtigen Nachbar Frankreich hervorgehen möchten. Dessenungeachtet wagte es Rousseau dennoch, als die Schrift erschien, sie auch ohne Erlaubniß mit einer ausführlichen Vorrede seiner Vaterstadt zu widmen. In dieser Vorrede hatte er freilich ihr und ihrem Staatsleben und ihrer Verfassung, die für ihn unter den vorhandenen und möglichen Staatsformen als das Muster galt, ein so ausgezeichnetes, rühmliches Denkmal gesetzt, daß nun auch die Regierung von Genf nicht umhin konnte, die Dedikation offiziell anzunehmen. Rousseau hatte freilich mehr erwartet. Man bot ihm zwar eine Sinecure an der Bibliothek, aber von der Gnade wollte er nicht leben; er hatte auf eine vorragende und einflußreiche Stellung gerechnet. Schon das verstimmte ihn gegen Genf und machte ihn in seinem Entschluß, dorthin zu übersiedeln, schwankend. Dazu kam, daß eben zu dieser Zeit (1755) Voltaire sich in der Nähe Genfs niederließ und mit dem Zauber seines Ruhmes und seiner Persönlichkeit die ganze geistige Welt der kleinen Republik in seine Kreise bannte. So hätte Rousseau, der selber der erste sein wollte, einen Rivalen gefunden, neben dem er nur die zweite Rolle spielen konnte. Genf war ihm durch diesen Gedanken gründlich verleidet.

Indeß war ihm Paris einmal unerträglich geworden, ohne daß er es jedoch vermocht hätte, die Netze dieser Zauberstadt mit kühner Hand zu zerreißen und ihr gänzlich zu entfliehen. Da fand sich eine gute Gelegenheit, ihr selber und ihrem Treiben sich zu entziehen und doch gewissermaßen in ihrem Dunstkreis zu leben. Seine Freundin Madame d'Epinay, deren Salon er zu besuchen gewohnt war, besaß in der Nähe von Paris ein Landschloß la Chevrette, wo sie den Sommer zuzubringen pflegte. Hier besuchte sie wohl Rousseau und sah einst bei solcher Gelegenheit am äußersten Ende des Parkes in reizender Einsamkeit am Wasser

Digitized by Google

gelegen ein verfallenes Häuschen. „Das wäre ein Asyl für mich", meinte er. Madame d'Epinay ließ sich das nicht zweimal sagen, und als Rousseau einmal wiederkehrte, fand er zur Ueberraschung an der Stelle des alten ein neues, hübsches und bequem eingerichtetes Häuschen. „Das, mein Bär", sagte Madame d'Epinay, „ist Ihr Asyl, welches Sie selbst ausgewählt haben, die Freundschaft bietet es Ihnen an" Allein der Bär war nicht so leicht gefangen; auch in den Rosenketten der Freundschaft sah er bei seiner mißtrauischen Selbstsucht nur die Schlingen für seine Unabhängigkeit, und Madame d'Epinay mußte noch manchen vergeblichen Angriff auf sein Herz machen, den er oft derb genug abschlug. Endlich ging er doch darauf ein. An einem schönen Frühlingsmorgen (1756) packte er mit Therese und ihrer Mutter auf — viel bedurfte es nicht, denn die Freundin hatte für die ganze Ausstattung gesorgt. Die Erde duftete vom nahen Frühling, Veilchen und Primeln blühten bereits, das junge Gras keimte hervor und in der Nacht schlug der erste Gesang der Nachtigall an sein Ohr. Das waren die Eindrücke, welche ihn in der „Eremitage" empfingen. Bewältigt von ihnen, glaubte er, ein neuer Lebensfrühling sei für ihn angebrochen.

Das Erziehungs- und Unterrichtswesen auf der Londoner Weltausstellung.

II.

Frankreich.

Bei dem Umstande, daß das Unterrichtswesen in Frankreich von der Kleinkinderbewahranstalt bis hinauf zur Hochschule einen bis ins kleinste Detail organisirten Mechanismus bildet, dessen bewegende und leitende Kraft im Unterrichtsministerium zu Paris ihren Sitz hat, wird es leicht erklärlich, daß in der 29. Klasse die k. französische Regierung so zu sagen ausschließlich als Aussteller aufgetreten ist. Die französische Regierung hatte sich übrigens in der 29. Klasse nur auf die Elementar- und einige Spezialschulen beschränkt; doch war die Ausstellungskommission sichtlich bemüht, die repräsentirten Erziehungs- und Lehranstalten durch ein geschmackvolles Arrangement in ein möglich günstiges Licht zu stellen.

Die französische Unterrichts-Abtheilung war in zwei kleinen Höfen der südwestlichen Galerie untergebracht, wovon der eine vorwiegend Lehrmittel, der zweite die Unterrichtserfolge enthielt. An Spielzeugen und Lehrmitteln bot dieselbe bei weitem nicht die Mannigfaltigkeit dar, welche im englischen Hofe zu finden war. In die Augen fielen Apparate für die Gymnastik; durch die Exposition eines sehr großen, schön gearbeiteten Modelles einer Mädchen-Turnschule suchte die kaiserliche Kommission auf das eklatanteste nachzuweisen, wie sorgfältig die körperlichen Uebungen in den

Digitized by Google

französischen Schulen gepflegt werden. Es waren nicht nur die verschiedenen Turnwerkzeuge im Kleinen nachgebildet, sondern auch die Uebungen mittelst Puppen anschaulich gemacht. Es dürfte nicht überflüssig sein zu bemerken, daß die Gymnastik erst neuerlich in den Unterrichtsplan der französischen Volksschulen aufgenommen worden ist und daß schon in den Kleinkinderbewahranstalten (salles d'asiles), welche für zwei- bis siebenjährige Kinder durch ein neues Dekret organisirt worden und nunmehr unter die besondere Protektion der Kaiserin gestellt sind, der Unterricht regelmäßig durch körperliche Uebung unterbrochen wird. Die Aufnahme der Gymnastik in das System der Volkserziehung war übrigens für Frankreich ebenso nothwendig als anderen Orts. Der französische Rechenschaftsbericht über die Rekrutirung von 1859 lehrt, daß von 267.333 zwanzigjährigen Leuten, welche inspizirt wurden, 80.320 wegen körperlicher Fehler für untauglich erklärt werden mußten, von welchen 22.200 eine für den Dienst zu schwache Konstitution, 16.501 nicht das vorgeschriebene Maß (1 Meter 56 Centimeter) hatten, während der Rest wegen verschiedener Gebrechen ungeeignet war.

Unter den Lehrmitteln sind zunächst hervorzuheben die in zehn Heften bei Hachette und Komp. erschienenen Wandtafeln, welche auf die heilige Geschichte, auf die wichtigsten Thiere und Pflanzen, auf Künste und Gewerbe, auf die Eisen-, Glas-, und Nadelfabrikation u. s. w. Bezug haben. Einige Hefte dieser Tafeln sind vom Ministerium des öffentlichen Unterrichtes für den Gebrauch in den salles d'asiles empfohlen, für welche das ganze Werk eben bestimmt ist. An diese reihen sich die schönen Wandtafeln von Achille Comté für das Studium der Physik und der Naturgeschichte, welche für Lyceen bestimmt und von Charpentier in Nantes verlegt sind. Für den Gesangsunterricht in Klassen waren Wandtafeln von Aimé und ein Harmonium von Alexander in Paris ausgestellt. In den französischen Elementarschulen ist ein besonderer Unterricht über das metrische Maß- und Gewichtssystem vorgeschrieben; hierbei werden theils große Wandtafeln, theils das „Necessaire metrique" von dem Elementar-Schulinspektor Carpentier Delaporte benützt. Beide Lehrmittel verdienten mit vollstem Rechte in unseren Schulen eingeführt zu werden, insbesondere aber das letztere, weil dasselbe alles, was auf Maß und Gewicht Bezug hat, im Modell enthält. Ein vom Instituts-Inhaber Lallement eingesendeter Apparat, welcher zur Erleichterung des Unterrichtes im Lesen und Rechnen bestimmt ist, verdient die Anerkennung, welche er von mehreren maßgebenden Seiten gefunden hat. Unter den geographischen Lehrmitteln zeichneten sich neben einigen Globen und Planetarien die Reliefkarten von Bardin in Paris vor allem aus; dieselben gehörten zu dem ausgezeichnetsten, was die Ausstellung in dieser Richtung geboten hat. Die landwirthschaftliche Schule der christlichen Schulbrüder zu Beauvais hatte verschiedene naturgeschichtliche Lehrbehelfe eingesendet, von denen namentlich eine sehr instruktiv zusammengestellte Sammlung der im Land- und Forstbau schädlich wirkenden Insekten hervorgehoben werden muß. Der Werth dieser Sammlung wurde noch dadurch erhöht, daß mit ihr eine Kollektion der Vögel, welchen jene Insekten zur Nahrung dienen, und der Eier derselben verbunden war. Hier wäre auch noch die Agrikulturschule zu

Digitized by Google

Paillerols anzuführen, welche in der 3. Klasse durch eine sehr lehrreiche Sammlung der verschiedensten Naturprodukte wie Seide, Flachs, Körner- und Baumfrüchte, Kork u. dgl., ferner durch schöne Abbildungen der verschiedenen Nutzthierracen, der Nutzpflanzen und der im Lande gebräuchlichen Ackergeräthe repräsentirt war. Ebenso wären hier einzubeziehen: Die Kollektion der Haupttypen der Säugethiere und Vögel Frankreichs, welche von dem Pariser naturhistorischen Museum, die geologische Sammlung der Bodenarten des Ackerlandes und des Untergrundes der drei Kulturregionen Frankreichs, welche von der Pariser Firma Éloffe und Komp. in der dritten Klasse ausgestellt waren. In der ersten Klasse befand sich eine Sammlung der Mineralien des Departements Gard, deren Aussteller die Bergbauschule zu Alais war.

Bei der Sorgfalt, welche in Frankreich dem Zeichenunterricht zugewendet wird, mußte es überraschen, daß für diesen Zweig so gut wie gar keine Lehrmittel vorlagen; es fand sich nur ein, wenngleich recht schönes Vorlagewerk von E. Gaucherel, welches das Bau- und Maschinenzeichnen mit besonderer Berücksichtigung der Tuschmanier betraf und als eine Anwendung der Photographie auf den Zeichenunterricht aufgeführt war. Die französische Schulbücher- und Unterrichts-Literatur hatte in den Verlagsartikeln der Pariser Buchdrucker Delalain und Dupont zahlreiche und tüchtige Repräsentanten gefunden, jene Aussteller abgerechnet, welche, wie Mallet-Bachelier, Morel und Komp. und die Gebrüder Armengaud, nur in der 28. Klasse sich betheiligt hatten.

In den französischen öffentlichen Schulen dürfen nur die vom Ministerium approbirten Bücher verwendet werden. Durch ein Dekret vom 26. Dezember 1855 wurde nemlich eine besondere Kommission für die Prüfung der „klassischen Bücher" eingesetzt; durch dieses Dekret, sowie durch ein Cirkular vom 15. Februar 1859, ist zugleich bestimmt worden, daß jeder Autor oder Verleger, welcher seine Werke in den öffentlichen Schulen eingeführt wissen möchte, drei Exemplare beim Kultus- und Unterrichtsministerium mit einem von ihm unterzeichneten Bittgesuch einreichen müsse. Es werden nur gedruckte Werke der Beurtheilung unterzogen. Von den autorisirten Büchern dürften wohl nur wenige in der Ausstellung gefehlt haben. Hier muß auch jener Bücher gedacht werden, welche für die Schul- und Gemeinde-Bibliotheken bestimmt sind. Der Unterrichtsminister Rouland hat in einem vom 25. Juli 1861 datirten Berichte an den Kaiser die Einführung solcher Büchersammlungen angeregt und dabei die Herausgabe einer Volksbibliothek „Bibliothèque des campagnes" genannt, veranlaßt, welche speziell den Lehrern gewidmet ist. Der Zweck dieser Bibliothek ist „unter dem Landvolke die wesentlichsten Kenntnisse der Geographie, der Geschichte, des praktischen Ackerbaues und der Gesundheitslehre zu verbreiten, die Tagesbegebenheiten des Landes wahrheitsgetreu zu veröffentlichen und die Ergebenheit und die Dienste für die kaiserliche Dynastie in Frankreich volksthümlich zu machen". Der Minister forderte zur Herbeischaffung der hiezu nöthigen Bücher eine Summe von 50.000 Fr., die ihm auch bewilligt worden sein müssen, da bereits mehrere der Werke erschienen sind. Die erste Serie ward eröffnet

Digitized by Google

mit dem Buche „Die Siege des Kaiserreiches", in welchem die Feldzüge in Italien, Aegypten, Oesterreich, Rußland, Frankreich, in der Krimm u. s. w. mit „skrupulöser Genauigkeit", wie es in der Ankündigung heißt, durch M. Eugène Loudun geschildert werden. Außerdem wurden bereits veröffentlicht: ein historisch-geographisches Lexikon von Ch. Louandre; Erinnerungen an das erste Kaiserreich von M. Kermoysan; Unterhaltungen über die Gesundheitslehre von Dr. Descieux; ein Wörterbuch der Naturwissenschaften von Ch. Louandre; die moderne Industrie mit einer Studie über die Industrie-Ausstellungen von L. Fortoul; die Väter der Kirche (approbirt vom Kardinal-Erzbischof in Paris) von Eugène Loudun; Kurs der praktischen Landwirthschaft, publizirt unter der Leitung von M. Isabeau (4 Bände); die Botanik im Dorfe von Henry Berthoud. Dieser Serie soll unverzüglich eine Reihe von Werken über angewandte Naturwissenschaft und Technologie nachfolgen. Hieher ist wohl auch das in demselben Verlage, bei Paul Dupont, erscheinende „Journal des instituteurs" zu zählen, welches eine politische Wochenrevue, Neuigkeiten aus Paris und den Departements und aus der Fremde, eine Journalschau, offizielle Aktenstücke, Berichte über die Administration des öffentlichen Unterrichts, über Einrichtungen für die öffentliche Wohlfahrt, über den Ackerbau-Unterricht in den Primär- und Normalschulen, Methodisches u. s. w enthält. Diese Mittheilungen zeigen zur Genüge, wie sehr das französische Gouvernement in alle Sphären des bürgerlichen Lebens einzugreifen sucht.

Was die Schülerarbeiten anbelangt, lagen in dem französischen Unterrichtshofe nur Schülererfolge im Zeichnen und Modelliren, Handarbeiten aus Mädchenschulen, aus Taubstummen- und Blindeninstituten vor. Nach allen diesen Richtungen war die Exposition sehr interessant nicht nur für den Schulmann, sondern auch für den Geschäftsmann, weil in derselben zum Theil der Schlüssel zur Erklärung der Thatsache lag, daß Frankreich in den meisten Zweigen des Gewerbes, wo es auf schöne Formen und auf geschmackvolle Zusammenstellungen der Farben ankommt, noch immer tonangebend bleibt. Die Zeichnungen und Gypsarbeiten der gewerblichen Zeichenschulen in Paris und der kaiserlichen Gewerbeschulen von Chalons, Angers und Aix ließen, was die Wahl der Objekte und die Art der Ausführung betrifft, kaum etwas zu wünschen übrig. Die Arbeiten der Kommunal-Zeichenschulen rührten von Ciselirern, Metallarbeitern, Seinmetzen, Dekorationsmalern, industriellen Zeichnern u. s. w. her, deren Alter zumeist zwischen 18 und 23 Jahren schwankte. Besonders ragten die Unterrichtserfolge der Munizipal-Zeichenschulen hervor, welche unter der Leitung von Turgot, Lequien und Aumont stehen, und in welchen das Figurale mit derselben Aufmerksamkeit wie das Ornament gepflegt wird. Zur Nachahmung für unsere Großgemeinden sei hier angeführt, daß in Paris über 30 Schulen für gewerbliches Zeichnen bestehen, welche von Privaten geleitet, von der Kummune aber durch Geld, vom Staate durch Ueberlassung von Gypsmodellen jährlich subventionirt werden. An diesen Schulen wird Lehrlingen und Gesellen Abends von 7 bis 10 Uhr Unterricht ertheilt, was durch sehr zweckmäßige Beleuchtungsvorrichtungen ermöglicht wird. Es wird ein monatliches Schulgeld von 3 Fr. entrichtet; für ganz

Digitized by Google

mittellose Schüler bestehen Stipendien, welche von der Gemeinde verliehen werden. Die Gewerbeschulen zu Châlons, Angers und Aix hatten ausgezeichnete Leistungen im geometrischen und Maschinenzeichnen aufzuweisen. Diese Schulen sind von der Regierung zur Heranbildung von tüchtigen Arbeitern für die Arsenale und Fabriken gegründet worden, und sind auf je 300 Schüler berechnet. Der Kurs ist dreijährig, der Unterricht ein theils theoretischer theils praktischer; für den letzteren ist durch Werkstätten gesorgt. Drei Viertheile der Schüler sind Stipendisten, für welche die Unterhaltungskosten entweder ganz oder theilweise von der Regierung getragen werden; die übrigen Schüler sind Pensionäre, welche in drei Raten jährlich 500 Fr. im vorhinein zu zahlen haben. Die Schüler müssen, um aufgenommen zu werden, mindestens 15 Jahre und dürfen nicht über 17 Jahre alt sein und haben den Besitz der elementaren Volksschulkenntnisse und der Elemente des Zeichnens durch eine Prüfung nachzuweisen; auch müssen sie bereits mindestens ein Jahr als Lehrlinge in einem Gewerbe beschäftigt gewesen sein. — Die Unterweisung im Nähen, Stricken u. s. w. ist durch das Unterrichtsstatut für die niederen Mädchenschulen vorgeschrieben, die von solchen Schulen ausgestellten Handarbeiten konnten immerhin befriedigen, da sie von zehn bis zwölfjährigen Mädchen verfertigt waren. Lebhaftere Anerkennung aber mußte den Arbeiten in Holz und Bein, den Leistungen im Nähen, Häckeln und Sticken u. dgl. gezollt werden, welche von dem kaiserlichen Taubstummen- und Blindeninstitut ausgestellt waren. Speziell hervorgehoben zu werden verdienen die Kirchenparamente, deren Aussteller das Taubstummeninstitut zu Bordeaux war.

Von Schulräumlichkeiten bot die französische Abtheilung wenig; es lagen nur die Pläne einiger Pariser Elementar- und gewerblichen Zeichenschulen auf, aus denen man ersehen konnte, daß auch in Paris die Klassen überfüllt sind. Den Plänen waren auch Risse von Schuleinrichtungsstücken beigegeben, von welchen die in den Zeichenschulen benützten Beleuchtungsvorrichtungen als sehr beachtenswerth erschienen. Die École normale primaire zu Chartres hatte in einem Album die Pläne, die innere Einrichtung dieser Lehrerbildungsschule bis ins Detail durch Zeichnungen dargestellt; nach den Darstellungen zu schließen ist dieselbe sehr luxuriös eingerichtet. Die Primär-Normalschulen wurden durch Dekrete von 1851, 1854 und 1855 reorganisirt. Der Unterricht erstreckt sich in einem dreijährigen Kursus auf die Kenntnisse, wie sie eine gehobene Volksschule bietet; außerdem können auch gelehrt werden die angewandte Arithmetik, die Elemente der Geographie und Geschichte, der Physik und Naturgeschichte, die Elemente des Ackerbaues und der Gesundheitslehre, Feldmessen, lineares Zeichnen. Bemerkenswerth ist, daß in jedem Jahre durch den akademischen Senat die Bücher bestimmt werden, welche den Eleven überlassen werden dürfen.

Digitized by Google

Das Reffel-Monument.

Der Teutophobie der italienischen Patrioten von Triest verdankt Wien das Reffel-Monument. Wenn das Komité, welches die Errichtung des Monumentes beschlossen hat, nach der Weigerung der Triestiner, dem Manne, der in ihren Mauern gewirkt und geschaffen hat, eine Ehrenstätte zu gönnen, den Entschluß gefaßt hat, das Denkmal in der Nähe der Schule aufzustellen, in welcher Reffel gebildet wurde, so war dieser Entschluß vollkommen berechtigt.

Die Bedeutung des Monumentes ist bei der Zufälligkeit seiner Oertlichkeit für Wien vorzugsweise eine soziale. Es ist das erste Monument, welches innerhalb der Mauern der Stadt einem Bürger gesetzt wird, und es ist charakteristisch, daß dieser Bürger ein Mechaniker ist. Die österreichische Geschichte weist allerdings viele Männer auf, welche ohne Frage eher verdient hätten, durch Monumente geehrt zu werden als Reffel; aber in früheren Zeiten herrschten in dieser Beziehung die mannigfachsten Vorurtheile; man hielt die Monumente für ein Vorrecht höherer Klassen und scheute sich, die Erinnerung an bürgerliche Tugenden an bleibende Denkmale der Erinnerung zu knüpfen. Hätte man das, was man dem Gelehrten-, Künstler- und Bürgerstande verwehrt hat, den Feldherren, Staatsmännern und Kirchenfürsten zu Gute kommen lassen, so würden wenigstens jene Männer verherrlicht worden sein, welche an dem Aufbau des Staates thätigen Antheil genommen haben. Aber die Scheu, um nicht zu sagen, das Mißtrauen gegen Monumente, erstreckte sich auf alle Stände des Lebens, und die Residenz des ältesten Dynastengeschlechtes von Europa ist so arm an Monumenten, wie keine zweite Stadt auf dem Kontinente. Fast durch ein halbes Jahrhundert stand das Gußhaus und Atelier Zauners leer, in welchem die Reiterstatue des unvergeßlichen Joseph II. gearbeitet und vollendet wurde. Dem Kaiser Franz Joseph gebührt das Verdienst, jene Kunstrichtung belebt zu haben, die einzig und allein berufen ist, die Erinnerung an hervorragende Männer an dauerndere Denkmäler zu fesseln, als es das Wort des Geschichtschreibers, das Vielen unzugängliche gedruckte Buch, ist. Das Beispiel des Kaisers ist nicht ohne Erfolg geblieben. Aus dem Gußhause Fernkorns allein sind seit zehn Jahren mehr Monumente hervorgegangen, als in den letzten fünfzig Jahren in der österreichischen Monarchie gemacht wurden.

Gewiß gibt es keinen größeren Hebel zur Förderung der monumentalen Plastik, als das Beispiel von oben. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß dieses allein nicht ausreicht, wenn im Volke selbst nicht ein gewöhnliches Interesse für Kunst und Geschichte rege geworden ist. Irren wir nicht, so steht der Belebung des lange vernachlässigten Zweiges der Plastik in Oesterreich eine reiche Zukunft bevor; der Politik des Mißtrauens gegen Talente folgt naturgemäß die der Anerkennung und gerechten Würdigung derselben. Die Vorbereitungen, welche getroffen werden, Franz Schubert ein Moment zu errichten, die Erinnerung an Beethoven und Mozart zu beleben, die Anläufe, welche genommen werden, die Elisabethbrücke mit historischen

Digitized by Google

Persönlichkeiten zu schmücken, sind Symptome einer Zeitrichtung, die sich selbst über ihre besseren Aufgaben klar zu werden beginnt. Bei allen diesen Bestrebungen aber darf man nicht blos darauf sein Augenmerk richten, daß überhaupt etwas gemacht werde, sondern darauf, daß es gut gemacht werde. Und wir gestehen, gegen nichts eine so große Abneigung zu haben, als gegen die Schablone, in welche man in Frankreich, Belgien und Deutschland jene Figuren hineinzwängt, für die man das kostbarste Material verwendet.

Die Zahl der französischen Statuen ist eine nicht geringe, in denen falsches Pathos und eine gesuchte theatralische Attitude vorwaltet. Die französische Nation liebt den Effekt, besonders den dramatischen, und es gibt dort Bildhauer, welche glauben diesem Zug der Nation dadurch gerecht zu werden, daß sie einen Moment, der vergänglich ist, an eine Kunstform knüpfen, die ihrer Natur nach unvergänglich sein soll. Diesseits und jenseits der Schelde ist man weniger dramatisch erregbar als an den Ufern der Seine; denn dort ist man, um in der Sprache der unklaren Mode-Aesthetiker unseres Jahrhunderts zu sprechen, seiner Kunstrichtung nach vorwiegend realistisch. In Folge dieses sogenannten realistischen Zuges dieser Kunst ist man bei Monumenten oft in Zweifel, ob dasselbe dem Manne gilt oder seinen Stiefeln und seinem Federhut; denn bei dieser Sorte von Monumenten ist es gewiß, daß der Rock alles bedeutet und der Mensch gar nichts. Unsere deutschen Monumente leiden nicht an realistischer Ueberschwänglichkeit oder theatralischer Empfindsamkeit, sondern gewöhnlich an Langweile; einige wenige tragen auch die Spuren des falschen Pathos der Stylisten an sich. Wer in der letzten Zeit über den Promenadeplatz in München gegangen ist und die Statuen gesehen hat, die dort in Reih und Glied aufgestellt sind, der wird empfunden haben, daß unter allen Wirkungen, welche Kunstwerke ausüben, die der Langweile gewiß die unangenehmste ist. Wohl gibt es keine schwierigere Aufgabe als die des Individualisirens in der Plastik. Wer da weiß, wie schwer es ist, sich in die Eigenthümlichkeiten einer Persönlichkeit zu vertiefen und das Bild in der Phantasie so zu vollenden, daß die lebendige Erscheinung der Persönlichkeit in Erz oder Marmor wieder hervortritt, der wird wissen, daß die höchsten Aufgaben der Kunst an einem Standbilde zur Lösung kommen, und daß, wenn in der neueren Zeit irgendwo, bei einigen Werken deutscher Kunst diese Aufgabe gelöst wurde. Und dieses große Ziel müssen wir immer vor Augen haben. Gerade in Oesterreich, wo man am Anfang einer großen Geistesbewegung steht, darf man bei halben Resultaten nicht stehen bleiben, mit ersten Anfängen sich nicht befriedigen. Der österreichische Nationalcharakter neigt sich viel zu sehr zum Gehenlassen und hat wenig von der englischen Ausdauer und Zähigkeit an sich; um so nothwendiger ist es, daß er sich darüber klar werde, daß nicht blos das Erkennen der Zielpunkte und die Wahl der Mittel, sondern in der Kunst speziell auch Beharrlichkeit und Ausdauer zum endlichen Ziele führen.

R. v. E.

Digitized by Google

Friedrich Gauermanns Nachlaß.

Im Laufe weniger Wochen kommt Friedrich Gauermanns Nachlaß zur öffentlichen Versteigerung. Die Kunstfreunde und Künstler werden dabei Gelegenheit haben, von dem reichen Schatze Kenntniß zu nehmen, den Gauermann in seine Portefeuilles verschloß, und von dem bisher nur ein kleiner Kreis von Freunden genauere Einsicht hatte. Kein Künstler liebt es, daß man ihm in die Werkstätte seines Geistes, denn dies sind seine Studien und Skizzenbücher, hineinblickt, und Gauermann vollends, der sich gerne von der Außenwelt abschloß und seinen Studien mit seltener Hingebung lebte, war nicht der Mann, um mit den Vorbereitungen zu seinen Werken zu prunken oder gar damit Geschäfte zu machen.

Der Nachlaß umfaßt in fünfzehn Mappen und zwei Portefeuilles mehr als tausend Studien, meist in Oel ausgeführt, und einundzwanzig Platten zu Radirungen. Außerdem besitzt die Witwe noch an vierzig Skizzenbücher. Die Studien gehen bis in das Jahr 1822 und 1824 zurück, also in ein sehr frühes Alter, in eine Zeit, wo in der Regel noch die wenigsten Menschen zu einer künstlerischen Thätigkeit kamen; denn in diesen Jahren stand Gauermann [1] im 13. und 15. Lebensjahre. Auf einer dieser Studien ist mit seiner Handschrift bemerkt, daß das Bild um 5 fl. C. M. verkauft wurde.

Gauermann, schon in früher Jugend zu einem geregelten Studium der Natur und der alten Meister hingewiesen, hat von Anfang an eine sehr solide Richtung erhalten. Zu seinen Bildern hat er nicht nur Kompositionen in Tusch (mit Feder und Pinsel), sondern auch Farbenskizzen und schon fleißig ausgeführte Details in Oelfarben nach der Natur gemacht. Diese Detailstudien umfassen Pflanzen, Landschaften, Thiere, Menschen und Bildwerke der mannigfaltigsten Art. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß mitunter das Beste, was Gauermann gemacht hat, sich in diesen Studien befindet und daß die Zahl von solchen nicht gering ist, die in Rahmen eingeschlossen ein reizendes Kabinetsstück bilden werden.

Es müssen sich in Gauermanns Nachlaß auch Verzeichnisse seiner Bilder und zahlreiche Notizen finden. Es wäre in hohem Grade wünschenswerth, daß diese gesammelt und von verständiger Hand geordnet der Oeffentlichkeit übergeben werden möchten; denn gegenwärtig haben wir nur von sehr wenigen österreichischen Künstlern eine auch nur einigermaßen ausreichende Biographie, und Gauermann gehört gewiß in die Reihe jener Maler, deren Leben der Nachwelt erzählt zu werden verdient, so einfach und anspruchslos auch dasselbe gewesen ist.

R. v. E.

---

* (Böhmische Literatur.) Die Herausgabe der gesammelten Schriften von J. Kollar ist mit dem Erscheinen des 17. Heftes beendet. Das letzte Heft ist mit einem Portrait und einem Facsimile Kollars geziert. — Zelený's čechische Uebersetzung der „Geschichte Englands" von Macaulay ist bereits zum zehnten Hefte gediehen. — Vom „Slovník

1 Gauermann starb bekanntlich am 7. Juli 1862 im 53. Lebensjahre.

Digitized by Google

naučný“ ist das 13. Heft des dritten Bandes erschienen, es reicht bis zum Schlagwort Henotikon. Unter den Biographien einheimischer Persönlichkeiten, welche dieses Heft enthält, sind jene des Reichsrathsabgeordneten Hawelka, Karl Havlíčeks, des Reisenden Helfer, des Unterstaatssekretärs Freiherrn von Helfert, des Oberlandesgerichts-Präsidenten Freiherrn von Hennet u. m. A.

---

* (Polnische Literatur.) Der bekannte Schriftsteller, Philolog und Professor der polnischen Literaturgeschichte an der Lemberger Universität Dr. Anton Małecki hat unter anderen Preisbewerbern auch seinerseits eine Grammatik der polnischen Sprache für den Schulgebrauch eingereicht als Konkursarbeit für die in der Stiftung Kriegshabers und der früheren galizischen Stände ausgesetzte Prämie. Das aus den Herren Bielowski, Pilat, Wagilewicz, Sigmund Kaczkowski in Lemberg und dem Bibliothekar Prof. Miklosich in Wien zusammengesetzte Schiedsgericht hat nunmehr einer Nachricht des „Czas“ zufolge Herrn Małecki den Preis zuerkannt. Das preisgekrönte Werk besteht aus zwei Theilen, von denen einer strikte für die Schulen, der andere höheren philologischen Bedürfnissen entsprechend, als Handbuch für alle wissenschaftlich Gebildeten bestimmt ist. Polnische Blätter behaupten von der Arbeit, daß sie auf dem grammatikalischen Gebiete Epoche machen und manche Probleme lösen wird, die bisher auf dem Felde der polnischen Sprache irrige Beantwortung gefunden oder gänzlich brach gelegen. — Ein anderer Lemberger Professor, H. Urbański, gibt gegenwärtig in Warschau für höhere Gymnasien ein „Lehrbuch der Physik“ heraus.

Soeben erschien auch das dritte Heft des „Oesterreichischen allgemeinen Privatrechtes“ von J. F. Czemerzyński. Es enthält den größeren Theil der „Herleitung der öffentlichen Bücher“. Das vierte Heft wird Ende Februar d. J. erscheinen.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Die Kriege in der Krim und in Ostindien haben ihrer Zeit in Mr. W. H. Russell einen sehr beredten und scharf beobachtenden Darsteller gefunden. Mr. Russell hat nun auch die Resultate seiner amerikanischen Reisen während des gegenwärtigen Bürgerkrieges in einem zweibändigen Buche unter dem Titel: „My diary. North and South“ herausgegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Werk eine Masse interessanter Details, treffender Beobachtungen und Bemerkungen und unterhaltender Anekdoten enthält; auf der anderen Seite stehen aber auch viele Dinge darin, die besser nie geschrieben worden wären. Die Amerikaner sind als eitle und empfindliche Leute dafür bekannt, daß sie gegen reisende Fremde, wenn dieselben nicht von Bewunderung für Nordamerika überfließen, eine starke Abneigung empfinden. Wie werden sie erst gegen Russell aufgebracht sein, der ihnen nicht allein die Wahrheit ganz rücksichtslos sagt, sondern auch noch obendrein Indiskretionen begeht, wie sie ein reisender Schriftsteller nicht begehen sollte! Daß Russell das veröffentlicht, was er von Lincoln, Seward, Bancroft u. s. w. aussprechen hörte, ginge allenfalls noch an, denn diese Herren gehören mit ihren Thaten und Worten der Oeffentlichkeit an; aber das „Diary“ führt auch die in vertraulichem Kreise, ohne Ahnung einer Weiterverbreitung durch die Presse ausgesprochenen Ansichten von Privatleuten an, die sans gêne mit ihrem vollen Namen genannt werden. Das Mißtrauen der Amerikaner muß dadurch erhöht werden, und es wäre ihnen nicht zu verdenken, wenn sie sich in Hinkunft von jedem ihnen empfohlenen Fremden, ehe sie sich gegen ihn aussprechen, einen feierlichen Eid schwören lassen, daß er kein „Buchmacher“ ist.

Nachdem diese schwer zu entschuldigende Seite des Buches, bei der auch mitunter etwas Skandal unterläuft, konstatirt ist, kann man um so stärker die guten Seiten hervorheben. Das Tagebuch ist nicht parteiisch, da dessen Verfasser sich zu keiner der beiden großen Parteien der vereinigten Staaten hinneigt, oder vielmehr gegen beide

Digitized by Google

starke Antipathien zu hegen scheint. Wenn man liest, wie er die starken Aufschneidereien der Republikaner des Nordens und ihren Mangel an militärischen Erfolgen geißelt, so könnte man glauben, er sympathisire mit dem Süden. Er faßt aber die Sklavenfrage so scharf an, legt so rücksichtslos dar, wie es wirklich nur die Sklaverei ist, um die es sich bei dem Kriege handelt, und nicht die anderen Dinge, welche die Freunde des Südens in den Vordergrund schieben möchten, daß man über seine Absichten und Ansichten nicht im Zweifel sein kann. Mr. Russell ist kein professioneller Philantrop; aber er scheint ein humaner Mann, und was er im Süden sah, wirft allerdings trotz aller militärischen Erfolge der „ritterlichen" Männer des Südens ziemlich trübe Schlaglichter auf die Sache des letzteren. Trotz der Prediger, welche die Bibeltexte so drehen, daß die Löblichkeit und Nothwendigkeit der Sklaverei bewiesen wird trotz der Versicherungen der Sklavenhalter, daß die Sklaven die glücklichsten Menschen der Erde seien, sah Russell selbst bei Jenen, die ihm die glückliche schwarze Menschheit besonders „aufzeigen" wollten, Dinge, über die bei allen Nicht-Sklavenhaltern nur ein Gefühl existiren kann. Man führte ihm halb verthierte, dumpf dahinbrütende Neger und deren zerlumpte, in halbwildem Zustand sich befindende Kinder vor, man erzählte ihm von Einstellung des Gottesdienstes bei den Sklaven, damit sich diese nicht zu sehr mit Allotria den Kopf erhitzen — und Herr Russell war bald genug orientirt. „Die Sklaverei hat alle Verhältnisse durchdrungen. Sie ist nicht etwas zufällig Gekommenes, sondern die Essenz der südstaatlichen Civilisation. Von Vernunft, Logik, Menschlichkeit und Recht in die Enge getrieben wird der Ausländer zu einem geheiligten Glauben gezwungen, der über Vernunft, Logik und Recht unantastbar steht und die Göttlichkeit und das ewige Recht der Sklaverei als erstes Dogma aufstellt". Es wird zwar im Süden viel von dem Kampfe für die konstitutionelle Freiheit gesprochen, allein diese Freiheit ist von einem eigenthümlichen Gepräge. Die Presse wird gehaßt. „Wenn ich könnte, ließe ich alle Zeitungsschreiber ins Wasser werfen", hörte Mr. Russell einen Würdenträger des Südens sagen, „die Kerls sind allein an dem Kriege schuld". Wer nicht für die Sklaverei ist, genießt keine persönliche Freiheit. Er wird scharf überwacht, und ein eigenes Aufsichtskomité untersucht genau die Fremdenbücher, damit sich kein Verdächtiger einschleicht. Eine gewisse Wildheit charakterisirt im Süden Männer und Frauen. Persönliche Beleidigungen der allergeringsten Sorte, wie z. B. ein Anstoßen bei einem Ball oder die Verweigerung eines Zeitungsblattes werden mit Mordanfällen gerächt, denen man ein Kompliment macht, wenn man sie Duelle nennt. Man hört eine junge Dame ruhig äußern: „Welch ein Genuß daß die Yankees im Fort Pickens am Fieber zu Grund gehen!" während eine Tochter einen Brief an ihren Vater, einen alten Seemann in der Unionsflotte, mit dem freundlichen Wunsche schließt, „daß er Hungers sterben möchte, wenn er diese verfluchte Blockade aufrecht erhielte". Kurz Mr. Russell kommt zu dem Schlusse, daß diese langen, mageren, hübschen Leute Karolina's große Materialisten sind, die auf die Welt nur durch Wälle von Baumwollballen und Reissäcken herabblicken und nicht weniger vor dem allmächtigen Dollar auf den Knien liegen als die Männer des Nordens.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 7. Jänner 1863.

Der Sekretär zeigt an, daß auf die am 30 Mai 1860 ausgeschriebene philologische Preisaufgabe: „Eine umfassende und quellenmäßige Sammlung und Bearbeitung des Bulgär-Latein", eine Beantwortung mit dem Motto: **Sat celeriter fit quidquid fit satis bene,** am 30. Dezember v. J. eingegangen sei.

Digitized by Google

Dann wird der Klasse vorgelegt eine handschriftlich eingesandte Abhandlung: „Siebenbürgisch-sächsische Eigennamen von Land und Wasser"; von dem korrespondirenden Mitgliede Herrn Statthaltereirathe Johann Karl Schuller in Hermannstadt.

Das wirkliche Mitglied Prof. Brücke hält einen Vortrag über eine Methode der phonetischen Transskription, zu welcher er bereits im Jahre 1856 in seinen „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute" den Plan entworfen hat. Der wesentlichste Kunstgriff derselben beruht in einer Zerlegung der Buchstaben in Theilzeichen, die unter einander verschiedenartig kombinirt werden. Er hatte ursprünglich die Absicht, diese Theilzeichen von oben nach unten mit einander zu verbinden, er hat sie aber jetzt aus Rücksicht auf den leichteren und sichereren Typensatz in horizontaler Richtung aneinander gereiht. Bei den Vokalzeichen ist die Zerlegung aus rein technischen Gründen eingeführt, bei den Konsonanten aber hat sie zugleich einen tieferen Sinn. Hier benennt der erste Theil des Zeichens die Mundtheile, welche bei der Artikulation mitwirken, der zweite bezeichnet die Art ihrer Thätigkeit und der dritte das Verhalten des Kehlkopfes. Auf diese Weise ist es möglich geworden, mit Hilfe von 36 Stempeln die Zeichen für alle exspiratorisch und symmetrisch gebildeten Sprachlaute mit Einschluß der Accente und Quantitätszeichen herzustellen. Die afrikanischen Schnalzlaute und die asymmetrischen Konsonanten der Ehhkili-Sprache werden noch einige wenige neue Zeichen nothwendig machen. Prof. Brücke legt zugleich die ersten Druckproben vor, welche mit den in der k. k. Staatsdruckerei für die Publikation seiner Abhandlung geschnittenen und gegossenen Zeichen erhalten sind. Er verspricht sich von den letzteren, daß sie die Aussprache genauer und unzweideutiger anzeigen, als irgend ein bisher in Gebrauch gekommenes Alphabet, und daß sie sich deßhalb für das Sammeln von Vokabularien und überhaupt zur Bezeichnung der Aussprache in Lexicis und in historischen, geographischen und ethnographischen Wörterbüchern besonders eignen. Er glaubt, daß sie auch bei sprachvergleichenden Untersuchungen gute Dienste leisten werden, weil die Zeichen nicht willkürlich gewählt sind, sondern unter sich in einem gesetzmäßigen Zusammenhange stehen und dadurch die Uebersicht sehr erleichtern, indem sie zugleich den organischen Prozeß der Lauterzeugung stets lebendig vor Augen halten. Er sieht endlich in seinem Zeichensysteme ein Hilfsmittel, um die Knaben bereits in den Schulen in die Elemente der physiologischen Lautlehre einzuführen, um sie daran zu gewöhnen, Sprachlaute scharf und richtig aufzufassen und sie dadurch für das Erlernen fremder Sprachen vorzubereiten.

Herr Dr. Reinisch überreicht einen altägyptischen Text, die Grabschrift des Priesters Ptahemwa, versehen mit Interlinearversion und einem grammatischen und sachlichen Kommentar. Der Text, dessen Original (eine steinerne Tafel von 4' 10'' Länge und 1' 2'' Breite) sich im Museum des Vizekönigs von Aegypten befindet, enthält Anrufungen von Seite eines Anverwandten des Verstorbenen an den Gott Harmachis, an Anubis, den Wächter der Hadespforte, an den Horus von Cherti und an Osiris von Kakem, daß sie der Seele des abgeschiedenen Priesters Ptahemwa die Pforte der himmlischen Wohnungen aufschließen und einen Sitz im Chorus der Götter gewähren mögen. Eine spezielle Wichtigkeit hat die vorliegende Inschrift wegen der Erwähnung der Stadt Cherti, deren Lage zufolge dieser Inschrift in dem Gaue von Memphis anzusetzen ist; der Städtename Cherti kommt außerdem nur noch im Todtenbuche, Kap. 142, 10 vor.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 8. Jänner 1863.

Herr Prof. Dr. A. Winckler in Graz übersendet eine Abhandlung „Ueber einige Reduktionsformeln der Integralrechnung". Der Verfasser weist darin nach, daß ein im Jahre 1815 der französischen Akademie der Wissenschaften von Cauchy vorgelegtes

Digitized by Google

Theorem (S. Mémoire sur diverses formules etc.), welches sich auf die Reduktion gewisser bestimmter Integrale bezieht, nicht nur an sich einer wesentlichen Verallgemeinerung fähig ist, sondern selbst nur eine von mehreren ebenso bemerkenswerthen Gleichungen darstellt. — Eine andere, hiervon wesentlich verschiedene Art von Reduktionsformeln, mit welchen sich die Arbeit des Herrn Prof. Winckler beschäftigt, sind diejenigen, welche aus allgemein integrabeln Ausdrücken theils durch partielle Integration, theils durch Vergleichungen mittelst der Taylor'schen Reihe, sowohl mit einer, als mit zwei ursprünglichen Veränderlichen hervorgehen und welche zu sehr allgemeinen und merkwürdigen neuen Resultaten führen.

Herr Prof. Dr. A. Handl in Lemberg übersendet eine „Mittheilung über die Krystallformen einiger phenylschwefelsaurer Salze".

Herr Dr. L. Buzzi, Ingenieur in Triest, übermittelt zwei auf die Triester Hafenfrage bezügliche Druckwerke von H. Rieter mit dem Ersuchen um deren Begutachtung.

Herr Direktor K. von Littrow macht auf die wichtigen Anwendungen aufmerksam, welche von der Methode der Längenbestimmung durch paarweise beobachtete Circummeridianhöhen während der Weltumseglung Sr. Majestät Fregatte „Novara" gemacht worden sind.

Die bisher gebräuchlichen Längenbestimmungen in See leiden alle, abgesehen von der für den Nautiker verhältnißmäßig schwierigen Rechnung, an dem Uebelstande, daß sie im Allgemeinen zu ganz anderen Tageszeiten angestellt werden, als die ihrer Einfachheit und Genauigkeit wegen vom Schiffer beständig geübte Breitenbestimmung im Mittage. Dadurch wird eine Reduktion des Ortes der Längenbestimmung auf den der Breitenbestimmung mittelst Log und Bussole nöthig, die an sich lästig ist und nur zu häufig die Genauigkeit der gefundenen Länge illusorisch macht. Man hat aber bisher Längenbestimmungen in der Nähe des Mittags gemieden, weil allerdings einzelne Höhen in dieser Gegend des Himmels nicht geeignet sind, die zugehörige Zeit, also die Länge zu charakterisiren. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn man Aenderungen der Höhe beobachtet und der Rechnung zu Grunde legt; man erhält dann aus Beobachtungen mit sehr kleinen Zwischenzeiten und ganz in der Nähe des Meridians, die wieder so gut wie keine Reduktion auf den Ort der Breitenbestimmung erfordern, für das tägliche Bedürfniß des Seemannes immer noch sehr brauchbare Resultate für die Länge. Auf diese Bemerkung gründete der Vortragende die im Eingange erwähnte, von ihm im ersten Bande, neuer Folge der „Wiener Sternwarte-Annalen" publizirte Methode, die schon an sich in der Rechnung weit einfacher als die bisherigen Längenbestimmungen, überdies ein erwünschtes Mittel bietet, die Beobachtung der Mittagshöhe für die Breite zu erleichtern. Diese Vortheile verschafften der Methode denn auch sofort Beachtung und freundliche Unterstützung. Es erschien zuerst eine Besprechung der Methode im „Nautical Magazine", dann von der Hand des Herrn Prof. V. Gallo eine italienische Uebersetzung der betreffenden Abhandlung im „Almanacco Nautico" für 1843, kurz darauf in der von Zescevich und Foscolo herausgegebenen „Raccoltà" eine freiere und in manchem Punkte ergänzende, ebenfalls italienische Uebertragung von Herrn Baron von Wüllerstorff, damals Schiffsfähnrich und Vorsteher der k. k. Marine-Sternwarte in Venedig, endlich ein erneuerter Abdruck dieser Uebertragung im „Almanacco Nautico" für 1844. Ferner wurden vom h. k. k. Marine-Oberkommando Prüfungen der Methode angeordnet und in Folge davon von den Herren Schiffsfähnrichen von Wüllerstorff und Buchia im Ganzen sehr günstige Gutachten erstattet. Allein, obschon Herr von Wüllerstorff im Jahrgange 1853 der „Oesterreichischen Marine-Zeitschrift" durch eine wiederholte, mit Zusätzen vermehrte Bearbeitung der Methode die Aufmerksamkeit neuerdings darauf gelenkt hatte, fehlte es immer noch an

Digitized by Google

durchgreifenden Versuchen, die hier allein entscheiden konnten. Es war Herrn Contre-Admiral Freiherrn von Wüllerstorff als Kommandant Sr. Majestät Fregatte „Novara“ auf der bekannten Weltumseglung vorbehalten, auch diesen letzten Prüfstein anzulegen, nachdem die Methode schon mehrmals in seinen Bemühungen neue Stützen erhalten hatte. Schon aus der soeben erschienenen ersten Abtheilung des nautisch-physikalischen Reiseberichtes ergibt sich, daß die Methode während der Fahrt in häufigem Gebrauche stand; einer brieflichen Mittheilung des Herrn von Wüllerstorff an den Vortragenden ist zu entnehmen, daß die Methode sehr gute Dienste geleistet und besonders in der zweiten Hälfte der Reise fast täglich vorgenommen wurde. Der Vortragende gibt in dem für die akademischen Sitzungsberichte überreichten Aufsatze eine Geschichte und weitere Auseinandersetzungen der Methode, die geeignet sind, dem Nautiker die Gereiftheit des Vorschlages zu zeigen. Weitere betreffende Mittheilungen sollen in der Vorrede des Reiseberichtes vom Herrn Contre-Admiral von Wüllerstorff gemacht werden, dessen seltener Beharrlichkeit in der Verfolgung des Gegenstandes wir es zu danken haben daß wir heute mit voller Zuversicht erwarten dürfen, zum großen Vortheile der Schifffahrt, in nächster Zukunft die Länge weit häufiger als bisher, ja vielleicht bald eben so oft, wie die Breite, vom Seemanne astronomisch bestimmt zu sehen.

Herr Dr. E. Mach, Privatdozent an der Universität zu Wien, zeigt zwei neue Pulswellenzeichner, welche als Modifikationen des Marey'schen Sphygmographen zu betrachten sind. Genannte Pulswellenzeichner sind nach den aus Machs theoretischen und experimentellen Untersuchungen folgenden Grundsätzen von Herrn Jakob Thoma, Uhrmacher in Wien, ausgeführt und bieten manche Vortheile vor dem Marey'schen Instrumente. Die Verbindung zwischen der durch den Puls bewegten Feder und dem Schreibhebel ist eine solche, daß letzterer den Bewegungen der ersteren stets genau folgen muß. Die neuen Instrumente sind sehr kompendiös und können ihrer Kleinheit wegen (bei nur 8·5 Centimeter Länge) fast an jeder beliebigen Arterie applizirt werden. Endlich ist die Konstruktion durch Hinweglassung aller überflüssigen Theile eine sehr einfache und der Preis ein entsprechend geringerer geworden.

Herr Dr. Karl Friesach spricht über eine bisher nicht berücksichtigte Fehlerquelle bei Bestimmungen der geographischen Breite auf Schiffen.

Die große Schnelligkeit, mit welcher heutzutage sowohl Dampf- als Segelschiffe die Meere befahren, kann in gewissen Fällen zur Folge haben, daß man die geographische Breite, wenn man dieselbe auf die gewöhnliche Art aus der beobachteten größten Sonnenhöhe, diese als die beobachtete Mittagshöhe ansehend, ableitet, um einen Betrag fehlerhaft erhält, welcher bereits die Grenzen der durch die Beobachtung erreichbaren Genauigkeit überschreitet. Um bei der Breitenbestimmung mit größerer Genauigkeit zu Werke zu gehen, ist es daher nöthig, an der beobachteten größten Höhe nebst den bekannten Korrektionen wegen Kimmtiefe, Refraktion, Parallaxe und Halbmesser, noch eine Verbesserung anzubringen, um die wahre Mittagshöhe zu erhalten. Diese Reduktion auf den Meridian wegen der Schiffsbewegung wird von den Seefahrern niemals berücksichtigt. Aber auch in Handbüchern der Schifffahrtskunde denen man keineswegs den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen kann, wird dieser Gegenstand mit Stillschweigen übergangen, während in allen diesen Werken die übrigen Korrektionen, deren einige oft weit weniger als die eben angeführte betragen, stets ausführlich behandelt werden. Hieraus ist zu entnehmen, daß man bisher den Einfluß der Schiffsbewegung auf die Breitenbestimmung nicht gehörig gewürdigt und für weit unbedeutender gehalten hat, als er in der That ist.

Bekanntlich findet auch bei unbeweglichem Beobachtungsorte das Maximum der Sonnenhöhe in der Regel nicht genau im Meridian statt, eine Erscheinung, welche in der veränderlichen Deklination der Sonne ihren Grund hat. Die auf dieser Ursache

Digitized by Google

allein beruhende Reduktion auf den Meridian ist allerdings so gering, daß sie bei Ortsbestimmungen zur See, wobei es auf einige Bogensekunden nicht ankommt, füglich vernachlässigt werden kann. Die zur See während der Beobachtung stattfindende Aenderung des Beobachtungsortes erzeugt aber eine ähnliche Wirkung, nur mit dem Unterschiede, daß die hieraus entspringende Differenz zwischen der größten und der mittägigen Höhe weit beträchtlicher ist, vorausgesetzt, daß sich das Schiff nahezu in der Richtung eines Meridians mit einer Geschwindigkeit bewegt, welche dem bis jetzt erreichten Maximum nahekommt, und daß die Kulmination der Sonne nicht in der Nähe des Zeniths erfolgt.

Um jene Reduktion auf den Meridian zu erhalten, hat man zunächst den dem höchsten Sonnenstande entsprechenden Stundenwinkel zu bestimmen, woraus man sodann nach der bekannten Methode der Cirkummeridianhöhen die gesuchte Reduktion findet.

Wenn man die Rechnung durchführt, so erhält man für den Sinus des dem höchsten Sonnenstande entsprechenden Stundenwinkels einen Ausdruck, in welchem nebst der Deklination der Sonne und der geographischen Breite des Beobachtungsortes, die nach der Zeit gewonnenen Differential-Quotienten dieser Größen vorkommen zu welchen noch der Differential-Quotient der geographischen Länge hinzukommt, falls der Kurs nicht mit einem Meridiane zusammenfällt.

Wird jener Ausdruck nach steigenden Potenzen der genannten Differential-Quotienten, welche sämmtlich kleine Größen sind, entwickelt, und bleibt man dabei bei den Gliedern erster Ordnung stehen, so zeigt es sich, daß, in erster Annäherung, der gesuchte Stundenwinkel von der Längenbewegung des Schiffes unabhängig ist, und aus dem Näherungswerthe ergibt sich, daß die Größe dieses Stundenwinkels hauptsächlich von der Breitenbewegung des Schiffes und von der Differenz zwischen den Tangenten der geographischen Breite und der Deklination der Sonne abhängt.

Um diesen Einfluß in einem numerischen Beispiele zu zeigen, werde angenommen, man habe in 60 Grad südlicher Breite, als die Sonne eben im Herbstpunkte stand, das Maximum der Sonnenhöhe beobachtet, und das Schiff habe sich mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten nordwärts bewegt. Es ist dies keineswegs ein extremer Fall, indem 12 Knoten selbst bei einem mittelmäßigen Segler unter günstigen Umständen vorkommen können. Man erhält in diesem Falle für den Stundenwinkel der größten Höhe, je nachdem man die Deklinationsänderung vernachlässigt oder in Rechnung bringt,

$5^m\ 18^s$ oder $5^m\ 43^s$

und für die Reduktion auf den Meridian

aus ersterem Werthe: 32″,

aus dem zweiten { ohne Berücksichtigung der Höhenverbesserung wegen der Deklinationsänderung: 37″, mit Berücksichtigung dieser Verbesserung: 32″.

Wird, mit Beibehaltung der übrigen Annahmen, eine Geschwindigkeit von 18 Knoten vorausgesetzt, welche auch schon erreicht worden ist, so erhält man

für den Stundenwinkel: $7^m\ 56^s$ und $8^m\ 22^s$

und für die Reduktion: 1′ 11″, 1′ 19″ und 1′ 11″.

Dieses Beispiel zeigt, daß in Folge der Schiffsbewegung, indem diese den Abstand der größten Höhe vom Mittage vergrößert, auch die Verbesserung der Mittagshöhe wegen der Deklinationsänderung einen größeren Werth erhalten kann.

Der praktische Gewinn, welcher aus dieser Reduktion der Schifffahrt erwächst, ist allerdings kein bedeutender. Wenn man es aber schon für nöthig erachtet, bei Ortsbestimmungen zur See kleinere Korrektionen, wie die Parallaxe und die Verbesserungen der Refraktion wegen Temperatur- und Barometerstand zu berücksichtigen, so scheint die angeführte Reduktion, welche, wie obige Beispiele zeigen, leicht das Zehnfache des größtmöglichen Parallaxenwerthes betragen kann, immerhin der Erwähnung werth.

Digitized by Google

Auszug aus dem Protokolle

der neunten am 13. November 1862 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Das Anerbieten der „Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz" mit der Centralkommission in den Austausch der beiderseitigen Publikationen zu treten, wird angenommen und beschlossen, dieser Gesellschaft vorläufig den Jahrgang 1862 der Mittheilungen zu übersenden und diesem dann die künftighin erscheinenden Schriften der Centralkommission nachfolgen zu lassen.

Zwei von dem Korrespondenten Dr. Heinrich Costa eingesendete literarische Beiträge für die „Mittheilungen" werden vorläufig dem kais. Rath Herrn Joseph Bergmann zur Beurtheilung übergeben.

Der Landesausschuß in Mähren übersendet eine summarische Uebersicht der Wirksamkeit der Korrespondenten des mährischen Landesarchivs. Es wird beschlossen, dem genannten Landesausschusse für diese Mittheilung den Dank auszusprechen.

Ein Bericht des Korrespondenten Anton Schmitt in Ellbogen wird, insofern derselbe die Anzeige enthält daß die dortige Gemeinderepräsentanz zufolge der Versicherung des Bürgermeisters Franz Bayer die nöthige Vorsorge treffen will, um einen auf dem Friedhofe befindlichen Grabstein der Familie Schlik zu conserviren, zur befriedigenden Kenntniß genommen.

Eine Eingabe des Herrn Leopold Martin Krainz, Mitgliedes des krainischen historischen Vereines, über einige Denkmale in Krain, wird als Anlaß benützt, um sich an den Landespräsidenten in Laibach zu wenden und dessen Aufmerksamkeit auf den Thurm der alten, historisch denkwürdigen Ruine Kleinhäusel (Maligrod) im Markte Planina hinzulenken, welcher dem Verfalle entgegengeht, durch baldige Eindeckung aber noch gerettet werden könnte.

Se. Durchlaucht Kamillo Rüdiger Fürst Starhemberg erwiedert auf das wegen Erhaltung der Ruinen der historisch merkwürdigen Schlösser Wildberg und Schaumburg an denselben gerichtete Schreiben, daß er dieselben, soweit es nur immer möglich, zu schützen und zu erhalten gedenke, und zwar um so mehr, als sie Bestandtheile seiner Fideikommisse bilden.

Es wird beschlossen, Sr. Durchlaucht für diese erfreuliche Eröffnung den verbindlichsten Dank auszudrücken.

Zum Schlusse lenkt Se. Exzellenz der Herr Präsident die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einige derselben vorgezeigte Bruchstücke von Gefäßen und Backsteinen römischen Ursprunges, welche in dem Dorfe Rottenbach nächst Windischgrätz aufgefunden wurden. Bei der Bearbeitung eines dort gelegenen Feldes stieß man auf Mauern, die etwa einen Fuß unter der Oberfläche begannen und eine Höhe von 3½ Fuß hatten. Sie bildeten ein nahezu gleichseitiges Viereck, an dessen inneren Seiten in Abständen von 36 Zollen je zwei und zwei Säulen von Sandstein roh behauen, von 9 Zoll Höhe, mit einem Zwischenraume von je 36 Zollen aufgestellt waren, welche oben mit einer Platte bedeckt gewesen zu sein scheinen. Jede Seite des Viereckes mißt ungefähr zehn Klafter, und die Zahl der Säulen, welche nach und nach ausgegraben wurden, beläuft sich auf mehr als hundert, obwohl noch nicht alle Theile des Vierecks bloßgelegt worden sind. Die Außenseite der Mauer war, wie aus einzelnen Spuren zu entnehmen, roth bemalt und mit weißen Streifen versehen, außerhalb der Mauer in einer Ecke fanden sich Scherben von irdenen Geschirren nebst einem ganz erhaltenen krugartigen Gefäße vor, dessen oberer Theil mit einem linienartigen Ornamente in Relief geziert ist. Das Viereck selbst war durch Zwischenmauern in einen größeren gleichseitigen Raum und

Digitized by Google

mehrere kleinere, eine Klafter lange und vier Fuß breite Räume abgetheilt, außerhalb desselben konnte man die Hauptmauer und mehrere im rechten Winkel anstehende Seitenmauern noch weiterhin verfolgen. Zwischen den Säulen lief ein einen halben Fuß hoher Estrich von Backsteinen in Mörtel gelegt fort. Oestlich davon, etwas oberhalb wurden doppelte Mauern aus Backsteinen aufgedeckt, worüber in einer Höhe von einem bis zwei Fuß Platten gelegt zu sein schienen, von denen sich noch einige vorfanden. Inzwischen gewahrt man Streifen von schwärzlicher Erde (wahrscheinlich von Knochenasche herrührend) mehrere keine Spur von Verbrennung an sich tragende Menschenknochen nebst Scherben von irdenen Gefäßen. Diese sowohl als die Backsteine tragen nach ihrer Form und Zusammensetzung alle Zeichen römischen Ursprunges an sich. Die erstere Ausgrabung scheint von einem Caldarium oder auch nur von der Wärmeleitung (Luftheizung) einer römischen Wohnung, die letztere von einer Begräbnißstätte herzurühren. Obgleich die Fundgegenstände an sich keine besondere Bedeutung haben, so erscheinen sie doch immerhin deßhalb von Belang, weil sie den einstigen Sitz der römischen Kultur in einer Gegend darthun, wo dieselbe bisher noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen wurde, obgleich die Archäologen die Lage der in der Peutinger'schen Tafel aufgeführten Station Colatium nach Windischgrätz versetzen, und obgleich in der Umgebung dieser Stadt sowohl Baudenkmale als aufgefundene Inschriften, Münzen und sonstige Anticaglien die einstige Stätte römischen Lebens unzweifelhaft darthun, worüber sich Se. Exzellenz vorbehält, in den „Mittheilungen" das Ergebniß der bisherigen Forschungen zu veröffentlichen.

Die vorgelegten Fundgegenstände wurden dem Herrn Regierungsrath von Arneth für das k. k. Antikenkabinet übergeben.

Schließlich zeigte Se. Exzellenz einen im Zollfelde bei Maria Saal (den Ruinen des einstigen Virunum) aufgefundenen goldenen Ring mit dem geschnittenen Steine vor, dessen Beschreibung demnächst in den „Mittheilungen" bekannt gemacht wird.

Ungarische Akademie.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 5. Jänner 1863.

Herr Franz Kubinyi verliest den Antrittsvortrag des Herrn Johann Pettko, welcher die geologischen Zeitabschnitte im Zusammenhange mit dem Sonnensysteme behandelt. Insbesondere unterzieht der Vortrag die Frage, wie sich das zweimalige gänzliche Ersterben aller Organismen auf der Erde erklären lasse, einer eingehenden Untersuchung. Nach einer kritischen Entwicklung der bisherigen Hypothesen (Brocchi, La-Marque, Elie de Beaumont) stellt Herr Pettko seine eigene Erklärung auf. Einem uns vorliegenden Berichte zufolge knüpft dieselbe an die Lehre von La Place über die Entstehung unseres Sonnensystemes an. Aus der glühenden Dunsthülle, welche die Sonne umgab, sollen sich in Folge der Drehung und des allmäligen Abkühlens einzelne Ringe abgelöst haben, die sich dann zusammenballten. So entstanden nach und nach die Planeten, welche die Sonne umkreisen, und ihre Trabanten; der von der Sonne entfernteste, nemlich Neptun, entstand zuerst, der nächste zur Sonne aber zuletzt. Unsere Erde nun war mit ihrem Trabanten, dem Monde, der drittletzte Planet und seit ihrem Entstehen lösten sich nur noch zwei Ringe von der Sonne ab, die sich zu den Planeten Venus und Merkur zusammenballten. Die Ringe entstanden dadurch, daß sich der die Sonne einhüllende Dunstkreis an der äußersten Peripherie abkühlte und verdichtete, folglich zusammenzog. Die Sonnenstrahlen konnten durch einen so verdichteten Ring nicht so kräftig durchdringen, als durch die lockere Dunsthülle, sie verbreiteten also weniger

Digitized by Google

Licht und Wärme, als vorher. Wenn sich aber der Ring zusammenzog und zu einer Kugel sich ballte, dann mußte die Sonne wieder auflodern und ihre Strahlen konnten ungehindert mit neuer Kraft wirken. Seitdem die Erde sich zusammengeballt hatte und an ihrer Oberfläche so weit abgekühlt war, daß lebende Organismen auf ihr entstehen konnten, wurde die Sonne zweimal durch einen solchen verdichteten Ring verdunkelt und zweimal konnte sie wieder aufflammen und ihre versengenden Strahlen der Erde zusenden; nemlich bei dem Entstehen der Venus und des Merkurs. Diese kosmischen Vorgänge bewirkten das zweimalige gänzliche Aussterben der Organismen auf unserer Erde, am Ende der ersten und zweiten geologischen Epoche. Die vierte Epoche unterscheidet sich nicht so vollständig von der dritten Epoche, es finden Uebergänge der organischen Ueberreste aus den jüngeren Formationen der dritten Epoche in diejenigen der vierten Epoche statt. Am Ende der dritten Epoche fand also kein allgemeines Aussterben der Organismen statt. Wir kennen aber auch keinen der Sonne näheren, folglich neueren Planeten als den Merkur. Die Astronomen aber kennen einige Asteroiden, und aus verschiedenen Thatsachen muß wan schließen, daß eine große Anzahl von kleinen kosmischen Körpern die Sonne umschwärme. Diese Asteroiden mögen sich am Ende der dritten geologischen Epoche von der Sonne abgelöst und dieselbe so verdunkelt haben, daß auf der Erde eine große Eisperiode entstand, welche den Beginn der vierten Periode charakterisirt. Die Sonne ist bereits so weit abgekühlt, daß in der Zukunft bei einer abermaligen Ablösung eines neuen planetarischen Ringes die Geschöpfe der Erde nicht mehr durch die Gluth, sondern durch die Kälte vernichtet werden dürften. In der ganzen Natur herrscht ein regelmäßiger Kreislauf, aus den vergangenen Begebenheiten können wir die zukünftigen errathen. Das Gesetz des Kreislaufes gilt auch für unser Sonnensystem. Die Sonne wird im Verlaufe der Zeiten immer mehr an Wärme verlieren sich in Folge dessen zusammenziehen; es werden sich planetarische Ringe davon ablösen, bis hierin eine gewisse Grenze erreicht sein wird. Dann wird derselbe Verlauf in umgekehrter Folge beginnen, und schließlich wird wieder die Sonnenwärme so groß sein, daß sie das gesammte Planetensystem in eine ähnliche Dunstmasse verwandeln wird, wie die war, aus welcher dasselbe hervorgegangen ist. Für diese Vorgänge dürfen jedoch nicht die uns geläufigen und begreiflichen Zeiträume angewendet werden. Wir begreifen schon die Dauer der Zeiträume von den einzelnen geologischen Epochen nicht, destoweniger können wir uns eine Vorstellung von der Dauer des erwähnten Kreislaufes in den kosmischen Vorgängen machen.

Hierauf wurde eine Zuschrift des in Paris wohnenden Mitgliedes Karl Nagy vorgelesen, in welcher derselbe den Inhalt seines vor Kurzem erschienenen Werkes: „Système du soleil“ bespricht.

Königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.

Am 7. Jänner hielt die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften die erste ordentliche Sitzung in diesem Jahre ab. Der beständige Sekretär der Gesellschaft, Dr Weitenweber, eröffnete dieselbe mit der Erstattung des Jahresberichtes. Wir entnehmen aus demselben, daß die genannte Gesellschaft gegenwärtig aus 12 Ehrenmitgliedern, 20 ordentlichen, 29 auswärtigen, 38 außerordentlichen und 42 korrespondirenden, im Ganzen aus 141 Mitgliedern bestehe. Nachdem hierauf noch mehrere innere Geschäftsangelegenheiten verhandelt worden, wurde schließlich der Direktor der Wiener Ober-Realschule (auf dem Bauernmarkt), Herr Gustav Skřiwan, zum korrespondirenden Mitglied ernannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Michael Johann Ackner.

Wer an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen in Siebenbürgen Antheil nimmt, der wird wohl niemals den freundlichen Pfarrhof des eine Viertelstunde von Hermannstadt an dem Fuße einer fruchtbaren Hügelkette gelegenen sächsischen Dorfes Hammersdorf betreten, ohne an zwei evangelische Pfarrer Augsburgischer Konfession der stattlichen Gemeinde zu denken, welche sich um die siebenbürgische Wissenschaft große Verdienste erworben haben, Johann Seivert und Michael Johann Ackner.

Seivert starb 1785 in einem Alter von nicht mehr als fünfzig Jahren; Ackner erreichte das Alter von achtzig Jahren und hatte das seltene Glück, sich bis wenige Wochen vor seinem Tode einer ununterbrochenen und rüstigen Gesundheit zu erfreuen — eine in der Familie erbliche Schwerhörigkeit war das einzige Uebel, welches ihn in der letzten Zeit drückte.

Seiverts Forschungen umfaßten die römischen Inschriften und Münzen Siebenbürgens, die Gelehrtengeschichte seines Vaterlandes und einzelne interessante und kritischer Aufhellung bedürftige Abschnitte der Geschichte seiner Nation, seiner Kirche und seiner Vaterstadt. Daneben zogen auch die Idiotismen der siebenbürgisch-sächsischen Mundart seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Resultate dieser Forschungen sind von dem unermüdet fleißigen Manne theils in periodischen Zeitschriften, zumal in dem von Windisch herausgegebenen „Ungarischen Magazin", theils in selbstständigen Werken niedergelegt worden. Ihre Aufzählung gehört nicht hieher; allein unbeachtet dürfen wir es nicht lassen, daß wir den Gelehrten überall auf der Höhe der deutschen Wissenschaft seiner Zeit und von manchen Vorurtheilen und fixen Ideen, welche damals noch viele Forscher über die Abkunft der Sachsen und ihrer Sprache beirrten, frei erblicken.

Wie in der klaren Unbefangenheit seines Blickes, so begegnete sich Ackner mit dem gelehrten Vorgänger im Pfarramte auch auf dem Gebiete archäologischer und numismatischer Studien. War der Sinn dafür schon durch die Beschäftigung mit der römischen Literatur, deren gründlicher Kenner er war, geweckt worden; so hatte das Schauen zahlreicher Denkmale des klassischen Alterthums auf der Fußreise, die er am Schlusse seiner akademischen Studien in Gesellschaft seines noch lebenden Freundes Severinus von Göttingen aus nach Berlin, Hamburg, an den Rhein, nach Paris, der Schweiz und Oberitalien machte, die Neigung dazu in hohem Grade genährt, und er fand nach seinem eigenen Geständniß in der von seinem treuen akademischen Freunde Johann Filtsch bei dem Antritte seines Lehramtes an dem evangelischen Gymnasium Augsburgischer Konfession in Hermannstadt ge-

Digitized by Google

schriebenen Inaugural-Dissertation de coloniis Romanorum in Dacia eine entscheidende neue Anregung.

Seine erste literarische Arbeit war eine kurze Beschreibung der Alterthümer im Musée Napoléon (Antiqua Musei Parisiorum monumenta. Cibinii, 1809. 8.), und die Vorträge, die er in der obersten Klasse dieses Gymnasiums, an welches er von Schäßburg als Lehrer berufen worden war, über römische Alterthümer hielt, gaben ihm eine willkommene Gelegenheit, seine Kenntnisse auf diesem Gebiete zu erweitern. In der That hat ihn Vorliebe dafür durch sein ganzes Leben begleitet, und wenn auch die archäologischen Studien lange Zeit durch die ernste Beschäftigung mit Mineralogie und Geognosie in den Schatten gestellt zu sein schienen, so haben sie doch schon damals nie ganz geruht, und sind, zumal in der letzteren Periode seines Lebens, fast ausschließlicher Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gewesen, während seine naturhistorischen Arbeiten in der von ihm herausgegebenen „Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen", Hermannstadt 1847 bis 1855, einer von dem Verein für siebenbürgische Landeskunde gekrönten Preisschrift, ihren Abschluß gefunden, und er seither nur kleinere naturgeschichtliche Aufsätze in den siebenbürgischen deutschen Zeitschriften und in den Abhandlungen der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Jena veröffentlichte. Eine ehrende Anerkennung haben Ackners Arbeiten auf diesem Gebiete durch seine Ernennung zum Mitgliede jener Akademie und zum Korrespondenten der geologischen Reichsanstalt in Wien gefunden.

Ein erweitertes Feld seines Wirkens eröffnete dem Archäologen Ackner die Ernennung zum Korrespondenten der k. k. Centralkommission für Erforschung und Erhaltung historischer Baudenkmale, und begeisternd wirkte auf den Forscher die Ernennung zum korrespondirenden Mitglied des archäologischen Institutes in Rom — war sie doch ein ehrendes Zeichen der Anerkennung, welche archäologische Studien an dem Zibin, an den klassischen Ufern der Tiber gefunden hatten.

Die Verdienste, welche sich Ackner auf diesem Lieblingsgebiete seines Forschens erworben, sind längst in weiteren Kreisen des In- und Auslandes gewürdigt worden. Durch neue Funde und Entdeckungen hat er die Wissenschaft bereichert, viele traditionelle Irrthümer berichtigt. Die Resultate seiner Forschungen sind von ihm theils in der von Benigni und Neugeboren herausgegebenen Zeitschrift „Transylvania", theils in Schüllers „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart", theils in dem „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde" veröffentlicht worden; die beiden Monographien über die römischen Alterthümer und deutschen Burgen in Siebenbürgen und über die römischen Kolonien und Standlager in Dacien sind eine Zierde des „Jahrbuches der Centralkommission für Baudenkmale", Jahrgang 1856 und 1857.

Wie die Mineralogie Siebenbürgens als Abschluß seiner naturhistorischen Studien angesehen werden kann, so dürfen wir wohl mit Recht das große Werk über die in Siebenbürgen gefundenen römischen Inschriften als den Brennpunkt betrachten, in welchem sich alle Strahlen seines reichen archäologischen Wissens

Digitized by Google

sammelten. Wie die großen und anstrengenden Reisen, welche Ackner in früheren Jahren im Vaterlande gemacht, die Herausgabe jener Preisarbeit vorbereiteten, so hatten auch die späteren archäologischen Reisen im Vaterlande einen ähnlichen vorbereitenden Zweck. Seit Jahren schon hatte ihn der Gedanke einer kritischen und vollständigen Sammlung dieser Inschriften beschäftigt und Th. Mommsens Aufmunterung bestärkte ihn in der Ausführung desselben. Die älteren Arbeiten auf diesem Gebiete waren nach dem Urtheile beider Gelehrten ungenügend.

So begann er denn, vereinigt mit seinem jungen gelehrten Freunde, dem wackeren Professor an dem evangelischen Ober-Gymnasium in Schäßburg, Fr. Müller, vor mehreren Jahren schon die umfassende Arbeit, und machte im Jahre 1860 eine große Reise, um auch die außer Landes befindlichen Inschriften zu vergleichen und zu ergänzen. Ueber Temesvar und Pesth ging der Greis nach Wien, machte von da aus einen Ausflug nach Triest und Venedig, fuhr auf dem Rückwege die Donau hinab bis zum Standort der Trajansbrücke und kehrte über Mehadia durch das Hazeger Thal nach Hause zurück. Ueberall hatte er römische Inschriften, die sich auf Siebenbürgen bezogen, gesammelt und die vorhandenen Abdrücke berichtigt. Rüstig, wie er uns verlassen und geistig aufgefrischt durch die herzliche und zuvorkommende Aufnahme, welche er aller Orten bei Gelehrten und bei hochgestellten Gönnern der Wissenschaften gefunden, begrüßten wir ihn nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen wieder in unserer Mitte.

Die Resultate dieser Reise wurden sorgfältig benützt und wenige Wochen vor seiner Erkrankung war das Werk der beiden Gelehrten druckfertig. Am Morgen des Tages, an welchem er es an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften abschickte, trat Ackner freudestrahlend in das Zimmer des Referenten und zeigte ihm die vollendete Handschrift. Die Akademie hat zur Förderung der Herausgabe 500 fl. bewilligt, welche, sobald diese erfolgt sein wird, gegen Entrichtung weniger Freiexemplare flüssig gemacht werden sollen. Es war dem Jubelgreise nicht vergönnt, diese anerkennende Entscheidung darüber zu erleben.

Mit der Liebe zu archäologischen Studien war bei Ackner eine seltene Anlage zur Plastik verbunden. Als Knabe schon hatte er ein in der Kirche zu Mehburg, wo sein Vater Pfarrer war, befindliches Steinbild in Thon geformt und im Backofen getrocknet; als Gymnasiast in Hermannstadt, wohin er von der Schäßburger Schule gekommen, um die nach dem damaligen Lehrplan zum Gymnasialkurs gehörigen philosophischen Wissenschaften zu absolviren, seinen Kameraden für eine heitere Unterhaltung Mohrenmasken aus Thon gemacht; als Pfarrer verzierte er den Hausgarten mit Köpfen, die er nach Antiken gebildet, und stellte Jugend und Tod symbolisch in einem aus Alabaster geformten Kopfe vor, dessen eine Hälfte das Gesicht eines schönen Mädchens, die andere jenes des Sensenmannes zeigte.

Die Liebe zur Astronomie hatte Ackner vom Vater geerbt, der seiner Zeit mit dem berühmten Hell in beständigem wissenschaftlichem Verkehre gestanden. Mit dem von ihm erhaltenen Fernrohr beobachtete er jede interessante Himmelserscheinung und ertheilte als Lehrer an dem Ober-Gymnasium in Hermannstadt wißbegierigen

Digitized by Google

Schülern, in späteren Jahren in Birthelm, wohin ihn der damalige Superintendent Gräser auf einige Wochen für diesen Zweck berufen hatte, den daselbst versammelten evangelischen Volksschullehrern des Sachsenlandes Unterricht in der populären Sternkunde. Es verdient bemerkt zu werden, daß Ackner in dem großartigen Phänomen, welches am 17. März 1843 durch sein plötzliches Auftauchen am Abendhimmel die Welt in Erstaunen setzte, gleich anfangs den Lichtschweif eines Kometen erkannte, und diese Ansicht in einem für den „Siebenbürger Boten" vom 24. März bestimmten Aufsatz schon am 20. März, also zu einer Zeit, wo viele Fachgelehrte noch in der Erklärung desselben schwankten, mit voller Entschiedenheit aussprach.

Seiverts Name ist in der Gelehrtenwelt rühmlich bekannt; in seinem Pfarrdorfe längst vergessen; Ackner hat sich bei dessen Bewohnern durch die Widmung eines werthvollen mineralogisch-geognostischen Kabinetes an seine Pfarrgemeinde ein bleibendes Denkmal gestiftet. Mit dankbarer Anerkennung hat diese dafür in dem Garten des Pfarrhofes ein entsprechendes Häuschen aufgeführt. Was er für diesen Zweck bestimmt hatte, das ist von ihm selbst aus den reichhaltigen Sammlungen ausgeschieden worden, welche er mit großen Mühen und Kosten angelegt und bis zum letzten Augenblicke seines Lebens rastlos vermehrt hat. Sie umfassen Antiken, Münzen, oryktognostische, geognostische und paläontologische Stücke, und haben dadurch ein erhöhtes Interesse, daß ihre Bestandtheile, mit wenigen Ausnahmen, siebenbürgischen Ursprungs sind. Sie geben ein treues Bild von dem Reichthume des Landes an Schätzen der Natur und Ueberresten der Vorzeit, und namentlich hat der paläontologische Theil derselben eine früher nie erreichte Vollständigkeit.

In diesen Sammlungen lebte ihr würdiger Gründer, zu ihnen wallfahrtete jeder Freund der Naturgeschichte und der Alterthumskunde; mit der Kunde von ihrer vielseitigen Reichhaltigkeit ist auch das Lob der liebenswürdigen Freundlichkeit ihres Besitzers durch Reisende aus allen Ländern Europa's, von denen seit Jahren keiner durch Hermannstadt ging, ohne den Pfarrer von Hammersdorf zu besuchen, weit über die Grenzen Siebenbürgens getragen worden. Wie sehr ist es zu wünschen, daß die werthvollen Sammlungen dem Lande ihrer Heimath erhalten werden!

Von Seiverts Leben hat sein Freund Windisch eine dankenswerthe Skizze gegeben, eine kurze Biographie Ackners ist in dem ersten Bande des biographischen Lexikons von Dr. Konstantin von Wurzbach, ein von dem k. k. Finanzkommissär Albert Bielz geschriebener Nekrolog in dem von ihm redigirten Beiblatte des „Siebenbürger Boten", Jahrgang 1862, enthalten.

Referent hat nicht die Absicht, die von diesem Manne gelieferten Daten zu erweitern — der Gang seines Lebens ist, wie wir aus denselben sehen, von jenem der meisten evangelischen Pfarrer im Sachsenlande nicht verschieden gewesen; er hat ihn aus dem Elternhause auf das Gymnasium, erst von Schäßburg, dann von Hermannstadt, von diesem auf die Hochschulen von Wittenberg und Göttingen, darauf durch das Lehramt an dem evangelischen Gymnasium und das Predigeramt an der Kirche von Hermannstadt zur Pfarrgemeinde von Hammersdorf geführt,

Digitized by Google

deren treuer Hirte er volle einundvierzig Jahre gewesen. Ein vollständiges Verzeichniß seiner größeren und kleineren Schriften hat Bielz gegeben. Allein wie Ackners Empfinden, so hat auch sein wissenschaftliches Leben dem großen Oesterreich gehört — möge daher dieser gedrängte Rückblick darauf in einer Zeitschrift, welche ihre anregende Aufmerksamkeit vorzugsweise der österreichischen Literatur zuwendet, ein Plätzchen finden.

Unmöglich aber kann Referent, der dem würdigen Manne vor 52 Jahren als Schüler, dann bis zu seinem Tode[1] als Freund sehr nahe gestanden, schließen, ohne denjenigen Vorzug Ackners hervorzuheben, welcher seinem reichen Wissen und seinem unermüdeten Schaffen eine höhere Weihe gab. Humaniora haben aller Orten seit Jahrhunderten Tausende studirt; die köstliche Frucht einer durch Christenthum veredelten Humanität ist zu allen Zeiten nur bei Wenigen zu jener Vollendung und Reife gediehen, welche sie bei Ackner erreicht hatte. Gelehrtendünkel und Anmaßung und die sogenannte geniale Grobheit, welche Mancher zur Schau getragen, um nicht nach einem bekannten Paradoxon Goethe's als Lump zu erscheinen, waren ihm vollständig unbekannt. In den Sitzungen des Vereines für siebenbürgische Landeskunde und des siebenbürgischen Vereines für Naturwissenschaften, deren hervorragendes Ausschußmitglied er seit ihrer Gründung gewesen, in den Jahresversammlungen beider, in dem Umgange mit hochgestellten Staatsdienern und berühmten Gelehrten, wie in dem Verkehre mit Neugierigen, die seine Sammlungen, blos weil es so Brauch war, besuchten, und den Alten gar oft mit seltsamen Fragen belästigten; am Tage, wo ihm das goldene Verdienstkreuz überreicht wurde, wie an dem 1858 gefeierten Jubelfeste seines fünfzigjährigen Wirkens, wo ihm Männer aller Stände und Würden an der Festtafel ihre Huldigung in den herzlichsten Segenswünschen darbrachten, und der Vizepräsident der siebenbürgischen Statthalterei, Heinrich Freiherr von Lebzeltern, den Jubelgreis mit der Eröffnung seiner Ernennung zum kaiserlichen Rathe überraschte — überall blieb er der anspruchslose, bescheidene, gemüthlichem Humor stets offene, liebenswürdige Biedermann.

Und so

— — Den Edeln angeschlossen,
Die ihren Stamm der deutschen Bildung Hort
Bewahrt, lebt in dem Dank der Volksgenossen
Mit ihnen er gesegnet fort und fort

und hat sich auch in der Wissenschaft Oesterreichs und Deutschlands einen Ehrenplatz zu erringen gewußt. Have pia anima et vale!

Schuller.

[1] Gestorben am 18. August 1862.

Digitized by Google

Botanische Streifzüge durch Nordtirol.

Von Dr. A. Kerner.

Selrain.

I.

Der kurze Frühling verblüht so schnell,
Laß immer ihn unten verwelken!
Hoch oben gibts Primeln am eisigen Quell
Und Rosen und brennende Nelken:
Weicht unten das Veilchen dem reifenden Halm,
So ziehts mit der klingenden Heerde zur Alm
Auf unseren ewigen Bergen.

Es ist fürwahr ein rechter Naturlaut des vaterländischen Dichters von Gilm, der uns in den Versen anklingt, welche wir als Motto dieser botanischen Skizze vorausssenden. Es weht durch sie etwas von der Bergsehnsucht, welche jeden Tiroler im Hochsommer erfaßt und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt drängt, den Anblick der Stoppelfelder des Thales mit jenem der grünenden Almen auf den Berghöhen zu vertauschen. Es gibt in der That kein Land und kein Volk auf der ganzen Welt, in welchem das Aufsuchen der frischen Bergnatur so tief eingewurzelt wäre, als in Tirol und in dessen Bewohnern. Wenn der Hochsommer heranrückt und der „warme Wind" über den Brenner nach Norden herüberbläst, zieht Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Arm und Reich hinauf zu den kühleren Höhen, um dort die Sommerfrische zu genießen. Der ärmste Bauer weiß sich einige Tage abzugewinnen und flüchtet sich in eines der „Bauernbäder", deren es in Tirol Dutzendweise in den abgeschiedenen Hochthälern gibt. Und bis in die abgelegensten Sennhütten ergießt sich der Strom der „Sommerfrischler". In den hintersten Thalwinkeln des Hochgebirges traf ich nicht selten Bauern an, die aus den tieferen Thälern heraufgezogen waren und in den Sennhütten wenigstens eine Woche über hausten, um dort die frische Luft zu athmen und täglich einige Male von irgend einem kalten bei den Sennern berühmten Brünnlein oder von dem schlammigen als außerordentlich gesund gerühmten eisigen Gletscherwasser zu trinken. Des Tages über klettern sie zeitweilig an den steilen Schroffen herum, ersteigen dieses oder jenes Joch und kommen mit Rauten, Edelweiß, Speick und Wohlverleih reichlich geschmückt wieder zu der Sennhütte zurück. Und so jeder nach seinem Stande und seinem Vermögen. Wer bemittelter ist, sucht sich eines der komfortableren hochgelegenen Bäder zum zeitweiligen Aufenthalte aus, oder lungert einige Zeit an den Ufern eines blauen Bergsee's herum, oder flüchtet sich auf ein abgeschiedenes Landgut in die Berge hinauf.

Diese allgemeine Sitte des Aufsuchens einer „Sommerfrische" reicht bis in die älteste Zeit zurück und hat zur Entstehung einiger Gebäude Veranlassung gegeben, die vielleicht einzig in ihrer Art dastehen. Jedes der drei Stifter des Innthales hat sich nemlich in irgend einem kühlen hochgelegenen Thalwinkel ein Alpenhaus aufbauen lassen, auf welches der gefürchtete „warme Wind" des Innthales seinen

Digitized by Google

Einfluß nicht mehr zur Geltung bringen kann. Fiecht hat sich die Ufer des blauen Achensee's ausersehen, Stams hat sich hoch oben an der Nordseite des felsigen Birkkogels, und Wilten im Hintergrunde des Selrainer Thales im Angesichte des Lisenser Ferners ein Sommerhaus hergerichtet, in dessen wohnlichen Räumen der Bergwanderer jederzeit einen willkommenen Ruhepunkt zu finden vermag. — Der Erbauer des Wiltener Alpenhauses, Abt Norbert von Spergs, hätte sich in der That kaum irgendwo einen reizenderen Winkel im nordtirolischen Berglande auswählen können, als dieses kleine Thalbecken von Lisens, welches hart am Saume der Gletscherwelt gelegen, die letzte grünende Etage des Selrainer Thales darstellt. Wenn man von der tieferen Thalstufe, in welcher die Hütten des ärmlichen Dörfchens Gries an den Angern zerstreut herumliegen, durch die felsige Thalenge der schäumenden Melach aufwärts gewandert und endlich an der oberen Ausmündung dieser Enge angelangt ist, so bleibt man wohl unwillkürlich mit dem Ausrufe des Entzückens vor dem reizenden Bilde stehen, das sich da plötzlich zwischen den schwarzen Fichtenästen hervorschiebt. Ein sonniges Thalbecken mit vollkommen ebener Sohle liegt vor uns ausgebreitet. Zu unseren Füßen dehnt sich ein saftig grüner Wiesenplan, der links und rechts von dunklen hohen Arvenwäldern eingefaßt wird. Höher hinauf böschen sich steile Bergwände mit grasreichen Mähdern und schroffen Klippen und Felsmassen empor, und im Hintergrund krönt das ganze Bild das blendendweiße Horn des zehntausend Fuß hohen Fernerkogels und der langgezogene von ihm sich absenkende Eisgrat des Lisenser Ferners, der sich in östlicher Richtung gegen das Stubaier Gebiet hinüberzieht. Wie durch eine hohle Gasse, die rechts von den felsigen Abstürzen des Fernerkogels und links von den schwarzen Gneißwänden des Plerchner Kammes eingerahmt wird, drängt dort der Ferner aus seiner höheren Mulde den Eisstrom gegen die untere Thaletage herab. Und an der steilen Steinwand angekommen, welche die hohe beeiste Mulde von der tieferen grünen Thalstufe scheidet, bricht sein vorgeschobenes Eis mit tausend Sprüngen und Klüften auseinander, und die geborstene Masse senkt sich in den waldigen Hintergrund von Lisens nieder, um dort als eine wüste zerschrundene Eiswand das Selrainer Thal abzuschließen. Nicht selten bringt der Ferner auch riesige Steinblöcke von den obersten Felszinnen auf seinen Rücken gegen Lisens herab, und an der steilen Böschung angelangt, kollern diese unter gleichzeitigem Abbrechen des Gletscherrandes mit donnerähnlichem Getöse über die Steilwand herab. Das wüsteste Trümmerwerk umsäumt auch als eine kolossale Stirnmoräne den unteren Rand des vorgeschobenen steil abstürzenden Fernereises, und zahlreiche Wasserbänder, die unter dem schmelzenden Eise hervorrieseln, durchziehen rauschend und plätschernd den wüsten Gebirgsschutt, um sich schließlich zu einem breiten Wildbach zu vereinen, der hoch aufschäumend durch den Thalboden von Lisens dahinjagt. Und hart am Ufer des zum Innthale hinausbrausenden Baches, kaum eine Stunde vom Fernerrande entfernt, steht auf der üppigen smaragdenen Wiese das weiße wohnliche Haus der Herren von Wilten friedlich und freundlich im Sonnenglanze da. — Noch jetzt schwelge ich mit Vergnügen in den Erinnerungen an die dort verlebten Tage. Noch sehe ich das hohe spitze Horn des Fernerkogels,

Digitized by Google

wie es mit seinen hell gerötheten Firnfeldern am späten Abend in das schattige kühle Thal herableuchtet, noch glaube ich mich umweht von dem würzigen Harzgeruch der Arvenwälder und dem Duft der üppigen Bergmähder, die sich hinter dem Alpenhause an den Gehängen emporziehen, und noch höre ich das Poltern des Gletscherbaches und das donnerähnliche nächtliche Getöse der vom Fernerrande zum Thale niederrollenden Eisklötze und Felsenblöcke. Und welch prächtiges reiches Feld bot sich nicht in diesem einzigen Standquartier dem Botaniker dar. Hart am Hause wuchern die dichten Gebüsche der Alpenrose und des Zwergwachholders empor und in dem angrenzenden Arvenwalde spinnt die zierliche Linnaea borealis ihre fadenförmigen Stengel um die moosigen Felsenblöcke herum. Auf den von kalten Bächlein durchrieselten Moränenschutt, ein Sprühregen der von dunklen Gneißwänden herabstürzenden kleinen Wasserfälle, auf den ausgedehnten üppigen Bergmähdern und hohen Felsklippen, in den einsamen hochgelegenen Kesseln und sumpfigen Mulden, welche Mannigfaltigkeit der Gewächse drängt sich hier nicht auf den engen Raum eines einzigen Thalgebietes zusammen. Was Wunder, daß Fremde und Einheimische von jeher das Selrainer Thal nach allen Richtungen durchstöberten und dessen Pflanzenschätze ausbeuteten. Zwei geistliche Herren des Stiftes Wilten, welche sich um die Erforschung der botanischen und meteorologischen Verhältnisse ihres Heimathlandes die wesentlichsten Verdienste erworben haben, der unermüdliche Subprior Stephan Prantner und der tüchtige Mooskenner Perktold haben hier zeitweilig gehaust, gesammelt und beobachtet, und unser berühmter Bergsteiger Thurwieser hat einst von hier aus seine kühne Expedition auf das befirnte Horn des Fernerkogels ausgeführt. Der verstorbene König August von Sachsen hat hier an dem Tage vor dem unglückseligen Sturze bei Imst botanisirt und — wie uns sein damaliger Begleiter Moriggel erzählt — als letzte Pflanze die bis zum Thalboden von Lisens herab verbreitete Campanula barbata in sein Portefeuille eingelegt.

Der Boden des nördlichen Theiles des atlantischen Ozeans.

Am 2. Juli 1860 verließ der englische Dampfer „Bulldog" den kleinen Hafen Stornoway auf den Hebriden; er stand unter dem Befehle des berühmten Nordpolfahrers Sir Leopold M'Clintock und seine Aufgabe war, die Möglichkeit der Legung eines Telegraphenkabels nach Island, von dort an die Südspitze Grönlands und endlich nach Labrador zu untersuchen. Ein junger Arzt, Dr. G. C. Wallich, war der Expedition als Naturforscher beigegeben, welche nachdem sie unter manchen Gefahren ihre Aufgabe erfüllt hatte, am 11. November desselben Jahres glücklich wieder an der irischen Küste landete. Eben ist nun der erste Theil eines naturwissenschaftlichen Berichtes unter dem Titel: „The North-Atlantic Sea-Bed, comprising a Diary of the Voyage on Board H. M. S. Bulldog" u. s. w. von

Digitized by Google

Seite des Herrn Wallich veröffentlicht worden, eine Schrift, welche durch ihren großen Reichthum an neuen und schwer zu wiederholenden Beobachtungen über die Beschaffenheit des Meeresgrundes und seine Bewohner in sehr großen Tiefen, volle Aufmerksamkeit verdient. Eine gedrängte Uebersicht seines Inhaltes mag zeigen, von welcher Bedeutung diese neuen Beobachtungen nicht etwa nur für die physische Geographie, für den Thiergeographen und den Pflanzengeographen sind, sondern wie sie auch auf gewisse geologische Anschauungen nicht ohne einen tief greifenden Einfluß bleiben können.

Die erste Hälfte dieses ersten Theiles ist ein erzählender Reisebericht mit zahlreich eingestreuten Bemerkungen, größtentheils physikalischen Inhaltes. Dabei fließen fortwährend Angaben über die vorgenommenen Sondirungen ein. Jenseits der Faroer beginnen die ausführlicheren Angaben; fünf bis sechs Sondirungen werden täglich vorgenommen; der Boden senkt sich allmälig in die Tiefe und nachdem etwa zwei Dritttheile des Weges zwischen diesen Inseln und Island zurückgelegt sind, ist die größte Tiefe dieser Strecke in 682 Faden erreicht. Die konische Schale, welche an dem Lothe befestigt ist, bringt hier ein Stückchen Quarzfels, etwa einen Zoll groß, einige Basalt-Gerölle, eine gerollte Schale von Pollicipes, eine Serpula, eine Spirorbis und zwei lebende Truncatulinen herauf; in dem Berichterstatter fängt die Ansicht an sich zu bilden, daß thierisches Leben bis in viel größere Tiefen hinabreiche, als man bisher meinte. Zugleich fällt die Abrollung des Basaltes auf, der die Voraussetzung einer Strömung in der Tiefe veranlaßt, so wie der fast gänzliche Mangel irgend einer schlammigen oder sandigen Ablagerung. Noch ein sonderbarer Umstand spricht für das Vorhandensein einer Strömung in der Tiefe, welche von Spitzbergen und der Westküste von Nova Zembla herkommen mag, und zwar das Fehlen vulkanischer Auswurfsprodukte von den Faroern an bis an diesen Punkt, obwohl es bekannt ist, daß bei den Ausbrüchen des Hekla und des Skaptar Jokul vulkanische Theilchen über die ganze Nordsee bis an die norwegische Küste getragen werden. Wallich meint aber, daß diese Theilchen durch die Strömung fortgeführt werden. Jenseits dieser tiefsten Stelle, im letzten Drittel der Strecke, besteht der Boden wirklich aus vulkanischem Detritus.

Bei schlechtem Wetter nähert man sich Island; die Sondirungen längs der Südküste liefern allenthalben scharfen, glasigen Obsidiansand, fast ganz frei von Bimsstein oder eigentlicher Lava. „Es scheint daher, als bestünden die Wolken von vulkanischem Staub, welche sich zuweilen bis Norwegen, zu den Faroern und sogar bis Shetland ausdehnen, aus der eigentlichen geschmolzenen Innenmasse des Vulkans, während Laven und Bimsstein gleichsam den Schaum ausmachen, der an der Oberfläche schwimmt.“ Die Obsidiane entweichen, wo sie in größerer Menge getroffen werden, nur an den tieferen Stellen des Kegels gangförmig durch Spalten, werden sie aber durch die Gewalt der außerordentlich komprimirten Gase durch die Esse des Kraters selbst hinausgestoßen in die Atmosphäre, so zerbersten sie in zahllose Atome, die von den Winden davongetragen werden.

Digitized by Google

Nach einem kurzen Besuch in Reikiavik wird dasselbe am 14. Juli wieder verlassen; in geringer Entfernung von der Westküste hört der Meeresboden auf mit vulkanischer Masse bedeckt zu sein und zeigt sich abermals ein viele Meilen breiter Streifen von basaltischen Geröllen, dann folgt wieder vulkanische Masse in Gestalt von dunklem Schlamm, der aber mehr und mehr nachläßt, bis er in 27° 33' Long. Greenw. seine Grenze bei 819 Faden Tiefe erreicht. Das Loth zeigt immer größere Tiefen; schon am zweiten Tage sind 1377 Faden erreicht; etwa auf halbem Wege nach der Südspitze Grönlands wird die größte Tiefe in 1572 Faden bei fein schlammigem Grunde getroffen und von hier an nehmen die Tiefen ebenso regelmäßig wieder ab. In der Nähe der grönländischen Küste erfolgt ein rasches Aufsteigen von 806 auf 228 Faden; der Boden besteht aus grauem Schlamm und aus Trümmern von granitischen Gesteinen. Ein furchtbarer Sturm bricht los indem der „Bulldog" in den nördlichen Theil der Davisstraße tritt, um Fredericksh aab an der grönländischen Westküste zu erreichen, wohin ein Kohlenschiff vorausgegangen war. Sturm und Eis machen es unmöglich den Hafen zu erreichen und am 24. Juli befindet sich das Schiff nördlich von Fredericksh aab im Angesichte des „Großen Gletschers". Dieser endet nicht wie so viele andere Gletscher an der Küste in tiefem Wasser, an welchem sich riesige Eismassen in der Gestalt von Eisbergen ablösen könnten, sondern es streckt sich an seinem Stirnende eine weite, aus überaus feinem Sand gebildete Bank, die Tallert-Bank, aus, welche nichts anderes als das von einem unter dem Gletscher fließenden Strome herbeigeführte Materiale ist. Gletscherende und Flußmündung fallen also hier zusammen, eine eigenthümliche Modifikation des sogenannten Gletscherbaches, welchen man an dem unteren Ende, dem „Abschwunge" unserer Alpengletscher so häufig hervorkommen sieht.

Die ganze Küste ist mit einem Eiswalle umgeben, und man macht am 30. Juli einen zweiten vergeblichen Versuch um nach Fredericksh aab zu gelangen. Gewaltige Windstöße erschüttern das Schiff, welches nur mit Mühe im Stande ist sich durch seine Dampfkraft frei zu halten von den riesigen Eisbergen, welche wegen des bedeutenden Uebergewichtes ihres unter die Meeresfläche eingetauchten Theiles unerschüttert stehen zwischen den hochbrandenden Wogen und dem sich thürmenden Packeis. — Am 3. August war man wieder in Sicht des „großen Gletschers" und der Tallert-Bank, als ein Segel bemerkt wurde; es war das vorangegangene Kohlenschiff der „Cicerone", welches durch einen Sturm so weit nach Norden getrieben worden war, daß es erst jetzt zurückkehrte. Mit dem „Cicerone" im Tau suchte man nun einen nördlicheren und zugänglicheren Hafen auf. Endlich nach dreiwöchentlichem Sturme im Eismeere wurde in Goodhaab geankert, nachdem man auch noch einen amerikanischen Schooner, den „Nautilus", in Tau genommen hatte, der fünfzig Studenten von Williams College, Massachusetts, trug, die unter der Leitung des Prof. Chadbourne hieher gekommen waren, um physische Geographie zu studiren. Hier fand sich Gelegenheit, um einige Messungen über die Tiefe anzustellen, bis zu welcher Eisberge unter den Wasserspiegel hinabreichen und

Digitized by Google

zeigte sich der untergetauchte Theil durchschnittlich nicht weniger als vierzehn bis sechszehnmal so hoch, als der sichtbare. Es waren nur selten Felsblöcke auf diesen gewaltigen Eismassen zu bemerken, und Wallich meint, daß der Transport von Gesteinen in großem Maßstabe dadurch veranlaßt werde, daß sie auf den Grund auflaufen und, nachdem sie durch Abthauen wieder flott geworden, vom Grunde an ihrer Basis die Steine aufheben und mitschleppen.

Von Grönland wurde nach Indian Harbour in Labrador gesteuert; wieder traf man bei im Ganzen tieferer See die größte Tiefe beiläufig auf halbem Wege, und zwar in 2032 Faden, unweit der amerikanischen Küste aber wieder ein plötzliches Aufsteigen des Grundes, hier sogar von 1190 auf 280 Faden.

Wir übergehen nun die anziehenden Nachrichten über Hamilton-Inlet, den weiten Melville-See und die dünn bevölkerte Umgebung desselben. Am 29. September war die Expedition abermals in Julianshaab an der grönländischen Westküste, nachdem sie glücklich sich durch ein Labyrinth von Eisbergen hindurchgewunden hatte. Die Sondirungen stimmten im Allgemeinen mit jenen der Hinreise überein, und man verließ Grönland nach kurzem Aufenthalte nicht ohne daß das Schiff bei einem neuen rasenden Sturme am Cap Farewell beschädigt worden wäre. Sir M'Clintock wendete sich, eine neue Linie verfolgend, nach der Bank Rockall, westlich von den Hebriden. Das Loth zeigte 1620, dann 1168, höchst unerwarteter Weise aber auf halbem Wege mitten im Ozean nur 748 Faden. Dieser Punkt, in Lat. 59° 39' N., Long 29° 38' W., liegt weit südwestlich von Cap Reikianeß in Island, doch glaubt Wallich annehmen zu sollen, daß in dieser Richtung ein langgedehnter Rücken am Grunde des Meeres bestehe. In die Fortsetzung dieses Rückens aber fällt ein Punkt, in Lat. 57° 30' N., Long. 30° 50' W., welchen ältere Karten als eine für Schiffer gefährliche Stelle unter dem Namen „das gesunkene Land von Buß" bezeichnen. Noch in einer Karte von 1777 findet man diese Angabe, obwohl Sir J. Roß und Kapitän Graah vergeblich im Laufe dieses Jahrhunderts darnach gesucht haben, aber Graah wies zugleich darauf hin, daß die Lage dieses von ihm nicht gefundenen „gesunkenen Landes" genau übereinstimme mit jener, welche alte Geographen dem räthselhaften Friesland zuschreiben.

Einen ganz unmittelbaren Hinweis machte auch schon im vorigen Jahrhundert David Crantz in seiner Geschichte Grönlands, indem er geradezu erzählt, im Jahre 1380 seien Nicolo und Antonio Zeni, zwei edle Venetianer, durch einen Sturm von Island in das Deucaledonische Meer hinausgetragen worden und dort hätten sie zwischen Island und Grönland in Lat. 58° eine große Insel entdeckt, welche von Christen bewohnt, von hundert Städten und Dorfschaften bedeckt und West-Friesland genannt sei. „Frobisher", sagt Crantz weiter, „hat in dieser Breite ein Land gefunden, dessen Einwohner in jeder Beziehung den Grönländern ähnlich waren und das er daher für einen Theil von Grönland hielt. Einige Personen jedoch hegen die Meinung, daß diese Insel von einem Erdbeben verschlungen worden sei, und daß sie dasselbe sei, wie das „gesunkene Land von Buß", welches

Digitized by Google

von den Seefahrern gefürchtet wird wegen der geringen Tiefe des Wassers und der wüthenden Brandung der Wellen.

Mag nun dieses Land in Folge einer plötzlichen vulkanischen Katastrophe untergegangen sein, oder mag es, so wie heute die Westküste Grönlands allmälig hinabsinkt, nur nach und nach im Laufe der letzten Jahrhunderte verschwunden sein, so bleiben doch jedenfalls die vorhandenen Fingerzeige für die einstige Existenz eines Landes an dieser Stelle höchst bedeutsam und mögen dieselben besser geeignet sein, unseren Pflanzengeographen einen Anhaltspunkt zu geben, wenn sie von einer einstigen Verbindung Amerika's mit Europa sprechen, als die Atlantis-Mythe Platons.

Bei der nächsten Sondirung sank das Loth wieder bis 1260 Faden hinab, und hier war es, wo die unerwartetste und glänzendste Entdeckung der Reise, kurz vor der Heimkehr den Naturforscher lohnte. Zuerst wurde nur das Loth hinabgelassen, hierauf ließ man eine zweite Vorrichtung, eine konische Schale, folgen, um die Beschaffenheit des Grundes zu erkennen; sie stieß in derselben Tiefe auf, aber man ließ noch 50 Faden weiter ablaufen, welche durch eine kurze Weile auf dem Meeresboden ruhten. Als man nun die Vorrichtung heraufbrachte, zeigte sich, daß an das letzte, 50 Faden lange Ende 13 lebende Seesterne (Ophiocomae) angeklammert waren — das erste mit einiger Genauigkeit festgestellte Vorkommen lebender Wesen in einer Tiefe, in welcher man wegen des enormen Druckes, des Mangels an Licht und aus anderen Gründen jedwedes Leben für eine Unmöglichkeit gehalten hatte.

Nach heftigen Stürmen lag am 19. Oktober der „Bulldog" zurückgetrieben wieder in Reikiavik, um seine Schäden auszubessern, und am 11. November landete er, wie gesagt, glücklich an der heimischen Küste; seine Bemannung mochte das Bewußtsein haben, neben ihrer engeren Aufgabe auch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben. —

Der zweite Theil von Wallichs Bericht beschäftigt sich ausschließlich mit der Vertheilung des organischen Lebens am Grunde des Meeres und stellt der bisher herrschenden „antibiotischen" Ansicht, welche die Möglichkeit des Lebens in großen Tiefen leugnet, diese neuen Beobachtungen entgegen. In der That dachte man bisher schon aus der auffallenden Abnahme an Mannigfaltigkeit, welche man in den Faunen verschiedener Meere gegen die größeren Tiefen hinab wahrgenommen hatte, auf ein gänzliches Erlöschen derselben um so mehr schließen zu müssen, als es niemals gelingen wollte, wirklich aus diesen großen Tiefen lebende Wesen zu erhalten. Auch wußte man, wie abweichend die physikalischen Verhältnisse der Tiefen seien. So meinte z. B. Edw. Forbes, dessen Untersuchungen in dieser Sache zu den gründlichsten gehören, daß in 300 bis 550 Faden jedes organische Leben erlösche. Ehrenberg in Berlin erklärte sich seit längerer Zeit gegen diese Ansicht, wei die mikroskopischen Gehäuse der Globigerinen, die ihm aus viel größeren Tiefen zugekommen waren, noch die gallertartige Masse der Thierchen enthielten. Dieses Argument läßt Wallich nicht gelten; er behauptet im Gegentheile, daß die Verwesungsprozesse der Tiefe ganz andere seien als jene, die wir am Lande beobachten,

Digitized by Google

und daß selbst aus seichtem Meere in die großen Tiefen hinabgelangte Körper durch lange Zeit unverwest bleiben mögen. Der entscheidende Umstand bleibt hier das Auffinden wirklich lebender Thiere, das nun gelungen ist.

Wallich kannte bei der Abfassung dieses Berichtes noch nicht jene neuesten Beobachtungen von Milne-Edwards in Paris, welche im 15. Bande der „Ann. des sciences nat." niedergelegt sind und welche zu denselben Ergebnissen führen. Das Kabel, welches zwischen Bona und Cagliari lag, wurde durch einen nicht näher bekannten Umstand zerrissen und mußte ans Land gebracht werden. Es hatte zwei Jahre am Grunde des Meeres gelegen und Stücke, welche in einer Tiefe von 2000 bis 2800 Meter geruht hatten, kamen zur Untersuchung nach Paris.

An diesen Stücken nun fanden sich mehrere Conchylien-Arten (Ostrea cochlear, Pecten opercularis, P. Testae), welche sonst im Mittelmeere in viel geringeren Tiefen häufig getroffen werden, und einige sonst seltene Schneckenarten (Monodonta limbata, Fus. lamellosus); das Auffallendste aber bestand darin, daß nicht weniger als 14 Korallen auf das Kabel selbst aufgewachsen waren, welche drei verschiedenen Arten angehören, von denen bisher noch keine im Mittelmeere getroffen worden war. Eine von diesen Arten war im fossilen Zustande in Piemont und in Sicilien, die zweite ebenfalls fossil in Algier gefunden worden und beide galten für erloschen; die dritte Art ist ganz neu. Schon ist vor einigen Jahren in ziemlicher Tiefe in englischen Wässern eine Koralle lebend gefunden worden, die für erloschen gegolten hatte; hier tauchen sogar zwei solche Arten auf, und doch ist, was wir aus diesen großen Tiefen kennen, bisher nur auf so ganz zufällige Kunde beschränkt. Es ist als sollten sich die Muthmaßungen Schröters und der übrigen deutschen Conchyliologen des vorigen Jahrhunderts unerwarteter Weise bestätigen, welche meinten, viele der scheinbar ausgestorbenen Seethiere der jüngeren Ablagerungen könnten heute noch in sehr großen Meerestiefen fortleben und müßten erst in ihnen entdeckt werden. Wie dem auch sei, jedenfalls haben wir auf diesem Gebiete im Laufe der nächsten Jahre eine sehr bedeutsame Erweiterung der bisherigen Erfahrungen zu erwarten.

Wallich nimmt an, daß die beobachtete Abnahme der Temperatur gegen die Tiefe, welche durch das Hinabsinken des kälteren Wassers verursacht wird, ihre Grenze erreiche, sobald die Temperatur jene sei, in welcher das Wasser das Maximum seiner Dichte besitzt, also etwas über 3° Reaumur. Die Wässer der Tiefe sollen allenthalben diese selbe Temperatur besitzen und folglich auch die Vertheilung der Organismen hier eine viel gleichförmigere als in den höheren Meereszonen sein. Es wird zugegeben, daß, während die Thierwelt vom Lichte unabhängig ist, doch die Pflanzenwelt unbedingt des Sonnenlichtes bedarf, daß sie also schon in geringerer Tiefe die Grenze der ihr nothwendigen Lebensbedingungen finde. In der That nimmt Wallich als erwiesen an, daß die Thierwelt im Maximum sich 20.000 Fuß über den Meeresspiegel erhebe und 15.000 Fuß unter denselben hinabsenke, also eine gesammte Vertikalausbreitung von 35.000 Fuß besitze, während die Pflanzenwelt

Digitized by Google

nur 18.000 Fuß über und 2400 Fuß unter den Meeresspiegel sich erstrecken, also nur ein Gesammtgebiet von 20.400 Fuß bewohnen soll.

Eine Anzahl heute noch vereinzelter, aber höchst bedeutsamer Beobachtungen starrt uns nun abermals auf einem neuen Felde entgegen. Das weite Gebiet der großen Meerestiefen, weit mehr als die Hälfte der Oberfläche des Planeten umfassend, stellt sich uns an einzelnen Stellen als bewohnt, und folglich vielleicht sogar allenthalben als bewohnbar heraus. Große Hindernisse sind zu überwinden, bis man hier zu einer näheren Einsicht gelangt, aber sie werden ohne Zweifel überwunden werden. Bis dahin müssen die zahlreichen Fragen unbeantwortet bleiben, welche sich hieran knüpfen. Eine der ersten unter ihnen ist jene, ob denn nicht die bisher gänzlich unerklärt gebliebene Erscheinung, daß einzelne Arten fossiler Seethiere, allen heute geltenden Gesetzen der Thiergeographie zuwider in den entferntesten Theilen der Erde von den Falklands-Inseln bis in die arktischen Länder gefunden werden — einfach darin ihre Erklärung finde, daß diese Thiere die Region der großen Tiefen, die Region der über den ganzen Erdball konstanten Temperatur von etwas über 3° Reaumur bewohnten. Neben dieser einen Frage aber stehen so viele andere, daß es unmöglich ist, sich heute schon ein Urtheil über die Tragweite zu machen, welche die Beobachtungen von Wallich und Milne-Edwards nicht nur für die Thiergeographie, sondern ganz insbesondere für die Geschichte der organischen Welt und die Geschichte der Planeten überhaupt haben. Denn man kann vernünftiger Weise nicht anders annehmen als daß die Temperatur, bei welcher Seewasser das Maximum seiner Dichtigkeit erreicht, von jeher dieselbe, daß also auch die Temperatur der großen Tiefen, abgesehen von dem geringen Einflusse der Ausstrahlung der inneren Erdwärme, ebenfalls seit unmeßbarer Zeit dieselbe sei. Geologische Veränderungen, welche auf dem trockenen Lande und in den höheren Zonen des Meeres eine gänzliche Veränderung der physischen Lebensbedingungen veranlassen und dadurch eine tief eingreifende Wirkung auf die Fauna und die Flora derselben ausüben, mögen daher für die Bewohner dieser Tiefen gänzlich unempfunden vorübergehen, und es begreift sich nun, wie so in den großen Tiefen Arten uns erhalten bleiben konnten, die man bisher für erloschen hielt. Diese wenigen Andeutungen genügen wohl, um den Werth dieser neuen Entdeckungen zu zeigen, welche durch die bedeutungsvollen Winke, die in ihnen liegen, hoffentlich eine neue und fruchtbringende Anregung in jene schwierigen Studien bringen werden, welche die Geschichte der Natur zu ihrer Aufgabe haben.

E. S.

Digitized by Google

Guizots Memoiren.

(Guizot Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome 5. Paris, Leipzig, 1862.)

Angezeigt von Dr. L. Neumann.

Wir erfüllen eine Pflicht, indem wir wie Jahr für Jahr einen neuen, hier den fünften Band der Denkwürdigkeiten Guizots in diesen Blättern anzeigen. Er erschien vor einem halben Jahre; die Blätter des Tages und das große Publikum nahmen davon flüchtige Kenntniß, eben so viel, als die sich rasch drängenden Ereignisse der bewegten Zeit es gestatten. Aber Guizot gehört unseres Bedünkens wie sein Buch der Geschichte an, und verdient ruhig, ohne leidenschaftliche Befangenheit beurtheilt zu werden.

Wir gestehen es, so wichtige Beiträge uns die langsam fortschreitenden Denkwürdigkeiten zur neueren Geschichte Frankreichs und Europa's liefern, daß der Mann der sie schreibt, uns fast in höherem Grade anzieht. Die strenge puritanische Gestalt des inmitten aller politischen Phasen seines Vaterlandes unveränderlichen Mannes hat, seit er aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften entrückt, in stiller Zurückgezogenheit seine Erinnerungen mehr für die Nachwelt als die Zeitgenossen schreibt, an Bedeutung und imponirender Würde nicht verloren. In dem immer mehr sich verengenden Kreise jener Männer, welche während der Restauration als Vorkämpfer konstitutioneller Einrichtungen, später als die Stützen der achtzehnjährigen Regierung Ludwig Philipps, als Staatsmänner und Redner glänzten, durch Meisterwerke der Literatur unvergänglichen Ruhm über ihr Volk verbreiteten, steht Guizot oben an. Was sind diese Epigonen des zweiten Kaiserreiches, diese Sprach- und Sittenverderber, diese feilen Lobredner der gekrönten Demokratie oder schäumenden Zukunftspolitiker gegen die Villemains, die Cousins, die Broglies, die Thiers und so viele andere auserlesene Geister der nächst vorhergehenden Epoche? Das sicherste Kennzeichen der Abnahme ist das Sprachverderbniß. Man lese nur die neueste Produktion eines Mannes, der viel Edleres und Größeres geschaffen, die Misérables (Omen et Nomen) von V. Hugo, um den Rückschritt augenfällig wahrzunehmen, der imperialistischen Skribenten, der Laguerronières und Konsorten nicht zu gedenken. Welche Gedankenleere mit aufgedunsenen Worten verbrämt, welche Unkorrektheit der Diktion, welche Unschönheit, welcher Mangel an Symmetrie im Ganzen und in einzelnen Sätzen! Und dieses schamlos cynische Prahlen mit Tugend und Freiheit, während die That beiden Hohn spricht, diese in ein System gebrachte Korruption, diese Schriftstellerei, welche an die bösesten Leidenschaften und Vorurtheile appellirt und zugleich die heiligsten Interessen eines ganzen Welttheiles ausbeuten möchte, um jene wie diese einem Despotismus dienstbar zu machen, der keine andere Schranke kennt als die des Erreichbaren, dem alles erlaubt dünkt, was ihm frommt. Ueber diese dämonische, Frankreich entsittlichende Wirthschaft des zweiten Kaiserreiches wird die Geschichte dereinst ein strenges Urtheil fällen. Ach, wir können uns den nagenden Schmerz eines patriotischen Herzens wie Guizots denken, der sein Vaterland,

Digitized by Google

trotz äußerer, vorübergehender Erfolge, die den Denker und Kenner der Geschichte nicht täuschen, nur die Massen verblüffen, die oft nur um so jäheren Sturz vorbereiten, so tief sinken sieht. Aber er verzweifelt nicht an seinem hochbegabten Volke, an dessen unvertilgbaren inneren Gehalt. Niemand vermag wie er diesem Volke den Spiegel der Vergangenheit wie der Neuzeit vorzuhalten. Wer hat tiefer als er die geistige Entwicklung, die Geschichte der Civilisation seines Vaterlandes erforscht und lebensvoller dargestellt, wer vermag siegreicher als er die Sophisten des Tages zu widerlegen? Wie seine nächsten politischen Freunde hält er sich fern, vollständig fern von dem jetzigen Regiment. Das Beispiel des alten eitlen Dupin, der doch dem Hause Orleans persönlich näher stand als mancher Andere, hat, zur Ehre Frankreichs sei es gesagt, unter den Politikern der früheren Regierung keine Nachahmer gefunden. Die stolze Reserve der alten Staatsmänner, ihr Ekel vor Vermengung mit dem Schwarme der heutigen Hofsophisten, ist ein Protest gegen die Entwürdigung des Landes, ein Schmerz, den die Machthaber ertragen müssen aber nicht verwinden können.

Wir bemerkten oben, uns fehle zunächst noch mehr der Mensch als der Staatsmann Guizot. Die Traditionen der besten französischen Gesellschaft, der philosophischen und echt liberalen Schule Frankreichs, die feine Sitte des Weltmannes und Gelehrten, die Würde des streng sittlichen Charakters vermählen sich bei ihm mit jener echt christlichen Gesinnung, die ihn, den Calvinisten, zum Vertheidiger des Papstes macht, den sein Beschützer wohl bewachen kann, aber gegen Beraubung nicht schützen will. Wie glücklich ist Guizot, und wie gerne folgen wir ihm, wenn er sich aus dem Parteigetriebe, aus dem Wirrsal der Tagespolitik in seine Erinnerungen flüchtet, wenn er uns, wie im vorliegenden Bande, in die englische Gesellschaft einführt, in der er, der erste protestantische Botschafter Frankreichs, mit gastlicher Zuvorkommenheit, wie ein alter Bekannter, ein in englische Geschichte und Zustände tief Eingeweihter — und doch betrat er zum ersten Male den Boden Englands — aufgenommen wurde. Am liebsten weilte er im Hause des edlen Lord Holland, über dem der Geist des großen Onkels Fox schwebte, dessen launenhaft liebenswürdige, geistvolle, gute und stolze Gemahlin die bedeutenden Männer des Landes um sich versammelte. Hier knüpfte Guizot viele für ihn als Menschen, Gelehrten und Diplomaten — auch in dieser letzten Eigenschaft erscheint er zum ersten Male — gleich interessante Bekanntschaften. Begreiflich war unter den für ihn interessantesten die Macaulays. Ein Schauspiel einzig in seiner Art, für uns anziehender als manche Haupt- und Staatsaktion, ist Macaulay, der Guizot in der Westminster-Abtei, ein Cicerone sonder Gleichen, der Geschichtschreiber den Geschichtschreiber umher führt. Wie lauscht der Hörer dem erklärenden Führer! Ihm ists, als ob Macaulay mit magischem Stabe die Gräber berührte. Und alle die Könige und Königinnen, die Staatsmänner, Helden und Dichter, welche dieses Pantheon brittischen Ruhmes bewohnen, erheben sich, als ob sie leibten und lebten, aus ihren steinernen Betten und ziehen im geschichtlichen Chor vor die Blicke der merkwürdigen Beschauer. Einer von ihnen, der Jüngere, der große Historienmaler Macaulay, ist

Digitized by Google

seither selbst zu den Todten, die immer leben, in der Ruhmeshalle Englands versammelt worden. Auch Lord Mahon, Dr. Arnold, Grote und Hallam, alle bedeutende Geschichtschreiber, lernte Guizot in der Nähe kennen. Am intimsten wurden seine Beziehungen zu Hallam, dem gewissenhaftesten der Forscher, dem die Wahrheit über alles, auch über die Partei und nationales Vorurtheil ging. Den gewaltigen O'Connell lernte er bei Mistreß Stanley kennen. Wir sind zwei große Beispiele des Fortschrittes, redete er ihn an, Sie der erste Katholik im brittischen Parlamente, ich der erste protestantische Botschafter Frankreichs am brittischen Hofe. Die englische Gesellschaft unserer Zeit erscheint ihm verfeinerter und toleranter zugleich als sie es im vorigen Jahrhunderte war. In jener Beziehung verschwanden die Gewohnheiten der Unmäßigkeit und des regellosen Lebens, und mit dem Hinwegfallen des religiösen Druckes hat die englische Kirche an Freiheit der Anschauung gewonnen, die Dissidenten an Bitterkeit und Zelotismus verloren. Die politischen Parteien jedoch als solche, als große, festgeschlossene Armeen sind offenbar durch Sir Robert Peels Reformpolitik durchbrochen und desorganisirt worden. Die großen Parteien, welche für die Macht und Dauer freier Regierungen nothwendig sind, müssen sich neu gestalten. Wenn man längere Zeit in England lebt, fühlt man sich, wie Guizot bemerkt, in einer kalten aber gesunden Luft, wo die sittliche und gesellschaftliche Gesundheit stärker ist als die sittlichen und gesellschaftlichen Krankheiten, an denen es dort allerdings nicht mangelt. Das höchste Glück genießt, den höchsten Werth hat der Engländer im Heiligthume seines home. Wer sich in der englischen Gesellschaft wohl befinden will, muß mehr Freude an ernstem, innigem Glücke als an rauschenden Vergnügungen der großen Welt haben. Ihn, Guizot, konnten weder die Arbeiten des politischen, noch die Unterhaltungen des gesellschaftlichen Lebens je vollkommen befriedigen. Oberflächliche Freuden bleiben sie, mögen sie noch so groß und angenehm sein. Von der Außenseite bis zur Tiefe des Herzens ist ein weiter Abstand; wahre und innige Freundschaft, Blicke zärtlicher Zuneigung, Worte des Vertrauens, die Hingebung, die Stille und Wärme des häuslichen Herdes, das ists, was das Herz in der That erschließt und erfüllt. Warum also im Leben Dingen, die so wenig befriedigen, wie die Macht, der Einfluß, der Ehrgeiz und die Eigenliebe, mit so angestrengter Thätigkeit einen so großen Antheil einräumen? Weil man seinem Berufe mehr als sich selbst angehört, seiner Eigenthümlichkeit nicht selten mehr als seinem Willen gehorcht. Wie das Wasser fließt, wie die Flamme steigt, gelangte Guizot zu den öffentlichen Geschäften. Wenn er die Gelegenheit sah, wenn das Ereigniß ihn rief, folgte er, ohne zu überlegen, ohne zu wählen, und begab sich auf seinen Posten. Die Menschen sind Werkzeuge in den Händen einer höheren Macht, welche sie nach oder entgegen ihrer Neigung zu den Zwecken gebraucht, für welche sie uns geschaffen hat.

Wohl glauben wir, daß Guizot sich in seiner Studirstube unter Folianten und Manuskripten, oder in seinem reizenden Landsitze in der Normandie inmitten seiner Lieben viel heimischer und freudiger gestimmt fühlte, als auf der Tribüne wüthenden und hämischen Gegnern gegenüber, oder in geräuschvollen Salons, oder

Digitized by Google

im diplomatischen Geschäftsverkehr mit einem so schlauen, proteusartig gewandten Praktiker wie Lord Palmerston. Der Gelehrte Guizot wird zweifelsohne viel länger in der Erinnerung der Nachkommen leben als der Minister und Diplomat Guizot. Niemand wird deßhalb die Bedeutung des Mannes als Politiker und Redner, seine großen Verdienste um Bekämpfung der Anarchie verkennen, und daß sein diplomatisches Lehrjahr in London, das Jahr 1840, dessen Ereignisse den fünften Band der Denkwürdigkeiten füllen, ein Meisterjahr war, dürften auch gewiegte Diplomaten der alten Schule zugeben. Jünger der diplomatischen Kunst können aus den Unterhandlungen Guizots, seinem persönlichen und schriftlichen Verkehr, seinem behutsamen und würdigen Auftreten, seinen Beobachtungen, seinem taktvollen Benehmen in einer der heikelsten Phasen moderner Geschichte inmitten der Kollision der mannigfachsten Interessen und Ansichten, gar manche nützliche Lehre entnehmen. Die diplomatische Thätigkeit Guizots vermochte nicht die Abschließung des Quadrupelvertrages vom 15. Juli 1840 ohne Zuthun, mit Ausschluß Frankreichs zu verhindern. Die Vermittlungsversuche des Königs der Belgier, die Nachgiebigkeit Frankreichs, die freilich nie bis zum Entschlusse ging, Mehemed Ali selbst den lebenslänglichen Besitz Syriens zu entziehen, scheiterten an der Hartnäckigkeit Lord Palmerstons, vor allem an der Schlauheit des russischen Kabinets, das lieber seinen, ohnehin nicht mehr haltbaren Vertrag mit der Pforte von Hunkiar Iskalessi opferte, die beschützte Pforte noch mehr demüthigte und schwächte, und mit unvergleichlicher Meisterschaft auch die brittischen Staatsmänner mit seinen Netzen umgarnte, um, was der Hauptzweck war, Frankreich aus dem europäischen Konzert hinauszuwerfen, und in die fatale Alternative des auflodernden kriegerisch revolutionären Geistes der Nation und einer neuen europäischen Koalition hineinzudrängen. Nicht gering war allerdings die Gefahr der französischen Regierung, ihr Groll, den zehnjährigen Kampf gegen die innere Anarchie von konservativer Seite so wenig anerkannt zu finden. Die mühsam niedergehaltenen populären Leidenschaften mußten, um Europa zu zeigen, daß man sich nicht fürchte, für alle Vorkommenheiten gerüstet sei, angefacht und doch zugleich, um nicht sturmesgleich hervorzubrechen, gezügelt werden. Man wähnte sich am Vorabende eines allgemeinen Krieges. Aber der Vertrag, den man nach langwierigen diplomatischen Schachzügen und mit Geheimhaltung entworfen, kam dennoch zu Stande, und was, wie es scheint, seine Urheber nicht minder als Frankreich überraschte, er ward in der kürzesten Frist durchgeführt. Ein anglo-österreichisches Expeditionskorps warf den Widerstand Mehemed Ali's rasch darnieder, und der Pascha, der zweimal auf dem Siegeszuge nach Konstantinopel durch das Machtgebot Europa's aufgehalten worden, mußte sich fügen, auf alle Eroberungen außerhalb Aegyptens verzichten. Lord Palmerston feierte einen seltenen Triumph. Alle Prophezeiungen von hartnäckigem Widerstande des Vizekönigs, von einem Weltbrande, der aus dem lokalen Streite um Syrien emporlodern werde, waren durch die Ereignisse Lügen gestraft worden. Aber das Ministerium Thiers konnte die Schlappe, die es erlitten, nicht überdauern. Die Schwenkung nach der linken Seite, welche der Premier beabsichtigte, der Zerfall einer ohnehin nicht kompakten, in ihrem Kerne

Digitized by Google

nur widerstrebend dem Ministerium folgenden Majorität, die Aufregung des Landes, der Ruf nach Auflösung der Kammern und parlamentarischer Reform, die persönliche Hinneigung des Königs zu den Männern seines Vertrauens, die außerhalb der Reihen des linken Centrums standen, alle Umstände vereinigten sich zum Sturze des Kabinetes, zur Bildung eines neuen, in welchem Guizot eine hervorragende Stellung einzunehmen berufen war. Dies war das Ende seiner diplomatischen Laufbahn, deßhalb versprechen die nächsten Theile seiner Denkwürdigkeiten ein immer steigendes Interesse. Um aber auf den Vertrag vom 15. Juli zurückzukehren, ist es merkwürdig und kein geringer Beleg der Wahrheitsliebe Guizots, wie er, der gewiß seine Instruktionen getreu befolgt, und nichts unterlassen hatte, die Isolirung Frankreichs in einer Frage von solcher Wichtigkeit wie die orientalische war und ist, zu verhindern, dem nationalen Vorurtheile entgegen eingesteht, daß die Politik Frankreichs den ägyptisch-türkischen Wirren gegenüber von vornherein eine verfehlte gewesen. Es habe dieser Frage eine übertriebene Bedeutung beigelegt, und seine Interessen im mittelländischen Meere in höherem Grade, als es der Fall war, mit dem Schicksale Mehemed Ali's verschlungen gedacht. Einerseits habe Frankreich in seiner Politik Aegypten eine viel zu große Stelle eingeräumt, und anderseits nichts gethan, mit Zustimmung Europa's dieses Land selbst zu konsolidiren und unabhängig zu machen. Bei der Unterstützung der Ansprüche des Pascha's auf ganz Syrien habe man dem Ehrgeize desselben zu viel nachgegeben, und zu wenig daran gedacht, einen dauerhaften Staat an den Ufern des Nil zu gründen, welcher für Frankreich weit größeren Werth habe. Alle Konzessionen zurückweisend, die man stufenweise zu Gunsten des Pascha geboten, habe Frankreich selbst dazu beigetragen die Bemühungen des Kaisers Nikolaus erfolgreich zu machen, welche darauf abzielten es mit England schlecht zu stellen und in Europa zu isoliren. Dies Benehmen sei von der doppelten Ueberzeugung geleitet gewesen, Mehemed Ali werde seine Eroberungen mit Nachdruck vertheidigen, und die vier Mächte, welche den Vertrag vom 15. Juli geschlossen, würden die größten, und doch vergeblichen oder den Frieden Europa's gefährdenden Anstrengungen machen müssen. Kaum hatten diese Mächte zu handeln begonnen, und schon zeigten die Ereignisse wie irrthümlich Frankreich die Kräfte und die Wahrscheinlichkeit des Ausganges angeschlagen. Und für eine so untergeordnete Frage, für einen Schützling, der so wenig im Stande war, sich selbst aufrecht zu erhalten, habe man die Stellung Frankreichs in Europa aufs Spiel gesetzt, sich von England getrennt, Oesterreich und Preußen aus ihrer friedlichen Theilnahmslosigkeit aufgestört, und diese drei Mächte der Frankreich feindlichen Aktion Rußlands überliefert. Und Frankreich stand allein da einer Allianz gegenüber, die keine angreifende Koalition war, noch sein wollte, aber im Innern des Landes noch brennende Erinnerungen der Kämpfe gegen die große europäische Koalition erweckte, eine Gährung des Zornes und der Aufregung hervorrief. Die Irrthümer, welche diese Sachlage herbeigeführt, waren nicht die einzelner Menschen oder Parteien, sondern öffentliche, nationale Irrthümer, die in den Kammern wie im Lande, in der Opposition wie der Regierung verbreitet und erhalten wurden. Die Stunde der Enttäuschung war

Digitized by Google

gekommen, das von Herrn Thiers präsidirte Kabinet mußte deren Gewicht empfinden. (Schluß folgt.)

Handschriftlicher Nachlaß des Freiherrn von Pillersdorff.

(Wien bei W. Braumüller 1868.)

Man hat diesem Werke aus begreiflichen Gründen mit sehr lebhaften Erwartungen entgegengesehen. Die Person Pillersdorffs war mit einer ereignißreichen Periode der Oesterreichischen Geschichte zu innig verbunden, das Interesse, welches sich an die wechselnden Geschicke des vielgefeierten und vielgeschmähten Staatsmannes knüpfte, ein zu theilnahmsvolles, die persönlichen Beziehungen endlich dieses edlen und milden politischen Charakters zu den mitlebenden Menschen zu zahlreiche und gemüthlich tiefe, als daß sich nicht die allgemeine Aufmerksamkeit einer Publikation hätte zuwenden sollen, von welcher man sich wichtige geschichtliche Aufschlüsse, die Lösung manches individuellen Räthsels, manches Geheimnisses versprach. Diese Erwartungen sind im Ganzen nur theilweise befriedigt worden. Auch die schärfsten Gegner jener Memoirenskandale, von welchen jetzt von Zeit zu Zeit der Markt der deutschen Literatur überspült wird, werden eingestehen, daß das Buch an einer gewissen Farblosigkeit und Mattigkeit leidet, durch die die Lektüre desselben mindestens nicht erleichtert wird. Wir wissen nicht, ob etwas und wie viel davon den Herausgebern zur Last fällt. allein Thatsache ist es, daß bei ihnen oder Herrn von Pillersdorff selbst eine gewisse ängstliche Nüchternheit, eine Zaghaftigkeit gewaltet hat, die der Publikation ziemlich viel von der geistigen Frische und von dem Hauche individuellen Lebens abstreiften, welche eben den äußeren Reiz derartiger Mittheilungen bilden. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der „Nachlaß" nicht des Anregenden, ja des wirklich Werthvollen und Bedeutenden Vieles enthält. Einem Geiste, wie dem Pillersdorffs nach zu denken, bietet selbst da, wo er in Anschauungen und Gedanken überholt ist, noch immer ein überreiches Maß des Lohnenden und Belehrenden. In der That aber sind es zum überwiegenden Theile die Erfahrungen eines gedankenreichen Lebens, die wenn nicht überall kühnen und großartigen, so doch selbstständigen und geistig durchgebildeten Ideen eines praktischen Staatsmannes, die uns entgegentreten — Erfahrungen und Ideen, die wohl noch einen allgemeineren und nachhaltigeren als blos biographischen Werth in Anspruch nehmen dürfen.

Doch fällt selbst für das äußere Leben Pillersdorffs die Ausbeute noch reichlich genug aus, wenn auch selbstverständlich eben hier die censirende Hand am unbarmherzigsten gewaltet haben mag. Ueber die persönlichen Erlebnisse im Jahre 1848, über die Katastrophen vom 15. und 26. Mai, die Oktober-Ereignisse ꝛc. erhalten wir im hohen Grade willkommene Mittheilungen. Von hervorragendem Interesse ist die Abhandlung, welche die Rechtfertigung des gewesenen Ministers und

Digitized by Google

Reichstagsdeputirten gegen die auf seine politische Thätigkeit gehäuften Beschuldigungen enthält. Schwerlich wird man leugnen können, daß eine Lauterkeit und Integrität der politischen Gesinnung aus diesen Zeilen spricht, wie sie mit der Annahme einer eigentlichen politischen Schuld völlig unverträglich sind. Es weht ein Ton der Milde und der Versöhnlichkeit in ihnen, der der Tiefe des Gemüthes des Verewigten ein so edles Zeugniß gibt, als das Heraustreten aus der eigenen Natur die Objektivirung der eigenen Thätigkeit einen Geist kennzeichnet, der noch im Rückblicke die Linien sicher zu ziehen weiß, welche den damaligen Bestrebungen ihre Richtung geben sollten.

Wesentlich historisches Interesse bieten noch das Schreiben an Erzherzog Johann vom 31. Mai 1848, Mittheilungen über Unterredungen mit dem englischen Botschafter Sir Stratford Canning und dem französischen Geschäftsträger de la Cour und ein Schreiben an den Feldzeugmeister von Schönhals vom 15. Juli 1852. Charakteristisch für den geschichtlichen Gang der französischen Politik in Italien ist das Resumé, das Pillersdorff seinem Berichte über die Unterredung mit Herrn de la Cour anfügt:

„Wiewohl diese Besprechung, schreibt er, fortwährend in ruhigem Tone geführt wurde, und von wiederholten Versicherungen theilnehmender und wohlwollender Gesinnungen der französischen Regierung gegen Oesterreich begleitet war, so wurde doch mit einem bedeutenden Accente zu erkennen gegeben, daß die französische Regierung die Trennung der Lombardie von Oesterreich als unvermeidlich betrachte, die gänzliche Besiegung Piemonts und das Ueberschreiten der piemontesischen Grenze durch die österreichische Armee sehr ungern sehen würde, und sich berechtigt glaubte und geneigt zeigte, in einem solchen Falle den militärischen Fortschritten durch ein bewaffnetes Einschreiten der an den Alpen aufgestellten Beobachtungsarmee Einhalt zu gebieten. Auch waren während dieser Unterredung Sympathien für die in Italien ausgebrochene Bewegung ebenso unverkennbar, als der Mangel an solchen Sympathien für Versuche ähnlicher Bewegungen in den polnischen Ländern. Endlich blickte der Wunsch der französischen Regierung durch, um ihre Vermittlung in dem Konflikte mit Piemont und zur Verständigung mit den im Aufstande befindlichen Gebietstheilen angegangen zu werden, eine Geneigtheit, welche jedoch die sich offenbar zu Piemont hinneigende Haltung der französischen Regierung unbeachtet zu lassen nothwendig machte."

Wer erkennt nicht in diesen flüchtigen Zügen die Grundsätze jener Politik, welche durch alle Zeiten hindurch die französischen Bestrebungen beherrscht hat, zur Zeit der friedliebenden Republik so gut, als in der kriegerischen Periode des erneuten Kaiserthums? Der Vorgeschmack der Interventionen, der europäischen Kongresse, kurz aller der kleinen völkerrechtlichen Erfindungen der neuesten Zeit ist überhaupt in den diplomatischen Unterredungen Pillersdorffs schon recht deutlich erkennbar. Seltsamerweise ist auch in dieser Zeit der Gährung und Unruhen, die alle inneren und äußeren Verhältnisse ergriffen haben, sein Styl in den ohne Zweifel gleichzeitigen Aufzeichnungen so ruhig und getragen, als ob die Zeitgestaltung ihn persönlich nicht

Digitized by Google

berührte. Eine fast befremdende Entäußerung der eigenen Person, der eigenen Affekte, der Bewegung in seinem Innern tritt uns entgegen.

Die späteren Aufsätze zur Verfassungsfrage in Oesterreich, über die künftige Stellung Ungarns zur Monarchie, ferner die staatswirthschaftlichen Aufsätze sind gedankenreiche Exposés, die eine eingehendere Besprechung wohl rechtfertigen würden. Doch liegt eine solche außerhalb des Zwecks und der Grenzen dieser Zeilen. Hervorgehoben aber möge werden, daß wir in Pillersdorffs Ausführungen, und das in nicht ganz seltenen Fällen, einer fast befremdenden Mischung moderner und vorgeschrittener Gedanken mit veralteten, und um es vom theoretischen Standpunkte aus unumwunden auszusprechen, fast illiberalen begegnen. Doch möchten wir eben darauf kein Gewicht legen. Denn die Gedankenfrische und geistige Elastizität, mit welcher Pillersdorff im vorgeschrittenen Lebensalter sich noch in Vorstellungskreise zu schmiegen verstand, welche seiner Erziehung, dem ursprünglichen Gange seiner Bildung gewiß fernab lagen, fesselt da in erster Linie unsere Aufmerksamkeit und vielfach unsere Bewunderung. Es ist kein großer und schöpferischer Geist, aber ein im Urtheile sicherer und maßvoller, dem wir diese Bewunderung weihen.

E. von Teschenberg.

---

* Aus Ludwig Uhlands literarischem Nachlaß wird Prof. Pfeiffer im nächsten Hefte seiner „Germania" (dem ersten des achten Jahrganges, Wien bei Gerold) eine zur schwäbischen Sagenkunde gehörige Abhandlung: „Die Todten von Lustnau" veröffentlichen, die der dahingegangene Meister ausdrücklich für diese Zeitschrift, die ihm so manche schöne Zierde dankt, ausgearbeitet und bestimmt hatte. Sie trägt das Datum vom 26. Februar 1862; wenige Tage darauf, Anfangs März, befiel ihn die Krankheit, von der er nicht wieder erstehen sollte. „Die Todten von Lustnau" dürfen daher, da Uhland von dieser Zeit an nichts mehr schrieb, nicht einmal Briefe, recht eigentlich als seine letzte Arbeit betrachtet werden. Wir behalten uns vor, nach Erscheinen des Heftes darauf zurückzukommen.

---

* Unter den Auspizien des Unterstaatssekretärs Freiherrn von Helfert ist die Herausgabe einer „Oesterreichischen Geschichte für das Volk" im Zuge. Das Werk ist auf 17 Lieferungen berechnet, deren jede ihren eigenen Autor hat. Die Lieferungen und ihre Verfasser sind folgende: 1. die älteste Zeit (von Christi Geburt bis ins 6. Jahrhundert), Schulrath Becker in Wien; 2. die Zeit der Staatenbildungen und der Verbreitung des Christenthums in Oesterreich (vom 6. Jahrhundert bis 1000), Domkapitular und Prof. Ginzel in Leitmeritz; 3. die Blüthezeit der nationalen Herrschaften (1000 bis 1273), Dr. Zeißberg in Wien; 4. Rudolf von Habsburg und das Erlöschen der alten Dynastien (1273 bis 1306), Dr. Huber in Innsbruck; 5. Oesterreich unter der Herrschaft der Häuser Habsburg, Anjou und Luxemburg (1306 bis 1436), Prof. Dr. Höfler in Prag; 6. vom Erlöschen der Luxemburger Dynastie bis auf das Zustandekommen der österreichischen Monarchie unter Ferdinand I. (1437 bis 1526), Gymnasiallehrer Dr. Krones in Graz; 7. von Ferdinand I. bis auf den dreißigjährigen Krieg (1526 bis 1618), Statthaltereirath Ritter von Chlumecký in Brünn; 8. der dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648), Prof. Dr. Gindely in Prag; 9. Oesterreichs Ausbildung zu einem Gesammtstaate (1648 bis 1700), Prof. Dr. Zahn in Graz; 10. die letzten Habsburger (1700 bis 1740), Regierungsrath Arneth in

Digitized by Google

Wien; 11. Maria Thereſia (von ihrer Thronbeſteigung bis zum Aachner Frieden, 1740 bis 1748), Prof. Dr. Weiß in Graz; 12. (vom Aachner Frieden bis zum Hubertsburger Frieden, 1748 bis 1763), Dr. Ilwof in Graz; 13. (vom Hubertsburger Frieden bis zu ihrem Tode, 1763 bis 1780), Prof. Dr. Ritter Sacher-Maſoch in Graz; 14. Joſeph II. und Leopold II., Prof. Dr. Jäger in Wien; 15. Kaiſer Franz (vom Beginn ſeiner Regierung bis zur Begründung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates), Gymnaſiallehrer Werner in Iglau; 16. (von der Begründung des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates bis 1812), Prof. Dr. Adam Wolf in Wien; 17. (die Befreiungskriege bis zum zweiten Pariſer Frieden), Dr. Freiherr von Helfert in Wien.

---

* (Böhmiſche Literatur.) Von der böhmiſchen Ueberſetzung der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker iſt das zweite Heft erſchienen. Dasſelbe enthält den Schluß des erſten und den Anfang des zweiten Buches des Herodot'ſchen Geſchichtswerkes. Zahlreiche Anmerkungen des Ueberſetzers (Prof. Kvičala) erleichtern das ſprachliche und ſachliche Verſtändniß.

* Der Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen zählt bereits 1763 Mitglieder. Die „Oeſterreichiſche Wochenſchrift" wird demnächſt eine ausführliche Darſtellung des Zweckes und der bisherigen Thätigkeit dieſes Vereines bringen.

P. (Vom franzöſiſchen Büchermarkt.) Die Memoirenliteratur Frankreichs wird jetzt wieder vielfach ausgebeutet. Nachdem wir erſt unlängſt an dieſer Stelle auf mehrere neuere Bücher dieſer Art hingewieſen, ſind wir neuerdings in der Lage, Memoirenſchriften ganz beſonderer Art anzuzeigen. Die Brüder Edmund und Jules de Goncourt, bekannt als Verfaſſer einer Geſchichte der Königin Marie Antoinette, ſetzen ihre Forſchungen über das 18. Jahrhundert fort und publizirten: „La femme au dix-huitième siècle". Es ſind dies Sittenſtudien, die ſich auf Memoiren aus der Zeit, auf Romane, Theaterſtücke, Manuſkripte, Kupferſtiche und Prozeſſe baſiren, um ein möglichſt getreues Bild einer Epoche zu geben, die, nach der Anſicht der Verfaſſer, von den Hiſtorikern bisher ziemlich ſtiefmütterlich behandelt worden iſt. Dem oben genannten Bande ſollen noch drei andere folgen: „L'homme au dix-huitième siècle", „L'état" und „Paris".

Das zweibändige Buch: „Les mémoires et l'histoire en France par Ch. Caboche" verfolgt den Zweck, eine Kritik der bedeutendſten franzöſiſchen Memoiren, welche authentiſche Nachrichten über die Geſchichte des Landes enthalten und zugleich Gradmeſſer für die ſittliche Entwicklung ſind, zu geben. Der Verfaſſer wirft zuerſt einen Rückblick auf das Alterthum, die Biographien und einige lateiniſche Chroniken, dann geht er auf Villehardouin, Commines und Froiſſart über und ſchließt im zweiten Bande mit Napoleon, Chateaubriand und Guizot. Das Eigenthümliche, echt Nationale der franzöſiſchen Memoiren wird dabei ſtark hervorgehoben und ihre Bedeutung betont. Sie dürfen nie die Geſchichte erſetzen, da man ihnen immer Ungenauigkeit, Oberflächlichkeit und Leidenſchaftlichkeit vorwerfen kann; aber ſie geben die beſte Auskunft über die Gefühle und Anſchauungen beſtimmter Zeitepochen in ſo lebensvollen Bildern, wie ſie in ähnlicher Weiſe kein anderes Volk aufzuweiſen hat.

„Le socialisme pendant la révolution française par Arn. le Faure" verſucht eine Lanze für die franzöſiſchen Sozialiſten zu brechen und wendet ſich gegen die Verfechter der antirevolutionären Richtung, beſonders gegen Granier de Caſſagnac, deſſen Verunglimpfungen gewiſſer revolutionärer Größen Herrn Le Faure ſtark in Harniſch bringen.

Digitized by Google

Schließlich erwähnen wir noch eines stattlichen Memoirenwerkes von deutschem Ursprung, das jetzt in Paris in prächtigem Gewande neu herausgekommen ist — wir meinen die Denkwürdigkeiten des Herrn Baron von Münchhausen. Theophile Gautiers Sohn hat dieses glaubwürdige Buch eines wackeren deutschen Mannes, dessen Name in Frankreich schon viel populärer ist, als viele unserer größten Helden und Gelehrten, neuerdings ins Französische übersetzt und der geistreiche Künstler Gustav Doré bereicherte den Prachtband mit Zeichnungen, die an Witz, Laune und Großartigkeit der Konzeption weit Alles übertreffen, was bisher in diesem Genre geleistet wurde. So ist denn unser alte Münchhausen in einer höchst luxuriösen Ausstattung in Frankreich zu Ehren gekommen und Herr Gautiers hätte gar nicht nöthig gehabt, noch einmal in einer Einleitung die Vorzüge Münchhausens hervorzuheben. Die Franzosen wissen derlei Abenteuer und Tapferkeits-Anekdoten sehr gut zu würdigen und schwärmen nicht erst seit Alex. Dumas so merkwürdige Sachen erzählte, für ungewöhnliche Bravourstücke. Doré, der Zeichner, hat sich wahrhaft selbst übertroffen und die Büste des Barons von Münchhausen sowie das Portrait des alten Barons sind geradezu unwiderstehlich. Wir sind begierig, wie lange die in der That unheimliche Produktivität Doré's noch andauern wird.

---

* Ein Portrait Franz Schuberts hat sich in dem Nachlasse des Professors Leopold Kupelwieser gefunden. Es ist ein Brustbild mit dem Bleistift gezeichnet, den Namensunterschrift des berühmten Komponisteurs versehen und, wenn wir nicht irren, aus dem Jahre 1822 oder 1824. Das Portrait wird von Allen, welche den Tonkünstler persönlich gekannt haben, sowohl seiner Aehnlichkeit als der Auffassung halber im hohen Grade gerühmt. Es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß das Portrait vervielfältigt und den zahlreichen Freunden Schuberts in Bälde zugänglich gemacht werden wird.

---

* Der marmorne Sitz des Dionysos-Priesters im Theater des Dionysos in Athen ist von Strack bei seinen jüngsten Ausgrabungen gefunden worden. Das Dezember-Heft der „Revue archiologique" gibt eine Abbildung desselben; Baulé bestreitet diese mit einigen Bemerkungen. Die griechische Inschrift bezeichnet den Sitz als gehörend für den Priester des Dionysos Eleutherios. Auf dem Friese unterhalb des Sitzes sind zwei Arimasgen mit Greifen kämpfend dargestellt, auf der inneren Seite der Lehne zwei Satyre und auf der äußeren zwei Epheben mit kämpfenden Hähnen. Der Stuhl aus weißem Marmor ist bereits in Gyps abgeformt und auf der Bibliothek der Sorbonne aufgestellt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 14. Jänner 1863.

Herr k. Rath Bergmann liest:

„Pflege der Numismatik in Oesterreich durch Private, vornehmlich in Wien, bis zum Jahre 1862".

Oesterreich nimmt in der Geschichte der Numismatik eine erste Stelle ein. Der Allerhöchste Hof hegt und pflegt seit drei Jahrhunderten seine großartigen Sammlungen. Derselbe hatte, wie der Verfasser in einer früheren Abhandlung dargethan hat, drei

Digitized by Google

verschiedene Sammlungen, nemlich: a) die alte, aus der Zeit des Kaisers Ferdinand I. herstammende Haussammlung, die ursprünglich mit der kaiserlichen Hofbibliothek vereint war; b) die Münzsammlung im Schlosse Ambras, welche in den Jahren 1713 und 1784 der Haussammlung einverleibt wurde, welches Schicksal auch c) die moderne kostbare Münz- und Medaillensammlung des Kaisers Franz I., nach dessen Tode im Jahre 1765, theilte, so daß eine wahrhaft kaiserliche Sammlung entstanden ist.

Sie ward Männern von umfassender Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Rufe zur Obhut anvertraut, so von Kaiser Joseph I. dem Schweden Heräus, von Kaiser Franz seinem Liebling Duval, von der Kaiserin Maria Theresia dem Ex-Jesuiten Abbé Eckhel, dem Schöpfer des wissenschaftlichen Systems der alten Numismatik; Abbé Franz Neumann ward durch denselben Regenten Vorstand der modernen Münzsammlung, bis nach Eckhels Tode (1798) beide Sammlungen in ein k. k. Münz- und Antikenkabinet unter des Letzteren Direktion vereinigt wurden.

Auch die Väter der Gesellschaft Jesu in Wien hatten bis zur Auflösung des Ordens im Jahre 1773 eine ausgewählte Sammlung antiker Münzen und pflegten fördernd die Münzkunde, wie Granelli, Edschlager, Joseph v. Khell, Eckhels Lehrer, und Erasmus Froelich, welcher sie Alle überragte; dann Marquard Herrgott, Benediktiner aus St. Blasien, der von 1728 bis 1748 in Wien lebte, und sein Ordensbruder Rustenheer.

Auch einzelne Private huldigten seit den Tagen Kaiser Maximilians I. her der Numismatik und besaßen Sammlungen, so dessen gelehrter Rath und Bibliothekar Dr. Cuspinian († 1529), Leopold Hepperger, Kaiser Ferdinands I Schatzmeister († 1557), Hermes Schellautzer, Baudirektor († 1563), Christoph Adam Fernberger zu Egenberg um 1660, der seine Sammlung an den Freiherrn und nachherigen Grafen Joachim von Windhag, dessen Kabinet über 19.500 Stücke zählte, verkaufte.

Unter Kaiser Franz I. und seiner Gemahlin Maria Theresia gewann die Numismatik in Wien Leben und Aufschwung durch die Vorliebe des Kaisers zu diesem Fache, und die beiden Prachtwerke: „Monnoies en or et en argent du Cabinet Impérial", welche unter den Auspizien der erhabenen Frau während des schweren siebenjährigen Krieges erschienen. Vor Allen nennt der Verfasser ihre zweitgeborne Tochter, die Erzherzogin Maria Anna, welche mit aller Sorgfalt die Medaillen ihrer Mutter zeichnete eigenhändig in deutscher und französischer Sprache beschrieb und erklärte. Dieses Kleinod verwahrt die Bibliothek des k. k. Münz- und Antikenkabinets; eine revidirte Ausgabe dieser Histoire metallique der Regierung Maria Theresia's besorgte anonym der gelehrte Piarist und Numismatiker Adnuctus Voigt 1782 in Folio

In diese Zeit fällt die rühmliche Wirksamkeit des Dr. Daniel Samuel Madai den Oesterreich als einen Sohn der k ungarischen Bergstadt Schemnitz den Seinigen nennen darf, wenn er auch als herzoglich anhalt-köthen'scher Hofrath und Leibarzt im Auslande lebte und im Jahre 1780 zu Benkendorf bei Halle starb. Wegen seines verdienstvollen, allen Sammlern wohlbekannten „Thaler-Kabinets" wurde ihm von Kaiser Joseph II. am 14. Jänner 1766 der Reichsadel verliehen.

Die inhaltreichen Vorlesungen Eckhels, Neumanns und ihrer Nachfolger legten ihrerseits den besten Samen in fruchtbaren Boden, welcher trotz der Ungunst der Zeit allmälig hervorkeimte und nach Jahren reichliche Früchte trug.

Ueber alle Erwartung fruchtbar war Wien an Numismatikern, wohl zum Theile Münzsammlern, in den letzt abgelaufenen sechs Jahrzehnten. Der Verfasser war bemüht, 34 dahingeschiedene numismatische Persönlichkeiten dieser Zeit, dreißig Männer und vier Frauen, welche ihre Muße, ihre Geldmittel und ihre Kenntnisse, mehr oder minder, sei es zur Belehrung und zum Vergnügen oder aus Ostentation oder gewinnbringendem Interesse der edlen Münzkunde widmeten, für die Zukunft zu fixiren, indem Wien kaum jemals wieder in einem gleichen Zeitabschnitte einer solchen Anzahl sehr bedeutender,

Digitized by Google

zum Theile universeller Münzsammlungen sich zu erfreuen haben wird. Mit diesen Namen ist jedoch die Zahl der hiesigen Sammler und Sammlungen in den erwähnten Jahrzehnten nicht erschöpft.

Die biographischen Umrisse dieser numismatischen Persönlichkeiten sind nach deren Sterbejahren geordnet, indem die meisten dieser Sammlungen nach dem Tode ihrer Besitzer im Ganzen oder in stückweiser Versteigerung in andere Hände gelangten, so daß man die Wanderung manches interessanten Stückes verfolgen kann — et sua habent numismata fata!

Zu klarerer Uebersicht stellt der Verfasser die österreichischen Numismatiker in Gruppen; zu den Schriftstellern des Faches gehören: von Ankerberg (Epstein), Joseph Appl, Frà Paulin zu St. Bartholomäo (Wes₁din) von Hof an der Leitha, Baron von Bretfeld-Chlumczansky, Prof. Stephan Endlicher über chinesische und japanesische Münzen, Dr. Franz Salesius Frank von Madai und Schemnitz, der Ex-Jesuit Weinhofer, Hofrath Welzl von Wellenheim über Görzer Münzen.

Nach Ständen geordnet sind:

Militärs: FZM. Freiherr von Bonomo, G. d. K. Freiherr von Hammerstein-Equord, die FML. Ludwig de Traux und Ritter Hayeck von Waldstätten, GM. Freiherr von Maretich und Major von Tonelli.

Geistliche: Frà Paulin zu St. Bartholomäo, Domprobst Ertl zu Linz, Hieronymus Weinhofer und Johann Nepomuk Weis, Kapitular des Stiftes Heiligenkreuz.

Beamte: von Ankerberg, Appl, Baron von Bretfeld-Chlumczansky, Prof. Endlicher, von Mader, Megerle von Mühlfeld, von Roschmann-Hörburg, Alois von Stegner, Welzl von Wellenheim.

Private: die Grafen Philipp Ludwig von St. Genois und Heinrich von Starhemberg, Joseph Müller Freiherr von und zu Mühlegg, die Ritter Jakob von Frank und Franz von Koller, die Herren: von Almasy, von Held zu Brunn am Gebirge, die Bürger und Hausinhaber Andreas Hondl und Joseph Lemann, endlich der weitgereiste Isidor Löwenstern.

Frauen: Johanna von Dickmann-Secherau, die blinde Numismatikerin, Karoline Höfel geb. Mark, Theresia de Roux und M. Anna Spöttl.

Von Herrn Prof. Dr. Eduard Osenbrüggen in Zürich wird vorgelegt:

„Rechtsalterthümer aus österreichischen Pantaidingen."

Während das Buch von Jakob Grimm über die deutschen Rechtsalterthümer aus Weisthümern geschöpft ist, die Deutschland mit Ausschluß von Oesterreich angehören, so hat Osenbrügge seiner Arbeit speziell die reiche Fülle österreichischer Weisthümer zu Grunde gelegt, soweit dieselben durch Kaltenbök als Pan- und Bergtaidingbücher in Oesterreich unter der Enns 1846 und 1847 veröffentlicht worden sind. Die Abhandlung ergänzt und vervollständigt daher in den Partien, welche sie bespricht, das Werk von Grimm. Zum Gegenstand der Erörterung ist aber von dem Verfasser vor Allem die Erklärung des Ausdruckes „Pantaiding" und verwandter Namen gewählt, sodann wird die Form und Sprache der österreichischen Weisthümer mit ihren bildlichen Ausdrücken besprochen, wobei auch die große Zahl der Rechtssymbole ihre Würdigung findet. Weiter werden die Rechtsverhältnisse der Herrschaften und Unterthanen dargestellt, wobei die Abgaben und Dienste der letzteren, ihr Eherecht, die Freizügigkeit zur Sprache kommen. Daran lehnen sich Bemerkungen über die Bauerngemeinden als Genossenschaften. Es folgt ferner die Behandlung der Freiheiten der geistlichen Stifte, auf welche sich die Mehrzahl der Pantaiding bezieht, und des Asylrechtes insbesondere. Letzteres führt zum Strafrechte und Verfahren. Hieraus wird besonders eingehend die eigenthümliche Weise der Auslieferung eines Verbrechers an den Landrichter erörtert. Von den Verbrechen sind besprochen: die Tödtung, der Diebstahl, die Nothzucht, die Markenfälschung mit

Digitized by Google

den Strafen, in denen vornehmlich die Plastik des alten Rechtes sich zeigt und dem eigenthümlichen Bußsysteme. Den Schluß bildet eine kurze Behandlung des für die Rechts- und Kulturgeschichte wichtigen Thema's von der Würdigung der Frauen, die den Männern im Rechte nicht gleichgestellt waren.

Herr Dr. Friedrich Müller, Dozent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Wiener Universität und Amanuensis an der kaiserlichen Hofbibliothek, legt vor:

„Beiträge zur Lautlehre des Ossetischen".

Dieser Aufsatz schließt sich an einen im 36. Bande der Sitzungsberichte abgedruckten an, indem in demselben die dort über das Idiom der Osseten im Kaukasus angestellten Untersuchungen weiter geführt werden. Der Verfasser vergleicht das Lautsystem desselben im Einzelnen mit dem der verwandten älteren und jüngeren iränischen Sprachen und gibt eine geordnete Darstellung desselben als Grundlage zu einer Grammatik der iränischen Sprachen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 15. Jänner 1863.

Herr Prof. Dr. A. E. Reuß in Prag übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Paragenese der auf den Erzgängen von Přibram einbrechenden Mineralien".

Herr Dr. J. R. Lorenz dankt mit Schreiben vom 15. Jänner für die von der Akademie übernommene Herausgabe seines nunmehr im Druck vollendeten Werkes über den Quarnero.

Zuerst theilt Herr Prof. Unger einige in Cypern gemachte Erfahrungen über den Dienst der Aphrodite als der einstmaligen Hauptgottheit des Landes mit. Der Vorstellung, daß dieselbe aus dem Schaume des Meeres an dieser Insel hervorging, beruht auf einer in Paphos vorkommenden Erscheinung, wie sie anderwärts unter gleichen Verhältnissen nicht stattfindet. Es werden daselbst zur Winterszeit am niederen Gestade hohe Wälle eines feinen, weißen, schwer vergänglichen Schaumes angehäuft und zum Staunen der Bevölkerung als leichte Staubwolken weit landeinwärts getragen. Seine Entstehung ist durch eine unglaubliche Menge verwesender kleiner Krustenthierchen und einer bisher noch unbekannten Schleimalge bedingt.

Prof. Unger spricht die Meinung aus, daß der Ursprung des Wortes Aphrodite jedoch nicht auf den Schaum des Meeres, wie man gewöhnlich meint hinweise, sondern vielmehr die Bedeutung einer Lichtgottheit trage, wie Astarte Mylitta, Cybele, Dione, mit denen sie in ihrem Wesen übereinstimmt.

Dies wird dadurch noch um so wahrscheinlicher, als das Idol der Aphrodite im Tempel zu Paphos zu keiner Zeit etwas anderes als ein steinerner Kegel war. Von vielen solchen ungeformten steinernen Idolen, die in Kleinasien, in Syrien, Phönizien u. s. w. in Tempeln verehrt wurden, ist ihre Natur als Bäthylien nachgewiesen, wie z. B. vom Steine zu Pessinus, zu Emisa, zu Aegos Potamos u. a. m., so wie von dem noch jetzt in der Kaaba zu Mekka eingemauerten, wahrscheinlich aus einem alten Tempel herrührenden Steine. Es läßt sich daher mit großer Wahrscheinlichkeit und besonders mit Berücksichtigung noch anderer die Kultur der Aphrodite begleitenden Eigenthümlichkeiten vermuthen, daß der kegelförmige Stein des Adytum des Tempels zu Paphos ebenfalls ein Meteorit war.

Prof. Unger ergeht sich noch über die Beschaffenheit des Tempels, insoweit derselbe aus den Reliefbildern auf Münzen erkenntlich ist, und erklärt die Löcher in den gigantischen Werksteinen der Umwallungsmauer des Tempelhofes, von der ein Bild nach der Natur vorgezeigt wird, als Vertiefungen, die dazu bestimmt waren, hölzerne Bohlen aufzunehmen und dadurch ohne Anwendung von Mörtel die Steine zu verdippeln.

Digitized by Google

Dadurch entfällt von selbst die ihnen einst von Freiherrn von Hammer zugeschriebene Bedeutung als Löcher durch die Orakelsprüche, ertheilt wurden.

Herr L. Károlyi spricht über die Verbrennungsprodukte der Schießwolle und des Pulvers unter Umständen, welche analog jenen der Praxis sind. Zur Erzeugung der Verbrennungsprodukte wurde eine 60pfündige österreichische Bombe verwendet, in welcher, nachdem sie luftleer gemacht wurde, gußeiserne Cylinder mit Schießwolle oder Schießpulver gefüllt und luftdicht verschlossen mit Hilfe einer galvanischen Batterie gesprengt wurden. Das Resultat der Analyse der Schießwollgase ergab hauptsächlich, daß unter diesen Umständen kein Stickoxydgas entsteht, was bei der frei abbrennenden Schießwolle der Fall ist. Beim Pulver hingegen ergibt sich, daß die allgemeine theoretische Annahme, das Pulver zerfalle beim Verbrennen in Stickstoff, Kohlensäure und Schwefelkalium, falsch sei, indem in vielen Fällen Schwefelkalium gar nicht entsteht.

Herr Kanitz legt eine Karte vor, welche die geographischen Resultate seiner sechsmonatlichen Reisen im Fürstenthum Serbien enthält.

Nach einer kurzen Darstellung der Schwierigkeiten, mit welchen die Kartographie in der Türkei zu kämpfen hat, es fehlt nemlich in einem großen Theile derselben an trigonometrischen Aufnahmen und genauen Höhenmessungen, beleuchtet er die verdienstvollen Arbeiten von Viquesnel, Boué, Hahn, Zach u. A., und geht dann speziell zur Kiepert'schen Karte Serbiens über. Diese Karte zeigt große geographische Irrthümer, auch die Ortsnamen sind oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Diese Fehler fallen mehr der Mangelhaftigkeit der von Kiepert benützten Daten, als dem fleißigen deutschen Kartographen zur Last.

Die Kanitz'sche Karte berichtigt eine große Zahl dieser Unrichtigkeiten in orographischer, hydrographischer und topographischer Beziehung. So das wichtige Defilé der serbischen Morava zwischen dem Kablar und Dotschar, die Lage des 6000 Fuß hohen Kopaonik's, das Gebiet des Ibars und der Raschka, die Quellen des großen Timoks u. s. w.

Mit Hilfe des Kompasses und der von günstig gelegenen Orientirungspunkten aufgenommenen Gebirgsprofile, welch letztere Viquesnel in seinem Kartenwerke: „La Turquie de l'Europe" veröffentlichte hat der Vortragende auch viele Gebirge, z. B. die Triglavkette am Ibar, den Povlen, Maglen, Beloga, Moissinje, Delavatschka, Kobassitza, dann mehrere neue Straßen und Verbindungswege, die beiden auf serbischem Boden liegenden Forts Mala Zvornik am Drin und Elisabeth-Fort bei Orsova, ferner hunderte Orte und den Zusammenfluß der serbischen und bulgarischen Morava bei Stalatsch zum ersten Male eingetragen.

Die Karte zeigt auch fünfundvierzig Punkte, an welchen von Kanitz oder vor ihm archäologische Funde gemacht worden sind, und ergänzt seine Abhandlung: „Die römischen Funde in Serbien" im 36. Bande der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse.

Der Reisende schließt seinen Vortrag mit dem Wunsche, daß die zahlreichen, werthvollen geographischen Arbeiten der letzten Jahre recht bald in einer neuen Karte der Türkei verwerthet werden möchten, und glaubt, daß diese Arbeit zunächst von Oesterreich erwartet werden dürfte, dessen Grenzen mit den türkischen von Castel Lastua am adriatischen Meere bis zum Save Einflusse in die Donau zusammenfallen. Oesterreich, so nahe an den Schicksalen der Türkei interessirt, sei nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, an den großen civilisatorischen Aufgaben mitzuarbeiten, die von viel entfernteren Staaten in den ihm stammverwandten Donauländern mit Eifer verfolgt werden.

Der Sekretär legt den eben im Druck vollendeten 21. Band der Denkschriften der Klasse vor.

Digitized by Google

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 7. Jänner 1863.

Vorsitzender Herr Johann Bayer.

Nachdem Herr Georg Ritter von Frauenfeld einige Mittheilungen gemacht hatte, eröffnete die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge Herr Emil Freiherr von Ransonnet, welcher einen von ihm unternommenen Ausflug nach Tor schilderte. Der Aufenthalt in Tor selbst dauerte beiläufig eine Woche und es wurde besonders die so reiche Fauna des rothen Meeres genau untersucht. Am interessantesten sind in dieser Beziehung ohne Zweifel die vielen Arten von Korallen, welche theils Riffe bildend, theils vereinzelt vorkommen.

Baron von Ransonnet theilte die Resultate seiner Untersuchungen mit und belebte seinen Vortrag durch Demonstrationen der wichtigsten Repräsentanten in schönen Exemplaren, so wie durch meisterhaft ausgeführte Ansichten von Meereslandschaften mit ihren Bewohnern.

Herr Fr. Brauer lieferte Beiträge zur Kenntniß des Baues und der Funktion der Stigmenplatten der Gastrusarten. Nach dem Herrn Vortragenden ist in diesem Organe nicht, wie Scheiber behauptet, die Centralöffnung die Ein- und Austrittsstelle für die Luft sondern diese Bestimmung haben die paarig zu beiden Seiten der Mittelöffnung liegenden Organe, die als Arkaden beschrieben wurden.

Die Richtigkeit dieser Ansicht läßt sich durch ein sehr einfaches Experiment beweisen.

Herr Georg Ritter von Frauenfeld gab eine Uebersicht über die im k. Museum und in der Cuming'schen Sammlung befindlichen Arten von Lithoglyphus. Es sind deren fünfzehn, von welchen fünf von dem Herrn Vortragenden neu aufgestellt wurden.

Ferner legte er die von Herrn Schrader in Sidney eingesendeten Mittheilungen über gallenbildende Insekten vor. Es werden in diesem Aufsatze mehrere höchst interessante Gallen, sämmtlich von Coccideen gebildet, beschrieben und abgebildet.

Herr J. Juratzka theilte mit, daß Breutel'sche Sammlungen von Kryptogamen (5 Centurien zu 10 Thlr.) durch Herrn Holzinger bezogen werden können.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 13. Jänner 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst E. Pechmann führt den Vorsitz.

Den Statuten entsprechend wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die Herren: F. Atzinger, Ober-Ingenieur der k. k. a. pr. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, A. von Herrmann, k. k. Marine-Verwaltungs-Offizial, und W. Kropp, k. k. Linienschiffs-Lieutenant.

Bei den eingesendeten Druckschriften wurde eine Nachricht über das französische Cochinchina in dem „Bulletin de la société de Geographie“ in Paris hervorgehoben, welche in einem Briefe von Herrn M. H. Binetheau an A. M. E. Cortembert aus Saizon eine Schilderung des Landes und der Bevölkerung gibt. Das erstere hat niedrigen und sumpfigen Boden, feuchtes, fruchtbares, aber ungesundes Klima. Die Einwohner sind Anamiten, klein, mager, häßlich, bösartig, dabei schwächlich feige und grausam, zum Diebstahl und zur Seeräuberei geneigt. Sie bewohnen elende Bambushütten auf Pfählen über dem Wasser und Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen und leben zum großen Theile blos von der Fischerei. Die Sprache derselben unterscheidet sich wesentlich von der chinesischen, obwohl sie dieselben Schriftzeichen anwenden. Als Geldzeichen besitzen sie Silberstangen von veränderlichem Werthe und kleine durchlöcherte

Digitized by Google

Zinkmünzen, auch hat der mexikanische Piaster daselbst Zwangskurs. Die gegenwärtigen Besitzungen Frankreichs erstrecken sich auf die Provinzen Ghio-diuh, Bien-hoa, Myt-ho und die Inselgruppe Soulo-Condor.

Herr K. Friesach setzte seinen Vortrag über geographische Gradmessungen fort; er beschränkte sich diesmal auf die Mittheilung der bisher vorgenommenen Gradmessungen und die Art und Weise der Messung der Basis, und behielt sich die Besprechung der neuesten ins Werk gesetzten Gradmessungen für die nächste Versammlung vor.

Herr Viktor Graf von Wimpffen begann eine sehr anziehende Schilderung der von der k. k. Korvette „Karolina" in den Jahren 1857 und 1858 in der Südhälfte des atlantischen Ozeans ausgeführten Seefahrt, über welche bisher beinahe noch gar nichts allgemein bekannt wurde, so wie der während derselben und auf den verschiedenen Punkten der südamerikanischen und westafrikanischen Küste, welche die Korvette berührte, erhaltenen Eindrücke und gemachten Erfahrungen. Nachdem Herr Graf von Wimpffen der Fahrt durch das adriatische und mittelländische Meer in Gemeinschaft mit der k. k. Fregatte „Novara", bugsirt von dem k. k. Raddampfer „Lucia" bis in den Golf von Messina, so wie des Aufenthaltes in Gibraltar und Madeira erwähnte, schilderte er vorerst die von der Schiffsmannschaft begangene Feier der Aequatortaufe, welche von derselben bei Passirung der Linie begangen wurde, gedachte sodann des Aufenthaltes in Pernambucco Bahia und Rio de Janeiro und gab schließlich eine interessante Schilderung der deutschen Kolonie Petropolis bei Rio und des in der Nähe befindlichen großartigen Wasserfalles, so wie des Urwaldes, durch welchen der Weg zu dem letzteren führt.

Den letzten Vortrag, die Gebirgsformen des Mondes betreffend, hielt der Direktor der Sternwarte zu Athen, Herr Julius Schmidt. Es wurde zuerst der heutige Standpunkt der Selenographie dargelegt, und daran erinnert, daß in Rücksicht auf Vollständigkeit des allgemeinen Ueberblickes der Formen und der gegenseitigen Lage die Selenographie bereits die Geographie überflügelt habe. Während mit Ausnahme von Europa das Innere der anderen großen Kontinente und mancher Inseln noch unvollkommen erforscht war, während mächtige Gebirgsgruppen zum Theile jetzt noch fast nur hypothetisch in unseren Karten hingestellt werden, und die Umrisse wenig besuchter Küstenstriche noch keineswegs hinlänglich durch astronomische Messungen bestimmt wurden, besitzen wir gegenwärtig von der einen uns stets zugewendeten Seite des Mondes ein vollständiges Kartenbild, in welchem die astronomisch bestimmten Fixpunkte erster Ordnung mehrfach die weniger sicheren Ortsbestimmungen der Erde an Genauigkeit übertreffen. Bei dem Monde aber wächst die Ungenauigkeit solcher Ortsangaben in dem Maße, mit welchem die optischen Verkürzungen am Rande der Kugelfläche zunehmen. Hervorgehoben wurden die ältesten Selenographen (Galiläi seit 1612, Hevel um 1660), dann im 18. Jahrhunderte die Arbeiten von Tobias Mayer und Schröter, endlich in diesem Jahrhundert die großen kartographischen Unternehmungen von Lohrmann und Mädler.

Herr Schmidt berührte in Kürze die Messungsmethoden, durch welche man zur Kenntniß der Lage und der Höhe eines Mondberges gelangt. Sodann besprach er die verschiedenen Formen der Mondgebirge, anfangend mit dem Gegensatze der sehr großen grauen, zum Theile grünlichen Ebenen und des allgemeinen hellen Gebirgslandes. Er hob den Charakter der umsäumenden Hochgebirge hervor, welche wallartig einige der kleinen und theilweise mauerartig beträchtlichen Strecken der großen Ebenen einschließen. Diese außerordentlich gipfelreichen, lichthellen Gebirgsmassen, wie sie aus der Vogelperspektive bei schräger Beleuchtung erscheinen, gewähren einen überaus verschiedenen Anblick im Vergleich mit den Reliefs genauer Alpenregionen der Erde, wenn diese nach richtigen Verhältnissen sorgfältig entworfen, bei ebenfalls seitlicher Beleuchtung von oben gesehen werden. Das Massengebirge des Mondes erscheint wie eine aufgequollene,

Digitized by Google

in der Erstarrung vielfach zerklüftete Kruste, seit der Urzeit unberührt von den atmosphärischen Wirkungen, welche, auf der Erde so großartig wirksam, bekanntlich auf dem Monde fehlen.

Hierauf wurden die Kraterformen des Mondes besprochen und durch Zeichnungen an der Tafel genauer erläutert. Der Grad der Verwüstung der Wallgebirge, die Zwischenstellung späterer und scheinbar frischerer Formen führte auf die Unterschiede des Alters; die Gestalt der inneren Terassen, der Centralberge, der äußeren Radiationen des Wallgebirges, endlich die große Vertiefung der Kraterbecken unterhalb der umgebenden Länder, auf die Unterschiede im Vergleich mit den Vulkanen der Erde.

Die Besprechung und Zeichnung der Uebergänge benachbarter Krater führte auf die rillen- oder grabenartigen, oft viele Meilen langen Spalten des Mondes, die theils in den Ebenen, theils im hellen Berglande auftreten, indem sie oft steile Berge und hohe Kraterwälle durchsetzen. Indem Herr J. Schmidt von den einschlagenden Beobachtungen Schröters, Lohrmanns und Mädlers auf seine eigenen überging, und erwähnte, daß er selbst mit Hilfe großer Refraktoren der Sternwarten zu Hamburg, Bonn, Berlin, Rom und Athen noch einige Hunderte von Rillen aufgefunden habe, nahm er Veranlassung, der hohen Verdienste Sr. Exzellenz des Herrn G. Freiherrn von Sina um das Athener Institut zu gedenken; in Ausdrücken der dankbaren Verehrung die stets großartige und edelmüthige Munifizenz hervorhebend, durch welche Herr Freiherr von Sina seit vier Jahren die Sternwarte an der Pnyx, wo einst zu Perikles Zeiten, Meton beobachtete, zu neuem wissenschaftlichem Leben erwachen ließ.

Von den Rillen, deren Neubildung möglicherweise noch nicht abgeschlossen ist, wandte sich der Vortrag schließlich zu den Lichtadern und Streifen der großen Centralkrater und auf die Hypothese über den Ursprung derselben. Herr J. Schmidt endete seine Mittheilung mit dem Ausspruche, daß die streng kritische Untersuchung aller Gebirgsformen des Mondes dereinst auch der Geologie von Nutzen werden könne.

Feierliche Jahressitzung der ungarischen Akademie.

Vom 17. Jänner.

Der Sekretär der Akademie Herr Ladislaus Szalay schildert nach Eröffnung der Sitzung durch den Grafen Emil Dessewffy die Thätigkeit der Akademie im verflossenen Jahre, indem er zugleich einen geschichtlichen Rückblick auf die ihrer Gründung vorausgehenden Bestrebungen einzelner Männer wirft. Die Gründung der ungarischen Akademie war, wie Herr Szalay anführt, bereits in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts das Ziel, welches insbesondere Männer wie Besseryei, Nikolas Révay u. A. anstrebten. Révay wandte sich an die Stände, welche die Vorschläge mit Begeisterung aufnahmen. Allein der Ausbruch der französischen Kriege verhinderte die Durchführung der Idee, welche von allen Freunden der ungarischen Literatur mit Vorliebe gepflegt wurde. Im Jahre 1807 drang der Landtag auf die Errichtung der Akademie und unterbreitete die Liste der präsumtiven Mitglieder. So lebhaft war der Drang nach Verwirklichung dieser Vorschläge geworden, daß, als im darauf folgenden Jahre Fábchich auf das Titelblatt der von ihm übersetzten griechischen Lyriker unter seinem Namen mit Selbstbewußtsein das Prädikat setzte: „Der zu errichtenden Gelehrtengesellschaft eilftes ordentliches Mitglied“ — auch ernste Leser beifällig lächelten. Und die Angelegenheit reifte in den darauf folgenden Jahren in solcher Weise, daß, als im Jahre 1825 die Thore des Preßburger Landtags sich erschlossen, zwei Redner Paul Nagy und Stephan Széchényi binnen einer kurzen Stunde den Grund zur Akademie legen konnten. Schon die nächsten Jahre sahen die Akademie in voller Thätigkeit.

Digitized by Google

Redner erwähnt sodann im Verlaufe seiner Darstellung, daß das Tauschverhältniß mit wissenschaftlichen Korporationen bezüglich der von denselben herausgegebenen Werke im verflossenen Jahre in erweitertem Maße fortgesetzt wurde, daß einer der Mitglieder der Akademie, Armin Vámbéry, von seinem wissenschaftlichen Eifer nach Persien geführt wurde, daß Ladislaus Magyar den zweiten Theil seiner Reisebeschreibung hoffen läßt, daß Johann Xántus bei den gelehrten Gesellschaften und Verwaltungsbehörden der nordamerikanischen Staaten die Zusendung äußerst werthvoller Werke erwirkte, und daß im Auftrage der Akademie Franz Kubinyi, Arnold Ipolyi und Emerich Henßlmann eine Reise nach Konstantinopel machten, deren erste Frucht die Vermehrung der akademischen Bibliothek mit zahlreichen türkischen Schriften ist, und geht sodann auf die von den akademischen Kommissionen entwickelte Thätigkeit über, um schließlich jener Mitglieder zu gedenken, welche die Akademie im verflossenen Jahre durch den Tod verloren hat. Es sind dies: Isidor Geoffroy-Saint Hilaire, Franz Bágby, Graf Adam Reviczky, Anton Egyed und Alexander Tóth.

Dem Berichte des Sekretärs folgte der Vortrag des Herrn Ipolyi über die Denkmäler der ungarischen Skulptur im Mittelalter, dann ergriff Herr Erzbischof Lonovics das Wort und hielt eine Denkrede auch den verstorbenen Grafen Georg Majláth, den ehemaligen Landesrichter, welcher viele Jahre hindurch Mitglied des Direktoriums der Akademie war. — Nachdem noch Herr Professor Rendtwich einen Vortrag über den Banater Boden und Herr Trefort eine Denkrede auf Fallmereyer gehalten hatten, gelangte die Vertheilung der Preise zur Verlesung, und der Präsident schloß die Sitzung.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung vom 8. Jänner referirte Herr P. Hecht über das ihm zur Begutachtung übergebene Homilienbuch der Prager Diözese. Die Abfassung dieses Kodex, den bekanntlich Herr Prof. C. Höfler in der Prager kaiserlichen Bibliothek fand, versetzt Herr P. Hecht zwischen den Anfang des 11. und das erste Viertel des 12. Jahrhunderts, einerseits weil darin des h. Adalbert Erwähnung geschieht, andererseits weil die technische Untersuchung des Manuskriptes unzweifelhaft auf das 11. Jahrhundert zurückreicht. Für die Frage der Christianisirung Böhmens sei dieses Buch von weittragender Bedeutung, indem es den beinahe ausschließlichen Einfluß Deutschlands in kirchlichen Angelegenheiten feststelle Der beiden Slawen-Apostel geschieht in diesem Buche nirgends Erwähnung, was jedenfalls auffallend wäre, wenn Böhmen seine Christianisirung diesen beiden Aposteln zu verdanken hätte. Ebensowenig findet sich im Homilienbuche eine Spur des byzantinischen Ritus oder Liturgie. Einen großen Theil seines Inhaltes entlehnt dieser Kodex den Homilien deutscher Diözesen, ja einzelne Kapitel, namentlich der liber poenitentialis und de sacerdotibus sind geradezu Abschriften aus denselben. Bei der großen Wichtigkeit, welche dieses Manuskript für die Kirchen- und allgemeine Geschichte Böhmens besitzt, glaubt der Herr Referent es dringend zur Veröffentlichung in den Mittheilungen empfehlen zu können. — Vor Beginn dieses Vortrages hatte Herr Prof. C. Höfler der Sektion eine historische Arbeit des verstorbenen Vereinsmitgliedes Anton Kohl übergeben. Dieselbe enthält die Geschichte der Stadt Schlaggenwald aus den Jahren 1618 bis 1621 und soll interessante Daten über das Verhältniß dieser und anderer böhmischer Städte zu Friedrich V. von der Pfalz enthalten. Die Arbeit wurde Herrn Redakteur Schmalfuß zur Kritik übergeben. Die nächste Sitzung dieser Sektion findet am 5. Februar statt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Volksdichtungen aus Venetien.

Von Adam Wolf.

Wer erinnert sich nicht einer Fahrt in das sonnige, helle Italien, aus den Tiroler Bergen in die reichen gesegneten Fluren von Verona, Vicenza, Bassano? So lieblich liegt Vicenza zwischen Berg und Ebene. Wenn man auf der „bella vista“ des Monte Berico steht, wird man an die alte Sage von dem Engel erinnert, der durch die Wolken fliegt und über die Erde Städte, Dörfer, die Wohnungen viel glücklicher Menschen aussäet. Wie ein weiter grüner Wald dehnt sich die Ebene bis zu den Lagunen des Meeres, die Thürme von Padua tauchen in der Ferne wie die Felskuppen einer Insel auf; nordwärts ragen die hohen Tiroler Bergkämme in die Luft, rechts und links ist Höhe und Tiefe wie ein Garten gepflegt, von Gehegen durchschnitten, von Blumen und Gräsern aller Farben und Formen überdeckt, und zu Füßen liegt die schöne Stadt mit ihren Palästen und Kirchen, mit den alten Thürmen und verfallenen Stadtmauern. Das ganze Land ist ein wahrhaft geschichtlicher Boden. Jeder Schritt erinnert an eine mannhafte That, an das stille Schaffen geistiger Größen, an den Wechsel von Zeit und Leben. Wie oft haben sich durch Val d'Astico, Val d'Assa die Schaaren deutscher Krieger ergossen! Dort ist das liebliche Schio, wo Ezzelin seine Burg hatte, St. Orso, wo Jensen sein erstes Buch für Italien gedruckt hat, hier ist Tiene, wo Conte Porta die Novelle „Romeo und Julie“ dichtete, hier ist Caldogno mit den schönen Fresken von Veronese und drüben, jenseits des leuchtenden Bassano, Possagno, die Geburtsstätte Canova's.

Stadt, Landschaft, Kunstschätze und das Volk sind oftmals geschildert worden, und doch kommt es uns vor, als seien alle diese Schilderungen nur sehr oberflächlich, als seien Geschichte und Kunst, wie sie sich auf diesem Landstriche in tausend Erscheinungen offenbaren, in ihren Keimen niemals erkannt. Die Reste der altrömischen Kultur sind gesammelt, jeder Römerstein ist verzeichnet, die Werke Palladio's sind studirt und wieder studirt worden; aber wo liest man von den Bauten des Mittelalters, wie sie hier in Stadt und Dorf voll Sinn und Bedeutung zu finden sind? Die Bilder Titians und Paolo's sind weltbekannt, aber nur wenige Kunstfreunde kennen die herrlichen Bilder der Maler des 15. Jahrhunderts. Die Römerzüge, die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den italischen Gemeinden, die Schlachten des 17. und 18. Jahrhunderts sind in den Geschichtsbüchern weitläufig erzählt; aber vergebens suchen wir einen Bericht, wie deutsche Ansiedler in diesen Bergen gelebt haben und verkommen sind, wie deutsche Edel-

Digitized by Google

leute, welche von ihren Fürsten Lehen und Rechte erhielten, allmälig verwelscht wurden, wie Sprache, Sitte und Gemeinwesen dieses Volkes sich ausgebildet hat.

Nur wer hier mit dem Volke und in dem Volke gelebt hat, wird seine Eigenart erkennen. Es rollt in seinen Adern viel deutsches Blut. In den Dörfern an den Tiroler Bergen findet man blondköpfige, blauäugige Jungen wie an der Donau und am Rhein. Die Namen Almerich, Brunhild, Gotthard, Wittekind werden noch in die Taufbücher eingetragen. Bis ins 16. Jahrhundert waren hier deutsche Pfarrer, deutsche Richter aus Meißen, Schlesien und Wien zu treffen. In Sleit (Schio), in Arzing (Arzignano), in den Vallis, welche nach Belluno und Feltre hereinleiten, waren Edelleute deutschen Namens und deutschen Stammes ansässig. Das ist alles verwischt, vergessen, verwelscht. Selbst in den sieben Gemeinden erhalten sich die Reste deutscher Sprache nur wie die Trümmer einer verfallenen Ritterburg. In fünfzig oder achtzig Jahren spricht kein Kind dort mehr ein deutsches Vaterunser und in späteren Jahrhunderten wird man von diesen Gemeinden reden, wie von den ins Meer versunkenen Städten an der Ostsee. Land und Leute sind ganz eigenthümlich. Die Stoffe für geschichtliche und künstlerische Forschungen liegen hier wie auf dem Boden ausgestreut, man darf sie nur aufgreifen.

Ein ganz frisches, kräftiges, tapferes Volk bewohnt diesen Landstrich. Man findet Gestalten so stramm und fest, wie aus Erz gehauen; Frauen und Mädchen sind in den meisten Dörfern schön und zart gebaut. In der Ebene sind die Bauern nur die Pächter eines kleinen Herrengutes, in den Bergen haben sie Freigut, Wald und Wasser. Hüben und drüben sind sie haushälterisch, sparsam, fast knauserig, tüchtig bei der Arbeit, zäh und unerschütterlich im Vollbringen. Und was diesen Volksstamm besonders auszeichnet, er hat sich eine tiefe, innerliche Poesie bewahrt, wie sie nicht leicht ein anderer italischer Stamm in sich trägt. In den Dorfgassen, am Feldrain, an duftigen Frühlingsabenden, in stillen Sommernächten hört man Lieder erklingen, deren Melodien zauberhaft ins Herz fließen; und es sind nicht blos die Melodien, welche diesen Liedern Werth verleihen, nicht allein die Musik der Sprache, der Wohllaut des weichen, fließenden Dialektes, sondern ebenso der wahrhaft dichterische Gehalt, der Hauch der Empfindung, der Drang einer tiefen Anschauung, die Unvollkommenheit des Ausdrucks, des Liedbaues, alle Merkmale, welche unsere Volkslieder kennzeichnen, finden sich auch in diesen vergessenen, verstreuten Perlen italischer Volksdichtung.

Im Winter 1861/62 fanden sich zufällig in Vicenza zwei deutsche Gesellen zusammen. Beide stimmten in ihrem historischen Sinn, in ihrer Neigung für wissenschaftliche Arbeiten und Erkenntniß der Zeiten und Völker überein. Der Eine hatte sein halbes Leben in Italien zugebracht, kannte Wege und Stege, jedes Wahrzeichen der Städte. Er weihte den Anderen in die Eigenart des Volkes, in Sprache und Sitte ein. Beide kamen in lebhaften freundlichen Verkehr. In einsamen Stunden wurde die Geschichte des Landes besprochen, auf den Fahrten lernten sie Land und Leute kennen; oftmals zauberte ihre Phantasie die alten Zeiten deutscher Macht und deutscher Größe vor. Schlösser und Kirchen wurden besucht, alte Inschriften

Digitized by Google

entziffert und manch' kostbare geschichtliche Notiz aufgesammelt. Bei diesen Fahrten reifte ihnen eine andere Frucht, die ihnen bald eine Quelle von Genuß und unschätzbarer Freude wurde, — die Erkenntniß des Volksgesanges, alter echter Volksdichtungen. Die ersten Lieder wurden einem Hirtenmädchen abgehört im reizenden Thal von Fimon an einem schönen Frühlingstage, als die ersten Blüthen aufbrachen und die erste Lerche aus den jungen Halmen aufflog. Es wuchs der Reiz, die Freude, der Genuß. Die Fahrten wurden weiter ausgedehnt. Alte Weiber, Burschen, Mädchen sangen oder sprachen die Lieder vor auf freiem Felde, am Zaun, in der Schenke, wie es eben kam; diese wurden aufgeschrieben, übersetzt, besprochen. Es war nicht so leicht. Die Leute waren anfangs scheu, leicht verwirrt, wiederholten sich; das Pathos, mit dem jeder Italiener erzählt, erschwerte die Auffassung. Oftmals mußte ein Lied zwei- bis dreimal vorgelesen werden, damit die Leute es ergänzen. Aber es ging vorwärts. Zu den ersten Vierzeilen kamen Lieder, Wechsel- und Wettgesänge, Gelegenheitsgedichte, Romanzen und Balladen, Mährchen, es entstand eine Sammlung von Volksdichtungen, welche die beiden lustigen Gesellen selbst überraschte. Alle diese Goldkörner volksthümlichen Denkens und Fühlens wurden zunächst auf dem Vicentiner Lande eingeheimst; nur wenige sind auf den Straßen von Vicenza aufgelesen, die meisten sind aus Schio, Tiene, Malo, Breganze, Valdagno, Altavilla, Barbarano und anderen Orten.

Die Italiener haben erst spät die frische stärkende Kraft ihrer Volkspoesie kennen gelernt. Wie bekannt hat erst Tommaseo mit seinen canti popolari 1841 den Hochmuth der gelehrten Akademiker und Kunstpoeten zu überwinden versucht. Tommaseo folgten in Forschungen und Sammlungen der Venetianer Dalmedico, der Piemontese Marcoaldi, der Florentiner Tigri und Costantino Nigra. Von den Deutschen haben zuerst Wilhelm Müller, Wolff von Jena und Kopisch sich um die italische Volkspoesie bekümmert. In neuerer Zeit hat Gregorovius von seinen Wanderungen einige Lieder mitgetheilt. Das beste Buch, durch welches die frischen Wasser der italischen Volkspoesie in unsere Literatur geleitet wurden, ist das „Italienische Liederbuch" von Heyse, 1860. Lyrische und epische Gesänge aus allen Theilen Italiens sind darin wiedergegeben, und zwar in all der Zartheit, Reinheit der Sprache, in aller Vollkommenheit der Form, welche diesen Dichter so besonders auszeichnen.

In all diesen Sammlungen ist der Volksgesang aus Venetien nur schwach vertreten. Die älteren Bücher enthalten Kunstdichtungen im Volksdialekt von Porta, Lamberti, Burati. Sie sind nicht vom Volk, sondern für das Volk produzirt, und wir zweifeln sehr, daß sie jemals in das Volk einkehren werden. Echte Volkspoesie enthält nur das Buch von Dalmedico: „Canti del popolo Veneziano", 1857. Aber vergebens sucht man darin nach Liedern und Balladen aus dem Volke, welches die schönen Ufer der Piave, Etsch und des Bachiglione bewohnt. Dalmedico hat zunächst die reizenden Barcarolen aus Venedig selbst, die Wettgesänge der Gondoliere gesammelt, und wie in allen italischen Sammlungen ist das lyrische Element am meisten vorwiegend. Von den Liedern und Balladen der Terraferma

Digitized by Google

ist ihm keines bekannt geworden, und doch blüht in den Bergen von Verona, Vicenza, Bassano die volksthümliche Poesie so lebendig, so reich, wie Gras und Kraut auf dem Felde.

Um die Freunde der Dichtung nur einigermaßen damit bekannt zu machen, werden in diesen Blättern einige Lieder, Balladen und Mährchen mitgetheilt. Vielleicht findet ein Verleger Gefallen daran und fängt diese Waldvögel ein [1]. Es ist ohnehin zu fürchten, daß mit dem alten Volksthum, welches unverkennbar in einer großen Umwälzung begriffen ist, auch der alte heimische Volksgesang erlischt.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns keiner Kritik über den Dialekt und sein Verhältniß zur italienischen Schriftsprache anmaßen. Die italienischen Sprachforscher sind nicht so weit, wie könnte sich ein Fremder erkühnen, über Volkssprache und Volkslied ein endgiltiges Wort zu sprechen? Wir können nur sagen, daß die Lieder so niedergeschrieben wurden, wie sie aus dem Volksmunde kamen; sie haben keine andere Kraft und Stimme, als die ihnen angeboren ist. Um die Natur des Stoffes gänzlich unberührt zu lassen, wurde auch die Uebersetzung nur wortgetreu, ohne Rücksicht auf die Schönheit der Form beigefügt.

Den besten Theil der Sammlung bilden die Balladen und Mährchen. In den italienischen Sammlungen ist meistens das lyrische Element vertreten. Heyse bemerkt ganz richtig, daß uns neben Tausenden der Rispetti und Ritornelle nur einige Dutzend Volksballaden bekannt geworden sind. Und doch ruht in diesen erzählenden Stücken die beste und ursprünglichste Kraft der Volksdichtung. Einzelne Wendungen, Bilder und Vergleiche sind tief poetisch. Die Schauer altdeutscher Poesie, den düsteren, unheimlichen Geist, der in den englischen Gesängen lebt, darf man in italienischen Balladen nicht suchen; sie tragen an sich Duft und Farbe des Bodens, auf dem sie entsprossen sind. Dessenungeachtet sind diese erzählenden Stücke dem deutschen Volksliede am meisten verwandt. Es kommt uns vor, als seien darin die Pulsschläge der Zeit, in welcher sich deutsches Volk über italische Fluren ergossen hat, erkennbar.

Volksmährchen schließt die Sammlung vierundzwanzig in sich. Auch diese sind genau so, wie sie gehört wurden, wiedergegeben, ohne Veränderung, ohne Zuthat; nur einzelne Wiederholungen, welche auf Rechnung des Erzählers kamen, wurden weggelassen. Diese Mährchen sind frische, kecke Dorfkinder, angeweht von all dem Humor, der Schalkheit, der bunten, regellosen Phantasie, welche dem Volke innewohnt. Die Gemüthstiefe, die heilige Zartheit und unschuldsvolle Tiefe der altdeutschen Mährchen haben sie nicht. Welches Volk der Erde hätte auch Mährchen, wie Aschenbrödl, Schneewittchen, Dornröschen? Dessenungeachtet ist, wie bei den Balladen, auch hier ein verwandter Zug erkennbar. Die italischen Mährchen sind vielfach den deutschen Volkserzählungen des 15. und 16. Jahrhunderts ähnlich. Möglich, daß die eine oder andere Erzählung auch in Deutschland bekannt ist. Das Volk in den Bergen, wo die Mährchen gesammelt wurden, war durch Jahrhun-

[1] Besitzer der Sammlung ist Georg Widter in Vicenza. Die Redaktion dieser Blätter ist bereit, allfällige Anfragen zu übernehmen.

Digitized by Google

derte mit den deutschen Nachbarn und Stammesgenossen in engem Verkehr. Es finden im Leben der Völker Uebergänge statt, während sie sich auf Tod und Leben bekämpfen. Wer vermag die stillen Wege zu erkennen, welche die geistigen Kräfte von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Land zu Land durchwandern? Es bestanden in alter Zeit zwischen Deutschland und Italien viel verknüpfte geistige Bande, und sie bestehen noch, trotz allen politischen Hasses und aller geselligen Verkümmerung. Italien weiß nicht, was es Deutschland verdankt, und in Deutschland weiß man nicht, was man mit Italien verlieren kann.

1. Lieder.

Serenata.

(D'Asiago.)

Mi presento con vogia [1] a notte,
Mi presento con pocche parole,
Nel principio io vengo discorrere
Nè prima ti voglio sposare.

Tu credevi di esser tradito
Intanto el mio cuore ti dono,
Non penso di notte e di giorno,
Non penso che solo all' amore.

In questo canto mi manca la voce,
Io ti dimando sincero perdono,
Che vi siete svegliata nel sonno,
La mi richiama la vostra bontà.

Non sono villan nè contadino,
Io ti dimando un sorso di acqua,
O veramente che sei divina,
A quest' accenso [2] io son arrivà.

Io ti lascio la notte felice
Dolce riposo tuo cuore tranquilli,
Noi ci partiremo, lasciarve dormire
Nuovo ritorno faremo diman.

Ständchen.

(Aus Asiago.)

Sehr gerne komme ich bei Nacht
Ich komme mit wenigen Worten.
Will aus dem Grunde mit Dir sprechen,
Und früher Dich nicht freien.

Du glaubst ich hätte Dich betrogen,
Und ich geb' Dir mein Herz,
Denke Tag und Nacht nichts anderes
Denke nur an die Liebe.

Mir fehlt zum Gesange die Stimme.
Ich bitte Dich aufrichtig, verzeih'.
Daß Du erwacht aus dem Schlafe,
Erinnert mich an Deine Güte.

Kein Bauer bin ich, nicht Landmann,
Begehre nur ein wenig Trost.
Fürwahr Du bist eine Göttin,
In solches Feuer bin ich gerathen.

Ich wünsche Dir gute Nacht,
Süße Ruhe erfülle Dein Herz,
Wir gehen und lassen Dich schlafen,
Um morgen wiederzukehren.

L'abbandonato.

(Di S. Giacomo di Lusiana.)

Son bandonà [3] da tutti,
Anche dalla morosa,
Gli altri me la sposa
E mi bisogna lasciar.

Son bandonà da tutti
Anche dal mio sangue.
O Dio! che cosa grande
Che qua bisogna soffrir.

Verlassen.

(Aus S. Giacomo die Lusiana.)

Bin von allen verlassen,
Auch von der Liebsten mein,
Andere führen sie heim,
Und ich muß es geschehen lassen.

Bin von allen verlassen,
Sogar vom eigenen Blut.
Ach Gott! wie Schweres
Muß man hier erdulden.

1 voglia. 2 accendimento. 3 abbandonato.

Digitized by Google

Son bandonà da tutti
Fino dal proprio sangue,
O Dio! che pene languide
Che mi tocca provar!

Son bandonà da tutti,
Fino da mia mama,
O Dio, cara mama,
Cosa mi tocca provar!

Bin von allen verlaſſen
Sogar vom eigenen Blut,
Ach Gott! welch' lange Leiden
Muß ich noch ertragen.

Bin von allen verlaſſen,
Sogar von meiner Mutter;
Ach Gott, ach liebe Mutter,
Was muß ich alles ertragen.

2. Balladen.

La figlia del conte.

(D'una vecchia intrecciatora di paglia.)

La figlia del Sior [1] Conte
La vuol prendere mari,
La vuol prendere Malpreso,
Lo figlio di un cavalier.

E subito che l'ha sposata
In Francia l'ha menà [2],
E tosto giunta in Francia,
Comincia sospirar.

„Sospiro della mia mama,
Che non la ghe vedo più,
Sospiro della mia mama,
Che non la ghe vedo più."

„„E mi de sto [3] castello
Se tu lo sai mirar,
Le trentasie figliette
Se go tutte ammazzà [4]"".

„M'impresta la sua spada,
Che porta in fianco lu [5]".
„„Tosto che t'avrò prestada [6],
Cossa ti vuvi me far?""

„M'impresta la sua spada
A dar a mio cavallo."
Tosto che l'aveva prestada,
In cuor ella gliela ficcà.

Cossi a mezzo strada
Incontra al suo fratell'.
„Che cani di sti sassini [7]
Hann' ammazzato mio mari [8]".

Die Grafentochter.

(Von einer alten Strohflechterin.)

Die Tochter des Herrn Grafen
Will nehmen einen Mann,
Will nehmen den Malpreſo
Den Sohn von einem Ritter.

Und wie er ſie gefreiet,
Nach Frankreich hat er ſie geführt.
Und wie ſie kamen nach Frankreich,
Da fing ſie an zu ſeufzen.

„Ich ſehne mich nach meiner Mutter,
Die ich nimmer wiederſeh',
Ich ſehne mich zur Mutter,
Weil ich ſie nimmer wiederſeh'."

„„Ich hab' in jenem Schloſſe,
Wenn Du's vermagſt zu ſehn,
Die ſechs und dreißig Töchter
All insgeſammt erſchlagen.""

„Ach leiht mir Euer Schwert,
Das an der Seite Ihr tragt."
„„Und wenn ich Dir's geliehen hab',
Was willſt Du damit thun?""

„O gebt mir Euer Schwert,
Mein Röslein anzutreiben."
Und als er ihr's gegeben,
Durchbohrt ſie ihm das Herz.

Auf halbem Weg zurücke
Begegnet ſie ihrem Bruder.
„Die Hunde, dieſe Meuchler,
Haben erſchlagen meinen Mann."

1 Signore. 2 menato. 3 questo. 4 ammazzato. 5 lei. 6 prestato. 7 questi assassini. 8 marito.

Digitized by Google

„„Ma dimmi proprio il vero,
Ti sarai stata ti.““
„Mi no, mi no fratello
Non sono stata mi.

Per dirti proprio il vero,
Son proprio stata mi.“

„„Ei ſag mir doch die Wahrheit,
Du haſt es ſelbſt gethan.““
„Ich nicht, ich nicht, mein Bruder,
Ich bin es nicht geweſen.

Die Wahrheit Dir zu ſagen,
Ich war es in der That.“ —

L'anello.

(Di Castagnero.)

A quel chiaro su quel monte
Dove che leva il sol,
Ghe gera [1] do [2] fanciulle
E tutte do d'amor.
Una ga il nom Giulietta
E l'altra il nom d'un bel fior.

Giulietta la più bella
S'ha messo a navigar,
Navando, navigando
Sul porto la se rivà [3].

Co [4] la s'è giunta al porto,
L'anello l'è cascà [5],
La tra [6] un occhiata al cielo
Nessun la [7] vede là.

La entra in alto mare,
La vede un pescator.
„O pescator che pesca,
Pesca un pò più in qua.
Mi sè [8] cascà [9] l'anello,
Venè [10] me lo trovar.“

„„Quando vel ho trovato,
Cosa mi donarì [11]““.
„Ve [12] dono cento scudi
E la borsa ricamà [13]“.

„„Non voi [14] ne cento scudi
Ne borsa ricamà,
Un basin [15] sol d'amore
Il mio cuor inamorerà.““

„Cosa dirà la gente,
Quando ci siamo basà [16].“

Der Ring.

(Aus Caſtagnero.)

Bei der Lichtung auf dem Berge,
Wo die Sonne früh aufgeht,
Da waren zwei Mädchen,
Alle beide zum verlieben.
Die eine hieß Julietta
Die and're wie eine ſchöne Blume.

Julietta war die Schönere,
Sie fing an zu ſchiffen,
Schiffend, immer ſchiffend
Kam ſie zu dem Hafen.

Als ſie im Hafen angelangt,
Iſt ihr der Ring entfallen,
Sie wirft einen Blick zum Himmel,
Aber niemand ſieht ſie dort.

Da ſchifft ſie in das hohe Meer,
Und ſieht nun einen Fiſcher.
„O Fiſcher, der Du fiſcheſt,
Fiſch' ein wenig mehr herüber,
Mir iſt ein Ring entfallen,
O kommt, ihn mir zu finden.“

„„Und wenn ich ihn gefunden,
Was werdet Ihr mir geben?““
„Ich ſchenk Euch hundert Thaler,
Und den geſtickten Beutel dazu.“

„„Ich will nicht hundert Thaler,
Und auch nicht die Börſe dazu,
Ein einziger Kuß voll Liebe,
Der würde mein Herz entzücken.““

„Was würden die Leute dazu ſagen,
Wenn wir uns hätten geküßt?“

1 erano. 2 due. 3 arrivato. 4 quando. 5 cascato. 6 tira. 7 ella. 8 è. 9 cascato. 10 venite. 11 donerete. 12 vi. 13 ricamata. 14 voglio. 15 bacio. 16 baciati.

Digitized by Google

„„Se baserem [1] di notte,
Nessun ci vederà,
La luna e le stelle
Splendor i [2] mi farà [3].““

„„So küſſen wir uns zur Nachtzeit,
Da wird uns Niemand ſehen,
Der Mond und die Sterne
Werden uns dazu leuchten.““

8. Mährchen.

Der ſtandhafte Büßer.

Einſt hauste auf einer Burg im Gebirge ein rauher Ritter (castellan), der ſehr ſchlimm und grauſam, wie er war, viel Uebles verübte. So zum Beiſpiel gab er ſeinen Arbeitern ſtatt des Lohnes Schläge, der Mägde hat er mehrere gemordet, theils weil ſie ſich weigerten, ſeinen Lüſten zu fröhnen, theils im Jähzorn. Als er älter geworden, bereute er ſein früheres Leben und ging beichten. Da gab ihm der Beichtiger eine dreijährige Buße auf, die weigerte er ſich anzunehmen, denn, ſagte er, ich kann ein Jahr vor ihrem Ende ſterben, was nützt mir dann die Buße, die ich durch zwei Jahre gethan habe.

Da beſchränkte ſich der Beichtiger auf zwei Jahre, und als er ſich wieder weigerte, auf ein Jahr und ſogar auf einen Monat. „Noch immer iſt ſie zu lange“, ſagte der Ritter, „aber wenn Ihr zufrieden ſeid, ſo will ich einen Abend an einem Arbeitstage (giorno feriale) und einen Feiertag Buße thun“. „Nun gut, verſucht es“, ſagte der Beichtiger. Hierauf ging er zu Hauſe, nahm Abſchied von ſeiner Frau und ſagte: „Erwartet mich heute Abends nicht, denn ich werde erſt morgen nach Hauſe kommen“. Hierauf beſtieg er ein Pferd und ritt zur Kirche, die ſehr weit von ſeiner Burg war.

Noch hatte er wenig Weg zurückgelegt, als ihm ſeine Tochter nachgelaufen kam. „Vater!“ rief ſie, „kommt ſchnell nach Hauſe, Räuber haben unſere Burg überfallen.“ „Der Diener und Söldner habt Ihr genug“, antwortete er, „um Euch der Räuber zu erwehren“. Und er ſetzte ſeinen Weg ruhig weiter fort. Da kommt ihm ſein Leibknappe nachgelaufen. „Herr!“ ſchreit dieſer, „kommt ſchnell zurück, die Burg ſteht in Flammen.“ „Ruft die benachbarten Bauern zu Hilfe und bezahlt ſie, damit ſie Euch helfen das Feuer zu löſchen“. Nach kurzer Zeit kommt ihm ſeine Frau nach: „Mann!“ ruft ſie, „komme mir zu Hilfe, man hat mich verrathen, man will mir Gewalt anthun!“ „Laſſe Dich von meinen Reiſigen vertheidigen“, entgegnet der Ritter, ſeinen Weg fortſetzend, „ich habe jetzt dazu nicht Zeit“.

Da kam er endlich zur Kirche, trat ein und begann ſeine Buße. Noch hatte er wenig gebetet, ſo kam der Meßner und ſagte: „Herr! geht hinaus, denn ich muß die Kirche ſchließen.“ „Ich bleibe hier“, ſagte der Ritter, „ſchließt nur die Kirche, ſo werde ich um ſo ungeſtörter beten können“. Da kehrt der Meßner zurück und ſagte: „Geht hinaus, es kommen Leute zu beichten und die wollen nicht geſtört ſein.“ „Sie mögen beichten, ich werde die Ohren zuhalten“, entgegnete der Ritter. Da kommt ein Prieſter zur Meſſe gekleidet und ſagt: „Geht hinaus, denn ich werde jetzt eine Meſſe leſen und Ihr ſeid vielleicht nicht gelaunt oder würdig, ſie anzuhören.“

1 ci baceiaremo. 2 loro. 3 faranno.

Digitized by Google

„Leset sie nur, ich bleibe und werde sie gerne anhören", antwortete der Ritter. Da kamen um Mitternacht zwölf Wächter und befahlen ihm, mit ihnen zur Obrigkeit zu gehen. „Will mich die Obrigkeit", entgegnete der Ritter, „so werde ich morgen um zehn Uhr bei ihr sein, aber jetzt gehe ich nicht". Um zwei Uhr kommt eine Schaar Söldner in die Kirche, umringt ihn und heißt ihn mitgehen, er aber sagt: „Wollt Ihr mich außerhalb der Kirche, so tragt oder schleppt mich hinaus, aber gutwillig gehe ich nicht."

Da erscheint die Zeit des Vater unser[1] und mit ihr ein wilder Haufen Volkes und schreit, jagen wir ihn hinaus zur Kirche, weil er nicht mit Gutem geht. „Zerreißen", sagt der Ritter, „könnt Ihr mich, aber nicht gutwillig hinausbringen". Da fängt es in der Kirche zu brennen an und er befindet sich in einem Flammenmeere. Alles stürzt entsetzt hinaus, er aber sagt, geschehe, was da wolle, ich gehe nicht. Da schlägt endlich die vorgeschriebene Stunde für ihn, er bindet sein Pferd los und reitet nach Hause. Hier fragt er zuerst seine Tochter, warum sie ihm nachgelaufen, statt mit seinen Reisigen die Räuber verjagen zu helfen, diese aber antwortet: „Ich weiß nichts von Räubern." Sie war gar nicht außer Hause. Da befragt er seine Frau und den Knappen, aber beide versichern, das Haus gar nicht verlassen zu haben.

„Ha", sagte der Ritter, „jetzt begreife ich, daß dieses Alles des Teufels Werke waren, um meine Buße zu stören, aber ich begreife auch, daß der Beichtvater Recht hatte, mir eine lange Buße aufzugeben, denn ich bin ein gar großer Sünder. Wohlan denn, nicht zwei Jahre, nicht drei Jahre, sondern bis ans Ende meines Lebens will ich büßen". —

Der Teufel heirathet drei Schwestern.

Einst kam dem Teufel die Lust zu heirathen an. Er verließ daher die Hölle, nahm die Gestalt eines jungen hübschen Mannes an und baute sich ein schönes großes Haus. Als letzteres vollendet und höchst vornehm eingerichtet war, führte er sich in eine Familie ein, wo drei sehr hübsche Töchter waren und machte der älteren davon den Hof. Dem Mädchen gefiel der hübsche Mann, die Aeltern waren froh, eine Tochter so gut versorgt zu sehen, und es dauerte nicht lange, wurde die Hochzeit gefeiert. Als er seine Braut nach Hause geführt hatte, spendirte er ihr einen sehr geschmackvoll gebundenen Blumenstrauß, führte sie in alle Gemächer des Hauses und endlich zu einer geschlossenen Thür. „Das ganze Haus steht zu Deiner Verfügung, nur um eines muß ich Dich ersuchen, das ist, öffne diese Thüre ja bei Leibe nicht."

Natürlich, daß die junge Frau dieses heilig versprach, aber bald nachher den Augenblick kaum mehr erwarten konnte, ihr Versprechen zu brechen. Als der Teufel am anderen Morgen unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, das Haus verlassen hatte, lief sie eiligst zur verbotenen Thüre, öffnete sie und erblickte einen ungeheuren Schlund voll Feuer, das ihr entgegenschlug und den Blumen-

[1] arriva l'ora del pater nostro, d. i. fünf Uhr früh.

Digitized by Google

strauß am Busen versengte. Als ihr Mann später nach Hause kam und sie fragte, ob sie ihr Versprechen gehalten habe, sagte sie unbedenklich: „Ja", er aber erkannte an den Blumen, daß sie ihn belogen und sagte: „Nun will ich Deine Neugierde nicht länger mehr auf die Probe setzen, komm mit mir, ich selbst werde Dir zeigen, was hinter der Thüre steckt". Darauf führte er sie zur Thüre, öffnete diese, gab ihr einen Stoß, daß sie in die Hölle hinabstürzte, und schloß wieder zu.

Wenige Monate darauf begehrte er die andere Schwester zur Ehe und erhielt sie auch, aber auch mit dieser wiederholte sich ganz genau Alles, was mit der ersten Frau geschehen war.

Da hielt er endlich um die dritte Schwester an. Diese, die ein sehr listiges Mädchen war, dachte: „meine zwei Schwestern hat er sicher umgebracht, jedoch er ist eine glänzende Partie für mich, ich will also doch versuchen ob ich nicht glücklicher bin als die anderen", und somit willigte sie ein. Nach der Hochzeit gab der Bräutigam auch dieser ein schönes Sträußchen, verbot ihr aber auch, die bezeichnete Thüre zu öffnen.

Ebenso neugierig als ihre Schwestern öffnete auch sie, als der Teufel auf die Jagd gegangen war, die verbotene Thüre, nur hatte sie früher das Sträußchen ins Wasser gestellt. Da sah sie denn hinter der Thüre die leidige Hölle und ihre zwei Schwestern darin. „Ach!" sagte sie da, „ich arme Haut glaubte einen ordentlichen Mann geheirathet zu haben, statt dessen ists der Teufel! Wie werde ich von dem loskommen können?" Vorsichtig zog sie ihre Schwestern aus der Hölle und verbarg sie. Als der Teufel nach Hause kam, blickte er gleich nach dem Sträußchen, das sie wieder am Busen trug, und als er die Blumen so frisch fand, fragte er gar nicht weiter, sondern beruhigt über sein Geheimniß, gewann er sie jetzt erst recht lieb. —

Da bat sie ihn nach ein paar Tagen, er möchte ihr doch drei Kisten zu ihren Aeltern nach Hause tragen, jedoch ohne sie unterwegs niederzulassen oder zu rasten. „Aber", setzte sie hinzu, „Dein Wort mußt Du halten, denn ich werde Dir nachsehen". Der Teufel versprach ganz nach ihrem Willen zu thun. Da legte sie am anderen Morgen die eine Schwester in eine Kiste und lud sie ihrem Manne auf die Schulter. Der Teufel, der zwar sehr stark aber auch sehr faul und der Arbeit ungewohnt ist, bekam das Tragen der schweren Kiste bald satt und wollte rasten, bevor er noch aus der Gasse war, aber da rief sie ihm zu: „Setze nicht ab, ich sehe Dich." Unwillig ging der Teufel mit der Kiste um die Gassenecke und sagte zu sich selbst: „Da kann sie mich nicht sehen, da will ich ein wenig rasten"; aber kaum machte er Anstalt, die Kiste abzusetzen, schrie die Schwester in der Kiste: „Setze nicht ab, ich sehe Dich schon." Fluchend schleppte er die Kiste weiter in eine andere Gasse und wollte sie unter einem Hausthor niederstellen, aber wieder ließ sich die Stimme vernehmen: „Setze nicht ab, Du Schelm, ich sehe Dich schon."

Was muß denn meine Frau für Augen haben, dachte er, die sieht um die Ecken wie geradeaus und durch Gewölbe, als ob sie von Glas wären, und so kam er endlich ganz verschwitzt und hundematt bei seiner Schwiegermutter an, der er

Digitized by Google

die Kiste eiligst übergab und nach Hause lief, sich durch ein gutes Frühstück zu stärken.

Ganz das Nemliche wiederholte sich am anderen Tag mit der zweiten Kiste. Am dritten Tage sollte sie selbst in der Kiste nach Hause befördert werden. Sie bereitete daher eine Figur, die sie mit ihren Kleidern anlegte und auf die Altane stellte unter dem Vorwande, ihm weiter nachsehen zu können, schlüpfte schnell in die Kiste und ließ diese dem Teufel durch ihre Dienerin aufladen. „Zum Kukuk", sagte der Teufel, „die Kiste ist heute noch viel schwerer als die andere, und heute, wo sie auf der Altane sitzt, kann ich um so weniger rasten", und so trug er sie denn mit äußerster Anstrengung bis zur Schwiegermutter, dann aber eilte er schimpfend und den Rücken ganz wund nach Hause zum Frühstück. Hier aber fand er ganz im Gegensatze zu sonst, daß ihm weder seine Frau entgegenkam, noch daß das Frühstück bereitet war. „Margerita! wo bist Du denn?" rief er, aber keine Antwort erfolgte. Als er alle Gänge durchlaufen, sieht er endlich bei einem Fenster hinaus und erblickt die Figur auf dem Poggiolo. —

„Margerita! bist Du eingeschlafen? komme doch herab, ich bin hundemäßig müde (stracco da can) und habe einen wahren Wolfshunger" (una fame da lov). Aber keine Antwort erfolgte. „Wenn Du nicht gleich herabkommst, so gehe ich hinauf und hole Dich", schrie er erbost, aber Margerita rührte sich nicht. Da eilt er ergrimmt auf die Altane und gibt ihr eine Ohrfeige, daß ihr der Kopf wegfliegt, und sieht jetzt, daß der Kopf nichts als ein Haubenstock und die Figur ein Fetzenbalg ist. Wüthend eilte er hinab und durchstöberte das ganze Haus, alles fruchtlos, nur den Schmuckkasten seiner Frau fand er offen.

„Ha!" rief er, „man hat sie mir geraubt und ihre Kostbarkeiten dazu", und augenblicklich läuft er, den Schwiegerältern sein Unglück zu erzählen. Als er aber schon nahe dem Hause ist, sieht er zu seiner größten Ueberraschung auf dem Balkon, ober dem Thore alle drei Schwestern, seine Gemahlinnen, welche ihm mit Hohngelächter eine Nase machen.

Drei Weiber auf einmal, das erschreckte den Teufel so sehr, daß er schleunigst die Flucht ergriff.

Seit der Zeit hat er die Lust zum Heirathen verloren. —

Einiges über cosmogonische Hypothesen.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grundprinzipien der heutigen Geologie zum ersten Male die Geister tiefer zu bewegen begannen, erging man sich in kühnen, großartigen Hypothesen. Jeder knetete sich die Welten nach seiner Façon und Buffon'sche Kometenschweife spielten gar eine große Rolle. Seither ist die Sache eine andere geworden; wie bei steigender Fluth die Brandung an der Untiefe schwindet, so sind mit der Zunahme der Erfahrungen diese unruhigen Phantasiestücke verschwunden

Digitized by Google

und die Arbeit weniger Generationen hat an ihre Stelle eine große, stolze und nützliche Wissenschaft gesetzt. Auch heutzutage sind Hypothesen keineswegs verpönt; sie sind die Rekognoscirungen, welche der Eroberung vorausgehen. Die Aufgabe der Hypothese bleibt aber immer, eine Erklärung zu schaffen für erkannte Thatsachen und sie setzt daher die genaueste Vertrautheit mit diesen Thatsachen voraus. Je tiefer aber die Erkenntniß wird, um so seltener und um so bescheidener werden die Hypothesen, denn je größer die Zahl der bekannten Thatsachen wird, um so schwerer wird es, eine Idee zu finden, die sich ihnen allen anpaßt. Die meisten und kühnsten Voraussetzungen trifft man dort, wo der Einblick in das Getriebe der Natur einseitig und beschränkt ist, namentlich bei Personen, welche isolirt sind von den emsigen Arbeiten unserer Zeitgenossen oder sich selbst isoliren. Die Heimath der kühnsten geologischen Hypothesen sind von jeher die isolirten Bergorte gewesen. Der vorletzte Sitzungsbericht der ungarischen Akademie [1] hat uns gezeigt, daß eine solche Absonderung auch heute auf denselben Weg führt. Es scheint uns um so mehr Pflicht zu sein, eine vor das Forum dieser Akademie gebrachte neue Hypothese der allerkühnsten Art zu beleuchten, als sie von dem einzigen Vertreter der Geologie an unseren Bergschulen herrührt und durch die Autorität, welche ihr die Art ihres Auftauchens gibt, leicht in weiteren Kreisen einen unverdienten Anhang finden dürfte.

Professor Pettko stützt sich, wie der freundliche Leser bei einem Rückblicke auf S. 95 dieser Blätter ersieht, auf die Laplace'sche Hypothese von der Bildungsweise unseres Planetensystems, und baut darauf folgende Annahme. Zwischen Erde und Sonne liegen zwei Planeten, jünger als die Erde; zur Bildung eines solchen Planeten ballte sich nach Laplace an der Außenseite der Dunsthülle der Sonne ein Ring zusammen, aus dem endlich der Planet entstand; dieser Ring, hören wir, hemmte die Insolation, die direkte Einwirkung der Sonne auf den Erdball, bis plötzlich nach Bildung des neuen Planeten, die Sonne neu auflodernd durch ihre Hitze alles organische Leben auf unserer Erde zerstörte. Dies soll aber zweimal, bei Bildung von Venus und dann bei jener von Merkur geschehen und dadurch die Abgrenzung zweier geologischer Epochen veranlaßt sein. Die Abgrenzung der dritten von der vierten Epoche, worunter H. Pettko die erwiesenermaßen kalte Diluvialzeit meint, soll im Gegentheile durch die Kälte hervorgerufen sein, welche seit Bildung Merkurs vor der Ablösung gewisser kleinerer Körper von der Sonne zur Zeit ihrer Verhüllung durch diese Massen herrschte.

Was wir hiergegen zu bemerken haben, ist sehr einfach. Die Thatsache, welche zu erklären versucht wird, ist nicht in der Natur vorhanden. Ein wiederholtes Erlöschen alles organischen Lebens auf dem Erdballe entspricht unseren heutigen Erfahrungen durchaus nicht; es kann im Gegentheile, soweit überhaupt die Berichte des Paläontologen zurückreichen, als erwiesen angenommen werden, daß seit organisches Leben auf unserer Erde erschien, es nie mehr auf derselben

1 Siehe „Wochenschrift" Nr. 8.

Digitized by Google

wiedergänzlich erloschen ist. Jene sogenannten „Cataclysmata" oder plötzlicheren Erscheinungen, die man sonst als den Abschluß der einzelnen Epochen bezeichnend annahm, sind längst vor einer schärferen Erkenntniß der heutigen Vorgänge gewichen, die in all ihrer Einfachheit doch vollkommen ausreichen, um die Spuren früherer Zeiten zu erklären. Man hat sich an den Gedanken gewöhnt, daß der Tropfen den Stein höhlt, daß kleine Wirkungen sich summiren, und hat, ernüchtert, in dem was man einst für Lücken der Erdgeschichte hielt, nur Lücken des menschlichen Wissens, in dem heutigen Zustande der Dinge aber auch nur eine vorübergehende Phase eines langsam aber ewig wechselnden Bildes erkannt. Es reicht hin, daran zu erinnern, daß selbst die ältesten uns bekannten Thierformen in den wesentlichen Zügen ihrer Organisation mit den heutigen übereinstimmen. — Hiermit fällt aber auch diese ganze neue Hypothese in Nichts zusammen, und es ist fast überflüssig hinzuzufügen, daß z. B. die Ebene, in der Merkur sich bewegt, um 7 Grad von der Ebene der Erde abweicht, nach Laplace also auch der Ring diese verschiedene Neigung hatte und folglich von einer Verdunkelung der Sonne durch ihn schon aus diesem Grunde keine Rede sein kann, — daß man die Erscheinungen der Eiszeit naturgemäß aus einer anderen Vertheilung von Wasser und Land und aus großen Schwankungen im Niveau der Landmassen in der jüngsten geologischen Periode erklärt, — daß es höchst willkürlich ist, anzunehmen, daß die Erde schon mit einer bewohnbaren Rinde versehen gewesen sei, bevor Venus gebildet wurde u. s. w. Physiker und Astronomen werden nicht verfehlen, in dieser Richtung noch so Manches schwere Bedenken zu hegen; uns genügt es, die geologischen Voraussetzungen für irrig erklärt zu haben, bevor sich noch etwa der Spott dieser Sache bemächtigt.

Lehrreich freilich ist diese Hypothese, doch in anderer Richtung. Daß Solches heute noch in unserem Lande und an solcher Stelle geboten werden konnte, ist ein trauriges Zeichen der Zeit, und ist, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären theils durch die unklaren Begriffe über das Wesen der Geologie, welche durch ein früheres Erziehungssystem verbreitet worden, theils dadurch, daß man die Leitha sogar zu einer geistigen Grenze gemacht hat — um allein zu gehen. Neue Wahrheit aber ist schwer zu erringen, und das Gebiet der ernsten Studien, das Gebiet geistiger Arbeit kennt keine politischen Streitigkeiten. Darin liegt eines der anregendsten Momente für den Forscher, daß, was er erringt, für die ganze Menschheit Gewinn ist — mag man in Ungarn bedenken, welche schwere Warnung in diesem Sitzungsberichte liegt, und nicht freiwillig zurücktreten in eine Sturm- und Drangperiode der Naturwissenschaft, welche anderwärts lange überwunden ist.

Ed. Sueß. Dr. F. von Hochstetter.

Digitized by Google

Botanische Streifzüge durch Nordtirol.

Von Dr. A. Kerner.

Selrain.

II.

Treten wir jetzt hinaus auf die Flur des Alpenhauses und wandern wir über den grünen Wiesenplan des Thalbodens dem Gehänge der rechten Thalseite zu, von dem uns ein hochstämmiger Nadelwald mit seinem geheimnißvollen Dunkel entgegenblickt. Bald stehen wir dort im kühlen Schatten hundertjähriger Arvenbäume, und rings um uns sproßt und strebt ein reiches Waldleben über den üppigen feuchten Boden empor. Ein Bild, wie wir es jetzt nur mehr an sehr zerstreuten Punkten in Nordtirol aufzufinden vermögen, entrollt sich da noch vor unseren Blicken, und wir schauen ein Stück Hochwald, das den ursprünglichen Typus des Arvenwaldes noch in reinster Form erhalten hat. Wie kaum irgend ein anderer Nadelwald stellt der Arvenwald ein außerordentlich mannigfaltig gegliedertes Vegetationsbild dar, das in seiner vollständigsten Ausbildung sich in nicht weniger als sieben über einander gethürmte scharf ausgesprochene Pflanzenschichten abstuft. Wohl breitet sich auch hier, ähnlich wie in den anderen Koniferenwäldern, zu unterst im Waldgrunde ein Gefilz aus Astmoosen und darüber das niedere saftig grüne Buschwerk der Heidelbeeren aus. Zwischen diese beiden untersten Decken des Waldes und die hohe aus den Kronen der Arven gebildete immergrüne Nadelschichte schieben sich aber hier noch drei oder vier weitere Vegatationsschichten ein, die dem Walde eben seinen ganz eigenthümlichen Ausdruck verleihen. Zunächst böscht sich nemlich über die niederen Gesträuche der sommergrünen Heidelbeere das Dickicht rostfarbiger Alpenrosen (Rhododendron ferrugineum) empor. Höher erheben sich dann niedere Laubhölzer, welche im Gegensatze zu der tieferen immergrünen Massenvegetation aus Alpenrosen, wieder den sommergrünen Pflanzen angehören und die bald als einfache bald als doppelte Schichte die mittlere Höhe des Waldes erfüllen. Hier sind es Grünerlen mit eingesprengtem schwarzbeerigem Geißblatt, dort Birken mit vereinzelten Vogelbeeren, an einer dritten Stelle wieder alle diese Gehölze kombinirt und übereinander geschichtet, welche dieses sommergrüne Unterholz zusammensetzen und, stellenweise höchst glücklich gruppirt, einen anziehenden Schmuck der Waldlandschaft darstellen. Die eigenthümlichste Pflanzenschichte aber ist jedenfalls diejenige, welche sich über den Wipfeln der Grünerlen und Birken dicht unter den grünenden Kronen der Arven entwickelt findet. Wir begegnen nemlich hier einer Massenvegetation aus Bartflechten (Usnea longissima und barbata), welche den Arvenwald als ein schon von weitem sichtbares bleiches Band in seinem oberen Drittel durchzieht und sich als Zwischenglied der Birken und Arvenkronen hineinschiebt. Wohl trifft man auch in anderen Wäldern die unteren abgestorbenen Aeste und Zweige der Bäume mit grauen Flechtenbärten behangen und eingehüllt, — nirgends aber bilden diese Flechten

Digitized by Google

eine so ausgesprochene und so scharf abgegrenzte Pflanzenschichte als in der hier skizzirten Waldformation. Jeder Zweig und jedes Zweiglein, welches sich unter der grünenden Kronenschichte von den Baumstrünken losringt, ist so vollständig von den Bartflechten eingehüllt, daß es ganz wörtlich zu nehmen ist, wenn wir sagen, es sei hier auch keine Linie der Rinde entblößt zu schauen. Von einem Aste zum anderen spinnen die Bartflechten ihre Fäden und Netze aus, und umstricken mit ihrem Gespinnst alles, was dürr und abgestorben oder im Absterben begriffen ist. Flechtenbärte von 2 bis 3 Schuh Länge sind keine Seltenheit, und selbst bis zu vier Schuh messende Gefäde triefen hie und da von dem dürren Astwerk gegen den dunklen Waldgrund nieder.

Zeigt ein solcher feuchter flechtenzottiger Wald Bäume jeder Höhe und jeden Alters und ist gleichzeitig sein Boden mit modernden niedergebrochenen Stämmen erfüllt, wie das namentlich in einzelnen Waldstreifen unter der Alpe Schönlisens der Fall ist, so hat man dann ein rechtes Urwaldbild vor sich. Die jungen Arven vermögen zwischen dem dicht geschlossenen Heidelbeer- und Alpenrosengebüsch im Grunde eines solchen Waldes nicht aufzukommen und entwickeln sich daher fast ausschließlich nur über dem Moder niedergebrochener noch nicht mit niederem Buschwerk überwucherten Stämme. Die der Richtung der modernden Baumstrünke entsprechende Anordnung der jungen Bäumchen ist darum für den Arvenurwald geradeso wie für den Fichtenurwald sehr bezeichnend. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber zwischen beiden Waldbildern darin, daß die über dem Moder aufsprossenden Bäumchen im Fichtenwalde ziemlich gleichmäßig vertheilt, heckenförmig aneinanderschließen, während sie im Arvenwalde meist zu zwei, drei oder vier büschelweise gruppirt erscheinen, so daß man im ersten Augenblicke glauben könnte, daß sämmtliche Stämmchen eines Büschels aus derselben Wurzel hervorkommen. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit liegt darin, daß die Samen der Arven nicht wie jene der Fichten durch Windströmungen über den Boden ausgestreut werden, sondern eingeschlossen in den großen massiven Zapfen zu Boden fallen und dort erst zu keimen beginnen, wenn die holzigen Zapfenschuppen zu vermodern anfangen. Die jungen, dicht neben einander sich entwickelnden Keime schlagen auch ihre ersten Würzelchen zunächst in den Moder des Zapfens ein und sind darum auch meist vielfach unter einander verkettet und auf die sonderbarste Weise miteinander verschlungen. Bei der Weiterentwicklung werden die weniger kräftigen Stämmchen dieser büschelförmig gruppirten jungen Arvenpflanzen gewöhnlich von einem besonders üppigen Sproß überholt und unterdrückt. Manchmal aber halten sich auch zwei Stämme dieses Büschels in ihrer Kraftentwicklung fort und fort das Gleichgewicht und bedingen dadurch die in urwüchsigen Arvenwäldern nicht seltene Erscheinung, daß zwei mächtige Bäume mit der Basis ihrer Strunke so knapp neben einander stehen, daß sie dort verwachsen zu sein scheinen.

Wenn auch gerade keinen Gegensatz, aber doch ein von den bisher skizzirten Arvenwäldern der schattigen tiefeingeschnittenen Thäler ziemlich abweichendes Bild bieten die Arvenwälder dar, welche an den sonnigen Lehnen und Halden sanft

Digitized by Google

geneigter Bergrücken und hoch gelegener flacher Thaletagen sich entwickelt haben. Der Wald wird dort lichter und luftiger; die Baumstämme sind lockerer gestellt, zeigen einen mehr gedrungenen Wuchs und verlieren theilweise ihre langen Flechtenbärte; die sommergrüne Gebüschschichte in der mittleren Höhe des Waldes ist verschwunden oder doch nirgends mehr recht deutlich ausgesprochen, und nur die drei untersten Schichten der Waldformation, nemlich das Gefilz aus Astmoosen mit dem Gebüsch aus Heidelbeeren und den darüber aufgeböschten Alpenrosen sind dem Arvenwalde als beständige immer wiederkehrende Begleiter geblieben. Doch hat sich den Alpenrosen hie und da an den sonnigen Gehängen auch der Zwergwachholder und der Besenhaiderich (Calluna vulgaris) beigesellt, und der letztere ist sogar an manchen Stellen, namentlich an den nach Südwest sehenden Abdachungen so häufig geworden, daß die rostfarbige Alpenrose nur mehr als untergeordneter Bestandtheil in seiner Massenvegetation erscheint. Der Waldgrund ist hier überall der Besonnung zugänglich und das Buschwerk des Untergrundes entwickelt darum auch einen Reichthum an Blüthen und Früchten, wie er im dicht schattigen Arvenhochwalde der feuchten Thalgründe niemals zur Entwicklung gelangt.

Werden die hochstämmigen Arven an solchen Stellen ausgehauen und für das Aufkommen von jungem Nachwuchs nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln eingehalten, so schließt sich auch das ungemein kräftig und üppig entwickelte Buschwerk des Waldgrundes rasch über die kleinen Blößen, welche durch die Entfernung der Bäume entstanden sind, und an die Stelle der Arvenwaldformation treten dann niedere Buschformationen, in welchen bald die rostfarbige Alpenrose, bald der Besenhaiderich als tonangebende Pflanzen erscheinen. Diese Umwandlung ist übrigens nicht blos auf die Arvenwälder der sonnigen Höhen beschränkt, sondern trifft leider nur zu oft auch die analogen Wälder der schattigen Thalgründe. Nur kommen in den letzteren nach der Ausrottung der Arvenbäume häufig die durch Stockausschlag sich verjüngenden Grünerlen (Alnus viridis) zur Herrschaft, und nicht selten sieht man daher dort an der Stelle ehemaliger Arvenwälder jetzt Grünerlengehölze den Boden beschatten.

Uebrigens sind nicht alle Alpenrosen-, Haiderich- und Grünerlenformationen im Gebiete der obersten Waldregion auf die oben angegebene Weise entstanden, und an vielen Orten haben sich dieselben — wie wir in diesen Blättern bereits mehrfach zu entwickeln Gelegenheit hatten — unzweifelhaft auch aus Wiesenformationen oder ohne Vermittlung einer anderen Pflanzengeneration ganz selbstständig über den Boden angesiedelt. Mag nun aber diese Umwandlung der Pflanzendecke auf die eine oder andere Art sich im Laufe der Zeit abgewickelt haben, immer bilden diese drei Buschformationen höchst charakteristische Züge in der Physiognomie der Centralalpen, und sie sind in dieser Beziehung um so wichtiger, als gerade durch sie ein wesentlicher Unterschied zwischen dem physiognomischen Ausdruck der Pflanzenwelt in der centralen Schieferkette und im nördlichen Kalkgebirge hervorgerufen wird. Jede der drei Buschformationen bildet das Seitenstück einer für die Physiognomien der Kalkalpen gleich wichtigen Massenvegetation. Die Bestände aus

Digitized by Google

rostfarbigen Alpenrosen vertreten in den Schieferbergen die gewimperte Alpenrose der Kalkalpen, die Besenhaiderichgebüsche des centralen Schiefergebirges ersetzen den Alpenhaiderich (Erica carnea) des Kalkgebirges, und die Niederwälder aus Grünerlen sind an die Stelle der dunklen zwergigen Legföhrenwälder getreten, welche ihre Hauptverbreitung in den Kalkalpen besitzen.

Um nicht ungebührlich weitläufig zu werden, unterlassen wir es, hier auf zahlreiche Parallelen einzugehen, welche sich bei näherer Vergleichung dieser in ihrer Erscheinung so abweichenden und doch wieder so nahe stehenden Formationen der Kalk- und Schieferberge herausstellen und bescheiden uns damit, blos den Aufbau der im centralen Schiefergebirge und insbesondere auch im Selrainer Thalgebiete entwickelten drei Buschformationen mit kurzen Worten darzustellen.

Was zunächst die Grünerlenformation anbelangt, so tritt uns dieselbe je nach dem Alter ihrer Stämme in mehreren ziemlich abweichenden Bildern entgegen. Zwischen den jüngeren Grünerlen trifft man durchgehends nur sommergrüne Gewächse an, die sich zu üppigen Stauden, Blatt- und Halmwerk gruppiren. Farnwedel von riesigen Dimensionen, wirres Gestäude aus Meisterwurz, Himbeeren und Waldstorchenschnabel, so wie hohe schlanke Gräser (Aira caespitosa und Agrostis stolonifera) bedecken den Grund des kräftig aufsprossenden jungen Erlengehölzes. Mit der Weiterentwicklung der Erlen und mit der dichteren Beschattung des Bodens schrumpft aber diese untere üppige Pflanzenschichte allmälig mehr und mehr zusammen und gliedert sich jetzt in zwei Schichten, deren untere aus kleinem Blattwerk niederer Pflanzen (insbesondere aus dem Sauerklee, dem gelben zweiblüthigen Veilchen und der schattenliebenden Sternmiere) und deren obere aus den Wedeln zierlicher Farne gebildet wird. Auch in dieser Periode sind aber sämmtliche Pflanzen des Waldgrundes noch sommergrüne Gewächse, und erst mit dem Aelterwerden der Grünerlen, mit dem dadurch bedingten lichteren Stande des Gehölzes, mit der geringeren Beschattung des Bodens und der zunehmenden Menge des Humus siedeln sich an der Stelle jener sommergrünen Blattpflanzen allmälig auch Astmoose und Alpenrosen an, um schließlich als zusammenhängende Schichten den Grund des Grünerlenniederwaldes zu durchziehen.

Die Formation der rostfarbigen Alpenrose zeigt uns im Gegensatze zu den nach verschiedenen Entwicklungsstadien so abweichenden Grünerlenbeständen in jedem Alter fast dasselbe Gepräge. Immer erscheint dieselbe in drei Schichten gegliedert, deren unterste aus einem lockeren Gefilz von Astmoosen, deren zweite aus dem sommergrünen Buschwerk der Heidelbeere, und deren oberste von den Gesträuchen der Alpenrose selbst gebildet wird. — Wer niemals diese blühenden Alpenrosendickichte an Ort und Stelle, zur Zeit ihrer vollen Blüthe gesehen hat, der kann sich nur schwer ein richtiges Bild von ihrer bezaubernden Schönheit nach dem vollen Umfange entwerfen. Herausgefordert durch einige milde Tage zu Ende des Monats Mai drängen sich plötzlich aus all' den unzähligen Zweigspitzen bräunlichgrüne roth gefleckte Knospenzapfen hervor. Frischer Harzgeruch entbindet sich gleichzeitig aus den aufrollenden jungen Blättern, und das ganze Gelände überzieht sich jetzt mit

Digitized by Google

einer hellen Glut, die von Tag zu Tag feuriger und kräftiger über den Gebüschen aufzulodern scheint. Aus den Knospenzapfen sind eben so viele karminrothe Blumenbouqets hervorgedrungen, die sich über dem dunkelgrünen myrthenartigen Blattwerk der Sträußchen auf das freundlichste abheben, und um den Farbeneffekt noch zu erhöhen, schmücken sich jetzt auch die Heidelbeeren, welche als untere Schichte die Formation durchdringen, mit jungem frischem saftig grünem Blattwerk, das wie ein grünes Band den Grund der Alpenrosendickichte umschlingt. — Später, wenn einmal die karminrothen Bouquets verwelkt sind und die Glut der Blüthen allmälig verglommen ist, zeigen die Alpenrosenbestände freilich auf lange Zeit ein ziemlich düsteres Gepräge und vermögen dann mit ihrem dunklen Braungrün nur wenig zur Belebung der breiten Berghalden des Hochgebirges beizutragen. — Zu dieser Zeit aber drängen sich aus einer anderen Ericineenart die schmucken Blüthen hervor. Der blühende Besenhaiderich zaubert nemlich jetzt an den gegen Mittag abdachenden Lehnen jene milden violetten Farbentöne hervor, welche dem norddeutschen Haideland im Spätherbste seinen ganz eigenthümlichen Reiz verleihen. Es ist auch der gleiche Besenhaiderich, welcher hier an den Gehängen des Hochgebirges und dort in der Niederung des baltischen Tieflandes als tonangebende Pflanze einer eigenen Buschformation auftritt und hier wie dort sich noch kurz vor der Neige des Herbstes zum Blühen ermannt. Und selbst viele charakteristische Elemente, welche sich zwischen die Gesträuche des Haiderichs hineinschieben, gehören hier und dort denselben Pflanzenarten an. Der keulenförmige Bärlapp, der Wachholder, die buchsblättrige immergrüne Bärentraube, die isländische Flechte und noch mehrere andere Pflanzenformen finden sich eben so gut auf dem Sandboden des nördlichen meerumschlungenen Tieflandes, wie hier in den Höhen von 6000 bis 7000 Fuß über dem Spiegel des Meeres zwischen den Besenhaiderichgebüschen eingesprengt und haben, mit Ausnahme des zur Zwergform (J. nana) umgewandelten Wachholders, nicht die geringste Aenderuug in ihrem Aussehen erlitten.

Guizots Memoiren.

(Guizot Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome 5. Paris, Leipzig, 1862.)

Angezeigt von Dr. L. Neumann.

(Schluß.)

An mehr als einer Stelle der bis jetzt vorliegenden fünf Theile der Denkwürdigkeiten Guizots begegnen wir der Ansicht, es liege im Interesse Europa's die Integrität der Pforte so lange als möglich zu erhalten, aber die Bildung neuer lebensfähiger Staaten aus sich losreißenden Bruchstücken des alternden Reiches zu begünstigen. Uns bedünkt, daß hier ein greifbarer Widerspruch in zwei Sätzen vorliegt, die sich wechselseitig aufheben. Jedenfalls scheinen die drei Großmächte bei der Schöpfung des neuen Königreiches Griechenland diesen Grundsatz nicht befolgt

Digitized by Google

zu haben. Die Abneigung des Fürsten Metternich gegen diese Schöpfung dürfte schwerlich nur aus Ehrfurcht gegen die Legitimität der hohen Pforte hervorgegangen sein. Er fürchtete die Schwächung und Gefährdung der Pforte. Das war, von dieser Seite betrachtet, eine gewiß berechtigte Ansicht. Aber eben so hatte der staatskluge König der Belgier, damals Prinz von Coburg, vollkommen Recht, die ihm angebotene Krone eines nicht lebensfähigen Staates ohne maritime und kontinentale Grundlage, ohne Candien und Thessalien zurückzuweisen. Nur die Schutzmächte des jungen Staates hatten Unrecht, nachdem sie ihn einmal geschaffen — von den philhellenischen und anderen Motiven hier ganz abgesehen — ihm die Bedingungen selbstständigen unabhängigen Lebens abzuschneiden. Solche Halbheiten und diplomatische Unwahrheiten strafen sich selbst, aber nebst den Urhebern auch andere Mitleidende. Mag wer immer die Dornenkrone des gewiß sehr achtbaren, redlichen Königs Otto, den nur Undank der Faktionen nach dreißigjährigen Opfern vertreiben konnte, übernehmen; das Grundübel bleibt ein Schattenstaat, der nicht leben und nicht sterben kann, dessen Fortbestand wie dessen Erweiterung Gefahren in seinem Schooße trägt. Die Griechen selbst in Masse betrachtet, wir behaupten es kühnlich, sind besser als ihr Ruf, politisch weder unfähiger noch turbulenter als die alten Griechen, so gut als mancher andere rumorirende Volksstamm, nicht schlechter als der türkische Druck seit Jahrhunderten, die byzantinische Tradition seit einem Jahrtausend und die falsche Stellung in der Gegenwart irgend ein Volk machen könnten. Das durch feierliche Verträge gewährleistete Recht König Otto's ignoriren, was immer für einen Prinzen — wenn er aufzufinden — auf den durch einen Pöbelaufstand erledigten Thron setzen, ist, man kann es ohne Weissagungsgabe behaupten, keine Lösung der griechischen Frage, die in die orientalische, weit größere hinübergreift. Noch weniger waren Pyräus-Blockaden, fortwährende Pression auf den König, offenes Begünstigen der Opposition die geeigneten Mittel, das an sich schwache Königreich zu stärken. Der Ruf nach dem englischen Prinzen Alfred, der Gedanke, die Vergrößerung des maritimen Griechenlands unter die Protektion des seebeherrschenden türkenfreundlichen England zu stellen, ist vollends eine Ironie der Geschichte, wie sie nicht launenhafter vorkommen könnte.

Eine Episode untergeordneter Art, die jedoch einen Augenblick ihrer Eigenthümlichkeit wegen die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zog, war der bekannte Schwefelstreit zwischen England und dem König von Neapel. Die Schwefelausbeute in Sizilien hatte in Folge des außerordentlich gesteigerten Bedarfes gewisser Industriezweige im großartigsten Maßstabe zugenommen. Die meisten Schwefelgruben waren im Besitze englischer und französischer Unternehmer. Mißbräuche, die sich in dieser Beziehung eingeschlichen, und der Wunsch, dem Staatsschatze eine bedeutende Einnahme zu verschaffen, bewogen den König, einer französischen Gesellschaft gegen Entrichtung eines jährlichen Pachtschillings von 400.000 Dukaten eine Art von Monopol des Schwefelhandels einzuräumen. Die englische Regierung remonstrirte, und der König versprach auf ihr Andringen die Aufhebung des Monopols. Aber er hielt sein Versprechen nicht, und als die englische Regierung den Befehl ertheilte,

Digitized by Google

alle neapolitanischen Kauffahrteischiffe aufzugreifen und bis zur Erfüllung der ihr ertheilten Zusicherung in Malta zurückzuhalten, ordnete der König große Rüstungen an, und schickte sich selbst an zur Vertheidigung Siciliens zu eilen. Das Recht eines Souverains ein Monopol einzuführen, war an sich und abgesehen von dem später zugesagten Widerrufe, eben so zweifellos, als die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit der das mächtige England gegen einen schwachen Staat, weil er es war, vorging. Aber aus dem anscheinend geringfügigen Streite hätte leicht ein größerer Brand entstehen, und weit über die Grenzen des an Schwefel und feuerspeienden Bergen, wie an politischem Brennstoffe überreichen Landes hinausschlagen können, und Lord Palmerston war sichtlich froh, die ihm angebotene Vermittlung Frankreichs anzunehmen, welche bald zur Beilegung des Streites und Entschädigung der privaten Interessenten führte. Eine schlechte Schule der Regierung ist, wie Guizot bei diesem Anlasse bemerkt, die unbeschränkte Gewalt. Ihre Inhaber verlieren die klare Auffassung, die Voraussicht und die richtige Würdigung der Thatsachen, der Hindernisse und der Kräfte. Weil sie ohne Widerstand zu Hause sagen können „ich will", bilden sie sich ein es auch den Fremden und den Ereignissen gegenüber sagen zu können. Sie handeln nach den Eindrücken und Launen des Augenblickes, zugleich leichtsinnig und hartnäckig, hochmüthig und unüberlegt. Sind sie mächtig, so treiben sie ihren Willen bis zum Unverstand; sind sie schwach so gehen sie vor- und rückwärts, thun und ändern das Gethane wie Kinder. Selbst ihre guten Eigenschaften schlagen zu ihrem Nachtheile aus; ihr Stolz rettet sie nicht vor Inkonsequenz und Schwäche, und die Würde des Charakters erschwert nur ihre Fehler und Gefahren.

Aber ein noch viel sonderbareres, ins Gebiet politischer Romantik einschlagendes Zwischenereigniß der Zeit war die Landung des Prinzen Ludwig Napoleon in Boulogne. Sie fand an demselben Tage statt, an welchem Guizot sich nach dem Schlosse Eu einschiffte, um mit dem Könige und dem Ministerpräsidenten die orientalische Frage zu erörtern. Ein Donnerschlag aus heiterer Luft hätte nicht überraschender auf das große Publikum wirken können, als diese Landung. Die französische Regierung war, wie aus Guizots Mittheilungen hervorgeht, nicht ohne Nachricht von irgend einem neuen Unternehmen des eigenthümlichen Prätendenten, der seinen Bann in Amerika gebrochen hatte, und rastlos über Dingen brütete, welche man damals und mit vollem Rechte, tolle Streiche eines wüsten, hirnverbrannten Abenteurers nannte. Ludwig Philipp stand eben im Begriffe ein großes nationales Schauspiel, die feierliche Heimführung und Beisetzung der irdischen Ueberreste des großen Kaisers in die Szene zu setzen. Die englische Regierung war aufs bereitwilligste entgegengekommen. Guizot, mit der Durchführung dieser zarten Angelegenheit betraut, hegte bei sich einige Zweifel, ob es zweckmäßig sei, die Napoleonischen Erinnerungen und mit ihnen vielleicht gefährliche Machtansprüche wach zu rufen. Aber er begriff die Motive des Königs und war von der nationalen Idee ergriffen. „Freie Staaten sind wie große Dreidecker. Sie leben mitten in Stürmen; sie erheben sich und fallen, und die Wogen, die sie bewegen, sind es, die sie zugleich

Digitized by Google

tragen und vorwärts treiben." Es scheint nun in diesem merkwürdigen Kopfe des kaiserlichen Prätendenten der allerdings höchst originelle Gedanke aufgestiegen zu sein, ein Schiff auszurüsten, die Fregatte „Belle Poule" bei ihrer Rückkehr von St. Helena anzugreifen, den Leichnam Napoleons als ein Familieneigenthum wegzuführen, oder um jeden Preis mit der Fregatte gleichzeitig in Havre einzulaufen. Indessen änderte der Prinz seine Gedanken, und landete, von wenigen Getreuen begleitet — die Ueberlebenden glänzen jetzt als Große des Reiches — in Boulogne. Seine Verhaftung durch einen Gendarmen, nachdem er fruchtlos Manifeste ausgestreut, und den berühmten Adler hatte auffliegen lassen, ist bekannt. Das „Journal des Débats" bemerkte damals, und Frankreich fand die Aeußerung ganz natürlich, fortan habe sich der Napoleonismus unmöglich gemacht, weil er sich lächerlich gemacht habe. Wie groß wäre, ruft Guizot aus, das Erstaunen eines verständigen Mannes, der die ganze Zeit seit jenem Ereignisse bis heute hindurch den Schlaf des Epimenides geschlafen hätte, und plötzlich erwachend diesen Abenteurer von Straßburg und Boulogne auf dem Throne Frankreichs, im Besitze der höchsten Gewalt erblickte? Guizot selbst liest jetzt nicht ohne Verlegenheit, die Aeußerungen wieder, die er wie alle Welt in jener Zeit über Ludwig Napoleon machte. Die Vorsehung scheine sich, so sagt er, manches Mal darin zu gefallen, die Urtheile und Muthmaßungen der Menschen zu Schanden zu machen. Und doch gebe es in dem sonderbaren Kontraste zwischen dem Ereignisse des Jahres 1840 und dem heutigen Kaiserreiche nichts Unnatürliches und Unklares. Nichts habe das feste Vertrauen des Prinzen Ludwig Napoleon in sich selbst und seine Bestimmung erschüttert, Zweifel und Entmuthigung sei ihm inmitten fremden Glückes und eigenen Unglückes fremd geblieben. Groß sei dieses Beispiel der Macht, welche in der Finsterniß der Zukunft ein beharrlicher Glaube übe, groß die Lehre für Jene, welche vor den Schicksalsschlägen sich allzuleicht beugen. Kein Zweifel, daß die bewunderungswürdige Ausdauer Ludwig Napoleons, sein kühner, keine Hindernisse scheuender Geist zu seinen Erfolgen wesentlich beigetragen; aber nicht minder, wenn nicht in erster Linie sein Verständniß der französischen Zustände und die ihm überaus günstigen Verhältnisse. Weder die orleanistische noch irgend eine andere Partei war stark genug, in der ersten Zeit nach dem Sturze Ludwig Philipps, in dem Durcheinandergähren und Wogen der wildesten Leidenschaften, ein festes Regiment zu gründen. Das besitzende, moralische Frankreich, Industrielle und Bauern wollten keine neue Revolution, keinen Krieg mit dem Auslande. Der redliche Republikaner Cavaignac, der in den blutigen Junitagen den sozialistischen Aufstand niedergeschlagen hatte, wurde nicht gewählt, eben weil er Republikaner war, weil sein Name keine Bürgschaft für die Zukunft bot. Ein Bonaparte erschien, der Träger eines großen Namens, der Frankreich verherrlicht, der ihm sein Gesetzbuch gegeben, der die Revolution gebändigt und abgeschlossen. Von ihm war zu erwarten, daß er der Unordnung einen Damm setzen, Frankreich vor Zersetzung wie vor Erniedrigung bewahren würde. Der Glaube an seine Zukunft, das Fatalistische in Wesen und Erscheinung, korsische Schlauheit und die aller Sitte bare Gewalt, das Auftreten im rechten Momente, während

Digitized by Google

alle anderen Prätendenten fern waren, alles vereinigte sich den Mann emporzuheben. Der Eidschwur des Präsidenten täuschte Niemanden. Das Uebrige lag präfigurirt in der Geschichte des Onkels, in den französischen Verhältnissen. Aber der Glaube an seine Zukunft und all' sein Prätendententhum* würde ihm gegenüber von einer geordneten Gesellschaft mit freiheitlich konsolidirter Verfassung, mit einem kräftigen Gemeindewesen wenig genützt haben. Abenteuernde, wahre oder angebliche Nachkommen der Stuarts paradirten noch zu unserer Zeit im hochschottischen Kostüm in Edinburg herum, und der jetzige König von Schweden erwiederte den, vom Standpunkte der Würde und Familienerinnerung wohl erklärbaren Protest des letzten Wasa gegen seine Thronbesteigung mit der Aufhebung des die alte Königsfamilie verbannenden Dekretes. Frankreichs soziale Zustände und Europa's Schwäche haben den unzweifelhaft bedeutenden charakterfesten Napoleoniden mehr als alles groß gemacht. Ob er für Jahrhunderte bauen, eine neue Dynastie gründen wird, wer würde es wagen zu behaupten?

Die Umwälzung, welche Ludwig Napoleon nach Frankreich brachte, führte Guizot zum zweiten Male, jetzt als Flüchtling nach England. Er fand gastliche Aufnahme bei den vor acht Jahren erworbenen Freunden. Erinnerungen aus verschiedenen Zeitabschnitten eines so bewegten, reichen Lebens fließen oft sich verknüpfend zusammen. Der Botschafter Guizot lernte im Hause Lord Minto's dessen Schwager Sir John Boileau kennen, der ihm mit besonderer Herzlichkeit entgegenkam. Er war der Abkömmling eines protestantischen Edelmannes von Nimes, der Vaterstadt Guizots, welcher durch die Widerrufung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben, in England eine Zuflucht gefunden, sich und seinen Nachkommen eine neue, gesegnete und freie Heimath gegründet hatte. Ein Bruder im zarten Lebensalter war in Nimes geblieben, und die von diesem abstammende, bis auf den heutigen Tag protestantische Familie, ist durch ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der Guizots durch Bande des Blutes und der Freundschaft vereinigt. Diese Begegnung, im Jahre 1840 eine angenehme Ueberraschung, wurde für Guizot und seine ganze Familie im Jahre 1848 die Quelle der wohlthuendsten, innigsten Freundschaft.

---

* Das „Deutsche Museum" bringt eine kurze Anzeige der „Bilder aus der Fremde" von Lothar Bucher. Seit dieser treffliche Schriftsteller gegen gewisse gotha'sche Plattituden zu Felde gezogen und einigen kleindeutschen Phrasen schärfer auf den Leib gegangen ist, als sie eben vertragen konnten, haben natürlich Blätter von der Parteistellung des „Deutschen Museums" allerlei an ihm herumzunergeln: das möge ihnen gerne gestattet sein. Herr Robert Prutz wird den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Styl, wenigstens wenn er selbst nicht schreibt, zu genau kennen, um Bucher für seine Person nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn aber weiter angedeutet wird, daß „die neuen Freunde, die Bucher sich erworben, schwerlich ihm selbst zusagen werden", so können wir von unserem Standpunkte dies Kompliment nur mit der Hoffnung erwiedern, daß er wenigstens die Freunde, die er „durch die Vorliebe für Oesterreich und die Verdächtigung des Nationalprinzips" verloren nicht allzusehr vermissen wird. Und weil wir uns eben mit Herrn Robert Prutz beschäftigten, möchten wir doch

Digitized by Google

die bescheidene Anfrage an ihn richten, warum er denn nicht einigen von seinen Freunden den im „Deutschen Museum" vom 15. Jänner mitgetheilten Neujahrsprolog vorgelesen hat, bevor derselbe auf dem Stadttheater zu Stettin gesprochen wurde. Sie hätten ihn doch vielleicht auf den sechsten Vers aufmerksam gemacht. Es ist vom Jahre 1863 als einem „träumenden Kind" und den Gliedern desselben die Rede.

„Wenn dieser Glieder Bau", heißt es dann:
„Der jetzt noch machtlos an der Erde kriecht" ꝛc.

Ein Bau, der kriecht, das ist etwas mehr als einem poetisirenden Kritiker gestattet werden darf.

---

* Aus dem „Münchner Dichterbuche" hat die Verlagshandlung (Krönne in Stuttgart) außer der in diesen Blättern ausführlich besprochenen epischen Erzählung von W. Hertz: „Hugdietrichs Brautfahrt" (vergl. Nr. 1 der „Oesterreichischen Wochenschrift") auch Paul Heyse's „Rafael" in Separatabdruck erscheinen lassen.

---

* Von O. F. Gruppe in Berlin ist die erste Lieferung eines umfangreichen Werkes erschienen: „Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Literatur in den drei letzten Jahrhunderten". Theodor Storm hat eine jener kleineren Erzählungen herausgegeben, die er so meisterhaft zu behandeln weiß: „Auf der Universität" (Münster, Braun).

---

* Der Goethe-Literatur steht, wie das „Deutsche Museum" berichtet, eine Bereicherung bevor, durch welche eine der empfindlichsten Lücken, an der unsere Kenntniß der Goethe-Schiller'schen Zeit noch litt, ausgefüllt werden wird, nemlich der Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe. Die Veröffentlichung erfolgt auf Betrieb des regierenden Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, Karl Augusts Enkel, und soll möglichst vollständig und unverkümmert sein, einzelne Stellen, die vorläufig noch Anstoß erregen möchten, sollen späterhin nachfolgen. Die Gesammtzahl der zur Herausgabe bestimmten Briefe wird ungefähr 600 betragen, unter diesen 130 Briefe Goethe's an Karl August und 460 Karl Augusts an Goethe. Die Veröffentlichung soll noch im Laufe des bevorstehenden Sommers erfolgen.

---

* Prof. Gindely, dessen tüchtige und fleißige Arbeiten auch in diesen Blättern zu wiederholtenmalen lebhafte Anerkennung gefunden, beschäftigt sich in seiner Stellung als Landesarchivar mit einem für die böhmische Landesgeschichte höchst wichtigen Unternehmen. Seine Absicht geht dahin, die Geschichtsquellen Böhmens in einem einzigen großen Corpus zu sammeln und unter dem Titel: „Monumenta historiae Bohemicae" zu ediren. Das ganze Unternehmen soll vorläufig in sechs Abtheilungen zerfallen. Die erste würde die Historiker und Chronisten (z. B. Paul Skála und Slawata, Beide mit Weglassung alles Minderbedeutenden oder nicht auf Böhmen Bezüglichen), die zweite die böhmische Landtafel bis 1541, die dritte die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse, die vierte ein böhmisches Diplomatar, die fünfte die Korrespondenz des alten katholischen und utraquistischen Konsistoriums und die Annalen einiger geistlichen Orden (unter welchen die Annalen der böhmischen Jesuiten und Kapuziner durch ihre Vollständigkeit und Wichtigkeit obenan stehen), die sechste die historischen Schriften der böhmischen Brüder umfassen. Später könnte sich diesen wohl auch eine rechtshistorische Abtheilung anschließen. Vorläufig sollen von allen Urkunden und historischen

Digitized by Google

Berichten, welche zur künftigen Veröffentlichung bestimmt sind, systematisch Abschriften angelegt und diese im böhmischen Landesarchiv zur allgemeinen Benützung deponirt werden. Der erste Nutzen, den dieses Unternehmen bietet, bevor es noch zu einer Publikation käme, ist also die Konzentration dieser historischen Schriften im Landesarchiv, sei es im Original, sei es in Abschrift, eine ebenso wesentliche als nützliche Erleichterung für alle historischen Forscher. Zur Deckung der Kosten für die anzufertigenden Kopien, welche von vier bis fünf Kopisten ununterbrochen durch einige Jahre hindurch angefertigt werden müßten, will sich Prof. Gindely an den böhmischen Adel wenden. Böhmische Blätter, welchen wir diese Angaben entnehmen, machen die erfreuliche Mittheilung, daß sich bereits eine Anzahl von Mitgliedern des böhmischen Adels gefunden hat, welche die Kosten des wissenschaftlichen Unternehmens tragen wollen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Cotton is king! Wer an der Bedeutung dieses übermüthigen Ausspruches der amerikanischen Baumwollhändler zweifelt, der findet in einem neuen Buche Louis Reybauds: „Le coton, son régime, ses problèmes, son influence en Europe“ hinlängliche Aufklärung über das Gewicht der Baumwolle in der Wage der Weltgeschichte. Reybaud bezeichnet so eine jüngste Schrift als nouvelle série des études sur le régime des manufactures, und gibt eine ziemlich vollständige Geschichte der Baumwollen-Manufaktur, der mit dem amerikanischen Krieg ein so harter Schlag versetzt wurde, daß sie sich wohl schwer ganz davon erholen wird. Wenigstens wird es lange dauern, selbst nach einer glücklichen Beendigung des Krieges, bis die Südstaaten wieder ihre Bedeutung auf dem Baumwollmarkte erlangen. Europa sucht in diesem Augenblicke begierig nach anderen Märkten, und ist bereit, in Aegypten, Kleinasien Indien, Brasilien, kurz überall, wo man sich anschickt, Baumwolle zu bauen, diesen Bestrebungen unter die Arme zu greifen. Zugleich richtet sich die Aufmerksamkeit der spekulativen Menschheit auf jene Produkte, welche durch die Baumwolle verdrängt wurden und die man jetzt auf Grundlage neuerer Erfindungen — nach Reybauds Ansicht — zu größerer Geltung bringen muß. Der mit Hilfe der Sklaverei ausgeübten Baumwollen-Tyrannei Amerika's soll der europäische Hanf und Flachs jetzt als Konkurrent neuerdings entgegentreten, und damit nicht allein der Industrie, sondern auch der Agrikultur unter die Arme gegriffen werden. Man hat die Erfahrungen gesammelt wohin man kommt, wenn man die ganze Prosperität einer kolossalen Industrie ausschließlich auf ein Land baut. In dem umfangreichen Bande befindet sich eine Masse von gründlichem, auf viele Studien basirtem Wissen.

Von dem mit Recht berühmten Werke Viollet-le-Ducs: „Dictionnaire raisonné de l'architecture française du 11 au 16 siècle“ ist gerade der sechste Band erschienen, welcher das Alphabet von dem Buchstaben G bis O führt und unter anderen Artikeln auch größere Abhandlungen über die Schlagworte: Maison, Hôtel de ville, Menuiserie Ogive u. s. w. bringt. Das anfangs auf zwei Bände veranschlagte Buch dürfte wahrscheinlich deren acht erlangen Es wird das aber Niemand bedauern, da sowohl der Text als die Ausführung der zahlreichen Illustrationen, nach dem Ausspruche aller Sachverständigen gar nichts zu wünschen übrig lassen. Schade, daß der Verfasser mit Arbeiten zu überhäuft ist, um die Publikation, welche seinen Namen so berühmt gemacht hat, rascher zum Schluß zu führen.

Von E. Zeller, dem Herausgeber der „Année historique“, finden wir einen neuen Band: „Les empereurs romains; caractères et portraits historiques.“ Der Verfasser theilt seinen Stoff in vier Gruppen ein und spricht von einer republikanischen Kaiserzeit, einer liberalen, einer militärischen und zum Schluß von einer administrativen. Im Uebrigen scheint sich das Buch hauptsächlich auf Gibbon zu stützen, dessen brillante

Digitized by Google

Darstellungsweise bisher von Niemand und wohl auch nicht von Mr. Zeller erreicht wurde.

Die Idee Madagascar zu occupiren, taucht immer wieder in Frankreich auf. Wir finden sie neuerdings in einem Buche von L Lacaille: „Connaissance de Madagascar“ entwickelt, das mit einer, so weit dies möglich ausführlichen Beschreibung der interessanten Insel beginnt, dann die Geschichte der dortigen Kämpfe und der Hova-Eroberung erzählt und schließlich zu dem Resultat gelangt, daß es die Pflicht Frankreichs sei, die Hovas zu vertreiben und die Sklaverei und das Elend der unterjochten Stämme zu mildern. In das allgemein Faßliche übersetzt bedeutet das so viel als: Eroberung und Kolonisirung Madagascars. Obwohl wir nun schon aus dem letzten Buche unserer Landsmännin Ida Pfeiffer wissen in welchem erbärmlichen Zustand sich die große Masse der Bevölkerung Madagascars befindet und wie sie in bedenklichem Grade in Folge der Grausamkeiten der herrschenden Race abnimmt, so bietet die Kolonisirung des ungesunden Landes, wo jedenfalls die französische Eroberung auf englischen Widerstand stoßen würde solche Schwierigkeiten, daß das ohnehin nicht stark entwickelte Kolonisirungstalent der Franzosen schwerlich zu dauerhaften Resultaten gelangen dürfte. Es spricht sich auch in Lacaille's Buch der Drang der Franzosen aus, der oft genannten „Ausbreitung der anglo-sächsischen Race“ ein Aequivalent entgegenzustellen. In dem von uns bereits angezeigten Werke Duvals über die Geschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert finden sich aber alle die Ursachen aufgezählt, welche der Ausbreitung der lateinischen Race entgegenstehen. Diese Ursachen stehen noch in voller Kraft und es hat nicht den Anschein, daß sie in der nächsten Zeit sich abschwächen werden.

Victor Hugo's Sohn hat nach des Vaters Roman ein Drama: „Les misérables“ geschrieben, dessen Aufführung in Paris verboten ist, das aber im Druck, nach einer einleitenden Erklärung, keine Censurstriche zu erdulden hatte.

---

* Das Votum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über das Ressel-Monument ist in öffentlichen Blättern in einer Weise erwähnt worden, daß eine wörtliche Wiedergabe nicht überflüssig erscheinen dürfte. Der dem Votum vorangehende Bericht der akademischen Kommission, der einstimmig angenommen wurde, findet sich im 5. Hefte des 44. Bandes der Sitzungsberichte und schließt mit folgenden Worten:

„Die Kommission glaubt die Verdienste Ressels um die Erfindung und Einführung der Schraube als Schiffspropeller dahin richtigstellen zu können, daß ihm die Priorität die er Erfindung im eigentlichen Sinne des Wortes ebensowenig, als dem Franzosen Sauvage und dem Engländer Smith so wie überhaupt, so viel bekannt ist, irgend einem einzelnen Manne allein zugeschrieben werden könne, daß aber Ressel durch seine Bemühungen und praktischen Versuche zur Einführung der Schiffsschraube wesentlich beigetragen habe und seine Verdienste um diesen Fortschritt eine gleiche Anerkennung verdienen dürften, wie solche den Männern Sauvage, Smith und Ericsson von ihren Mitbürgern bereits zu Theil wurden.

Die Kommission schließt diesen ihren Bericht mit dem Antrage: Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften könne sich wohl aus den hier angeführten Gründen mit der Errichtung des projektirten Ressel-Monumentes, keineswegs aber auch mit der angeblich vorgeschlagenen Inschrift einverstanden erklären. Anstatt der Worte: „Josepho Ressel, Patria Austriaco Natione Bohemo, Qui Omnium Prior Rotam Cochlidem Pyroscaphis Propellendis Adplicuit Anno 1827, müßten der Wahrheit entsprechendere gewählt werden, welche nichts weiter auszudrücken hätten, als daß dem Joseph

Digitized by Google

Ressel dieses Denkmal für seine wesentlichen Bemühungen und Verdienste um die Einführung der Schraube als Propeller errichtet wurde."

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 21. Jänner 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Geschichte der Häuser Schao-kung und Khang-scho".

Zur Aufhellung bisher wenig gekannter Ereignisse und außerdem zu dem Zwecke, das Verständniß der alten Bücher des Mittellandes in dieser Beziehung anzubahnen, hat der Verfasser in dieser Abhandlung die Geschichte zweier anderer berühmter Häuser Schao-kung und Khang-scho bearbeitet.

Das Haus Schao-kung, d. i. Fürst von Schao, gehörte zu einem Seitengeschlechte des Königshauses Tscheu und ward in einer sehr frühen Zeit (1122 vor unserer Zeitrechnung) mit dem Lande Yen, welches die Gegend des heutigen Schün-thien, insgemein der Hof des Nordens (Pe-king) genannt, belehnt. Die Fürsten von Yen nahmen in späterer Zeit (323 vor unserer Zeitrechnung) die Königsbenennung an, ihr Land jedoch war unter den Königsländern der Reihe nach das schwächste und erlag endlich (222 vor unserer Zeitrechnung) den Waffen von Thsin.

Khang-scho, der Stammvater des gleichnamigen Hauses, war ein Bruder des Königs Wu von Tscheu und ward um dieselbe Zeit wie Schao-kung mit dem Lande Wei, welches die Gegend des heutigen Wei-hoei in Ho-nan, belehnt. Die Macht von Wei war indessen unbedeutend und ohne Einfluß auf die großen weltbewegenden Ereignisse. Gleichwohl blieb dieses Land von dem Untergange, dem die gewaltigsten Königsländer durch Thsin anheimfielen, verschont, indem der letzte Fürst des Hauses, noch immer in dem Besitze eines kleinen Gebietes belassen, erst durch den Allhalter des zweiten Geschlechtsalters von Thsin (209 vor unserer Zeitrechnung) seiner Würde entsetzt ward.

Yen verwendete seine Macht mehrmals zu Unternehmungen nach Außen, und ist auch durch die Ereignisse in seinem Innern Gegenstand häufiger Beachtung. Wei kennt hauptsächlich nur innere Ereignisse, welche allerdings oft sehr außergewöhnlicher Art sind und von denen namentlich die späteren dadurch bemerkbar wurden, daß Jünger Khung-tse's sich an ihnen betheiligten.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 22. Jänner 1863.

Der oberösterreichische Landesausschuß übersendet einen vom oberösterreichischen Landtage bewilligten Beitrag von 300 fl. für das in der Stadt Weil in Württemberg zu errichtende Kepler-Monument.

Herr Prof. C. Ludwig legt fernere Mittheilungen aus einer Untersuchung über elektrische Reizung von Herrn Prof. Fick in Zürich vor. Im Anschluß an seine Mittheilung vom 23. Oktober 1862 bemerkt der Verfasser, daß der Stoß eines absteigenden Stromes erst dann eine Zuckung auslöst, wenn der Strom einen gewissen Werth erreicht hat; die erregende Eigenschaft des Stromes beginnt also nicht sogleich, wenn er von Null an zu einem endlichen Werth anwächst.

Digitized by Google

Außerdem fand er noch folgenden allgemein gültigen Satz: „Es ist nicht durch jede Art elektrischen Anstoßes möglich, die gesammte lebendige Kraft von einer Nervenstrecke auszulösen, wenn man auch die Stärke des Anstoßes ohne Grenze wachsen läßt". Der experimentelle Beweis hiefür kann dadurch gegeben werden, daß man die Maximalzuckung des Induktionsschlages oder die der Schließungs- resp. Oeffnungsstöße des ab- und ansteigenden galvanischen Stromes bestimmt. Diese fallen so aus, daß die Maximalzuckungen, welche dem Induktionsschlage und der Oeffnung des aufsteigenden Stromes entsprechen, unter sich gleich, aber sehr merklich, im günstigen Falle bis zur Hälfte niedriger sind, als die, welche der Schließung des absteigenden Stromes entsprechen. Die Zeit, welche zur Erreichung des Maximums der Verkürzung im letzten Falle verbraucht wird, ist ebenfalls merklich größer als die, welche bei den Induktions- und Oeffnungsschlägen zur Vollendung einer Zuckung nöthig ist.

Herr Dr. A. Boué berichtet über die „Beiträge zur Kartographie des Fürstenthums Serbien" von Herrn F. Kanitz.

Herr Dr. Stefan überreicht eine Abhandlung: „Bemerkungen zur Theorie der Gase". Sie zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste beschäftigt sich mit der Wärmeleitung in Gasen. Es wird hervorgehoben, daß die Verbreitung der Wärme in einem Körper nicht blos vom Wärmeleitungsvermögen, sondern auch von der Fortpflanzungs-Geschwindigkeit der Wärme, welche letztere bisher nie in Betracht gezogen, sondern vielleicht unbewußt unendlich groß gesetzt wurde. Für Gase läßt sie sich bestimmen und wird der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles gleich gefunden. Dasselbe wird man für die übrigen Körper finden. Der Unterschied zwischen der Fortpflanzung des Schalles und der Wärme besteht darin, daß beim Schalle der Ueberschuß an lebendiger Kraft in einer Schichte ungeschwächt an die nächste abgegeben wird, während bei der Wärme nur der halbe Ueberschuß von einer in die folgende Schichte tritt. Es ist nemlich für die Uebertragung eines Ueberschusses von lebendiger Kraft wesentlich, ob er von einer Verdichtung oder von einer Temperaturerhöhung herrührt.

Die zweite Abtheilung enthält eine neue Ableitung des Gesetzes von Mariotte und Gay Lussac und zugleich die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem die Antheile der einem Körper zugeführten Wärmemenge stehen, welche zur Temperaturerhöhung und zur Verrichtung von Arbeit verwendet werden.

Herr Mechaniker Siegfried Marcus zeigte das Modell eines von ihm erfundenen Elektromotors, der sich wesentlich von allen bisher bekannt gewordenen ähnlichen Maschinen sowohl seinem Prinzipe als seinen Leistungen nach unterscheidet.

Während Modelle ähnlicher Maschinen kaum die Reibung ihres eigenen Mechanismus zu überwinden, viel weniger noch sonst eine anderweitige Arbeit zu verrichten im Stande sind, ließ der Vortragende seinen kleinen Apparat 20 Pfund heben. Der wesentliche prinzipielle Unterschied dieser Maschine vor allen bisher bekannten besteht darin, daß die zur Wirksamkeit gelangenden Elektromagnete bereits auf mehrere Zolle Entfernung die Anker anzuziehen vermögen.

Eine größere Maschine dieser Art, welche nach dem gleichen Prinzipe vom Erfinder ausgeführt worden und welche 24 Zoll Höhe und 20 Zoll Durchmesser mißt, gibt mit 36 Smee'schen Elementen einen Krafteffekt von 70 bis 80 Fuß-Pfund (nahezu drei Manneskräfte) und stellen sich die Kosten des Konsums pro Manneskraft per Tag auf 60 Kreuzer. Wenngleich dieser Motor nicht mit der Dampfmaschine konkurriren kann, so dürfte er sich doch in allen jenen Fällen von Nutzen erweisen, wo zum Arbeitsbetriebe Menschenkräfte verwendet werden.

Digitized by Google

Auszug aus dem Protokolle

der am 4. Dezember 1862 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen 10. Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Die Statthalterei in Graz theilt in einem Schreiben einen Bericht des Bezirks-Bauamtes in Cilli über die bisher ausgeführten Konservationsarbeiten in der Seitenkapelle der Stadtpfarrkirche zu Cilli mit, dessen Inhalt nicht jeden Zweifel über eine stylgerechte Restaurirung dieser Kapelle ausschließt. Es wird daher beschlossen, das Statthalterei-Präsidium um die Verfügung zu ersuchen daß vor der Ausführung der an der genannten Kapelle weiter vorzunehmenden Arbeiten die bezüglichen Restaurationspläne der Centralkommission zur Einsicht vorgelegt werden, und daß bei der Verfassung dieses Restaurationsprojektes auch auf die vorhandenen Grabsteine und Inschriften, namentlich auf die vom Eingange in die Kapelle an der Seitenwand rechts befindlichen drei Steintafeln mit Stellen aus einem alten deutschen Physiologus, beziehungsweise auf deren Erhaltung Rücksicht genommen werde.

Der hochw. Bischof Dobrila von Parenzo hatte sich an die Centralkommission mit dem Ersuchen gewendet, auf die dringend gewordene Restauration seiner Kathedrale hinzuwirken. Eine gleiche von der Kirchenverwaltung an den Conservator für das Küstenland, Herrn Dr. Ritter von Kandler gerichtete Eingabe wurde von Letzterem mit seinem befürwortenden Antrage der Centralkommission vorgelegt. Da die bischöfliche Kirche von Parenzo zu den hervorragendsten Kunstdenkmalen des christlichen Alterthums gehört und deren Erhaltung deßhalb der Centralkommission durch die bestehenden Instruktionen so weit als es nur immer ausführbar erscheint, zur Pflicht gemacht wird, beschloß die Centralkommission, vorerst eine genaue Untersuchung des Bauzustandes der Kirche und ihrer Nebengebäude zu veranlassen, um auf Grundlage dieses Befundes ihre weiteren Vorkehrungen zu treffen. Se. Exzellenz der Herr Präsident der Centralkommission begab sich sohin in Begleitung des Kommissionsmitgliedes Herrn Professors und Architekten Friedrich Schmitt nach Parenzo, um diese Untersuchung vorzunehmen.

Das hohe Interesse, welches der Dom von Parenzo für die Kunstgeschichte im Allgemeinen und insbesondere für jene der Gestade des adriatischen Meeres, wo sich weströmischer und byzantinischer Einfluß berührten, bewahrt, lenkte die Aufmerksamkeit der Historiker und Kunstforscher früh auf denselben, und es haben (abgesehen von den älteren Exkursen von Carli u. A.) die Ergebnisse ihrer bezüglichen Forschungen Dr. v. Kandler in seiner „Beschreibung von Parenzo", Prof. von Eitelberger in dem ersten Bande der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates" und Lohde in seinem Spezialwerke über den Dom von Parenzo bekannt gemacht. Das Dunkel, welches über der ersten Gründung des Domes ruht vermochten die vorhandenen historischen Zeugnisse nicht gänzlich aufzuhellen, weßhalb die Meinungen der Historiker von einander abweichen und die Entstehung des Domes theils in das 6., theils in das 10. Jahrhundert verlegen. Glücklicherweise bilden die noch vorhandenen Kunstwerke und Baubestandtheile des Domes bei aufmerksamer Betrachtung hinreichende Anhaltspunkte dar, um in Uebereinstimmung mit den historischen Nachrichten, so weit diese reichen, den Zeitpunkt der ersten Erbauung des Domes und der späteren baulichen Veränderungen in demselben mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen.

Parenzo, auf einer kleinen Halbinsel an der istrischen Westküste gelegen, war eine römische Pflanzstadt, deren öffentliche Gebäude und Plätze den etwas erhöhten Theil derselben gegen die Landseite zu einnehmen. Die Lage des Forums und die Unterbauten von zwei Tempeln sind noch nachweisbar. Hieran mochte sich das Kapitol, insoweit von einem solchen auf der nur wenig geneigten Grundfläche die Rede sein kann, reihen, welchem

Digitized by Google

zunächst sich die Baulichkeiten des gegenwärtigen, wahrscheinlich auf den Grundlagen früherer öffentlicher Gebäude, allenfalls des Prätoriums, ruhenden Domes anschließen. Dieselben bestehen in der Richtung von West nach Ost in einem achteckigen Baptisterium mit dem Taufbrunnen nach altchristlicher Weise zum Untertauchen (per immersionem) in der Mitte, in dem anstoßenden Atrium mit einem durch Säulen und Pfeiler gebildeten Portikus, aus welchem drei Thüren in die dreischiffige, mit einer nach Innen runden, nach Außen zu polygonen Apsis, deren innere Wände mit höchst merkwürdigen alterthümlichen Mosaiken geziert sind, führen. An der Nordwestseite schließen sich in einer Längenausdehnung drei alterthümliche Nebengebäude an. Die Gesammtanlage der Kirche mit ihrem Atrium und Baptisterium zeigt den vollständigen Typus der altchristlichen Basilika. Daß die Errichtung derselben bis auf die Zeit der Gründung der istrischen Bisthümer durch Theodorich den Großen um das Jahr 524 hinaufreiche, wird durch die noch vorhandenen Reste des ersten Baues fast über alle Zweifel erhoben. Dahin zählen die Form des Baptisteriums mit seinem Taufbecken, der Bischofsstuhl mit dem Symbole der Delphine und die Domherrensitze in der Apsis, das darüber befindliche, mit Figuren reich ausgestattete Mosaik, worunter nebst dem vielbestrittenen ersten Bischof Euphrosius der Archidiakon Klaudius mit seinem „Sohne" Euphrosius vorkommt, welche Darstellung auf die früheste christliche Epoche hinweist, das römische Ziegeldach der Apsis, die Spuren des älteren (gegenwärtig drei Fuß unter der Oberfläche befindlichen) Mosaikfußbodens der Kirche, so wie die achtzehn Säulen sammt ihren Kapitalen, welche je neun mittelst Arkaden verbunden, das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen trennen, und auf deren Kämpfern theilweise das Monogramm des Bischofs Euphrosius ersichtlich ist. Wie dies bei den frühesten christlichen Kirchen häufig zu geschehen pflegte, wurden auch hier die in römischen Tempeln befindlichen Kunstwerke zur Ausschmückung des Domes verwendet.

Unter den achtzehn Säulen tragen acht Kapitale, wahrscheinlich den nahestehenden Tempeln entnommen, den unleugbaren Charakter römischer Technik und römischen Styls an sich. Die übrigen zehn Kapitale aber deuten ebenso bestimmt durch Styl und Technik auf ihren byzantinisch-ravennatischen Ursprung hin, welchem zufolge dieselben spätestens im 6. Jahrhunderte gearbeitet sein mußten. In den nachfolgenden Zeiten mochte während der Völkerstürme die Kirche arg verwüstet worden sein, weßhalb sich im 10. Jahrhundert das Bedürfniß der Restauration und zum Theile selbst der Rekonstruktion herausgestellt haben dürfte. Zahlreich sind die Spuren einer solchen Rekonstruktion in dem Zeitalter des tiefsten Verfalles der Kunst. Hierauf deutet die rohe Ausführung der Arkadenverbindung hin welche mit den kunstreich geformten Säulen in schroffem Gegensatze steht ferner die Stützung der Säulen auf einer über dem ursprünglichen (später wahrscheinlich erhöht gewordenen) Mosaikfußboden ihrer Länge nach ruhenden Mauer, ja selbst die Kapitale passen zum Theile nicht auf die damals neu aufgerichteten Säulen, indem der Durchmesser der letzteren theilweise ein größerer ist, als jener der darauf ruhenden Kapitale. Ebenso weist ein an der äußeren Seite des Mittelschiffes nunmehr vermauerter Rundbogen auf die bauliche Veränderung in diesem Theile der Kirche hin. Der Zeitpunkt dieser Rekonstruktionen dürfte mit den Ottonischen kaiserlichen Schenkungen an die Kirche von Parenzo, welche urkundlich feststehen, zusammenfallen und auf das Ende des zehnten Jahrhunderts zu verlegen sein.

Drei Jahrhunderte später erhielt der Dom eine abermalige Restauration, so wie den baldachinartigen Ueberbau des Hochaltars, welcher zu den schönsten Kunstdenkmalen des Domes gehört. Letzterer trägt daher die unverkennbaren Spuren einer mehrfachen Renovation (deren jüngste durch den vorletzten Bischof Peteani vorgenommen wurde) an sich, welche jedoch den aus der ersten Periode herrührenden alterthümlichen Bau in seiner Anlage und seinen Haupttheilen nach vollkommen erkennen lassen.

Digitized by Google

Es schien passend, diese Notiz vorauszusenden, um das Bedürfniß und den Umfang der in Frage stehenden Restauration ins Klare zu stellen. Vor Allem ist hierbei die eigentliche Kirche, das Atrium und das Baptisterium, jedes für sich abgesondert in Betracht zu ziehen. Von dieser Betrachtung ausgehend, erstattet nunmehr Herr Professor Schmidt sein Gutachten über die vorzunehmenden Restaurationen, wie folgt:

Der Bauzustand der Kirche ist im Ganzen ein befriedigender. Die Ueberreste von Mosaiken, welche sich an verschiedenen Orten des Langschiffes in der jetzigen Fußbodenhöhe befinden, sind an sich so unbedeutend und in einem solchen Grade ruinirt, daß deren Wiederherstellung einer Neuanfertigung gleichkommen und sehr beträchtliche Summen in Anspruch nehmen würde. Sollten sich einst die Mittel finden, um in dieser Richtung etwas zu unternehmen, so dürfte es dankbarer sein, den jetzt in einer Tiefe von drei Fuß unter dem Kirchenfußboden befindlichen spätrömischen Mosaikfußboden nach und nach zu heben und in geeigneter Weise wieder aufzustellen. Ebenso ist das Mosaik an der Façade des Langschiffes bereits derart zerstört, daß an eine Restauration desselben nicht gedacht werden kann.

Das Atrium, welches ursprünglich eine regelmäßige vierseitige Anlage bildete, ist nur nach zwei Seiten hin erhalten, in der rechts vom Eingange gelegenen und in der an die Façade der Kirche stoßenden Seite. Letztere ist noch mit einem Dache versehen, bei ersterer fehlt dieses gänzlich. Die Wiederherstellung des Atriums in seiner ursprünglichen Gestalt ist ohne erhebliche Schwierigkeit zu bewirken. Die Hauptauslagen bestehen in der Beschaffung der hier fehlenden Marmorsäulen mit Basis und Kapital. Nun haben aber die vorgenommenen genauen Messungen und die Vergleichung der Formen ergeben, daß die beiden im Innern des Domes unter dem Orgelchor angebrachten Säulen dem Atrium entnommen sind. Die letzteren müssen wieder an ihre Stelle auf der linken Seite des Atriums zurückversetzt und die zwei noch fehlenden Säulen zunächst dem Baptisterium in strenger Nachbildung der vorhandenen ausgeführt werden. Das Bogenmauerwerk über den Säulen, so wie die Bedachungen sind ganz analog dem Vorhandenen aus Bruchstein auszuführen und mit einem glatten Anwurf zu versehen. Der Boden des Atriums ist mit regelmäßigen Steinplatten zu belegen, damit dieser Raum gleichzeitig als Aufstellungsort für die in Parenzo zahlreichen Ausgrabungen römischer und christlicher Alterthümer dienen kann. An die Stelle der in das Atrium zu versetzenden Säulen unter dem Orgelchor sind zwei neue anzufertigen, dieselben müssen jedoch von geringerem Durchmesser und dem Orgelchor entsprechend in toscanischer Ordnung gehalten und mit unverzierten Kapitalen versehen sein.

Von dem Baptisterium sind nur noch die Umfassungsmauern erhalten von dem eigentlichen Taufbecken lassen sich nur noch die Umrisse des Fundamentes erkennen, der Raum des Baptisteriums ist außerdem durch einige kleine Ein- und Ausbauten verunstaltet. Die Umfassungsmauern, obwohl durch die eindringende Nässe beschädigt, sind in keinem gefahrdrohenden Zustande. Zu einer völligen Wiederherstellung des Baptisteriums fehlt das Bedürfniß und fehlen überdies gänzlich jene formellen Anhaltspunkte, welche einen solchen Vorgang rechtfertigen könnten. Es erübrigt daher nur, die Umfassungsmauern mit Dachziegeln abzudecken und dieselben in Cement zu legen, was zum Schutze gegen Nässe gänzlich ausreicht. Die Anbringung eines vollkommenen Daches über das ganze Baptisterium ist nicht angezeigt, doch könnte in der Mitte des Bodens eine Ausgrabung vorgenommen werden, um wo möglich das Innere des Taufbeckens, wenn es noch vorhanden, bloßzulegen. Die an der linken Seite des Baptisteriums eingebaute Kapelle ist zu beseitigen, um den Zugang zum Baptisterium allseitig frei zu erhalten. Ebenso muß ein weiterer Anbau an der Seite des bischöflichen Palastes beseitigt werden.

Die Centralkommission tritt dem eben so gründlichen als umfassenden Restaurationsantrage des Herrn Prof. Schmidt einstimmig bei, und beschließt demnach, vorerst durch

Digitized by Google

die Landesbaudirektion zu Triest die Aufnahme des Kostenüberschlages der vorzunehmenden Arbeiten zu veranlassen und den hochw. Herrn Bischof von dem Verfügten in Kenntniß zu setzen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 20. Jänner 1863.

Herr k. k. Bergrath Ritter von Hauer führt den Vorsitz.

Herr Prof. Eduard Sueß besprach, angeregt durch ein Schreiben des Herrn Anca in Palermo an Herrn Senoner in Wien, in welchem das Vorkommen von Knochen des afrikanischen Elephanten in den Knochenhöhlen von Sicilien bestätigt wird, die aus der Beschaffenheit der Fauna und Flora abgeleiteten Gründe, welche für eine einstige Verbindung von Nordafrika mit Südeuropa sprechen. Als Endergebniß seiner Studien stellt sich heraus, daß man nicht nur eine Anzahl von selbstständigen Faunen zu unterscheiden vermag, aus denen die heutige Bevölkerung von Europa hervorgegangen ist, sondern daß wir sogar im Stande sind, die Reihenfolge anzugeben, in der sie erschienen sind. Die erste uns heute noch erkennbare ist die afrikanische, gegenwärtig aus Europa und Nordafrika bereits gänzlich verdrängt, aber in Südafrika fortlebend; die zweite die nordische, deren Reste auf unseren Hochgebirgen fortleben; die dritte, die aus dem Westen gekommene lusitanische, als deren Typen die dem nördlichen Afrika mit Europa gemeinsamen Formen gelten können, endlich die vierte, die östliche oder asiatische Fauna, welche wieder in mehrere Glieder zerfällt, bedingt durch physische Verschiedenheiten, wie sie z. B. zwischen den kaspischen Steppen und Kleinasien bestehen.

Herr Dr. F. R. von Hochstetter besprach die Eintheilung und Anordnung der Eruptivgesteine nach welcher von ihm die petrographische Sammlung des k. k. polytechnischen Institutes neu aufgestellt wurde. Nach dem geologischen Alter ergeben sich vier Reihen: eine altplutonische, mittelplutonische, neuplutonische und vulkanische Gesteinsreihe. Die altplutonische Reihe ist gebildet durch: 1. Granit, 2 Syenit, 3. Diorit und 4. Diabas; die mittelplutonische durch: 1. Quarzporphyr, 2. Porphyrit, 3. Melaphyr, 4. Augitporphyr; die neuplutonische durch: 1. Quarztrachyt, 2. Trachyt, 3. Andesit, 4. Basalt; die vulkanische Gesteinsreihe durch: Rhyolith, Trachyt-, Andesit- und Basaltlaven. Die durch die gleichen Nummern bezeichneten Gesteine der verschiedenen Reihen sind ihrer mineralogischen und chemischen Zusammensetzung nach übereinstimmend, und der Reihenfolge der Zahlen entspricht die Reihenfolge des geologischen Alters der Gesteine.

Herr Dr. Karl Zittel gibt die Uebersicht seiner Untersuchung einer Sammlung neuseeländischer Versteinerungen. Dieselben wurden von dem „Novara"-Reisenden Herrn Prof. Hochstetter während seines Aufenthaltes auf Neuseeland gesammelt und bilden die vollständigste Sammlung, die bis jetzt von jener Insel nach Europa gelangte. Die Resultate aus der Untersuchung der Mollusken und See-Igel sind in der Kürze folgende: Die palaeozoische Formation ist in Neu-Seeland durch grauwackenähnliche Gesteine vertreten, die außer einer Spirigera zahllose Exemplare zweier Monotisarten enthalten, die in hohem Grade an Monotis salinaria und Halobia Lommeli der Alpen erinnern.

Belemniten und Ammoniten führende Schichten beweisen, daß auch die Mesozoischen Gebilde vorhanden seien, und sowohl die Belemniten, als auch die begleitenden Bivalven sprechen für die Eintheilung in die Juraformation. In den Tertiärbildungen lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, eine ältere, in der nur ausgestorbene Arten vorkommen, und eine jüngere, in welcher mehrere noch jetzt in der Südsee lebende Molluskenspezies auftreten.

Herr Felix Karrer bespricht die Lagerungsverhältnisse der Tertiärschichten am Rande des Wiener-Beckens bei Mödling. Die Beobachtungen, welche sich auf die Resultate

Digitized by Google

vorgenommener Brunnengrabungen stützen, ergaben, daß hier zu oberst die Cerithienschichten in nicht unbedeutender Mächtigkeit entwickelt sind, daß dieselben konkordant dem Nulliporen- (Leytha-) Kalk aufgelagert erscheinen, und daß dieser seinerseits wieder mit dem marinen (Badner) Tegel dergestalt abwechselt, daß die Gleichzeitigkeit der beiden letzten Bildungen mit Gewißheit daraus hervorgeht. Beide Schichtenkomplexe ruhen aber mit theilweise bedeutender Neigung gegen die Ebene auf dem Dolomit der hier sehr steilen Küste.

Herr K. M Paul machte eine Mittheilung über die Kreideablagerungen im Chrudimer und Königgrätzer Kreise Böhmens, die, wie diejenigen in anderen Theilen des böhmischen Kreidebeckens, in Pläner- und Quaderbildungen zerfallen. Letztere lassen sich wieder von unten nach oben in folgende Etagen gliedern: 1. Quaderkonglomerat, 2. Quadersandstein (mit einem Kohlenflötz), 3. Grünsandstein, 4. untere Quadermergel, 5. obere Quadermergel (dahin gehören auch die Calianauensandsteine, Beyrichs Plänersandstein und mehrere andere lokale Modifikationen). Von Petrefakten ist für die Quaderbildungen Inoceramus mytiloides und Lima multicostata bezeichnend, während Inoceramus Cuvieri in allen Etagen gleich häufig ist.

Herr k. k. Bergrath Franz von Hauer legte die vom Verfasser Herrn Angelo Sismondo überreichte geologische Karte von Savoyen, Piemont und Ligurien und das Handbuch der Geologie von Don Juan Vilanova y Piera vor, welches derselbe in spanischer Sprache in Madrid herausgegeben und übersendet hatte. Zwei Bände Text, illustrirt mit zahlreichen Holzschnitten, und ein Atlas von 52 Tafeln bilden das inhaltreiche Werk, welches gewiß nicht verfehlen wird, in einem Lande, welches zu den durch seinen Mineralreichthum und seine geologischen Verhältnisse interessantesten unseres Kontinentes gehört, Lust und Liebe für das Studium der Geologie in weiteren Kreisen zu verbreiten.

Einer von Herrn Dr. Johann Palacký in Prag an Herrn k. k. Hofrath W. Haidinger gerichteten Zuschrift zu Folge hat der landwirthschaftliche Kreisverein in Prag in der Ausschußsitzung am 10. Jänner d. J. beschlossen, eine detaillirte landwirthschaftlich-wissenschaftliche Erforschung des Prager Kreises auszuführen. Agronomische Karten, auf Grundlage der Katastral-Karten sollen ausgeführt, Bodenanalysen nach einem umfassenden System sollen vorgenommen, und so der Landwirth über das Wesen der Bodenkraft, Bodenerschöpfung u. s. w. belehrt werden. Herzlichst wünschen wir dem wichtigen und großen Unternehmen für welches Herr Palacký die Vorarbeiten leitet, einen raschen und gedeihlichen Fortgang.

Von Herrn Flor. Kutschker in Vils endlich erhielten wir einen in größerem Maßstab ausgeführten Situationsplan der Petrefakten-Lokalitäten des Vilsthales zur Erläuterung der von ihm eingesendeten Petrefakten. Bei dem hohen Interesse, welche die dortigen Vorkommen, namentlich durch die neueren Arbeiten Oppels erlangten, ist uns diese Karte, die namentlich auch bei künftigen Spezialuntersuchungen sehr nützlich sein wird, von großem Werthe. Das eben vollendete 4. (Schluß-) Heft des 12. Bandes des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt wird vorgelegt. Nebst einem Vorwort des Direktors, Herrn k. k. Hofrathes W. Haidinger, dem Verzeichniß der neu gewonnenen Korrespondenten, den „Verhandlungen" und laufenden Berichten über Laboratorium, Museum und Bibliothek enthält dasselbe Abhandlungen der Herren M. V. Lipold, F. Stoliczka und A. Pichler, dann das von Herren A. Grafen von Marschall angefertigte Register.

Zum Schlusse spricht der Vorsitzende den Herren Prof. Sueß, Prof. von Hochstetter Dr. Zittel und F. Karrer für ihre Vorträge den verbindlichsten Dank aus, und fordert sie auf, recht oft aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen uns Mittheilungen zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Histoire des Carolingiens.

Par L. A. Warnkönig et P. A. F. Gerard.

(Mémoire couronné. 2 vol. in 8o. Bruxelles chez Rozez. 1862.)

Vor neun Jahren setzte ein belgischer Patriot, de Pouhon, einen bedeutenden Preis aus auf die bestimmte Beantwortung der Frage, wo Karl der Große geboren sei, und übertrug das Richteramt der königlichen Akademie der Wissenschaften in Brüssel. Eine Anzahl von Denkschriften lief aus Belgien, Frankreich und Deutschland ein, ohne daß einer nach dem einmal aufgestellten Programm der Preis zuerkannt werden konnte. Alle Arbeiten bestätigten nur das längst Gewußte, daß das Geschlecht der Arnulfinger aus den belgischen Landen hervorgegangen ist, daß auch Karl der Große die Gegenden um den Kohlenwald herum als seine Heimath betrachtete; die beste der Arbeiten von Dr. Hahn in Berlin bewies außerdem auf das Ueberzeugendste, daß der Geburtsort des großen Kaisers sich nicht feststellen läßt — eben dieses negativen Resultates wegen konnte auch ihr wohl das größte Lob, aber nicht der ausgeschriebene Preis zuerkannt werden. Die Akademie stellte darauf mit Zustimmung des genannten Patrioten eine neue Preisaufgabe auf, als deren Gegenstand die Geschichte der Karolinger mit besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte bezeichnet wurde. Ein deutscher und ein belgischer Gelehrter verbanden sich, die Lösung der schwierigen Aufgabe zu versuchen: so ist das oben genannte Buch entstanden, das im Mai 1862 von der königlichen Akademie gekrönt wurde.

Diese Arbeit, heißt es in dem Bericht der Akademie, erschöpft nach allen Seiten hin die sehr umfassende Frage und resumirt mit gründlicher Gelehrsamkeit, in kräftiger und klarer Darstellung den Inhalt der alten Quellen und die Ergebnisse der neueren Wissenschaft. Ein solches Urtheil aus dem Munde von Kervyn de Lettenhove, der selbst als tüchtiger Forscher, wenn auch auf einem anderen Gebiete der Geschichte bekannt ist, mußte große Erwartungen anregen, und auch in Deutschland sah man der Veröffentlichung dieses Buches mit um so größerer Spannung entgegen, da es auch uns noch an einer auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehenden Gesammtgeschichte der Karolinger fehlt. Sind auch gerade in der jüngsten Zeit in Deutschland epochemachende Werke erschienen, welche einzelne Seiten oder Theile dieser Geschichte behandeln — ich brauche nur auf Waitz' „Verfassungsgeschichte" oder auf Dümmlers „Geschichte des ostfränkischen Reiches" hinzuweisen — so haben wir doch für die Gesammtgeschichte dieser Zeiten, in denen der Grund zu aller weiteren Entwicklung des Abendlandes gelegt ist, noch keine

Digitized by Google

Arbeit aufzuweisen, die nur einigermaßen auf der Höhe der neueren Historiographie rstände.

Das Buch aber, das ich hier zu besprechen habe, vermag diese Lücke in der historischen Literatur Deutschlands nicht auszufüllen. Ich sage: Deutschlands, und werde dieses Urtheil später, indem ich den Maßstab deutscher Wissenschaft anlegen werde, zu begründen suchen. Ich begreife doch zugleich, daß dies Werk in Belgien eine so überaus günstige Beurtheilung gefunden hat, unter dem Volke dort freudige Aufnahme finden wird. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß die Gelehrten des Nachbarlandes, die Gachard, Reiffenberg, Kervyn, Gerlache u. A. hinter uns zurückstehen an Wissenschaftlichkeit in historischen Dingen an und für sich; es hat andere zum Theil zufällige Gründe, daß das Urtheil über diese spezielle Arbeit bei ihnen und bei uns so verschieden ausfallen muß.

Die Verfasser sagen selbst in der Vorrede, daß die Geschichte der Karolinger bisher nur entweder vom deutschen oder vom französischen Standpunkte aus behandelt worden ist. Lassen wir zunächst den darin mit enthaltenen Vorwurf einseitiger Geschichtschreibung auf sich beruhen, so ist es jedenfalls richtig, daß in Belgien selbst für die Geschichte dieser Periode fast gar nichts geschehen ist, und daß die speziell belgische Landesgeschichte unter den Karolingern von deutschen und französischen Historikern wenig berücksichtigt worden ist. Wir finden es also ganz in der Ordnung, daß die Belgier dies nachzuholen suchen, und heißen jeden derartigen Versuch willkommen. Während nun trotz großer Thätigkeit auf dem historischen Gebiete in Belgien die Geschichte des früheren Mittelalters dort stiefmütterlich behandelt worden ist, hat das gerade Gegentheil in den letzten Jahrzehnten bei uns stattgefunden; man hat sich mit besonderer Vorliebe und glücklichem Erfolg der Erforschung einzelner Partien unserer älteren Geschichte zugewandt und wir sind in diesem Zweige der historischen Wissenschaft allen anderen Nationen weit voraus. Da aber deutsch geschriebene Werke bei unseren belgischen Nachbarn geringe Verbreitung finden, blieben ihnen auch die wichtigen Ergebnisse der neueren deutschen Forschung auf diesem Gebiete so gut wie unbekannt, und ein Buch nun, das wie dieses die Summe dieser Ergebnisse zusammenzufassen und auch in Belgien zum Gemeingut zu machen sucht, bezeichnet schon deßhalb dort einen wesentlichen Fortschritt. Denselben in das rechte Licht zu stellen, muß noch auf einen zweiten Umstand aufmerksam gemacht werden. Die große Mehrzahl des lesenden Publikums in Belgien ist auf die Belehrung durch französische Bücher angewiesen, wird aber schwerlich an der Einseitigkeit der Auffassung Geschmack finden, welche fast alle historischen Arbeiten der eigentlichen Franzosen kennzeichnet und sich ganz besonders in der Beurtheilung und Darstellung der Karolinger-Zeit vielfach geltend macht. Wir verdanken ihrer Gelehrsamkeit Publikationen, deren Bedeutsamkeit auch in Deutschland zu jeder Zeit gewürdigt worden ist, aber doch mit gewissem Vorbehalt, denn auch diese Forschung hat immer bewußt oder unbewußt die Verherrlichung der großen Nation im Auge und vermag all den Elementen und Erscheinungen, die nach heutigen nationalen Begriffen nicht französisch sind, nicht gerecht zu werden. Alle Geschichte

Digitized by Google

der Vorzeit, wie sie in Frankreich geschrieben wird, durchzieht mehr oder minder der Geist des Widerspruches und der Feindseligkeit gegen das Germanenthum, nicht allein gegen das Deutschthum jenseits des Rheines, sondern eben so sehr gegen das urdeutsche Wesen in den einst austrasischen, jetzt belgischen Landen. In den auch in Belgien am meisten verbreiteten Geschichtsbüchern von Michelet, H. Martin u. A. macht sich die Keltomanie auf eine oft geradezu lächerliche Weise breit. Und ist der doktrinäre Guizot zwar von dieser historischen Schrulle frei, so sieht doch auch er in der von den Pipiniden erneuten Herrschaft des fränkischen Stammes eine wiederholte Invasion des Barbarenthums, und A. Thierry führt die Erhebung der Kapetinger einzig auf eine glückliche Reaktion gegen das Germanenthum zurück und verherrlicht sie als einen endlichen Sieg der zu höherer Entwicklung berufenen französischen Nationalität. Gegen diese falsche und eitle, ganz besonders auch das historische Bewußtsein des belgischen Stammes verletzende Auffassung und Darstellung macht nun das uns vorliegende Buch auf das Entschiedenste Front und bekämpft jede unbegründete, von den Franzosen in die Geschichte hineingetragene Idee mit dem sicheren Zeugniß der Thatsachen, wie sie namentlich von der deutschen Forschung festgestellt sind. Vielleicht gehen die Verfasser dabei im Einzelnen zu weit. Sie bleiben nicht bei der Ehrenrettung des germanischen Elementes im Allgemeinen stehen, sondern stellen wiederholt Belgien ganz besonders in den Vordergrund, nicht allein als das Stammland, von dem das herrschende Volk und Geschlecht ausgegangen, sondern auch als die Wiege der Entwicklung oder wenigstens einzelner Institutionen, wie sie denn auch in dem Schlußkapitel einen sehr gewagten Vergleich zwischen der jetzigen politischen Gestaltung Belgiens und den Karolingischen Einrichtungen anstellen: „la royauté constitutionnelle que le roi Léopold à su rendre si populaire en Belgique, diffère très peu de la royauté germanique primitive". Eingedenk dessen, daß der Wunsch eines Patrioten den ersten Anstoß zu diesem Versuche einer vaterländischen Geschichtschreibung gegeben hat, will Referent mit den Verfassern über dergleichen nicht rechten. Es ist nur hervorzuheben, daß diese Seite des Buches neben dem durchaus berechtigten Gegensatz gegen die einseitigen Darstellungen der Franzosen ihm in den Augen der heutigen, von nationalem Selbstbewußtsein beseelten Belgier zu besonderer Empfehlung gereichen mußte. Dazu kommen dann noch, besonders wenn wir stets den Vergleich mit französisch geschriebenen Geschichtswerken festhalten, manche später zu berührende Vorzüge, die wohl die dem Buche gewordene Auszeichnung erklären.

Wenn ich so selbst dem Lobe des Berichterstatters in der belgischen Akademie zum Theile beistimme, im Uebrigen es doch begreiflich finde und dann doch Vieles vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gegen diese Arbeit einzuwenden habe, so kommt das vorzüglich daher, daß sie, sowohl was Anlage als Ausführung betrifft, ganz ungleichmäßig ausgefallen ist. — Die Verfasser sind von dem durchaus richtigen Gedanken ausgegangen, daß namentlich die älteren Zeiten nur dann zur Anschauung gebracht werden können, wenn die zu erzählenden Ereignisse auf der breiten Grundlage der Darstellung der Zustände erscheinen: mit Recht ist der Schilderung der

Digitized by Google

Zustände und ganz besonders wieder der Erklärung der älteren rein fränkischen Verhältnisse ein großer Theil des Buches eingeräumt. Die Verfassung von Staat und Kirche, die Einrichtung der königlichen Villen, einzelne Seiten des Kulturlebens werden uns hier vorgeführt, und daß dabei wieder Belgien speziell berücksichtigt ist, daß ein langer Abschnitt, der den gediegenen Arbeiten von A. Jacobs zur Seite gestellt zu werden verdient, der eingehenden Beschreibung der Gaue, Königshöfe und kirchlichen Stiftungen in Austrasien gewidmet ist, kann nur gebilligt werden. Andere Abschnitte sind aber in ungebührlicher Weise, ohne rechten Grund, auf Kosten anderer Partien ausgeführt. In der Diskussion streitiger Punkte, die nur selten dahin verwiesen ist, wohin sie gehört, in die Noten, wird oft alles Maß überschritten, ohne daß doch die Streitfragen zur Lösung kommen. Nachdem z. B. zur Genüge von Bonifaz und der Synode von Lestines gehandelt ist, wird noch besonders ein langes Kapitel dem Indiculus superstitionum gewidmet, in dem neben einzelnen richtigen, nicht neuen Erklärungen die Sitten der verschiedensten Zeiten und Gegenden in der wunderlichsten, in nichts beweisender Art zur Vergleichung mit den damals verbotenen Gebräuchen herbeigezogen werden. Oder ein Beispiel aus dem zweiten Bande. Wie in diesem überhaupt die Erzählung oft die wichtigsten Momente übergeht, so wird hier auch die Geschichte der Theilung nach dem Tode Lothars II., die doch Belgien vielfach berührt, auf wenigen Seiten abgemacht, während dann ein ganzer Bogen damit ausgefüllt wird, daß das allerdings schöne althochdeutsche Lied von der Schlacht bei Saucourt im Originaltext (für den leider der Aufsatz J. Grimms über das Ludwigs-Lied in Pfeiffers „Germania" nicht benützt ist) mit vlämischer und französischer Uebersetzung mitgetheilt wird.

Dieser Mangel an Ebenmaß in der Anlage hat nun ebenso, wie die Ungleichmäßigkeit der Ausführung, seinen Hauptgrund darin, daß das ganze Buch weniger aus den Quellen herausgearbeitet, als aus neueren Bearbeitungen kompilirt ist; es spiegelt sich daher in ihm im Großen und Ganzen der Stand der historischen Forschung über diesen Theil der allgemeinen Geschichte ab. Partien der Karolinger-Geschichte, über welche umfassende und erschöpfende Werke vorliegen, sind auch hier ausführlicher behandelt; über andere wiederum, für die noch weniger geschehen ist, ist flüchtig hinweggegangen. Jenes, die ausgiebigste Benützung vorliegender Vorarbeiten neben den Quellen, ist allerdings lobend anzuerkennen, aber damit hätte ergänzende Quellenforschung über alle noch minder behandelten Partien Hand in Hand gehen müssen.

Ich würde zu weit in die Darlegung dessen, was die Quellen enthalten, einzugehen genöthigt sein, wenn ich den speziellen Nachweis dafür beibringen sollte, daß sich bei Partien, über die noch keine genügenden Vorarbeiten vorlagen, für die Zwecke des Buches und innerhalb des hier einmal angenommenen Rahmens mehr aus den Quellen gewinnen ließ, als die Verfasser geboten haben. Es gilt dies namentlich von den Zeiten nach 840, für die eine durchaus nicht weitläufigere, aber richtigere Darstellung auf Grundlage umfassender Quellenforschung gegeben werden konnte. Man vergleiche nur den zweiten Band mit dem seither erschienenen Werke Dümmlers,

Digitized by Google

insoweit beide Arbeiten den gleichen Gegenstand behandeln; die Ausführlichkeit der Untersuchung bei Dümmler lag natürlich außerhalb des Planes unserer Verfasser, aber die Hauptmomente dieser Geschichte hätten sie eben so quellenmäßig und richtig wie er feststellen können. Nur insoweit wieder innerhalb dieses Zeitraumes Vorarbeiten über Einzelnes vorlagen, sind auch die betreffenden Partien dieses Buches besser ausgeführt; dahin rechne ich, was über die Entstehung und Verbreitung der pseudo-Isidorischen Dekretalen nach Weizsäcker gesagt ist.

Kenntniß der Quellen überhaupt darf man allerdings den Verfassern nicht absprechen; sie haben sie sowohl in früheren Arbeiten, als auch in dieser bekundet. Ich behaupte nur, daß sie einerseits die Quellen für gewisse Abschnitte nicht genug ausgebeutet haben, andererseits es hie und da an kritischer Sichtung des Quellenmaterials haben fehlen lassen. Für das letztere lassen sich schlagende Beweise anführen. Wo z B. die persönlichen Eigenschaften Karl des Großen geschildert werden, wird mit Recht Einhard zu Grunde gelegt, oder vielmehr wörtlich seine Darstellung nach Teulets Uebersetzung wiedergegeben; mitten hinein aber wird ein Passus aus der Jahrhunderte später abgefaßten Chronik von St. Denys — das Portrait des sieben Schuh hohen Kaisers, der Roß und Reiter mit einer Hand aufhebt und andere Kraftstücke ausführt — eingeflochten, ohne nur mit einem Worte den sagenhaften Charakter dieser Schilderung anzudeuten. Oder für die Geschichte Karl des Einfältigen wird fast ausschließlich Richer benützt, aus dem gleichfalls ganze Stellen nach der Uebersetzung Giradets abgedruckt werden, ohne dessen geringe Zuverlässigkeit, auf die schon so oft hingewiesen ist, in Anschlag zu bringen. Zu welchen falschen Vorstellungen muß es ferner führen, wenn bei der Darstellung der Immunitätsverhältnisse unter den Karolingern, abgesehen von einigen Unrichtigkeiten, die Zeiten so wenig unterschieden werden, daß zum Schluß gesagt wird: „le cantatorium de S. Hubert jette sur ce point tout le jour désirable“, und nun eine ausführliche Stelle aus dieser erst im Anfang des 12. Jahrhunderts geschriebenen und die damaligen Zustände schildernden Chronik mitgetheilt wird? Gleichem Mangel an Kritik begegnen wir bei der Benützung des urkundlichen Materials. Was Miraeus enthält, wird ausnahmslos auf Treu und Glauben angenommen, selbst wenn schon, wie bei dem Diplom Chilperichs für Tournai von Brequigny, der Stab über dasselbe gebrochen ist, oder wie bei den Urkunden für Münster längst der Nachweis der Unechtheit geliefert ist.

Dergleichen wäre leicht zu vermeiden gewesen, wenn sich die Verfasser auch in den eben angeführten Fällen strenger an die ihnen vorliegenden Arbeiten Anderer angeschlossen hätten. Im Ganzen nemlich haben sie die Ergebnisse früherer Forschungen geschickt zu verwerthen gewußt. Zunächst muß man ihnen eine umfassende Kenntniß der betreffenden historischen Literatur nachrühmen; selbst kleinere Arbeiten, Dissertationen u. s. w., die hier einschlagen, sind fleißig benützt. Namentlich sind sie auch vollkommen mit dem Stand der Untersuchung über alle Einzelfragen vertraut, und gerade hier, wo es galt zwischen den oft sehr von einander abweichenden Meinungen der Historiker zu wählen, wird es unverkennbar, daß sie

Digitized by Google

über die streitigen Punkte die Quellen selbst als entscheidende Zeugnisse zu Rathe gezogen haben. Dennoch ist das Ergebniß dieses Theiles der Arbeit, wie es endlich in dem Buche zur Darstellung gekommen ist, gleichfalls ein sehr verschiedenes.

Handelt es sich um bloße Erzählung oder um Schilderung einfacherer Verhältnisse, so ist es den Verfassern wohl gelungen, alles Wesentliche aus den Quellen und aus den Bearbeitungen knapp zusammenzufassen und in fließender Darstellung wiederzugeben. So sind die Abschnitte über Karl den Großen und Ludwig den Frommen sehr lesenswerth, wenn sich auch am Detail noch Manches aussetzen lassen wird. Ich wähle, um letzteres zu zeigen, die Geschichte der Reichstheilungen unter Ludwig. Im Wesentlichen stimmen die Verfasser in der Auffassung der damaligen Wandelungen mit Himly überein, weichen aber von ihm und Funck darin ab, daß sie mit Waitz die eine undatirte Theilungsakte in das Jahr 831 setzen. Ich wüßte aber nicht, wo erzählt wird, daß Irmingarde Intriguen angewandt habe, um die erste Theilung von 817 herbeizuführen. Hier wird offenbar, und ebenso später, wo der theilweise prinzipielle Gegensatz zwischen den Parteien dargelegt wird, das Herkommen der Theilung, welches selbst in der Nachfolgeordnung von 806 berücksichtigt worden war, nicht zur Genüge in Anschlag gebracht. Geradezu unrichtig ist ferner, daß Lothar Baiern bis 825 verwaltet habe, daß der alte Kaiser 839 schnell Herr des Aufstandes in Aquitanien geworden sei u. s. w.

Für die Darstellung der Verfassung, wie sie sich unter den ersten Karolingern ausbildet, hat Herr Warnkönig, dem wir diese Partien des Buches zuzuschreiben haben, mit allem Fug und Recht Waitz' treffliches Werk zu Grunde gelegt, und gibt uns, insoweit er diesem sicheren Führer folgt, ein ebenso anschauliches als richtiges Bild von den politischen Institutionen jener Zeit. Belgier und Franzosen werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie durch sein Buch mit den Hauptergebnissen der umfassenden und scharfsinnigen Forschungen Waitz' bekannt macht. Daß auch diese noch nicht sämmtliche Fragen zu einem Alle befriedigenden Abschluß gebracht haben, ist selbstverständlich, und insoferne bot sich auch Herrn Warnkönig noch mannigfache Gelegenheit, über Einzelnes seine von Waitz abweichende Meinung geltend zu machen. Manches davon scheint dem Referenten Berücksichtigung zu verdienen. Aber Herr Warnkönig trägt auch hier wieder einzelne von ihm schon früher aufgestellte Behauptungen vor, die bereits mehrmals widerlegt sind und für die er keine neuen schlagenden Beweise beizubringen weiß. So legt er noch einmal, trotz Guizot und Guérard, trotz Waitz und Merkel, eine Lanze dafür ein, daß Scabini auch schon in vor-Karolingischer Zeit vereinzelt vorkommen sollen. Das Schriftstück aber, auf das sich diese Behauptung in letzter Instanz stützt und dessen Facsimile der französischen Ausgabe der „Flandrischen Rechtsgeschichte" angehängt ist, ist keineswegs ein Original von 745, sondern eine frühestens gegen Ende des 9. Jahrhunderts angefertigte Kopie, beweist also in diesem Falle nichts. In gleicher Weise spricht unser Verfasser noch einmal von der Gesammtbürgschaft der Gaugenossen als von einer den deutschen Verhältnissen eigenthümlichen Institution; daß

Digitized by Google

er dafür eine spätere Keure von Flandern anführt, wird sicherlich an dem längst festgestellten Urtheil über diese Hypothese nichts ändern.

Das sind allerdings nur Einzelheiten, welche die Gesammtauffassung der Verhältnisse, wie sie Waitz für die Karolinger-Zeit gegeben hat, wenig beeinflussen. Minder gut ist die Periode der Merovinger in der Einleitung behandelt. Indem hier bald dem System des Einen, bald dem des Anderen eine Ansicht entlehnt wird, erhalten wir Einzelvorstellungen, die sich kaum zu einem Gesammtbilde vereinigen lassen. So wird nach Guizot und Lehuërou behauptet, daß die Stellung des Königs den Franken gegenüber eine andere gewesen sei, als den romanischen Unterthanen gegenüber; also wird Roths schlagende Widerlegung dieser Ansicht nicht berücksichtigt. Unmittelbar darauf jedoch werden, mit Verwerfung aller von französischen Historikern aufgestellten Systeme, die leudes ganz nach Roth erklärt, und dann wieder wird das Wesen der Verfassung vorzüglich nach Waitz dargestellt. Die Widersprüche aber, die dieser Eklektizismus zur Folge hat, werden nicht gelöst. Dazu kommt noch, daß zuweilen auch die Gewährsmänner falsch verstanden werden, wie z. B. Waitz ausdrücklich sagt, daß das Amt des Referendarius ein weltliches war und nie von einem Geistlichen bekleidet wurde, Warnkönig aber trotz des Hinweises auf Waitz das Amt in der Regel von einem Geistlichen besetzt sein läßt.

Ganz charakteristisch ist der wichtige Abschnitt vom Majordomus. Er ist ein äußerst vollständiges Repertorium aller darüber je aufgestellten Meinungen, aber auch ein Labyrinth, aus dem der Uneingeweihte Mühe haben wird sich herauszufinden. Zunächst werden die Ansichten von Pertz, Luden, Zinkeisen, Waitz, Roth und Schöne angeführt. Dann gibt der Verfasser seine eigene Erklärung: der Majordomus ist der erste unter den Domestici; fährt aber fort, daß, wenn diese Konjektur zu gewagt erscheint, sich eine andere von Leo, Schöne und Zöpfl darbietet, daß der Hausmeier nichts anderes sei als der Seneschalk, oder, resumirt wieder der Verfasser: „en un mot, il était ce que sérait aujourd'hui un grand maréchal du palais, chef de la maison du roi". Aber noch einmal wird die Frage aufgenommen und werden mit halber Zustimmung und halber Widerlegung die Ansichten von Schöne, Bonnell, Lehuërou, Eichhorn, Philipps, nochmals Pertz, Zinkeisen, Waitz, Schöne mitgetheilt, und wird wieder geschlossen: „en somme, il fut, plutôt de fait que de droit, l'homme le plus influent de la cour, le conseiller intime du roi". — Dergleichen findet sich wiederholt, daß bei streitigen Punkten durch allerdings gewissenhafte Darlegung aller Möglichkeiten Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft werden und schließlich doch mit einem „quoiqu'il en soit" über dieselben hinweggegangen wird oder mit einer Erklärung, die der Verfasser selbst nur als eine Konjektur, wie andere Konjekturen bezeichnet. Es erinnert das an Zöpfls Art, mit dem er, nebenbei gesagt, auch in der Deutung der stellinga, d. h. Aufstellung, Aufstand, übereinstimmt. Kurz wo bei an und für sich schwer zu lösenden Fragen der Stoff durch zahlreiche Bearbeitungen gewaltig angewachsen ist, ist es den Verfassern nicht immer gelungen, ihn bis zur Gewinnung bestimmter Ergebnisse zu bewältigen und bis zu faßlicher Darstellung zu gestalten.

Digitized by Google

Was den Styl anbetrifft, glaubt Referent sich eines Urtheils enthalten zu müssen. Aber auf eine mit der Sprache zusammenhängende Eigenthümlichkeit des Buches ist aufmerksam zu machen. Mancher Ausspruch erklärt sich wohl aus der Art, wie die Arbeit entstanden ist, daß ganze Partien erst deutsch ausgeführt und dann in das Französische übertragen sind. Scheinbare Widersprüche mögen darauf zurückzuführen sein. So wenn einmal von dem älteren Pipin gerühmt wird, daß er die Einheit der fränkischen Monarchie wiederhergestellt habe — was so allgemein gesagt, falsch ist, indem sich gerade zu seiner Zeit das ganze Land südlich der Loire dem Frankenreich entzog, wie denn auch zwei Seiten später richtig dargestellt und Karl Martell als der Wiederhersteller der Monarchie gepriesen wird — so mag wohl der zu weit gehende Ausdruck der ersten Stelle auf Rechnung der Uebersetzung geschrieben werden. Ebenso, wenn einmal der Einfluß alttestamentlicher Vorstellungen anf das Königthum geschildert wird, der dasselbe bei den Westgothen ganz theokratisch gemacht habe, aber bei den Franken nicht in dem Maße habe wirken können, und dann wieder das fränkische Königthum als in keiner Weise theokratisch bezeichnet wird. Das Streben nach Prägnanz in der französischen Sprache verführt leicht dazu, auch die Gedanken zu sehr zuzuspitzen. Dahin gehört ebenfalls, daß wiederholt die Gaue als germanisches Element den kirchlichen Gemeinschaften als romanisches Element entgegengesetzt werden, oder daß Ludwig des Frommen Charakter zu erklären, auf seine Berührung mit dem „christianisme espagnol“ in dem Aquitanien des 9. Jahrhunderts hingewiesen wird. — Dagegen ist, da wohl kaum ganz entsprechende französische Worte zu finden gewesen wären, die Aufnahme technischer Bezeichnungen in die Erzählung, sei es in lateinischer oder auch deutscher Form, zu loben.

Ich glaube, so weit sich dies an diesem Orte ausführen ließ, mein am Eingang gefälltes Urtheil begründet zu haben, daß dieses Buch eine offenkundige Lücke in drr deutschen historischen Literatur nicht auszufüllen vermag. Ein eigentlicher wissenschaftlicher Fortschritt durch dasselbe, wie ihn Fachgenossen erwarten, kann ihm in Deutschland nicht zuerkannt werden. Etwas Anderes ist es, wenn es die Bedeutung des Buches für unserer Sprache nicht mächtige Leser zu würdigen gilt. In Belgien und Frankreich werden auch die Gelehrten aus dem auf deutschen Vorarbeiten beruhenden Werke viel ihnen noch Neues lernen, und daß Herr Warnkönig noch einmal das Amt eines Sendboten deutscher Gelehrsamkeit übernommen hat, muß man ihm auch hier zu Lande Dank wissen. Man kann auch noch weiter gehen, und selbst dem heimischen nicht gelehrten und doch wißbegierigen Publikum das Buch empfehlen. So treffliche Einzelarbeiten über diese Zeit in unserer Sprache abgefaßt sind, so sind sie doch eben nur für Fachgelehrte geschrieben. Allerdings muß man nun auch in dem Warnkönig-Gerard'schen Werke hie und da ausführliche gelehrte Erörterungen mit in den Kauf nehmen, aber wer sich entschließen kann, sich durch sie hindurchzuarbeiten, wird daneben in zumeist anschaulicher Weise und mindestens ebensogut als in Luden oder Gfrörer oder Anderen die Geschichte einer Periode unserer Nation finden, die leider noch wenig

Digitized by Google

gekannt ist, und doch als erste Phase volksmäßiger und noch ungetrübter Entwicklung gekannt zu werden verdient. Dr. Th. Sickel.

Deutsches Sprüchwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander.

(Erste Lieferung. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1863.)

Th. In dem endlos fluthenden Gedankenkreise und Sprachschatze eines jeden Volkes bildet das Sprüchwort ein konstantes, dauerndes Element. In ihm schießen Begriffe und Worte auf mehr oder minder sinnreiche Weise wie zu festen Krystallen zusammen, deren beliebte Harmonie im Ausdrucke der verschmelzenden Sprachbewegung und wechselnden Zeitrichtung lange widerstehen kann. In dieser Langlebigkeit und dem echt volksthümlichen Ursprunge des Sprüchwortes liegt der große Werth desselben, denn nichts charakterisirt die geistige Eigenthümlichkeit eines Volkes und insbesondere des deutschen sicherer, als dieser solide Zierrath seiner Sprechweise.

Die hohe Bedeutung des Sprüchwortes war eine Zeit lang zurückgetreten. Die Schriften, welche auf diesem Gebiete erschienen, vermehrten meist blos die Zahl der Sammlungen, ohne den in die Literatur übergegangenen Sprüchwörterschatz des Volkes aus seinen Quellen zu bereichern oder wissenschaftlich zu behandeln. Erst mit dem Wiedererwachen des Volksgeistes in den letzten Jahrzehenten ist auch dem Sprüchwort wieder mehr Beachtung zu Theil geworden. Es sind einerseits umfassendere hochdeutsche (Körte, Eiselin, Simrock) und werthvolle mundartliche Sammlungen (Wöste, Eichwald, Stöber, Kurtze u. A.), andererseits gründliche Arbeiten über einzelne Sprüchwörtergruppen (Schulze: „Die bildlichen Sprüchwörter"; Latendorf: „Die Sprüchwörter des Johann Agricola"; Tendlau: „Die jüdisch-deutschen Sprüchwörter"; Hillebrand: „Die Rechtssprüchwörter") erschienen.

Aber Jeder, der unbefangen diese Literatur überblickt, wird sich sagen müssen, daß es bisher noch an einem Werke gefehlt hat, in welchem der gesammte deutsche Sprüchwörterschatz in einer solchen Anordnung niedergelegt ist, daß er bei der möglichen Vollständigkeit auch die wünschenswerthe Uebersichtlichkeit und Zugänglichkeit, wie endlich die erforderliche Grundlage zu weiterer Vervollständigung gewährt. Dies leistet nur die lexikalische Anordnung. Sie findet sich allerdings schon in einigen älteren Arbeiten, aber sie kommt dort nicht in konsequenter Durchführung, meist nur als Zusammenstellung nach Anfangsbuchstaben vor, wodurch das Auffinden und Nachtragen erschwert wird, und wobei an eine Uebersichtlichkeit der Begriffsgruppen gar nicht zu denken ist.

In unserer schreibseligen Zeit hat aber auch dieser Gegenstand einen emsigen Sammler und Bearbeiter gefunden, und zwar ordnet Wander den theils in

Digitized by Google

zahlreichen, meist sehr selten gewordenen Büchern und Schriften zerstreuten, theils bisher nur ausschließlich im Volksmunde lebenden deutschen Sprüchwörterschatz nach dem ersten Hauptbegriffe der im Satze vorkommt. Um einen Blick in die Anschauungen anderer Völker über dieselben Gegenstände zu gewähren, sind die sinnverwandten Sprüchwörter derselben, so weit dies nach Kraft und Raum ausführbar war, beigefügt, während zuweilen eine Nachricht über die Anwendung des Sprüchwortes dem Verständnisse zu Hilfe kommt.

Das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, ist die Frucht von mehr als dreißigjähriger Arbeit und wird den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprüchwörtervorrath (schätzungsweise mehr als 80.000 Sprüchwörter) in Verbindung von sinnverwandten fremden Sprüchwörtern (circa 20.000) umfassen; darunter mindestens 10.000 bisher noch ungedruckte. Zu den Hauptquellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, gehört nemlich der Volksmund selbst. Diese Praxis ist sehr anzuerkennen, denn wenn die älteren Schriftsteller, die er zu seinen Zwecken ausgebeutet hat, wie Johann Agricola, Sebastian Frank, Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Thomas Murner, Johann Fischart u. A. noch so hoch angeschlagen werden, so hat doch ein Sprüchwort deßhalb nicht mehr Werth, weil es etwa im 13. Jahrhundert entstanden und von Agricola aufgeführt, als wenn es erst dem Volksmunde des 19. Jahrhunderts entnommen worden ist. Der Volksgeist in unseren Tagen ist noch ebenso produktiv in Sprüchwörtern, und ein Sammler auf Gasse und Markt rettet leicht manches kostbare Symptom dieser seiner Thätigkeit von dem stets drohenderen Untergange und von örtlicher Isolirung.

Wanders Sprüchwörter-Lexikon, dessen Erscheinen nun wohl rasch von Statten gehen wird, dürfte durch Inhalt und Anordnung diesem deutschen Nationalschatze eine allgemeinere Theilnahme verschaffen. Was ein Einzelner in dieser Sache zu leisten vermag, ist in diesem Buche nahezu gethan. Ein Mehreres kann nur durch vielseitige Unterstützung und Betheiligung deutscher Männer aus allen Gauen erreicht werden. Hoffentlich wird die Einladung, welche der verdiente Verfasser in dieser Richtung an Jedermann ergehen läßt, nicht ohne Erfolg bleiben, denn „wen die deutschen Sprüchwörter nicht durch und durch erbauen, der hat kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz".

Botanische Streifzüge durch Nordtirol.

Von Dr. A. Kerner.

Selrain.

III.

Nachdem im Bisherigen die Lichtseiten dargestellt wurden, durch welche sich die Pflanzenwelt des Selrainer Thalgebietes auszeichnet, so ist es nur recht und billig auch die Schattenseiten mit einigen Worten zu berühren.

Digitized by Google

Es wurden in dem Früheren mit größter Gewissenhaftigkeit die Arvenwälder gezeichnet, die noch vollständig den Charakter der Ursprünglichkeit an sich tragen und welche in ihrem Aufbau und ihrer Physiognomie unzweifelhaft noch den Wäldern entsprechen, die sich vor altersgrauer Zeit als ein zweitausend Fuß breiter Gürtel um die baumlose Hochalpenregion unserer Berge herumgeschlungen haben. Als Motiv zu diesen Schilderungen wurden die schönen Arvenwälder benützt, welche sich im Hintergrunde des Selrainer Thales, insbesondere in der Umgebung der Alpe Schönlisens und überhaupt an dem ganzen oberen Gehänge des Tatscherjoches entwickelt finden. Es wäre aber eine ganz und gar irrige Vorstellung, wenn man sich das ganze Selrainer Thal von Arvenbäumen strotzend und von dunklem Gewälde erfüllt denken würde. Vielmehr sind gewisse Theile des Selrainer Gebietes gerade ein trauriges Beispiel von unverantwortlichen Entwaldungen, welche sich auf das bitterste an der einstigen Bevölkerung rächen werden. Während uns dieses Thal an vielen Stellen seiner östlichen Einfassung Wälder aufweist, wie sie in dieser Region sein könnten und sein sollten, bietet es uns in dem westlichen Seitenarm, der über St. Sigismund und Haggen nach Kühtei hinaufführt, ein trostloses Bild von den Folgen dar, welche durch frevelnde Eingriffe in das schützende Waldland herbeigeführt wurden und welche sich nicht blos hier, sondern allerwärts im ganzen tirolischen Berglande herausstellen.

Die Arven haben in Tirol überall auf eine rapide Weise abgenommen, und Arvenhochwälder, wie sie im Früheren geschildert wurden, sind so selten geworden, daß es schon jetzt als eine Aufgabe für den Botaniker gelten muß, diese letzten Reste noch vor ihrem Untergange durch Wort und Bild festzuhalten, damit die Nachwelt wenigstens aus Bildern und Beschreibungen erfahre, auf welche Weise das Waldleben in der oberen Hochwaldregion in längst vergangenen Zeiten seine urkräftigen Triebe entfaltete. — In dem Hochthale, welches von St. Sigismund über Haggen nach Kühtei hinaufzieht und durch welches der Saumweg aus dem Selrainer Thal in das Oetzthal hinüberführt, fand ich an den Gehängen nur mehr unzählige alte Strünke abgeholzter Arven aus dem niederen Buschwerk von Heidelbeeren, Haiderich und Alpenrosen emporragen, und man könnte meinen, Seidel habe das Bild dieses traurigen entwaldeten Hochthales vorschweben gemacht, als er einst die Worte niederschrieb:

Vermorschte graue Strünke ragten
Bezeichnend eines Urwalds Gruft,
Gespenstisch fast, gleich abgenagten
Gerippen trostlos in die Luft.

Was mußten das einst für prächtige Arvenhochwälder gewesen sein, welche hier die Gehänge mit ihren harzduftenden Kronen schmückten, und in welchem wüsten hoffnungslosen Zustand blicken uns jetzt diese öden Gehänge entgegen. Baumstrünke mit einem mittleren Durchmesser von 2½ Schuh, ja mitunter von 3½ Schuh und nahezu 300 Jahresringen, sind hier keine Seltenheit. Aber nirgends vermag man neben diesen traurigen Denksäulen vergangener waldreicher Zeiten

Digitized by Google

einen jungen aufsprossenden Nachwuchs zu erblicken. — Ein Seitenthal, welches sich ober Haggen gegen den Hocheder hineinzieht, führt noch jetzt den Namen Zirmthal, und das Joch, welches in Norden von Kühtei seinen Scheitel erhebt, den Namen Birkkogel. Jetzt ist in dem Thale kein Zirmbaum [1] und auf dem Kogel keine Birke mehr zu finden. Der Rücken, welcher die Wasserscheide ober Haggen nach Süden umrandet, wird die Hirscheben geheißen, und noch zu Herzog Sigismunds Zeiten, soll es hier von edlem Hochwild gewimmelt haben. Jetzt müßten dort die Hirsche erfrieren; denn nur mehr vereinzelte grünende Arven ragen dort neben den dürren abgeholzten bleichen Strünken aus dem niederen Buschwerke empor. Stundenweite Bergflanken, die dort mit Arvenwäldern bedeckt waren, sind jetzt trostlose unbenützte Gelände, die weder zur Weide dienen, noch einen Holzertrag abwerfen. Den einzigen Schutz des Bodens bilden jetzt dort noch die Alpenrosen und die Besenhaiderich-gebüsche, welche an die Stelle der ausgerotteten Arvenwälder getreten sind. Und wie lange wird es wohl noch anstehen, bis man auch dieses niedere Buschwerk allgemein ergreifen und ähnlich wie in manchen entholzten Hochthälern der Schweiz zur Feuerung wird benützen müssen. Schon jetzt hat die bittre Noth die Senner hie und da auch in Tirol gezwungen die Alpenrosensträucher auf ihre Herde zu bringen, und wenn — was in kurzer Zeit geschehen sein wird — die letzten obersten Arven und Lärchen vertilgt sind, wird man in manchen hochgelegenen Dörfern gleichfalls zu diesem kärglichen Feuerungsmittel seine Zuflucht nehmen müssen. Und welche Zukunft steht dem Lande bevor, wenn man auch diesen letzten Schutz des Erdreiches mit frevelnder Hand antastet und den Boden allen Einflüssen der Witterung bloßstellt. Schon jetzt haben Wolkenbrüche an den entwaldeten Gehängen hie und da Erdrisse veranlaßt und Runsen ausgewaschen, die sich von Jahr zu Jahr erweitern und als Rinnsale für das bei Hochgewittern niederströmende Gewässer dienen. Gerölle und Schutt kollert jetzt von den entblößten Lehnen herab, und durch die Runsen führen die jählings anschwellenden Gießbäche Sand und Schlamm zum Thalboden nieder, um hier von Sommer zu Sommer die Alpenweiden zu verschlechtern, welche man dort nach Ausrottung der Wälder angelegt hat.

Ueberall hörte ich die Bauern und Senner bittere Klagen über die Verschlechterung von Wald und Weideland führen. Der Wald verdorre an seiner oberen Grenze, die Alpenweiden vertrocknen und liefern nirgends mehr den Ertrag vergangener Jahre, Lawinen werden von Jahr zu Jahr häufiger, und allerwärts bilden sich Erdabrisse und Muhren, welche Mähder und Almen versanden und zu Grunde richten. — Und alle diese Angabeu dürfen nicht etwa bloß als ein Hirngespinnst in dem Kopfe von Bauern und Sennern — welche in Tirol wie in aller Herren Länder in ihren alten Tagen „Lober vergangener Zeiten" sind — angesehen werden, sondern sie sind leider nur zu sehr dem thatsächlichen Bestande der Dinge entsprechend. — Fragt man die Bauern um ihre Meinung über die Ursache jener Verschlechterungen, so hört man in der Regel die Antwort, „daß die Welt dem Untergange entgegen gehe und daß man in der Verödung des Wald und Weide-

[1] Zirmbaum ist in Tirol der Name der Arve (Pinus Cembra).

Digitized by Google

landes Zeichen von dem herannahenden jüngsten Tage zu erkennen habe". Vergeblich bemüht man sich dann den Leuten begreiflich zu machen, daß nur die unsinnigste und unverantwortlichste Holzverwüstung alle diese Uebel herbeigeführt haben und daß die Nachtheile von Jahr zu Jahr sich noch vergrößern müssen, wenn dieser Wirthschaft nicht bald ein Ende gemacht werden wird. Jede Warnung stößt bei ihnen auf taube Ohren und mit einer Art Fatalismus blicken sie stumpfsinnig der Zukunft entgegen.

Die neuesten Darstellungen der Regierungszeit Maria Theresia's.

„Geschichte des 18. Jahrhunderts" von August Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. J. B. Weiß, III. Maria Theresia, die große Kaiserin-Königin. Schaffhausen. Hurter 1863.

„Maria Theresia's erste Regierungsjahre" von Alfred Ritter von Arneth. 1740 bis 1741. Wien bei W. Braumüller 1863.

E. v. T. Die „Oesterr. Wochenschrift" hat des trefflichen Werkes, das wir Alfred von Arneth neuerdings verdanken, bereits vor einiger Zeit Erwähnung gethan. Ueber den Umfang und die Zielpunkte des Buches, die Quellen, die ihm zu Grunde liegen, den Werth und die Behandlung der letzteren haben die Leser dieser Blätter einige Andeutungen erhalten, die sie auf den inhaltlichen Reichthum der Arbeit, auf die wirkliche Bereicherung unserer heimischen Geschichtsliteratur aufmerksam machen sollten. Kürzer dürfen wir uns über die allgemeine Bedeutung des Gförer'schen Buches fassen. Der dritte Band der Geschichte des 18. Jahrhunderts theilt zu ziemlich gleichen Theilen die Vorzüge und Mängel seiner Vorgänger. Auch hier in einigen Partien eingehende und umfassende, in einzelnen lückenhaftere und flüchtigere Forschung, lobenswerthes Bestreben nach Objektivität des Urtheils und der Darstellung neben einseitiger und voreingenommener Auffassung, kurz alle die Erscheinungen, welche die wissenschaftliche Kritik fast völlig übereinstimmend hervorgehoben hat. Mit der äußeren Form der Publikation ist man freilich vielfach strenger ins Gericht gegangen, als es, wie uns wenigstens scheint, eben nothwendig war. Der große historische Styl ist eine seltene Erscheinung geworden: die lebendige Frische, die nun einmal der Form des mündlichen Vortrages anhaftet, behauptet, selbst wenn hie und da eine Derbheit oder ein burschikoser Ausdruck mit unterläuft, mehr als einen Vorzug vor der sententiösen Trivialität oder der Affektation vieler neueren Darstellungen. Und daß Herr Prof. J. B. Weiß etwas ängstlich einige sprachliche und stylische Eigenthümlichkeiten Gförers bewahrt hat, welche allerdings von einer ziemlich autonomen Stellung den Gesetzen der deutschen Sprache gegenüber Zeugniß geben, spricht mindestens für eine scheue Gewissenhaftigkeit und Treue, wie man sie in unseren pietätslosen Tagen füglich nicht anders als respektiren sollte.

Ueber das Verhältniß der beiden Werke ist Weniges zu sagen. Es sind nicht volle 150 Seiten des Gfrörer'schen Buches, welche dem Arneth'schen ersten Bande entsprechen. Selbstverständlich muß schon nach der breiteren Anlage, der eingehenderen

Digitized by Google

Motivirung Arneths gegenüber der lakonischen Kürze manches Gfrörer'schen Ausdruckes nicht selten die Frage an uns herantreten, ob wir es mit einer sachlichen Differenz oder der Unbestimmtheit und Flüchtigkeit einer Wendung zu thun haben. Lebendigere Unterschiede ergeben sich aus der wissenschaftlichen Stellung beider Männer von selbst, sie werden ohne Zweifel in den späteren Partien noch ungleich auffallender und schärfer hervortreten.

Von besonderem Interesse, wenn auch nicht wesentliche neue Züge enthaltend, ist die Darstellung, die Arneth von Friedrich des Großen angeblichen Rechtsansprüchen auf Schlesien gibt. Nicht als ob wir ein besonderes Gewicht auf derartige Erörterungen legten. Die Deduktionen des Kanzlers von Ludewig, die geistreichen Auseinandersetzungen Ranke's wiegen uns auf der einen Seite so wenig als die Ausführungen Macaulay's, Onno Klopps, der gelegentliche Ausspruch des Freiherrn von Helfert auf der anderen. Geschichtlich genommen wird Friedrich des Großen historische Größe so wenig durch die Annahme einer „Gewaltthat" und durch den Gebrauch des Wortes „Einbruch" in Schlesien statt „Einzug" alterirt, als die Gewaltthat, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen will, durch jene juristischen Deduktionen abgeschwächt. „Wenn bei diesen etwas auffallend war, sagt Herr von Arneth mit vollem Rechte, so kann es nur das sein, daß diese Rechtsansprüche nicht noch weiter einleuchtender dargestellt werden konnten, als man dies wirkich zu thun im Stande war. Denn bei den damaligen verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen in Deutschlaud, bei den vielfachen verwandtschaftlichen Verbindungen der fürstlichen Familien unter einander, bei dem Hereinragen der noch aus früheren Jahrhunderten herrührenden Erbverbrüderungen in jener Zeit, bei den zahllosen meistens nicht zugehaltenen Verträgen zwischen den verschiedenen Fürsten waren derlei Ansprüche, welche der einzelne Landesherr auf das Besitzthum des anderen erheben konnte, so ungemein häufig, daß man wohl behaupten darf Preußen, Sachsen, Baiern ja fast jedes beliebige deutsche Fürstenhaus hätte auf jede ihm gerade bequem liegende österreichische Provinz derlei Besitzrechte zur Sprache zu bringen und sie so gut es eben anging zu begründen vermocht."

Den einzigen Maßstab für die Beurtheilung dieser Angelegenheit scheint uns eben auch Herr von Arneth richtig hervorgehoben zu haben. Der Streit ist ein um so müßigerer, als wohl Niemand, der den wirklichen Hergang kennt, ernstlich dafür hält, Friedrich selbst habe seine Ansprüche für ausreichend begründet angesehen, und wie sonst wohl behauptet wurde, im Glauben an sein gutes Recht gehandelt. „Seine eigenen zahlreich vorhandenen schriftlichen Aeußerungen liefern Beweise genug, daß es ihm um nichts als um Vergrößerung seiner Erblande und gleichzeitig um Erwerbung kriegerischen Ruhmes zu thun war. Der Ehrgeiz, das Interesse, der Wunsch von mir reden zu machen, so sagte er selbst, trugen es davon und der Krieg ward beschlossen." Bekannt ist es — und Gfrörer erzählt es nicht ohne Behagen Stenzel nach, daß Voltaire, dem der König das Manuskript der „Geschichte meiner Zeit" zur Durchsicht übergab, dieses Geständniß zu offenherzig fand und durchstrich.

Digitized by Google

Statt jenes Satzes wurden die Worte „droites incontestables à la Silésie“ in den Text eingefügt.

Die Verhandlungen, welche den ersten feindseligen Schritten Friedrichs von Wien aus folgten, hat Arneth vielfach in ein völlig neues Licht gestellt. Eines wird sich trotz aller Fehler, die man der Politik Oesterreichs vorwerfen darf, wohl kaum in Abrede stellen lassen, daß der Abbruch der Verhandlungen die Zurückweisung der letzten Anerbietungen Friedrichs so ziemlich alledem entsprach, was man noch mit den Begriffen von staatlicher Ehre, von individuellem Rechtsgefühle verbindet. Die fast nicht mehr zweideutige Stellung Friedrichs mußte jede andere Entscheidung des Streites als jene durch die Waffen als völlig unmöglich erscheinen lassen.

Wir müssen die Charakterisirung dieser Verhältnisse, so wie der Bestrebungen Maria Theresia's in auswärtigen Verbindungen einen Rückhalt gegen das Unglück zu finden, das von allen Seiten gegen sie hereinstürmte, völlig übergehen. Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Hervorhebung, daß auch in letzterer Beziehung Arneth eine Fülle von Nachrichten zu Gebote gestanden hat, die seine Darstellung zu einer in hohem Grade anziehenden und fesselnden machen. Die Standhaftigkeit Maria Theresia's, ihr Festhalten an dem guten Rechte, dem ererbten Besitze inmitten des allgemeinen wohlwollenden und brutalen Drängens zur Nachgiebigkeit, ruft in derselben nicht unser subjektives Mitgefühl, unsere menschliche Theilnahme allein hervor, es ist in erster Linie die Einsicht in ihre staatsmännische Weisheit, die gefördert, unser politisches Bewußtsein, das befriedigt wird.

Wenn in der That zu irgend einer Zeit dynastische Treue der Völker ein schönes und erhebendes Beispiel gefunden hat, so war es in jenen Tagen. Es ist schwer Maß zu halten, und man darf hinzufügen, es ist nicht immer Maß gehalten worden, in der Bewunderung der Hingebung und Begeisterung, in welcher sich die Völker Oesterreichs um ihre Herrscherin geschaart haben. Freilich um welche Herrscherin! „Wahrhaft erstaunlich, schreibt Herr von Arneth, war die Raschheit des Umschwunges der Anfangs ungünstigen Stimmung und die Schnelligkeit, mit welcher Maria Theresia sich die Liebe ihrer Unterthanen in einem nie zuvor gekannten Maße zu erwerben verstand. Das Bezaubernde ihres persönlichen Auftretens, die herzgewinnende Art und Weise, mit der sie Allen begegnete, die Unbeschränktheit des Zutrittes zu ihr, der sichtliche Antheil, mit dem sie die Bitten und Klagen des Geringsten ihrer Unterthanen hörte und sich bemühte Trost und Hilfe zu gewähren, die lebhaften Ausdrücke wirklichen Bedauerns, mit welchen sie selbst eine abschlägige Antwort zu versüßen wußte, ihre Wohlthätigkeit gegen Arme, ihre Freigebigkeit gegen Alle, die ihr dienten, ihre rastlose Arbeitsamkeit, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie die Rechtspflege handhabte, all dies gewann ihr die bewundernde Verehrung eines Jeden, der sich ihr nahte. Die Kunde der herrlichen Eigenschaften der jungen Fürstin verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in die entferntesten ihrer Lande, begeisterte aufopferungsfähige Anhänger erstanden ihr überall. Wie ein gleichzeitiger der Königin keineswegs günstiger Berichterstatter, der preußische Minister Graf

Digitized by Google

Podewils erzählt, „hörte man nichts als die wärmsten Lobsprüche über sie und alles erhob sie bis in die Wolken. Jeder war bereit sich, wie Podewils sagt, für die beste der Fürstinnen zu opfern. Man vergötterte sie. Alle Welt wollte ihr Bildniß besitzen. Niemals erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit freudigen Zurufen empfing".

Es war indeß nicht diese Beliebtheit allein, die der Königin eine Stütze dort verlieh, wo die Feinde Oesterreichs, wenn nicht Hilfe und Unterstützung, so doch geringen Widerstand erwartet hatten: im Volke selbst. Eben in dem Lande, auf das man zu blicken gewohnt ist, wenn von Rettung der Monarchie in jenen Tagen die Rede ist, in Ungarn, waren die oppositionellen Regungen keineswegs mit einem Schlage überwunden. Ja aus der Arneth'schen Darstellung geht mit großer Sicherheit hervor, daß der bei weitem größte Theil des Erfolges vor Allem der Politik der Regentin selbst zugeschrieben werden muß. Bei den Bestimmungen des Inauguraldiploms ergaben sich nicht unbedeutende Meinungsverschiedenheiten. Der Entwurf, welchen Maria Theresia den Ständen vorgelegt hatte, genügte diesen nicht, eine Reihe neuer Grundsätze sollten in dem Diplom ihre Aufnahme finden. Allein Maria Theresia verweigerte ihre Zustimmung; „sie war scharfblickend genug sich trotz der Versicherungen unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit, welche auch bei diesem Anlasse in reichlichstem Maße ihr dargebracht wurden, nicht so leicht zur Genehmigung von Vorschlägen verleiten zu lassen, von denen einige darauf berechnet waren, für Ungarn in noch höherem Grade, als es zum empfindlichsten Nachtheile der Macht des regierenden Hauses und der Stärke des ganzen Reiches ohnedies schon der Fall war, eine von denjenigen der übrigen österreichischen Länder abgesonderte Stellung zu erlangen". Es fehlte nicht an heftigen Aeußerungen in den Sitzungen des Landtages. Die Art der Berathungen, heißt es im Bericht des Venetianers Capello, gleicht derjenigen, welche von Seite des polnischen Reichstages beobachtet wird, und sie bringt Tumult und Verwirrung hervor. Die große Anzahl und die Verschiedenartigkeit der Deputirten, welche ohne Ordnung und sich gegenseitig unterbrechend aufstehen, um zu reden, hat den Berathungen immer nur Aufschub und Schwierigkeiten bereitet.

Die Königin befand sich in einer peinlichen Lage. „Obwohl sonst gleich ihrem Gemahl auf das eifrigste bemüht, sich den Ungarn willfährig zu erweisen und deren leicht erregbare Gemüther durch huldvolles Entgegenkommen an sich zu ziehen, glaubte sie doch in einer so wichtigen Sache sich nicht nachgiebig zeigen zu dürfen. Aber der Zwiespalt mit dem Landtage ging ihr tief zu Herzen. Sie fühlte die ganze Gefahr ihrer Lage und empfand es schmerzlich, daß die Ungarn ungroßmüthig genug waren, die Bedrängniß ihrer Königin zur Erpressung neuer Zugeständnisse ausbeuten zu wollen. Bei ihrem offenen aufrichtigen Wesen vermochte sie das Gefühl der Trauer, welches sie erfüllte, nicht zu verhehlen. Sie gab es vielmehr wie der Judex Curiae Graf Esterházy in voller Sitzung den Mitgliedern beider Tafeln berichtete, in Wort und Miene kund, als Esterházy selbst und Graf Karl Batthyány sie um die Genehmigung der Anträge des Landtages neuerdings angingen. Das

Digitized by Google

Mißtrauen, welches man gegen sie an den Tag lege, sei es, wodurch sich die Königin am tiefsten verletzt fühle; so glaubten wenigstens Eßterházy und Batthyány nach dem Empfang versichern zu können, welchen sie bei ihr gefunden hatten. Obgleich wie immer voll Huld und Gnade habe sie doch ihre Betrübniß nicht zu bergen vermocht.

Es kam endlich eine Art von Kompromiß zu Stande. Das Inauguraldiplom wurde nach dem königlichen Entwurfe mit unwesentlichen Aenderungen angenommen, die Königin aber sah sich genöthigt, ihrerseits zwei abgesonderte Schreiben an den Landtag zu richten, in welchen sie die ferneren Berathungen über dessen Forderungen den Verhandlungen vorbehielt, die nach der Krönung noch zu pflegen sein würden. Sie mußte sich in einem Sinne aussprechen, der eine Annahme dieser Forderungen unzweifelhaft machte. Der Krönung stand kein Hinderniß mehr entgegen.

Die Begehren der Ungarn waren aber damit keineswegs erschöpft, der kleinliche Streit, welcher sich schon bezüglich der Bewilligung des Krönungsgeschenkes — die eine Partei wollte die eben auch nicht hochgegriffene Summe von 100.000 fl., die andere blos von 12.000 Dukaten — ließ unerquickliche Verhandlungen vorhersehen. Die maßlosen Forderungen, welche die Stände an die Königin richteten, fanden freilich keine befriedigende Antwort von ihrer Seite, trotzdem sie sich in der Stimmung befand, allen nur halbwegs billigen Wünschen entgegenzukommen Als der Protonotar Gabriel Pécsy am 28. Juli 1741 die Botschaft der Königin mit lauter Stimme vorlas, da wurde höhnisches Lachen und das wilde Gelärm halbunterdrückter Zornesrufe laut. „Kaum hatte Pécsy geendigt, so schrien wohl hundert Stimmen tobend durcheinander, es sei völlig vergebens, mit so vieler Mühe und so vielen Kosten Berathungen zu halten, wenn die gerechtesten Begehren nur Zurückweisung fänden. Besser wäre es nach der Heimath zurückzukehren, als den Beschlüssen der Königin die Zustimmung zu ertheilen. Wozu habe es so weitläufiger Begründung der ablehnenden Antwort bedurft, wo die wenigen Worte: sic volo, sic jubeo genau denselben Dienst geleistet hätten. Tumultuarisch drängten sich die Mitglieder der zweiten Tafel um den Personal und verlangten nach Hause entlassen zu werden". Erst am folgenden Tage gelang es dem Vizepalatin Gabriel Kapy die Stände zur Fortsetzung der Verhandlung, freilich in höchster Erbitterung von ihrer Seite, zu bewegen.

„Es geschah fast Alles", sagt Herr von Arneth, „um auch Maria Theresia's Mißstimmung noch mehr zu steigern und den drohenden Zwiespalt zwischen ihr und den Vertretern der ungarischen Nation zur vollendeten Thatsache zu gestalten. Waren früher schon Pamphlete erschienen, in welchen die Austreibung der Deutschen aus Ungarn gefordert wurde, waren Schmähschriften gegen Maria Theresia's treueste Anhänger unter den Magnaten, und zwar so verwerflichen Inhalts verbreitet worden, daß sie auf Befehl des Palatins von der Hand des Henkers am Fuße des Galgens verbrannt wurden, so richteten sich jetzt die vergifteten Pfeile gegen die Königin selbst. Ein satyrisches Blatt wurde ihr in die Hand gespielt, welches in den beleidigendsten Worten den Vorwurf enthielt, sie habe sich, gleichsam in

Digitized by Google

einen Fuchspelz gehüllt, das Wohlwollen der Ungarn zu erschleichen gewußt. Jetzt habe sie denselben ihre wahre Gestalt gezeigt, die von derjenigen einer Mutter, als welche sie sich den Ungarn angekündigt habe, gar weit verschieden sei."

Ueber die Verhandlungen selbst besitzen wir das unbefangene Zeugniß eines unparteiischen Berichterstatters des venetianischen Botschafters Capello. „Obwohl ununterbrochene Sitzungen gehalten werden", schreibt er an die Signorie, „obwohl Anträge in Menge gestellt werden, um die Vorrechte des Königthums zu befestigen, und sie noch weiter auszudehnen, ist man noch nicht über den ersten Artikel übereingekommen. Die Begehren um Wiederbelebung der uralten Gesetze passen weder zu dem gegenwärtigen Zustande Ungarns, noch sind sie den Grundsätzen, dem Regierungssysteme und der Politik des Wiener Hofes entsprechend. Die Ungarn beklagen sich darüber, daß sie trotz der großen Güte der Königin nicht den leichten Eingang bei ihr finden, den sie erwartet haben. Ungescheut schmähen sie die Minister als die Urheber der Hindernisse, auf welche sie stoßen."

Daß eine Versöhnung bei so widerstreitenden Ansichten dennoch möglich war, lag zum großen Theile an den Mitgliedern der oberen Tafel. Sie hatten damals, wenigstens die hervorragenden von ihnen, ihre Aufgabe, ein Mittelglied zwischen der Königin und den Ständen zu bilden, richtiger ergriffen als häufig später und noch in unseren Tagen. Aber mehr noch als alles Andere bewirkte die heranbrängende Fluth der Ereignisse. Am 11. September wurden die Mitglieder der beiden Tafeln auf das königliche Schloß zu Preßburg berufen, und hier ereignete sich jene Begebenheit, welche so oft Gegenstand der verherrlichendsten Darstellungen geworden[1]. Maria Theresia hatte nach ihren eigenen Worten gehandelt: „Ich bin eine arme Königin", hatte sie einst ausgerufen, „aber ich habe das Herz eines Königs".

„Wenn man die Wirkungen, welche die letzten Beschlüsse des Landtages, die Ausschreibung der Insurrektion und die Anerkennung der Mitregentschaft des Großherzogs hervorbrachten, mit vorurtheilsfreiem Blicke ins Auge faßt, so muß man gestehen, daß der moralische Eindruck dieser Ereignisse ein außerordentlicher war. Ueberall, bei Freund und Feind wurden sie als glanzvolle Siege betrachtet, durch Maria Theresia's persönliche Eigenschaften über Männer errungen, von denen man sich ganz andere Dinge versehen hatte. Die nicht ungarischen Länder des Hauses Habsburg, welche Jahrhunderte hindurch allein die Staatslasten getragen hatten und denen es schon längst zu alter aber bitterer Gewohnheit geworden war, durch die Vereinigung Ungarns mit Oesterreich diese Lasten weit eher vermehrt als vermindert zu sehen, gewahrten mit freudigem Erstaunen, daß ihnen jetzt von dorther

1 Der Zuruf der Versammelten lautete, wie wir hier nebenbei bemerken wollen: „Vitam nostram et sanguinem consecramus", nicht: „Moriamur pro rege nostro" wie die Tradition will. Kaiser Joseph, um auch die gewöhnliche bildliche Darstellung hier abzuthun, befand sich damals noch in Wien und wurde erst am 21. September, als der Großherzog von Toscana den Eid als Mitregent ablegte, den Versammelten gezeigt. „Doch brachte der Anblick des Kindes keineswegs jenen mächtigen Eindruck hervor, wie es später vielfach behauptet und von der Sage gar wunderlich ausgeschmückt worden ist." Vergl. Arneth S. 300, 305, 405 Note 18, 406 Note 26. Auch Gfrörers Darstellung S. 110 und 111 ist ganz der Wahrheit entsprechend, wie er denn überhaupt in Beurtheilung der ungarischen Verhältnisse einen durchaus sicheren und richtigen Blick bekundet.

Digitized by Google

Erleichterung und Beistand zugesagt wurde, von wo sie bis nun fast ausschließlich nur Anfeindung, ja nicht selten offene Bekämpfung in ihrer gräulichsten Gestalt, in derjenigen verheerender Einfälle, erfahren hatten. Mit jener Lebhaftigkeit der Bewunderung, mit welcher sich der Deutsche bekanntlich so leicht für den Fremden durchdringt, wurden nun die Beschlüsse des ungarischen Landtages in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich aufgenommen. Sie gingen von Mund zu Mund, und mögen wohl, daran ist kaum zu zweifeln, nicht wenig dazu beigetragen haben diese Länder zur Ausdauer in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß zu ermuthigen und die schon fast erlöschende Hoffnung auf künftige bessere Tage in ihnen neuerdings wachzurufen."

Ein nicht geringerer war der moralische Eindruck auf die fremden Fürsten, welche in offenem oder noch verstecktem Kampfe wider Maria Theresia standen. Anders aber stellt sich die Sache, wenn das wirkliche materielle Ergebniß der Preßburger Ereignisse ins Auge gefaßt wird. Die Truppenzahl, welche man im ersten Begeisterungsrausche votirt hatte, wurde um ein volles Drittheil zu hoch gefunden. Drei Monate später waren noch immer nicht mehr als einige hundert Mann dem Feinde entgegengesandt, und Diejenigen, die endlich wirklich aufgebracht wurden, ließen gar viel an Kriegstüchtigkeit zu wünschen übrig. Noch ungleich größere Schwierigkeiten machte die Aufbringung von Geldmitteln, und die österreichischen Staatsmänner konnten es sich nicht verhehlen, daß das materielle Ergebniß der äußerlich so günstigen Landtagsbeschlüsse ein verhältnißmäßig nur geringfügiges war.

Am 24. September erfolgte die königliche Antwort auf die Landtagsvorlagen. Anfangs nicht ungünstig aufgenommen, rief sie dennoch bald in der Oppositionspartei neuen Widerspruch hervor. Man müsse bedauern, sagten einige Mitglieder derselben, von der Königin nicht mehr verlangt zu haben, in ihrer Bedrängniß hätte sie doch Alles bewilligen müssen. Der Vizegespan des Zempliner Komitates Okolitsányi stellte den Antrag, daß, so lange die Königin sich nicht zur Erweiterung der Rechte und Freiheiten der Ungarn herbeilasse, in Bezug auf die Insurrektion nichts weiter geschehen und jede Thätigkeit zur Aufbringung von Truppen eingestellt werden solle — ein Antrag, der die früher gestellten Beschlüsse völlig in Frage stellte und trotz der Gegenvorstellungen des Personals Graffalkovics eine entsprechende Botschaft an die obere Tafel nach sich zog, sie zu gleichem Vorgange einzuladen.

Daß ein versöhnender Abschluß der Dissonanzen endlich erreicht wurde, schreibt Capello der bewunderungswürdigen Klugheit zu, mit welcher sich Maria Theresia selbst in der ganzen Angelegenheit benahm. „Noch aber wurde ihre Geduld durch manche Streitigkeiten und Verzögerungen auf eine harte Probe gestellt. Nicht ohne Bitterkeit sagte sie von den Ungarn, dieselben redeten wohl unendlich viel, aber nirgends werde eine eigentliche Wirkung davon sichtbar." Im letzten Augenblicke vor Abschluß der Berathungen wurden neue Forderungen an sie gestellt. „Mit einer allzu weitgehenden Hartnäckigkeit", sagt Capello, „und gleichsam mißbrauchend die

Digitized by Google

vielen Zugeständnisse der Königin, verlangte man von ihr, Siebenbürgen mit Ungarn vereint und in demselben inbegriffen zu erklären. Kurz, schlagfertig und wirksam war die Antwort ihrer Majestät. Sie könne diese Forderung nicht gewähren, denn sie wisse, daß die Union Siebenbürgens mit Ungarn eine Ungerechtigkeit in sich schließen würde. Sie habe den Ungarn genug bewilligt und werde fernere Begehren nicht bewilligen."

Es scheint fast, als ob die Ungarn selbst eingesehen hätten, sie wären in ihren Forderungen zu weit gegangen, sie fügten sich ruhig dem Bescheide, und so endete der berühmte Landtag von 1741 und mit demselben jene Episode, die seither unter dem Einflusse der Tradition eine fast symbolische Bedeutung für Völkertreue und die Macht patriotischen Gefühls erhalten hat. Herr von Arneth scheint die Beurtheilung derselben auf das richtige Maß zurückgeführt zu haben. Auch fernerhin noch wird das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf jener spontanen und unmittelbaren Erhebung zu Gunsten einer unglücklichen Fürstin ruhen, aber in die verhimmelnde Begeisterung, die man dem Gegenstande seither gewidmet hat, werden sich recht nüchterne Betrachtungen eindrängen. Wir sehen, welche Stellung die magyarische Opposition auch inmitten der größten Bedrängniß des Gesammtstaates, der Bedrängniß einer wahrhaft geliebten Fürstin eingenommen, und wir glauben nicht daß sich eine bessere Kritik moderner Vorschläge, einer Vereinbarung von Fall zu Fall und ähnlicher Experimente werde finden lassen. Hält man die Resultate des Landtages von 1790/91 und die Verhandlungen, welche ihnen vorangingen, zu jenen des Landtages von 1741, so erhält man ein Stück österreichischer Geschichte, das belehrender ist für die Gegenwart, als lange Perioden einer früheren Vergangenheit, und wir hoffen, daß diese Lehren der Geschichte nicht unbenützt an uns vorübergehen werden.

C. Swoboda's „Friedrich Barbarossa vor Mailand im Jahre 1162".

(Ausgestellt im österreichischen Kunstverein.)

Das Gemälde verdankt seine Entstehung der Verbindung zur Förderung deutscher Historienmalerei. Da Staat und Kommune nur selten historische Gemälde bestellen, die Kirche bei Bestellung historischer Gemälde auf den künstlerischen Werth nur ausnahmsweise Gewicht legt, Aufträge zu historischen Gemälden daher selten, Künstler, welche denselben gewachsen sind oder es zu sein wähnen, zahlreich sind, so glaubte ein Verein wohlwollender Männer der deutschen Historienmalerei durch eine Aktiengesellschaft unter die Arme greifen zu müssen. Auf diesem Wege ist Schwinds „Kaiser Rudolph" entstanden, die „Begegnung Josephs II. und Friedrichs II. zu Neustadt" von dem Berliner Künstler Menzel, „Das Bankett der

Digitized by Google

Wallenstein'schen Generale" von Scholz und „Kaiser Friedrich Barbarossa", der die überwundenen Mailänder nach ihrer Unterwerfung am 6. März des Jahres 1162 an sich vorüberziehen läßt von Karl Swoboda, ein Gemälde, das gegenwärtig im österreichischen Kunstverein zum ersten Male zur Ausstellung kommt.

Wir glauben keinem Widerspruche zu begegnen, wenn wir sagen, daß das Bild Swoboda's nicht das geringste Resultat der Bemühungen des genannten Vereines ist.

Der Künstler ist gegenwärtig Lehrer an einer hiesigen städtischen Realschule. Wir erwähnen dies im Voraus, weil es die Lichtseiten des Bildes erhöht. Es gehört nicht wenig geistige Kraft dazu, sich tagtäglich mit dem elementarsten Zeichenunterricht abzumühen und sich noch so viel Energie zu bewahren, um ein Gemälde zu Stande zu bringen, das, nicht das Produkt weniger Augenblicke, eine angestrengte geistige Arbeit voraussetzt. Demselben kam nur Ein äußerer Umstand zu Hilfe, der nemlich, daß Swoboda als Schüler des Akademie-Direktors Ch. Ruben in den Räumen der Akademie ein angemessenes Atelier fand, um das Gemälde zu vollenden. Wäre das nicht der Fall gewesen, so glauben wir nicht, daß das Gemälde in Wien zu Stande gekommen wäre.

Einer Beschreibung des Bildes glauben wir überhoben zu sein, da es wohl in allen größeren deutschen Städten zur Ausstellung kommen dürfte und der Vorwurf dem gebildeten Publikum aus der glänzenden Schilderung des Vorganges bekannt ist, welche Friedrich von Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" [1] gibt. Kaiser Friedrich thront unter einer romanischen Halle, zu seiner Rechten steht der König von Böhmen Wladislaw II., zu seiner Linken der Erzbischof von Köln; im Vordergrunde ziehen die Mailänder, den Strick um den Hals, an dem strengen Kaiser vorüber; eine zerbrochene Standarte deutet auf das zertrümmerte Caroggio; der Hintergrund zeigt die Zerstörung Mailands und den Vorhof der Kirche San Ambrogio.

Daß Swoboda der modernen koloristischen Schule nicht angehört, zeigt ein Blick auf das Gemälde. Mit einer Kunstanschauung verwachsen, welche die Traditionen der Technik hinter sich abgebrochen, das Autodidaktenwesen im Kolorite gewissermaßen zum Prinzip erhoben hat, liegt der Werth des Bildes in der Konzeption, in der Erfindung der Charaktere, in der Durchbildung des Gedankens. Wer einem Künstler vollkommen gerecht werden will, der muß in diesen Dingen auch auf den Standpunkt desselben eingehen, er mag denselben prinzipiell billigen oder nicht. Denn die Wirkung eines Kunstwerkes beruht, man mag den Grundanschauungen, aus denen es hervorgegangen ist, Sympathie oder Antipathie entgegenbringen, in dem Maße allgemeiner Schönheit, die ein geistreicher Künstler in den verschiedensten Auffassungsweisen zur Anschauung bringt. Dort, wo der Künstler lebendig Empfundenes und wahr Gedachtes darzustellen vermag, wird er den Beschauer zu fesseln wissen, er mag Kolorist oder Zeichner, Idealist oder Naturalist sein. Alles Andere, nennen wir es Richtigkeit des Kostümes, historische Treue in der Auffassung, wechselt mit den Anschauungen der Zeit, mit der Geschmacksrichtung des

1 Ausgabe 1841. Band 2. S. 142.

Digitized by Google

Jahrhunderts, und trifft das Wesen eines historischen Gemäldes nicht in erster, sondern erst in zweiter Linie. In erstere ist allein jenes zu stellen, was mit den ewigen Gesetzen der Schönheit, mit den unwandelbaren Bedingungen geistigen Schaffens und menschlichen Lebens im innigen Zusammenhange steht, und vom Künstler als solches empfunden und erkannt wird. Und so wenden wir uns auch in diesem Gemälde jenem Theile zu, der mit den Sympathien des Künstlers harmonirt und in dem er menschliche Empfindungen und Leidenschaften zum Ausdruck zu bringen bestrebt war. Die Geistlichen an der Spitze des Zuges, ein jugendliches Weib, das die Hände ringt, ein heuchlerischer Glatzkopf, der sich dem Kaiser zuwendet, der deutsche Krieger, der auf sein Schild gestützt, gleichgiltig und kraftbewußt dem Schauspiele zusieht, sind wohl das Beste, was auf dem Gemälde zur Darstellung gekommen ist. Der Schwerpunkt desselben liegt in dem Zuge der Mailänder, nicht in Friedrich Barbarossa, in der Schilderung des gebeugten, aber nicht gebrochenen Volkes, des Stolzes und der Widerstandskraft des mailändischen Stammes. Würde der Künstler dasselbe nicht in Wien, sondern in Mailand gemalt und Einsicht gewonnen haben in den nationalen Typus des lombardischen Stammes, so würde gewiß im ganzen Bilde der lombardische Typus entschiedener durchgreifen; die Menschen, die nebeneinander herziehen, gehören offenbar nicht Einem Stamme an.

Kaiser Friedrich erscheint als strenger Richter, als unerbittlicher Sieger, der Situation entsprechend, wie sie die Geschichte schildert. Die Vereinsamung hingegen, in welcher der Kaiser sich befindet, ist Folge der Anordnung des ganzen Bildes; der bewegten Szene des Zuges steht der Ernst und die Ruhe der oberen Gruppen, des Kaisers und seiner Krieger, gegenüber. Aus dem reichen und glänzenden Gefolge, dessen Darstellung bei einer anderen Auffassung des Gegenstandes einen schönen Gegensatz zu dem Zuge der Mailänder gegeben hätte, hat der Künstler nur zwei zur Darstellung gebracht, den Erzbischof von Köln, den Träger des versöhnenden Elementes, und Wladislaw II. von Böhmen, jenen Fürsten, dem Kaiser Friedrich zu Regensburg am 18. Jänner 1158 das Recht gegeben hat, „an jenen Tagen, wann der Kaiser die Krone trägt, nemlich auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten und außerdem auf St. Wenzeslaus und St. Adalbert einen goldenen Zirkel zu tragen und sich denselben von den Bischöfen von Prag und Olmütz aufsetzen zu lassen". Die durch Friedrich vollzogene Erhebung Böhmens zum Königreiche rechtfertigt den Künstler in der bevorzugten Stellung, welche er Wladislaw II. anweist, und es ist gewiß auch sonst in der gegenwärtigen Zeit ganz passend gewesen, den König von Böhmen im Gefolge des deutschen Kaisers erscheinen zu lassen. Wladislaw II. war auch durch seine beiden Frauen Gertrud von Oesterreich und Judith von Thüringen mit den deutschen Fürstenhäusern auf das Engste verbunden.

Die Ereignisse von Mailand, sowohl im Jahre 1158 als im Jahre 1162, gehören zu den glänzendsten Seiten der deutschen Geschichte. Haben die Thaten vom Jahre 1158 mehr versöhnende Elemente in sich, als die vom Jahre 1162, so kann doch Niemand verkennen, daß gerade den letzteren eine dramatische Bedeutung,

Digitized by Google

die sich in vielen Momenten zur Höhe tragischer Wirkung steigert, innewohnt. Es war am 6. März des letztgenannten Jahres, als nach der Einnahme von Mailand das Volk, in hundert Schaaren abgetheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuzen in den Händen erschien. Nach langem Warten erschien der Kaiser inmitten seiner Großen; die Fahnen senkten sich, zum letzten Male ertönten die Posaunen, still ging der lange Zug vor dem Kaiser vorüber, jede Abtheilung legte Fahnen und Posaunen zu seinen Füßen nieder. Als das Feldzeichen Mailands, das Carroggio, an dem Kaiser vorüberzog, ließen die Führer den Baum, an dem das Kreuz und das Wahrzeichen Mailands geknüpft war, senken; da das Thor zu eng war, um es durchzuführen, wurde der feste Bau des Caroggio in Trümmer geschlagen. Der innere stumme Schmerz brach, wie Raumer erzählt, in lauten Jammer aus, und in unermeßlicher Wehmuth stürzten Alle zu Boden, um Christi willen Erbarmen erflehend; der Kaiser blieb unbewegt. Erst als der Kanzler Rainald die Urkunde unbedingter Unterwerfung vorgelesen hatte, erhob er sich und sprach: „Die Milde, welche sich mit Gerechtigkeit verträgt, soll Euch zu Theil werden. Ihr habt nach dem Gesetze Alle das Leben verwirkt, ich will es Allen schenken und nur solche Maßregeln ergreifen, wodurch es Euch unmöglich wird, künftig ähnliche Verbrechen zu begehen."

Der Künstler hat den Moment der höchsten Steigerung der Leidenschaft gewählt und Alles vermieden, was die Sympathien für das tragische Geschick der Mailänder hätte mindern können. Die Erhebung Mailands bildet nothwendiger Weise das Gegenstück zu dem Bilde Swoboda's, das sich auf der Höhe einer kosmopolitischen, nicht national-deutschen Geschichtsauffassung bewegt.

Die Behandlung tragischer Motive gehört auch in der Historienmalerei zu den schwierigsten und höchsten Aufgaben der Kunst, und wir rechnen es dem Künstler zu einem besonderen Verdienste an, daß er vermieden hat, von jenen Effektmitteln Gebrauch zu machen, die auf Bildern ähnlicher Art häufig vorkommen und mehr theatralische als dramatische Wahrheit bezwecken.

Je länger man das Gemälde betrachtet, in desto höherem Grade tritt aus demselben der denkende Künstler und der gebildete Mensch hervor, und wie aus dieser größeren Arbeit, so haben wir auch aus kleineren Leistungen der Illustrationen zu Kinkels „Otto der Schütz" und der „Begegnung des Kaisers Max und der Maria von Burgund" in dem Album Ihrer Majestät der Kaiserin die Ueberzeugung gewonnen, daß der Künstler, welcher in der Kraft des Mannesalters steht, jeder größeren Aufgabe gewachsen wäre und sich auf dem Felde der romantischen Darstellungen, so wie auf dem der historischen Kunst mit Erfolg bewegen würde. Unser lebhafter Wunsch geht dahin, ihn bald so beschäftigt zu sehen, wie es seinem gewiß nicht geringen Talente angemessen ist. Je öfter er sich mit Malerei beschäftigen wird, desto mehr wird ihm klar werden, daß die Technik und das Kolorit kein Hinderniß, sondern Voraussetzung und Bedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit des Malers sind. Denn für den Künstler ist die Kunst nur ihrer selbst willen da. Das Volk will von ihr Erhebung des Geistes, der Staatsmann,

Digitized by Google

der Pädagog und Kirchenfürst sucht in ihr Belehrung der Menge und Läuterung der Sitten und des Geschmackes. Was diesen Zweck ist, ist den Künstlern Mittel, was diese als Mittel betrachten, ist der Kunst alleiniges Besitzthum, ihr Vorrecht und ihr Selbstzweck. R. v. E.

---

* Prof. Dr. A. Kerners Buch: „Das Pflanzenleben der Donauländer" ist vor wenigen Tagen bei Wagner in Innsbruck erschienen. Ebenso ist die Arbeit eines anderen Mitarbeiters dieser Blätter Dr. M. Thausing: „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache" in schöner Ausstattung bei Engelmann in Leipzig veröffentlicht worden. Wir kommen auf beide Publikationen ausführlich zurück.

---

* „Zu Heinrich von Kleists Werken. Die Lesearten und Originalausgaben und die Aenderungen Ludwig Tiecks und Julian Schmidts zusammengestellt von Reinhold Köhler" (Weimar und Böhlau), betitelt sich eine Schrift, über welche wir — das Werk liegt uns nicht vor — dem „deutschen Museum" nachstehende Angaben entnehmen. Es ist eine streng philologische Arbeit, die den Freunden des Dichters namentlich deßhalb willkommen sein wird, weil sie dadurch Gelegenheit erhalten, die neueste von Julian Schmidt besorgte Ausgabe nach ihrem wahren Werthe abzuschätzen „Julian Schmidt", sagt der Verfasser, „hat sich eine allerdings mühevolle durchgängige Vergleichung der Originalausgaben erspart, und nur zuweilen bei einzelnen Stellen einen vergleichenden Blick in dieselben geworfen". Die Folgen eines solchen Vorgehens sind natürlich nicht ausgeblieben. „Mehrmals hat er die Worte Kleists entschieden mißverstanden sei es, weil er sie zu flüchtig oder außerhalb des Zusammenhanges betrachtet hat, sei es, daß sprachliche Unkenntniß daran schuld ist. Nicht selten hat er auch den Dichter mit nüchternem unpoetischem Sinne schulmeisternd emendirt. Einige dieser Emendationen sind Kleists so unwürdig, daß sie Versündigungen an seinem Geiste genannt werden können." Ein schließliches Urtheil über die Schmidt'sche Ausgabe faßt der Verfasser in dem Satze zusammen, daß durch dieselbe „kein Fortschritt sondern, insofern sie von den Originalen noch mehr abweicht, ein Rückschritt gemacht worden". Das klingt sehr hart, setzt das „deutsche Museum" hinzu, allein wer die Mühe nicht scheut, das vorliegende Buch selbst zu durchblättern, der wird sich bald überzeugen, daß das Urtheil nur gerecht ist, und daß für eine korrekte und würdige Ausgabe Heinrichs von Kleist noch außerordentlich viel, wenn nicht alles zu thun ist.

V. Der Thätigkeit des Waldheim'schen xylographischen Institutes verdankt endlich Wien auch eine Schule der Holzschneidekunst, wie sie in München, Dresden, Leipzig seit langem bestehen. Die Heranbildung von guten Holzschneidern allein meinen wir hiermit nicht; mit derselben muß eine rührige Publikation verbunden sein, welche Zeichnern Beschäftigung, d. h. Broderwerb und Gelegenheit zur technischen Vervollkommnung gibt. An den Unternehmungen der Waldheim'schen Anstalt beobachten wir nun mit Vergnügen, wie nach und nach für jedes Genre sich die rechten Kräfte an Zeichnern und Holzschneidern zusammenfinden; Waldheims „Illustrirte Zeitung" hat in ihrem ersten Jahrgange landschaftliche Darstellungen und Architekturbilder von vortrefflichster Behandlung gebracht und das Portrait, welches anfangs die partie honteuse bildete, erscheint neuerdings tadellos; „Die Mußestunden" begleiten ihren erzählenden Theil

Digitized by Google

fortlaufend mit Genrebildern, welche den Vergleich mit den besten Leistungen auf diesem Gebiete der Illustration nicht zu scheuen brauchen; und der „Figaro" nebst dem ihm affiliirten „Figaro-Kalender" fand in Leopold Müller einen ebenso witzigen und eleganten Zeichner, wie Laufberger. Die wahrnehmbare Kräftigung und Besserung des literarischen Theiles dieser verschiedenen Unternehmungen gibt zugleich den erfreulichen Beweis, daß denselben die nothwendige Theilnahme der Lesewelt entgegengebracht wird.

B. Von Arnold Ruge's Denkwürdigkeiten („Aus früherer Zeit". Berlin, Franz Duncker) ist der zweite Band erschienen, die Universitätszeit Ruge's umfassend und von Wichtigkeit für die Geschichte jener traurigen Zeit nach den Befreiungskriegen, insbesondere für die Geschichte der deutschen Burschenschaft. Wenn es nach Ilse's aktenmäßiger Darstellung der Demagogen-Untersuchungen noch eines Beweises bedürfte, daß die Verschwörungen, derentwegen so viele strebende Jünglinge die Freiheit oder das Vaterland einbüßten, nur in den Köpfen einzelner Phantasten wie Follen und in der thörichten Angst vor demselben Geiste existirten, welcher soeben erst die Fremdherrschaft gestürzt hatte, so würden Ruge's Erzählungen diesen Beweis liefern. Der Verfasser war in den Jahren 1821 bis 1823 in Halle, Jena und Heidelberg thätiges und hervorragendes Mitglied der Burschenschaft Deputirter zu Burschentagen, eingeweiht in alle, auch die geheimsten Pläne der „Bedeutendsten", und hat so wenig Grund als augenscheinlich Lust, jetzt nach vierzig Jahren irgend etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen. Und was trieben diese Jünglinge in den Verbindungen, welche angeblich alle göttliche und menschliche Ordnung bedrohten? Sie zeichneten sich durch wissenschaftliches Streben und sittlichen Ernst vor der Masse aus und suchten das neue Element, welches durch die Befreiungskriege in das Studentenleben gekommen war, zu erhalten und zur Herrschaft zu bringen über das alte wüste Renommistenthum. Allerdings empfanden sie die furchtbare Niederlage aller Hoffnungen der deutschen Patrioten tief, um so tiefer, je rascher und heißer ihr Blut noch rollte und haßten die Werkzeuge der Reaktion von Herzen. Und zu einer „Verschwörung" hatte sich wirklich eine Anzahl junger Leute hinreißen lassen, aber einer Verschwörung, deren Ungefährlichkeit bald genug hätte klar werden müssen. Karl Follen hatte deutschen Studenten, welche ihn in der Schweiz besuchten, das Märchen von einem „Männerbunde" aufgebunden, dessen Mitglieder Personen wie Gneisenau, General Thielemann und Andere und dessen Zweck die Zurückführung der deutschen Staaten, vor allen Preußens auf die Bahn freiheitlicher Entwickelung sein sollte. Als Pflanzschule für diesen Männerbund sollten die Studenten einen „Jünglingsbund" errichten, dessen Aufgabe keine andere sein konnte, als in den Mitgliedern vaterländische Gesinnung zu kräftigen, sie zum Opfermuthe für das Vaterland zu erheben u. s. w. Es währte nicht lange, bis die Verführten die Fabel als solche erkannten, und sich um ihren Bund nicht weiter kümmerten; aber ein Theolog Namens Diez aus Baiern, welcher in Halle in den Bund aufgenommen worden und über die weitere Entwicklung der Dinge in Unkenntniß geblieben war, weigerte sich einige Jahre später, den Amtseid zu leisten, weil ein früherer Eid ihn binde. „Man forschte nun weiter nach und erfuhr die haarsträubende Geschichte von den bevorstehenden Pronunciamento der preußischen Armee". Damit hatten dann die Demagogenriecher gewonnen was sie brauchten, und wie unzählige Andere, dankte Ruge dieser Mystifikation eine lange Untersuchungshaft in Köpenik und die Verurtheilung zu fünfzehnjährigem Festungsarrest, von welchem er freilich nur einige Jahre in Kolberg absaß Seine umständlichen Berichte über das Streben und Treiben auf den genannten Universitäten, über seinen Verkehr mit Georg Bunsen, Sprewitz, Robert Wesselhöft, Clemen, Eisenmann und so vielen Anderen, deren Namen in den Akten der Central-Untersuchungskommission figuriren, ergänzen und vervollständigen

Digitized by Google

in vielen Punkten die bisherigen Nachrichten über die erste Periode der politischen Untersuchungen in Deutschland. Der Name jenes unglücklichen Denuncianten ist unseres Wissens hier zum ersten Mal genannt.

Aber auch ohne Rücksicht auf „den fünften Akt des Dramas", wie die jungen Leute selbst den Ausgang zu nennen liebten, sind Ruge's Erinnerungen aus dem akademischen Leben vielfach interessant. Die Ausführlichkeit und Wärme, mit welcher er bei einer Menge von Episoden, bei den Kämpfen für und gegen „geschriebene Verfassungen" (der Burschenschaft natürlich), für und gegen das Duell und anderen reinstudentischen Angelegenheiten verweilt, bleibt auch da, wo mancher Leser solche Jugendlichkeit bei einem Sechziger mit Kopfschütteln betrachten mag, nicht ohne wohlthätigen Eindruck.

Daß diese Periode seines Lebens Ruge noch häufiger Veranlassung zu Absprüngen in die Politik der Gegenwart und der Zukunft gibt, als die frühere, versteht sich von selbst. Trotz alles Republikanismus rückt er gelegentlich mit einem Votum für die Bestrebungen des Nationalvereines heraus. Und von Oesterreich hat der alte Herr in Brigston noch ganz dieselben Vorstellungen, welche dem jungen Studenten in Halle zur Zeit der Kongresse von Karlsbad, Laibach und Verona nicht übel zu nehmen waren.

H. B. „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik". Unter diesem Titel gibt von nun an Professor Hildebrand in Jena eine Zeitschrift von jährlich sechs Heften heraus, die sich die Aufgabe stellt „auf dem Gebiete der Nationalökonomie und Statistik die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntniß in steter Folge zu begleiten und zugleich alle großen volkswirthschaftlichen Bewegungen und Umgestaltungen, die sich im europäischen Völkerleben vollziehen, in ihrem historischen Zusammenhange und ihrer wissenschaftlichen Berechtigung zu prüfen". Die Zeitschrift wird in vier Abtheilungen zerfallen; die erste soll selbstständige Abhandlungen, die zweite eine Darstellung und Kritik der Gesetzgebung enthalten; die dritte wird die neuen Erscheinungen der nationalökonomischen und statistischen Literatur besprechen; die letzte endlich unter dem Titel „Miscellen" ist für kürzere Mittheilungen bestimmt.

Schon der Umstand, daß die Zeitschrift von einer „nationalökonomischen Gesetzgebung" spricht, zeigt, daß sie die mühsam errungene Scheidung von Volkswirthschaftslehre und Volkswirthschaftspflege als zweier selbstständiger Disciplinen aufgibt, daß sie die Gesetze der Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens und die Regeln für Förderung desselben durch die Staatsgewalt zu vermengen gesonnen ist. In welchem Geiste das Unternehmen geleitet werden wird, darüber sollen mehrere Abhandlungen des Herausgebers an der Spitze der ersten Hefte „Ueber die gegenwärtige Aufgabe der nationalökonomischen Wissenschaft" näheren Aufschluß geben.

Der erste Artikel bringt eine Geschichte der Nationalökonomie in Zusammenhang mit der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung, die in ihrer Auffassung gerade nichts Neues enthält. Die Literatur der pietistischen und kommunistischen Opposition gegen das Smith'sche System führt den Verfasser dahin, aus der modernen wirthschaftlichen Entwicklung „die unmoralischen und verderblichen Konsequenzen der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise der Smith'schen Schule" zu erweisen. Er gibt dann ein weitläufiges Bild von den wirthschaftlichen Fortschritten der Neuzeit, das sich viel kürzer hätte fassen lassen, da doch die Thatsache allgemein anerkannt ist und der Zweck der Abhandlung einen ziffermäßigen Beweis betreffs der einzelnen Produktionszweige nicht erfordert. Darauf kommen als Gegenstück die Nachtheile der freien Konkurrenz, die Uebermacht des Kapitals und der Schwindel. Das Schlimmste ist aber nun „daß dieses unsittliche Treiben auf dem Markte des Verkehres die Grundsätze der Wissenschaft für sich hat",

Digitized by Google

denn die Smithianer sagen, die Verfolgung des Privatinteresses sei naturgesetzliche Nothwendigkeit. „Es ergibt sich daher als die erste und dringendste Forderung der Gegenwart an die nationalökonomische Wissenschaft, daß sie ihre ganze naturwissenschaftliche Grundanschauung einer Kritik unterwirft und die Frage beantwortet, ob und in wieweit im wirthschaftlichen Leben wirklich Naturgesetze herrschen." Wie der Verfasser diese Frage verneinend beantworten will, kömmt er in das Gebiet der Freiheit des Willens hinüber, ein Problem der Metaphysik, daß die Nationalökonomie niemals lösen wird.

Wenn Rau sagt, der Arbeitslohn bestimme sich nach dem Werthe und den Kosten der Arbeit und innerhalb dieser Preisgrenzen nach Angebot und Nachfrage, so ergibt sich hieraus für den Verfasser, daß der Fabrikant vollständig im Recht sei, wenn er den Lohn der Fabrikarbeiter nach Kräften herabzudrücken sucht. Sonderbar! gesetzt, daß Recht und Billigkeit eins wären, hat dann die Nationalökonomie Recht zu sprechen und Moralgesetze aufzustellen? Sie sagt dem Fabrikanten durchaus nicht, was er zu thun hat, sie sagt in diesem Falle glücklicherweise, daß der Ruin der Arbeiter schließlich der eigene Schaden des ausbeutenden Kapitals sei. Die Nationalökonomie kann die Dinge in ihrer Theorie nicht anders hinstellen, als sie in Wirklichkeit sind. Wo die Volkswirthschaftslehre auf einen wunden Fleck im wirthschaftlichen Leben hinweist, ist die Volkswirthschaftspflege berufen, als praktischer Arzt aufzutreten.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß jeder am billigsten zu kaufen, am theuersten zu verkaufen streben wird. Die Nationalökonomie gibt die wirthschaftlichen Motive des Willens an, sie setzt noch nicht diesen Willen selbst als einen abgeschlossenen hin, da dieser im einzelnen Falle sehr oft das Resultat einer Mehrheit von Motiven sein wird, die sich gegenseitig verstärken oder aufheben. Daß der Verfasser immer von Naturgesetzen spricht, scheint auf eine Verwechslung von Gesetz und Norm hinzudeuten, sonst würde ihm der Ausdruck Gesetz allein wohl genügen.

Der erste Artikel Hildebrands hat uns noch nicht die Ueberzeugung verschafft, als würde die Nationalökonomie in dieser Richtung einer neuen Epoche entgegengehen.

Sonst sind aus den Aufsätzen des ersten Heftes Endemanns „die nationalökonomischen Grundsätze der kanonischen Lehre", Brückners „Geschichte des russischen Papiergeldes" und eine Zusammenstellung der Preis- und Lohnverhältnisse des 16. Jahrhunderts in Thüringen von Dr. Kius hervorzuheben.

---

* (Ungarische Literatur.) Von den „Statisztikai közlemények", welche die statistische Kommission der ungarischen Akademie herausgibt, ist das erste Heft des vierten Bandes erschienen, während von den „Archaeologiai közlemények", herausgegeben von der archäologischen Kommission, das dritte Heft des dritten Bandes die Presse verlassen hat. Das mit Illustrationen versehene Heft behandelt die ungarischen Reliquien in fachgemäßer Darstellung von Arnold Ipolyi.

In Erlau hat soeben der erste Band der vom St. Stephans-Verein veranstalteten ungarischen Bibelausgabe die Presse verlassen. Der Text ist nach der Bibelübersetzung Georg Káldy's mit Berücksichtigung der „Vulgata Versio" und des Originaltextes bearbeitet und mit Noten versehen. Dieser erste Band ist fünfzig Bogen stark und enthält die alttestamentarischen Schriften bis zum vierten Buche der Könige.

---

* (Polnische Literatur.) Der Lemberger „Dzien. Literacki" veröffentlicht Uebertragungen von einzelnen Gedichten Uhlands und Heine's. Auch die Krakauer „Niewiasta" bringt ein Heine'sches Gedicht („An meine Mutter", eines der im „Buch der Lieder" enthaltenen Sonette) in einer trefflichen Uebersetzung von Michael Balucki.

Digitized by Google

Nekrolog.

Johann Wilhelm Zinkeisen.

Am 5. Jänner starb zu Berlin Professor Dr. Johann Wilhelm Zinkeisen, dem größeren Publikum hauptsächlich als langjähriger Redakteur der ehemaligen „Preußischen Staatszeitung", den Fachgenossen dagegen durch eine Reihe geschichtlicher Arbeiten bekannt, in denen sich gründlicher Fleiß und sorgfältige kritische Forschung mit einer ausgedehnten Gelehrsamkeit verbinden. Der Verewigte war 1803 zu Altenburg als der Sohn eines dortigen höheren Beamten geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er 1823 die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen. Doch wandte er derselben bald den Rücken, um sich der Geschichte, die ihn schon von früh an besonders angezogen, gänzlich in die Arme zu werfen. Zu diesem Ende vertauschte er 1824 Jena mit Göttingen, 1829 aber, nach Vollendung seiner Studien, siedelte er nach Dresden über, wo er die Ausarbeitung seines ersten größeren Werkes, nemlich der „Geschichte Griechenlands" (Band 1. 1832) begann. Nach einem längeren Aufenthalte in München, wo er sich nach der Rückkehr von einer größeren Reise niedergelassen, begab er sich 1833 nach Paris, wo ihn neben Studien zur Geschichte der französischen Revolution besonders die Vorbereitungen zur „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa" seit 1840 beschäftigten, welch' letztere er für die bekannte Heeren-Ukertsche Sammlung übernommen, und von der kurz vor seinem Tode der siebente Band erschien. Einen Ruf als Professor der Geschichte an die neu begründete Universität zu Athen, der 1834 an ihn erging, lehnte er ab; dagegen übernahm er die Redaktion der Staatszeitung 1840 und führte dieselbe bis ins Jahr 1851.

Seitdem lebte Zinkeisen als Privatgelehrter in Berlin mit literarischen Arbeiten beschäftigt; außer den beiden eben genannten Hauptwerken sind unter diesen noch zu nennen: „Geschichte der griechischen Revolution" (2 Bände 1840); „der Jakobinerklub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutionszeitalter" (2 Bände, 1852 bis 1853) und „drei Denkschriften über die Orientalische Frage" (1854), seine kleineren Arbeiten, deren er verschiedene veröffentlichte, sind meistens in Raumers „Historischem Taschenbuch" abgedruckt. „Deutsches Museum".

Sitzungsberichte.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 27. Jänner 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann führte den Vorsitz.

Zum ordentlichen Mitgliede wurde statutenmäßig Herr Fr. Kellner, k. k. Oberlieutenant gewählt.

Herr Dr. Josef Frankel, Brunnenarzt zu Marienbad, theilte einige Notizen über die westafrikanische Sklavenküste, namentlich über die Bewohner derselben, ihre religiösen Anschauungen und Gebräuche mit, welche ihm von dem Missionär der Missionsgesellschaft in Bremen, Herrn J. Steinemann einem gebürtigen Schweizer, der durch nahe zwölf Jahre sich in jenen Ländern aufgehalten, und den Herr Dr. Frankel verflossenen Sommer in Marienbad kennen zu lernen und ärztlich zu behandeln Gelegenheit gehabt hat, übersendet worden sind. Alle in dem weiten Gebiete zwischen dem Voltastrome und dem Niger wohnenden Negerstämme sprechen die Ewesprache in fünf Hauptdialekten. Die größten und wichtigsten Reiche sind: das Despotenreich Dahomey, wo der Sklavenhandel bis auf den heutigen Tag obrigkeitlich betrieben wird, und wo Niemand auch nur durch 24 Stunden seines Lebens ohne Besorgniß sich erfreuen kann, ferner das mit diesem in fortwährenden Streitigkeiten verwickelte Maohireich, die Königreiche Peki und Aungla und das Ataklugebiet. Die Eweer stammen von Rodsie (Rotschie), einem Ländchen, welches etwa acht bis zehn Tagereisen nordöstlich von der Aunglaküste entfernt, und etwas östlich vom Agugebirge gelegen ist und noch fortwährend in der Erinnerung eines jeden Aunglaners als dessen Heimat fortlebt. Von Rotschie aus haben diese Stämme auch ihre Sitten und Gesetze, sowie ihren alten Stamm und Kriegsgott mitgebracht. Ueber diese gibt der Bericht manche interessante Mittheilungen. Im Allgemeinen wird der Zustand dieses Negervolkes als ein äußerst armseliger geschildert, der durch den bestehenden

Digitized by Google

Sklavenhandel und durch die zahllosen Menschenschlächtereien des Königs von Dahomey noch mehr herabgedrückt wird. Seit jener gräßlichen Menschenschlächterei zu Ehren des verstorbenen Königs Gezo sind bereits zwei große Städte gänzlich verschwunden, und der jetzige Herrscher ist im Begriffe, auch die Stadt Abeokuta von etwa 100,000 Einwohnern dem Erdboden gleich zu machen. Herr Steinemann stellte die Mittheilung fernerer Notizen durch Herrn Dr. Frankel in Aussicht, worauf der Herr Präsident sowohl diesem, wie Herrn Steinemann den besonderen Dank der Gesellschaft für die interessanten Mittheilungen über jene fernen Erdtheile ausdrückte.

Herr Viktor Graf von Wimpffen gab als Fortsetzung seiner Mittheilung in der letzten Versammlung eine sehr anziehende Schilderung des Aufenthaltes der k. k. Corvette „Carolina" vor Buenos-Ayres und Montevideo. Wenige Tage nach der Ankunft der Corvette hatte diese zum zweiten Male Gelegenheit das erhabene Schauspiel eines Pampero, jenes gewaltigen Sturmes, der in den Pampas entstehend, mit wildem Ungethüm der Küste zubraust, zu bewundern, eine Naturerscheinung, die jeden Fremdling durch ihre Großartigkeit in wahrhafte Bewunderung versetzt. Die Stadt Buenos-Ayres zählt etwa 140.000 Einwohner, während das bei 2000 Quadratmeilen umfassende Gebiet des Staates mit Abrechnung der Stadt nur bei 200.000 Seelen zählt. Die Stadt ist von unverhältnißmäßiger Ausdehnung, weil die meisten Häuser ebenerdig sind; es wird, wegen Mangel an Baustein fast ausschließlich mit Ziegeln gebaut. Von öffentlichen Gebäuden ist das Zollhaus am bemerkenswerthesten. Ein großer hölzerner Molo mit vielen eisernen Krahnen zu beiden Seiten versehen, erstreckt sich vom Gebäude bis in den Strom hinein. Die Stadt besitzt eine Universität und mehrere allgemeine Schulen, eine medizinische Akademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Naturalienkabinet. Die Umgebungen der Stadt sind anziehend, das Klima im Allgemeinen wirklich überaus mild und gesund. Die Bevölkerung des Staates theilt sich in Bürger, meist mit deutschem, englischem und französischem Blute gemischt, und Landbewohner, Bewohner der Pampas oder Gauchos, die von ihrer spanischen Abkunft nur die Sprache beibehalten haben; sie haben einen entschiedenen Abscheu vor der Schifffahrt, und der mächtige La Plata erscheint ihnen vielmehr als ein Hinderniß der Bewegung und des Verkehrs.

Montevideo, die Hauptstadt der 4175 Quadratmeilen umfassenden Republik Uruguay mit 317.000 Einwohnern, ist auf einem bei 450 Fuß hohen Höhenrücken angelegt. Die Häuser sind größtentheils einstöckig und mit Terrassen versehen. Das Land ist wellenförmig hügelig, und bietet ein angenehmes Bild dar. In Bezug auf Wohlstand und Lebhaftigkeit steht Montevideo der Stadt Buenos-Ayres bedeutend nach. Die fortwährenden Umwälzungen, welchen die Stadt und der Staat seit der Unabhängigkeits-Erklärung im Jahre 1825 unterworfen ist, bilden ein großes Hinderniß der weiteren fortschreitenden Entwicklung derselben. Am 16. November 1857 lichtete die „Carolina" die Anker um die Küsten Amerika's zu verlassen und die Fahrt nach dem Kap der guten Hoffnung fortzusetzen, worüber Herr Graf von Wimpffen weitere Mittheilungen freundlichst zusagte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 3. Februar 1863.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle legte im Namen des Herrn Hofrathes W. Haidinger die vier Medaillen zur Ansicht vor, welche dieser bei der Vormittags durch Se. Exzellenz den Herrn Handelsminister Grafen von Wickenburg erfolgten feierlichen Vertheilung in Empfang genommen und welche von Seite der Jury der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862, dem Herrn Hofrathe selbst, der Direktion

Digitized by Google

der k. k. geologischen Reichsanstalt, der Reichsanstalt, und den Mitgliedern derselben zuerkannt worden sind. Diese großen Auszeichnungen und Anerkennungen der bisherigen Leistungen der Anstalt dürfen uns um so mehr zur höchsten Befriedigung gereichen, als sie aus demjenigen Lande herrühren, wo die Geologie zuerst zur Entwicklung und Anerkennung gelangte und wo sie auch noch heute auf der höchsten Stufe steht. Der Vorstand des Laboratoriums, Herr Karl R. von Hauer, hatte die fünfte ihm selbst zuerkannte Medaille aus dem Kreise der Anstalt persönlich übernommen.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle gab Nachricht von dem am 2. d. M. in seinem 85 Lebensjahre erfolgten Hinscheiden des langjährigen hohen Gönners, des pensionirten Vizepräsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer Sr. Exzellenz des Herrn Joseph Ritter von Hauer, Vaters zweier unserer eigenen Mitglieder, des Herrn k. k. Bergrathes Franz R. v. Hauer, und des Vorstandes unseres Laboratoriums, des k. k. Hauptmannes Herrn Karl R. v. Hauer. Neben seiner amtlichen Stellung hatte er sich mit dem Studium des Vorkommens von Fossilresten in Oesterreich schon in einer Zeitperiode beschäftigt, wo man diesem Zweige der Naturwissenschaften bei uns noch so wenig Aufmerksamkeit zuwendete. Seine zahlreichen Sammlungen, von denen auch die k. k. geologische Reichsanstalt ihm einen großen Theil verdankt, zeigten von den großen Erfolgen seiner rastlosen Bemühungen, und lieferten manchem auswärtigen Forscher, wie Graf Münster, A. D'Orbigny u. s. w. ein sehr reiches Material zu wichtigen paläontologischen Arbeiten. Er bereiste selbst die wichtigsten Fundorte des Wiener Tertiärbeckens, der Becken von Siebenbürgen, Tirol und Italien, und hatte sich hierdurch das größte Verdienst für das in späterer Periode rascher erfolgte Aufblühen der paläontologischen Studien erworben, denen sich, dieser Richtung folgend, später sein eigener Sohn mit so großem Erfolge widmete. Mit ihm wird zugleich ein wichtiger Abschnitt der Geschichte der Entwicklung der Geologie und Paläontologie in Oesterreich zu Grabe getragen. Sein Interesse an den ihm so lieb gewordenen Fächern hatte der Verblichene bis in seine letzten Lebensjahre aufbewahrt.

Herr Dr. M. Hörnes legte einige Stücke krystallisirten Goldes aus der Grube Felsö Verkes bei Vöröspatak in Siebenbürgen vor, das kürzlich daselbst massenhaft eingebrochen ist, und wegen seiner merkwürdigen Bildung zu irriger Auffassung der Krystallformen Veranlassung gegeben hat. Der gütigen Vermittlung Sr. Exzellenz des Herrn Handelsministers Grafen von Wickenburg verdankt er sowohl Nachrichten über das Vorkommen, wie auch einige Stücke desselben. In dem dortigen Stockwerke kommen Drüsenräume vor, in welchen Quarz, Eisenkies und Goldkrystalle frei auskrystallisirt sind und beim Sprengen herausfallen Bisher wurden an Freigold bei 26 Münzpfund und darunter bei 10 Münzpfund krystallinischen Goldes gewonnen wovon nur ein geringer Theil von Privaten angekauft, der größte Theil aber in die Einlösung abgegeben wurde. Das größte Exemplar massiven Goldes im angeblichen Gewichte von 1·150 Münzpfund mit mehreren kleinen und einem besonders schönen und großen Goldkrystall erwarb der Vöröspataker Bergwerksbesitzer Kornya János. Das k. k. Hof-Mineralienkabinet erhielt drei Exemplare von der Stockmasse selbst und zwei Exemplare krystallinischen Goldes. Das eine dieser Stücke ist eine $3^1/_8$ Loth schwere Krystallgruppe mit sehr wenig anhängendem Ganggestein; sie besteht aus liniengroßen, scharfkantigen Hexaedern mit mehr oder weniger abgestumpften Ecken mit Zwillingskrystallen. Das zweite, $^5/_{16}$ Loth wiegende Stück ist ebenfalls eine Krystallgruppe von über 2 Linien großen Hexaedern mit abgestumpften Ecken von sehr blaßgoldgelber, fast speisgelber Farbe. Das spezifische Gewicht dieses Goldes ist 13·82 und der Silbergehalt nach einer gefälligen decimastischen Untersuchung des Herrn Direktors des k. k. General-Probieramtes in Wien M. Lill von Lilienbach 28 Perzent; eine Beimengung, die nicht überraschen darf, da das siebenbürgische Gold gewöhnlich 30 bis 40 Perzent betragen soll.

Digitized by Google

Herr Dr. Ferdinand Zirkel machte Mittheilungen über seine mikroskopischen Untersuchungen von Gesteinen und Mineralien, über die er demnächst Weiteres veröffentlichen wird. An die Beobachtungen von Henry Clifton Sorby anknüpfend, dieselben bestätigend und erweiternd, suchte er vermittelst durchsichtig geschliffener Plättchen die Zusammensetzung und Struktur zahlreicher Gesteine und der sie konstituirenden Mineralien zu erforschen. Er fand in den Quarzen und Feldspathen von Graniten, Felsitporphyren, Quarztrachyten der verschiedensten Fundorte Poren, welche Flüssigkeit enthalten, solche, welche eine Glas- oder Steinmasse einschließen und solche, welche von Dämpfen herrühren, eine Erscheinung, welche über die hydropyrogene Entstehungsweise dieser Gesteine Licht zu verbreiten geeignet ist. Auch über die Anwesenheit kleinerer, für das bloße Auge oder die Loupe nicht erkennbarer Krystalle innerhalb der Gesteinsmasse oder innerhalb anderer Krystalle gibt das Mikroskop Aufschluß; so enthalten z. B. fast alle Quarze der Granite unendlich feine glasartige Feldspathkrystalle, zahlreiche Augite und Hornblenden, Magneteisenkörner. Untersuchungen über die Grundmasse der Felsitporphyre führten zu dem Resultat, daß sie ein krystallinisches Aggregat von Feldspath und Quarz sei, freilich in örtlich sehr schwankenden Verhältnissen. Die mineralogische Konstitution der Basalte und Mandelsteine offenbart sich deutlich unter dem Mikroskop, mit welchem man besonders gut die in diesen Gesteinen vor sich gehenden Umwandlungsprozesse studiren kann. Der Pechstein, welcher bisher für eine homogene glasige Substanz galt ist ein Aggregat von mikroskopischen Krystallnadeln; ebenso zeigt das natürliche Glas, der Obzidian, der als Typus einer amorphen Substanz aufgeführt zu werden pflegt, nach dem Aetzen mit wässeriger Flußsäure unzählige kleine glasige Krystalle, welche erst bei sehr starker Vergrößerung hervortreten und in einer vorläufig noch unentwirrbaren Glasgrundmasse eingebettet sind.

Herr Dr. G. Tschermak, veranlaßt durch die früheren Mittheilungen des Herrn Prof. Dr. F. R. von Hochstetter „über die Eintheilung der Eruptivgesteine" sowie durch den vorhergehenden Vortrag des Herrn Dr. Zirkel über die mikroskopische Untersuchung derselben, besprach den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung der Massengesteine. Nach seiner Ansicht könne nicht behauptet werden, daß alle Granite eruptiver und heißflüssiger Entstehung seien, während ihre spätere Umwandlung auf nassem Wege thatsächlich nachgewiesen sein solle, sowie sich auch das Resultat aus den Beobachtungen Volgers, die Bildung gewisser Granitgänge aus Kalkspathgängen nicht bestreiten lasse.

Herr k. k. Bergrath Foetterle sprach den eben vortragenden Herren den besonderen Dank der Anstalt aus für ihre so wichtigen und interessanten Mittheilungen an dem heutigen Abende, und drückte den Wunsch aus, dieselben möchten die Veranlassung auch zu ferneren Erörterungen, Beobachtungen und Untersuchungen in der Richtung der von Herrn Dr. Tschermak angeregten Bemerkungen bilden, da nur durch eine vielseitige Beleuchtung des Gegenstandes ein schließlich nach allen Richtungen übereinstimmendes Resultat zu erzielen sei.

Herr k. k. Bergrath Foetterle legte die geologische Karte der Umgebungen des Mont Blanc in Savoyen, Piemont und der Schweiz vor, welche wir der freundlichen Zusendung des Herrn Verfassers A. Favre, Professors der Geologie in Genf, verdanken. Dieselbe ist in dem Maße von 1:150.000 in Farbendruck ausgeführt und zeigt in achtzehn verschiedenen Farben unterschieden die geologische Beschaffenheit dieses interessanten Gebietes. Sie ist das Resultat einer fast zwanzigjährigen unermüdeten aufopfernden Thätigkeit, welche Herr Favre auf die genaue Kenntniß dieses höchst schwierigen Gebietes verwendete; der Erfolg seiner Arbeit darf jedoch auch ein vollkommener genannt werden, da uns die Karte mit bisher noch unbekannten Verhältnissen bekannt macht, für uns Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt ist diese Karte von um so größerem

Digitized by Google

Werth, als wir darin die große Uebereinstimmung der geologischen Verhältnisse der Ostalpen mit denen der Westalpen konstatirt finden.

Noch zeigte Herr Foetterle ein wichtiges Werk vor, Geschichte der physischer Geographie der Schweiz, welche Herr Hofrath W. Haidinger dem hochgeschätzten Verfasser Herrn B. Studer verdankt. Dasselbe gibt die Entwicklungsgeschichte aller naturwissenschaftlichen Zweige, sowie der Topographie, Kartographie und Geographie überhaupt in der Schweiz seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Standpunkt, und konnte wohl dieser Gegenstand kaum von Jemand anderem als gerade von dem gründlicher Forscher schweizerischer Geologie Herrn B. Studer besser und wirksamer durchgeführt werden. Bei Gelegenheit der Vorlage von eingesendeten Werken verschiedener Vereine nahm Herr Foetterle Veranlassung des vor Kurzem in Wien gegründeten Alpenvereins in ehrenvollster Weise zu gedenken.

Sitzung der ungarischen Akademie.

Vom 26. Jänner.

Herr Vallagi liest einige Abschnitte aus einer Abhandlung, welche Herr Sigmund Kulifay eingesendet hat. In derselben werden die ersten Hefte des von den Herren Czuczor und Fogarassy verfaßten ungarischen Wörterbuches einer objektiven Kritik unterzogen. Herr Fogarassy macht einige Gegenbemerkungen und theilt bei dieser Gelegenheit mit, daß das philologische Komité in der letzten Sitzung beschlossen habe, eine allgemeine Aufforderung zu veröffentlichen, daß Jedermann, der sich mit der Philologie beschäftigt und für das Zustandekommen eines vollständigen ungarischen Wörterbuches interessirt, seine kritischen Bemerkungen, Berichtigungen und etwaige Ergänzungen dem philologischen Komité einsenden möge, damit diese schriftlichen Einsendungen bei der Bearbeitung einer zweiten Auflage des Wörterbuches gehörig benützt werden können. Hierauf wird der schriftliche Einlauf verlesen; als Kuriosum heben wir aus demselben das Schreiben eines Engländers in Australien hervor, welcher sich an die Akademie mit der Bitte wendete, ihm einen Handelsmann oder eine Gesellschaft zu bezeichnen von welcher er echte ungarische Weine erhalten könnte, die seine Frau, eine geborne Ungarin, ihm als sehr vorzüglich schildert. Er hofft aber, daß man eine englische Ansiedluug in Australien nicht mit verfälschten Weinen bedienen werde. Das Schreiben wird dem landwirthschaftlichen Verein übermittelt werden.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der Sektion für Sprache, Literatur und Kunst vom 24. Jänner erstattete das Komité, welchem der Antrag des Herrn Dr. Dreßler auf eine Sammlung deutscher Flur-, Feld- und Bergnamen zur Begutachtung übergeben worden war, seinen Bericht. Der Antrag ging dahin, einen Ausschuß zu wählen, der durch Einsicht der Grundbücher und Katastralmappen, dann durch Korrespondenzen auswärtiger Mitglieder über deutsche Flur- und Feldnamen in den Stand gesetzt würde, das nothwendige Material herbeizuschaffen. Zugleich soll dieser Ausschuß die Verarbeitung aller jener Beiträge übernehmen, die sich auf dem Gebiete der deutschböhmischen Dialekte bewegen. Der Antrag wurde angenommen und zu dessen Durchführung ein Ausschuß von sechs Mitgliedern erwählt. Von Kaaden aus war dem historischen Vereine eine deutsche, bisher noch nicht aufgezeichnete Volkssage zugekommen. Herr Prof. Scheinpflug übergab sodann der Sektion den bereits erwähnten Kodex, den er in der Bibliothek des Zistenzienserklosters Osseg aufgefunden und behufs genauerer Untersuchung für den Verein ausgeliehen hat. Dieser Kodex enthält eine Interlinearübersetzung des hohen Liedes Salomons und ist, wie ulezt bemerkt ist, geschrieben 1337.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Hebbels „Nibelungen" und die Sage.

—l— Schon mehrmals waren Hebbels „Nibelungen" Gegenstand einer eingehenden Besprechung in öffentlichen Blättern; es galt daselbst vorzugsweise eine ästhetische Würdigung des Werkes zu geben. Wenn wir hier in dem Momente, wo die Aufführung der Dichtung auf dem Burgtheater vorbereitet wird, auf diesen Gegenstand neuerdings zurückkommen, so geschieht es nicht in der Absicht, schon Gesagtes zu wiederholen, wir wollen vielmehr versuchen, jene ästhetischen Würdigungen zu ergänzen, indem wir untersuchen, wie sich das Werk unseres Dichters zu seiner Quelle verhält, zur alten Sage, wie sie uns in den nordischen Ueberlieferungen und im „Nibelungenliede" vorliegt. Wir folgen so dem Dichter gleichsam in die geheime Werkstätte seines Schaffens, und wenn es wahr ist, daß in der Dichtkunst, wie in der Kunst überhaupt die Form dem Stoffe gegenüber nicht gleichgiltig ist, so muß eine solche Betrachtung manches Interessante in sich haben. Durch Nichts kann ein Dichter seinen Beruf besser bewähren, als durch die Art, wie er einen ihm überlieferten Stoff für seine Zwecke künstlerisch zu gestalten versteht.

Der Stoff, den Hebbel in seiner Trilogie bearbeitete, ist bekanntlich ein sagenhafter. Wiewohl ursprünglich deutsch, tritt uns die Sage doch in den nordischen Quellen, worunter die Lieder der Edda die vorzüglichsten sind, in vielen Punkten reiner, ursprünglicher entgegen; schon durch die Hände eines mit bewußter Kunst schaffenden Dichters gegangen, dessen Zeit selbst sie nicht mehr vollständig besaß noch verstand, erscheint sie uns im „Nibelungenliede". Unser Dichter hatte, wo diese Quellen auseinandergingen, die Wahl, aus der einen oder anderen zu schöpfen, wie es die Zwecke seines Kunstwerkes forderten; wir werden sehen, wo und wie er von dieser Freiheit Gebrauch machte.

Beginnen wir mit der Vorgeschichte Siegfrieds bis zu seiner Ankunft in Worms. Die nordischen Quellen erzählen uns hierüber Folgendes. Sigurdh, Sigmunds nachgeborner Sohn, wird von dem kunstreichen Schmiede Regin erzogen; diesen gelüstet es nach dem mächtigen Horte, den sein Bruder Fafnir als Drache auf der Gnitaheide hütet. Er reizt daher Sigurdh mit seinem Schwerte Gram, das er von Odhin selbst erhalten, den Wurm zu tödten. Sie fahren auf Gnitaheide und Sigurdh bezwingt den Fafnir. Als er dann auf Regins Geheiß das Herz des Wurmes brät und mit dem Finger prüft, ob es gar sei, verbrennt er sich, fährt mit dem Finger rasch zum Munde und gewinnt von dem Tropfen Blutes, das er so auf die Zunge gebracht, das Verständniß der Vogelsprache. Nun hört er, wie

Digitized by Google

die Adlerinnen ihn warnen vor Regin, der ihm nach dem Leben strebe; auf ihren Rath tödtet er Regin und behält den ungeheuren Hort und den Oegirshelm, den Fafnir besessen, vor dem Alles zittert. Die Vögel erzählen weiter von der Maid, die von Yggr's Dorn gestochen zu Hindarfiall in der Lohe schlafe und die er wecken könne. Da macht er sich auf mit seinen Schätzen, und reitet nach Hindarfiall. Er sieht von ferne ein großes Licht, wie von einem Feuer auf einem Berge; es ist die Waberlohe, von der die Vögel erzählt; er reitet hindurch und findet im Innern der Schildburg, die von der Lohe umgeben ist, Brynhild im Zauberschlafe. Er löst ihr den Helm, und zerschneidet mit seinem scharfen Schwerte die Brünne, die ihr fest um den Leib gewachsen. Da weicht der Zauber, sie erwacht und erzählt ihm, wie Odhin sie einst, weil sie als Walkyre wider seinen Willen den jungen Agnar im Kampfe mit Hialmgunnar den Sieg verliehen, mit dem Schlafdorn gestochen, und gesagt, sie solle sich vermählen, und wie sie gelobt, nur dem Manne sich zu ergeben, der sich nicht fürchten könne. Dieser Mann ist Sigurdh, mit ihm wechselt sie nun die Treue.

Nicht so ausführlich über Sifrits Vorgeschichte ist das deutsche Epos. In Kürze berichtet es, wie er auf einem einsamen Ritt die beiden Könige Schilbung und Nibelung vor einem Berge getroffen habe, eben im Begriffe den mächtigen Nibelungenhort zu theilen. Sie ernennen ihn zum Schiedsrichter zwischen ihnen, und geben ihm dafür ihres Vaters Schwert Balmung als Miethe; mit seiner Theilung unzufrieden fallen sie ihn an, er aber erschlägt sie zusammt ihren Mannen. Ebenso besiegt er den Zwerg Albrich, der sie rächen will, und gewinnt ihm die Tarnkappe ab, die ihm die Kraft verleiht, sich unsichtbar zu machen und die Stärke von zwölf Männern zu seiner eigenen im Kampfe. Auch einen Lindwurm, berichtet das Epos weiter, habe er erschlagen und in seinem Blute gebadet, wodurch seine Haut fest gegen jegliche Waffen geworden sei, außer an einer Stelle, wo ein Lindenblatt, das ihm unbemerkt zwischen die Schultern gefallen sei, die Berührung mit dem Drachenblute verhinderte.

Vergleichen wir nun soweit die Quellen mit der Darstellung bei Hebbel. Er läßt im Vorspiele, von Gunther und den Seinen gedrängt, Sifrit selbst von seinen Abenteuern Folgendes erzählen: Von Kampfeslust getrieben zog er aus und traf am ersten Tage gleich vor einer Höhle zwei junge Recken, König Niebelungs Söhne, die um ihres Vaters Erbe zankten, worunter das Schwert Balmung vor Allem kostbar war. Sie verlangten von ihm, er solle als Fremder den Schatz unter sie theilen. Aber sie waren mit seiner Theilung nicht zufrieden, und griffen ihn an. Da erfaßte er, weil er sein eigenes Schwert in der Eile nicht mehr ziehen konnte, Balmung, um sich zu schützen, und die beiden wüthenden Gegner hatten, obgleich er sie schonte, ehe ers dachte, „sich selbst gespießt", wie Hebbel ihn erzählen läßt. Nun wollte er in die Höhle gehen, aber er fand sie nicht mehr, ein Wall, so glaubte er, versperrte ihm den Eingang. Als er aber mit dem Schwerte dreinstach, um sich einen Weg zu bahnen, da floß Blut und es zuckte. Erst jetzt erkannte er, daß der vermeintliche Wall ein Wurm sei, und er schlug ihn todt. Aber kaum hatte er darauf die Höhle betreten, so fühlte er sich von unsichtbaren

Digitized by Google

Armen erfaßt, die ihm fest die Rippen zusammendrückten. Es war Albrich. Im Kampfe streifte er ihm unwissend die Nebelkappe ab und nun war es um den Zwerg geschehen. Schon wollte er ihn zertreten, da entdeckte ihm dieser den Zauber, der im Drachenblute steckte. Er ließ sofort den Zwerg los und nahm sein „rothes Bad". So gewann er die Hornhaut und von einem Tropfen Blutes, der ihm „auf die Lippen sprang", auch das Verständniß der Vogelsprache

Man sieht, die Hauptzüge von Hebbels Darstellung sind dieselben, wie sie im Nibelungenlied uns entgegentreten, aber nicht mehr rein; sie sind verbunden mit anderen, die der nordischen Gestalt der Sage angehören: so die Verbindung des Drachenkampfes mit dem Gewinn des Hortes, die ja auch gewiß in der ursprünglichen Fassung der Sage bestand und von der späteren deutschen erst gelöst wurde, und ganz besonders das Verständniß der Vogelsprache. Mit diesem letzten Zuge bahnte sich unser Dichter den Weg zur Zeichnung des Verhältnisses zwischen Siegfried und Brunhild, bevor jener nach Worms kam. Hier mußte er sich an die nordischen Quellen wenden. Das deutsche Epos deckt diesen Theil der Vorgeschichte Siegfrieds mit dem Schleier des Geheimnisses. Es erzählt uns blos, Siegfried und Brunhild hätten sich gekannt; wie sie sich kennen gelernt, in welchem Verhältniß sie zu einander gestanden, davon weiß es kein Wort. Die Sage war hier im Laufe der Zeit an sich selbst irre geworden; die ganze Gestalt der Brunhild wurzelte zu tief in der altheidnischen Anschauung, als daß die spätere Zeit, der diese verloren gegangen war, sie und ihre Beziehungen noch hätte vollkommen verstehen können; die Sage mußte zerbröckeln. Man sieht es dem deutschen Gedichte an, daß es mit dieser Gestalt nichts Rechtes mehr anzufangen wußte, daß sie ihm unverständlich geworden war. Freilich, der Leser des 13. Jahrhunderts nahm an dem Geheimniß, das dunkel über Siegfrieds und Brunhildens Vorgeschichte schwebte, keinen Anstoß, er las darüber hin und begnügte sich mit den wenigen Andeutungen, die ihm sein Dichter geben konnte. Nicht so leicht konnte sich der Dichter unserer Zeit mit seinem Leser abfinden. Dieser, kritischer und minder naiv, verlangte Aufschluß, und die Lücke, die das alte Epos offen ließ, mußte aus der nordischen Sage oder aus der Phantasie ergänzt werden. Hebbel that Beides, wie wir sehen werden, nach seinen künstlerischen Bedürfnissen. Hören wir ihn.

Als er das Verständniß der Vogelsprache gewonnen, so läßt Hebbel den Siegfried weiter erzählen, da hörte er's in den Zweigen flüstern; Brunhild und sein Name ward genannt, so viel war klar, daß er noch Abenteuer zu bestehen habe. Die Vögel flogen voran, er folgte, bis plötzlich ein Flammensee den Weg sperrte und drüben eine Burg sichtbar ward. Auf das Geheiß der Dohle zieht er Balmung und schwingt ihn dreimal um das Haupt. Da erlischt der See und auf der Zinne der Burg erscheint eine stolze Jungfrau.

„Da kreischt die Eule auf: Das ist die Braut!
Nun mit der Nebelkappe fort! Ich hatte
Sie blos zur Probe aufgesetzt und wußte
Nicht einmal, daß ich sie noch trug. Doch jetzt

Digitized by Google

Hielt ich sie mit den Händen fest, weil ich
Die kecken Vögel darnach haschen sah.
Denn Brunhild rührte, wie sie droben stand
In aller ihrer Schönheit nicht mein Herz,
Und wer da fühlt, daß er nicht werben kann,
Der grüßt auch nicht. —
So schied ich ungeseh'n, und kenne doch
Die Burg und ihr Geheimniß, wie den Weg."

Der Dichter folgte der nordischen Sage bis zu Siegfrieds Ankunft am Flammensee. Von da an aber gestaltet er seinen Stoff frei und selbstthätig. Und wir müssen gestehen, es ist ein glücklicher Griff, den Hebbel gethan. Wollte er der nordischen Sage getreu in allen Zügen folgen, so war das ganze folgende Verhältniß zu Kriemhild, so schön er es schildern mochte, doch nur eine große Untreue, eine schwere Versündigung gegen die Rechte, die Brunhild auf Siegfrieds Liebe hatte. Der reine Glanz, der seinen Bund mit Kriemhild verklärt, war getrübt, auf dem tragischen Helden lastete eine schwere Schuld und sein Fall verlor, je verdienter er war, desto mehr an seiner erschütternden Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers. Schon die nordische Sage sucht Sigurdh gleichsam zu entschuldigen, wenn sie von einem Zaubertrank erzählt, den ihm Gudrun (Kriemhild) gereicht, und aus dem er Vergessen seiner Liebe zu Brunhild gesogen habe. Aus dieser Verlegenheit hat sich unser Dichter mit richtigem Verständniß gezogen, sein Siegfried frei von dieser Untreue, ist ein echter tragischer Held, wie schon Aristoteles ihn verlangt: er ist nicht schuldlos und doch, seine Schuld ist so verzeihlich, eine einzige Unwahrheit, zu der er sich noch dazu aus Liebe zu Kriemhild wider seine offene wahre Natur verleiten läßt, daß sein Untergang, womit er seinen Fehler büßen muß, das tiefste Mitleid in uns erregt, und seine und Kriemhilds Liebe, die hier nicht ein Raub an einem anderen Herzen ist, erscheint uns in dem vollen Lichte der Verklärung, wie sie im Liede uns entzückt. Gleichwohl läßt sich ein wichtiges Bedenken erheben gegen die Auffassung unseres Dichters, auf das wir noch zurückkommen werden, wo wir die Motive von Brunhilds blutigem Haß gegen Siegfried zu besprechen haben. Vorläufig gehen wir auf die Charakterisirung Brunhilds über, um zu sehen, wie der Dichter diese Gestalt behandelt hat. Wie sie in der nordischen Ueberlieferung erscheint, haben wir oben mitgetheilt. Hebbel hat daran wesentlich geändert; was wir aus dem Munde Frigga's, ihrer vom Dichter erfundenen Amme erfahren, ist etwa Folgendes: Während die Amme mit den Frauen der Königin, die im Kindbette gestorben war, an deren Leiche wachte, trat aus dem Feuerberge (Hekla) der Berggeist hervor und reichte der Frigga ein Kind mit einer Runentafel; das Kind ganz ähnlich dem, das todt im Arme der todten Mutter lag, streckte die Händchen nach der goldenen Krone der Königin aus: und sieh, sie paßte und ward ihr später nie zu enge. Als sich die Frauen wieder nach dem greisen Berggeist umsahen, da war er verschwunden, und der Berg schloß sich wieder. Als aber ein Priester am anderen Morgen das Mägdlein taufen wollte, ward sein Arm lahm, ein zweiter ward stumm, als er sie segnen wollte, und erst der dritte brachte das

Digitized by Google

Werk zu Stande, aber als er damit zu Ende war, „fiel er um und niemals stand er wieder auf!“ Das Mädchen aber wuchs und wurde stark, und seine Spiele dienten nach Anleitung der Runentafel den Frauen als untrügliche Zeichen. Das ist Brunhild, als Braut bestimmt dem Recken mit der Balmungklinge, die mit Jedem, der ihr als Freier naht, auf Tod und Leben kämpft.

Die Hauptzüge von Brunhilds Ursprung und Wesen sind vom Dichter erfunden; ob mit dieser Erfindung für das Drama etwas gewonnen sein soll, wollen wir nicht untersuchen, denn eine bestimmtere Gestalt bleibt vielleicht doch die nordische Walkyre, als eine halb heidnische, halb christianisirte neue Brunhild mit ihrem nebelhaften Ursprung, der uns im Dunkel läßt, ob wir es mit einem göttlichen Wesen oder mit einem Menschen zu thun haben, der denkt und fühlt wie wir, und nur wenn der Dichter seine Gestalt uns menschlich näher zu bringen vermochte, war mit einer Aenderung der Sage etwas gewonnen.

So viel über Siegfrieds und Brunhilds Vorgeschichte, so weit sie nothwendig ist zum Verständniß der Handlung der Trilogie; wir mußten hier etwas ausführlicher sein, weil die nordische Sage, auf die hier Rücksicht zu nehmen war, nicht so bekannt ist, als der Inhalt des Nibelungenliedes, und weil der Dichter hier die wesentlichsten Aenderungen angebracht hat. Desto kürzer werden wir uns im Folgenden fassen können, wo die Fabel in den Hauptzügen größtentheils aus dem Nibelungenlied entlehnt ist, und nur kleine Abweichungen und einige Züge des Dichters besonders hervorzuheben sind.

Wie im Nibelungenlied kommt Siegfried nach seinen ersten Heldenfahrten nach Worms. Trotzig und wild fordert er die Burgunder zum Kampf, und kaum gelingt es Gunthers freundlichem, begütigendem Entgegenkommen ihn zu beschwichtigen; Siegfried fordert sie aber doch wenigstens zu einem Kampfspiele auf, wozu sie bereit sind. Diesem Kampfspiele schauen Ute und Kriemhild zu. Hier bringt der Dichter sehr geschickt den Traum vom Falken an, der, wenn er im Drama etwas sein sollte, nicht so lose für sich stehen durfte, wie im Liede. Kriemhild erzählt ihn ihrer Mutter unmittelbar vor dem Beginn des Spieles, das ihr ihren edlen Falken zeigen soll. Zugleich ist diese Szene in dem Frauengemach, eine der reizendsten in der ganzen Trilogie, dazu benützt, uns den Verlauf des Spieles, aus dem Siegfried zum Verdrusse Hagens als Sieger hervorgeht, und in dem Antheile, den Kriemhild daran nimmt, ihre aufkeimende Liebe zu Siegfried zu schildern; sie ist ganz die 134. Strophe des Liedes:

„Swenne ûfem hove wolden spilen dâ diu kint,
ritter unde knappen, daz sach vil dicke sint
Kriemhilt durch diu venster, diu küniginne hêr.
Deheiner kurzewîle bedorftes in den zîten mêr.“

nur in die Sprache des Drama's übersetzt.

Im Liede bleibt nun Siegfried bei den Burgundern ein volles Jahr, seine Minne für Kriemhild verschlossen im Herzen tragend; dann bricht der Sachsenstreit aus, der vorzugsweise durch Siegfrieds Verdienst für seine Freunde einen so

Digitized by Google

glücklichen Ausgang nimmt, und bei dem Siegesfest sieht er endlich die, die er so lange schon im Herzen trug, zum ersten Male. Aber noch immer wirbt er nicht, erst muß ihn Gunther auffordern, ihm bei seiner Werbung um die unbezwingbare Brunhild beizustehen, da erst macht er Kriemhilds Hand zur Bedingung seiner Hilfe. Hat gegen diesen Theil des Liedes schon die philologische Kritik Bedenken erhoben, so konnte im Drama viel weniger von einem so episch langsamen Fortschreiten die Rede sein. Das Jahr der bangen Sehnsucht, ohnehin schlecht zu Siegfrieds Charakter passend, ist für dieses nicht vorhanden, der Sachsenkrieg konnte nur gelegentliche Erwähnung finden (und er fand sie an sehr passender, wirksamer Stelle), sogleich nach dem Spiele wendet sich Siegfried an Gunther mit der Werbung um Kriemhild, und erst darauf hin verlangt der Burgundenkönig des Gastes Hilfe bei Brunhild, die eben der Gegenstand des Gespräches war, als Siegfried in Worms ankam.

Die Werbung um Brunhild wird nun verabredet, wie im Liede, auch die Spiele sind dieselben; die Recken kommen an, als Brunhild mit Frigga sich eben von dem Ursprung der ersteren unterhalten; wie im Liede tritt Siegfried, da ihn Brunhild *vor* den Anderen grüßt, als bloßer Führer Gunthers vor diesem zurück, und die Spiele gehen endlich, wie verabredet ist, vor sich. Neu vom Dichter hinzugefügt wird nur eine Vision der Brunhild unmittelbar vor dem Beginn der Spiele, aus der wir erfahren, daß ihr vom Schicksal die Sehergabe, die Herrschaft über die Schätze der ganzen Welt und ewige Jugend bestimmt sei. Nach dem, was wir über den ersten Theil dieser Brunhild-Phantasien gesagt, wird man auch wegen unseres Urtheils über diesen zweiten nicht im Zweifel sein.

Das Abenteuer, wie Siegfried vom Zwergenkönig Alberich eine Schaar von Nibelungen holt, mit den Kämpfen mit dem Riesen und Alberich selbst, eine Stelle des Liedes, die ja die Kritik auch schon angefochten hat, hat der Dichter als undramatisch natürlich weglassen müssen, doch sehen wir Siegfried, wie im Liede, als Boten in Worms, um den Frauen die Ankunft Gunthers mit der Braut zu melden. Hierbei ist aber unserem Dichter etwas Menschliches begegnet, indem er einen kleinen Zug beifügte, der, so klein er ist, doch als eine Inkonsequenz in Siegfrieds Charakter stört. Im Liede erhält Siegfried als Botenbrot von Kriemhild goldene Spangen; auch im vorliegenden Drama will sie ihm eine Spange geben, aber indem sie sie losmachen will, fällt ihr das Tuch. Galant hebt Ritter Siegfried es auf und bittet, es als Botengabe behalten zu dürfen. Mit richtigem Gefühle erwiedert Kriemhild: „Die ziemt nicht Dir, noch mir!“ Doch zweifeln wir gar nicht, daß diese Szene einem großen Theile des Publikums ganz wohl gefallen wird, so wenig sie uns auch zu Siegfrieds Charakter zu passen scheint.

Im Folgenden schließt sich das Drama in den Hauptzügen wieder ans Lied an. Gunther landet mit Brunhild in Worms, Siegfried mahnt ihn an seinen Eid, die Vermählung mit Kriemhild kommt zu Stande trotz Brunhilds Einsprache, die Siegfried, seinem Auftreten bei Gunthers Werbung zufolge, für einen Lehensmann hält; endlich bezwingt Siegfried Brunhild zum zweiten Male, da sie sich

Digitized by Google

weigert, Gunthers Weib zu werden, ehe sie das Geheimniß erfahren habe, das zwischen diesem und Siegfried walte. Aber wenn es auch im Allgemeinen dieselben Züge sind, wie im Liede, im Einzelnen hat Hebbel manche Aenderung angebracht, der wir unsern vollen Beifall nicht versagen können. Im Liede muß Gunther in der Brautnacht die Schmach dulden, von Brunhild, die, ehe sie sein Weib wird, das Geheimniß um Siegfrieds Vermählung mit Kriemhild wissen will, mit ihrem Gürtel an einem Nagel aufgehängt zu werden. Traurig klagt er es am anderen Morgen Siegfried, der ihm nun seine Hilfe anbietet, die der mißtrauische Gunther erst annimmt, nachdem ihm Siegfried noch gelobt, sein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Die schmachvolle Szene der Brautnacht, im Drama noch mißlicher als im Epos, hat Hebbel nun etwas gemildert auf das Schiff während der Fahrt von Isenstein nach Worms verlegt, wo Gunther von Brunhild den Kuß verlangt, diese aber dem ungestümen Freier sich weigert und endlich, ihre Kraft fühlend, ihn „mit vorgestrecktem Arm weit in den Rhein hinaushält". Darauf nun und auf ihre Weigerung hin bei Kriemhilds Verlobung, fordert Hagen, besorgt um seines Königs Ehre, Siegfried auf, sein Werk zu vollenden und sie ganz zu bezwingen, und dieser, weit entfernt, wie im Liede selbst seine Hilfe anzubieten, läßt sich nur mit Widerstreben seine Zustimmung abgewinnen. Von einem Mißtrauen des Burgundenkönigs ist keine Rede. Wir schenken dieser Aenderung Hebbels darum unsere volle Zustimmung, weil wir damit die ganz lächerliche Situation, in der der ohnehin schwache Gunther erscheinen mußte, vortheilhaft gemildert, und Siegfrieds reinen, durchaus wahren Charakter auf das Schönste hervortreten sehen. Eigenthum des Dichters ist auch das wilde, scheue Auftreten der sich durchaus fremd fühlenden Brunhild in Worms, was nicht nur zu ihrem ganzen Wesen vortrefflich paßt, sondern auch manches Spätere motiviren hilft.

Die doppelte Hochzeitsfeier ist zu Ende. Im Liede zieht nun Siegfried mit Kriemhild in seine Heimat und übernimmt dort aus Siegmunds müder Hand das Szepter der Herrschaft. Zwölf Jahre weilen sie dort, Kriemhild gebiert einen Sohn und Siegfrieds Mutter stirbt; aber in Brunhilds Herzen schläft der Hochmuth noch immer nicht, Siegfried als Vasall Gunthers gedemüthigt zu sehen, auch sehnt sie sich nach Kriemhild. Auf ihr Zureden ladet Gunther den Freund zu einem Feste ein, und er erscheint mit seiner Gattin und seinem Vater. Da bei einem Kampfspiele entzweien sich die beiden Frauen über den Vorzug ihrer Gatten, und da Brunhild Siegfried als Gunthers Lehensmann bezeichnet, erhebt sich Kriemhild, beweist den Vorzug ihres Gatten durch Vorzeigen des Ringes und Gürtels der Brunhild, den Siegfried ihr nach jener nächtlichen Szene unvorsichtiger Weise gegeben, und nimmt den Vortritt beim Kirchgang in Anspruch. Brunhild durch Kriemhilds Worte im Innersten beleidigt, ruft Gunthers Hilfe an. Mag sich auch Siegfried durch einen Eid rechtfertigen, mögen Giselher und Gernot ihn vertheidigen, Hagen schwört ihm, der seine Herrin beleidigt, den Tod; Gunther, zwar dem Blutrath widerstrebend, ist doch zu schwach, ihm ernstlich sich entgegen zu setzen. Man verbreitet die falsche Nachricht eines neuen Sachsenkrieges, Hagen

Digitized by Google

forscht von Kriemhild das Geheimniß aus, wo Siegfried verwundbar sei, und auf der Jagd, die man veranstaltet, weil die Sachsen wieder um Frieden gebeten, wird Siegfried das Opfer von Hagens Tücke. Vor ihrer Thüre findet Kriemhild am Morgen seine Leiche, und durch das Bahrrecht überzeugt, daß Hagen sein Mörder sei, sinnt sie, unbekümmert um das Gerücht, Schächer hätten ihn erschlagen, auf Rache.

Im Ganzen sind das auch die Züge des Drama's, großentheils bis auf Einzelheiten getreu, und wir haben nur über einige spezielle Veränderungen daran zu berichten. Einmal konnte der dramatische Dichter Siegfrieds zwölfjährigen Aufenthalt in der Heimat nicht brauchen; wir erfahren daher nur, daß er bereit sei, heimzukehren, indeß der unerwartete Tod hindert ihn daran; auch ist die Einweihung Kriemhilds in Siegfrieds Geheimniß mit Brunhild sorgfältiger motivirt als im Lied, indem Kriemhild den Gürtel zufällig findet, ihn für ein Geschenk Siegfrieds aus dem Nibelungenhort hält, ihn umbindet, und ihm dankt dafür in dem Augenblicke, wo Gunther mit Brunhild kommt, so daß Siegfried, der in seiner Verlegenheit schon zur Hälfte das Geheimniß verrathen, nicht anders kann, als seiner Gattin Alles wahrheitsgetreu erzählen. Brunhild indeß hegt noch immer Groll gegen Siegfried, ob ihr auch der Grund kaum bewußt ist; sie kann nicht leiden, daß er sich kühn neben Gunther als ebenbürtiger König stellen darf, sie will ihn gedemüthigt sehen. Bei einem Kirchgang (nicht wie im Lied bei einem Kampfspiel) bricht ihr Groll im Streit der beiden Königinnen los, der, wie das Folgende im Ganzen wie im Lied verläuft, außer daß der Wetteifer wegen des Vortritts im Drama besser von der energischeren Brunhild als von der sanfteren Kriemhild ausgeht. Nur über die Motivirung von Siegfrieds Tod haben wir noch Einiges zu sagen. Im Nibelungenliede ist es blos die Beleidigung, die von Kriemhild ihrer Schwägerin angethan wird, die den treuen Lehensmann Hagen zu Siegfrieds Todfeind macht; in der nordischen Sage ist es Brunhilds Schmerz über Siegfrieds Treulosigkeit, ihre Liebe zu ihm und ihre Eifersucht auf Gûdrun die den Rath zu seiner Ermordung gibt. Gunther ist hier wie dort nur durch stumme Zustimmung betheiligt. Bei Hebbel sind es mehrere Motive: Gunthers Schwäche ist auch hier mehr passiv als aktiv betheiligt, bei Hagen kommt ein alter Groll gegen Siegfried hinzu; bei Brunhild ist es aber nicht blos die Beleidigung, die sie durch Kriemhild erfahren, auch nicht die bloße oben erwähnte Eifersucht auf Siegfrieds Größe; plötzlich wird ihr klar (worin Frigga sie ihre Rache aufzustacheln ernstlich bestärkt, und ihr zeigt, was sie verloren, indem sie Gunthers Weib ward), daß Siegfried, der ihr vom Schicksal bestimmte Gemahl, sie verschmäht, ja daß sie ihm der Kaufpreis war, der ihm die vorgezogene Braut erwarb. Hier ist der Punkt, um jenes Bedenken zu erwähnen, das wir oben nur andeuteten, während wir von einem anderen Standpunkte aus Hebbels Anordnung des Stoffes billigen mußten. Wir wissen nicht, warum sich der Dichter aus der nordischen Sage ein Motiv entgehen ließ, das an Tiefe und Wahrheit alle von ihm gebotenen übertraf, ein Motiv, das wie keines uns die ohnehin so fremd erscheinende Brunhild menschlich naherücken konnte,

Digitized by Google

und für das uns keine Entschädigung kann geboten werden, wenn uns Hagen, der damit Gunthers Eifersucht wachzurufen sucht, berichtet, sie liege in Siegfrieds Bann und ihr Haß habe seinen Grund in Liebe, aber nicht in

„Liebe, wie sie Mann und Weib
Zusammenknüpft",

sondern in einem Zauber,

„Durch den sie ihr Geschlecht erhalten will,
Und der die letzte Riesin ohne Lust
Wie ohne Wahl zum letzten Riesen treibt,"

ein Motiv, wofür der gegenwärtige Leser oder Zuschauer, wenn er nicht zufällig in der deutschen Mythologie gut zu Hause ist, kaum das rechte Verständniß haben wird. Damit wären wir mit dem ersten Theile, auf dem der Schwerpunkt des Interesses ruht, zu Ende.

Wir kommen nun zum zweiten, der uns erzählt, wie Kriemhild nach zwölfjähriger Trauer, nachdem eine Scheinversöhnung zwischen ihr und Gunther zu Stande gekommen, nachdem Hagen mit Wissen der Könige ihr den Hort geraubt, die Werbung König Etzels in der Hoffnung auf Rache annimmt; wie sie dann von ihr zu einem Fest geladen und hier alle ein Opfer ihrer Rache werden, bis sie selbst ihr blutiges Werk mit ihrem Tode durch Hildebrand büßt. Wir überzeugten uns schon im ersten Theile, daß Hebbel sich möglichst an seine Quelle anschloß; fast noch mehr finden wir das hier. Sehen wir ab von jenen kleinen Veränderungen und Versetzungen, die die Umgestaltung dieses durchaus epischen Theiles zu einem Drama zur Folge hatte, wie z. B. die Vereinigung der beiden Szenen des Liedes, wo Hagen und Volker vor dem Saal sitzen und der Nachtwache, oder die Auslassung der Reise der Kriemhild, die Uebergehung des Kampfes zwischen Iring und den Burgunden, der nur erwähnt wird ꝛc. oder anderen für die ästhetische Würdigung des Drama's ziemlich gleichgiltigen Abweichungen, wie z. B. daß Rumolt nicht, wie im Liede, zu Hause bleibt, sondern in den Kampf mitzieht, daß Eckewart nicht, wie im Liede, in Bechlaren, sondern bei Etzel und auf eine etwas seltsame Art warnt, sehen wir, wie gesagt, von diesen und anderen Dingen, mit deren Aufzählung wir nicht gerne zu ausführlich werden möchten, ab, so finden wir in den Hauptzügen des Drama's genau dieselben wieder, die uns aus dem Liede bekannt sind; wer die Mühe nicht scheut, kann sich davon ganz bestimmt überzeugen, wenn er etwa die erste Begegnung zwischen Kriemhild und Hagen oder die dritte Szene des vierten Aktes mit den entsprechenden des Liedes vergleichen will. Er wird die gleichen Züge, ja manchmal fast dieselben Worte finden. Uebrigens folgte Hebbel nicht ausschließlich einer bestimmten Rezension des Nibelungenliedes; während er z. B. den Umstand, daß der Saal, in dem die Nibelungen kämpfen, gewölbt ist, was sie vor dem Feuer schützt, ferner den Zug in Kriemhilds Charakter, daß sie an Hagen allein ihr Leid rächen will, an dem „Geier", „die Falken" aber sicher sein sollen „bis auf die letzte Feder", wie sie, die Locke, die ihr die Mutter gesendet (ein im Lied fehlendes Motiv), betrachtend, sich äußert, aus der Laßberg'schen

Digitized by Google

Rezension entnimmt, treibt er im Einklange mit der Rezension der sogenannten Nibelungenot Kriemhilds Härte auf die Spitze, indem er sie, da Etzel seine Gäste, so lange sie das Gastrecht nicht verletzen, heilig gehalten wissen will, zu dem verzweifelten Mittel greifen läßt, ihren und Etzels Sohn Ortnit (Ortliep im Liede) dem Haß der Nibelunge bloßzustellen, in der Erwartung, wenn ihm durch Hagen ein Leid geschähe, werde Etzel sofort feindlich gegen die Gäste auftreten.

Wir beschränken uns bezüglich der Uebereinstimmungen und kleineren unerheblicheren Verschiedenheiten in diesem Theile auf das Gesagte, da ja, wie schon erwähnt, der Schwerpunkt des Interesses doch auf dem ersten Theile ruht, bei dem wir aus diesem Grunde etwas ausführlicher waren; wir wenden uns vielmehr sogleich zu den wenigen bedeutenderen Verschiedenheiten oder Zusätzen unseres Dichters. Zunächst finden wir eine solche in Brunhilds Leben nach Siegfrieds Tod, davon uns Gunther in der zweiten Szene des ersten Aktes erzählt. Das Lied läßt Brunhild fast ganz fallen, in die Handlung greift sie nirgends mehr ein; es berichtet uns nur kurz:

„Prünhilt diu schoene mit übermüete saz.
swaz Kriemhilt geweinte, unmaere was ir daz."

Nicht so in der nordischen Sage. Liebe zu Sigurdh war es hier, was zu seinem Tode rieth, aus Liebe zu ihm gibt sie sich auch an seiner Leiche den Tod. Hebbel ging hier seinen eigenen Weg, der ihn in der Mitte zwischen den beiden Ueberlieferungen durchführte, aber doch näher der nordischen als der deutschen. Erst flucht sie seinen Mördern, dann versinkt sie in starres dumpfes Hinbrüten, endlich finden wir sie, nachdem Kriemhild fort ist, in Siegfrieds Grabe hausend,

„im Auge Thränen
Und mit den Nägeln bald ihr Angesicht
Zerkratzend, bald das Holz."

(Dritter Akt, erste Szene.)

Ein zweites, was wir zu besprechen haben, bezieht sich auf Etzel. Die deutsche Sage hat, sich anlehnend an die Geschichte, aus dem nordischen Atli, dem Sohne Budli's, den historischen Attila oder Etzel gemacht, mit dem jener auch nicht im Entferntesten etwas zu thun hatte. Aber auch der historische Etzel tritt uns im Liede nicht in seinem vollen Wesen entgegen; er ist nicht jener, der wie ein Sturmwind alle Throne brach, über die er hinzog, er ist bereits müd und schwach, und wenn er auch endlich das Schwert gegen die trotzigen Gäste zieht, er wird doch ein Spott derselben. Hebbel lieh seinem Etzel noch mehr der ursprünglichen Kraft des einstigen Selbstbewußtseins, und während er im Liede den Burgunden gegenüber fast nur klagend und passiv gegenübersteht, will er hier in ihnen nur das Gastrecht heilig halten, und ist bereit, Kriemhilds Leid mit Krieg zu rächen, wenn sie erst wieder fort sind. Auch nimmt er, sobald Hagen durch Ortnits Ermordung das Gastrecht verwirkt, selbstthätigen Antheil an ihrer Vernichtung; gleichwohl ist auch das nur noch der letzte Schimmer des einst so furchtbaren Kometen. Allein, während im Liede das nur so hingestellt wird, war Hebbel bemüht, es zu

Digitized by Google

motiviren, indem er einen Zug aus dem historischen Etzel aufnahm, nemlich das Gesicht, das ihm, als er Rom zerstören wollte, so furchtbar entgegentrat, daß er um den Segen des Greises (Papst Leo) flehte, dem er den Tod geschworen.

Nun noch über die Auffassung des Dietrich von Bern. Was das Lied unserem Dichter bot, hat er verwerthet; Dietrich kennt Kriemhilds Gesinnung recht wohl, und warnt daher die Nibelungen und im Drama auch noch den Etzel, während dieser nach des Liedes ausdrücklicher Versicherung von ihrer ganzen Absicht keine Ahnung hatte. Dietrich ist es endlich, der zum Schlusse die beiden allein noch übrigen Nibelungen Gunther und Hagen bezwingt. Das Alles stimmt mit dem Liede. Neben diesem aber hat Hebbel ihn noch zum Träger einer Idee gemacht, über die wir zum Schlusse unserer Betrachtungen uns ein Wort vorbehalten. Das Lied sagt uns nemlich nichts darüber, wie er an Etzels Hof gekommen sei, er heißt zwar einmal mitsammt den Seinigen „ellende", weiter erfahren wir aber nichts; aus anderen epischen Gedichten wissen wir, daß ihn Familienzwist mit seinem Oheim Ermanrich genöthigt, seine Zuflucht zu Etzel zu nehmen. Hebbel verschmähte dieses Motiv. Alle, selbst Etzel wundern sich, daß er ihm dient, da er es doch freiwillig ohne von ihm gezwungen zu sein that; Niemand weiß sich den Grund zu erklären. Auf sieben Jahre hat er ihm Treue geschworen, aber, als sie um sind, da hat er sich neuerdings ein Zeichen vom Himmel gesetzt, nemlich das Leben oder den Tod der Nibelungen, ob er

„die Krone wieder tragen oder
Bis an den Tod zu Lehen gehen soll."

Endlich, nachdem Alle, selbst Kriemhild im blutigen Kampf gefallen, da legt der müde Etzel die Welt auf seinen starken Rücken, und Dietrich übernimmt die Herrschaft

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich."

Man sieht, es ist ein christlich religiöser Schimmer um diesen Helden verbreitet, davon im Liede auch keine Ahnung ist. Nicht ohne Beziehung darauf ist auch die Szene mit dem Herzog eingeflochten (die zwanzigste des vierten Aktes), der als demüthiger Pilgrim zehn Jahre gewandert ist, und nachdem er schon zurückgekehrt zu seinem edlen Weibe, an der Schwelle noch einmal umkehrt, da er sich des Glückes noch nicht für würdig hält, wozu die vielverbreiteten deutschen Wandersagen das Vorbild gaben.

Damit wären wir am Ende unserer Vergleichung. Wollen wir das Resultat derselben kurz zusammenfassen, so hat sich als Hauptquelle das Nibelungenlied ergeben, dem der Dichter in den Hauptzügen treu gefolgt ist; treu, aber nicht sklavisch, indem er nach Umständen, wo es ihm für seine dramatischen Zwecke nicht ausreichend schien oder wo er einen Charakter konsequenter, bestimmter zeichnen wollte, zur nordischen Sage, oder wo auch diese seinem Zweck nicht entsprach, zu freier Erfindung seine Zuflucht nahm. Konnten wir in manchen Punkten auch nicht einstimmen, so gab es doch auch wieder Vieles, wo wir offen bekennen mußten, daß es seiner Dichtung zu großem Vortheile gereiche.

Digitized by Google

Zum Schlusse noch ein Wort über den zeitlichen Hintergrund, auf dem seine Helden auftreten. Das Nibelungenlied, in christlicher Zeit entstanden, hat natürlich die alte heidnische Sage in die christliche Zeit herabgerückt, aber ohne Bedeutung für das Ganze; denn, um vom ersten Theil zu schweigen, nicht einmal im zweiten tritt der Gegensatz zwischen Christen und Heiden bedeutend hervor. Nicht so bei Hebbel. Er gab seinem Drama als Hintergrund die Zeit, wo eben das Christenthum in Deutschland Wurzel zu fassen anfängt; seine Nibelungen sind neu bekehrte, noch mit einem Fuß stark auf heidnischem Boden stehende Christen, während Etzel noch vollkommen Heide ist. In den furchtbaren Kämpfen, die den Inhalt des Drama's bilden, vernichtet sich das Heidenthum selbst, und über seinem Schutt geht wie die freundliche Morgensonne das Christenthum siegreich auf. Zum Träger dieser Idee ist Dietrich, der gebildete Ostgothenkönig, gemacht. Das Lob großartiger Bedeutsamkeit wird man dieser Idee gewiß nicht rauben können, aber ebensowenig ist zu leugnen, daß sie der ganzen Handlung, wie sie uns das Epos überliefert, fremd ist, und ihre Rechtfertigung nur finden kann in der Natur des Drama's, das auch die tragischesten Konflikte mit einem Zuge der Versöhnung abzuschließen sucht.

Botanische Streifzüge durch Nordtirol.

Von Dr. A. Kerner.

Selrain.

IV.

Die Frage ob durch die Waldausrottungen, welche ohne Sorge für jungen Nachwuchs fast in allen Landschaften des ganzen südlichen und mittleren Europa's stattgefunden haben, eine Verschlechterung des Klimas herbeigeführt worden sei, ist so oft ventilirt worden, daß wir es hier ersparen können, auf dieselbe näher einzugehen. So viel scheint wohl außer allem Zweifel, daß sich die Temperaturextreme nicht nur vermehrt, sondern auch vergrößert haben und daß die klimatischen Verhältnisse in allen jenen Landstrichen, in welchen die Wälder und Sümpfe durch große offene Flächen trockenen baumlosen Landes ersetzt worden sind, einen mehr kontinentalen Charakter angenommen haben. Der Vegetationszeit in dem ehemaligen obersten Waldgürtel sind jetzt durch die später eintretenden Nachfröste und die früher eintretenden Frühfröste so enge Grenzen gezogen worden, daß hochstämmige Bäume dort nicht mehr im Stande sind, ihren jährlichen Holzcylinder zu bilden; daher zu kümmern anfangen, keine Blüthen und Früchte mehr ansetzen und endlich, ohne einen Nachwuchs zurückzulassen, allmählich verdorren und aussterben.

Die verdorrten Stämme der Arven und Lärchen vermögen im Hochgebirge mit einer an das Unglaubliche grenzenden Ausdauer den Einflüssen der Witterung

Digitized by Google

zu widerstehen und bleiben ähnlich den aus gleichem Holze verfertigten Latten und Sparren an den Dächern der Sennhütten durch Jahrhunderte ungeändert als verbleichte Gerippe an ihrem Standpunkte stehen. Ihre Verbreitung gibt daher noch einen ganz guten Anhaltspunkt, um die Höhe festzustellen, in welcher vor Jahrhunderten der Wald sein oberes Ende gefunden hat, und wir vermögen diese Höhe mit der jetzigen oberen Waldgrenze in Vergleichung zu bringen. — Wenn wir alle dießfälligen fremden und eigenen Beobachtungen zusammenfassen, so ergibt sich in den Alpen ein Zurückweichen der oberen Waldgrenze um nahezu 300 Fuß, wobei wohl kaum erwähnt zu werden braucht, daß mit diesem Sinken der Grenze hochstämmiger Nadelhölzer gleichzeitig auch für zahlreiche andere Pflanzen eine tiefere obere Grenze sich herausgebildet hat.

An eine Aufforstung dieser vom Hochwalde verlassenen Zone ist nach meiner Ueberzeugung jetzt nicht mehr zu denken, und man muß jenes durch alte verdorrte Bäume bezeichnete Terrain, welches noch vor einigen Jahrhunderten prächtige Arvenwälder getragen hat, als ein verlornes Land betrachten, in welchem gegenwärtig jeder Kampf mit dem Klima ohne Aussicht auf Erfolg gekämpft werden würde. Eine Aenderung des Klima's, welche durch systematische seit Jahrhunderten geübte Waldverwüstungen im ganzen südlichen und mittleren Europa provozirt worden ist, vermögen wir eben so wenig, als deren Folgen rückgängig zu machen, und können höchstens noch dahin wirken, daß dem weiteren Fortschreiten des Uebels mit aller Energie Einhalt gethan und wenigstens die jetzige obere Waldgrenze so gut als möglich fixirt werde.

Um dieses Ziel zu erreichen und die fast allerwärts verwahrlosten, lückichten Wälder an der oberen Holzgrenze in ihrem Bestande zu sichern nnd zu verbessern, müßten vor Allem die von den Sennern noch fort und fort ausgeübten Verwüstungen hintangehalten werden. Zu allen Verhauen und Zäunen, welche die Mähder von den Almen trennen, wird in der Regel nicht etwa das unterdrückte Holz der angrenzenden Wälder genommen, sondern man hat seine wahre Freude daran, die schönsten und kräftigsten jungen Stämme auszuwählen und zu diesem Zwecke niederzuschlagen. Auch zu dem Feuer auf dem Herde der Senner, das gleich dem heiligen Feuer der Vesta niemals ausgeht, nimmt man nicht die alten abgedorrten Strünke und das krüppelige überständige Holzwerk, sondern so lange als möglich diejenigen Stämme, die am bequemsten und nächsten zu erreichen sind. An die Nachzucht junger Bäume auf den erzeugten Waldblößen denkt Niemand. Dem lästigen Mahner, der auf die Nothwendigkeit einer solchen Vorsicht hinweist, lacht man ins Gesicht und macht sich höchstens über den naieweisen „Stadtherrn" lustig, der einen so sonderbaren Einfall zum Besten geben konnte. Ja man freut sich sogar über den Graswuchs, der an solchen Waldblößen manchmal aufkommt, und benützt die gebildete Grasnarbe, um von ihr ein paar Bündel Heu zu erwerben oder das Vieh dorthin zum Weidegang führen. Die Sämlinge, die allenfalls noch auf den erzeugten Waldblößen aufkommen, werden dabei entweder von der Sense vernichtet, oder von dem weidenden Vieh zu Grunde gerichtet, und so wird

Digitized by Google

Schritt für Schritt der schützende Wald zerstört und in tiefere Lagen herabgedrängt. Die Abmarkungen und Umzäunungen der Mähder, Ställe und Almen, welche ebenso gut auch aus übereinandergelegten Steinen aufgeführt werden könnten, werden fast durchgehends noch auf die verschwenderischeste Weise aus Holz zusammengefügt, und um das Aufkommen von Sämlingen ja recht unmöglich zu machen, holen die Senner noch die Arvenzapfen von den Bäumen herab, um aus ihnen die als Leckerbissen geschätzten „Zirbelnüsse" auszulösen und nach der Stadt zu verkaufen.

Wo aber Alles geschieht um den Wald zu verkümmern und Niemand an eine Erneuerung des Vernichteten denkt, da muß selbst das reichste, zäheste und üppigste Waldleben endlich erlahmen und die Segel streichen.

Wie schon bemerkt wurde, machen sich die Senner um so weniger ein Gewissen daraus, den Holzbestand zu vernichten, als der entwaldete Raum in der Regel das Weideland vergrößert. Sie bedenken aber nicht, daß die allgemeine Verschlechterung der Alpenweiden und insbesonders die Versandung und Verwüstung derselben durch Muhrbrüche und Erdrisse, durch Schnee- und Steinlavinen nur eine Folge der Entwaldung ist. Die wässerigen atmosphärischen Niederschläge, deren auswaschende Kraft durch die Baumkronen gebrochen wird, fallen mit ihrer ganzen ungeschwächten Wuth auf den entwaldeten Boden. Während sie durch das Moosgefilze des Waldgrundes aufgesaugt und gleichmäßig vertheilt werden, fließen sie an den entwaldeten Gehängen unbehindert zur Tiefe nieder. Dem einen Wasserfaden gesellt sich bald ein zweiter bei, und in kurzer Zeit hat die verstärkte Wasserader eine kleine Rinne in den Boden gewaschen. Die fruchtbare Erdkrume wird fortgeführt, das Rinnsal des Gewässers immer mehr und mehr erweitert und die schmale Rinne ist in kurzer Frist zur tief ausgewaschenen Runse angewachsen. So hängt sich Gewicht an Gewicht, und dort, wo anfänglich ein schwacher Wasserfaden die Erde ausgenagt hat, da poltert jetzt nach heftigen Gußregen ein schlammiger Wildbach nieder, der zahlreiche Gerölle und riesige Steinblöcke mit sich fortzureißen und auf die tiefer liegenden Gelände hinabzutragen im Stande ist. In der Sohle des Thales angekommen, verliert das niederströmende Gewässer sein rasches Gefälle und seine forttreibende Kraft. Die Steinblöcke und Geröllmassen werden abgesetzt und bilden jetzt eine Schuttbarre, hinter welcher sich die nachströmende Fluth aufstaut und nach allen Seiten hin ausbreitet. Ueberschwemmungen und Versandungen der tiefer liegenden Wiesen und Weiden sind die nächste Folge, und der Ertrag des Geländes ist auf viele Jahre hinaus zu Grunde gerichtet.

Wir könnten nach dieser Schilderung, für welche man die Motive nicht nur im Selrainer Thalgebiete, sondern leider fast in jedem Thale Tirols finden kann, noch die Beziehungen der Entwaldung zu den vermehrten Lavinenzügen nnd zu so manchen anderen traurigen Naturerscheinungen erörtern, unterlassen aber eine solche Besprechung um so mehr, als sie nicht viel Neues bieten würde und nur Dinge wiederholen müßte, die vor uns schon von gewandteren und sachverständigeren Federn erläutert worden sind.

Digitized by Google

Um es nicht den modernen Heilkünstlern nachzumachen, welche sich in der Regel mit der Feststellung der Diagnose begnügen, ohne sich um die Mittel zur Beseitigung des Uebels weiter zu bekümmern, wollen wir es im Nachfolgenden versuchen, unsere Ansichten zu entwickeln, wie den verrotteten Zuständen des oberen Waldsaumes noch am Besten abgeholfen werden könnte.

Vor allem muß jedenfalls dahin gewirkt werden, daß im Volke die Ansicht Wurzel fasse, daß der obere Waldsaum nirgends die Aufgabe haben kann und darf, einen vortheilhaften Ertrag abzuwerfen, sondern daß er vielmehr zur Vermeidung zahlreicher Nachtheile für das Gelände der Alpenregion als eine Art „Bannwald" zu betrachten sei, in dem die Nutzung ganz und gar in den Hintergrund tritt. Die Gesetze, welche die Schonung des obersten Waldsaumes bezwecken, müßten auf das sorgfältigste und strengste gehandhabt werden. Den Sennern müßte das zur Feuerung zu verwendende Holz angewiesen werden, und es könnten denjenigen, welche sich die Mühe nehmen, statt jungem Holze die alten abgedorrten Stöcke und das Unterholz zu verwenden, so wie denjenigen, welche statt hölzernen Einhegungen steinerne aufführen, Prämien zugedacht werden. Die Einsammlung von Zirbelnüssen als Leckerbissen wäre strengstens zu verbieten, und sorgsam darüber zu wachen, daß überall dort, wo sich an dem oberen Waldsaume Oedungen bilden und kein junger Nachwuchs aufkommt, eine künstliche Besamung oder Bepflanzung stattfinde. Auch in dieser Beziehung dürften anfänglich Prämien sehr gute Dienste leisten. Die bereits bestehenden Gesetze, welche die, wegen der Erzielung größerer Erträge anfänglich so verlockende Erweiterung des Weide- und Wiesenlandes einschränken, wäre noch zu verschärfen, die Waldweide möglichst einzuschränken, und vor Allem auf strenge Abgrenzung der Almen und des Waldareals hinzuwirken. Auf allen Schutthalden und Lavinenzügen und überhaupt überall dort, wo an eine erfolgreiche Aufforstung von hochstämmigen Nadelholz in den Centralalpen anfänglich nicht zu denken ist, wäre für das Aufkommen von Grünerlengehölzen Sorge zu tragen, indem diese noch am schnellsten das Schuttland zu binden und der Vergrößerung der Schuttkegel Einhalt zu thun im Stande sind. Kein Strauch begnügt sich mit so kärglichem und schlechtem Boden, wie die Grünerle, und regelmäßig kann man sie schon in der ersten Pflanzengeneration auf den Schutthalden anfliegen sehen. Würden diese jungen Grünerlen vor den Angriffen des Weideviehes geschützt und dort, wo es nothwendig ist, durch künstliche Saat vermehrt werden, so erschien schon nach wenigen Jahren über dem wüsten humuslosen Gerölle der Schuttkegel ein dichtes Gebüsch, in dessen Grund sich aus dem abfallenden Laub ziemlich rasch eine Humusschichte bildet, in der sich bei dem Alterwerden der Gesträuche auch Moose, Alpenrosen, Preißelbeeren u. d. gl. ansiedeln, die dann noch viel rascher zur Vermehrung der Humusmenge beitragen und zwischen denen nachträglich sogar das Aufkommen von Arven und anderen hochstämmigen Nadelhölzern möglich gemacht werden könnte. — Da die Grünerle einer derjenigen Sträucher ist, der sich am weitesten gegen die baum- und strauchlose Hochalpenregion emporwagt, so würde die Anlegung von Grünerlenwäldchen auch noch über der jetzigen Grenze der Hochwälder von bestem

Digitized by Google

Erfolge gekrönt sein. Bei dem Umstande, daß die Grünerle sich durch Stockausschlag sehr leicht vermehrt, könnten dann solche Grünerlenbestände als Niederwälder behandelt werden, deren Holz, obschon es keinen sehr großen Werth besitzt, dennoch den Bedarf der Alpenwirthschaft bei einigermaßen rationellem Verfahren zum größten Theile decken würde.

Diese frommen Wünsche für Erhaltung des obersten Waldgürtels unserer Alpen, haben nicht das Recht, auf besondere Neuheit Anspruch zu machen und sind in ihren wesentlichsten Zügen schon hier und dort in die Oeffentlichkeit gedrungen. Sie drängen sich Jedem auf, der mit unbefangenem Blick und in richtiger Erkennung der Naturgesetze das Leben des Waldes an der obersten Grenze des Holzwuchses studirt, und es wäre nur zu wünschen, daß sie auch von allen Denjenigen in entsprechender Weise erkannt und gewürdigt würden, deren Aufgabe und Pflicht es ist, den Wald zu pflegen und vor weiteren Verheerungen zu schützen

Deutsche Syntax.

Von Theodor Vernaleken.

(Erster Theil 1861. Zweiter Theil 1863. Wien, Braumüller.)

Angezeigt von Karl Tomaschek.

Nahezu zwei Decennien verflossen, seit der Altmeister der deutschen Sprachwissenschaft das große Reformwerk deutscher Grammatik in Angriff nahm, bis er zur Darstellung seiner Forschungen auf dem Gebiete der Syntax gelangte. Es war das Jahr 1837, dasselbe, in welchem Jakob Grimm, getreu seinem Eide und Gewissen Göttingen verlassen mußte, da mit dem vierten Bande der Grammatik ein Theil der Syntax als neue Frucht einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft erschien. An der Fortsetzung jedoch ist der Verfasser durch das Gedränge anderer Arbeiten insbesonders die Aufnahme des Wörterbuches, vielleicht auch zugleich durch die Schwierigkeiten der unermeßlich sich erweiternden Aufgabe verhindert worden. Inzwischen hatte die Laut- und Formenlehre in der Wissenschaftlichkeit ihrer exakten Methode höchst langsam zwar aber sicher das zahllose Heer jener Grammatiken zu verdrängen begonnen, welche auf Grundlage einer nahezu in lächerlicher Weise eingeengten Empirie und aus dem Standpunkte willkürlicher Methoden die Sprache, die man um Grimms eigene Worte zu brauchen, nicht lehren, an der man nur lernen kann, zu meistern unternahmen. Verdienstliche Arbeiten sind bemüht, den gebotenen Gewinn zu vermehren oder ihn für weitere Kreise, namentlich für die Schule, bei der Schwierigkeit der Sache häufig sogar mit überstürzter Hast zu verwerthen. Nur das Gebiet deutscher Syntax blieb nach wie vor unausgereutet und gleicht noch immer, um mit dem Dichter zu reden, einem „wüsten Garten, der auf in Samen schießt". Freilich da hatte der Meister nur wenig vorgearbeitet. Einmal

Digitized by Google

war Grimm nach Behandlung der zunächst liegenden, mit der Formenlehre in näherer Verbindung stehenden syntaktischen Verhältnisse im einfachen Satze bei der Syntax des mehrfachen Satzes stehen geblieben und der Plan, wie er sich ihn vorzeichnete, in einem folgenden, dem dritten Abschnitte, diese letztere, hierauf im vierten die verbindende Konjunktion und die Negation zu erörtern und im fünften endlich über die Wortfolge sich zu verbreiten, kam nicht zur Ausführung; das anderemal beschränkte sich die Syntax des einfachen Satzes in den vorliegenden beiden Abschnitten mehr noch vielleicht als die Laut- und Formenlehre ihren Grundlagen und Belegen nach auf die älteren Dialekte. Dazu kommt, daß die ausgebildeten syntaktischen Verhältnisse der herrschenden Schriftsprache in ihrem logischen Gehalte und Reichthum einer abstrakten Behandlungsweise auch ohne zureichende thatsächliche Voraussetzungen willkommene Anhaltspunkte darbieten, weßhalb die neuhochdeutschen Grammatiker seit Adelung, wie Grimm bemerkt, ihr Talent vorzugsweise auf die Syntax wandten. Da war es in hohem Grade wünschenswerth, sei es nur, wie das praktische Bedürfniß dies nahelegt, mit vorzüglicher Beschränkung auf die neuhochdeutsche Schriftsprache, die deutsche Syntax in der Richtung weiter zu führen, die J. Grimm gewiesen hat. Wir begrüßen das vorliegende Werk als einen erfreulichen und dankenswerthen Fortschritt auf diesem Wege.

Sollten die syntaktischen Gesetze der Sprache nicht willkürlich und von außen her gegeben, sondern überall aus ihr selbst entnommen werden, so galt es, die einzelnen Fälle zu sammeln und zusammenzustellen, um daraus das Gemeinsame der Regel hervorgehen zu lassen. Diese Fälle jedoch durften nicht etwa selbst gemacht und ersonnen, sondern sie mußten, da es die neuhochdeutsche Schriftsprache galt, vor Allem aus den Schriftwerken selbst herausgehoben werden. Jene Schriftwerke kamen hier in Betracht, in denen hauptsächlich die Sprachniedersetzung sich vollzog. Hier war ein ungeheures Material zu bewältigen. Die Erkenntniß des thatsächlich Bestehenden setzt die genaue Erforschung seines Ursprunges und Gewordenseins voraus, sie muß sich deßhalb auf historischen Boden stellen. Da kam es also nicht allein auf die eigentlich neuhochdeutsche Zeit, also auf die Schriftwerke der letzten vier Jahrhunderte an, sondern zum mindesten mußte das Mittelhochdeutsche mit seinen Uebergängen in das Neuhochdeutsche zur Beobachtung herbeigezogen werden. Der Verfasser war sich dieser unabweislichen Forderungen nicht allein bewußt, sie bilden gerade die Motive und fortwährenden Strebepunkte seiner Arbeit. Ein solches Unternehmen kann der Natur der Sache nach mit der ersten Ausführung nicht abgeschlossen sein. Gar manche Lücken müssen bleiben. Aber spätere, auch weitergehende und tiefer eindringende Darstellungen werden in dem gegenwärtigen Buche willkommene Vorarbeiten finden. Wer es erfahren hat, welche Mühe es macht, auch nur einen Schriftsteller in so zu sagen abstrakter Lektüre behufs grammatischer und syntaktischer Erforschung zu durchlesen, wer es zu ermessen vermag, wie nur Jahre lang ausdauernder Sammelfleiß und zur Gewohnheit gewordene Gründlichkeit im Stande ist, diese Arbeit auf ganze Epochen auszudehnen, der wird dem Werke Vernalekens die verdiente Anerkennung und den schuldigen Dank nicht versagen.

Digitized by Google

Wie auf ihre Säulen hat der Verfasser sein Gebäude der neuhochdeutschen Syntax auf Luther, Lessing und Goethe gestützt. Neben Goethe stellt sich Schiller; viele andere berechtigte Gewährsmänner auch aus der Gegenwart treten hinzu. Ein reichhaltiges, im zweiten Theile noch vermehrtes Quellenverzeichniß bis in das 13. Jahrhundert zurückreichend, gibt Zeugniß vom Umfange der benützten Lektüre. Von Luther hat Vernaleken neben der Bibelübersetzung nach einem Winke J. Grimms im Wörterbuche zum ersten Male für sprachliche Zwecke die Einzelschriften durchforscht. Die Citate sind überaus vollständig und aufs genaueste zumeist nach den ersten Drucken gegeben. Auch das lebendige Sprachbewußtsein in den Fällen, in denen die allgemeine Uebereinstimmung unzweifelhaft vorauszusetzen ist, kann zur Erkenntniß der Schriftsprache, namentlich subsidiarisch herangezogen werden. Die beiden Grimm haben besonders den Worterklärungen halber reichlich von dieser Quelle Gebrauch gemacht. Indeß die größte Zurückhaltung thut hier noth, um nichts des Eigenen und Willkürlichen einzumischen, wo es den gemeinsamen Sprachschatz und sein Gesetz gilt. Die Sorgfalt des Verfassers in dieser Richtung war eine ängstlich strenge, sein Weg aber hat dadurch an Sicherheit und Vertrauen gewonnen.

Die Volkssprache ist für die Sprache der Schrift ein beständiger Nahrungsquell; mit Recht hat deßhalb der Verfasser auch volksthümliche Ausdrücke beachtet, welche nicht rein dialektisch oder bloße Provinzialismen sind. Da der natürliche Satzbau sich übrigens am Reinsten in der ungebundenen Rede zeigt, so sind weniger Dichtungen als Prosaschriften zu Rathe gezogen. Doch ist die gebundene Sprache im Drama vorzüglich bei Schiller ausgiebig benützt. Der Eigenthümlichkeit der Sprache im Verse sollte dann die letzte Abtheilung des Buches gewidmet werden. Doch schien es dem Verfasser nachher zweckmäßiger diese Aufgabe auszuscheiden.

Im zweiten Theile hat Vernaleken mehr noch als im ersten dem Bedürfnisse in erfreulicher Weise nachgegeben, auf das Mittelhochdeutsche einzugehen. Denn wenn er in diesem blos Ergänzungen zu „Grimms Grammatik" und „historische Anknüpfungspunkte an die Uebergangszeit" ins Auge faßt, so hat er in jenem „oft eben so häufig das Mittelhochdeutsche und die Uebergangszeit, als das Neuhochdeutsche berücksichtigt". Die Erklärung liegt in Folgendem. Da in erster Reihe die Prosawerke zu durchforschen waren, so kamen dem Verfasser, wie er selbst hervorhebt, „die von Fr. Pfeiffer hergestellten Grundlagen für die Syntax der älteren hochdeutschen Sprache sehr zu statten". Auch den seither erschienenen ersten Band der unvergleichlichen Predigten Berthold von Regensburg konnte Vernaleken durch Pfeiffers Vermittelung bogenweise für den zweiten Theil berücksichtigen. So drängte sich die Ansicht auf, wie unrichtig es sei, wenn man noch allgemein die Prosa schlechtweg als ein Produkt der neuhochdeutschen Zeit bezeichnet. Und auf diese Weise fand sich der Verfasser mehr und mehr auf das Mittelhochdeutsche hingewiesen. Wir müssen zustimmen, wenn er sagt, „gegen Br. David und Berthold und einige Mystiker steht unsere jetzige Prosa in manchen Dingen zurück und ist seit dem 16. Jahrhundert lateinischer geworden". Aber nichtsdestoweniger, fügen wir bei, bleibt die Ansicht aufrecht, daß die neuhochdeutsche Zeit das Zeitalter der Prosa

Digitized by Google

und damit zusammenhängend, wie die Vorrede zum ersten Theil es selbst benennt, das Zeitalter der Syntax ist. Die größere geistige Ausbildung, die dem Neuhochdeutschen zukommt, zeigt sich eben zumeist in seinem syntaktischen Gehalte, der vielfach für die Einbuße an sinnlicher Fülle entschädigt. Auch die fremden Einflüsse insbesonders des Lateinischen haben meist beigetragen, die Entwicklung in dieser Hinsicht zu zeitigen und den Reichthum der Sprache zur Entfaltung zu bringen. Wie wenig auch ein vollständiger Ausbau deutscher Syntax selbst die ältesten sprachlichen Zustände bei Seite lassen darf, so wird doch für die Erkenntniß syntaktischer Gesetzmäßigkeit die neuhochdeutsche Periode der ergiebigste Boden sein. Hier gelten J. Grimms Worte (Gr. IV. Thl. VII): „Je mehr der Sprache die Flügel gestutzt werden, durch deren Gewalt sie sich ehemals in die Luft erhob, desto nöthiger hat sie ihren Gang und Schritt auf dem Boden abzumessen, zu regeln und zu festigen. Was sie an Schnelle einbüßt, gewinnt sie an gleichmäßiger, gefahrloser Ruhe ihrer Bewegungen. Die alte Sprache konnte stellenweise glänzen, die Neue strebt nach einer milderen ausgebreiteten Klarheit." Und weiter (ebd. VIII): „Heute stehen uns alle Entfaltungen deutscher Poesie und Prosa offen, deren Ergründung und Darstellung erst den Gipfel und krönenden Schluß einer deutschen Grammatik geben wird."

Der erste Theil des vorliegenden Werkes, handelt nach einer kurzen Einleitung über den Satz und seine Gliederung im ersten Buche vom Verbum und den Participialien, im zweiten vom Nomen und Pronomen. Der zweite, stärkere Theil erörtert hierauf im dritten Buche die Rektion und das Adverbiale und im vierten die besonderen Verhältnisse des mehrfachen Satzes. Im Verlaufe der Arbeit erschloß sich dem Verfasser mehr und mehr die Einsicht, „daß die herkömmliche strenge Scheidung zwischen der Syntax des einfachen und des mehrfachen Satzes eine künstliche ist" (II Th. Vorr. IV.). Andeutungen darüber liegen schon im ersten Theile (vgl. D. S. 3 ff.). Zur Bildung dieser Ueberzeugung mochte wohl das nähere Eingehen auf die mittelhochdeutsche Prosa beigetragen haben. Vielleicht hätte indeß diese Erkenntniß von vornherein eine andere Eintheilung und Anordnung des Stoffes im Ganzen und Einzelnen an die Hand geben können, aber die Aufgabe wäre dadurch schwieriger und die Lösung einer Ausbeutung des Buches für den praktischen Gebrauch minder zugänglich geworden.

Das Werk ist J. Grimm zugeeignet. Der Verleger hat es würdig ausgestattet. Bekanntlich sind die meisten der früheren Arbeiten des Verfassers erfolgreich dem deutschen Unterrichte an der Volks- und Mittelschule gewidmet; nun war er auch bemüht, die deutsche Sprachwissenschaft selbst an seinem Theile zu fördern. Mögen wir ihm bald wieder, was von seinem unermüdeten Fleiße zu hoffen ist, auf dem einen oder dem anderen Gebiete begegnen.

Digitized by Google

Eine akademische Rede von H. Helmholtz.

R. Z. An den deutschen Hochschulen ist es eine längst hergebrachte, an unseren einheimischen leider fast erloschene Sitte, feierliche Gedächtnißtage durch akademische Festreden zu begehen. Arten dieselben auch zuweilen in gehaltlose Förmlichkeiten aus, so bieten sie doch bedeutenden Geistern willkommene Gelegenheit, im Kreise der Universitätsgenossen jene höheren zusammenfassenden Gesichtspunkte zu entwickeln, ohne welche der in den Kreis seines Spezialwissens gebannte Fachmann das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Zweige des Universitätswissens nur zu leicht und weder zu seinem noch zum Vortheile der Wissenschaft einbüßt. Ein wahrhaft musterhaftes Beispiel einer solchen Universitätsrede hat kürzlich Helmholtz, der berühmte Physiologe, dessen neuestes Werk über die Tonempfindungen im Augenblick Physiker, Physiologen, allgemeine und musikalische Aesthetiker gleich sehr beschäftigt, bei dem Antritt des von ihm zur Zeit bekleideten Prorektorats der Universität Heidelberg geliefert. Dieselbe handelt „über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaften" (Heidelberg, Mohr. 1862, 4. 35 S.), und wer wäre berechtigter darüber allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, als Derjenige, der in seiner vortrefflichen Abhandlung „über das Gesetz der Erhaltung der Kräfte" den Grundriß einer allgemeinen Naturwissenschaft mit so festen und sicheren Strichen entworfen hat. Ausgehend von der außerordentlichen Erweiterung, welche die einzelnen Fachwissenschaften erfahren haben, so wie von dem tiefgreifenden Gegensatz zwischen den sogenannten Geistes- und den Naturwissenschaften, deren Träger noch vor Kurzem von jenen der ersteren der „Bornirtheit", so wie jene von diesen der „Sinnlosigkeit" beschuldigt wurden, kommt der Redner dahin, ernstlich die Frage sich vorzulegen, ob es noch einen Sinn habe, alle Zweige des Wissens an derselben Anstalt zusammenzuhalten, da doch kein Einzelner mehr sie alle umfassen könne und ob die äußeren Vortheile überwögen, die man dafür geltend gemacht habe, daß man die Mediziner in die Spitäler der großen Städte schicke, die Naturforscher in die polytechnischen Schulen und für die Theologen und Juristen besondere Seminare und Schulen errichte. „Hoffen wir", sagt er, „daß die deutschen Universitäten noch lange vor einem solchen Schicksal bewahrt bleiben!" Dadurch würde in der That der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Wissenschaften zerrissen werden, dessen wesentliche Nothwendigkeit nicht nur in formeller Beziehung für die Erhaltung der wissenschaftlichen Arbeitskraft, sondern auch in materieller Beziehung für die Förderung der Ergebnisse dieser Arbeit der weitere Verlauf seiner Rede nachweist. In ersterer Hinsicht sagt er vortrefflich: „Die Vereinigung der verschiedenen Wissenschaften ist nöthig, um das gesunde Gleichgewicht der geistigen Kräfte zu erhalten". Die geistige Arbeit bietet in den beiden großen Gebieten des menschlichen Wissens, in den Natur- und Geisteswissenschaften, Unterschiede dar, die sich, da all unser Wissen nur ein denkendes Zusammenfassen der Thatsachen der Erfahrung ist, auf den Gegensatz in den Schlußweisen der logischen Induktion, die es zu scharf

Digitized by Google

definirten allgemeinen Sätzen bringt, und der blos künstlerischen zurückführen lassen, bei welcher Instinkt, Takt und Gefühl die Hauptrolle spielen.

„Die historischen Wissenschaften", bemerkt der Verfasser sehr treffend, „müssen zunächst die Glaubwürdigkeit der Berichterstatter prüfen, die ihnen die Thatsachen überliefern; sind diese festgestellt, so beginnt ihr schwereres und wichtigeres Geschäft, die oft sehr verwickelten und mannigfaltigen Motive der handelnden Völker und Individuen aufzusuchen; beides ist wesentlich zu entscheiden nur durch psychologische Anschauung. Die philologischen Wissenschaften, insofern sie sich mit Erklärung und Verbesserung der uns überlieferten Texte, mit Literatur- und Kunstgeschichte beschäftigen, müssen den Sinn, den der Schriftsteller auszudrücken, die Nebenbeziehungen, welche er durch seine Worte anzudeuten beabsichtigte, herauszufühlen suchen; sie müssen zu dem Ende von einer richtigen Anschauung sowohl der Individualität des Schriftstellers als des Genius der Sprache, in der er schrieb, auszugehen wissen. Alles dies sind Fälle künstlerischer, nicht eigentlich logischer Induktion." Daher beruhen diese und ähnliche Studien, bei welchen das Urtheil eine große Menge bereitliegender Thatsachen voraussetzt, wesentlich auf einem guten und treuen Gedächtniß. Der Mathematiker dagegen „braucht gar kein Gedächtniß für einzelne Fälle, der Physiker sehr wenig davon zu haben; die auf Erinnerung ähnlicher Fälle gebauten Vermuthungen können wohl nützlich sein, um einmal auf eine richtige Spur zu bringen; Werth bekommen sie erst, wenn sie zu einem streng formulirten und genau begrenzten Gesetze geführt haben. Der Natur gegenüber besteht kein Zweifel, daß wir es mit einem ganz strengen Causalnexus zu thun haben, der keinen Zweifel zuläßt; deßhalb ergeht an uns auch die Forderung, fortzuarbeiten, bis wir ganz ausnahmslose Gesetze gefunden haben; eher dürfen wir uns nicht beruhigen; erst in dieser Form erhalten unsere Kenntnisse die siegende Kraft über Raum und Zeit und Naturgewalt."

Den Werth der Geisteswissenschaften will dadurch Helmholtz nicht herabsetzen. „Wenn die Naturwissenschaften die größere Vollendung in der wissenschaftlichen Form voraushaben, so haben die Geisteswissenschaften vor ihnen voraus, daß sie einen reicheren, dem Interesse des Menschen und seinem Gefühle näherliegenden Stoff zu behandeln haben, nemlich den menschlichen Geist selbst in seinen verschiedenen Trieben und Thätigkeiten." Dennoch, setzt der Redner hinzu, wird in dem Maße, als der Umfang der Wissenschaft sich erweitert, es nicht fehlen können, „daß sich die Individuen genöthigt sehen werden, strengere Schulen des Denkens durchzumachen, als die Grammatik zu gewähren im Stande ist." Aus eigener Erfahrung bei den Schülern, die aus den grammatischen Schulen zu naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien übergehen, sei ihm aufgefallen, „erstens eine gewisse Laxheit in der Anwendung streng allgemeiner Gesetze. Die grammatischen Regeln, an denen sie sich geübt haben, sind in der That meist mit langen Verzeichnissen von Ausnahmen versehen; sie sind deßhalb nicht gewohnt auf die Sicherheit einer legitimen Konsequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu trauen. Zweitens finde ich sie meist zu sehr geneigt, sich auf Autoritäten

Digitized by Google

zu stützen, auch wo sie sich ein eigenes Urtheil bilden könnten. In den philologischen Studien wird in der That der Schüler, weil er selten das ganze Materiale übersehen kann, und weil die Entscheidung oft von dem ästhetischen Gefühl für die Schönheit des Ausdrucks und den Genius der Sprache abhängt, welches längere Ausbildung erfordert, auch von den besten Lehrern auf Autoritäten verwiesen werden müssen. Beide Fehler beruhen auf einer gewissen Trägheit und Unsicherheit des Denkens, die nicht blos späteren naturwissenschaftlichen Studien schädlich wird. Gegen beides sind aber gewiß mathematische Studien das beste Heilmittel; da gibt es absolute Sicherheit des Schließens und da herrscht keine Autorität, als die des eigenen Verstandes."

Damit ist das „geistige Gleichgewicht", das die Hochschule erhalten soll, hinreichend gekennzeichnet. Das materielle Band der Universitätswissenschaften ist „die Verbindung ihres Inhaltes". Geistes- und Naturwissenschaften haben einen Zweck: Herrschaft des Geistes über die Welt! Die große Aufgabe der Universitäten ist, „diese Beziehung aller Forscher und aller Zweige des Wissens zu einander zu ihrem gemeinsamen Ziele stets in lebendigem Zusammenwirken zu erhalten Darum ist es nöthig, daß an ihnen die vier Fakultäten stets Hand in Hand gehen, und in diesem Sinne", schließt der Redner, „wollen wir uns bemühen, so weit es an uns ist, dieser großen Aufgabe nachzustreben."

Wir haben geglaubt eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir die bedeutungsvollen Worte eines der ersten lebenden wissenschaftlichen Forscher einem weiteren Leserkreise zugänglich machen. Vielleicht wird es in gewissen tonangebenden Kreisen Eindruck hervorbringen, daß jener Ruf zur Einheit der Wissenschaft und ihrer sichtbaren Repräsentantin, der Universität, den man, aus dem Munde der philosophischen Fakultät kommend, so gern überhört, hier von einem ausgezeichneten Mitgliede der medizinischen erhoben wird.

J. W. Schirmers biblische Landschaften.

(Ausgestellt im österreichischen Kunstverein.)

Es hat Zeiten gegeben, wo das Briefschreiben eine Kunst war, nur Wenige einen Vers zu machen verstanden, und ein Gelehrter genannt wurde, der lesen und schreiben konnte. Die Kreise der Bildung haben sich bedeutend erweitert; Briefschreiben kann jeder gebildete Mensch, noch vor der Ablegung der Maturitätsprüfung hat jeder Gymnasiast im Versemachen Proben gegeben und würde man die Gelehrsamkeit nach dem Bücherlesen beurtheilen, so würden wir heutzutage inmitten einer wahren Gelehrten-Nation leben. In den Kreis allgemeiner Bildungsmittel ist auch die bildende Kunst hineingezogen worden, und wenn die Kultur sich ununterbrochen so erweitert wie bisher, so wird die Zeit nicht mehr ferne sein, wo auch die Kunst eine Landschaft zu malen kein Vorrecht der Künstler sein wird. So

Digitized by Google

weit haben wir es wenigstens jetzt schon gebracht, daß Personen, welche leidlich die Kontur eines Gebirges zeichnen können, mit dem Bleistift oder dem Pinsel die Unterschiede einer Tanne und Eiche einigermaßen zu charakterisiren und mit viel Kourage und wenig Geschick die Photographien von Bisson Frères in Aquarell- oder Oelfarben zu übersetzen im Stande sind, ihre Produkte auf Ausstellungen schicken und sich als Künstler im Landschaftsfache geriren. Die Landschaften nehmen daher auf allen Ausstellungen einen großen Raum ein und die Zahl der Landschaftsmaler ist unter solchen Umständen Legion geworden; von dieser Legion aber gilt das Wort des Herrn: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt". Unter so bewandten Umständen muß man aber auf die Auserwählten ein ganz besonderes Gewicht legen, und gewiß gehört in ihre Reihe J. W. Schirmer (geboren zu Jülich 1807), gegenwärtig Direktor der Kunstakademie in Karlsruhe, mit C. F. Lessing (geboren zu Wartenberg 1808), der eigentliche Begründer der Landschaftsschule in Düsseldorf.

Die Bedeutung Schirmers als Künstler tritt in diesen Landschaften, welchen Motive aus der Bibel zu Grunde liegen, besonders hervor. Historische Landschaften werden so selten gemalt und das Verständniß für dieselben ist relativ ein so geringes, daß es nicht unpassend sein dürfte, Einiges über die Sache selbst zu sprechen. Der Werth einer historischen Landschaft beruht auf der Erfindung, auf dem Zusammenstimmen der Linien und der Formen, des Kolorits und der Staffage mit der Idee, welche derselben zu Grunde liegt. Gewiß ist es ein schöner Gedanke, Landschaften zu entwerfen, welche jene tiefsinnigen Zeilen in würdiger Weise illustriren sollen, die im ersten Buche Mosis das Leben Abrahams, seinen Einzug in das gelobte Land, die Verheißung im Haine Mamre bis zum Tode Abrahams mit einer wunderbaren Einfalt und Größe charakterisiren. Soll das Bild der Vorstellung gerecht werden, welche wir von altbiblischen Legenden haben, so muß die Konzeption sich zur Höhe dieser Vorstellung erheben und uns Gegenden schaffen, die der Anschauung würdig sind, die wir von Abraham und seiner Zeit haben. Die Erfindung solcher Landschaften, die Schilderung der in denselben vorgefallenen Szenen ist ein Produkt der schaffenden Phantasie; die Natur gibt nur die Motive, sie zeigt die Mittel und die Wege, auf welchen der Künstler seinem Gegenstande nahe kommen kann. Er wird ihn in der Natur nie vollständig erreichen, ja er wird nicht einmal das entsprechende Motiv finden, wenn er in seinem Geiste nicht klar ist über das, was er will. Auf die Benützung, Verarbeitung und Umgestaltung des von der Natur gebotenen Materials kömmt Alles an.

Die historische Landschaft ist deßwegen in Mißkredit gekommen, weil sie von Künstlern geübt wurde, welche die Form mit der Sache verwechselt, das gedankenlose und empfindungsarme Wiederholen gewisser Linien für das Wesen der historischen Landschaftsmalerei gehalten und gemeint haben, sie können den Boden der Natur verlassen und schematisch nach eingelernten Formeln schaffen. Landschaften, die auf diese Art entstanden sind, ließen die Phantasie unbefriedigt; trocken in der Farbe, arm an Erfindung, jeder tieferen und lebendigeren Naturanschauung entbehrend,

Digitized by Google

glichen sie Verstandesexerzitien, die von Schülern für die Schule und nicht von Künstlern für das Leben sind. Von der Nüchternheit solcher Schulübungen ist in den Schirmer'schen Landschaften keine Spur. Er hat sich darin auch nicht auf den Standpunkt des modernen Naturalismus jener Künstler eingelassen, die aus lauter Verehrung für die Natur die Stylgesetze der Kunst außer Acht lassen, nach dem Oriente wandern zu müssen glauben, wenn sie eine biblische Landschaft darzustellen haben und sich aus Algier einen Burnus und Fez kommen lassen, wenn sie einen Abraham bekleiden wollen. Die biblischen Landschaften sind aber eben keine Illustrationen einer Reise in den Orient, und den Gestalten eines Abrahams, eines Isaaks, einer Judith, eines David und Salomo kömmt man mit Photographien von Emirs und Scheiks der Beduinen und mit dem Materiale nicht näher, das man um einige hundert Piaster aus jedem Laden in Kairo beziehen kann. Darum geht der gesunde Naturalismus in der Landschaft, dessen volle Berechtigung wir gerne anerkennen, jenen Vorwürfen aus dem Wege, welche sich Schirmer in seinen biblischen, oder Preller in seinen homerischen Landschaften zur Darstellung gewählt haben; denn der rechte Naturalist weiß sich in seinem Kreise zu beschränken und sucht auf jenen Wegen, die innerhalb dieser Grenze, die Vollendung, die ein Ruysdael, Everdingen, Hobbema erreicht haben. Nur ein Künstler, der über die Aufgaben der Kunst unklar entgegengesetzte Stylprinzipien zu erringen sucht, greift nach dem Flittergolde ganz äußerlicher Mittel und putzt die soit disant historischen Werke mit jenem naturalistischen Beiwerk in der Weise auf, mit dem Richard Wagner den großen Styl der Oper zu erreichen glaubt. Aber die Wiedergabe schriller Naturtöne, das Einfügen materieller Klangfiguren, die musikalische Nachbildung von Naturlauten ist nicht die Art des großen Styls, sondern nur ein Zeichen des Unvermögens im Beherrschen desselben. Und so können wir es nur billigen, daß Schirmer in seinen biblischen Landschaften nur Motive aus dem Oriente in freier Weise benützt, nicht bestimmte Gegenden wiedergegeben und die mit der Komposition innig verbundene Staffage in der Weise der Rafael'schen Schule dargestellt hat.

Es gehört ein ganzes, reiches und thätiges Künstlerleben dazu, um aus der Fülle der Naturanschauung schöpfen zu können, wie es in diesen Bildern der Fall ist, und wenn ein Versuch, solche Gegenstände zu schaffen — denn ein Versuch bleibt ein Vorwurf ähnlicher Art immer — Schirmer in hohem Grade gelungen ist, so glauben wir den Grund davon wohl auch in dem Zusammenstimmen seiner religiösen Anschauung mit dem Gegenstande suchen zu können. Schon das Zusammenstellen zweier Gegenstände auf ein Bild, und die Wahl der Bilder des ganzen Cyklus weist darauf hin, daß es dem Künstler auch um Befriedigung religiöser Anschauungen zu thun war. Er hat den Einzug Abrahams mit der Verheißung im Haine Mamre, Abrahams Bitte für Sodoma und Gomorra mit der Flucht Lotts, Elieser und Rebekka mit dem Begräbniß Abrahams, und weiter die Austreibung der Hagar mit Hagars Noth in der Wüste, die Rettung Hagars und Ismaels und die Verheißung mit Abrahams Gehorsam, das Opfer Isaaks mit

Digitized by Google

dem Tode der Sarah zusammengestellt. Unter den größeren Bildern nimmt ohne Frage Abrahams Bitte für Sodoma und Gomorra, und nach demselben der Einzug Abrahams in das gelobte Land, unter den kleineren das Begräbniß Abrahams, Hagar in der Wüste, die Flucht Lotts eine hervorragende Stellung ein.

Das Publikum nimmt hier Schirmers Landschaften mit großer Wärme auf. Wir betrachten dies als einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt in der Geschmacksbildung desselben, und bedauern nur, daß in unseren öffentlichen Galerien die historische Landschaftsschule, wie sie sich in Tizian, den Carraccis, Gaspar Dughet, Claude Lorrain, u. s. f. in hervorragender, noch unübertroffener Weise ausgebildet hat, sehr wenig vertreten, Mittel zur Orientirung nur sehr wenig geboten sind. Das Bedeutendste in der Art, was die kaiserliche Galerie am Belvedere besitzt, ist die große Landschaft mit „Phileman und Baucis" von P. P. Rubens, die Landschaft zu Tizians „Diana und Callisto" und die Landschaft in H. Carraccis „die Samaritanerin am Brunnen".

R. v. E.

---

* Ein Programm, das der Ausschuß des deutsch-böhmischen Vereines veröffentlicht, gibt uns Aufschluß, in welcher Weise der Verein an die Aufgabe, die er sich (neben der Herausgabe einer historischen Zeitschrift) gestellt hat, nemlich eine Quellensammlung für die Geschichte Böhmens zu veranstalten, gegangen ist. Die historischen Publikationen sollen in drei Serien erscheinen. Die erste Serie ist den allgemein politischen und kulturhistorischen, dann solchen Quellen gewidmet, die sich speziell auf die Geschichte der Deutschen in Böhmen beziehen. Als erster Band dieser Serie wird das für die Christianisirung Böhmens durch Deutsche wichtige Homiliar des 11. Jahrhunderts erscheinen. Dasselbe befindet sich bereits unter der Presse. Als zweiter Band werden authentische Korrespondenzen, die namentlich für die Geschichte König Georgs von Poděbrad wichtig sind, erscheinen. Die zweite Serie wird quellenmäßige Ausarbeitungen einzelner Theile der böhmischen Geschichte, dann Regesten der böhmischen Könige umfassen. Auch werthvolle Monographien linguistischen, ethnographischen oder statistisch-geographischen Inhalts sollen in dieser Serie ihren Platz finden. Den ersten und zweiten Band dieser Serie werden Kohls Denkmäler des böhmischen Königthums bilden, von welchen der erste Band noch in diesem Jahre erscheinen wird. Die dritte Serie wird ausschließlich die Geschichte deutsch böhmischer Städte enthalten und demnächst durch die Chronik von Trautenau begonnen werden. Die Bändezahl der einzelnen Serien ist nicht fixirt und wird sich durch die Masse des vorhandenen Materials und den Fond des Vereines bestimmen.

---

* Von dem bekannten Werke Zöpfls: „Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechtes mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Staatsrecht und auf die neuesten Zeitverhältnisse" ist die fünfte Auflage (Leipzig und Heidelberg bei Winter) erschienen. Wir kommen auf die wichtige Publikation gelegentlich wohl noch zurück.

---

* Ausstoßung von Hochverräthern aus der nordamerikanischen Akademie. Das „Ausland" entnimmt den „Proceedings of the American Philosophical Society" in Philadelphia, daß die Societät im verflossenen Jahre beschlossen

Digitized by Google

hat, die Mitglieder, welche notorisch und öffentlich sich bei Hochverrathshandlungen gegen die vereinigten Staaten betheiligt haben, aus der Societät zu stoßen. Das Schicksal traf W. F. Lynch und Kapitän Maury, den berühmten Verfasser der: „Physical Geography of the Sea“ und der „Nautical Directions“.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Der Hast, in welcher das vergangene Jahr bis zum Grenzpunkte den literarischen Markt belebte, ist in den letzten Wochen ein bemerkenswerther Stillstand gefolgt, der als unmittelbare Folge großer Erschöpfung angesehen werden kann. Wir können auch heute noch nicht das Ende dieser Ferien begrüßen, die bedenkliche Aehnlichkeit mit der sogenannten Gurkenzeit haben, sind aber doch im Stande, von einigen Erscheinungen von Werth Notiz zu nehmen, die in den jüngsten Tagen sich ansammelten. Da sind vorerst die „Kriegsgeschichten, Reisen und Dichtungen aus den hinterlassenen Papieren des Freiherrn von Hallberg-Broich, des sogenannten Eremiten von Gautinz“, herausgegeben von Baron Kunßberg. „Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen österreichischen Veteranen“, von M. Ritter von Thielen (Wien, Braumüller), die Feldzüge 1805, 1809, 1813 bis 1815 berührend; „Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“ von Prof. Kutzen in Breslau, ein besonderer Abdruck aus der empfehlenswerthen „Deutschen Nationalbibliothek“ (Berlin, Brigl). — Ein militärisches Prachtwerk ist das vom Grafen zur Lippe herausgegebene „Hußaren-Buch“ (Döring in Potsdam), die Geschichte der Truppengattung „Hußaren“, vorzugsweise natürlich der preußischen, enthaltend, geziert mit trefflichen Farbendrucken der Repräsentanten berühmter Reiterregimenter.

Ueber die Person und Heldenthat Arnold Winkelrieds versucht eine Quellenarbeit H. von Liebenau's neue Aufschlüsse und Bestätigungen der vielfach angezweifelten Erzählung seines Todes zu geben. Mozart hat in L. Nohl in München einen neuen Biographen gefunden, der seinen Stoff natürlich mit Benützung der fast alle Quellen erschöpfenden Jahn'schen Musterarbeit in einen Band zusammendrängte. — „Das Leben des Enea Silvio de Piccolomini“ (Papst Pius II.) von G. Voigt ist durch einen dritten Band zu Ende geführt. — Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Jean Pauls hat seinen Schwiegersohn, Ernst Förster in München zur Herausgabe der Memoiren und Briefe des Gefeierten bewogen; die erschienenen zwei Abtheilungen des ersten Bandes enthalten die Korrespondenz Jean Pauls mit seinen Freunden Em. Osmund, Fr. v. Oertel und P. Thieriot, in der wir den seiner Zeit Epoche machenden Bilderreiz seiner Romane in üppigem Maße wiederfinden. Wie wir uns kein Räuspern der französischen Literaturhelden entgehen lassen, haben wir denn auch die aus Victor Hugo's „Misérables“ von seinem Sohne Charles Hugo aufgebaute Komödie uns nicht entgehen lassen. A. Diezmann hat sie unter dem Titel „Valjean“ für die deutsche Bühne bearbeitet.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) In der verflossenen Woche erschien der erste Band einer Publikation, welche für die Geschichte und die Geschichtsforschung von der größten Wichtigkeit ist. Das französische Ministerium läßt nemlich die in den archives de l'Empire befindlichen Dokumente veröffentlichen und der Archivdirektor Graf Laborde leitet selbst diese Veröffentlichung, die unter dem Titel: „Le Trésor des Chartes. Recueil complet des documents renfermés autrefois dans les Layettes du Trésor conservés aujourd'hui aux archives de l'Empire; publication officielle faite par ordre de l'Empereur par A. Teulet“ begann. Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen: die Layettes und die Registres. Das Inventarium der

Digitized by Google

letzteren erscheint später. Von den Layettes, die in etwa siebenzehntausend Stücken die Periode vom Anfang des 11. bis zur ersten Hälfte des 15 Jahrhunderts umfassen, liegt der erste Band vor. Er enthält 1595 Dokumente von 755 an bis zum Tode Philipp Augusts (1223).

Man wird sich bei der Herausgabe strenge an die chronologische Ordnung halten und kein Dokument weglassen. Diejenigen, welche ein wahres Interesse in Bezug auf die Geschichte der Thatsachen, der Institutionen und Sitten oder selbst auf die Sprachwissenschaft bieten, werden vollständig wiedergegeben. Bei Stücken von minderer Bedeutung wird man sich mit einem Auszuge oder einer Analyse je nach der Wichtigkeit des Dokumentes begnügen. Da ein solches Werk nur dann von wahrhaft großem Nutzen ist, wenn es tüchtige Register hat, so sind jedem Bande die genauesten alphabetischen Indices über alle vorkommenden Orts- und Personennamen beigegeben.

Auf diese Weise werden eine Masse der interessantesten Schriftstücke des Mittelalters Gemeingut der gelehrten Welt, Friedensschlüsse, Schriften in Bezug auf Kirchen- und Staatsgeschichte, Statuten, Gesetze, Prozesse, Verträge, Testamente, Alles findet sich in der Sammlung vereinigt, was für die Geschichte Frankreichs von Bedeutung ist.

Daß nicht allein Frankreich, sondern alle europäischen Länder ein großes Interesse an der Veröffentlichung der französischen Archive haben, liegt auf der Hand. Man wird eine Menge Schriftstücke auffinden, die auf irgend eine Weise in die Hände der französischen Könige gelangten und bisher vergeblich in den Ländern, die sie eigentlich betreffen, gesucht wurden. Der „Recueil du Trésor des Chartes“ muß daher für eine jede öffentliche Bibliothek, die einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch macht eine nothwendige Zierde werden, und es zeigt von gutem Geschmack, daß man das Werk zwar sehr schön ausstattete, aber nicht zu kostspielig, selbst für bescheidene Mittel anlegte.

Die Layettes dürften nach einer ungefähren Berechnung etwa acht Bände in Quartformat umfassen.

Eine ähnliche Publikation der Departemental-Archive Frankreichs hat unter dem Titel: „Inventaire-sommaire des archives départementales antérieures à 1790“ begonnen Bis jetzt erschien die erste Lieferung des Departements Seine-et-Oise.

Nekrolog.

Karl August Schimmer.

Der am 1. Februar 1863 in Wien verstorbene Schriftsteller Karl August Schimmer war das sechste und jüngste Kind des Josef Schimmer, Bürgermeisters in Perchtoldsdorf, eines regsamen, patriotischen Mannes, der sich bei Aufstellung der allgemeinen Landwehr in den Jahren 1797 und 1805 die Auszeichnung der silbernen Verdienstmedaille erwarb.

Noch dieser Schimmer schrieb sich bis zu Anfang des Jahrhunderts gleich seinen Vorfahren Schiemer, und die Familie stammt höchst wahrscheinlich von den gleichnamigen alten Wiener Rathsbürgern her, welche vielfach in alten Wiener Urkunden vorkommen. Ein Philipp Schiemer ist 1479, und sein Sohn Michel 1497 im Besitze eines Stadthauses, jetzt Nr. 646 am Laarmarkt, gewesen. Lazius in seiner Chronik nennt unter den Geschlechtern, „welche des Raths gewesen vnnd abgangen seyndt“ 1480 Philipp und Johann Schiemer und bemerkt: „der letzte deß Stammens hat kurtz vor vnserem gedencken das seynige verthan“. Die Schiemer sind erst später nach Perchtoldsdorf gekommen. Nach erhaltenen Briefen erscheint daselbst Hans Schiemer, der beim Herannahen der Türkengefahr 1683 mit seiner Familie vorsichtig nach Mariazell entfloh, und so einer der drei Perchtoldsdorfer Bürger wurde, welche der gräßlichen Katastrophe der Marktbewohner am 16. Juli 1683 entgingen. Dieser Hans Schiemer, der sich noch Rathsbürger geschrieben hat, starb 1729.

Karl August Schimmer, am 7. August 1800 geboren, wurde zum Militärstande bestimmt und trat im 13. Jahre in die Ingenieur-Akademie ein. Er mußte aber durch Familienverhältnisse genöthigt nach zwei Jahren dieselbe wieder verlassen und sich ohne Lust und Beruf dem Kaufmannsstande widmen, in welchem er bis zum

Digitized by Google

Jahre 1880 verblieb. Daneben und besonders nach Aufgabe des Geschäftes widmete sich Schimmer fortan ungetheilt dem literarischen Wirken. 1832 übernahm er die weitere Herausgabe des bei Sollinger erscheinenden „Geschichts- und Erinnerungskalenders", den er bis 1849 fortführte. Gleichzeitig war er der thätigste Mitarbeiter an der von Gräffer und Czikan herausgegebenen „Oesterreichischen National-Encyklopädie" und 1835 übernahm er die Redaktion des gehaltvollen „Leipziger Sonntags Magazins" für Wien, welches auch viele Aufsätze von ihm enthält. Aber noch immer sollte sich Schimmer seiner Lieblingsthätigkeit nicht ausschließlich widmen können. Seine Arbeiten als Oekonom in seinem Geburtsorte, denen er sich zuwenden mußte, vermochten aber seinem geistigen Wirken so wenig Eintrag zu thun, daß er die Redaktion des Kalenders fortführte, 1838 sein erstes selbstständiges Werk: „Die französische Revolution und ihre Folgen" bei Sollinger erscheinen ließ, welchem 1844 die „Geschichte Wiens" folgte. Bald darauf begann er den Text zu dem Prachtwerke: „Das Kaiserthum Oesterreich", bei Lange in Darmstadt, und schon 1843 erschien die erste Auflage des „Kaiser Joseph" bei Dirnböck. Dieses Werk wurde die populärste Arbeit Schimmers. Zwei Monate nach der Ausgabe war die Auflage vergriffen und es folgten ihr noch vier weitere. Die vierte, als „Geniusfreie Anekdoten", umgearbeitet nach den Märztagen erscheinend, brachte dem harmlosen Autor die Ueberraschung, damit auf den römischen Index gestellt zu werden. 1845 verlegte derselbe bei Heubner sein mit Benützung vieler vordem unbekannter Quellen verfaßtes Werk: „Die Belagerungen Wiens durch die Türken", 1846 „Die französischen Invasionen", „Maria Theresia" und „Trenk", 1847 die „Biographie Napoleons I." bei Dirnböck. Im gleichem Jahre erschien sein „Wien seit 600 Jahren" bei Kuppitsch theils als Sammelwerk früherer Aufsätze, theils neu, in welchem er die Vergangenheit und alte Topographie der Kaiserstadt ungemein anschaulich schildert. Schon seit 1842 hatte er neben dem Geschichtskalender auch die Ausgabe des „Wiener Volkskalenders" begonnen, welchem er Kupferstiche nach seltenen Originalansichten von Wiener Kirchen beigab. Sein „Gemälde von Wien" 1842 bei Sollinger erschienen, 1848 neu bearbeitet aufgelegt, blieb lange als topographisches Handbuch der Kaiserstadt unübertroffen.

Inzwischen wieder nach Wien zurückgekehrt betheiligte sich Schimmer auch eifrig an mehreren Journalen. Selbst ausübender Musiker und tiefer Kunstkenner, ließ er in Witthauers Zeitschrift, in Frankls „Sonntagsblättern" und im „Zuschauer" seine Besprechungen erscheinen, welche sich den trefflichsten Leistungen jener Zeit an die Seite stellen.

1849 verließ Schimmers gründlichstes Werk die Presse, nemlich die „Häuserchronik der Stadt Wien" bei Kuppitsch verlegt. Er erfreute sich bei demselben der Theilnahme von Gelehrten ersten Ranges, die Herren v. Karajan und Feil lieferten schätzenswerthe Nachträge dazu, außerdem war der Autor in der Lage, reiche Archivalien und Handschriften zu seiner Arbeit zu benützen und so ist die Häuserchronik ein Werk geworden, welches in der vaterländischen Literatur stets seine Geltung haben wird. Im gleichen Jahre noch erschien seine „Biographie des Erzherzogs Johann" bei Kunze in Mainz, die „Biographie Kaiser Ferdinands I.", 1853 aber seine „Bilder aus der Heimath" bei Pichler, womit eine literarische Wirksamkeit schließt.

Mit dem Tode seiner Frau im Jahre 1851 war auch Schimmers schöpferische Thätigkeit gebrochen, er beschäftigte sich fortan mit seinen Sammlungen, bis endlich die Krankheit, an welcher er länger als ein volles Jahr gelitten hatte, die Lungentuberkulose, bei ihm verheerend auftrat.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 4. Februar 1863.

Der Klasse wird vorgelegt ein Aufsatz des Herrn Prof. Sandhaas in Graz: „Zur Geschichte der Textesgestaltung des Wiener Weichbildrechtes."

Diese Abhandlung liefert eine sehr erwünschte Vorarbeit für eine befriedigende Ausgabe des Wiener Weichbildbuches, woran es noch immer gebricht. Die darin niedergelegte Untersuchung gründet sich auf vier verschiedene Handschriften, wovon die eine durch den Rauch'schen Abdruck bekannt geworden, die zweite von Stark im 36. Bande der Sitzungsberichte ausführlich beschrieben wurde, während die beiden letzten im Joanneums-Archiv zu Graz durch den Verfasser der Abhandlung selbst eingesehen und benützt worden sind. Eine genaue Vergleichung dieser vierfachen Ueberlieferung, welche durch Zusammenstellungen bis ins Einzelnste veranschaulicht wird, hat nun bereits zu dem interessanten Ergebnisse geführt, daß sich mindestens drei Formen des Rechtsbuches, die näher charakterisirt werden, unterscheiden lassen. Beigefügt ist dieser Untersuchung über die Textesentwicklung ein Wort über die ursprüngliche Abfassung und über die spätere Verbreitung, die das zunächst für die Hauptstadt geschriebene Rechtsbuch gefunden.

Digitized by Google

Herr Regierungsrath Joseph Ritter von Arneth hielt einen Vortrag über das Evangelistarium Karls des Großen in der k. k. Schatzkammer im Vergleiche mit den Gebetbüchern Kaiser Karls V. und Kaiser Ferdinands I. Arneth berichtete, daß seine mannigfach dargelegte Hinneigung zur christlichen Archäologie besonders durch seine Arbeit über das Antipendium zu Klosterneuburg vom Jahre 1181 bewiesen wurde. Er vindicirte diese großartigste Arbeit der Art, die er mit den ähnlichen Werken in ganz Europa verglich, Oesterreich, und gab ihm zuerst den richtigen Namen. Ueber diese Arbeit erhielt Arneth einen äußerst anerkennenden Brief des Sulpiz Boisserée, den von Arneth mittheilte, weil er zur „Sache gehört, und weil er die Anhänglichkeit an Oesterreich dieses als Sammler, Gelehrten und durch anständig edles Benehmen gleich ausgezeichneten Mannes beweist". Als Graf August Bastard mit Unterstützung der früheren französischen Regierung für sein Prachtwerk „Die Miniaturen vom 4. bis inklusive 15 Jahrhundert" sammelte und er ein auf 12.000 fl C. M. kommendes Werk abzusetzen wünschte, erhielt Arneth den Auftrag demselben im k. k. Münz- und Antikenkabinete aus der damals so schwer zugänglichen Schatzkammer unter Schatzmeister Meyer das Evangelistarium Karl des Großen zu zeigen. Sowohl Arneth als Graf Bastard hatten nicht den mindesten Zweifel, daß das Evangelistarium von Karl dem Großen herstamme. Arneth durfte damals das Evangelistarium längere Zeit im k. k. Münz- und Antikenkabinete behalten, er benützte dieselbe, um eine genaue Beschreibung davon zu machen, die er hier vorlegte. Als Exkurs schickte er eine Abhandlung über Portraite Karl des Großen voraus, deren Ergebniß war, daß es nach seiner Ansicht ebensowenig ein gleichzeitiges Portrait Karl des Großen, wie des 1100 Jahre vor ihm lebenden Alexander des Großen gebe. Durch den Zeichner des Kabinetes, Herrn Schindler, ließ er Facsimiles der Evangelisten Matthäus und Johannes und der Anfänge der vier Evangelien machen, welche er bei seinem Vortrage vorzeigte und zur Beilage desselben in sechs Blättern übergab. Diese Facsimiles nahm Arneth auf seine im Jahre 1855 nach München, Aachen, London, Paris, Köln und Mainz unternommene Reise mit, um sie mit den Schätzen ähnlicher Art in den genannten Städten zu vergleichen. Arneth verglich diese Facsimiles mit dem wichtigsten Monumente dieser Gattung, welches Gottschalk auf Befehl Karl des Großen und seiner Gemalin Hildegarde, wie er selbst am Ende desselben sagte, im Jahre 780 beendigte. Arneth stellte die Facsimiles des Wiener Evangelistariums an die Seite desjenigen, welches von Toulouse nach Paris gekommen und Napoleon bei der Geburt des damaligen Königs von Rom geschenkt wurde, und fand Schrift wie Materiale des purpurnen Pergamentes ganz identisch, nur die Gestalten viel einfacher, und da diese später immer häufiger und zierlicher wurden, zieht er den Schluß daß das in Wien befindliche Evangelistarium Karl des Großen noch vor jenem vielleicht an seinem Hofe geschrieben worden sei. Aus der Vergleichung mit den im britischen Museum zu London und in der Bibliothek zu Bamberg vorhandenen Evangelistarien, die Alcuin ihren Ursprung verdanken, erhellt eine wesentliche Verschiedenheit schon im Materiale. Den gegenwärtigen Einband des Wiener Evangelistariums schreibt Arneth Friedrich IV., Vater Kaiser Maximilians zu. Gott Vater ist sitzend, die Rechte zum Segnen erhebend, vorgestellt, fast wie auf dem Altar von St. Wolfgang von 1483. Rechts von Gott Vater ist die Mutter Gottes auf dem Betschemel kniend, links der Erzengel Gabriel mit dem Lilienszepter, in den vier Ecken die Attribute der Evangelisten.

Nach der Besprechung des Evangelistariums Karl des Großen in der k. k. Schatzkammer und dem ähnlichen Werke in der k. k. Hofbibliothek geht Arneth auf die Beschreibung der Gebetbücher Kaiser Karls V. und Kaiser Ferdinands I. über, beschreibt ein drittes in der k. k. Ambraser Sammlung sehr umständlich und ist geneigt, dasselbe einem Jo. Moeris als Maler aus der vortrefflichen Schule des Hans Hemling

Digitized by Google

(Memling), dessen vorzüglichste Werke in Brügge aufbewahrt werden, zuzuschreiben. Die Gebetbücher Kaiser Karls V. und Ferdinands I. verhalten sich zu den Evangelistarien Karls des Großen, wie die Kirchen der Renaissance zu den großen gothischen Monumenten.

Die Erwähnung so vieler Museen gab Arneth Veranlassung, seine Gedanken über dieselben und ihre Zweckmäßigkeit auszusprechen, und zwar zuerst über die Anstalten, die zusammen ein solches in Wien bilden würden, über das Museo Borbonico zu Neapel, über das päpstliche im Vatikan, im Lateran und auf dem Kapitol, über das französische im Louvre, das englische im britischen Museum, über die ein solches bildenden verschiedenen Anstalten in München, Dresden, Berlin, Kopenhagen, die Eremitage in Petersburg.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 5. Februar 1863.

Herr Dr. Ant. Kauer, Direktor der Realschule in Leoben, übersendet die Analysen der Lippiker Thermen in Slawonien, die durch ihre hohe Temperatur ausgezeichnet und durch ihre chemischen Bestandtheile in die Klasse der jodhaltigen Natronthermen gehören. Der Natrongehalt kommt dem von Karlsbad und Ems gleich und ist bedeutender, als in allen anderen berühmten Thermen, ebenso der Jodgehalt, wodurch die Lippiker Thermen einen schätzenswerthen Beitrag zu den Heilquellen Oesterreichs bilden.

Herr Prof. C. Ludwig legt eine Abhandlung:

„Ueber den Eiweißh.rn nach Unterbrechung des Blutstromes" von Dr. R. Overbeck vor. Die Untersuchung wurde im Laboratorium des Professors Ludwig ausgeführt.

Wenn der Blutstrom in der Niere in Folge einer Verschließung der Art. venalis auch nur für sehr kurze Zeit unterbrochen war, so tritt in den Harn, der nach der Wiederherstellung des Blutstromes abgesondert wird, Eiweiß über. — Dasselbe geschieht, wenn der Blutstrom durch Erstickungsanfälle oder dadurch gehemmt wird, daß dem Blute für kurze Zeit der Eintritt in das Herz verwehrt wurde. Diese Thatsachen geben Gelegenheit, die Eiweißabsonderung, welche bei unveränderter Blutzusammensetzung eintritt, einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Die Resultate derselben gibt die vorliegende Abhandlung, indem sie namentlich auf die Aenderungen eingeht, welche die Absonderung des Wassers, des Harnstoffes bei dem Erscheinen des Eiweißes erfahren.

Herr Prof. Unger legt eine geognostische Skizze der Insel Cypern mit einer topographisch-geognostischen Karte zahlreicher Gebirgsprofilen und einer Gebirgslandschaft vor. Sie sind das Ergebniß sowohl eigener Forschungen, als besonders jener von Gaudry vor zehn Jahren ausgeführten Bereisung der Insel.

In diesem nur 173 Quadratmeilen großen Eilande sind zwei von einander geschiedene Gebirgssysteme zu erkennen, von denen das größere im Süden und Südwesten der Insel sich bis zu 6000 Pariser Fuß erhebt, das andere eine langgezogene Kette schroffer Felsen parallel der Nordküste darstellt. In beiden treten als Grundgebirg Grünsteine mit ihren Abänderungen als Gabbro, Diabas, Diorit, Aphanit, u. s. w. auf, nehmen jedoch in der nördlichen Kette nur als untergeordnete kleine Kuppen an der Gebirgsbildung Antheil, während sie im Süden und Westen der Insel sich in einer zusammenhängenden Berglandschaft ausbreiten.

Auf dieses pyrogene Gestein, dem auch eine kleine Trachytparzelle beigesellt ist, sind allenthalben Sedimentgesteine abgelagert und zwar in der Nordkette die schroffen Kalkfelsen aus rothem Klippenkalk und weißem dichtem Kalke bestehend. Nur letzterer führt Petrefakte und zwar Korallen, die auf oberen Jura hinweisen.

Auf dem Jura folgt ein versteinerungsloser feinkörniger Sandstein, der dem Wiener Sandstein gleichzustellen ist. Nur an der Nordkette tritt er mehr hervor, indeß er in den anderen Theilen der Insel größtentheils von Mergel und Mergelkalken der Tertiär-

Digitized by Google

formation bedeckt wird. Diese Letzteren breiten sich besonders über den Süd- und Ostabfall des Hauptgebirgsstockes aus und schließen dabei nicht selten mächtige Gypslager ein.

Als jüngste Ablagerung endlich ist ein Konglomerat und Sandstein anzusehen, der die Gebirgsmulde zwischen beiden Bergsystemen ausfüllt und zugleich die ganze Insel umsäumt. Sie gehört ihren zahlreichen und wohlerhaltenen Petrefakten nach zu schließen der quartären Periode an, in der die geologischen Verhältnisse im Mittelmeere nahezu schon so gewesen sein müssen, wie sie jetzt sind. Durch die Hebung, welche dieses jüngste Sediment des Meeresbodens ins Trockene brachte und der Insel ihr gegenwärtiges Relief gab, muß eine Verbindung mit Syrien hergestellt worden sein. Nur dadurch wird es erklärlich, wie die Insel Cypern in dem Charakter ihrer organischen Wesen so viel Uebereinstimmung mit dem nahen Kontinent zeigt, ein Gegenstand, der später noch ausführlicher behandelt werden soll. Erst in der vorhistorischen Zeit mag diese Verbindung durch die Versenkung der Kommunikationsbrücke wieder aufgehoben worden sein. Die sowohl im Alterthume als in unseren Tagen häufigen Erdbeben, die mehrere Städte der Insel in Schutt verwandelten mögen wohl die letztern Aeußerungen eines Prozesses sein, der die Geschicke der Insel in früheren Perioden ungleich imposanter maßregelte.

● Das korrespondirende Mitglied, Herr Prof. C. Ritter von Ettingshausen hielt einen Vortrag über neuere Fortschritte in der Erfindung des Naturselbstdruckes und über die Anwendung desselben als Mittel der Darstellung und Untersuchung des Flächenskelets der Pflanze.

Bekanntlich besteht das gewöhnliche Verfahren des Naturselbstdruckes darin, daß von der Bleiplatte, in welche das abzubildende Präparat eingepreßt wurde, zuerst eine Hochplatte und von dieser die druckfähige Tiefplatte auf galvanoplastischem Wege erzeugt wird. Obgleich die mittelst der Kupferdruckpresse angefertigten Abdrücke nichts zu wünschen übrig lassen, so stellte sich wegen der Kostspieligkeit dieser Druckweise doch das Bedürfniß heraus, ein Verfahren zu besitzen, nach welchem möglichst genaue Abdrücke mit Umgehung der Galvanoplastik und des Kupferdruckes erhalten werden können. Dies führte zu dem Gedanken, unmittelbar von der Bleiplatte, nach der Stereotypmanier Drucktypen zu erzeugen, welche mittelst der gewöhnlichen Buchdruckerpresse Abdrücke (weiß auf schwarzem Grunde) geben, die ungleich billiger sind als die Kupferabdrücke. Diese Stereotyp-Drucktypen erfordern jedoch, um das Verdecken des feinen Blattnetzes zu verhüten, einige Vorsicht beim Auftragen der Schwärze und deßhalb einen zweimaligen Druck. Es erübrigte somit nur noch die Lösung der Aufgabe, den Tiefdruck in einen Hochdruck zu verwandeln und auf diese Weise das Verfahren zu vereinfachen. Dank der unermüdlichen Fürsorge von Seite des Herrn Hofrathes von Auer gelang es nun, vollkommen entsprechende Hochdrucktypen durch Aetzung der Naturselbstabdrücke herzustellen. Es wird von der Bleiplatte oder von der galvanoplastisch erzeugten Tiefplatte mittelst der Kupferdruckpresse ein Abdruck auf eine rein polirte Zinkplatte übertragen und diese so lange geätzt, bis der durch den Fettstoff der Farbe geschützte Abdruck erhaben hervortritt. Hierdurch wurden Drucktypen erhalten, welche sich für die Buchdruckerpresse sehr gut eignen und Abdrücke liefern, die den besten des Kupferdruckes außerordentlich nahe kommen.

Die erwähnte Hochätzung führte weiters zu einer neuen Art der Darstellung von Pflanzenabdrücken.

Es ist bisher nicht gelungen, die Photographie, welche für die Wissenschaft und das Leben eine immer größere Bedeutung gewinnt, auch zur Erzeugung von Pflanzenabbildungen auf eine befriedigende Weise zur Anwendung zu bringen, da man hier wegen der vorherrschend grünen Farbe der Objekte nur schwarze Schattenumrisse und fast gar keine Detailzeichnung erhält. Durch die Erfindung des Naturselbstdruckes war nun zwar das Mittel geboten, schöne Photographien von Pflanzen zu erhalten, indem das auf weißem Grunde in greller Farbe hervortretende Bild der Abdrücke sich zur

Digitized by Google

photographischen Aufnahme in mäßiger Verkleinerung vortrefflich eignet. Allein die Vervielfältigung war wegen der Kostspieligkeit des Verfahrens nicht ausführbar.

Die in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei auf lithographische Steine geätzten Photographien erweckten den Gedanken, dieses Verfahren mit der Zinkätzung zu kombiniren und so die Vervielfältigung der Photographien von Pflanzen mit der Buchdruckerpresse möglich zu machen. Es ist dies vollkommen gelungen

Schließlich theilte Herr Prof. von Ettingshausen noch einige Erfahrungen mit, die sich auf die Manipulation des Präparirens der Pflanzen und des Einpressens der Präparate beziehen, ohne deren Berücksichtigung niemals vollkommen gute Abdrücke erhalten werden können.

Herr Dr. Ludwig Mauthner legt Beiträge zur Lehre vom entommatischen Sehen vor, und knüpft daran eine praktische Bemerkung über Verwerthung gewisser entoptischer Sehfelder zur Beurtheilung der genauen Konstruktion von Konkavbrillen.

Sitzung des historischen Vereines für Krain

In der Jänner-Versammlnng spricht der Oberamtsdirektor Dr. Heinrich Costa über die Slawenapostel Cyrill und Method und die Bedeutung ihrer Thätigkeit für Krain. Der Vortragende entwickelte mit Rücksicht auf die Forschungen Ginzels und Bily's uud die älteren Untersuchungen Schönlebens und Valvasors, sowie die Darstellungen bei Wodnik, Janitsch und Hitzinger, daß weder Method noch Cyrill die christliche Lehre in Krain eingeführt haben, daß aber gleichwohl an der kroatischen Grenze des Landes Versuche stattgefunden haben, den öffentlichen Gottesdienst in slawischer Sprache nach Method einzuführen.

Der Vereinssekretär Aug. Dimitz gab auf Grundlage eines in Laibach vorhandenen Manuskriptes eine Beschreibung der Grenzen Krains im Beginne der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Schließlich machte der Bibliotheks-Amanuensis Germonik auf den Werth und die Bedeutung der in Cilli in vier Heften erschienenen und regestenartig abgefaßten „Celska Kronika" Ignaz Orožens aufmerksam und legte Germonik ein von demselben als korrespondirendem Mitgliede des Vereines eingesendetes Exemplar der „Kronika" vor. Herr Orožen beabsichtigt, sein Werk ergänzend und berichtigend umzuarbeiten, da ihm weitere Forschungen neues Material geliefert haben.

Orožen hat seinen Mittheilungen zufolge bis jetzt gegen 1000 Auszüge aus Urkunden und Manuskripten von 1140 bis 1690 gesammelt und wird das äußerst reichhaltige Archiv von Oberburg (seit der Gründung des Laibacher Bisthums 1461 Eigenthum desselben) nochmals durchforschen, um eine möglichst vollständige Zusammenstellung der geschichtlichen Daten in dieser Richtung zu erzielen und dann im Vereine mit einem anderen Gelehrten, welcher eine Partie übernehmen würde, das Ganze in einem Bande gesammelt herauszugeben. Diese einheitliche Edition hätte den Vortheil, das Geschichtsmateriale des Stiftes Oberburg (einstens Benediktiner-Stift) und des Bisthums Laibach in gedrängter Uebersicht vereint bieten zu können. Zum Zwecke des richtigen Einblicks und der gehörigen Ausbeute des Urkunden- und Schriftenschatzes wird Herr Orožen das in völliger Unordnung befindliche Oberburger Archiv ordnen, und zwar vorläufig chronologisch zusammenstellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes.

Von Alfred von Kremer.

(Zwei Bände. Leipzig. Brockhaus, 1863.)

I.

M. Th. Von altersher ist das Nilthal ein Gegenstand der allgemeinen Wißbegierde, ein beliebtes Ziel kühner Reiselust gewesen. Heutzutage ist dies bekanntlich nicht anders geworden, im Gegentheile haben die Erleichterung der Verkehrsmittel und der geordnetere Zustand dieses vielgeprüften Kulturlandes den Besuch desselben nur noch lockender gemacht, und eine Erholungsreise nach Aegypten ist bei den wahrhaft freien und unbeschränkten Söhnen dieser Erde so zu sagen Mode geworden. Auch bedürfen die Epigonen der Kreuzfahrer zu einer solchen Orientreise keiner besonderen Energie, keines großen Entschlusses, auch keiner begeisternden Motive; sie haben sich zum Ersatze für diese selteneren Artikel Dampfschiffe, Eisenbahnen und Konsulate gemacht und ganz ohne Heroismus und Eroberung den Orient für ihre profaneren Zwecke präparirt. Daß gegenwärtig die lokale Entfernung das geringste Hinderniß einer Nilreise ist, beweist der Umstand, daß die Mehrzahl der jährlichen Touristen aus Engländern und Amerikanern besteht.

Der großen Menge Derjenigen aber, die trotz der kürzeren Wegstrecke und bei allem guten Willen nicht disponirt sind, einen Abstecher ins Nilthal zu machen, dürfte eine eingehende Schilderung von kompetenter Seite, wie sie das obgenannte Werk enthält, willkommen sein. Dasselbe gehört durchaus nicht in den Wust ephemerer Reiseliteratur, wovon unser Büchermarkt überschwemmt wird. Durch andauernde Beobachtung, reiches Materiale, das bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich verarbeitet ist, und durch eine methodische Anordnung des Stoffes unterscheidet sich dies Buch sehr vortheilhaft von ähnlichen Erscheinungen. Durch keine dünkelhafte Rechthaberei, mit der die Autopsie der Vielgereisten heutzutage aufzutreten pflegt, läßt sich der Verfasser von seiner einfachen Darstellung und von der gewissenhaften Benützung der einschlägigen Literatur abhalten. Dieser Umstand verbunden mit der umfassenden Sprachkenntniß des Verfassers ist nur geeignet, den Werth seiner eigenen ergiebigen Forschungen zu erhöhen, während die reichen statistischen Daten, die das Werk enthält, ihm zugleich im praktischen Leben besonders in kommerzieller Beziehung eine gewisse Bedeutung sichern.

Mit besonderer Befriedigung müssen wir es hervorheben, wenn ein österreichischer Konsulatsbeamter im Orient sich nicht blos seiner Regierung gegenüber

Digitized by Google

verpflichtet fühlt, sondern auch der Oeffentlichkeit von seinen Fähigkeiten und Erfahrungen Rechenschaft gibt. Schon so manche schätzenswerthe Mittheilung verdanken wir diesem ehrenden Bewußtsein, das, wie wir glauben, hier einen neuen und würdigen Ausdruck gefunden hat.

Das moderne Aegypten ist bei weitem seltener zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht worden, als das alte. Die labyrinthischen Mumienkatakomben, wo ganze Geschlechter im ewigen Schlafe ruhen, die großartigen Tempel, die im Schutte noch majestätischen Paläste der Pharaonen, vor Allem aber die Pyramiden im Todtenfelde von Memphis übten stets auf die Wißbegierde größeren Reiz und lebhaftere Anziehungskraft aus, als das moderne, im grellen Sonnenlichte der Gegenwart lebende Aegypten mit seiner so verkommenen und doch so merkwürdigen Bevölkerung. Die Vergangenheit, so wie die Zukunft ist immer von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt und besitzt hierdurch einen Zauber, dessen die nackte prosaische Gegenwart entbehrt. Und dennoch enthält auch diese des Wunderbaren und Anziehenden viel und Mannigfaltiges. Nur muß sie mit scharfem, vorurtheilsfreiem und empfänglichem Auge betrachtet werden. Das Land in seiner physischen Beschaffenheit, das Volk in seiner durch Jahrtausende vielfältig gestalteten Zusammensetzung und Entwicklung, seine eigenthümliche Gesittung und Denkart, der Landbau, die administrativen und politischen Einrichtungen, die bürgerliche Gesellschaft und die sozialen Verhältnisse, der Handel, die öffentlichen Arbeiten, für die Aegypten vor jeher ein klassischer Boden war, und schließlich die Volksbildung und die Unterrichtszustände — das Alles sind Gegenstände, welche der Forschung und Beobachtung wohl ebenso würdig sind, als Hieroglyphentexte und archäologische Fragen, so gerne wir deren Werth auch anerkennen. Das vorliegende Buch darf daher mit Recht für die lebenden Aegypter einen Theil der Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die bisher den Mumien ihrer Vorfahren und den Ueberresten ihrer Kunst in so reichem Maße zugewendet worden ist.

Insbesondere ist es das Volk, bei dessen Eigenthümlichkeit und äußeren Verhältnissen der Verfasser mit Vorliebe verweilt, nachdem er uns ein anschauliches Bild seines merkwürdigen Landes gegeben hat. Wie aus der physischen Geographie Aegyptens die mannigfaltigen Bildungsarten des Bodens in den aufeinander folgenden Schichten seiner Ablagerung ersichtlich werden, so erklärt uns die Geschichte die eigenthümliche ethnographische Zusammensetzung seiner heutigen Bewohner. Nicht leicht hat die Bevölkerung eines Landes so viele fremde Elemente in sich aufgenommen, und auch bei keinem Volke lassen sich die Niederschläge und Ablagerungen, welche die hin- und herwogende Menschenfluth im Verlauf der Geschichte von nahezu 4000 Jahren zurückließ, mit größerer Sicherheit nachweisen. Die Aegypter sind das Monumentalvolk der Weltgeschichte; ihre Kultur, ihre Religion, ihre Geschichte, ja selbst die Leichname ihrer Verstorbenen haben sie mit einer Sorgfalt der Ewigkeit zu überliefern gesucht, als hätten sie den Beruf gefühlt, späten Geschlechtern als Wegweiser in dem Labyrinthe der Urgeschichte der Menschheit zu dienen — und es gelang ihnen. Wie die Mumien ihrer Leichen jetzt noch als Zeugen verschwundener Jahr-

Digitized by Google

tausende vor uns liegen, so hat uns ihre für die Ewigkeit berechnete Bauart, ihre kindliche, aber dennoch nicht unenträthselbare Hieroglyphenschrift das Skelet ihrer Geschichte und Kultur erhalten, Alles zwar in mumienhafter Form, aber doch so kenntlich und faßbar, wie wir in der Mumie selbst den Menschen erkennen und beurtheilen.

Derselbe Volksstamm, welcher seit den Anfängen der Geschichte das Nilthal innehatte, bewohnt es noch jetzt, zwar nicht mehr rein und unvermischt, aber dennoch in seinen eigenthümlichen Merkmalen wesentlich verschieden von den umwohnenden Völkern, sowie von jenen, welche im Laufe der Zeiten Aegypten theils vorübergehend beherrschten, theils daselbst sich niederließen und in der Folge mit den eigentlichen Aegyptern vermischten.

Die Sprache, welche sich ungeachtet so mannigfacher Wechselfälle unvermischt erhielt, lernen wir aus den hieroglyphischen Inschriften kennen, die sich theils auf Stein, theils auf Papyrusrollen, auf Holz und Leinwand, in einigen Fällen sogar mit griechischer Uebersetzung erhalten haben. Sie stimmt mit der Sprache vollkommen in allen wesentlichen Merkmalen überein, die wir mit dem Namen der koptischen, als Sprache der christlichen Bevölkerung Aegyptens bezeichnen.

Die koptische Sprache (ägyptische Sprache mit griechischer Schrift) tritt historisch (d. h. in schriftlichen Urkunden) erst mit dem um die Mitte des 3. Jahrhunderts geborenen heiligen Antonius auf. Es haben sich von diesem Vater des ägyptischen Asceten- und Mönchslebens noch Fragmente weniger an den Bischof Athanasius und an Theodor gerichteter Briefe erhalten. Antonius sprach, wie die meisten seiner christlich-ägyptischen Zeitgenossen, nur die ägyptische Sprache. Bei dem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Griechen bediente man sich der Dolmetsche.

Als der altersmorsche Bau des Byzantinerreiches in Trümmer ging und die Araber im Jahre 638 nach Christo Aegypten eroberten, war die koptische Sprache noch vorherrschend unter den christlichen Einwohnern. Allmälig mußten diese sich aber zur Erlernung des Arabischen bequemen; je mehr die arabische Sprache und die durch sie getragene Religion des Koran um sich griff, desto mehr kam die koptische Sprache außer Gebrauch. Dennoch war im 10. Jahrhundert und später das Koptische selbst noch in Unterägypten gebräuchlich. Das dem arabischen Einflusse weniger ausgesetzte Oberägypten behauptete seine Sprache noch ungleich länger. Nach Makrizi, der seine arabische Beschreibung Aegyptens im 15. Jahrhundert verfaßte, sprachen damals selbst die Frauen und Kinder fast nur die Mundart des oberägyptischen oder sogenannten sahidischen Dialektes, wiewohl denselben auch noch das Griechische geläufig war. Der Gottesdienst wurde von den Kopten schon frühzeitig dergestalt abgehalten, daß man die biblischen und liturgischen Abschnitte in koptischer Sprache vortrug, durch die arabische aber erklärte. Im 17. und 18. Jahrhundert erst ist das Koptische völlig aus dem Volksleben geschwunden.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während das Christenthum die Nationalität der Aegypter, was ihre Sprache anbelangt, nicht der geringsten

Digitized by Google

Aenderung unterwarf, dieselbe Nation, welche mit so großer Zähigkeit unter fortwährenden Einwanderungen semitischer Völker, durch die lange Epoche persischer und griechischer Herrschaft Sprache und Sitten der Vorfahren bewahrt hatte, dem Einfluß der Religion des Islams und der Herrschaft der Araber so vollständig erliegen mußte. Die alte Sprache Aegyptens hat sich nur in den liturgischen Büchern der christlichen Kopten noch erhalten. Der entgegengesetzte Charakter der beiden Religionen des Christenthums und des Islam erklärt genügend diesen Umstand. Das Christenthum ist die Religion der reinen echt menschlichen Entwicklung, die alle Völker mit gleicher Milde umfaßt, deren nationale Eigenthümlichkeiten schont und freieste Entfaltung auf nationaler Grundlage nicht ausschließt. Der Islam ist eine Religion des gewaltsamen Proselytismus, die den unterjochten Völkern die einzige Wahl läßt, beim Festhalten am alten Glauben in der drückendsten Unterjochung das Leben als Gnadengeschenk aus der Hand des herrschenden Moslems zu empfangen oder mit Annahme des Islams zur vollsten Gleichberechtigung mit den Eroberern zu gelangen.

Die Kopten, welche der byzantinischen Mißregierung längst satt waren, nahmen die arabischen Eroberer nicht ungern auf, und die Masse der Bevölkerung leistete den neuen Machthabern einen nur unerheblichen Widerstand. So zahlreich übrigens auch die arabischen Einwanderer gewesen sein mögen, so reichten sie doch nicht hin, die einheimische Bevölkerung ganz in sich aufzunehmen und vollkommen zu arabisiren. Wenn man bedenkt, daß bei der Eroberung Aegyptens durch die Araber die eingeborne Bevölkerung doch sicher nicht unter fünf Millionen betrug (sie wird von arabischen Schriftstellern weit höher angesetzt), so kann dies auch nicht überraschen. Die arabischen Ankömmlinge vermischten sich äußerst schnell mit den Kopten, wozu wesentlich deren massenhafter Abfall zum Islam beitrug, und so entstand eine neue Generation, welcher die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört. Sie trägt, wie uns die Vergleichung mit den Monumenten lehrt, die unverkennbaren Merkmale des altägyptischen Stammes an sich.

An verschiedenen Stellen, namentlich in einigen Städten und Dörfern Oberägyptens, wo die koptische Bevölkerung bei dem Christenthum verharrte und dichter zusammenwohnte, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung fast ganz unvermischt erhalten. Die heutigen Aegypter sind somit noch immer eine selbstständige Nation, die sich unmittelbar an die alten Einwohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt. Es ist ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner Aegyptens Araber zu nennen. Allerdings sprechen sie arabisch und sind auch stark mit arabischem Blute vermischt; aber dennoch ist das koptisch-ägyptische Element unleugbar bei Weitem vorherrschend. Der Name Kopten oder Kipt, wie die Araber als sie das Nilthal eroberten, dessen Einwohner nannten, und wie noch heutzutage die christlichen Einwohner heißen, hängt aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem griechischen Namen des Landes zusammen.

Im Gegensatze zu den arabischen Städtern und den Beduinen der Wüste sind es insbesondere die Bewohner des flachen Landes, welche als Trümmer des alten

Digitized by Google

Kulturvolkes unser Interesse erregen. Der Bauer wird allgemein mit dem Namen Fellah (vom arabischen falaha, pflügen, ackern) benannt. Auch als Ahl Fara'un, d. h. Volk des Pharao, werden die Bauern von den Städtern verächtlich bezeichnet. So wegwerfend auch sonst der Name Fellah in Aegypten gebraucht wird, wo er bei den Städtern als Schimpfwort gilt und einen rohen, ungebildeten Menschen bedeutet, so beruht doch auf dieser vielfach mißhandelten, verachteten und durch den Jahrhunderte lang auf ihr lastenden Druck zum großen Theile entwürdigten Masse die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation. Die Fellah machen sicher drei Viertel der ganzen Bevölkerung aus. Ihr äußeres Aussehen, ihre körperliche Bildung ist durch ganz Aegypten fast völlig gleichförmig und deutet unverkennbar auf Einheit der ganzen Race und deren gemeinsame Abstammung.

Doch läßt sich von den heutigen, zwar körperlich kräftigen, aber geistig verkommenen Ueberresten nicht der allgemeine Typus der ägyptischen Race abstrahiren; denn die Urahnen der heutigen Aegypter waren sicher ein mit den höchsten und edelsten Eigenschaften der Menschheit reich ausgestattetes Volk. Wollte man die in Frage stehende Entartung der Vermischung mit den Arabern zuschreiben, so muß bemerkt werden, daß es wenige Menschenstämme gibt, die sich durch einen edleren Ausdruck und durch regelmäßigere Gesichtszüge auszeichnen als dieser Volksstamm. Es dürfte daher nicht ungerechtfertigt sein, wenn man die thierische Roheit und Wildheit, die sich häufig im Gesichte des Fellah ausgeprägt findet, auf Rechnung des Jahrtausende alten Druckes setzt, unter dem die Landbevölkerung Aegyptens lebte und zum Theile noch lebt.

Die Bewohner des schwarzen Landes (so nannten die alten Aegypter ihr Land) waren die Lehrmeister der Griechen in Wissenschaft und Kunst — ihre Nachkommen, die Fellah, sind jetzt aller Welt Knechte. Ihre Hautfarbe ist braun, in verschiedenen Schattirungen aus dem Gelbbräunlichen in das Röthlichbraune hinüber. Die Bewohner Oberägyptens sind meistens etwas dunkler gefärbt als die von Unterägypten. Kopf- und Barthaare sind gewöhnlich schwarz, jene mehr diese weniger dicht, von grobem Gewebe und leicht gekräuselt; der Bart ist selten üppig, meistens in der eigenthümlichen Spitzform, die schon den alten Aegypter kennzeichnet, so daß er gerade vom Kinn absteht und sich nicht über die Kehle erstreckt, sondern eben nur das Kinn bedeckt. Das Weib ist häufig von hellerer Farbe, von kleinerer Statur und zarteren Formen. Die Gesichtsbildung desselben ist im Ganzen mehr breit als oval, die Nase, so wie beim Manne, selten gerade und schön geschnitten, gewöhnlich breit, die Stirn niedrig und schmal, das Auge tiefliegend, langgeschnitten, groß und schwarz; sein Glanz wird durch die Antimonschminke, womit die Brauen und Augenlider bestrichen werden, erhöht. Der Ausdruck ist in der Jugend nicht ohne Anmuth, das Alter bringt aber oft wahre Schreckbilder zum Vorschein. Als Grundtypus für die größte Anzahl der Frauengesichter kann die Sphinx gelten, an deren Antlitz man in Aegypten unendlich oft durch lebende Züge erinnert wird. Die Körperbildung des Weibes ist sehr schön und erinnert an antikes Ebenmaß. Die

Digitized by Google

fortwährende Bewegung im Freien und die leichte Kleidung, welche die Entwicklung nicht beengt, mögen hierzu viel beitragen.

Echte, feine, antike Gesichtszüge, welche an die idealisirten Königsgestalten der ägyptischen Wandgemälde erinnern, findet man nicht häufig, aber dann auch in wunderbarer Vollkommenheit, öfter bei Weibern als an Männern. Unter den altägyptischen Statuen, die im vizeköniglichen Museum aufbewahrt werden, trägt die herrliche Porträtstatue des Königs Schafra (Herodoti Chefren), des Erbauers der zweiten großen Pyramide, auf das Ueberraschendste den allgemeinen Charakter der ägyptischen Gesichtsbildung, veredelt durch die Hand des Künstlers, aber dennoch lebhaft an den heutigen Bewohner des Nilthals erinnernd.

Die Fellah wohnen in elenden Dörfern, die fast alle am Rand des Nils oder seiner zahlreichen Kanäle erbaut sind; sie stehen unter Dorfschulzen, welche der Regierung für die Einbringung der Steuern und Beibringung der zu öffentlichen Arbeiten erforderlichen Werkleute verantwortlich sind. Wenn die Regierung die Steuern abverlangt und der Dorftyrann den Betrag nicht ganz abliefert, so wird ihm die Verantwortlichkeit seiner Stellung durch eine ganz erhebliche Bastonade auf die Fußsohlen eingebläut. Dieselbe Strafe bringt er hingegen den Bauern gegenüber mit Bereitwilligkeit zur Anwendung. Der Geiz, welcher ein Hauptzug im Charakter des Fellah ist, geht aber auch so weit, das er oft erst dann seine Steuern bezahlt, wenn er eine entsprechende Tracht Schläge erhalten hat; wer seine Steuern bezahlt, ohne vorher seine Bastonade ausgehalten zu haben, würde in vielen Dörfern als feig und ehrlos betrachtet werden. Schon Ammianus Marcellinus erzählt uns, ein Aegypter würde erröthen, wenn er nicht zahlreiche Narben der Schläge auf seinem Körper aufweisen könnte, zum Zeichen, daß er sich der Bezahlung der Steuern möglichst zu entziehen versucht habe.

Bei solchem Sachverhalt ist es nicht zu verwundern, daß Geiz, Verschmitztheit, gemeine List, Betrug und Lüge fast allgemein dem Fellah eigen sind. Mit der Moralität der Bauern steht es nicht besser; ihre Religion ist reine Augendienerei und beschränkt sich auf mechanische Verrichtung der Gebete. Einen schönen Zug bildet ihre Anhänglichkeit an Verwandte, Liebe zum heimatlichen Dorf, Ausdauer bei schweren Arbeiten. Manches ägyptische Mädchen stellt bei ihrer Verheirathung die Bedingung, daß sie nicht in die Fremde geführt werde. Als Soldat ist der Fellah vortrefflich; er trägt Mühsal und Strapazen mit Leichtigkeit, ist mit schlechter Nahrung zufrieden, tapfer und unerschrocken im Gefecht, wie Mehemed-Ali's Kriege und Siege beweisen.

Unter der Bevölkerung der größeren Städte Aegyptens bilden zwar die Türken der Zahl nach das unbedeutendste, aber in Betreff der sozialen Stellung das wichtigste Element. In größerer Anzahl ist eine türkische Bevölkerung nur in Kairo und Alexandrien vorhanden. Ungeachtet der letzte Vizekönig-Statthalter den Türken nicht so hold war wie seine Vorgänger, so sind sie doch unstreitig immer noch im Besitz des größten Einflusses auf die Landes- und Regierungsangelegenheiten, und scheinen auf die bedeutendsten Aemter sowohl im Civil- als Militärdienst ein noch

Digitized by Google

unbestrittenes Anrecht zu besitzen. Die Familie des Vizekönigs selbst ist türkischer Abkunft, und türkisch ist die Hofsprache, deren sich auch der Vizekönig in seinen schriftlichen Erlässen an die Provinzial-Statthalter mit Vorliebe bedient.

Seit dem 23. Jänner 1517, an welchem Tage der Osmanensultan Selim in der Schlacht bei Kairo den letzten Mamlukensultan schlug, ist Aegypten eine türkische Provinz und sind Türken die herrschende Nation. Bis Mehemed-Ali die reguläre ägyptische Armee gründete und dazu die eingeborne Bevölkerung herbeizog, standen immer türkische Truppen im Lande und ward der Kriegsdienst blos von Türken versehen. Zahlreiche türkische Einwanderer strömten jährlich aus allen Theilen des osmanischen Reiches, besonders aber aus dem nahen Candia und aus Albanien, dem Vaterlande der tapferen Arnauten, in das reiche Aegypten, um dort auf Kosten der unterdrückten Fellah ihr Glück zu machen. Wenn gleichwohl trotz der fortwährenden und noch immer anhaltenden Einwanderung die türkische Bevölkerung Aegyptens nur so wenig zahlreich ist, so erklärt ein Umstand diese Erscheinung zur Genüge. Es ist Thatsache, daß die Kinder, welche aus Ehen der Türken mit eingebornen Frauen entspringen, fast ohne Ausnahme der Nationalität der Mütter folgen; die Söhne der Türken sprechen daher schon arabisch als Muttersprache, lernen nur dann und wann türkisch, aber sind und fühlen sich als Aegypter; in der zweiten Generation sind solche Abkömmlinge türkischer Väter von den Eingebornen schon nicht mehr zu unterscheiden. Uebrigens versichert man auch, daß eine ähnliche Erscheinung an den Europäern beobachtet werden kann, deren Kinder in der zweiten und dritten Generation entweder aussterben oder ganz zu Aegyptern werden.

Im Allgemeinen sind die heutigen Aegypter ein mohamedanisches Volk, und es hat ihr Charakter im Großen daher jenen Einflüssen sich nicht zu entziehen vermocht, welche der Islam auf alle jene Völker ausübte, die er sich unterwarf, und deren Einwirkung am besten durch die Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit erkannt wird, welche zwischen allen mohamedanischen Völkern herrscht, gleichviel, welchem Stamme sie angehören. In einem Punkte zeichnet sich aber der Charakter des Aegypters vortheilhaft aus: er ist gegen Andersgläubige sehr tolerant. Wir lassen es dahingestellt sein, ob die Toleranz der heutigen Aegypter eine Folge der französischen Occupation, der erleuchteten Maßregeln Mehemed-Ali's oder des immer lebhafteren Handelsverkehrs mit den Europäern sei, sicher ist aber Aegypten jetzt dasjenige Land, wo der Islam sich durch die versöhnlichste Haltung auszeichnet. Dieser günstige Stand der Dinge ist aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts eingetreten; vor dieser Zeit war der Glaubenseifer der Aegypter nicht minder lebhaft als in den übrigen Ländern des Orients und äußerte sich bei jeder Gelegenheit in Gewaltthätigkeiten; Christen- und Judenverfolgungen waren im Mittelalter in Kairo nichts Seltenes; sowohl die einen wie die anderen lebten unter dem furchtbarsten Druck. Nur einmal kam ein merkwürdiger Fall der Toleranz vor. Aziz Billah, der fünfte fatimidische Sultan von Aegypten, ernannte zum Statthalter über Aegypten einen Christen, Nestorius mit Namen, und über Damaskus

Digitized by Google

setzte er den Juden Nescha. Aber bald gewann die streng islamitische Partei die Oberhand und stürzte beide Statthalter, die nun gekreuzigt wurden.

Noch heutzutage soll schon den Kindern in den Schulen eine ganze Reihe von Flüchen und Verwünschungen gegen die Ungläubigen gelehrt werden; natürlich ist hier nur von Privatschulen und nicht von Regierungsanstalten die Rede. In der That muß es dem der arabischen Sprache Kundigen auffallen, wie oft, wenn er durch die Straßen von Kairo reitet, noch kleine Knaben und Mädchen ihm Verwünschungen und Schmähungen nachrufen; sie haben hierin einige ganz feststehende Phrasen, die man überall zu hören bekommen kann, wie: „O Christ! O Pfaff!“ oder: „O Christ, Du kläffender Hund!“ Die Erwachsenen sind vorsichtiger, doch kann man auch hin und wieder einen alten Moslem sehen, der bei dem Anblick eines Europäers sich wegwendet und ein: „Allahu akbar“ (Gott ist der Größte) oder das mohamedanische Glaubensbekenntniß in den Bart murmelt.

Sind das die letzten ohnmächtigen Ausbrüche der alten Glaubenswuth, so ist auch von dem lange verfolgten Christenthum im Lande wenig mehr übrig. Die christlichen Kopten machen jetzt kaum den zwanzigsten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, d. i. bei 150.000 Seelen, wovon bei 10.000 in Kairo leben. In einigen Theilen Oberägyptens sind ganze Dörfer nur von Kopten bewohnt, und in der Provinz Fajum, der Gegend des alten See's Möris, trifft man sie in großer Menge. Ihrem Aussehen nach zeigen sie eine auf den ersten Blick ins Auge springende Aehnlichkeit mit dem altägyptischen Volksstamme, wie derselbe auf den Denkmälern dargestellt wird Die Sitte, die Knaben zu beschneiden, ist allgemein, wie schon unter den alten Aegyptern. Früher mußten sich die Kopten, so wie die anderen Christen und Juden durch besondere Abzeichen von den Moslems unterscheiden; jetzt herrscht darin volle Freiheit, jedoch haben viele Christen aus Gewohnheit die alte Tracht, namentlich den schwarzen oder dunkelbraunen Turban beibehalten.

Ein Hauptzug in dem eben nicht löblichen Charakter der Kopten ist ihre große, doch nur in Aeußerlichkeiten und Formenwesen bestehende Religiosität, die in Betreff der andersgläubigen Christen in förmlichen Haß ausartet, der so weit geht, daß sie die Mohamedaner weniger anfeinden als die anderen christlichen Sekten. Abergläubische Vorurtheile sind bei ihnen allgemein verbreitet. Darunter scheint eines als eine Erinnerung aus dem Alterthum merkwürdig, die vielleicht auf den Gebrauch der von den alten Aegyptern in so großer Anzahl aus allen Materialien verfertigten Scarabäen ein Licht wirft. Unter den koptischen Frauen finden sich Mütter, welche den Kindern, wenn sie an der Bräune leiden, als Amulet einen lebenden Scarabäus, das heilige Thier des Gottes Ptah, in Baumwolle gehüllt und in eine Nußschale eingeschlossen um den Hals hängen.

Die Unterdrückungen und Mißhandlungen, welchen Christen und Juden im Mittelalter ausgesetzt waren, nahmen auch unter der Herrschaft der Sultane der Osmanen, so wie während der Oligarchie der Mamluken nicht ab und fanden nur ihr Ende, als die Franzosen unter Bonaparte Aegypten eroberten. Erst Mehemed-

Digitized by Google

Ali führte religiöse Toleranz als Staatsgrundgesetz ein und erst seit seiner Regierung erfreuen sich die Christen und Juden eines gesicherten Rechtszustandes. Wenn man die Geschichte der christlichen Kopten überblickt, wo jede Seite mit Blut bezeichnet ist, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren, daß unter so furchtbaren Prüfungen dennoch ein, wenn auch kleiner Theil der Nation das Kleinod seines alten Glaubens unversehrt bewahrt hat. Es ist daher nur billig, wenn wir die dunkeln Flecke, welche den Charakter der heutigen Kopten entstellen, nicht zu streng beurtheilen, und im Vertrauen auf das der Menschheit im Ganzen und Großen innewohnende Lebens- und Entwicklungsprinzip hoffen, daß auch dieses verkommene und entartete nationale Fragment sich wieder heben, entwickeln und beleben werde. Erfreuliche Anzeichen in dieser Beziehung fehlen nicht. Der alte Haß zwischen den Kopten beider Bekenntnisse verschwindet immer mehr, europäischer Einfluß macht sich auch hier mächtig geltend und wird in einer vielleicht nicht fernen Zukunft den noch vom Zauberschlaf eines durch Jahrhunderte erstarrten Byzantinerthums halb umfangenen christlichen Gemeinden des Orients einen neuen Lebenshauch einflößen.

König Ludwig XIV., seine Leiden und seine Aerzte.

J. F. Das „Journal des Débats" macht uns auf ein Buch aufmerksam, ein über die Krankheitsgeschichte Ludwigs XIV. ärztlich geführtes Tagebuch [1], welches zwar in erster Linie für die Geschichte der Medizin und die Kulturgeschichte von Interesse ist, sodann aber auch manche andere Seite zeigt, von welcher es sich allgemeinhin der Theilnahme des geneigten Lesers empfiehlt. Bei Oelgemälden unterlassen wir es zwar gewöhnlich, nach der schmutzigen nackten Leinwand der Rückseite zu schauen, aber es ist doch nur menschlich und entschuldbar, wenn wir glänzende Erscheinungen der Geschichte von allen Seiten betrachten wollen und dabei auch solche Seiten untersuchen, wo der Held eben nur ein Mensch wie andere Menschen ist. Trübt sich dadurch das strahlende Bild, welches wir bisher von ihm hatten, nun, so gewinnt die geschichtliche Wahrheit.

Solche Wirkung macht dieses Buch. Man kennt die mittelalterliche Statue die vorn einen Jüngling oder eine Jungfrau in der vollen Blüthe der Schönheit und in der frischen Kraft der jungen Jahre darstellt, hinten aber einen scheußlichen Anblick zeigt, einen von Schlangen und Würmern zerfressenen Leib. Aehnlich verwandelt sich uns das Bild dieses Königs, wenn wir das Tagebuch seiner Leiden

1 Journal de la santé du roi Louis XIV. de l'année 1647 á l'année 1711, écrit par Vallot, d'Aquin et Fagon, sont trois ses premiers médecins, avec introduction etc. par J. A. Le Roi 1862.

Digitized by Google

lesen, wie es von seinen „ersten Aerzten", fast den ganzen langen Zeitraum seines Lebens hindurch, niedergeschrieben ist.

Zwar ist die Herrscherglorie von dem Haupte Ludwigs, dem die bezahlten Schmeichler seiner Zeit den Beinamen des Großen angeheftet haben, bereits heruntergerissen; wir wissen, daß er ein elender Regent war, daß Kunst und Wissenschaft und Literatur unter ihm von der erklommenen Höhe herunterstiegen, daß Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht wurde, das Volk verarmte und vor Hunger und Seuchen dahinstarb: aber bisher hat wenigstens seine äußere Persönlichkeit noch den Schimmer der Majestät und Größe bewahrt gehabt. Wenn wir an ihn denken, so schwebt uns immer die hohe stolze Gestalt vor, mit gerader imponirender Haltung, mit gebietenden Augen, die Jupiterstirn von den Locken der Perrücke umwallt, eine göttergleiche Erscheinung, deren Jugendkraft, Schönheit und Gesundheit den Angriffen der Jahre, den Folgen der Laster siegreichen Widerstand bis an das letzte Ende des Lebens geleistet haben. Aber ach, wie schwindet dieses stolze Bild zusammen vor den verrätherischen Enthüllungen seiner Aerzte! Wie menschlich bedürftig, hinfällig und leidensvoll erscheint uns dieser „Statthalter Gottes auf Erden", wie so ganz das Gegenbild von jener Göttlichkeit, mit welcher die Schmeichler des Hofes und der Literatur ihn umkleidet haben!

Anfangs in früher Jugend schien seine Gesundheit zu guten Hoffnungen für die Zukunft zu berechtigen. Aber schon von seinem siebenzehnten Jahre an trat eine Aenderung ein. 1655 ergriffen ihn die Kinderblattern und zwar mit solcher Heftigkeit, daß sie Vallot, seinen damaligen ersten Arzt, in die äußerste Bestürzung warfen und ihm das Geständniß abrangen, „daß die größten Könige nicht von den Krankheiten und Schwächen der Menschen befreit sind". Die Krankheit war, wie er sagt, sehr bösartig und gefährlich, mit brandiger Entzündung in den Zehen, zwei verhärteten Geschwulsten an der Brust, mit Flechten, Abschürfung der Epidermis, mit Fieberanfällen, hartnäckigem Durchfall und häufigem Kopfweh; sechsmal wurde dem König zur Ader gelassen, mehrere Male wurde er geschnitten und mußte eine gute Zahl Lavements nehmen, ohne die Pflaster, Salben und sonstigen Medikamente mitzurechnen. Wenn dem König seine Aerzte theuer zu stehen kamen, wie z. B. später die Operation einer Fistel ihm oder Frankreich über eine Million kostete, so muß man zugeben, daß er von der ärztlichen Behandlung auch vollkommene Satisfaktion erhielt, denn man möchte fast sagen, daß er in demselben Grade, in welchem er sich über die übrigen Menschen erhob, in demselben auch sich von den Heilmitteln der Wissenschaft vor den gewöhnlichen Sterblichen zusetzen lassen mußte.

Wenige Jahre nach den Blattern wurde der König schon wieder von einem bösartigen Scharlach heimgesucht (1658) und 1663 von den Masern, die ebenfalls mit großer Heftigkeit auftraten. Es traf ihn das eigene Verhängniß, wie er gerade im Begriff war, jene majestätische Höhe hinaufzusteigen, die ihn damals über alle Könige und Völker eine Zeit lang erhob, daß er eben in dieser Periode von den verschiedenen Kinderkrankheiten nach einander befallen wurde. Schon 1662 beginnen seine Schwindel und Vapeurs, die ihn bis zum Ende des Lebens nicht verlassen

Digitized by Google

haben; dazu kommen sehr unangenehme Rheumatismen, intermittirende Fieber, die nicht wegzubringen waren, eine Fistel, ein Beinfraß am Kinnbacken, Augenleiden, verschiedene Hautkrankheiten, Forunkeln von sehr schlimmer Art, Würmer, deren oft Erwähnung geschieht, eine fast permanente Gicht und ein Blasenleiden, das ebenso dauernd ist, degoutante Indigestionen, welche sich alle Tage wiederholen und mit solchen Stürmen der Verdauungskanäle verbunden sind, daß Se. Majestät sich oft genöthigt sieht, ganz plötzlich bald sein Konseil, bald den Salon der Madame de Maintenon, bald die königliche Familie von England und sehr häufig den Tisch zu verlassen, wie das Alles im Journal erzählt wird; zuweilen ist nicht einmal so viel Zeit übrig, um die Schuhe anzuziehen; oder er erhebt sich wohl ganz verschlafen, so sehr ist die Gewohnheit gebieterisch und zur zweiten Natur geworden.

Während dieses langen Martyriums, das so lange dauerte wie sein Leben, und welches ihm ebensowohl wirkliche Krankheit wie seine Unmäßigkeit und die Behandlung der Aerzte auflegten, hat der König achtunddreißig reichliche Aderlässe am Arm oder am Bein erlitten. Von 1647 bis 1715 hat er, im Durchschnitt zweimal den Monat gerechnet, und das ist noch wenig, 1500 bis 2000 Purgativen genommen, sei es blos aus Vorsicht oder aus drängender Noth; sodann hat er einige hundert Klystiere erhalten, mehrere Pfund China verzehrt, ist mit Eisen und Feuer bearbeitet worden und hat endlich alle Stärkungsmittel, alle Pflaster, alle Säfte, alle Dekokte, kurzum alle Heilmittel der medizinischen Küche durchgekostet und auf sich wirken lassen. Wahrlich, wenn er Verlangen getragen hätte, sich auch hierin auszuzeichnen, so konnte er im Vergleich mit seinen Unterthanen auch auf diesem Gebiete königliche Befriedigung empfinden.

In der Periode, welche den Kinderkrankheiten folgte (seit 1663), war der König von all den stürmischen Leidenschaften der Jugend erfüllt, er leerte ihren Freudenbecher bis auf die Hefe, mußte dann aber auch alle schlimmen Folgen über sich ergehen lassen. Dazu kam eine starke Gefräßigkeit, die sich eine Zeit lang zur Liebe hinzugesellte und ihre bösen Wirkungen mit denen jener vereinigte. Erst 1685 jagt Madame de Maintenon alle Liebe in die Flucht und läßt der Eßbegierde das Reich allein. Aber die Uebel, die Beschwerden des Magens, die Schwindel, die Gicht waren einmal da, und die überaus reichlichen Mahlzeiten waren nicht das Mittel, sie zu verringern. Als dem großen Könige sein Liebesvulkan ausgebrannt war, als die Seinen um ihn hinwegstarben und ihn allein in der Leere und Oede ließen, als das Gebäude des Ruhmes und der Ehre zusammenzustürzen drohte, da blieb ihm der einzige Trost die gute Mahlzeit. Leider verstand er auch nicht zu essen; er verschlang viel, kaute wenig und verdaute darum schlecht; auch litt er nicht, daß man die Speisen in Gemäßheit seines Zustandes auswählte oder zubereitete.

Unter solchen Umständen mag man immer noch einige Bewunderung für den König haben, daß er bei alledem die äußere Majestät und Würde aufrecht erhielt; billiger aber mag man sich verwundern, wie er dennoch ein so hohes Alter erreichte. Das Verdienst hiervon sind die drei ersten Aerzte so frei, ganz allein für sich in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen, obwohl uns schon nach dem Wenigen, was wir mitgetheilt haben, Bedenken an ihrer Weisheit und ihren Erfolgen aufsteigen. Die Bedenken und Zweifel steigern sich bei der Lektüre der Schrift. Bald findet man diese Herren ebenso eitel und aufgeblasen wie arrogant. Sie nennen sich selbst die berühmtesten und gesuchtesten Aerzte des Königreiches und reden alle Augenblicke von ihren wundervollen Erfindungen, mit denen sie den wüthendsten Krankheitsstürmen Widerstand leisten, Erfindungen, die nichts weiter sind als etwa ein neu zusammengebrautes Klystier. Sie sind nicht anders wie alle Aerzte der Zeit, ausgenommen die Chirurgen, die wenigstens geschickte Praktiker sind. Die Aerzte von damals waren reine Empiriker, voll Vorurtheile und blindem Autoritätsglauben, ohne alle Methode, starr und steif gegen alle großen Entdeckungen, lächerlich in Sitten und Begehren, schmähsüchtig gegen die Kollegen, anmaßend gegen die Niederen, kriechend gegen die Hohen, verschwenderisch mit Blut und Purgativen. Mit größter Sicherheit befreit der Chirurg Felix den König von seiner Fistel, mit welcher d'Aquin ihn ein Jahr lang hat herumgehen lassen. Vallot läßt fünfmal in den Blattern und neunmal im Scharlach zur Ader, und nach diesem Scharlach ruft er aus: „Endlich kann man auch versichern, daß alle Mittel dem König so richtig und zu rechter Zeit gegeben sind, daß der ganze Hof die wunderbaren, außerordentlichen Wirkungen gesehen hat, zumal im höchsten Punkt der Krankheit, als die Natur schon ganz zu Boden lag und nicht im Stande war, aus eigener Kraft noch irgend etwas zu thun. Gerade bei solcher Gelegenheit erkennt man sichtlich die Nothwendigkeit und ausgezeichnete Bedeutung der Medizin!" Bei demselben Scharlach aber verordnet er ganz nach Zufall seine Aderlässe, seine Purgativen und Kräftigungsmittel; am siebenten Tag der Krankheit, dem Tag der Krisen, läßt er purgiren, legt Blasenpflaster und „diese beiden Mittel sind es, denen man die Heilung des Königs verdankt". Indessen „ist das Uebel von solcher Art, daß es mit so leichten Waffen nicht geschlagen werden kann"; „zur größeren Sicherheit" läßt man wieder zur Ader, läßt wieder purgiren, gibt ein Bad und endlich als letzten Staatsstreich verschreibt man ein Brechmittel.

Von den drei genannten Aerzten, welche die höchst einflußreiche und angesehene Stelle eines „ersten Arztes" beim König bekleideten, waren Vallot und d'Aquin um nichts besser, aber auch nicht schlechter als alle Aerzte ihrer Zeit; sie waren Charlatane, Ignoranten und dazu Höflinge. Vallot spielte noch dazu die Rolle eines Astrologen, las in den Konstellationen, kannte die günstigen Dispositionen in der Luft und auf der Erde und sagte aus ihnen die lächerlichsten Dinge voraus. Fagon war ein wenig besser und aufrichtiger, obwohl auch nicht ohne die Vorurtheile der Zeit und nicht ohne Charlatanerie. Eine besondere Liebe hatte er zum Jardin des Plantes, der unter seiner Leitung stand und auf den er sich auch nach des Königs Tode ganz zurückzog.

Es ist kein Wunder, wenn der König selbst zuweilen gegen diese Aerzte und ihre Verordnungen revoltirte und nicht bloß ihrer Ermahnungen ungeachtet in seiner Begierde und Gefräßigkeit fortfuhr, sondern auch ihre Mittel verschmähte, zumal

Digitized by Google

wenn sie vor der Zeit kamen. Kurz bevor er in Calais 1658 vom Scharlach befallen wurde, gab es eine festliche Gelegenheit, bei welcher Vallot üble Folgen für seinen Monarchen fürchtete Er suchte ihn deßhalb zu Vorsichtsmaßregeln, z. B. einem Aderlaß zu bewegen. Aber der König wollte von gar nichts wissen und als der Arzt den Kardinal Mazarin ins Spiel zog, erklärte dieser nach Befragen: der König wolle sich keinerlei Mittel noch Behandlung unterwerfen, wenn er nicht krank wäre, auch nicht einem zum Voraus genommenen Vorbeugungsmittel. Vallot mußte sich zwar bequemen, doch fand er seinen Trost in der Bemerkung, daß alle glücklichen und alle glorreichen Unternehmungen des Königs ihm hätten das Leben kosten müssen, wenn Gott nicht in besonderer Gnade seine Aerzte mit außerordentlichem Lichte erleuchtet hätte.

Bei eben dieser Krankheit sagt zwar Vallot, daß Se. Majestät Zeichen von Seelengröße in der höchsten Gefahr gegeben habe durch die Verachtung des Todes, durch den tapferen Entschluß sich nicht der Ungeduld hinzugeben und die ihm vorgeschlagenen Heilmittel nicht zurückzuweisen, und daß er in der Rekonvaleszenz dieselbe Festigkeit bewahrt habe, indem er sich ganz in die Vorschriften fügte und selbst über die Strenge im Essen und Trinken sich nicht ungeduldig zeigte. Wir erfahren aber doch dagegen, daß der König die ersten zehn oder zwölf Tage der Krankheit im Delirium gelegen, wo es denn wohl schwer war, Zeichen von Seelengröße bemerklich zu machen; er unterwarf sich eben den Aerzten ohne Wissen und also ohne Verdienst. Ferner wird erzählt, daß der König vom ersten Tage der Rekonvaleszenz an die größte Ungeduld gezeigt habe, fort nach Boulogne zu kommen, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß Calais ihn in Todesgefahr gesehen. Wahrscheinlich schien es ihm nicht vereinbar mit seinem Begriff von königlicher Würde.

Wenn es sein mußte, konnte er freilich auch Schmerzen, die ihm nicht erspart wurden, mit Muth und Standhaftigkeit ertragen. So bei der Operation der Fistel und als man ihm die obere Kinnlade mit rothglühendem Eisen brannte. D'Aquin erzählt, daß man vierzehnmal das heiße Eisen angesetzt habe, und daß Dubois, der es anlegte, eher müde schien als der König, der es auszuhalten hatte.

Am meisten machte der König seinen Aerzten mit seinem großen Appetit zu schaffen und sie hatten deßhalb ihre liebe Noth mit ihm, denn er zerstörte damit immer von Neuem ihre Erfolge. Es war nichts als eitel Täuschung, wenn Vallot einmal sagte, nachdem er in mehr als sechs Monaten vermöge seiner Heilmittel, „zu denen ihn Gott erleuchtet", den König von einem hartnäckigen Durchfall befreit hatte — wenn er sagt, er wage jetzt Sr. Majestät die Versicherung zu geben, daß sie niemals wieder in eine ähnliche Unannehmlichkeit fallen würde, indem die betreffenden Theile jetzt in einem viel besseren Zustande als vorher seien. Die Fälle in dem Tagebuch sind zahlreich, in denen es heißt, daß der König beim Souper eine zu große Masse Nahrung und zu sehr gewürzte Speisen zu sich genommen habe. Bald sind es die Ragouts, bald eine Menge nicht gekauter Trüffeln, bald erstaunliche Quantitäten von grünen Erbsen und Fisch, dann Austern, Sardinen

Digitized by Google

und ganze Haufen von Wildpret, die in dem Magen dieses Königs verschwinden. Die stärksten Leistungen dieser Art verrichtete er immer, wenn er sich nach Marly zurückgezogen hatte; hier war sein leiblicher Zustand fast immer derangirt. Fagon versichert ausdrücklich, daß Marly alles mit Wucher wiederbringe, was die Purgative davon trügen. Nächst dem Aufenthalt in Marly waren es die Fastentage, welche die Aerzte am meisten fürchteten. Der König hielt sie auf das Allerstrengste, nicht in der Quantität sondern in der Qualität der Speisen; um alles hätte er an einem Fastentage nicht einmal eine Fleischsuppe genommen, auch nicht um sich dadurch für eine Medizin vorzubereiten, wie man von ihm verlangte. Die Massen von Fisch, die er verschlang, waren aber das Gefährliche, so daß d'Aquin und Fagon erklären, daß die Tage der Pönitenz niemals verfehlten die „mouvements de flux de ventre" wieder zu erwecken. Ueberhaupt hatte sich die Sache so gestellt, daß die Fleischtage für ihn die Tage der Enthaltsamkeit bildeten, weil die Speisen einfacher und verdaulicher waren. Im Uebrigen zeichneten sich alle Mahlzeiten des Königs in gleicher Weise durch die Massenhaftigkeit des Materials aus, nicht durch die Feinheit und Eleganz. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn man bei der Eröffnung der Leiche seinen Magen und seine Gedärme von der doppelten Größe derer eines gewöhnlichen Menschen gefunden haben will.

Eine zweite Eigenschaft des Königs, welche den Aerzten Schwierigkeiten bereitete, war seine Unvorsichtigkeit dem Wetter gegenüber, obwohl er nicht viel vertragen konnte. Zu Marly ging er wohl vier bis fünf Stunden bei naßkaltem Regenwetter in Galoschen spazieren; dann aber setzte er sich auch Stunden lang den Unbilden des herbstlichen und winterlichen Wetters in der Jagdzeit aus, ohne sich dabei Bewegung zu machen. Oft erhitzte er sich auch auf der Jagd oder beim Schießen und zog dann nicht eher seinen Ueberrock an, als bis er sich erkältet hatte. Allen solchen Unvorsichtigkeiten folgten Schnupfen, Fieber, Rheumatismen, Gichtanfälle u. s. w. Da nun bei solchen Ereignissen immer die Exzesse der Tafel nebenher gingen, so suchten auch die Aerzte die Ursachen der Uebel gewöhnlich an unrechter Stelle. Häufig erkältete der König sich auch dadurch, daß er lange in der Wahl seiner Perrücke hin und her schwankte und den glattrasirten und durch die Schwere der Perrücke verweichlichten und empfindlichen Kopf allzulange entblößt ließ. Ein anderer Uebelstand lag in der Beschaffenheit seiner Wohnräume, bei denen es wohl auf Größe, Glanz und Pracht abgesehen war, nicht aber auf behaglichen Komfort und Gesundheit. Bald waren sie überhitzt, bald zu kalt; bald ermangelten sie der frischen Luft, bald zog es von allen Seiten, bald verbreitete sich ungesunde Feuchtigkeit von dem vielen Wasser und den Fontainen; bald stiegen von den Wänden unangenehme Nachtgäste herab und brachten um Schlaf und Ruhe.

Auch der selbstherrische Eigensinn des Königs, der sich im Kleinen wie im Großen zeigte, machte seinen Aerzten zu schaffen. Einst quälte ihn die Spitze eines Zahnstumpfes, und da er sich vortrefflich darauf zu verstehen glaubte einen solchen auszuziehen, so bearbeitete er denselben so lange, bis der ganze Kiefer in Entzündung kam, eine Geschwulst sich bildete und der Schmerz den Kopf, den Hals, Schulter

Digitized by Google

und Arm ergriff und man endlich den Chirurgen zu Hülfe rufen mußte. Nächtlicherweile machte der König die Vorsichtsmaßregeln der Aerzte, namentlich bei Gicht und Rheumatismen, dadurch zu nichte, daß er keine erwärmende Decke über sich dulden wollte und sie oft abwarf, wenn er in Schweiß gebadet lag. Hieraus hat Saint-Simon mit großem Unrecht eine Anklage gegen Fagon gemacht, indem er ihm vorwirft, den König durch Transspiration zu früh aus der Welt geschafft zu haben, während er ihm dadurch nur in der Gicht Erleichterung brachte. Wie eigensinnig der König in Calais beim Scharlach auf seinem Transport nach Boulogne bestand, haben wir schon oben erwähnt, und wirklich ließ er sich sehr früh dahin bringen und fünf Tage darauf jagte er bereits wieder.

Für den Schwindel, die Vapeurs und die anderen chronischen Leiden, Gicht, Rheumatismen u. s. w., welche den König seit der letzten Kinderkrankheit sein Leben lang nicht mehr verließen, suchten die Aerzte nach allerlei seltsamen Ursachen herum. Vallot mißt sie dem Uebermaß der Arbeit und gewaltsamen Bewegungen zu, aber d'Aquin schreibt schon 1672, daß der König alle Lust zu körperlichen Uebungen verloren habe. Mit 34 Jahren war der große König bereits schwerfällig und unbeweglich. Fagon schiebt die Ursache der Schwindel unter Anderm auf stark parfümirte Papiere — Billets-doux aus der goldenen Jugendzeit — welche der König mehrere Male wieder aufgenommen und durchblättert habe. Wenn die Liebe es gewesen war, die ihm die Leiden als Erinnerungszeichen für das Alter hinterlassen hatte, so waren es wohl andere Mittel gewesen, deren sie sich bedient hatte, als unschuldige, zartduftende, zierliche Briefchen. D'Aquin vermuthete massenhafte Ansammlungen von Feuchtigkeit in den unteren Kanälen und hielt es für das Gerathenste sie durch Purgative auszutreiben und die Kanäle mit Brunnenwasser auszuschwemmen, was denn auch in verschwenderisch reichlicher Weise geschah. Diesen thörichten Vermuthungen und Ansichten gegenüber lernen wir von den Aerzten selbst, daß der König sich dann immer am besten befand, wenn es Geschäfte in Hülle und Fülle gab, die ihn ganz in Anspruch nahmen, besonders aber auf dem Feldzug oder wenn er andauernd sich dem Jagdvergnügen überließ; sobald er aber Versailles wieder betrat und die Festlichkeiten und Vergnügungen begannen, so erhoben sich auch wieder die Indigestionen, Vapeurs, Schwindel, Kopfweh u. dgl. Die Schwindel waren so stark, daß wenn er ging, er zu fallen drohte und wenn er lag, sich das Bett um ihn zu drehen schien.

Wir wollen nicht weiter das Gemälde der Leiden enthüllen. Der Blick, den wir hinter die Koulisse geworfen haben, wird genügen, den König vor der Koulisse zu durchschauen. Auf der Bühne hat man uns gelehrt einen Halbgott zu sehen, die personifizirte Würde und Majestät, die ewige Jugend und Gesundheit, ein glänzendes Bild des Ruhmes und des Glückes, welches kein Fleckchen trübt. Aber der äußere Schein blendet uns nicht mehr. Wir sehen eine hinfällige, wankende Gestalt, die sich beugt unter dem Gewicht und den Schwächen eines allzufrühen Alters, die sich mit lästigen und eklen Krankheiten lange Jahre hinschleppt, ein

Digitized by Google

Zerrbild nur, ein grinsendes Spottbild von jener Majestät, die sie gleißnerisch um Haupt und Schultern legt.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Friedrich von Raumer.

(Vierte Folge, dritter Jahrgang. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1862.)

E v. T. Das Raumer'sche Taschenbuch feiert mit diesem Bande das zweiunddreißigste Jahr seines Bestehens. Gegründet im Jahre 1830, also in einer Zeit, wo das politische Leben Deutschlands, angeregt durch die Ereignisse jenseits des Rheines, sich mit lebhafterem Interesse der Erkenntniß der Vergangenheit, geschichtlichen Studien und der geschichtlichen Auffassung der Verhältnisse zuwandte, hat es in den drei Dezennien manchen inneren Sturm überdauert und den ausgestreuten Keim mancher gesunden und nützlichen Anschauung zur fröhlichen Ernte gebracht. Die Theilnahme des Publikums, welche ähnlichen Unternehmungen gegenüber bald ermattet, ist ihm ziemlich treu geblieben, und stechen auch manche der neueren Jahrgänge an Werth des Inhalts gegen frühere ab, so ist doch von der Frische und Mannigfaltigkeit, die das Werk auszeichneten, nur wenig verloren gegangen. Wir werden die Sybel'sche Zeitschrift von ganzem Herzen beglückwünschen, wenn sie nach dreißig Jahren ähnliche Erfolge aufzuweisen haben wird.

Der vorliegende Band enthält Beiträge von Soldan, Jakob Falke, Asmus, Justi und einen anonymen Aufsatz. Wilhelm Gottlieb Soldan führt uns drei deutsche Königswahlen, die Wahl Wenzels, Maximilians I. und Karls V. vor. Von der Ansicht ausgehend, daß die politische Schwächung Deutschlands vorzüglich in der Existenz des Wahlkaiserthums seine Erklärung findet, sucht er nachzuweisen, daß schon die erste Wahl nach der goldenen Bulle nicht nur dem geistigen Inhalte derselben, der Freiheit und Gewissenhaftigkeit der Wahl widersprochen, sondern ganz wesentlich die fortschreitende Verarmung der Kaiserkrone gefördert habe. Aehnliche Resultate entwickelt er bei den folgenden Wahlen, nicht ohne daß die Einseitigkeit und Voreingenommenheit seines politischen Standpunktes bei der Schattirung der etwas flüchtig hingeworfenen Konturen hie und da störend auftritt. Das Ergebniß ist wenig erfreulich. Das deutsche Reich erscheint ihm in jenen Tagen als „ein schwer erkrankter Körper, sittlich und politisch aufgefressen in seinen edelsten Organen, verrathen und verschachert von seinen berufenen Hütern, ausgebeutet von persönlicher und dynastischer Selbstsucht, ein Tummelplatz der bodenlosesten Korruption, bald auch eine fast wehrlose Beute des Auslandes", und in den Schlußzeilen spiegelt sich ziemlich deutlich des Verfassers politisches Glaubensbekenntniß, wenn es da heißt: „Auch das Wahl-Kaiserthum ist heimgegangen, unbeklagt von der Nation und hingeopfert von seinem eigenen Kinde, dem Parti-

Digitized by Google

kularismus, und auch dieser Partikularismus selbst, dessen in der Zeit gegebene vorübergehende Mission wir nicht verkennen wollen, sieht sich in seiner Selbstüberschlagung bereits das Urtheil gesprochen, indem er schon keinen Sachwalter mehr findet, der ihn unter seinem wahren Namen vertreten will. Hoffen wir, daß Deutschland, geläutert durch die Feuertaufe der Noth, rechtzeitig die Mittel finde, wie es sich errette und bewahre vor dem alten Erbübel des Reiches, der scheinbaren Einheit bei wirklicher Zersplitterung!"

Jakob Falke, den Lesern dieser Blätter als gründlicher Kenner und geistreicher Darsteller der kulturhistorischen Verhältnisse des Mittelalters wohlbekannt, hat das Taschenbuch mit einer im hohen Grade anziehenden Darstellung der „Gastlichkeit im Mittelalter" geziert. Die deutsche Burg als vornehmste Stätte der mittelalterlichen Gastfreundschaft, die Vorbereitungen zum Empfang des Gastes, dessen Ankunft, die Bewirthung, die Unterhaltungen, welche ihm geboten werden, die Beherbergung für die Nacht und der Abschied werden uns in einer Reihe von trefflichen, höchst lebendig und anmuthig gefärbten Schilderungen vorgeführt. Indem Herr Falke namentlich die poetischen Produkte der Zeit zur Grundlage seiner Darstellung nimmt, zeigt er uns nicht nur die Fülle seiner Belesenheit, sondern auch sein hohes Geschick, die einzelnen kleinen Züge zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Die gesunden und kräftigen Seiten des fröhlichen Mittelalters, seine geselligen Tugenden, die übermüthige Lebenskraft, die theilweise in ihm pulsirt, treten uns in der Darstellung Falke's nicht minder entgegen, als die unvermittelten Gegensätze von Rohheit und Ueberfeinerung und insbesondere als die Frivolität und Sittenlosigkeit, welche namentlich am Ausgange des Mittelalters im Geschmacke und den Lebensverhältnissen so bedenklichen Ausdruck findet.

Eine Art Pendant zu dem Aufsatze Falke's bildet der folgende Beitrag von Heinrich Asmus: „Skizzen des öffentlichen und häuslichen Lebens der Römer im Alterthum". Auch er enthält eine kulturhistorische Darstellung, wie es denn ein seltsames Licht auf die Ueberwucherung der politischen Geschichte durch die Kulturgeschichte wirft, daß nicht weniger als drei von fünf Aufsätzen (denn auch den Aufsatz über das Blücher-Denkmal in Rostock müssen wir hieher rechnen) der letzteren gewidmet sind. Dem augenblicklichen Geschmack des geschichtelesenden Publikums scheint da eine übergroße Konzession gemacht worden zu sein. Leider können wir auch dem Aufsatze nicht dieselben Vorzüge nachrühmen, wie dem Falke's. Nicht als ob demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit abginge, im Gegentheile, es ist ein ziemlich buntes Bild, das vor uns aufgerollt wird. Erziehung und Gymnastik, die Barbierstube, die Spiele, die Tafelfreuden und Bäder, die Wirthshäuser und Wagen, das Bücherwesen und die Bibliotheken, endlich die Begräbnißfeierlichkeiten sind zum Gegenstand eingehender Mittheilungen gemacht. Aber das Interesse an denselben wird nicht nur durch den schlechten, halb saloppen halb pedantischen Styl abgeschwächt, sondern was ungleich schlimmer ist, wir vermissen durchweg eigene und selbstständige, auf den Quellen

Digitized by Google

beruhende Forschung. Auszüge aus Böttigers „Sabina" braucht sich der gebildete Leser nicht erst durch das Raumer'sche Taschenbuch vermitteln zu lassen.

Ernsterer Natur ist der Aufsatz von Justi: „Ueber die Urzeit der Indogermanen", der zugleich von einer erfreulichen Versirtheit in dem gegenwärtigen literarischen Stand der Frage Zeugniß gibt. Den Berechnungen über die Zeit der Auswanderung, über die Trennung der Stämme ꝛc. hätte sich der Verfasser besser vielleicht gänzlich entschlagen. Unsere Einsicht in derartige Dinge wird durch bloße Ausrufungszeichen über die Langsamkeit der menschlichen Entwicklung, über die Reihe von Jahrtausenden, die wir vor Homer annehmen müssen, um seine Gedichte zu begreifen u. s. f. sehr wenig gefördert.

Den letzten, aber nicht den werthlosesten Abschnitt des Bandes bildet eine Abhandlung: „Das Blücher-Denkmal in Rostock und Goethe's Theilnahme an diesem Werke". Mit 24 Briefen Goethe's. Wir kommen vielleicht gelegentlich auf denselben zurück.

Ein Kunstblatt.

Gegenwärtig wird in Wien der Versuch gemacht, nach dem Aufhören des von Dr. F. Eggers redigirten „Deutschen Kunstblattes" ein Centralorgan für die Interessen der Kunst zu begründen, und zwar in den „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst." Die Leitung dieses Unternehmens, dessen Schöpfung man dem Fürsten Georg Czartoryski verdankt, ist in die bewährten Hände eines jüngeren Gelehrten, des Herrn Dr. K. von Lützow gelegt. Auswärtige und österreichische Kunstschriftsteller wenden demselben ihre Theilnahme zu; wir bringen ihm unsere lebhaftesten Sympathien entgegen, nichtsdestoweniger bleibt die Gründung eines solchen Blattes vor der Hand nur ein Versuch. Die Schwierigkeiten des Unternehmens liegen nicht in den Personen, sondern in den Zuständen und in der Sache.

Als Schorn um das Jahr 1820 die Leitung des „Kunstblattes", einer Beilage des noch heute existirenden „Morgenblattes" übernahm, gab es in Deutschland eine dominirende Richtung, einen treibenden Gedanken, dem sich fast alle Künstler accommodirten, einige mit Widerstreben, andere aus voller Ueberzeugung. Heutigen Tages ist die deutsche Kunst zersplittert, es gibt keine sie beherrschende Idee in derselben. Cornelius und Overbeck, die aus jener Zeit noch in die Gegenwart lebenskräftig hineinragen, sehen um sich zahlreiche dissentirende Kräfte, fast nirgends einen Ansatz zur Fortbildung, fast überall ein Bestreben zu Neubildungen im oppositionellen Sinne. Der Trieb nach Selbstständigkeit in individueller Richtung, an und für sich schon in der Natur der Malerei begründet und überdies noch durch eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volksstammes begünstigt, ruft überall Schulen hervor, und das, was man vor vier oder sechs Jahrzehnten zu bilden versuchte —

Digitized by Google

eine deutsche Schule in zugleich nationalem und künstlerischem Sinne des Wortes, ist vollständig gescheitert. Wir haben deutsche Schulen aber keine deutsche Schule mehr.

Zu diesem artistischen Partikularismus kommen noch politische und kirchliche Parteistellungen. Ein Theil der „deutschen Kunstgenossenschaft" scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, dieses Institut im spezifisch preußischen Sinne so auszubeuten, wie es durch den Zollverein auf dem Felde der Industrie geschieht. München sollte dem Norden nur annexirt, Oesterreich wo möglich aus Deutschland auch auf dem Kunstgebiete hinausgedrängt werden. Proben dieser Taktik haben wir im verflossenen Jahre in London erlebt. Die kosmopolitische Romantik der Aesthetiker und Künstler in der Weise der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" hat sich als spezifisch katholische Kunst und als Kunst der katholischen Propaganda entpuppt; aus unklaren Situationen ist sie auf einem praktischen und zugleich historischen Boden angekommen. Ein Ereigniß, dessen naturgemäßen Eintritt wir so spät als möglich zu erleben wünschen, droht das Kunstleben in München zu erschüttern, in Berlin sieht man sich vergebens nach einem Schinkel und Rauch um, und der geschlossene Phalanx französischer Kunsttradition bricht aller Orten auf Deutschland ein. Bei dieser Lage der Dinge ist es unmöglich geworden, den Künstlern zu genügen, dem ästhetischen Polyglottismus derselben gerecht zu werden. Die „Recensionen" haben daher vollständig recht, wenn sie sich „als einen Theil des Publikums betrachten, als *sein* Organ und *nicht* als das der Künstler". In wie weit ihnen die Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe gelingen wird, wird die Zukunft lehren.

Daß ein Einblick in die Bestrebungen der gesammten Kunst, vor Allem der deutschen für Oesterreich von ganz besonderer Bedeutung ist, kann Niemand verkennen Wir haben in Oesterreich alle Ursache uns zu orientiren, und sei es blos deßwegen, um auch in der Kunst auf eigener Kraft fußen zu können. Wer nicht die Kraft, den Muth und die geistige Berechtigung hat, auf seinen Füßen aufrecht zu stehen, dem ist nicht zu helfen. Mit fremden Mitteln läßt sich da nicht wirken, da heißt es sich selbst, die Nationen wie die Individuen so bilden und heben, daß sie Respekt einflößen. Aber deßwegen ist, wie gesagt, eine Orientirung, eine Umschau in die weite Welt geistigen Schaffens vor Allem nöthig. Die spezifischen Interessen der Münchner, Berliner oder Wiener Kunst werden ohnehin nach wie vor ihren Ausdruck in jenen Blättern finden, die sich lokalen Aufgaben mit Vorliebe zuwenden. Ein vermittelndes, läuterndes Organ vom allgemeinen Gesichtspunkte ist jetzt gewiß ein Bedürfniß, aber wohl auch eine Aesthetik, die wie über den Parteien, so über dem Publikum steht.

R. v. E.

Digitized by Google

„Bibliotheca Historica Medii Aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 375 — 1500 von August Potthast". Mit dem Erscheinen der zweiten Hälfte hat das tüchtige Werk, dessen erste Hälfte wir schon früher (4. Oktober 1862 Nr. 36 der Wochenschrift) als äußerst dankenswerth bezeichneten, seinen Abschluß gefunden. Getrost kann Potthast dieses Ergebniß seiner umfassenden und unverdrossenen Arbeit der Kritik überlassen, die in seltener Uebereinstimmung den Anfang seines Werkes schon so freundlich aufnahm. Denn auch hier ist dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, die wir damals rühmten, auch hier durch Bemühung der Buchdruckerei dieselbe Uebersichtlichkeit und Korrektheit erzielt, die den Gebrauch des Werkes so ungemein erleichtert.

Besonders rühmenswerth erscheint uns in dem Letzterschienenen der eingehende Artikel Vita (S. 575), der zugleich die Acta, Elogium Gesta, Legendae u. s. w. umfaßt und das versprochene vollständige Inhaltsverzeichniß zu den Acta Sanctorum der Bollandisten enthält.

Der Inhalt der Acta, dieser nicht allein für Kirchen- und Staatsgeschichte, sondern insbesondere für Kulturgeschichte höchst wichtigen Quelle, wird dadurch dem Forscher klar dargelegt und zum unabweisbaren Gebrauch handsam gemacht. Dabei gewährt die Angabe der Erläuterungsschriften, die bis auf die jüngst erschienenen Abhandlungen herabreicht, die erwünschte bibliographische und sachliche Ergänzung. Den Schluß dieses Theiles bildet die Aufführung der Abhandlungen die außer den angeführten Vitae S. S. in den Bollandisten vorkommen für deren Werth noch immer die Namen ihrer Verfasser, eines Henschen, Papebroche u. A. sprechen.

Der Anhang: „Quellenkunde für die Geschichte der europäischen Staaten während des Mittelalters" erscheint uns ebenso unentbehrlich, als ein wesentliches Verdienst des Buches zu sein. Denn hier wird eine Uebersicht über die vorhandene Quellenliteratur gegeben, nach den einzelnen Partien der Geschichte geordnet.

Durch Beifügung von Zahlen, die das Todesjahr des Schriftstellers resp. das Endjahr des Werkes bezeichnen, ist es dem, der über bestimmte Perioden das Quellenmaterial kennen lernen will, möglich gemacht, sich schnell über die Zeit der Abfassung einer Quelle zu orientiren; die näheren Angaben über dieselbe lassen sich dann durch Nachschlagen in dem lexikalisch angelegten „Wegweiser" ohne Mühe finden. Was früher eine nicht leichte Vorarbeit war: die Uebersicht über das vorhandene Quellenmaterial, ist durch Potthasts Buch (wenigstens für das Mittelalter) aufs Schnellste besorgt. Es ist eine Ueberschau über die Schriften, die die Universalgeschichte betreffen von Eusebius (340) bis Albertus Argentinensis (1553) gegeben; ebenso sind die Quellen für die Geschichte Deutschlands im Allgemeinen nach den einzelnen Epochen (Regenten) geordnet, sowie für die deutsche Spezialgeschichte, Kirchengeschichte, ja sogar für die deutsche Ortsgeschichte aufgezählt, denen dann die der übrigen europäischen Länder folgen. Außerdem sind noch die Quellen für die Geschichte der Kreuzzüge einzelner Völker, z. B. der Juden, Hunnen und für die Reisen ins heilige Land angeführt. Den Schluß macht eine Anzahl von Berichtigungen und Nachträgen. Finden sich, jetzt, wo das Werk abgeschlossen vorliegt, auch hie und da Irrthümer und Lücken, so ist das wohl bei einer solchen Unmasse von Material nicht anders möglich; das, was aber vor Allem nöthig war, ein Repertorium des Vorhandenen und damit einen treuen Wegweiser zu geben, diese Aufgabe hat Potthast aufs Beste gelöst und sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die historische Wissenschaft erworben. A. H.

---

* Die Firma Voigt und Günther in Leipzig beginnt gegenwärtig die Veröffentlichung einer neuen, zweiten Auflage von „Joseph Freiherrn von Eichendorffs sämmtlichen Werken", sechs Bände mit des Dichters Bildniß und Facsimile und einer

Digitized by Google

biographischen Einleitung. Diese neue Auflage, vom Sohne Eichendorffs redigirt, enthält nicht nur die gesammten bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyrischen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen, sondern auch aus dem Nachlaß desselben eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle: „Eine Meerfahrt" und das Märchen: „Libertas und ihr Freier".

---

* Die Herren Greuze in Brüssel, Palmez in Paris und Carnaudet in Chaumont haben sich entschlossen, eine neue Ausgabe der Acta Sanctorum zu veranstalten; dieselbe wird aus 54 Folio-Bänden bestehen, jeder Band von 1000 oder 1200 Seiten. Die Kosten werden auf eine Million Francs geschätzt.

---

* Wie ein süddeutsches Blatt vernimmt ist Prof. Vischer, der Aesthetiker, mit der „Sammlung von Uhlands Werken" beauftragt. Ihm erwächst damit die Aufgabe und Pflicht, des Dichters hinterlassene Papiere zu ordnen und auch das zerstreut Erschienene, sowie was den Protokollen der württembergischen Kammern und der Nationalversammlung in der Paulskirche angehört, anzureihen.

---

* (Ungarische Literatur.) Ungarische Blätter zeigen das Erscheinen einer „pikanten" Novität an, welche den Titel: „Daguerrotyp" führt und Herrn St. Roboz zum Verfasser hat. Das Schriftchen soll eine „Bildergalerie jener Notabilitäten" enthalten, „welche die Literatur nicht unterstützen wollen". Uns erscheinen derartige Mittel die Literatur zu heben als mindestens sehr eigenthümliche. Der literarische Skandal hat noch selten etwas Gutes zu Tage gefördert und dem friedlich Vorübergehenden die Pistole auf die Brust zu setzen, um einen Mäcen aus ihm zu machen, gehört in die Kategorie jenes literarischen Betyarismus, den erst neulich Herr Anton Csengery mit treffenden Worten gekennzeichnet hat. Es ist traurig, wenn in einer noch jungen und wie wir gerne annehmen wollen, entwicklungsfähigen Literatur derartige Erscheinungen auftauchen, die von Allem eher Zeugniß geben, als von einem eigentlichen Verständnisse der Interessen und der Aufgaben der Literatur. Mit so plumpen und äußerlichen Mitteln schafft man weder eine Literatur, noch macht man sie vollkommener. Wir verfolgen den Gang der geistigen Bestrebungen in Ungarn mit einiger Aufmerksamkeit, es thut uns aufrichtig leid, konstatiren zu müssen, daß sie seit neuerer Zeit ziemlich schlimme Richtungen eingeschlagen haben. Nicht nur, daß die überwuchernde Zeitungsliteratur dort wie anderwärts der eigentlichen literarischen Produktion Eintrag gethan, hat unter dem Einflusse nationaler Regungen eine Abwendung von den deutschen Kulturelementen eine Hinneigung zu romanischen Geschmacksrichtungen stattgefunden, die ihre groben Spuren in den meisten der neueren Publikationen deutlich wahrnehmen läßt. Dies gilt nicht nur von der Romanliteratur, es gilt bis zu einem gewissen Grade auch vom „nationalen" Drama. Das Studium der neufranzösischen „Klassiker" hat auf diesen Gebieten nicht erfreulichere Resultate geschaffen als das Studium Verdi's für die nationale Oper. Die ungarische Literatur wird weder in dem Eklekticismus, der die jüngst entschwundene Periode ihrer Bestrebungen charakterisirte, noch in dem Anschluß an französische Muster allein, noch in der ausschließlichen Pflege nationaler Richtungen, welche an sich schon ein Unding und eine Unmöglichkeit ist, denn man wird nicht über Nacht ein Kulturvolk, sondern lediglich in dem engsten Anschlusse an die Errungenschaften deutschen Kulturlebens die Bedingungen ihrer Existenz und ihrer Entwicklung finden.

Digitized by Google

* (Polnische Literatur.) Zu der in diesen Blättern mehrfach erwähnten „Długosz-Ausgabe", wurden bekanntlich außer dem durch glücklichen Zufall vom Grafen Przeździecki aufgefundenen Authograph fast sämmtliche bekannte Codices benutzt. Der Chronik lateinischen Textes wird ein Specimen beigefügt, in welchem Herr Żegota (Ignaz) Pauli einen fleißig ausgearbeiteten Kommentar zu der Długoszgeschichte liefert, welcher auch eine Vergleichung der Varianten und eine Kritik der Handschriften und Editionen enthalten soll.

* Lukas Barrett, einer der talentvollsten jüngeren Naturforscher Englands, ist in Jamaica bei dem Versuche umgekommen mittelst eines Taucherapparates lebende Korallen in der Tiefe des Meeres zu beobachten. Seine Laufbahn war eine kurze, aber glänzende. Im November 1837 geboren kam er im Jahre 1853 nach Sachsen, um eine deutsche Erziehung zu genießen, begleitete 1855 M'Andrew auf seiner erfolgreichen naturwissenschaftlichen Expedition nach Finnland und wurde bei seiner Rückkunft, fast noch ein Knabe, wegen seiner hervorragenden Begabung zum Kustos des Universitäts-Museums in Cambridge gewählt. Im Jahre 1856 bereiste er die Küsten von Grönland, im Jahre 1857 jene von Portugal, um das Leben im Meere zu studiren. Im Jahre 1859 wurde er, 21 Jahre alt, mit einem Gehalte von 800 Pfd. St. zum Direktor der geologischen Aufnahme von Westindien ernannt und so erschien er im vorigen Jahre, in seinem vierundzwanzigsten, bereits als der amtliche Vertreter dieser bedeutenden Kolonien bei der Weltausstellung. Hier war es, wo der erneuerte Verkehr mit Jugendfreunden und Fachgenossen den Eifer zu seinen Studien so sehr steigerte, daß er die Rückkehr nach Jamaica kaum erwarten konnte, um ihnen eine neue Ausdehnung durch die Anwendung des Taucherapparates statt des Schleppnetzes zu geben. Kaum zurückgekehrt, ließ er sich am 18. Dezember an der Küste bei Kingston in 15 Faden Tiefe hinab. Er war nur von wenigen schwarzen Dienern in einem Kahne begleitet und trug ein volles Tauchergewand. Nach einer Weile sahen die Diener zu ihrem Schrecken das Gewand mit allen seinen Gewichten beladen sich über die Wasserfläche erheben; es umschloß eine Leiche. So endete mitten in seiner Thätigkeit plötzlich ein kurzes Leben, des Neides und der Trauer in gleichem Maße werth. Keiner kam unter den englischen Forschern dem vielbeklagten Edward Forbes so nahe in der Richtung seiner Studien, wie in dem Scharfsinne seiner weitausreichenden Schlußfolgerungen; ihm war eine große Zukunft bestimmt.

E. S.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Das Werk des verstorbenen Gfrörer: „Gustav Adolf und seine Zeit", das der Verfasser selbst in drei Auflagen wiederkehren gesehen hat, nennt mit der eben erschienenen vierten Auflage den Dr. Onno Klopp als Herausgeber Der Biograph und Ehrenretter Tilly's übernimmt hiermit die schwierige Aufgabe, ein aus dem protestantischen Lager hervorgegangenes Werk über den anderen Helden des dreißigjährigen Krieges von jenen Irrthümern zu säubern, die nach seiner Ansicht der Verfasser selbst, wäre ihm eine nochmalige Revision vergönnt gewesen, eingestanden haben würde.

Die Biographien Schillers werden wieder um eine neue vermehrt; sie stammt aus der Feder des Dr. A. Kuhn in München und hat sich unter dem Titel: „Schillers Geistesgang" die Darlegung seiner dichterischen Entwicklung zum Ziele gesetzt. — Die Schilderung des klassischen Zeitalters in Weimar ergänzt ein Werk von Ernst Pasqué: „Goethe's Theaterleitung in Weimar", zwei Bände, aus Theaterakten und Zetteln zu-

Digitized by Google

sammengestellt, ein wahres Spiegelbild des Lebens auf der Bühne und hinter den Coulissen.

Gelehrten Musikern bietet das Haus Breitkopf und Härtel eine gastliche Stätte zur Ausstellung ihrer Studien; es ist ein Unternehmen „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft" herausgegeben von Fr. Chrysander, welches der Theorie und Geschichte der Musik gewidmet ist und mit gelehrtem Ernste der heutigen Verflachung auf musikalischem Gebiete entgegenarbeitet Außer den geschichtlichen Beiträgen des Herausgebers, der sich durch eine Biographie Haendels schon einen Namen erworben, enthält der vorliegende Band Arbeiten von M. Hauptmann in Leipzig und Bellermann in Berlin. Dieselbe Verlagshandlung veröffentlicht gleichzeitig eine „Geschichtliche Entwicklung des Liedes" von Dr. Schneider in Dresden. — Die kritischen Schriften Hektor Berlioz', die sich seit Jahren bruchstückweise auch in deutsche Zeitungen verirren, erscheinen übersetzt von Richard Pohl nun auch gesammelt; der geistreiche Musiker, der seit Jahren bemüht ist, den Kern und Geist klassischer Musik den Franzosen begreiflich zu machen, hätte schon längst diese Ehre verdient.

---

* Der Direktor der ständischen Akademie der bildenden Künste in Prag, Herr E. Engerth, hat ein lebensgroßes Portrait Sr. Majestät des Kaisers in Marschallsuniform vollendet, das im Laufe des nächsten Monats im österreichischen Kunstvereine zur Ausstellung kommen soll. Der unermüdlich thätige Künstler ist mit Vorarbeiten zu einem größeren Gemälde aus der Geschichte Oesterreichs beschäftigt — Der Prager Dombauverein hat jüngst seinen Rechenschaftsbericht für das verflossene Jahr in Form eines Jahrbuches veröffentlicht. Die Art und Weise, wie sich dieser Verein, dessen Interessen wir auf das Lebhafteste gefördert zu sehen wünschen hebt, macht in uns den Wunsch rege, daß auch bald in Wien ein wohlorganisirter „Dombauverein" in gleicher Weise seine Thätigkeit manifestiren möge. Wir kommen demnächst auf die Bedeutung der Dombauten und Domrestaurationen für die Kunst Oesterreichs ausführlich zurück. — In Prag hat sich ein „Čechischer Künstlerverein" gebildet dem auch viele Deutsche, wenn wir nach den Namen urtheilen können, ihre Unterstützung leihen.

---

* Wie böhmische Blätter melden, beabsichtigt der böhmische Landesausschuß den Antrag zu stellen, eine aus 2819 Blättern bestehende Sammlung der Kupferstiche Hollars, die sich in Bonn im Besitze der Witwe des Kunsthändlers Hermann Weber befindet, für Böhmen anzukaufen. Der Professor der Kunstgeschichte in Bonn, Dr. A. H. Springer, ein geborner Böhme, dessen Gutachten der Landesausschuß einholte, hat diesen Kauf aufs Wärmste anempfohlen. Bekanntlich war der berühmte Kupferstecher Wenzel Hollar ein Böhme, der in Prag im Jahre 1607 geboren, nach der Schlacht am weißen Berge auswanderte, in Frankfurt und später in London lebte. Wir besitzen von Parthey einen trefflichen Katalog der Werke des fleißigen Kupferstechers. Die Idee zu diesem Ankaufe wurde, wie wir vernehmen, im Oktober 1862 von dem Wiener k. k. Universitätsbibliotheks-Kustos Wussin, dem k. k. Statthaltereirathe Placek und Dr. Vinzenz Jirusch angeregt, die sich behufs Realisirung derselben an das Landesausschuß-Mitglied Dr. Pinkas wandten.

---

* Im Erdgeschosse der kaiserlichen Galerie am Belvedere ist eine Marmorstatue des Bildhauers Levi, die h. Elisabeth vorstellend, aufgestellt von der wir unseren Lesern

Digitized by Google

bisher keine Nachricht gegeben haben. Die Figur, mit einer Krone geschmückt und Rosen in den Falten ihres Gewandes haltend, gehört zu jenen modernen Gestalten, welche anziehen ohne zu befriedigen, mit Geschick gemacht sind, aber den Gegenstand nicht erschöpfen. Die h. Elisabeth ist eine so bedeutsame Persönlichkeit, daß man mit den allgemeinen Formen, in denen sich Levi bewegt, derselben nicht gerecht wird. Wer nicht weiß, daß diese mädchenhafte Gestalt die h. Landgräfin von Thüringen vorstellen soll, denkt bei dieser Figur an alles Andere eher, als an sie.

Sieht man aber von der geringen Gestaltungskraft des Künstlers ab, so kann man sonst der Figur Geschmack in der Behandlung des Faltenwurfes und sorgfältige Durchführung nicht absprechen. Auch geht aus derselben hervor, daß der Künstler in Rom gründlich und mit Vorliebe die Antike studirt hat.

---

* Dem „Journal des beaux arts" zufolge hat Prof. M. F. Pawels, seit 1861 Professor an der Weimarer Kunstakademie, im Auftrage eines Wiener Kunstfreundes ein historisches Gemälde, vorstellend „Die Rehabilitation des Lievin Pyn in der Kirche St. Nikolas in Gnt" vollendet Wenn wir nicht irren, ist dieses Gemälde bereits in den Besitz des Bestellers gelangt.

---

* (Oesterreichische Künstler in Rom.) In den letzten Nummern der „Grenzboten" lesen wir einen Bericht über die deutschen Maler in Rom in den Jahren 1861 und 1862 und heben aus demselben einige Stellen, welche sich auf Oesterreicher beziehen, hervor. Romaco hat sich in der Villa Malta unter Orangen, Cypressen und Weinlauben idyllisch eingerichtet. Er ist ein Künstler von großem Talent und großer Zukunft. Seine Portraits streifen an van Dyk'sche Kraft, alle seine Bilder haben etwas Eigenthümliches und Ursprüngliches, aber auch etwas Rohes und Unfertiges. Es wird auch sein Talent als Aquarellmaler hervorgehoben. Weniger gut kommt Pollack weg. Von Thelen erfahren wir, daß er im Jahre 1861 ein Portrait des Kardinals Antonelli gemalt hat, das sehr gefällt, wogegen ein Bild aus der Schlacht von Castelfidardo weniger Beifall findet.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 11. Februar 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr Franz Pfeiffer legt vor: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. I." Dies erste Heft, womit der Verfasser eine Reihe von Mittheilungen eröffnet die einerseits der älteren deutschen Sprache und Literatur theils neue Quellen zuführen, theils schon vorhandene erweitern und vervollständigen, andererseits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutschen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen sollen, enthält drei Abhandlungen. Die erste über Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartner hat den Zweck, die Heimath dieser ersten deutschen Dorfgeschichte, die man ohne zureichenden Grund nach Baiern verlegt hat, wieder für Oesterreich in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen. Daran reihen sich, als Ergebniß einer unbefangenen Würdigung der Berliner Handschrift und ihres Werthes, kritische Erörterungen und Vorschläge zur Verbesserung des bisher zu einseitig nach der Ambraser Handschrift aufgestellten Textes.

Der zweite Aufsatz ist den beiden nach-Rudolfischen Bearbeitungen der Geschichte von Barlaam und Josaphat gewidmet. Von der einen, wohl älteren, jedenfalls werthvolleren, deren Existenz vor nun zwanzig Jahren der Verfasser durch Veröffentlichung zweier Pergamentblätter zuerst nachgewiesen hat, werden hier weitere Bruchstücke mitgetheilt. Ein größerer Abschnitt aus der anderen Bearbeitung, die zwar vollständig in einer Handschrift zu Solms-Laubach erhalten, aber nur aus dürftigen Proben bis jetzt bekannt ist, soll einer lehrreichen Vergleichung aller drei Bearbeitungen des Barlaam dienen. Zugleich wird der Versuch gemacht, Heimath und Alter der beiden jüngeren Gedichte wenigstens annähernd zu bestimmen.

Im dritten Stücke wird der mittelhochdeutschen Literatur ein neues, noch unbekanntes Denkmal zugeführt, ein Lobgedicht auf Kaiser Ludwig den Baier; allerdings nur in Bruchstücken, aber doch umfangreich genug, um die Anlage und äußeren Umrisse daraus zu erkennen. Ohne den historischen Werth zu überschätzen, darf das Gedicht doch schon um des Fürsten willen, dessen Preis darin verkündet wird, Interesse beanspruchen; wichtiger ist es in Beziehung auf die Sprache und den Wortschatz, dem es manche willkommene Bereicherung bringt. Ueber den Verfasser wird eine Vermuthung aufgestellt, die es wahrscheinlich zu machen sucht, daß derselbe des Kaisers Kanzler, Meister Ulrich von Augsburg, war.

Herr Prof. Adolf Mussafia legt ein zweites Heft von „Handschriftlichen Studien" vor. In demselben bespricht er die altfranzösischen Handschriften der Marcus-Bibliothek in Venedig, wobei er zu vielen von Keller, Bekker, Génin und Guessard daraus abgedruckten Stellen Berichtigungen liefert. Zum Schlusse gibt er Nachricht über ein altfranzösisches Gedicht, allegorisch-didaktischen Inhaltes, welches in einer Handschrift derselben Bibliothek enthalten ist, und theilt ein von ihm ebendaselbst aufgefundenes Fragment der Aye d'Avignon mit dessen Zusammenhang mit dem Brüsseler Fragmente er nachzuweisen sucht.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 12 Februar 1863.

Der Sekretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor:

1. „Notiz über eine Reihe homologer Farbstoffe" von dem wirklichen Mitgliede Herrn Prof. Friedr. Rochleder in Prag.
2. „Chemische Mittheilungen" von Herrn Adalbert Šafařik in Wien.
3. „Genaue Beobachtungen über Ebbe und Fluth zu Venedig" von Herrn F. X. Oehri, k. k. pens. General-Auditor in Güns.

Herr Ministerialrath Dr. M Koller bespricht die Anwendung des Passagen-Instrumentes zur Zeitbestimmung in einem beliebigen, jedoch bekannten Azimuthe; er führt die zu diesem Zwecke nöthigen Formeln an und zeigt, daß, wenn die Beobachtungen mit gehöriger Sorgfalt vorgenommen werden, das Passage-Instrument zur Bestimmung der Zeit mit großer Sicherheit und derselben Einfachheit, wie im Meridian selbst auch außerhalb desselben in einem gegebenen Azimuthe angewendet werden könne.

Der k. k. Oberst Herr Pechmann legte eine Abhandlung über die Abweichung der Lothlinie bei astronomischen Beobachtungsstationen und ihre Berechnung vor, die sich auf die sichtbaren Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche erstreckt, wodurch wenigstens da,

Digitized by Google

wo das Ergebniß dieser Berechnungen ausreicht, die Ablenkungen zu erklären, jede bisher dafür aufgestellte Hypothese für entbehrlich erscheint. Zur Bestimmung der Ablenkung oder der Attraktion muß die theoretische Oberfläche der Erde gegeben sein, wofür die im Niveau des Meeresspiegels gelegene krumme Fläche, welche zugleich die natürliche Normalfläche ist, angenommen wird; jedoch kann mit Vortheil auch eine andere Normalfläche gewählt werden. Das Terrain muß zur Berechnung der Attraktion in Untertheilungen zerlegt und jede Untertheilung für sich berechnet werden. Die Summe der so berechneten Werthe gibt die Gesammtattraktion.

Es werden die nöthigen Formeln zur Berechnung der Attraktion unter Berücksichtigung der Dichtigkeit und der Anziehung des Erdballs, so wie speziell auch jene zur Berechnung verschiedener Körperformen der attrahirenden Untertheilungen gegeben und zugleich des Vorganges gedacht, wenn astronomische Bestimmungen auf mehreren durch terrestrische Messungen mit einander vergleichbaren Observationsorten vorgenommen werden.

Sehr interessant ist dabei der Umstand, daß sich durch die zu bildenden Gleichungen aus Unterschieden der Breiten, Längen und der Azimuthe, unter gewissen Bedingungen nicht nur die mittlere Dichtigkeit der Erde, sondern auch die Erddimensionen durch die Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate so bestimmen lassen, daß sich die geodätischen Bestimmungen den astronomischen möglichst anschließen.

In dieser Beziehung macht der Herr Oberst auch am Schlusse der Abhandlung unter anderen Betrachtungen den Vorschlag, daß bei der gegenwärtig in Ausführung begriffenen mitteleuropäischen Gradmessung an einer entsprechenden Oertlichkeit derlei Bestimmungen vorgenommen werden möchten, um deren Resultate für die mittlere Dichtigkeit der Erde als Grundlage zu ferneren Attraktionsberechnungen mit um so größerer Sicherheit benützen zu können. Die Abhandlung enthält gleichzeitig die praktische Anwendung der Attraktionsberechnung auf die vom Verfasser selbst bei Innsbruck und Klagenfurt vorgenommenen astronomischen Bestimmungen. Zwischen den terrestrischen und astronomischen Amplituden der Polhöhen von vier Observationsorten bei Innsbruck ergaben sich Unterschiede von 4 bis über 15 Sekunden, während dieselben nach der durchgeführten Attraktionsberechnung durchgängig unter eine Sekunde herabfielen. Bei Klagenfurt war die größte Abweichung nur etwas über vier Sekunden, die aber nach der Attraktionsberechnung, so wie alle übrigen wieder unter eine Sekunde herabsank. Für die mittlere Dichtigkeit der Erde ergab sich zwischen beiden Bestimmungen nur ein geringer Unterschied, obschon die Oertlichkeiten diesem Zwecke nicht besonders günstig sind.

Inwieweit das angegebene Verfahren in der Attraktionsberechnung auch bei entfernten Observationsorten sich bewähre, darüber wird der Herr Oberst die Resultate einer ausgedehnten, bereits im Zuge befindlichen Berechnung seiner Zeit mittheilen.

Herr Dr. G. Tschermak spricht über die Entstehungsweise der Mandelsteine. Man hatte bisher nach dem Vorgange von Lasius, L. von Buch u. A. fast allgemein angenommen, die Mandelsteine seien feurigflüssigen Ursprungs und hätten ihre Struktur durch die Ausfüllung der Blasenräume des lava-ähnlichen Gesteins gewonnen. Volger indeß hatte in letzterer Zeit dem widersprochen und seinen Beobachtungen gemäß behauptet, daß viele dieser Gesteine nichts anderes als umgewandelte Konglomerate seien, die sich bodensatzweise gebildet hätten.

Der Vortragende setzt nun das Resultat seiner Beobachtungen auseinander, wonach die Mandelsteine nicht alle in derselben Weise, sondern die einen, aber gerade die wenigsten, durch Ausfüllung von Blasenräumen, die anderen, und zwar eine größere Anzahl, durch Zersetzung der Gesteine auf die Art entstanden, daß die Veränderung bei einzelnen Krystallen begann und allmälig Knollen und rundliche Hohlräume schuf, die nun in weitere Umwandlungsprozesse eintraten; endlich bestätige sich bei gewissen Mandel-

Digitized by Google

steinen die Ansicht Volgers, indem diese wirklich durch Umwandlung aus Konglomeraten hervorgingen, da die enthaltenen Geoden als ehemalige Geschiebe erkannt wurden. Die Umwandlungs- und Verdrängungsvorgänge in den Geoden seien ganz dieselben, wie sie auf Gängen und sonst mitten im Gestein auftreten, die Mandelsteinbildungen also nur ein spezieller Fall der fortwährend stattfindenden Mineralbildungs- und Veränderungserscheinungen in den Felsmassen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 4. Februar 1863.

Vorsitzender Herr Karl Brunner von Wattenwyl

Herr Georg Ritter von Frauenfeld theilte mit, daß der Ausschuß in seiner letzten Sitzung beschlossen habe, bei der zunehmenden Zahl von Mitgliedern, welche das Lokale der Gesellschaft besuchen, gewisse Normen festzustellen, welche bei der Benützung der Bibliothek, sowie der Sammlungen einzuhalten sind.

Herr J. Kerner legte eine Abhandlung seines Bruders Prof. A. Kerner in Innsbruck vor, in welcher die Auffindung dreier für die oberösterreichische Flora neuer Alpenpflanzen am Dachsteingebirge bei Hallstatt mitgetheilt wird. Diese drei Pflanzenarten gewinnen einmal dadurch, daß sie durchgehends sogenannte Schieferpflanzen sind, welche sonst nur in der Centralkette der Alpen vorkommen, dann aber noch insbesonders durch die Lokalität, an welcher sie beobachtet wurden, ein erhöhtes Interesse, indem als ihr Substrat jene in geologischer Beziehung höchst merkwürdigen Quarz- und Bohnerz-Geschiebe erscheinen, die stellenweise auf dem Kalkplateau der Dachsteingruppe angetroffen werden. Dieser Umstand gab Prof. Kerner Veranlassung, auf das sporadische Vorkommen sogenannter Schieferpflanzen im Bereiche der Kalkalpen näher einzugehen und die bisherigen Theorien über den Einfluß der geognostischen Unterlage auf die Gewächse einer Kritik zu unterwerfen, als deren Hauptergebniß anzusehen ist, daß alle bisherigen Eintheilungen in bodenstäte Pflanzen nicht stichhältig sind. Die Ansicht, auf welche sich die bisherigen Theorien stützten, nach welcher nemlich manche Pflanzen gewisser Mengen bestimmter mineralischer Stoffe bedürfen sollten und nach welcher z. B. die sogenannten Schiefer- oder Kieselpflanzen eine gewisse Menge von Kieselerde in dem Boden verlangen würden, ist nach den Beobachtungen in der freien Natur so wie nach den Kulturversuchen Kerners unhaltbar. Es ist vielmehr als gewiß anzunehmen, daß diese sogenannten Schiefer- oder Kieselpflanzen von einer Lokalität nicht durch das Fehlen der Kieselerde sondern durch das Vorhandensein von Kalkerde in der Bodenkrume ferne gehalten werden. Die Kalkerde wirkt nemlich auf diese Pflanzen wie ein tödtliches Gift, gerade so wie wieder für andere Gewächse eine größere Menge von Alkalien einen giftigen Einfluß zeigt. Hiernach ergibt sich ganz ungezwungen die Erklärung, daß die sogenannten Schieferpflanzen überall dort vorkommen können, wo der Einfluß der Kalkerde durch was immer für eine Ursache ferne gehalten wird. Das sporadische Vorkommen solcher Pflanzen in Kalkgebirgen läßt sich jetzt ohne Schwierigkeit dadurch deuten und erklären, daß in diesen Gebirgen durch Verwitterung thonreicher Kalksteine und mergeliger Schichten, welche zwischen Kalksystemen eingeschlossen vorkommen, stellenweise eine ganz kalklose Bodenkrume gebildet wird, so wie daß hie und da über dem Kalkgestein eine so tiefe Humusschichte sich aufhäuft, daß der unterliegende Kalk auf die über dem Humus wachsenden Pflanzen gar nicht mehr Einfluß nehmen kann. — Zum Schlusse versuchte es Prof. Kerner eine neue Eintheilung der Pflanzen mit Rücksicht auf den Bodeneinfluß in allgemeinen Umrissen festzustellen und namentlich auf eine Reihe von Parallelformen hinzuweisen, in welche

Digitized by Google

ein Pflanzentypus zerfällt, je nachdem derselbe auf verschiedenartigem Boden seine Wurzeln schlägt und dort verschiedene mineralische Grundstoffe in seinen Organismus aufnimmt.

Herr J. Brauer sprach über die Larven der Panorpiden (Neuropteren) und setzte die Unterschiede derselben von den ähnlich aussehenden Raupen der Schmetterlinge und Blattwespen auseinander. Die Larve der Gattung Bittacus wurde erst im verflossenen Jahre von dem Herrn Vortragenden entdeckt und dadurch kennt man jetzt alle europäischen Panorpiden-Gattungen in Bezug ihrer früheren Stände.

Herr J. Juratzka legte zwei von Herrn Dr. J. Milde eingesendete Abhandlungen vor, die erste derselben enthält Nachträge zu den in den Verhandlungen der Gesellschaft bereits veröffentlichten Beschreibungen exotischer Equiseten und es werden in ihr folgende Arten behandelt: E. diffusum, bogotense, brasiliense, giganteum, debile. Der zweite Aufsatz ist ein Index Equisetorum omnium. Nach den in dieser Arbeit enthaltenen Daten wurden bis jetzt 177 Arten von Equiseten aufgestellt, von welchen aber nach Dr. Milde's Ansicht nur 25 selbstständige Arten repräsentiren.

Ferner legte Herr J. Juratzka die 21 und 22. Dekade der europäischen Lebermoose, herausgegeben von Dr. Gottsche und Dr. L. Rabenhorst vor. Diese Sammlung ist, seit der gründlichste Kenner von Lebermoosen Dr. Gottsche als Mitherausgeber aufgetreten ist, von ganz besonderem Interesse, weil den einzelnen Nummern nicht nur ausführliche kritische Bemerkungen sondern auch viele Zeichnungen beigegeben sind, welche das Studium dieser schwierigen Pflanzenklasse wesentlich erleichtern.

Herr Dr. H. W. Reichardt besprach eine von Herrn A. Grunow eingesendete Abhandlung über neue oder ungenügend gekannte Diatomaceen. In ihr werden gegen 50 neue Arten aus dieser Klasse beschrieben, welche theils in Oesterreich vorkommen, theils auf der Novara-Reise namentlich von Herrn Ritter von Frauenfeld gesammelt wurden.

Ferner berichtete Dr Reichardt über die von ihm auf einem Ausfluge nach den quarnerischen Inseln gesammelten Sporenpflanzen Von Algen wurden beiläufig 250 Arten gesammelt, von denen auf die Diatomaceen etwas über 100 Arten kommen. Unter diesen ist besonders eine neue Art von Cerataulus, C. Reichardti interessant. Von den übrigen Klassen von Algen wurden beiläufig 20 Arten gefunden, welche bisher noch nicht im Quarnerobusen beobachtet wurden, unter ihnen ist vorzüglich Elachista attenuata (bisher nur im Golfe von Neapel beobachtet) bemerkenswerth.

Von Moosen wurden gegen 20 Arten beobachtet, von denen für die quarnerischen Inseln neu sind: Jungermannia inflata, Trichostamum anomalum, Barbula squarrosa und Grimmia tergestina.

Unter den gesammelten Formen ist namentlich eine abweichende Form von Ceterach officinarum bemerkenswerth, die sich durch beinahe vollständige Kahlheit und geringe Theilung des Wedels auszeichnet

Herr Georg Ritter von Frauenfeld sprach über die Arten von Paludinella, welche sich in dem k. zoologischen Hofkabinete, so wie in der Sammlung Cummnigs finden. Es sind 28 Arten von denen folgende neu sind: P. austriaca, compressa, Dunkeri und Cata.

Ferner theilte Herr von Frauenfeld die Resultate seiner im Jahre 1862 angestellten Beobachtungen über die Metamorphosengeschichte der Trypeten mit. In diesem Aufsatze werden Beiträge zur Lebensgeschichte von 29 Arten der genannten Gattung geliefert, ferner wird eine neue Art Myopites tenella beschrieben, welche auf Inula britannica lebt.

Schließlich gab der Herr Vortragende eine Uebersicht über sämmtliche von ihm gezogene Arten von Trypeten; dieses Verzeichniß umfaßt 60 Spezies, welche auf 149 Arten von Pflanzen leben.

Digitized by Google

Sitzung der ungarischen Akademie.

Sitzung der historischen, philosophischen und rechtswissenschaftlichen Klassen am 4. Februar.

Herr Csengery las den Antrittsvortrag des Grafen Dominik Teleky, des neugewählten Ehrenmitgliedes vor. Den Inhalt dieses Vortrages bildet ein Stück der innern Geschichte Siebenbürgens, das auf die religiösen Bewegungen der rumanischen Bevölkerung Siebenbürgens Bezug hat und mannigfache Aufschlüsse zur Geschichte der gewaltsamen Erhebung der Walachen im Jahre 1784 unter Kloska und Hora, und auch der neuesten Begebenheiten bietet.

Schließlich wurden mehrere Zuschriften Sr. Exzellenz des Herrn königlichen Statthalters von Ungarn verlesen. In einer derselben wird der Akademie die Anzeige gemacht, daß Se. Exzellenz die bei der letzten großen Versammlung vorgenommenen Wahlen ohne Ausnahme bestätigt habe.

In der zweiten Zuschrift zeigt Se. Exzellenz dem Herrn Präsidenten der Akademie an, daß er den Bericht der Herren Kubinyi, Ipolyi und Henßelmann über ihre Reise nach Konstantinopel und insbesondere über die daselbst aufgefundenen Ueberreste der Korvinianischen Bibliothek mit großem Interesse gelesen habe, und daß sowohl er selbst, als auch Se. Exzellenz der Herr Kanzler bereitwilligst Alles anwenden würden, um die Erwerbung der genannten Bibliothek zu ermöglichen. Der Herr Präsident der Akademie möge also Sr. Exzellenz einen authentischen Bericht über den ganzen Stand der Angelegenheit einsenden, und die etwa erforderlichen Schritte andeuten. — Es wurde dieses Schreiben mit lebhafter Befriedigung aufgenommen und das historische und archäologische Komité mit der Ausarbeitung des gewünschten Berichtes betraut.

Mit Beziehung auf den in Nr. 3 enthaltenen Sitzungsbericht der ungarischen Akademie werden wir von Herrn J. Pettko um die Aufnahme der nachstehenden berichtigenden und ergänzenden Darstellung der in seiner Antrittsvorlesung enthaltenen Hypothese „Ueber die Grundursache der geologischen Hauptperioden" ersucht. Wir geben derselben nochmals, auf den in Nr. 5 enthaltenen Aufsatz: „Einiges über kosmogonische Theorien" verweisend, da sie einen Vorgang in der ungarischen Akademie berührt, Raum, und bitten unsere Leser, eben diesen Umstand als Motiv der Aufnahme gelten zu lassen.

Bei der Laplace'schen Hypothese über die Ausbildung unseres Sonnensystems drängt sich von selbst die Frage auf, ob die jeweilige Trennung eines Planeten vom Sonnenkörper irgend einen Einfluß auf die bereits bestandenen älteren Planeten ausgeübt habe und welcher Art dieser Einfluß gewesen sein mochte?

Ich stelle mir den Vorgang folgendermaßen vor:

Die Trennung eines Planetenringes vom Sonnenkörper erfolgt bei weitem nicht genau in dem Zeitpunkte, wo die peripherischen Massen in Folgen des eingetretenen Gleichgewichtes zwischen Centrifugal- und Schwerkraft aufhören sollten, am Rückzuge der Sonnenperipherie theilzunehmen, sondern viel später, weil der wirklichen Trennung noch zwei Kräfte entgegen arbeiten. Die Masse des Ringes übt nemlich eine Anziehung auf die unter ihm liegenden peripherischen Massen der Sonne aus, und hat ein um so leichteres Spiel, als diese Massen selbst schon einen nur sehr geringen Ueberschuß der Schwere über die Centrifugalkraft haben dürften. Eine riesige Fluth unterhält die Verbindung des Ringes mit der Sonne. Dazu kommt nun noch die Cohäsion, welche sich der Trennung gleichfalls widersetzt. Ihr Betrag kann wohl nicht näher angegeben werden,

Digitized by Google

er muß aber, wegen der ungeheuren Ausdehnung der Berührung ungeachtet des gasförmigen Zustandes sehr bedeutend gewesen sein. Indessen setzt die Sonnenperipherie ihren Rückzug in Folge fortschreitender Abkühlung weiter fort; neue Massentheile gelangen auf den Punkt des Gleichgewichtes zwischen Schwer- und Centrifugalkraft, die Menge der am Rückzug nicht mehr theilnehmenden Massen wächst, und mit ihr die Anziehungskraft des Ringes und die Fluth. Bevor also die wirkliche Trennung erfolgt, kann die Höhendifferenz zwischen dem allgemeinen Niveau der Sonnenperipherie und des Ringes Hunderte und Tausende von Meilen erreichen. Wenn es erlaubt ist, winzige Dinge mit enormen zu vergleichen, so ist es eine riesige Wasserhose (sic!), welche den Sonnenäquator stetig umspannt, und die Verbindung des Ringes mit der Sonne vermittelt. — Endlich muß der fortgesetzte Rückzug der Sonne die beiden genannten Kräfte überwinden, es entsteht irgendwo in der Wasserhose ein Riß (!) und indem er sich mit ungeheurer Schnelligkeit nach zwei Seiten fortpflanzt, geht die vollständige Trennung des Ringes im Sturme vor sich; der untere Theil der Wasserhose eilt der Sonne, der oberste dem Ringe zu. Die unmittelbare Folge kann nur eine riesenhafte Fluktuation sein, in der Sonne nicht minder, als im Ringe. Der letztere namentlich mußte durch die plötzlich aufgehobene Cohäsion, die ihn dem Sonnenmittelpunkte näher gebracht hatte, als es das Gleichgewicht zwischen Schwer- und Centrifugalkraft allein erfordert hätte, in die gewaltigsten Zuckungen gerathen.

Einer solchen Fluktuation und Zuckung hat der Planetenring nie widerstanden; er zerriß meist nur an einer Stelle (wahrscheinlich entweder dort, wo das Reißen der Wasserhose begonnen hat, oder dort, wo es an einem dem Beginne entgegengesetzten Punkte vollendet wurde) und es entstand durch Zusammenballen ein einziger Planet. Ein oder vielleicht zweimal zerriß er jedoch an zahlreichen Stellen und es entstanden Asteroiden.

In der Sonne selbst wurde deren Oberfläche durch die niederstürzende Wasserhose bis zu ungeheurer Tiefe aufgewühlt; die oberflächlichen Massen, welche ihre Hitze bis zu einem gewissen Grade bereits verloren hatten, und die tiefer liegenden noch mit voller Glut begabten, wurden durch einander geworfen; durch die Trennung und gleichzeitiges Zusammenballen des Ringes wurde der bis dahin vor Abkühlung verhältnißmäßig geschützte Aequator der Sonne blosgelegt; endlich mag die Trennung auch elektrische Erscheinungen herbeigeführt haben, und die schon verblühende Sonne verjüngte sich plötzlich, blendenden Glanz und sengende Glut um sich her verbreitend.

Eine solche Verjüngung der Sonne dürfte der Mensch wohl noch nicht gesehen haben, er wäre denn Zeuge der letzten Eisperiode gewesen; dagegen sah er mehrmals sich verjüngende Sterne am Himmel.

Ich meine hier nicht die periodisch veränderlichen Sterne, sondern jene, welche seit Menschengedenken unsichtbar oder doch nicht veränderlich plötzlich auflodern, ihren hohen Glanz verhältnißmäßig nur kurze Zeit behaupten und fortwährend bleicher werdend entweder verschwinden, oder als Sterne niedrigen Ranges auch sichtbar bleiben.

Für die periodisch veränderlichen Sterne hat man ziemlich befriedigende Deutungen; aber für das plötzliche Auflodern der nicht veränderlichen fehlt meines Wissens bisher die Erklärung. Ich vermuthe, daß uns ein plötzliches Auflodern eines Sternes nichts Anderes verkünde, als daß sich von ihm ein Planet losgeschält habe. — Bei größerer Entfernung und kleinerem Volumen kann sich der Stern in kurzer Zeit zuweilen in wenigen Wochen unserem Blicke entziehen (sobald nemlich die heftige Fluktuation sich gelegt hat, und die erste intensive Hitze und die erregte Elektrizität halbwegs verflogen ist); bei geringerer Entfernung und größerem Volumen kann er aber lange Zeit oder für immer sichtbar bleiben.

Ein Auflodern der Sonne konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf unsere Erde und ihre Bewohner; den letzteren wurde es verderblich, wenigstens zu jener Zeit, wo die

Digitized by Google

Sonne noch einen weit größeren Umfang hatte. Es bezeichnet das Ende einer und den Anfang einer folgenden Periode in der Entwicklungsgeschichte unseres Erdballes. — Venus schloß die erste, Merkur die zweite, die untern (intramercuriellen) Asteroiden, wofern sich ihre Existenz bestätigen sollte, die dritte Periode, welche auch die Eiszeit in sich begreift. Wir befinden uns am Anfange der vierten.

Während einer jeden Periode nahm die Temperatur der Sonne vom Zeitpunkte des einen Auflodern bis zum folgenden stetig ab. Jedes folgende Auflodern war von geringerer Intensität und Wirkung als das vorhergehende, wegen des abnehmenden Umfanges und der abnehmenden Hitze der Sonne.

Diesemnach war auf unserem Erdballe, auch abgesehen von der abnehmenden inneren Erdwärme, die mittlere Temperatur einer jeden folgenden Periode geringer, als die der vorhergehenden. Die Minima der Temperatur wurden am Ende einer jeden Periode erreicht. Das letzte Minimum am Ende der dritten Periode führte die Eiszeit herbei. —

Die vorstehende Hypothese, in Verbindung mit ein Paar der bisherigen Annahmen (wie ich auch in meinem Vortrage vom 5. Jänner ausdrücklich hervorgehoben habe, und bei weitem nicht alle Erscheinungen durch diese Hypothese allein erklärt wissen wollte), dürfte hinreichen, um die bisher beobachteten geologisch-paläontologischen Erscheinungen befriedigend zu erklären. —

Ja ich glaube, daß diese Hypothese, wenn die Hauptperioden in der Entwicklungsgeschichte unseres Erdballes nicht ohnehin schon bekannt wären, Veranlassung sein könnte, nach den Spuren dieser Perioden erst zu forschen. — Es mag hier nur angedeutet werden, daß das Problem der metamorphischen Gesteine, insbesondere der jüngeren, noch immer einer befriedigenden Lösung harret.

Schemnitz am 8. Februar 1863.

Johann von Pettko.

Die feierliche Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft.

Am 6. Februar 1863.

Die Kisfaludy-Gesellschaft hielt am 6. d. M., als am Geburtstage des Dichters, dessen Namen sie führt, ihre dreizehnte Jahressitzung. Der Präsident, Freiherr von Eötvös, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache, in welcher die Nothwendigkeit und der Beruf der Poesie auseinandergesetzt wurde. Dem hierauf vom Sekretär, Herrn Greguß, vorgelesenen Berichte über die Geschichte und die Thätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre entnehmen wir, daß das Vermögen der Gesellschaft kein sehr beträchtliches ist und das Jahreseinkommen von wenig über 800 fl. für die Zwecke derselben kaum mehr ausreicht.

Was die literarische Thätigkeit des Vereines anbelangt, so hat Bérczy Puschkins Roman in Versen „Owjegin", Kazinczy Gábor drei Lustspiele von Molière „Tartuffe" „der Geizige" und „George Dandin", Szász Károly „die Legende der Jahrhunderte" von Viktor Hugo, und Lévay Joseph „Titus Andronikus" von Shakespeare übersetzt; Acs Sigmund hat seine Uebersetzung des „Kaufmanns von Venedig" überarbeitet und die Gesellschaft hat dieselbe in die von ihr herauszugebende Shakespearesammlung aufgenommen. An Originalarbeiten haben Arany die erzählende Dichtung „Bolond Istok" und Tóth Kálmán seine „orientalische Lieder" und die Legende „a mit az Isten végzett" (was Gott beschlossen) eingereicht. Unter den Werken, welche eine günstige Beurtheilung fanden, werden „az ifjú küzdelmei" (die Kämpfe des Jünglings), eine dramatisirte Allegorie von Ladislaus Torkos und die Uebersetzung der Schillerschen Trilogie

Digitized by Google

„Wallenstein" von Franz Tomor genannt. Unter der Beurtheilung befinden sich noch das Originaltrauerspiel „Pausanias" und eine ungarische Volksliedersammlung von Ludwig Aigner. Von der Shakespeare-Uebersetzung wird der erste Band mit „Othello", „Kaufmann von Venedig" und „Titus Andronicus" noch in diesem Jahre erscheinen.

Die Aufstellung des bereits vollendeten Kisfaludy-Denkmals soll dann vor sich gehen, wenn die hiezu nöthige Summe von 3000 fl. beisammen sein wird; bisher sind zu diesem Zwecke blos 945 fl. verfügbar. Nach dem Berichte des Sekretärs kamen die literarischen Vorträge an die Reihe. Herr Száß las Bruchstücke aus seiner poetischen Erzählung „Zrinyi a költö".

Der von Arany vorgelesene Antrittsvortrag von Joseph Lévay verbreitet sich über die „Außerung des Schönen" (a szép nyilvanulása). Dem Cyklus der literarischen Vorträge folgte die Vorlesung des Berichtes über die Preisfragen für das Jahr 1862.

Gefordert werden:

1. Eine Geschichte der ungarischen ästhetischen Kritik bis zum Jahre 1830. Preis 50 Dukaten.

2. Eine Ballade. Preis 10 Dukaten Die Preisschriften müssen von fremder Hand rein geschrieben gebunden und paginirt, begleitet von einem versiegelten, mit einer Devise versehenen und den wahren Namen des Verfassers enthaltenden Briefe bis zum 31. Dezember 1863 an den Sekretär des Vereins eingesendet werden. Um den ersten Preis können auch Mitglieder der Gesellschaft, um den zweiten Preis dürfen nur Nichtmitglieder konkurriren.

Die Sitzung wurde hierauf mit einer kurzen Ansprache des Präsidenten geschlossen.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der Sektion für Landesgeschichte referirte Herr Schmalfuß über die ihm zur Begutachtung übergebene geschichtliche Abhandlung des verstorbenen Anton Kohl und empfahl dieselbe als einen schätzbaren Beitrag für die Geschichte der Städte Böhmens zur Veröffentlichung in den Mittheilungen. Ferner glaubt derselbe die Aufmerksamkeit des Vereines auf die Erzgebirgsstadt Joachimsthal lenken und eine Bearbeitung ihrer Geschichte anrathen zu müssen. Mehrere interessante Dokumente über Joachimsthal befänden sich im Besitze des königlich böhmischen Museums. Hierauf gab Herr Dr. Schlesinger seinen Bericht über die von J. Lippert verfaßte „Geschichte der k. Leibgedingstadt Trautenau" ab. Von dieser Geschichte ist der erste Theil, bis zum Jahre 1599 reichend, im Manuskripte vollendet. Die Quellen, die der Verfasser für seine Forschungen benützte, sind das Trautenauer Stadtarchiv, das Kirchenarchiv daselbst; vorzüglich aber die vom Maler Hüttel im 17. Jahrhundert verfaßte Chronik der Stadt und mehrere Urkunden des Zdaraser Klosters. Der erste Theil zerfällt in zwei Abtheilungen; die erste enthält in sechs Abschnitten die äußere Geschichte der Stadt von ihrer Entstehung bis zu dem Punkte, wo Trautenau aufhört, eine k. Leibgedingstadt zu sein. Die zweite Abtheilung behandelt in vier Abschnitten, betitelt: „Rechtszustände, Kirche und Schule, Handwerke und Zünfte, Stadt und Bürger", die kulturhistorischen Momente dieses Zeitraumes. Herr Prof. C. Höfler hielt den ersten Theil eines Vortrages über das Verhältniß der Universität Prag zur Geschichte Böhmens.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Gastlichkeit im Mittelalter.

E. v. T. Wir haben jüngst bei Gelegenheit der Besprechung des Raumer'schen Taschenbuches mit einigen Worten des Beitrages gedacht, welchen Jakob Falke in dasselbe geliefert hat, und glauben im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir ihnen in Folgendem die wesentlichen Züge des anmuthigen Bildes, das er hingeworfen, vorführen.

Die Gastlichkeit des Mittelalters und die festen Formen der höfischen Sitte, welche sich an sie schließen, verdanken ihre Existenz sehr mannigfachen Gründen. Die eigentliche Natur des deutschen Volkes, ein von Anfang an zur Freigebigkeit und geselligem Anschluß geneigtes Wesen hat nicht geringeren Antheil an denselben, als die eigenartige Lebensentwicklung des Mittelalters und das Bedürfniß. In der That sind es unsere Tugenden nicht minder als unsere Laster, die dem Bedürfnisse entspringen. Neben anderen Erzeugnissen modernen Lebens war das Hotel dem Mittelalter bis zu seinem Ausgange so gut als unbekannt, die Weintavernen der Städte, die vereinzelten Schänken der Dörfer — denn Regel war es, daß ein jeder den Wein selbst ausschänkte, der auf den eigenen Feldern wuchs — entsprachen den Anforderungen von Reisenden nach dieser Richtung hin keineswegs. Die freiwillige Gastlichkeit war zugleich eine Nothwendigkeit und ein Ausfluß der Menschlichkeit.

So wurde sie denn auch von der „Zucht", der öffentlichen Moral zur allgemeinen Pflicht gemacht. „Wer sein Haus wohl halten will", heißt es in den Ermahnungen des Winsbeken an seinen Sohn, „der muß drei Dinge haben: Güte, Milde und Zucht und dazu noch Fröhlichkeit seinen Gästen gegenüber. Wenn er diese Tugenden nicht hat, da mag der Gast vorüberreiten, wie gar er müde sei und naß". Hausehre und Gastfreundschaft sind identische Dinge. Hausehre, heißt es, ist eine reiche Gnade, die den Fremden seiner Sorgen entledigt und dem Wirthe Preis, Lob, Glanz und Würde vor allen Tugenden bringt. Der Wirth gibt die Hausehre, der Gast empfängt sie und von dem gastfreundlichen Hausherrn sagte man, er waltet seiner Hausehre; und die das thaten, das waren „die Werthen und die Besten".

Wenn ein Gast ankam, der nicht, wie es in vielen Fällen geschah, sich durch Boten hatte ansagen lassen, wo dann besondere Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen wurden, so fand er freilich Haus oder Burg fest verschlossen. Er hatte „den Ring an der Thür zu rühren", ehe ihm geöffnet ward. Gewöhnlich ver-

Digitized by Google

sammelte sich alsdann die Dienerschaft zu seinem Empfange. Zunächst wurde er allsogleich vor den Herrn gebracht, nicht vor die Damen, wenn sie nicht eben im Palas anwesend waren oder die Burg nur Ein bewohntes Familienzimmer hatte. Regel war es, daß der unbekannte Fremde dem Herrn Namen, Stand und Begehr zu erkennen gab. Hatte er aber irgend einen Grund, damit zurückhaltend zu sein, so wurde er nicht mit Fragen gequält. Erst wenn ihm Gastlichkeit erwiesen war, nach der Mahlzeit, auch wohl erst am zweiten Tage forschte der Wirth bescheiden und höflich nach diesen Dingen. So sagt Gurnemans zu Parzival:

„Wär' Euch die Frage, Herr, nicht leid
So hätt' ich gern vernommen,
Von wannen Ihr hieher gekommen?"

Zunächst wurde nun dem Gaste Gelegenheit gegeben, seinen Anzug zu wechseln, überhaupt sich in den Stand zu setzen, vor den Damen des Hauses erscheinen zu können. Im Winter wurde er vor den Kamin oder den Ofen geführt, um sich zu wärmen. Das warme Bad, ein allgemeines Bedürfniß des Mittelalters, folgte darauf. In der Regel wurde er nicht in die gewöhnliche Badestube, welche selbst der Dienerschaft offenstand, geführt, sondern ihm eine Badwanne in das Schlafzimmer gestellt und da das Baden mit dem ganzen Apparate des Reibens und Knetens, welches mehrere dienende Hände erheischte, vorgenommen. Als Gawein (im „Wigalois") von einem königlichen Wirthe auf seiner Burg empfangen ist, spricht dieser zu seinen Knappen: „Nun badet den Ritter schön" und sie entledigen ihn seines Eisengewandes, führen ihn fort und baden ihn „ritterlich". Dann kommt eine Jungfrau und legt ihm schöne Kleider an.

Wie in Wirklichkeit in den öffentlichen Badstuben neben den „Badeknechten" auch weibliche Bedienung war, die das Streichen von Rücken, Beinen und Armen, „wie an einem Wettläufer", desgleichen „das Schwingen der Wedel" vollzog, so geschah das auch ritterlichen Gästen auf den Schlössern. So sah sich Wigamur gebadet: wie er sein Gewand abgezogen, kommen zwei schöne, ritterlich gekleidete Frauen und nehmen des Badens mit allem Fleiße wahr, reiben und zwacken ihn „mit ihren linden Händen weiß". Dann wird ein Badlaken hereingebracht und zwei Kämmerer kommen, ihn anzukleiden, während die Jungfrauen sich verneigen und gehen. Ist der Gast spät Abends und reisemüd angekommen, wie Parzival bei Gurnemans, so mochte es sein, daß er Abends nur Speise und Trank zu sich nahm und sich sofort zur Ruhe begab. Am frühen Morgen, wie der erste Strahl ins Zimmer dringt, findet Parzival in seinem Zimmer schon das Bad bereitet, das Wasser mit duftigen Rosen überstreut. Er setzt sich in die Kufe, und siehe:

„Jungfrauen in reichem Kleid
Und von Ansehen minniglich
Kamen zu ihm sittsamlich
Die wuschen ihn und strichen sanft
Seiner Quetschungen Ranft
Mit den blanken linden Händen
Sie boten ihm ein Laken dar
Doch nahm er das mit nichten wahr
So konnt er sich vor Frauen schämen
Er wollt' es nicht von ihnen nehmen
Die Jungfrauen mußten gehn
Sie durften da nicht länger stehn."

Digitized by Google

Als sie ihn verlassen, schreitet er wieder an das Bett und findet die schönsten Kleider für sich bereit liegen, einen vollständigen Anzug, von der weißen Unterkleidung bis auf den Gürtel und den Fürspan. Wir haben auch eine bildliche Darstellung eines solchen Bades. Es ist der Minnesänger Herr Jakob von Warte, der auf seinem Bilde in der Manessischen Handschrift in einer mit Blumen bestreuten Badewanne sitzt und von vier Frauen bedient wird.

War der Gast auf solche Weise gereinigt und neu gekleidet — das Beschenken mit Kleidern war eine sehr gewöhnliche Sitte des Mittelalters — so durfte er sich den Damen präsentiren, von welchen er mit einem Kusse oder sonst nach alter Sitte mit dem Willkommbecher, dem Ehrenwein, empfangen wurde. Die Mangelhaftigkeit der Wohnungen, die engen Grenzen, in welche das häusliche Leben gebannt war, riefen eine große Behaglichkeit und Ungenirtheit im Verkehre hervor. „Wo man sich so fügen mußte, hatte die Etiquette keinen Platz und man suchte es sich eben bequem zu machen." Ein ergötzliches Beispiel ist uns in einer gereimten Erzählung aufbewahrt, die sich in von der Hagens „Gesammtabenteuern" findet.

Ein armer Ritter, der sich sonst eines guten Rufes erfreute, kam als Gast zu einem anderen, der wohl von ihm gehört hatte und ihn freundlich aufnahm. Seine Frau und drei schöne Töchter müssen ihn mit einem Kusse wohl empfangen; es wird ihm ein Mahl bereitet und er zwischen die Töchter gesetzt, während man im Kamin ein starkes Feuer anzündet. Es wird davon so warm im Zimmer, daß Allen der Schweiß von der Stirn rinnt, die Locken des Gastes wie gebadet sind und der Wirth sich nach Bequemlichkeit sehnend von einem Knecht sich seinen Rock, der nach damaliger Mode bis auf die Füße reichte, ausziehen läßt. Er heißt den Gast ungenirt dasselbe thun. Der widersteht auf das Aengstlichste; da indeß der Wirth weiter keinen Grund vermuthet, als daß er sich vor den Damen genire, so gibt er seinen Knechten einen Wink, ihm unvermuthet und mit Gewalt den Rock über den Kopf auszuziehen. Das geschieht, aber ach, der arme Ritter hatte unter seinem langen Rocke weder Hemd noch Beinkleid an:

„Da war der Gast beraubt
Durch die zu große Minne
Der Ehre und der Sinne;
Er saß, da er ward ohne Rock
Recht wie ein beschälter Stock."

Was die Bewirthung selbst anbelangt, so stellte der „welsche Gast" eine ziemlich erschöpfende Regel auf:

„Ein jeglich biderb Wirth, der thu',
Daß alle haben vollgenug."

Eine Regel, der das Mittelalter vollständig nachkam. Auch von der äußeren Ausstattung der Tafel, der Kredenztische, dem Luxus, der sich in Gefäßen und Tafelaufsätzen äußerte, kann man sich nicht leicht zu hohe Vorstellungen machen. Strenge

Digitized by Google

Vorschriften wachten über das Benehmen bei Tische. Die „Hofzucht" des Tanhäuser empfiehlt, daß man sich nicht zum Essen niedersetzen solle, ohne das „Gesegne uns Jesus Christus" gesprochen zu haben. Bei großen Festen wurde die Mahlzeit mit Musik eröffnet, Trompetenstöße gaben das Zeichen zum Waschen der Hände. Eine Anzahl Knappen gingen mit Gießkannen und Becken herum von Tisch zu Tisch und Junkherren folgten ihnen, das seidene oder leinene Tuch zum Trocknen der Hände über die Schultern gelegt. „Das Waschen der Hände vor und nach dem Essen war Brauch durch alle Klassen bis zum Bürgersmann und die Sitte um so unerläßlicher, als die Gabeln noch nicht in Gebrauch waren und die festen Speisen mit den Fingern angefaßt wurden."

Die Vorschriften der „Hofzucht" waren, wie gesagt, äußerst strenge und gingen auf das Genaueste ins Detail ein. Für die Weise, wie man essen und trinken sollte, hatte sich eine bestimmte Anzahl von Regeln und Vorschriften herausgebildet, welche vom Tanhäuser und nach ihm von Anderen zu wiederholten Malen in Reime gebracht sind, die Vorläufer der Komplimentirbücher. Aus der Art, wie diese Vorschriften lauten, mögen wir annehmen, daß sie weniger für die höfischen Kreise selbst bestimmt waren, als zum Nutz und Frommen der „Dörper" und „Dörperhaften", die sich gern an höfischen Brauch halten mochten, ohne ihn durch die Erfahrung des eigenen Lebens aus Mangel an Gelegenheit kennen zu lernen. „Man soll", heißt es in solcher Tischzucht, „die Hände äußerst sauber zum Essen halten, die Nägel vorher schneiden, aber allein und nicht in Gesellschaft, man soll sich nicht selbst setzen, sondern warten bis einem der Wirth den Platz anweist und die oberste Stelle nur mit Sträuben annehmen. Man soll gerade sitzen, nicht viel Bewegung mit dem Körper machen und nicht herumwandern. Wer oben sitzt, soll den Anfang machen, wären aber ehrbare Frauen da, so solle man die beginnen lassen. Man soll das Brot nicht eher anrühren, als bis die erste Speise gebracht ist, man soll nicht mit beiden Backen essen, die Zähne nicht mit dem Messer stochern, nicht mit dem Finger die Speise auf den Löffel schieben. Das aufgeschnittene Brot ist mit einem Stücke Brot anzurühren, nicht mit dem Messer, Salz nicht mit dem Finger zu nehmen, sondern mit dem Messer und auf ein Tellerchen von Brot zu legen. Man soll das Brot zum Schneiden nicht an die Brust legen, die Suppe nicht aus der Schüssel trinken, nicht mit dem Munde schmatzen, sich nicht in das Tischtuch schneutzen, den Gürtel nicht bei Tisch erweitern und so viele andere Vorschriften."

Ueber die Unterhaltungen, welche den Gästen geboten wurden, besitzen wir nebst vielen Andeutungen in den poetischen Schriften der Zeit unter Anderen einen höchst interessanten Bericht aus dem 14. Jahrhunderte, der uns das Leben auf einem französischen dem Admiral von Frankreich Armand de Trie gehörigen Schlosse schildert, den ein Freund Pero Niño besucht. „Madame erhob sich Morgens mit ihren Damen und ging in ein nah gelegenes Wäldchen, eine jede mit Gebetbuch und Rosenkranz. Dort setzten sie sich und sprachen ihre Gebete ohne nur ein Wort zu flüstern. Darnach pflückten sie Veilchen oder andere Blumen und kehrten in das

Digitized by Google

Schloß zurück und hörten die Messe in der Kapelle. Nachdem sie die Kapelle verlassen, brachte man ihnen gebratene Hühner oder Lerchen oder anderes Geflügel auf silberner Schüssel und Wein dazu. Selten aß Madame selbst des Morgens oder nur ein wenig mit zum Vergnügen der Gesellschaft. Alsdann ritt Madame mit ihren Damen aus auf den schönsten Zeltern, die man sehen konnte, und mit ihnen die Ritter und Edelleute welche anwesend waren, sie erlustigten sich im Freien und machten Kränze aus frischem Grün. Da konnte man Lieder aller Art singen hören, wie sie nur die Troubadours von Frankreich wußten im mehrstimmigen Gesange. Dazu kam noch der Kapitän Pero Niño mit seinen Edelleuten, zu deren Ehren alle Festlichkeiten gemacht wurden und gemeinsam kehrte man ins Schloß um die Speisestunde zurück; man stieg vom Pferde und begab sich in den Speisesaal, wo die Tische gedeckt standen. Der Admiral, Pero Niño und Madame setzten sich zu Tische und der Haushofmeister ordnete und wies einem jeden Ritter den Platz neben einer Dame an. (Bunte Reihe war eine Regel des galanten Mittelalters.) Die Fleischspeisen waren sehr mannigfach und reichlich und ebenso Fische und Früchte je nach dem Tage der Woche. So lange das Diner dauerte, plauderte, wer nur plaudern konnte, vorausgesetzt, daß er es mit Anstand und Bescheidenheit that, von Waffenthaten und von Liebe, und war sicher ein geneigtes Ohr zu finden und eine Zunge, die ihm in der Antwort nichts schuldig blieb. Indessen fehlten auch nicht Spielleute aller Art mit hübschen Instrumenten in der Hand. Wenn das Benedicite gesprochen und die Tischtücher abgenommen, kamen die Minstrels und Madame tanzte mit Pero Niño und jeder seiner Edelleute mit einem Fräulein. Der Tanz dauerte ungefähr eine Stunde und nach Beendigung desselben gab Madame dem Kapitän einen Kuß und ein jeder Herr der Dame, mit welcher er getanzt hatte. Dann brachte man Zuckerwerk und die Gesellschaft trennte sich, um Siesta zu halten. Nachdem man darnach ein wenig ausgeschlafen hatte, stieg man wieder zu Pferd und die Pagen brachten die Falken zur Reiherjagd. Madame nahm selbst einen Edelfalken auf ihre Hand, die Pagen scheuchten den vorher aufgespürten Reiher auf und sie warf ihren Falken mit solcher Geschicklichkeit, daß Niemand es besser hätte machen können. Da gab es denn eine herrliche, lustige Jagd: Hunde zum Schwimmen, Trommeln zu schlagen, das Federspiel in die Luft fliegen zu lassen, und Damen und Herren unterhielten sich so ergötzlich längs dieses Wassers, daß man es nicht sagen könnte. Wenn die Jagd zu Ende, stieg Madame und alle Uebrigen mit ihr auf einer Wiese vom Pferde; man zog aus den Körben Hühner-, Wachtel- und sonstiges kaltes Fleisch und Früchte und aß; man machte grüne Kränze und dann kehrte man unter dem Gesange schöner Lieder in das Schloß zurück. Mit Anbruch des Abends soupirte man, und Madame ging zu Fuß auf das Feld, um sich zu erlustigen und man spielte Kegel bis es völlig finster geworden. Alsdann kehrte man mit Fackeln in den Saal zurück; es kamen die Minstrels und man tanzte in die Nacht hinein. Zuletzt wurden Früchte und Wein gebracht, und man empfahl sich von einander um sich schlafen zu legen. In dieser Art ging es alle Tage zu, so oft der Kapitän oder andere kamen, je nach ihrem Verdienst."

Digitized by Google

Die Beherbergung für die Nacht wechselte natürlich nach Stand, Vermögen und der Größe der Räumlichkeiten, die sich in der Burg, der eigentlichen Stätte der Gastlichkeit im Mittelalter, vorfanden. In der Regel beherbergte die Gäste die Halle, der Saal, der Palas: der Hauptraum und Mittelpunkt der deutschen Burg. Nur für einzelne Gäste hatte man kleine Zimmerchen mit Vorhängen, Teppichen, Decken, dem Luxus des Mittelalters, nach Kräften ausgestattet. Das große Wohnzimmer mußte aber in den meisten Fällen zur Nachtruhe ausreichen. Hier stand das mächtige Ehebett und die kleinen Kinder schliefen an seiner Seite oder an seinem Fußende in Bettchen und Wiegen.

Die Sitte der ungeheuren Familienbetten, wie sie in französischen Edelhöfen vorkamen — Betten bis zu zwölf Fuß Breite, welche nebst Frau und Kindern auch den Gast und die Hunde aufnahmen — war weder allgemein noch andauernd; bei der Häufigkeit der quadratischen Betten, die viel verbreiteter als die schmalen, einschläfrigen waren, ist es gewiß, daß mehrere Gäste in Einem Platz erhielten. „Es war unter solchen Umständen natürlich, daß Anstand und Schicklichkeit, auch Sittlichkeit und eheliche Treue vielen Gefahren ausgesetzt waren, und manche der gereimten mittelalterlichen Erzählungen, wie sie mit Varianten durch verschiedene Länder und Sprachen liefen, beruhen mit ihrem halb komischen, halb unsauberen Inhalt auf dieser häuslichen Einrichtung, denn im Dunkel der Nacht waren Verirrungen und Verwechslungen leicht möglich und aller Erfindungsgeist der Liebe, alle Frauenlist zeigt sich aufgewendet, solche Situationen herbeizuführen oder aus den entstandenen Schwierigkeiten und Gefahren der Entdeckung sich wieder herauszufinden."

Das Zeichen zum Aufbruch nach dem Abendessen war das Hereinbringen des Schlaftrunks, der in Wein oder in Hippokras, einem gemischten Getränke bestand. Die Beherbergung Parzivals auf der Graalburg Montsalvatsch gibt uns Anhaltspunkte über die Ehren, die man in vornehmen Häusern erhielt. Der Gast tritt zu seinem Wirth, dem alten König Anfortas, und bittet um Urlaub. Dieser wünscht ihm gute Nacht und ein Theil von der Ritterschaft springt auf, Parzival zu geleiten, Sie führen ihn bis auf das Zimmer und gehen dann mit Urlaub wieder fort, da Parzival wünscht, sie möchten sich selbst zur Ruhe legen. Aber es sind andere da, Junkherren oder junge Knappen, ihn zu bedienen. Vor seinem Schlafbett steht ein niedriges Ruhebett, darauf setzt er sich und jene entschuhen und entkleiden ihn Damit hat er noch keine Ruhe. Kaum ist er entkleidet, so treten vier edle Damen, Jungfrauen, ein mit vier Knappen, die ihnen, Lichter in den Händen haltend, vorausgehen. Sie kommen um nachzusehen, ob dem Gast gut und sanft gebettet sei. Von Scham getroffen springt der junge Parzival schnell unter die Decke und verbirgt sich bis auf das Antlitz. Die Jungfrauen aber heißen ihn noch eine Weile wachen; sie bringen Wein und Obst dazu auf weißem Tüchlein zum Schlaftrunk. Knieend vor seinem Bett bedienen sie ihn nun und verlassen ihn wieder, als er gegessen und getrunken hat. Die Junkherren aber bleiben, bis er entschlafen ist. setzen die Kerzen auf den Tisch und gehen leise von dannen.

Digitized by Google

Das Bett war das prachtvollste Stück des mittelalterlichen Hausgeräthes, mit Federkissen und seidenen Decken reichlich ausgestattet. Es wurde, wenn es Brautbett war, mit Rosen bestreut, den Blumen der Verschwiegenheit, sonst findet es sich parfümirt, besonders das Kopfkissen mit Rosen- und Lavendelwasser besprengt. Im 14. Jahrhundert scheint die Sitte ganz nackt zu schlafen allgemein geworden zu sein.

„Die mittelalterliche Gastlichkeit faßte ihre Pflichten, man muß es gestehen, in sehr ausgedehntem Sinne auf. Es finden sich Beispiele, wo sie dem Gast nicht blos von schönen Händen den Schlaftrunk an das Bett bringen läßt, sondern wo sie auch für seine Erhaltung und Gesellschaft während der Nacht sorgen zu müssen glaubt. Es gibt eine französische Erzählung von einer Gräfin, die einen Ritter bei sich aufnimmt und wohl bewirthet. Als sie beide zu Bette gegangen, ruft die Gräfin noch das schönste und artigste von ihren Mädchen zu sich und sagt zu ihr: „Liebes Kind, gehe jetzt hin und lege Dich zu diesem Ritter in das Bette und bediene ihn, wie es sich gebührt; ich ginge gerne dahin, wenn ich es nicht aus Schamhaftigkeit unterließe und zwar um des Herrn Grafen willen, der noch nicht eingeschlafen ist". Der Fall ist nicht blos französisch und steht nicht vereinzelt. Es wird auch vom Landgrafen Ludwig von Thüringen, dem Gemahl der h. Elisabeth erzählt, daß er von einem Fürsten, den er besuchte, nicht blos mit gutem Essen und Trinken, mit Saitenspiel und Gesang geehrt worden sei, sondern daß er auch in seiner Schlafkammer „ein säuberliches junges Weibchen" vorgefunden habe. So war ein Ahnherr des Götz von Berlichingen seinem Lehensherrn, dem Grafen Georg von Castel, verpflichtet, ihm bei jedem Besuche außer dem Mahl und der Atzung für die Pferde auch eine schöne Frau zu stellen. Die Stadt Berlin bot ihren Ehrengästen, wie im Jahre 1410 dem Ritter von Quitzow „schöne Weibsbilder zur Kurzweil" auf ihre Kosten dar, und ebenso wissen wir, wie Kaiser Sigmund in den Mauern von Basel weilte, daß die Stadt ihm und seinem Gefolge zu gastlicher Ehre die freie Benützung der öffentlichen Frauenhäuser gewährte. Bei den weitgehenden Begriffen, die insbesondere das spätere Mittelalter von Sittlichkeit und Schicklichkeit hatte, dürfen uns solche Beispiele nicht Wunder nehmen."

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes.

Von Alfred von Kremer.

(Zwei Bände. Leipzig. Brockhaus, 1863.)

II. (Schluß.)

M. Th. Nicht die Wassermenge, nicht die Macht, mit der die Fluth durch das Strombett dem Meere entgegeneilt, oder die Tiefe der Gewässer, noch die

Digitized by Google

Breite der Oberfläche allein bestimmen die Bedeutung eines Stromes. Wo fänden die großen amerikanischen Ströme, der Missisippi, der Orinoco, der Amazonenstrom mit seiner riesigen Wasserfläche und der La-Plata ihresgleichen. Und dennoch ist deren Einfluß auf die menschliche Kultur nicht entfernt mit dem zu vergleichen, den bedeutend kleinere Wasseradern, wie der Nil und der Euphrat, auf die Geschichte der Menschheit ausgeübt. Das maßvolle, regelmäßig innerhalb der gezogenen Schranken sich fortbewegende Walten, allmäliges aber ununterbrochenes Weiterbauen auf der mit Mühe und Anstrengung gewonnenen Grundlage, das ist es, was die Grundbedingung jeder ersprießlichen und wahrhaft heilsamen Thätigkeit ist im Menschenleben wie in der Natur. In dieser Hinsicht steht der Nil unübertroffen und einzig da unter den Strömen des Erdballs.

Einige asiatische Ströme, der Euphrat und Tigris, der Indus, der Ganges, die gewaltigen Wasseradern Hinterindiens, so wie die chinesischen Ströme zeigen ähnliche Erscheinungen, aber keiner übertrifft in seiner segensreichen Einwirkung auf Land und Volk, in inniger Verkettung zwischen ihm und den Uferbewohnern den alten heiligen Nil, dessen Namen wir nicht aussprechen können, ohne im Geiste all die Wunder Aegyptens emporsteigen zu sehen, dessen Ernährer und Erhalter er war und ist. Durch ihn und mit ihm lebt Aegypten, er ist die Lebensader des Landes, deren lebhaftere oder schwächere Pulsschläge Segen bringen oder Noth und Elend mit sich führen. So regelmäßig geht dieses Stromes Steigen und Fallen vor sich, daß schon die alten Aegypter ihre Zeitrechnung darauf gründeten; ja noch mehr: er war selbst Erzieher und Lehrmeister der ersten Menschen, die seine Ufer bewohnten.

Mit dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Flusses, wodurch bald große Landstriche unter Wasser gesetzt, bald trockengelegt wurden, ward nicht nur der menschliche Beobachtungsgeist geweckt und geschärft, sondern es mußten nothwendiger Weise die ersten Anwohner früher als in irgend einem Lande zur Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft angeregt und genöthigt worden sein. Während in anderen Ländern die wilden Stämme in kleine Abtheilungen, ja oft in einzelne Familien zersplittert, getrennt und ohne sich in größere Gemeinwesen zu vereinigen, lange bestehen konnten, waren im Nilthal durch die Natur des Stromes die Menschen darauf angewiesen, zahlreichere Ansiedlungen zu bilden; denn nur gemeinsamen Anstrengungen konnte es gelingen, theils vor der Macht der überfluthenden Wasser sich zu schützen, theils bei niederem Strom genügende Bewässerung für ihre Fruchtfelder zu erhalten.

Bei den Katarakten von Syene beginnt das erste Steigen des Nil in der letzten Woche des Monats Juni, wird aber in Kairo erst Anfangs Juli bemerkbar. Es geht des geringen Gefälles wegen zuerst sehr langsam, dann aber schneller und hat um den 15. August in Kairo seine halbe Höhe erreicht, von wo es bis zu seiner größten Höhe zwischen dem 20. und 30. September noch vier bis sechs Wochen bedarf. Auf seinem höchsten Stand verharrt der Nil etwa vierzehn Tage, wonach das Sinken beginnt, so daß er Mitte November wieder auf die halbe Höhe

Digitized by Google

seines Steigens gesunken ist. Von dieser Zeit sinkt er sehr allmälig bis zum 20. Mai des folgenden Jahres und bleibt also nur kurze Zeit in seinem niedrigsten Wasserstande. Es ist eine nothwendige Folge dieser Aenderungen im Wasserstande, daß die Geschwindigkeit der Strömung hiermit zu- und abnimmt. Bei tiefem Stande ist die Strömung oft so gering, daß sie 1½ englische Meilen in der Stunde nicht überschreitet. Da der Nil andererseits seinen höchsten Wasserstand, wenigstens in Unterägypten, zu einer Zeit (dem Herbst-Aequinoctium) erreicht, wo nicht blos die herrschenden Winde die Gewässer gegen ihr Gefälle dämmen, sondern auch die Sonnenstrahlen weniger mächtig die Verdampfung befördern, so bleibt die Wassermasse in längerer Berührung mit dem Erdreich und tränkt es vollkommen.

Das Nilwasser ist jedoch nicht blos Träger der Feuchtigkeit, sondern des Erdreiches und der Düngung selbst, freilich nicht in dem Grade, wie es häufig geschildert wird, und nicht überall in gleichem Maße. Jedes Jahr gießt der Strom eine größere oder geringere Wassermenge über das flache Land. Ist die Ueberschwemmung hinreichend, so sind alle kulturfähigen Ländereien bewässert, ist sie zu gering, so bleiben ganze Landstriche trocken oder erhalten nur einen sehr stiefmütterlichen Antheil von dem belebenden Element. Durch die im Laufe der Jahrhunderte stattgefundene Erhebung des Bodens sind viele Strecken der Ueberschwemmung theilweise oder gänzlich entzogen worden, die früher vollkommen unter Wasser gesetzt wurden. Große Landstriche, die im Alterthum in Folge des meisterhaft durchgeführten Kanalnetzes nie an Wasser Mangel litten, liegen jetzt wegen der Vernachlässigung der Kanäle wüst. Bis das Erdreich genügend gesättigt ist, muß es wenigstens zwei Wochen unter Wasser bleiben; es folgt aus diesem Umstand, daß die Bewässerung nicht überall gleich vollständig ist. Je weiter die Strecke ist, welche das Wasser vom Fluß in das Land hinein zurücklegen muß, desto geringer ist die Quantität der befruchtenden Schlammschichte, welche es dem Boden mittheilen kann; besonders muß sich in den langen, meistens in mannigfachen Windungen dahinziehenden Kanälen, wo die Strömung sehr langsam ist, der größte Theil des Schlammes durch Ablagerung ausscheiden. Das den Schlamm noch in Fülle enthaltende Nilwasser ist bräunlich-gelb; je mehr es aber an Schlamm verliert, desto heller ist es. Die höher am Fluß hinauf liegenden Gründe werden unstreitig reichlicher mit Schlamm gedüngt, als die tieferen. Sobald nämlich der Strom in Oberägypten zu steigen beginnt, werden die Kanäle und Wasserbehälter geöffnet und erst, wenn diese gefüllt sind, das Land hinreichend überschwemmt und gesättigt ist, läßt man das Wasser wieder in den Strom zurückfließen, der später, und nachdem ihm schon weiter oben erhebliche Schlammquantitäten entzogen worden sind, die unteren Gegenden bewässert.

Selbst wenn der Nil den höchsten Punkt seines Steigens erreicht hat, ist nicht, wie eine häufig gebrauchte Redensart lautet, das ganze Land ein See; denn obgleich einzelne Landstriche ganz unter Wasser stehen, so sind doch die Fluthen überall durch Dämme eingeengt und zertheilt, so daß selbst der Verkehr zwischen den Dörfern selten ganz gehemmt ist.

Digitized by Google

Der ganze Feldbau zerfällt in zwei große Kategorien, den Winter- und Sommerfeldbau, je nachdem die betreffenden Grundstücke von der Ueberschwemmung erreicht werden oder nicht. Die ersteren werden, sobald sich das Wasser zurückgezogen hat, mit Getreide besäet. Man nennt dies die Wintersaat und es findet auf diesen Gründen in der Regel nur Eine Ernte im Jahre statt. Jene Ländereien hingegen, die zu hoch gelegen sind, um von der Ueberschwemmung erreicht zu werden, und die somit künstlich bewässert werden müssen, geben auch drei Ernten des Jahres. In Oberägypten wird mit wenigen Ausnahmen Winterfeldbau getrieben, da die Bewässerung der hochliegenden Gründe mittelst der gebräuchlichen sehr mangelhaft konstruirten Wasserräder zu viele Schwierigkeiten bietet. In Unterägypten ist der Feldbau mannigfaltiger und reichhaltiger, sowohl in den Winter- als Sommerkulturen. Uebrigens nehmen die Aegypter, ungeachtet der befruchtenden Eigenschaften des Nilschlammes oft den Dünger zu Hülfe, und es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn der Fellah ein beharrliches System des Düngens annehmen wollte, die Agrikultur noch bedeutend größere Resultate zu liefern im Stande wäre.

Bei den Hindernissen, welche sich einer vollständigen Bewässerung aller Kulturgründe des Nilthals durch die Ueberschwemmung entgegenstellen, leuchtet es von selbst ein, daß nichts von größerer Wichtigkeit für das Land sein kann, als die Instandhaltung und Vervollständigung des Kanalnetzes. Die alten Bewohner Aegyptens hatten in dieser Beziehung nicht minder Kolossales geleistet als in der Baukunst. Der künstlich ausgegrabene Mörissee und der Joseph-Kanal, der in gerader Linie über 45 geographische Meilen hat, gehören zu dem Großartigsten, was je in dieser Art ausgeführt worden ist. Selbst die beiden Arme, durch welche der Nil jetzt die Hauptmasse seiner Gewässer ins Meer sendet, der bolbitinische und bukolische Arm, d. i. die Arme von Rosette und Damiette sind nicht natürlich, sondern durch Menschenhand entstanden. Auch unter der Herrschaft der Ptolemäer und Römer wurde den Kanalbauten große Pflege gewidmet und wenn auch nicht große Arbeiten neu unternommen und ausgeführt wurden, so hielt man doch die alten in gutem Stande. Die arabische Eroberung übte sicher nur einen nachtheiligen Einfluß in dieser Beziehung aus; die Kanäle und Schleusen wurden immer mehr vernachlässigt, so daß fast von Jahr zu Jahr Hungersnoth und Seuchen das Land entvölkerten. Erst seitdem Mohamed-Ali die oligarchische Regierung der Mamluken-Reis durch die verrätherische Niedermetzelung von 500 der angesehensten Männer auf der Citadelle von Kairo gebrochen, wendete man der Kanalisirung etwas mehr Aufmerksamkeit zu.

Der Bau neuer Kanäle, so wie die Instandhaltung der alten wird jetzt von den verschiedenen Dörfern getragen, durch deren Gebiet die betreffende Wasserstraße geht. Die Arbeiten hierbei werden von den Einwohnern unentgeltlich geleistet. Dennoch geht man nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und Billigkeit zu Werke. Häufig benützt der mit der Leitung der Arbeiten beauftragte Ingenieur diesen Anlaß zu Gelderpressungen von dem hilflosen Fellah. Vor einigen Jahren erhielt ein im Dienst der Regierung als Ingenieur verwendeter Europäer den

Digitized by Google

Auftrag, den Bau eines neuen Kanals im Delta zu leiten. Derselbe begab sich ohne Verzug an Ort und Stelle, nahm die erforderlichen Messungen vor und ließ die Ausgrabungen beginnen. Aber man möge sich den Schrecken der Fellah vorstellen, als sie bei fortschreitender Arbeit immer deutlicher sahen, daß der Kanal in gerader Linie auf ihr eigenes Dorf geleitet werde. Gegen Vorstellungen, Bitten, Klagen blieb der Ingenieur unerschütterlich und führte das Werk der Zerstörung mit Beharrlichkeit näher und näher gegen das Dorf. Klingende Ueberredungsmittel halfen endlich den armen Bauern aus der Noth und bewogen den edlen Werkführer, seinem Kanale eine andere Richtung zu geben. Man fügt hinzu, daß er auf dieselbe Art auch noch ein zweites Dorf gebrandschatzt habe. Nichts geschieht häufiger, als daß die Bauern geradezu mit den Ingenieuren unterhandeln, um die Tiefe des auszugrabenden Kanals oder die Höhe des zu erbauenden Dammes um einige Fuß zu vermindern. Die Ingenieure, die wie alle Regierungsbeamten sehr unregelmäßig ausbezahlt werden, lassen selten eine solche Gelegenheit, sich Geld zu machen unbenützt vorübergehen. Welche verderbliche Folgen aus solcher Nachlässigkeit entstehen können, ist leicht zu beurtheilen.

Die zu solchen Arbeiten verwendete Landbevölkerung bietet häufig einen Erbarmen erregenden Anblick. Schlecht bekleidet, schlecht genährt, müssen die Leute unter Aufsicht des Schulzen ohne Bezahlung Tage und Wochen hindurch diese mühsamen und oft der Gesundheit sehr nachtheiligen Arbeiten zu Ende führen, wobei sie manchmal Tage lang im Schlamm zu stehen gezwungen sind. Dennoch verläßt sie ihre angeborne Heiterkeit nicht. Indem sie ein Lied absingen und im Takt mit den Händen klatschen, sieht man sie in langen Reihen die Erde und den Schlamm mit ihren Körben auf die angewiesenen Stellen anschütten und die geleerten Körbe mit Fleiß wieder füllen, wozu sie häufig als einziges Werkzeug sich der Hände bedienen. Die Arbeiter müssen, wenn das nächste Dorf zu entfernt ist, auch die Nacht an dem Orte zubringen, wo sie dann unter freiem Himmel von der Kälte und Nachtfeuchtigkeit viel zu leiden haben. Bei so großem Aufwand von Menschenhänden sind daher, wo ein Kanal gegraben oder ausgebessert wird, die Dörfer fast ganz verlassen.

Es ist häufig die Behauptung aufgestellt worden, daß mit dem durch die jährlichen Ueberschwemmungen regelmäßig vor sich gehenden Anwachsen des Bodens zugleich auch jetzt der Nil einen viel höheren Wasserstand erreichen müsse, um das Land zu bewässern, als im Alterthum Es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß mit der Erhöhung des Landes auch die Erhöhung des Flußbettes durch die fortgesetzten Schlammablagerungen stattfindet, und daß diese beiden ziemlich regelmäßig fortschreitenden Bewegungen sich annähernd das Gleichgewicht halten.

Auf diese allmälige Erhebung des Bodens sich stützend, hat zuerst der Franzose Girard den mehr geistreichen als wissenschaftlichen Vorschlag gemacht, hieraus das Alter der ägyptischen Denkmäler zu bemessen. Den Maßstab für eine ähnliche Berechnung gab der alte Nilmesser auf der Insel Rodah bei Kairo, welcher, wie geschichtlich feststeht, im Jahre 847 nach Christi erbaut worden ist. Girard und

Digitized by Google

mehrere andere Gelehrte machten nun von den Ergebnissen ihrer Ausgrabungen und Untersuchungen Rückschlüsse, die nach ihrer Angabe ganz untrüglich sein sollten, um das Alter der Monumente zu bestimmen. Allein der Werth dieser Art von Zeitbestimmung ist wohl sehr untergeordnet. Die Monumente müssen bedeutend älter sein, als sie nach solcher Berechnung sein würden. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß die alten Aegypter ihre großartigen Bauten nicht an Stellen errichteten, wo sie den Ueberschwemmungen, und somit auch den Schlammanhäufungen ausgesetzt waren, oder doch, daß sie dieselben eindämmten. Sollten aber die obigen Berechnungen eine Geltung haben, so müßte angenommen werden, daß die Denkmale gleich unmittelbar nach ihrer Entstehung dem Einfluß der Ueberschwemmung ausgesetzt gewesen seien.

Der großartigste Kanalbau, der seit den Zeiten der Pharaonen in Aegypten vollendet ward, ist unstreitig der Mahmudijjeh-Kanal, der von Mohammed-Ali im Jahre 1819 hergestellt wurde. Die kommerzielle Bedeutung dieses schiffbaren Kanals ist sehr erheblich und Alexandrien hat demselben allein seine neueste Blüthe und stets steigende Handelsthätigkeit zu verdanken. Neuester Zeit aber soll dieses Werk durch die künstliche Verbindung der beiden Meere von Aegypten übertroffen werden und der Kanal durch den Isthmus von Suez, welcher den Handel zwischen Europa und Ostasien wieder in seine alten Bahnen zurückführen soll, ist zu einer der brennenden Fragen des Tages geworden.

Der Gedanke, die beiden Meere, das mittelländische und das rothe, durch einen Kanal in Verbindung zu setzen, gehört dem höchsten Alterthume an und hat seit Jahrtausenden seine Vertreter gefunden. Aber im Gegensatze zu dem modernen Projekte, haben die Alten seit Ramses II. dieses Werk mit Benützung des Nils herzustellen gesucht und endlich auch hergestellt. Eine unüberwindliche technische Schwierigkeit scheint auch dem neuen Unternehmen, dem „französischen Kanal", wie ihn das Volk dort nennt, nicht entgegenzustehen. Viel gegründetere Bedenken haben sich hingegen in Betreff der Rentabilität desselben geltend gemacht und scheinen auch auf die Aktionäre entmuthigend eingewirkt zu haben. Kremer faßt jedoch eine andere Seite des Kanalprojektes ins Auge, die bisher weniger berücksichtigt worden ist. Es ist dies seine Bedeutung für Aegypten, so wie der Einfluß, welchen es auf die inneren Verhältnisse dieses Landes ausüben könnte.

Herr von Lesseps sieht allerdings mit der Vollendung des Suezkanals für Aegypten eine neue Epoche des kommerziellen Flors und der inneren Entwicklung anbrechen; allein es wird schwer, den Versicherungen eines Mannes aufs Wort hin Glauben zu schenken, der für das Unternehmen eine bisher erfolgreiche Agitation mit großem Geschick durchzuführen wußte und also selbstverständlich einen entschiedenen Parteistandpunkt einnimmt. Um so willkommener muß uns das Urtheil eines durch Sachkenntniß berufenen und unparteiischen Beobachters sein und dies fällt nicht sehr zum Vortheile Aegyptens aus. Die kommerzielle Bedeutung dieses Landes liegt heutzutage fast ausschließlich in seinem Export von Landesprodukten und im Import von europäischen Industrieartikeln. Für den ostasiatischen

Digitized by Google

Transithandel ist Aegypten eben nur Durchgangspunkt und derselbe ist keineswegs in der Gegenwart so ergiebig für das Land, wie im Alterthum. Schon jetzt thut die Eisenbahn dem Gewinne an Transitwaaren großen Eintrag und falls der Verbindungskanal wirklich zu Stande kommt, werden die Schiffe eben nur durchsegeln, ohne daß deren Frachten ägyptischen Boden berühren. Das einzige Einkommen, welches der Kanal für die Regierung abwerfen würde, bestände somit in den Schifffahrtsgebühren, welche beim Eintritt in den Kanal von den Schiffen erhoben werden könnten. Diese sind unterdessen bereits auf 99 Jahre von Vollendung der Arbeiten an der Gesellschaft vorbehalten. Ferner verpflichtet sich die Regierung der Gesellschaft alle jene herrenlosen Gründe zu überlassen, welche für die Kanalbauten erforderlich sein könnten, ebenso wie die Nutznießung all der herrenlosen Gründe, die durch die Gesellschaft bewässert und bebaut würden, für letztere mit Steuerfreiheit von zehn Jahren. Abgesehen von der weiteren Reihe von Konzessionen ist der jährliche Abgang von 8000 Arbeitern der Agrikultur, dem Lebensnerv Aegyptens, von großem Nachtheil, denn das Land leidet ohnedies Mangel an Arbeitskräften.

Nicht zu übersehen ist, daß das Unternehmen des Isthmuskanals zwar unter französischer Leitung, aber zum großen Theile mit ägyptischem Gelde ausgeführt wird. Die Direktion der Arbeiten verwendet nach ihrem Ermessen das Geld, ohne jemand anderen Rechenschaft schuldig zu sein, als den Aktionären, deren Generalversammlung in Paris stattzufinden hat, so wie auch das gerichtliche Domizil der Gesellschaft für alle Prozesse und Rechtsstreite nicht in Aegypten, sondern in Paris ist. In dem größten Theile des Wadi-Tumeilat, welcher der Gesellschaft eigenthümlich gehört und durch einen neuen, kürzlich eröffneten Nilkanal bewässert wird, waltet dieselbe schon jetzt als unumschränkter Grundherr; auf den neu gewonnenen Gründen wird ihr dasselbe Recht zukommen und sie wird somit über ein Gebiet verfügen, das manchem kleinen Fürstenthume gleichkommt. Die Ansiedlung einer größeren Anzahl von Europäern auf einem Punkte ihres Gebietes muß der Regierung unangenehm sein, weil laut der Traktate ihr keine Gerichtsbarkeit über die Europäer zusteht. Schon jetzt entzieht sich selbst die große Anzahl der einheimischen Arbeiter der Gerichtsbarkeit und Autorität der ägyptischen Regierung; deren Ansehen hierdurch bei den Landeseingebornen in empfindlichster Weise geschmälert wird.

Leider ist auch die Konzessionsurkunde gerade in jenen Punkten, welche spezielle Interessen der ägyptischen Regierung betreffen, keineswegs klar und entschieden, und das Unternehmen dürfte für dieselbe zu einer Quelle von stets neuen Verwicklungen werden. Und hierfür bezahlt sie an 85 Millionen Francs, eine Summe, die, wenn sie zu Bewässerungs- und Agrikulturarbeiten auf eigene Rechnung verwendet würde, der Regierung reichen, sorgenlosen Gewinn und den Dank des Landes sichern müßte. Eine solche Darlegung des wahren Sachverhaltes kontrastirt eigenthümlich mit den im „Journal de l'Isthme" und in anderen Organen des Herrn von Lesseps mit so viel Selbstzufriedenheit ausposaunten Lobreden, welche das

Digitized by Google

Isthmus-Unternehmen als einen neuen friedlichen Triumph der französischen Civilisation hinstellen wollen.

Archäologische Publikationen in Frankreich.

Während die klassische Philologie in Frankreich seit längerer Zeit mit den deutschen Arbeiten auf diesem Gebiete nicht mehr gleichen Schritt halten kann (denn nur wenige Namen, wie Haase, Egger, Brunet de Presle, Weil und Benlöw, Littre und Daremberg machen sich und meist nur auf speziellen Gebieten neben den Deutschen geltend), ist es sehr bemerkenswerth, daß die archäologischen Studien gerade in jüngster Zeit einen neuen Aufschwung nehmen. Der französische Geist findet weniger Befriedigung an der eindringenden aber mühe- und aufopferungsvollen Durcharbeitung der längst bekannten literarischen Schätze des Alterthums, sucht aber dafür sich und die gelehrte Welt durch die Erweiterung des Kreises unseres historischen Wissens zu entschädigen. Mag auch in Deutschland das philologische Treiben oftmals durch zu ausschließliche Betonung des formalen Elementes an Interesse beim großen Publikum Einbuße erleiden, wir werden immer mit Stolz auf diese gründliche Schule unserer Gymnasien und Universitäten hinweisen dürfen als auf die eigentliche Pflanzstätte der meisten Koryphäen, die durch ihre schöpferischen Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten sprachlicher und historischer Wissenschaften unseren Nachbarvölkern Staunen und Achtung abzwingen. Auch die Archäologie ist bei uns eine Tochter der Philologie, und sie kann sich dessen rühmen und freuen, denn auf keinem Felde des Wissens bedarf es mehr sorgfältigster Behutsamkeit und bis ins Kleinste gehender Untersuchungslust, Tugenden, die den deutschen Archäologen unbestreitbar eigen sind, und die nur in streng-philologischer Schule erworben werden. Nichts ist uns fragmentarischer erhalten, als jene Ueberreste griechischer Formenschönheit und römischer Pracht in Tempelbauten oder Bildwerken, in den Geräthen des häuslichen Lebens wie in den inschriftlichen Dokumenten staatlicher und sozialer Einrichtungen.

Das Interesse an diesen Zeugnissen vergangener Kulturstufen ist allerdings auch in Frankreich stets lebhaft gehegt worden und ich könnte manche Namen herzählen zum Beweise, daß seit dem 16. Jahrhundert Gelehrte eifrig und erfolgreich arbeiteten, um aus diesen Fragmenten das Bild der Vergangenheit wieder herzustellen; aber die wissenschaftliche, philologische und archäologische Bildung ist in Frankreich niemals so weit allgemein gewesen, das sie wie bei uns zur schulmäßigen Tradition geworden wäre. Während in Deutschland jeder Einzelne, der Theil nimmt an der Entwicklung dieser Wissenszweige, von vorn herein seinen festen Anknüpfungspunkt findet in der Schule, die er durchgemacht hat und nun mit einer ganzen Phalanx Gleichstrebender vorwärts eilt so weit ihm die Kräfte ausreichen, ist in Frankreich

Digitized by Google

nur eine Reihe einzelner bedeutender Männer bemerkbar, die in ihren Bestrebungen meist isolirt stehen, deren jeder seinen Weg von vorne an beginnen muß, oft nur schwer einen Ausgangspunkt findend und selten zahlreiche und gleichtüchtige Mitarbeiter, an die er sich anschließen könnte; weßhalb man sich auch weniger wundern darf, wenn der französischen Archäologie nicht immer der Fond philologischer Stärke innewohnt, der uns durch langjährige Schulung überliefert ist. Auch ist das gelehrte Publikum, oder besser das Publikum, dem gelehrte Werke jener Gattung munden, in Frankreich zu klein, als daß Publikationen für dasselbe in der Weise wie bei uns im Großen möglich wären, und mit Konzessionen nach dieser Seite hin ist der Wissenschaft selten gedient. Ob in der materiellen Neuzeit die Verhältnisse der Art sind, das auf allgemeinere Theilnahme gerechnet werden könne, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; jedenfalls muß man zugestehen, daß von Seiten der Regierung und insbesondere vom Kaiser selbst sehr viel gethan wird, um vorwärts zu helfen. Unsere Absicht ist es, hier eine kurze Uebersicht der Leistungen zu geben, die neuerdings auf archäologischem Gebiete von französischen Gelehrten geliefert sind. Man wird finden, daß die Resultate bedeutend sind; sehr wünschenswerth wäre es für die Wissenschaft selbst, wenn das französische Publikum ihr größere Aufmerksamkeit schenkte.

I. „Annuaire de la société archéologique de la province de Constantine 1862." Constantine, Algèr, Paris (Challamel ainé, éditeur, 30 rue des Boulangers). 198 Seiten in 8. und 11 Tafeln.

Ich beginne mit einem Lande, dessen wissenschaftliche Produktionen in Europa außerhalb Frankreichs wenig bekannt sind. Algier, das für den Franzosen in materieller Beziehung noch immer ein Besitz ohne Vortheil ist, hat für die archäologischen Studien Frankreichs bereits ein reiches Feld der Entdeckungen abgegeben. Eine Reihe von einzelnen Publikationen und Untersuchungen von Haase, Berbrugger, Dureau de la Malle, Delamarre, Caussade war vorausgegangen, als Renier vor etwa zehn Jahren den ganzen reichen Vorrath theils bereits bekannter, theils noch zahlreicherer von ihm selbst und seinen Mitarbeitern gesammelter dortiger Inschriften in systematischer Weise veröffentlichte. Aber der Boden dieses einst so hoch entwickelten und historisch so schicksalsreichen alten Kulturlandes ist bei Weitem nicht erschöpft. Alljährlich erscheint von Seiten der archäologischen Gesellschaft von Constantine ein Band, der die im Laufe des Jahres gemachten Funde übersichtlich registrirt und wissenschaftliche Resultate derselben in Spezialuntersuchungen dem Publikum vorlegt. Sicherlich gehört diese Veröffentlichung zu den solidesten und reichhaltigsten, die in dieser Art bestehen. Sie beschränkt sich mit richtigem Takt auf ihre Provinz, und ihre Mitarbeiter sind praktisch erfahrene und theilweise wissenschaftlich tüchtige Männer. An der Spitze steht Cherbonneau, von dem das letzte Jahrbuch folgende Aufsätze gibt: eine archäologische Notiz über die Lokalität der alten respublica Saddaritanorum sammt 67 dort neuerdings gefundenen Inschriften, eine Erklärung von kleinen Antiquitäten, meist römischer, auch christlicher Lampen, Terracotten und Figuren, einen Bericht über Ausgrabungen in Soumaa,

Digitized by Google

eine Sammlung von 250 neuen Inschriften aus der Provinz von Constantine, endlich 14 während des Druckes hinzugekommene. Weiter finden wir einen Aufsatz des Kapitäns Payen, der die Ruinen einer alten Station Ad aras auf der Römerstraße zwischen Karthago und Cäserna mit Hilfe von fünf noch stehenden, von ihm entdeckten Meilensteinen fixirt, einen Nachtrag von Tudas zu einem Memoire über die neu-punischen Inschriften, deren Entzifferung und Deutung er sich seit längerer Zeit zur Aufgabe gestellt hat, endlich eine beachtenswerthe Arbeit von Poulle über die Provinzialära von Mauretanien und die Trennung dieser Provinz in zwei gesonderte.

Ich habe dieses Register vorangestellt, um damit die Reichhaltigkeit des Jahrbuches an neuem Material zu beweisen. Welches archäologische Blatt Europa's könnte sich in dieser Beziehung mit ihm messen? Unser Welttheil ist schon seit so langen Jahrhunderten vom Pfluge und dem Grabscheit durchwühlt, daß der Boden allmählig ärmer wird an antiquarischen Schätzen, während Afrika noch manchen Fleck jungfräulicher Erde bewahrt. Nicht nur, daß die neuen von Soldatenhand angelegten Stationen, die Wiederherstellung der alten Kommunikationswege, jene Steine und Fragmente alter Kunst, wieder ans Licht ziehen, kann doch der Forscher, dem es an Eifer nicht fehlt, noch darauf rechnen von seinen Wanderungen durch die Araberdörfer, durch die weiten unangebauten Ebenen, durch Gestripp und Bergesschluchten mit reicher Ausbeute an Alterthümern heimzukehren. Und die Regierung selbst hat schon ein materielles Interesse daran, diese Forschungen zu unterstützen und zu befördern; denn es ist eine von selbst einleuchtende und allgemein bewährte Thatsache, daß jene alte numid-phönicische, dann römische ackerbauende Bevölkerung, die einst wesentlich dazu beitrug, erst Karthago mit seinen Heeren, dann das erschöpfte Italien der Kaiserzeit mit dem Ertrage seiner Ernten zu nähren, wohl die Plätze ihrer Niederlassungen zu wählen verstand in der Nähe der reichsten und heilsamsten Quellen, diesen im heißen Afrika so wesentlichen Bedingungen der Existenz, auf den gesundesten Höhen und auf den zugänglichsten Punkten. Jeder neu gefundene Denkstein, der Aeskulap und den Nymphen geweiht ist, hat für die neue Bevölkerung einen mehr als wissenschaftlichen Werth, jede Entdeckung alter Stadtruinen, und solche findet man noch in Algier alljährlich, ja selbst die Auffindung alter Gräberstätten gibt der neuen Kolonie größere Zuversicht, hier mit Vortheil seine Hütten aufzuschlagen. So geht selbst die Archäologie in Afrika mit den materiellsten Interessen des Lebens Hand in Hand; denn hier knüpft die neue Kultur unmittelbar an jene alte an, die seit mehr als tausend Jahren vom tödtlichen Hauche des Islam erstickt ist.

Und die Wissenschaft kann sich dieses Verhältnisses nur freuen; daß sie nicht geringen Vortheil davon hat, beweist das letzte Jahrbuch. Schon das obige Verzeichniß seines Inhaltes lehrt, daß das eigentliche Mittelalter seit der arabischen Eroberung wenig Beachtung findet und gewiß nicht mehr verdient hat. Jetzt ist Algier eine unvortheilhafte Kolonie Frankreichs, und die Reorganisation des Landes muß noch von den ersten Elementen des gesellschaftlichen Lebens anfangen. Wie viel

Digitized by Google

reicher sind dort einst alle staatlichen und sozialen Verhältnisse entwickelt gewesen. Schon jene Libophönicier hatten die Bodenkultur zur höchsten Entwicklung gebracht; an sie erinnert eine Reihe von etwa zehn neuen Inschriften, wahrscheinlich meist sepulcralen Inhalts, die das letzte Annuaire mittheilt, deren eigenthümliche Sprache und Schriftform noch nicht genügend enträthselt ist. An die Stelle des letzten Königs Juba, des Pompejanischen Parteigängers, trat das Regiment des Siegers Cäsar (46 vor Christi Geburt) und das Land wurde zur prokonsularischen Provinz Afrika geschlagen, die an die Stelle des alten karthagischen Reiches getreten war. Unter August wurde diese dem Senate zur Verwaltung übergeben, unter Kaligula indeß Numidien, das dem heutigen Konstantine entspricht, als selbstständige kaiserliche Provinz von ihr abgetrennt. Das heutige Algier umfaßt außer ihr noch den größten Theil des Cäsarienfischen Mauretaniens, einer längst von Rom abhängigen, indeß erst seit 42 nach Christi Geburt dem römischen Reiche völlig einverleibten Provinz.

Die römische Kaiserzeit ist es, der bei weitem die meisten Denkmäler Algiers angehören, zumal dem 2. und 3. Jahrhundert, jener Epoche, die überhaupt im Gebiete der römischen Alterthümer bei weitem am reichsten vertreten ist. Welch' wichtigen Schatz von Dokumenten Algier für die Vervollständigung der römischen Beamtenlisten und besonders noch für die Kenntniß der römischen Militäralterthümer liefert, ist längst durch Renier's Inschriftenwerk bekannt geworden. Das Annuaire gibt neue, wenn auch spärliche Beiträge zu den ersteren, aber fast gar keine zu den letzteren, da die neu untersuchten Theile der Provinz Konstantine nicht in dem Bereich von Militärniederlassungen liegen, die schon in Kaiserzeiten gegen die unbezwungenen Völker Apätuliens und der Wüste, die Kabylen des Alterthums, angelegt wurden. Indeß, wie schon oben angedeutet, findet sich einige Ausbeute für die Geographie des Landes und ziemlich viel Material onomatologischen Interesses. Die meisten der mitgetheilten Inschriften sind von Grabsteinen, die in jenem Lande durchgehends die Form kleiner rundgewölbter Truhendeckel haben, oft zwei oder drei der Länge nach aneinander gefügt, wo eine Familie bestattet war, von geringen Dimensionen, da sie nicht den vollen Leichnam deckten, sondern nur das Gefäß mit der Todtenasche. Manche haben daher oben noch eine bis zu diesem durchgehende Oeffnung zur Aufnahme der Grabesspenden. Auf ihrem halbkreisförmigen Querabschnitt tragen sie zunächst die Namen der Todten, und für die Ethnographen wie für die Sprachwissenschaft werden viele derselben ein mit der Entdeckung neuer Monumente wachsendes Interesse haben, da sie häufig numidischen und phönicischen Gepräges sind. Die Angabe des Lebensalters schließt sich an, und in dieser Beziehung ist es sehr bemerkenswerth, wie ungemein groß die Zahl der Hundertjährigen in dieser Provinz ist, größer als in irgend welchem anderen Theile des römischen Reiches. Stellt doch Cherbonneau unter circa 120 Grabschriften von Aosacal drei von Hundertjährigen, zwei von Hundertein-, einen eines Hundertdreijährigen zusammen.

Die lebensvolle Kulturentwicklung Afrika's seit dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sichert seinen Schriftstellern einen eigenen Platz in der Literaturgeschichte; schnell breitete sich das Christenthum dort aus, so daß die Provinz Numidien im

Digitized by Google

5. Jahrhundert nicht weniger als 123 Bischofssitze hatte. Indeß christliche Monumente sind selten in Afrika. Seit dem Jahre 429 fiel das Land in die Hände der Vandalen, und die Oberhoheit der byzantinischen Kaiser war wenig mehr als Schein. Das Annuaire enthält eine interessante Inschrift vom Ende des 6. Jahrhunderts, die uns einen Beleg dieses neuen Bestandtheiles der schon seit Alters her so gemischten Bevölkerung gibt. In einem Register von Namen, die meist römischen Klang haben, finden wir plötzlich zwei echt germanische, Guduzo und Guntari aufgeführt, die vandalischen Eindringlingen angehören werden. Mit dem Ende des 7. Jahrhunderts hüllt dann die arabische Eroberung diese Gegenden in ein Dunkel, in dem allmälig die schon längst zersetzte Kultur und alle Besonderheit der Entwicklung abstirbt.

Nach dieser ausführlicheren Uebersicht über das reiche Material des epigraphisch-historischen Theiles im Annuaire von Konstantine, der für die Spezialgeschichte des Landes von Wichtigkeit ist, möge noch ein kurzer Bericht über die angeführten Tafeln desselben folgen, die ebenfalls wenn auch nur Kleinigkeiten, immerhin doch hübsche Beiträge für die Kenntniß antiker Kunstübung und antiken Lebens bieten. Die Zeichnungen sind einfach linear und eher von der Hand eines Dilettanten als eines Künstlers, aber offenbar möglichst genau. Zunächst sind auf 8 Tafeln 46 Umrisse von Reliefs antiker Lampen gegeben, manche darunter freilich wenig bedeutend, manche auch schon anderswoher bekannt, denn es ist eine Thatsache, daß dieselben italienischen Fabriken der ersten Jahrhunderte diesen Artikel für alle Länder des westlichen Mittelmeeres und theilweise tief ins Innere hinein lieferten. Interessant indeß sind 6 Szenen von Gladiatorenkämpfen, ein freilich einer besseren Zeichnung würdiges, sicher nach einem edlen Original gemachtes Bruchstück eines Bacchanten (T. II. u. 166), das Bild eines Straußen u. a. Außerdem sind von Interesse zwei Fragmente eines größeren Reliefs (T. IX.) mit Szenen aus der Erziehung des Achill bei den Centauren. Das eine stellt seine Geburt und die Uebergabe an Chiron, das andere eine Jagdszene dar, wo der Knabe auf dem Rücken eines Centauren einen davon fliehenden Tiger verfolgt. Leider ist die Zeichnung dieses Denkmales, vielleicht aber auch das Original selbst, etwas roh. Von geringerer Bedeutung sind für sich allein betrachtet, ein paar christliche Embleme auf Thonscherben, einzelne formlose Figuren, ein christliches Mosaik u. a.

Wenn ich bei dieser Publikation, die im Einzelnen freilich mancher kleinen Nachbesserung bedarf, etwas länger verweilte, als solche Spezialitäten vielleicht zu verdienen scheinen, so geschah es, um im Anschluß an das reichlich gebotene Material ein wenn auch flüchtig gezeichnetes Bild der älteren Völker und Kulturverhältnisse zu entwerfen, deren Ueberreste der heiße Boden Algiers bis auf unsere Zeiten birgt. Desto schneller werde ich über ein paar andere Veröffentlichungen berichten können, die mit der obigen verwandt sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Karl Rahl.

Die Berufung Rahls in die hiesige Akademie der bildenden Künste ist ein Ereigniß im Kunstleben Wiens, das zu verzeichnen wir nicht unterlassen dürfen. Das Publikum hat demselben in ungewöhnlichem Maße seine Aufmerksamkeit zugewendet, weil die Maßregel dieser Berufung mit tausend Fäden an jene Ideen geknüpft ist, die sein Geistesleben auf das Innerste berühren. Rahl ist aus dem Wiener Kunstleben hervorgegangen, eine urwüchsige selbstständige Gestalt fußend auf dem Bewußtsein des Stammes, dem er angehört, der Stadt, in der er geboren wurde. Wenn er zur Begeisterung fortreißt, zu Widerspruch herausfordert, immer klingt aus seinen Werken ein verwandter Ton, eine Stimme, welche wir verstehen, eine Sprache, die wir als unsere eigene erkennen. Wenn ein Gärtner auf die Blumen und Bäume stolz ist, die er aus fremden Ländern auf die heimische Erde verpflanzt, wenn er sich freut, daß sie wachsen und gedeihen, Blüthen und Früchte tragen, an denen Generationen ihr Wohlgefallen haben, so erfüllt ihn doch mit besonderem Behagen jene Pflanzenwelt, die auf eigenem heimischem Boden entsprossen ist. Und so sehen auch Nationen, welche nicht entartet sind, die Achtung vor sich selbst nicht verloren haben, mit besonderem Stolze auf jene Künstler und Gelehrte, Dichter und Denker, die ihnen selbst angehören. Sie erheben sich mit ihren Erfolgen, sie fühlen sich gedemüthigt in ihrer Niederlage; ihnen gehören vorerst unsere Sympathien, und diese sind es, die aus Anlaß der Berufung Rahls hier überall hervorgetreten sind.

Karl Rahl gehört Wien nach seiner Geburt und seiner Erziehung an. Sein Vater, Karl Heinrich Rahl, kam im Jahre 1799 aus seiner Geburtsstadt Heilbronn nach Wien und machte sich als Kupferstecher bald einen Namen. Er trat später an Schmuzers Stelle als Professor der Kupferstecherkunst an die hiesige Akademie, an dieselbe Lehranstalt, an welcher sein Sohn Karl, geboren 1812, seine Bildung erhielt. Es gab eine Zeit, wo sich an der Akademie eine Reihe hochbegabter Kunstjünger zusammenfanden, wie Rahl, Steinle, Schwind, P. J. N. Geiger, Amerling, Danhauser, Fendi, die sämmtlich dem Wiener Leben entsprossen, theils durch den Tod von dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit abberufen, theils durch die Ungunst der Zeit in die Welt zerstreut oder einer größeren Wirksamkeit entzogen wurden; sie sind ein lautredender Beweis für den Beruf Wiens und Oesterreichs, in das große deutsche Kunstleben lebenskräftig eingetreten. Die Kunst steht hier nicht auf sterilem sandigem Boden. Es hat ihr oft der Sonnenschein gefehlt und der befruchtende Regen; Wind und Wetter sind ihr mehrmals konträr gewesen. Aber die Zukunft gehört ihr, wenn, wie wir hoffen und vertrauen, die Elemente, die sie zum Gedeihen braucht, sich ihr günstig zeigen.

Rahl entwickelte schon früh sein reiches Talent. Kaum zwanzig Jahre alt, erhielt er den großen akademischen Preis mit dem „David in der Höhle Adullam“;

Digitized by Google

im vierundzwanzigsten Lebensjahre vollendete er „Hagen an Siegfrieds Leiche", das einzige Gemälde dieses Künstlers, welches in der Galerie im Belvedere aufgestellt ist. In sehr frühen Jahren kam Rahl nach Rom. Die Eindrücke, die der Künstler daselbst empfing, wirkten sein Leben hindurch nach. Nach langem Aufenthalte in Italien, künstlerischen Kreuz- und Querzügen nach München, Paris, Kopenhagen hat Rahl sein Atelier in seiner Vaterstadt aufgeschlagen und ist der einzige, außerhalb der Akademie stehende Historienmaler des heutigen Wiens, der eine Schule begründet und sich die Theilnahme der Kunstfreunde im eminenten Grade zu erwerben verstand. Kein in Oesterreich lebender Künstler hat in diesem Momente so viele Aufträge als Rahl.

Das Inland, wie das Ausland anerkennen in Rahl zugleich mit Führich die ersten Historienmaler Oesterreichs. Der Schwerpunkt der künstlerischen Thätigkeit Rahls liegt in der Komposition. Er vertritt auf dem Gebiete derselben jene Richtung, welche auf dem Höhepunkt der italienischen Malerei des 16. Jahrhunderts sieghaft in die Welt getreten, die Akademien und die Historienmaler aller Zeit beherrscht hat. Sein jüngstes Werk ist in der Erinnerung Aller, es ist der große Fries zur Universität in Athen, ein Meisterwerk seiner Art, dem die neuere deutsche Kunst kein zweites an die Seite zu stellen hat. Selbst prinzipielle Gegner, wie Ernst Förster, erkennen das ungewöhnliche Talent des Künstlers an. „Er gehört - so lesen wir im fünften Bande der „Geschichte der deutschen Kunst" — offenkundig zu den geistvollsten, gedankenreichsten Künstlern unserer Zeit."

Die großen Zielpunkte der Kunst der Historienmalerei dürfen zu keiner Zeit von der Kunstwelt ungestraft ignorirt werden. Sie müssen der Jugend vor Allem als das höchste Ziel hingestellt werden. Die Kunstrichtung derselben müßte degeneriren, wenn sie von Haus aus auf das Genrebild und den Kunstvereinsmarkt hingewiesen würde. Diese großen Zielpunkte bleiben unverrückt das Resultat tausendjähriger Kulturbewegung. Als solche werden sie überall betrachtet, wo die Kunstwelt nicht in Selbstvergötterung versunken ist. Ob die Künstler unserer Zeit sie erreichen, ob sie den Anforderungen derselben vollkommen gerecht werden, ist eine andere Frage; das ist aber keine Frage, daß sie angestrebt werden müssen, vor Allem an einer Akademie. Ebenso ist kein Zweifel darüber, daß, wenn das Prinzip der Meisterschulen an einer Akademie Platz greift, jene Künstler dort ihre Stelle finden müssen, welche sich im Leben als Meister bewährt haben und als Künstler den großen Styl vertreten. Dem Rufe des Monarchen ist Rahl gegenüber der Ruf des Publikums vorausgegangen, auch jenes Theiles desselben, der in vielen Dingen anders denkt, als Rahl. Rahl war und ist ohne allem Zweifel ein Akademiker par excellence; er befindet sich jetzt an dem Platze, wohin er seinem Talente nach vorzugsweise berufen ist.

Für Anstalten, wie es Akademien der bildenden Künste sind, welche ihre Zöglinge nicht für Bureaux und Klöster, sondern für die Oeffentlichkeit und das Leben bilden, ist nichts gefährlicher und zugleich verderblicher, als die geistige Vereinsamung. Ihrer Natur nach sollen sie nicht neben, sondern inmitten des Kunst-

Digitized by Google

lebens stehen. Von diesem getrennt, leisten sie nur die Hälfte von dem, was sie leisten sollen. Jeden Schritt, welcher die Anstalt der Künstlerwelt und dem Leben näher bringt und die Scheidewand der akademischen Künstlerkreise von dem nicht-akademischen verkleinern hilft, betrachten wir als einen unzweifelhaften Gewinn für die Anstalt als solche. Es ist wahr, daß die Bewegung, welche von selbst in die stillen Räume eines solchen Institutes einzieht, ihre unbequemen Seiten hat. Aber ohne Bewegung gibt es kein Leben; der geistige Quietismus ist der Vorläufer des geistigen Absterbens. Institute, wie Akademien der bildenden Künste, die so viele Elemente in sich vereinigen, um sie der Gesellschaft und der Kunstwelt nützlich zu machen, dürfen der Theilnahme der bewegenden Kräfte, der treibenden Geister nicht entbehren. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird der Eintritt Rahls in den Künstlerkreis der Akademie ihr selbst von Nutzen sein.

R. v. E.

---

* Prof. Adam Wolf ersucht uns um Aufnahme folgender „Berichtigung". „Die freundliche Aufnahme, welche mein Buch, „Marie Christine von Oesterreich" in der Dresdener Gesellschaft gefunden hat, verpflichtet mich, eine Notiz zu berichtigen, welche den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und sein Verhältniß zur k. sächsischen Familie betrifft.

Erster Band S. 40 ist gesagt, daß Herzog Albert nach dem Testamente seines Vaters eine Apanage von jährlich 50.000 Thalern erhalten sollte, „diese aber niemals bezogen habe". Ich habe diese Angabe einem Privatbriefe jener Zeit entnommen. Vor kurzem wurde mir jedoch von einer hochgestellten Persönlichkeit der k. sächsischen Regierung mitgetheilt, daß jene Angabe nach den in Dresden befindlichen Rechnungen nicht richtig ist. Vielmehr geht aus denselben hervor, daß der Herzog bis zu seinem Tode eine Apanage aus den k. sächsischen Kassen bezogen hat. Er erhielt anfangs jährlich 30.000 Thaler, von 1769 bis 1813 aber 50.000 Thaler; dann trat wegen der kriegerischen Ereignisse und des in Sachsen fungirenden fremden Gouvernements eine Unterbrechung und zwar mit Einwilligung des Herzogs ein. 1817 wurde in Folge des Verlustes eines Theils der sächsischen Lande die Apanage mit des Herzogs Zustimmung auf 24.000 Thaler herabgesetzt. Diese Summe ist aber von 1817 bis zu des Herzogs Tod im Februar 1822 pünktlich gezahlt worden.

Herzog Albert war deßwegen in ökonomischen Verhältnissen ebenso unabhängig wie in allen Richtungen seines Lebens und die k. sächsische Regieruug hat alle mit dem Herzog und dem k. k. österreichischen Hause eingegangenen Verpflichtungen in der Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit, welche alle ihre Schritte kennzeichnet, erfüllt.

Im Interesse der Wahrheit, welche jedem ehrenhaften Schriftsteller heilig ist, ersuche ich die verehrte Redaktion diese Berichtigung in Ihre Blätter aufzunehmen. Ich behalte mir vor, die betreffende Stelle in einer zweiten Auflage meines Buches nach den mir gegebenen Mittheilungen umzuändern. Wien am 23. Februar 1863."

W. Die „Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung" zur Förderung der einheitlichen Entwicklung auf den Gebieten des Strafrechtes, des Strafprozesses und des

Digitized by Google

Gefängnißwesens, sowie für strafgerichtliche Medizin unter ständiger Mitwirkung von Dr. Aué-Lallemant, Prof. Berner, Strafanstaltsdirektor Hoyer, Prof. Krahmer, geheimer Rath Mittermaier, Prof. Ofenbrüggen, Generalstaatsanwalt Schwarze, Prof. Wahlberg, herausgegeben von Prof. Franz von Holtzendorff zu Berlin erscheint in ihrem 3. Jahrgange als Monatschrift. Ihrer bisherigen Richtung treu ist diese in ihrer Art einzige Strafrechtszeitung bestrebt, dem Ziele deutscher Rechtseinheit und den Aufgaben des Deutschen Juristentages an ihrem Theile geistig vorzuarbeiten durch kritische Würdigung der neuen Gesetzgebungsarbeiten und der Spruchpraxis der obersten Gerichtshöfe, durch Unterstützung der für das Gefängnißwesen hervortretenden Reformbedürfnisse, durch Beobachtung der bemerkenswerthen Erscheinungen der ausländischen Strafrechtspflege, durch Hervorhebung der in der Doktrin und Kriminalstatistik gewonnenen Resultate, durch Pflege der innerlich verbundenen Gebiete des Strafrechtes, des Gefängnißwesens und der gerichtlichen Medizin, endlich durch kurze Erwähnung thatsächlicher Vorkommnisse in dem Rechtsleben zu Berlin, Wien, Dresden, München, Prag und anderen deutschen Städten, welche für die Beurtheilung der heutigen Strafrechtszustände von Interesse sein können.

Diese Zeitschrift zeichnet sich nicht nur durch die Mannigfaltigkeit des Inhaltes, sondern auch durch gute für ein größeres nicht blos juristisches Publikum berechnete, Schreibart aus. Dem durch seine strafpolitischen Schriften bekannten Herausgeber gelang es, neben rechtsgelehrten Kriminalisten auch im Gefängnißwesen thätige Kräfte: Strafanstaltsbeamte, Gefängnißvorsteher, ärztliche Experten für die Allgemeine Deutsche Strafrechtszeitung zu gewinnen, an welcher sich bisher nur wenige österreichische Juristen betheiligen. Indem diesem Journale eine recht große Verbreitung unter den einheimischen Freunden der Strafrechts- und der Gefängnißreform nach Verdienst zu wünschen ist, dürfte es zur Empfehlung des vorliegenden Heftes genügen, die Aufmerksamkeit der Leser auf den Aufsatz „Gedanken eines Sträflings über einsame und gemeinsame Strafhaft" zu lenken. Der Verfasser ist Jurist, war jahrelang Advokat und schreibt als Zellengefangener gegen das Isolirungssystem!

---

* Dr. V. Dudik, O. S. B., hat soeben den zweiten Band von „Mährens Allgemeiner Geschichte" in Brünn bei G. Gastl publizirt. Das Werk ist im Auftrage des mährischen Landesausschusses gearbeitet; der zweite Band umfaßt die Zeit im Jahre 906 bis zum Jahre 1125. Das rasche Fortschreiten dieses Werkes — der dritte Band ist der Vollendung nahe — nehmen wir mit Befriedigung wahr, um so mehr, als in demselben eine nicht unbedeutende Anzahl von Irrthümern auf Grund eines umfassenden Quellenstudiums berichtigt und der große Zusammenhang Mährens mit dem deutschen Reiche, seine Verbindung mit Ungarn und Polen in ein helles Licht gestellt wird. Wir kommen auf das Buch ausführlich zurück. Die vortreffliche Ausstattung gereicht der Firma Gastl zur Ehre.

---

h. Oesterreichische Volkslieder. Es gereicht uns zu großem Vergnügen, auf eine Sammlung österreichischer Volkslieder hinzuweisen, die in letzter Zeit im „Deutschen Museum" von R. Prutz erschienen ist. Josef Max. Wagner in gelehrten Kreisen durch seine Literatur der Gaunersprachen (1861) und viele bibliographische und germanistische Abhandlungen vortheilhaft bekannt — hat in Nr. 47 und 48 des vorigen Jahrganges zwanzig deutsche Volkslieder aus Oesterreich geliefert. Diese in Niederösterreich

Digitized by Google

gesammelten, durch manchen neuen Text und neue Lesart interessanten Stücke beweisen gegen Weinhold's Ansicht (Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark Jahrgang 1861, Heft 9), daß es nicht gar so schlimm mit dem deutschen Volksliede stehe. In der beachtenswerthen Einleitung zu den Liedern zeigt Wagner, daß die jahrhundertlange Abtrennung Oesterreichs von Deutschland trotz manchem Abbruch am deutschen Wesen, doch den alten Schatz an Liedern, Sagen u. s. w. dem Volke nicht zu nehmen vermochte. — Es ist ein dankenswerther Beitrag zur Geschichte des vaterländischen Volksliedes; wir wünschten, daß sich Herr Wagner entschlösse, eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Sammlung der deutschen Lieder in Oesterreich zu veranstalten, an Stoff dazu dürfte es gewiß nicht fehlen.

Sind die von Wagner mitgetheilten Lieder — wenn auch spärlich — im Munde des Volkes, so theilt Herr Heinr. Friedr. Sailer sechs Lieder mit (R. Prutz, deutsches Museum 1863. Nr. 7 und 8), deren Weisen im wüstesten Kriegslärm entstanden, der je über Deutschland dahingebraust. Es sind österreichische Soldatenlieder aus dem 17. Jahrhundert. Nr. I und II führen uns in frischer Weise in die Zeit der Bocskaischen Händel in Ungarn ein. III, IV, V, VI, voranschaulichen uns die Verwilderung der Sitten und die völlige Ermattung von Bürger und Bauer, ja selbst der Soldaten am Ende des furchtbaren Krieges in den lebhaftesten Farben. Die Mittheilung dieser sechs Lieder ist um so werthvoller, als uns aus jener Zeit nur wenige Soldatenlieder erhalten sind diese aber zu den frischesten der Gattung gehören mögen. Der von Hauptmann Strackerjan vorbereiteten Sammlung der Soldatenlieder ist mit den von Sailer herausgegebenen ein sehr schätzenswerther Beitrag geworden, von dem sich nur bedauern läßt, daß er in keinem österreichischen Journale Platz finden konnte.

---

* Der krainische Historiker P. von Radics hat die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts aus Krain verschwundene Bibliothek des Freiherrn von Valvasor wieder aufgefunden. In der interessanten Sammlung sollen nicht nur die Werke, aus denen der Freiherr seine „Ehre des Herzogthums Krain" zusammengestellt, sondern auch mehrere noch unedirte Manuskripte desselben und seine ganze Korrespondenz sich befinden.

---

* Von Gottfried Kinkel, der bekanntlich seit dem verunglückten „Nimrod" nichts Poetisches mehr hatte erscheinen lassen, wird ein erzählendes Gedicht: „Der Grobschmied von Antwerpen" erwartet.

---

* Soeben wurde das dritte Heft der „Mittheilungen des Vereines der Geschichte der Deutschen in Böhmen" herausgegeben. Es enthält von größeren Aufsätzen die Darstellung des Hainspacher Bauernaufstandes vom Jahre 1680 (nach Urkunden von Dr. Schlesinger), unter dem Titel „Was ist deutsch?", ein Fragment einer größeren Abhandlung von Prof. Höfler, und eine historische Skizze des „Lutherthums in Karbitz" von Prof. Scheinpflug. Die kleineren Mittheilungen werden durch eine Statistik der Frequenz der deutschen Volksschulen in Prag eröffnet. Von Interesse sind die literarischen Besprechungen, namentlich jene des Werkes von Gfrörer: „Gregor VII. und seine Zeit" und der „Geschichte des ostfränkischen Reiches" von Dümler, aus welchen Werken vorzüglich jene Partien betont werden, welche auf die böhmische Geschichte und insbesondere auf Streitfragen unserer heimischen Geschichtsforschung Bezug haben. So wird beispielsweise darauf aufmerksam gemacht, daß bei Gelegenheit der Ankunft Cyrills und Methuds

Digitized by Google

in Mähren der Mährerfürst selbst es aussprach, daß Mähren schon vor Ankunft der beiden Slavenapostel das Gesetz Christi beobachtet hatte und daß Swatopluk, nachdem er die deutschen Priester aus dem Lande vertrieben, später dasselbe mit den Schülern Methuds — 200 Geistlichen — that und dadurch selbst das von Methud begonnene Werk zerstörte. Bei Besprechung Gfrörers wird auf die Erobererlaufbahn, welche Herzog Břetislaw einschlug, Nachdruck gelegt, u. s. w. — Ein „Nekrologium" widmet den dahingeschiedenen Mitgliedern des deutsch-historischen Vereins einige kurze Gedächtnißworte. — Den Schluß des Heftes bilden Berichte über die Sektionssitzungen, geschäftliche Mittheilungen ꝛc. Aus letzteren ersehen wir, daß die Zahl der Mitglieder des deutsch-historischen Vereines bis zum 10. Februar auf 1773 gestiegen war.

V Dem künftigen Biographen Uhlands ist seit dessen Tode schätzbares Material in Masse zugeflossen. Wir wissen jetzt z. B. mit der größten Genauigkeit, an welchen Orten Wiens und des mehrmeiligen Umkreises Uhland geschwiegen hat; daß er im Jahre 1837 in Gesellschaft Friedrich Dischars und Ruge's in eine Pfütze fiel und beharrlich ablehnte, trockene Strümpfe und Stiefel anzulegen; daß er Heine's Romanze von der Tanne und der Palme „doch poetisch" fand, worüber sich Arnold Ruge noch heute nicht zufrieden geben kann, und dergleichen wichtige Dinge mehr. Auch die große Frage, ob Uhland das Wort „bediaduselt" erfunden habe, rückt ihrer Erledigung näher. Bald nach des Dichters Tode berichtete bekanntlich die „Kölnische Zeitung" ausführlichst, wie Uhland in einem Gespräch mit Auerbach sich über das Platen'sche „bediademt" moquirt und zum Hohne danach jenes „bediaduselt" gebildet habe. Gegen die Wahrheit der Anekdote erhoben sich sofort Zweifel, zumal da Uhland nicht jenes Theater-Schwäbisch gesprochen haben soll, welches ihm dort in den Mund gelegt wurde. Und bald erklärte auch Schöll in Weimar, daß an der Erzählung nur das Folgende unrichtig sei: erstens sei Auerbach gar nicht betheiligt gewesen, zweitens habe das Wort nicht bediaduselt sondern bediadampft gelautet, und drittens habe nicht Uhland sondern Schwab den Scherz gemacht. Aus einer langen Verwahrung Auerbachs geht nun als eigentlicher Uebelthäter Wolfgang Müller (genannt „von Königswinter) hervor, welcher die Geschichte von Auerbach hat, welcher sie wieder von Schwab, Kurtz, Schöll oder sonst Jemanden hörte. Dem „Poeten" Müller kam es natürlich auf eine handvoll Noten mehr oder weniger nicht an. Da die ungemein bedeutende literarische Fehde voraussichtlich noch lange in den Journalen spuken wird, mußten wir doch wenigstens von ihr Notiz nehmen.

V Wilkie Collins, gegenwärtig der beliebteste und am besten honorirte Erzähler Englands, hat seinen neuen Roman „No name" in Dickens Wochenblatt „All the year round" beendigt und zugleich eine Ausgabe in drei Bänden davon veranstaltet. Der Autor verwahrt sich gegen die Dramatisirung des Romans ohne seine Erlaubniß. Das Talent des Verfassers, dessen „woman in white" in alle Sprachen übersetzt wurde, dokumentirt sich auch in dieser neuen Arbeit. Den Vorwurf derselben bot jene Bestimmung des englischen Rechtes, welche uneheliche Kinder auch durch die nachträgliche Verheirathung der Eltern nicht legitimirt erscheinen läßt, und eine andere, nach welcher ein Testament außer Kraft tritt, sobald der Testator nachträglich sich verheirathet; und der Kampf eines jungen Mädchens um den Namen und das Erbe, welche ihr von dem Gesetze aberkannt werden, bilden den Inhalt der höchst spannenden Erzählung.

Digitized by Google

* Das Jänner-Heft des Westminster-Review bespricht unter der Rubrik „Zeitgenössische Literatur" verschiedene deutsche Werke. Große Anerkennung gewährt der Kritiker Döllingers „Kirche und Kirchen", Hupfelds Psalmen und Sprengers „Leben und die Lehre Mohammads". Knobels Handbuch zum alten Testament wird Hypothesenjagd, dem biblischen Commentar von Keil und Delitzsch Mangel an höherer Kritik vorgeworfen. Etwas spät kommen die Anempfehlungen von Hartwigs „Inseln des großen Oceans" und von dem dritten Bande der englischen Geschichte Leopold Ranke's. In der Kritik des letzten Werkes heißt es: „Ranke hat nicht immer Recht, allein es wird schwer sein, einen gründlicheren und unparteiischeren Ueberblick der großen englischen Revolution aufzufinden".

---

* Das lateinische Epos „Olivetum oder der Oelberg" von A. Gryphius, welches bisher als verloren angesehen ward, hat sich unter den Werken vorgefunden, welche aus der Meusebach'schen Bibliothek in die k. Bibliothek zu Berlin übergegangen sind. Fr. Strehlke hat das Epos ins Deutsche übersetzt und bei Böhlau in Weimar erscheinen lassen.

---

* Die vier ersten Bände der Tagebücher von K. H. Varnhagen von Ense erscheinen in zweiter unveränderter Auflage. Auch „die deutsche Geschichte für das deutsche Volk von Karl August Mayer, Professor in Mannheim" (2 Bände, Leipzig, Mayer), die zuerst 1857 erschien, erscheint in zweiter unveränderter Auflage. (D. Mus.)

---

* In einem alten Patrizierhause des badischen Unterrhein-Kreises wurde, wie die „Europa" schreibt, im vorigen Jahre ein kleines Bildchen aufgefunden, welches auf Leinwand gemalt, 7½ Zoll hoch und 1 Fuß 1 Linie breit ist, und Herkules mit der Omphale darstellt. Durch Kunstkenner ist dasselbe für einen echten Peter Paul Rubens erkannt und dafür die Summe von 500 Thalern geboten worden.

---

* (Uebersetzungsliteratur.) Das Trauerspiel: „Spartakus" von dem italienischen Dichter Hypolite d'Aste, welches bei dem dramatischen Konkurs zu Turin im Jahre 1861 den ersten Preis erhielt, ist von Philipp Heinrich Wolff in Berlin, dem Autor eines „Maccabäus", deutsch bearbeitet worden und soll demnächst an die Bühnen versendet werden.

Eine in Zürich weilende amerikanische Dichterin Mary H. C. Booth wird die Gedichte Uhlands in einer englischen Uebersetzung erscheinen lassen welche als sehr gelungen gerühmt wird. Auch die am Grabe Uhlands gesprochene Ode von Dr. Fischer aus Stuttgart wird in der Sammlung eine würdige Stelle einnehmen.

Digitized by Google

* (Slawische Literatur.) Bei J. S. Kober in Prag erschien ein Werkchen von Karl Jaromir Erben unter dem Titel: „Slovanská Čitanka“ (slawische Lesehalle); dieses Buch enthält 100 Nationalmärchen und slawische Erzählungen, aus dem Munde des Volkes geschöpft. 17 slawische Sprachen und Idiome sind darin vertreten. Freunden der slawischen Literatur sei dieses Werkchen bestens empfohlen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die literarische Thätigkeit des zu politischer Unthätigkeit verurtheilten Herrn Guizot ist seit Kurzem eine außerordentliche. Er hat seine vor dreißig Jahren publicirte Uebersetzung der Werke Shakespeare's neu herausgegeben, hierauf das Werk über William Pitt von Stanhope übersetzt und in vier Bänden unter dem Titel: „William Pitt et son temps“ veröffentlicht. Ferner erschien in einem Band unlängst: „Un projet de mariage royal par M. Guizot“. Hiermit ist die Reihe der Arbeiten des ehemaligen Ministerpräsidenten keineswegs geschlossen. Er gab im Jahre 1823 eine französische Uebersetzung des Gregor von Tours heraus, welche einen Band der: „Collection de mémoires relatifs à l'histoire de France“ bildete. Von diesem Buche erschien jetzt eine zweite Auflage unter dem Titel: „Histoire ecclésiastique des Francs; nouvelle édition entièrement revue et augmentée de la géographie de Grégoire de Tours et de Frédegaire par Alfred Jacobs.“ Der neue Herausgeber wird in einer kurzen Einleitung von Guizot als ein tüchtiger junger Archäologe und Geschichtsforscher empfohlen, dem das Buch wesentliche Verbesserungen und Zusätze verdanke.

Endlich erscheint von Guizot eine: „Histoire parlementaire de France“ als Beigabe zu den „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.“ Es ist dies eine vollständige Sammlung der französischen Kammerreden von 1819 bis 1848, die vier Bände umfassen wird. Der erste und zweite Band haben gerade die Presse verlassen.

Nachdem E. Littré eine Geschichte der französischen Sprache unlängst veröffentlicht, beginnt er jetzt die Herausgabe eines großen Wörterbuches unter dem Titel: „Dictionnaire de la langue française.“ Dasselbe wird alle im „Dictionnaire de l'académie“ vorkommenden und alle in den Wissenschaften, Künsten, Handwerken und im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Ausdrücke enthalten und über Ursprung, Geschichte, Bedeutung und verschiedene Formen der Wörter sehr genaue Aufklärung mit Sprachvergleichung bringen. Der in der wissenschaftlichen Welt so hochgeachtete Name des Verfassers bürgt dafür, daß es sich hier nicht um eine einfache Vermehrung der zahlreichen französischen Wörterbücher, sondern um etwas gediegenes Neues handelt. Das Werk ist um so willkommener, als das „Dictionnaire historique de l'académie française“, so wie das „Dictionnaire des beaux-arts“ beide vollständig ins Stocken gerathen zu sein scheinen.

Ob die Vermehrung der Geschichten der französischen Revolution ebenfalls ein Bedürfniß ist mag einstweilen dahingestellt bleiben. Herr Castille scheint jedenfalls dieser Ansicht zu sein, da von ihm so eben der erste Band einer „Histoire de la révolution“ erschien, der den Zeitraum von 1788 bis 1791 umfaßt. Ueberhaupt scheint Castille ein Sammelwerk über die Zeit von 1788 bis 1848 zu beabsichtigen, denn er spricht auf dem Titel auch von einer „Histoire de soixante ans“. Darunter können nur die drei Revolutionen, die „große“ von 1788 und die zwei „kleinen“ von 1830 und 1848 gemeint sein.

Digitized by Google

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Seit langer Zeit hat kein Buch eine solche Bewegung in England hervorgerufen als Kinglake's Werk über den Krim-Krieg und dessen Ursachen Die Zeitungen kommen immer wieder darauf zurück und das Publikum verschlingt es förmlich Es erschien unter dem Titel: „The invasion of the Crimea; its origine, and an account of its progress down to the death of Lord Raglan." Der erste und zweite Band reichen bis zur Schlacht an der Alma und in vier Bänden wird das Ganze vollständig sein. Ueber den Werth des Buches als Geschichte sind die Ansichten sehr getheilt da Kinglake jedenfalls parteiisch ist und in seinem Antagonismus gegen Napoleon III. sehr weit geht. Dagegen scheint man so ziemlich einig darüber, daß Anlage, Darstellung und Styl ihm einen hervorragenden Platz in der englischen Literatur anweisen Die Erforschung der geheimen Ursachen, Wendungen und Wandlungen der hohen Staatskunst der Ueberblick über das große politische Schachbrett, wenn er auch durch eine gefärbte Brille geht, die schneidende Schärfe des Urtheils, die mit Humor versetzte Rücksichtslosigkeit der Satyre — alles das sind Dinge, die auf einen weiten Leserkreis nachhaltig wirken müssen, wenn sie in so brillanter Form auftauchen, wie bei Kinglake. Da das Buch außerdem noch viel Neues über die jüngste Geschichte bringt und sich auf vertrauliche Mittheilungen hervorragender Persönlichkeiten stützt, so wird es bei einer künftig erscheinenden, wirklichen Geschichte der Verwicklungen unseres Welttheiles in den fünfziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts immerhin auch eine quellengeschichtliche Rolle spielen, obgleich der künftige Historiker diese Quelle mit Vorsicht benützen muß. Daß es in alle möglichen Sprachen übersetzt werden wird ist wohl ziemlich zweifellos.

Von dem berühmten Werke von Grote: „History of Greece" erschien eine zweite, sogenannte billige Ausgabe in acht Bänden. Sie kostet nur halb so viel als die erste; für kontinentale Verhältnisse erscheint der billige Preis von beinahe sechs Pfund Sterling aber immer noch sehr anständig.

Zu den vielen Geschichten der Schlacht bei Waterloo ist eine neue in einem sehr starken Bande hinzugekommen. Sie ist betitelt: „Waterloo: the downfall of the first Napoleon: a history of the campaign of 1815 by G. Hooper". Das Buch scheint theilweise durch die in den letzten Jahren aufgetauchten französischen Darstellungen von Charras, Thiers, Quinet uud Victor Hugo hervorgerufen. Nach längerer Pause wirft sich die Geschichtschreibung mit besonderer Vorliebe auf jenen großen Wendepunkt der Weltgeschicke.

—al— Allgemeine systematische Zeichenschule für Schulen, so wie zum Privat- und Selbstunterrichte Gezeichnet und lithographirt von Konrad Grefe, A. Becker, K. Pischinger, J. Novopacky und L Schön. Nicht dem Unternehmen, das in so bescheidener Form es auftritt, sich doch seinen Weg machen wird, sondern dem Publikum, welches zeichnen lehrt und lernt, glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir dasselbe auf diese Zeichenschule aufmerksam machen. Vielleicht ist kein Mangel an solchen Vorlagen, bei denen es auf das Nachmachen abgesehen ist, wohl aber unseres Wissens an solchen, an welchen man das Selbstzeichnen lernen kann, d. h. die uns mit dem Erlernten von den Vorlagen unabhängig machen, die den Formensinn in uns wecken und die Formen in der wirklichen Natur, denen die Schüler mit ihrer Kunst gewöhnlich rathlos gegenüberstehen, erkennen und nachbilden lehren. Das scheint uns, wenn wir recht verstehen die Aufgabe dieser „systematischen" Zeichenschule zu sein. Sie ist also nicht blos darin systematisch, daß sie vom Leichteren zum Schwierigeren aufsteigt, sondern daß sie die Formen in verschiedener Weise gibt, erst in einfacher

Digitized by Google

Kontour, um sie eben als Form im Großen vor das Auge treten zu lassen, sodann leicht schattirt und drittens auch in malerischer Auffassung und Behandlung. So beginnen die Anfangsübungen zum Landschaftszeichnen mit Kontouren einzelner Baum- und Pflanzenblätter in Naturgröße, nebst Zweigen von Bäumen und Pflanzen, die dann in leichter Schattirung wiederkehren. Dann finden wir verschiedene Reduktionen derselben oder ähnlicher Gegenstände von ihrer Naturgröße auf die Hälfte, ein Viertel u. s. w., sowohl in den Umrissen entworfen als auch schattirt. Von hier schreiten wir dann zu einzelnen Baumtheilen belaubten Zweigen, Stämmen von verschiedenen Arten vor, die in gleicher Weise kontourirt und schattirt oder malerisch behandelt sind. Ihnen folgen kleinere Landschaften, bei denen dasselbe System vom ersten Entwurfe an bis zu einer mit Weiß erhöhten Schattirung eingehalten ist. Von den uns vorliegenden dreißig Heften sind die zehn ersten mit diesen Uebungsblättern für die Landschaft angefüllt, sämmtlich gezeichnet von K. Grefe.

Die nächstfolgende Reihe von (zunächst) vier Heften gibt die Elemente des Kopfzeichnens ganz nach dem gleichen System in nebeneinander gestellten kontourirten und schattirten Gegenständen. Es sind einzelne Theile des Gesichtes Augen, Nasen u. s. w. Profile und ganze Köpfe, en face wie im Profil. Sie sind von Adolf Becker durchaus streng, richtig und sicher und so gezeichnet, daß auch der Schüler beim Selbstunterricht über das Nachzeichnen nicht in Verlegenheit kommt. Die Hefte fünfzehn bis achtzehn enthalten Thiere, wieder nach dem gleichen System von Pischinger und Novopacky ausgeführt. Auch Heft dreißig enthält Kühe von Novopacky. Die Hefte neunzehn bis dreiundzwanzig geben die Elemente des Ornamentzeichnens, ausgeführt von Lorenz Schön. Auf diese Hefte glauben wir noch besonders aufmerksam machen zu müssen, weil bei dem gegenwärtigen Aufstreben des Kunstgewerbes das Bedürfniß nach Vorlagen, die eine richtige Anleitung geben und durch ihre systematische Konsequenz wie nothwendig zum Selbstschaffen führen müssen, am leichtesten in Verlegenheit kommen mag. In dem folgerichtigen Aufsteigen von einfach geometrischen Körperformen zu komplizirteren, vom strengen zum freieren und stylvollen Ornament, erkennt man den erfahrenen Lehrer und Künstler zugleich. In den folgenden Heften finden wir wieder das landschaftliche Element mit ganzen Bäumen, malerischen Pflanzengruppen, Vorgründen und Landschaften vertreten.

Können wir unsererseits dieses Unternehmen um seiner Trefflichkeit und Zweckmäßigkeit willen empfehlen, so empfiehlt es sich selbst noch durch die äußerste Billigkeit, denn das Heft von sechs Blättern, welches auch einzeln zu haben ist, kostet nur dreißig Kreuzer.

An diese allgemeine Zeichenschule schließt sich noch in kleinerem Format, aber in engem Zusammenhang damit und in gleichem System gehalten, „Der kleine Blumenzeichner" von K. Grefe an, wovon uns (bis jetzt) zehn Hefte vorliegen. Was wir von der Zeichenschule gesagt haben, gilt ebenso vom „Blumenzeichner".

---

* Das Februar-Heft der Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale bringt folgende Aufsätze: Die Breslauer Sculpturen am Ende des 15. und zum Anfang des 16. Jahrhunderts, von Wilhelm Weingärtner; der romanische Speisekelch sammt Patene im Schatze des Stiftes St. Peter in Salzburg; die Baudenkmale zu Mühlhausen (Milevsko) in Böhmen, von Dr. Erasmus Wocel und Beiträge zur mittelalterlichen Sphragistik, von Karl von Sava.

Digitized by Google

* (Ueber Beleuchtung und Ventilation der Theater.) Ein in London schon seit ein paar Jahren durchgeführtes Erleuchtungs- und Ventilations-System ist jüngst in noch erhöhterem Maße in Paris ausgebildet und zwar bei den beiden erst in diesem Sommer vollendeten neuen Theatern, dem Théâtre Impérial du Châtelet und dem Théâtre de la Gaîté; beide im August des verflossenen Jahres eröffnet. Wir theilen des großen praktischen Interesses halber aus Wiecks trefflicher „Illustrirten Gewerbezeitung", dasjenige mit, was sich auf die beiden Theater bezieht.

Das erstgenannte dieser Theater ist das ältere und fast ausschließlich durch ein in der Decke angebrachtes Sonnenlicht erleuchtet. Die Gasflammen desselben bilden, indem sie drei kreisrunden Gasröhren entströmen, die so übereinandergelegt sind, daß die unterste größer als die darüberliegende und die wiederum größer als die oberste ist, eine Pyramide, deren Gesammtlicht heruntergeworfen, von einem über ihr hängenden, inwendig weißlackirten Schirm von Eisenblech und durch eine darunter liegende flache Kuppel von matt geschliffenem gemustertem Glase fallend, ein Sonnenlicht von bedeutender Wirkung ergibt. Genannte Glaskuppel, deren Gerippe von Eisen ist, bildet gleichzeitig das Centrum der den ganzen Zuschauerraum überspannenden, ebenfalls eisernen flachen Kuppel und schließt sonach alle durch die Flammen erzeugte Hitze von diesem ab. Andererseits wird selbige durch eine zweite über der Peripherie der ersteren im Dachboden sich erhebende, massiv eiserne Kuppel in ihrer Ausdehnung derart beschränkt, daß alle erwärmte Luft nur durch einen oben auf der Kuppel angebrachten und über das Dach hinausreichenden, schornsteinartigen Aufsatz entweichen kann. Gleichzeitig führen eine Menge Luftkanäle, die am Fuß des zwischen beiden Kuppeln führenden Raumes münden, fortwährend andere Luft aus dem Theater zu, wodurch in diesem selbst eine stets lebhafte Ventilation hervorgerufen wird.

Die Aufnahmeöffnungen dieser Kanäle sind im Zuschauerraume theils im Fußboden des Parquets, theils in den Brüstungen der Logen und Galerien angebracht, welche zu diesem Zweck von Eisenblech, hohl und an den Außenflächen mit durchbrochenen Verzierungen konstruirt sind, so daß keine Zugluft die Zuschauer treffen und belästigen kann. Der Feuersgefahr wegen wird, wenn das Theater geschlossen ist der Zuschauerraum von der Bühne durch ein Drahtnetz getrennt; auch hier sind alle Galerien und Treppen sowie die Schnürböden von Eisen konstruirt. Die Lampen am Orchester zur Erhellung der Bühne sind in eisernen, nach einer Seite mit Glas geschlossenen Kästen angebracht, so daß die strahlende Hitze die auf der Bühne agirenden Personen nicht treffen kann und somit auch die Tänzerinnen vor dem Anbrennen leichter Kleidungen geschützt sind. Der Grundriß des Theaters ist im Allgemeinen so arrangirt, daß hinter der Bühne sich ein Hof befindet, von welchem aus auf einer Rampe Pferde zur Bühne gebracht werden können, und welcher dabei noch die besondere Bestimmung hat, in ihm eine großartige Gaserleuchtung zu arrangiren und Feuerwerke abzubrennen.

Das zweite, vier Wochen später eröffnete Theater ist das in der Beleuchtung noch reicher ausgestattete Théâtre de la Gaîté, denn wie das eben beschriebene Theater nur durch ein Sonnenlicht beleuchtet wird, sind deren hier eine ganze Anzahl in der vielfach durchbrochenen Decke angebracht. Im Centrum gibt in einer Oeffnung von circa 15 Fuß Durchmesser ein Sonnenlicht von beiläufig 250 Flammen die hauptsächlichste Beleuchtung. Um dieses im Kreise sind sodann 8 Nebenöffnungen von 3 Fuß Durchmesser mit je 36 Flammen, und über der Wölbung noch 16 Oeffnungen, von denen die 8 größeren je 60, die anderen je 40 Flammen zählen, angebracht, wonach sich eine Gesammtsumme von 1338 Flammen ergiebt. Rechnet man für den Konsum einer Flamme per Stunde $2\frac{1}{2}$ Kubikfuß Gas, und 1000 Kubikfuß Gas zu dem Preise von $2\frac{1}{3}$ Thaler, so kostet mithin die Beleuchtung des Zuschauerraumes in diesem Theater $7\frac{1}{9}$

Digitized by Google

Thaler für die Stunde und für einen Abend von dreistündiger Spielzeit 23 1/3 Thaler. Eine Extrabeleuchtung des Orchesters, wie der weit vorspringenden Ränge ist hier nicht nothwendig. Die einzelnen Sonnenlichter sowie die Ventilation sind nach demselben System wie im Théâtre Impérial du Châtelet angeordnet.

Die Vorzüge dieser Beleuchtung vor jeder anderen bisher angewandten bestehen nach dem Vorhergehenden in Kürze also darin, das die einen Raum erleuchtenden Flammen, indem sie außerhalb desselben angebracht sind keine lästige Wärme erzeugen können, und daß diese vielmehr dazu nutzbar wird, den Raum in welchem sie erzeugt wird, zu einem wirkungsvollen Ventilator für das ganze Gebäude zu machen. Da sie noch überdies wie bei einer Anlage in Doppelfenstern, auch die größere Billigkeit für sich hat, dürfte sie also nicht allein in Theatern, sondern für alle größeren öffentlichen Räume, wie denn auch besonders in Kirchen sehr zu empfehlen sein. Die große Feuersicherheit und die in solcher Vollkommenheit auf andere Weise nur sehr schwer herzustellende Ventilation macht sie für Theater fernerhin sogar unentbehrlich.

---

* Alte byzantinische Gemälde, noch aus dem 10. und 11. Jahrhundert stammend, sind in der Basilika von San Lorenzo fuori le mura zu Rom entdeckt worden. In der Mitte ist die Madonna zu sehen, ihr zur Rechten befinden sich die Heiligen: San Lorenzo, Sisto, Cosmo und Damiano, den Namen eines fünften kann man nicht mehr lesen, während zur Linken die h. Agatha, Lucia, Agnese, Cäcilia und Eugenia angebracht sind. Der Papst läßt diese uralten Bildwerke kopiren.

---

* Rudolf Weigel in Leipzig wird im März die Sammlungen des verstorbenen Dr. Wilhelm Crusius versteigern. Der Katalog weist eine bedeutende Menge von Kupferstichen und Bilderwerken auf. — Die Gemäldesammlung des Dr. Lucaeus in Heidelberg soll wegen Uebersiedlung des Besitzers an einen andern Ort im Laufe des Sommers zur Auktion kommen. Vertreten sind Lessing, Julius und Karl Hübner, Theodor Hildebrandt, Schrödter, A. Riedel, Maes, Quaglio u. A.

---

* Eine Anzahl angesehener Männer in Braunschweig, an deren Spitze der Staatsminister von Campe steht, hat einen Aufruf zu Beiträgen erlassen, von welchen den beiden Herzogen Karl Wilhelm Ferdinand — schwer verwundet auf dem Schlachtfelde von Auerstädt — und Friedrich Wilhelm — geblieben als Führer der schwarzen Schaar zu Quatrebras — würdige Monumente in Braunschweig errichtet werden sollen.

Nekrolog.

Thomas Benedetti.

Mit dem Tode Benedetti's schließt sich die lange Reihe jener Kupferstecher, welche Wien zu einem Hauptsitze der deutschen Chalkographie machten. Schmutzer, Ponheimer, Piringer, Kininger, Rahl Vater, Blaschke, Stöber Vater und Sohn, Steinmüller, Agricola, John, sie Alle sind dahin, und nun steigt auch Benedetti ins Grab.

Thomas Benedetti wurde am 1. Mai 1795 zu London von italienischen Eltern geboren, gehört aber seiner künstlerischen Wirksamkeit nach unserem Wien an. Die Familie Benedetti's war seit langen Jahren eine Künstlerfamilie. Giuseppe Benedetti geboren 1707, Ignazio Benedetti um 1750, Michele Benedetti, geboren 1745, waren bekannte Kupferstecher.

Digitized by Google

Der zuletzt Genannte (gestorben zu Wien 1810), Vater unseres Thomas, war seinerzeit einer der thätigsten Gehülfen des berühmten Stechers in punktirter Manier Franz Bartolozzi, der ein halbes Jahrhundert lang von London aus den chalkographischen Markt beherrschte und sich durch fabriksmäßige Thätigkeit ein großes Vermögen erwarb. Thomas Benedetti kam schon in einem Alter von fünf Jahren nach Wien und wurde Adoptivsohn und nachmaliger Erbe des berühmten Augenarztes Barth, der auch seine künstlerische Erziehung leitete. Außer einer Reise nach Rom und Neapel in Begleitung des Direktors Steinbüchel (vom k. k. Münz- und Antikenkabinet) ausgeführt, bietet das Leben unseres Benedetti wenig äußere Abwechslung. Desto interessanter ist seine Thätigkeit als ausübender Künstler. Er stach eine große Anzahl von Platten, theils historischen, theils genreartigen Inhaltes, am liebsten aber Portraits. Von den heiligen Sujets sind die bekanntesten die Nachbildungen der Titian'schen Bilder im Belvedere: „Die Ehebrecherin", „die Grablegung" und seine letzte Arbeit: der wundervolle „Madonnenkopf Titians", den Direktor Engert so meisterhaft restaurirt hat; sie sind jedem Kunstfreund bekannte Stiche. Benedetti's Stärke war aber das Portrait. Das herrliche Bild van Dyks in der Belvederegalerie: „Maria Ruthven, zweite Gemahlin van Dyks", ist sein Hauptblatt; Kaiser Franz I. nach Amerling, Erzherzog Karl nach Kriehuber, Herzog von Reichstadt Daffingers Miniatur, Fürst Metternich nach Molteni, Hofrath Hammer nach Lawrence, Abbé Dobrowsky und Ekdlik, Baron Hormayer, Dr. Barth, der Abt von St. Florian, Sinclair, die 101jährige Barbara Zellin u. s. w. sind elegant und gefällig gestochene Blätter Benedetti's. Seine Arbeiten werden immer in den historischen Sammlungen für vervielfältigende Kunst eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Thomas Benedetti, welcher in sehr guten Verhältnissen lebte, starb am 16. Februar nach langem und schwerem Leiden im 68. Lebensjahre und wurde auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe zur Erde bestattet. (Oesterr. Ztg.)

Sitzungsberichte.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 10. Februar 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Eduard Pechmann führte den Vorsitz.

Herr Prof. Emerich Homoky wurde zum ordentlichen Mitgliede gewählt.

Der Sekretär Herr k. k. Bergrath F. Foetterle begrüßte den in der Versammlung anwesenden Herrn Giovanni Miani, der sich seit einigen Tagen in Wien befindet und dem es während seines vierzehnjährigen Aufenthaltes am oberen Nil bei seinen letzten in den Jahren 1859 und 1860 unternommenen Reisen von Gondokono aus gelungen ist, den weißen Nil aufwärts bis an den zweiten Grad nördlicher Breite vorzudringen. Durch den Tod des Vizekönigs Said Pascha ist Herrn Miani die Absicht vereitelt worden, abermals eine neue Expedition in jene Gegenden zu unternehmen, um bis an den Ursprung des weißen Nil zu gelangen, und sein gegenwärtiger Aufenthalt in Europa hat das Zustandebringen von geeigneten Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes zum Ziele. Indem Herr Foetterle Herrn Miani beglückwünschte, daß es ihm beschieden war, bisher allen Gefahren, die mit diesen Reisen verbunden sind, glücklich zu entgehen, drückte er den Wunsch aus, daß es ihm auch gelingen möge, seinen Zweck vollständig zu erreichen. Herr Foetterle legte zugleich zwei Karten vor, welche Herr Miani der Gesellschaft als Geschenk überreichte. Die von ihm verfaßte größere Karte des Nilbeckens stellt die in jenen Gebieten bis zum Jahre 1858 erzielten Erforschungsresultate dar, während eine kleinere, von Malte Brun im Jahre 1861 zusammengestellt, das Vordringen Miani's bis zum zweiten Grade ersichtlich macht.

Unter den eingegangenen Druckschriften erwähnte der Sekretär insbesondere den von dem Schulbücherverlag herausgegebenen „Schulatlas", der der Gesellschaft von dem hohen k. k. Staatsministerium zugesendet wurde, in welchem eine größere Anzahl von Blättern nach dem jetzigen Standpunkte theils rektifizirt, theils ganz neu angefertigt

Digitized by Google

sind, und einer kleinen Manuskriptskarte mit der rektifizirten Ausdehnung der zum deutschen Bundesgebiete gehörigen Herzogthümer Auschwitz und Zator von Herrn Prof. Simony; ferner den dritten Band des Reisewerkes über die Expedition der k. k. Fregatte „Novara" in englischer Uebersetzung von Herrn Dr. K. R. von Scherzer; endlich machte der Sekretär aus den eingesendeten geographischen Werken einige kurze Mittheilungen.

Herr k. k. Ministerialkonzipist Dr. J. R. Lorenz sprach über die Bedeutung der nunmehr vom hohen k. k. Staatsministerium herausgegebenen Donaukarte für die Schifffahrt. Er unterschied zuerst Schifferkarten und Schifffahrtskarten; wies nach, daß die ersteren für die Donau, so weit sie wenigstens in Oesterreich fließt, nicht praktisch ausführbar und anwendbar wären, daß hingegen eine Karte der letzteren Art für Schifffahrtsunternehmungen und Hydrotechniker von großer Wichtigkeit sei. Die vorliegende Donaukarte sei allerdings darnach angelegt, eine Schifffahrtskarte zu werden; aber sie werde diesem Zwecke nur unter der Bedingung entsprechen, daß sie in angemessenen Zeiträumen nach den inzwischen vorgegangenen Veränderungen des Flußbettes korrigirt erscheine, wie es schon ursprünglich vom Herrn General-Oberkriegskommissär Streffleur beantragt gewesen. Wie großartig und rasch in den meisten Alluvial-Weilungen bis gegen Gönyö abwärts die Veränderungen seien, wird durch zahlreiche Beispiele nachgewiesen und gezeigt, daß für alle solche Strecken die Donaukarte nicht, wie ihr Maßstab es mit sich brächte, eine Plankarte, sondern eine Charakterkarte sei, als solche aber für die Schifffahrt minder nutzbar werde. Dieser in der Natur der Sache gelegene Mangel sollte eben durch eine regelmäßige Evidenzhaltung, und zwar nicht zunächst vom Standpunkte des Bauwesens, sondern vom Standpunkte der Schifffahrt aus behoben werden, und zwar in der Richtung, daß: 1. die für die Schifffahrt wesentlichen Veränderungen in der Vertheilung von Wasser und Land, im Schuttmateriale, Gefälle, Geschwindigkeit u. s. w. eingezeichnet und veröffentlicht; 2. hiermit auch Studien über die Gesetze der Veränderungen in den verschiedenen von einander sehr charakteristisch abweichenden Flußstrecken angestellt, und 3. dadurch auch sicherere Grundlagen für die Regulirung und Stetigung des Fahrwassers gewonnen werden. Nachdem noch in Kurzem sowohl die Nothwendigkeit als auch die Ausführbarkeit von praktisch nutzbaren Studien über die Voraussicht der Flußveränderungen (Wasserprophezieen) besprochen worden, wurde schließlich in Betreff der typographischen Herstellung korrigirter Donaukarten bemerkt, daß es verhältnißmäßig wenige Blätter, und in jedem Blatte nur kleine Streifen und Flecken seien, welche zu korrigiren wären, und daß durch Umdruck auf lithographische Steine das wohlfeilste und praktischeste Mittel dazu gegeben wäre.

Herr Viktor Graf von Wimpffen gab eine Schilderung der Kapstadt, die er während des einmonatlichen Aufenthaltes der k. k. Korvette „Karoline" im Jahre 1857/58 kennen gelernt hatte, so wie eine historische Skizze der Entwicklung dieser Kolonie seit der Entdeckung des Kap. Die Stadt zählt gegenwärtig bei 25.000 Einwohner, zum größten Theile Holländer, und hat mehrere wissenschaftliche Anstalten nebst dem Sitze des Generalgouverneurs und der beiden Kammern. An der Grenze des Kaffernlandes ist die in Folge des orientalischen Krieges errichtete brittisch-deutsche Kolonie angesiedelt, und bildet in den Distrikten Brittish-Kaffraria und Victoria eine rasch aufblühende Militärkolonie, nach Art der österreichischen Militärgrenze organisirt. Bei Schilderung der Umgebungen der Kapstadt erwähnte Herr Graf von Wimpffen eines sehr lohnenden, jedoch höchst beschwerlichen Ausfluges nach dem Tafelberge, ferner nach dem durch seinen köstlichen Constantia-Wein berühmt gewordenen Orte Constantia und nach der Simons-Bai, dem Kriegshafen der Kolonie, nachdem kein englisches Kriegsschiff in der Tafelbai zu ankern befugt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Karl Kreil.

Eine biographische Skizze.

I.

Der talentvolle Professor der Physik an der Wiener Universität J. Grailich machte in seinen letzten Lebensjahren die gedruckten Werke von Direktor Kreil zum Gegenstande spezieller Studien, um aus ihnen die große Bedeutung dieses Mannes für die Wissenschaft darzulegen; er that es, ohne näher mit ihm bekannt zu sein, in der Absicht, daß damit eine alte Schuld der öffentlichen Anerkennung abgetragen werden sollte. Der Tod aber nahm den Einen wie den Anderen hinweg. Wir hoffen, daß in der Folge ein „auf der Höhe der Wissenschaft stehender" Fachgelehrter die begonnene Arbeit Grailichs aufnehmen und glücklicher zu Ende führen werde. Wenn wir es nun unternehmen, in diesen Blättern die Hauptmomente aus dem Leben und Wirken Kreils in ihrem Zusammenhange darzulegen, ohne mit dem Gebiete desselben innig vertraut zu sein, so geschieht es aus mehreren Gründen Es war uns durch längere Zeit vergönnt, das Familienleben des Verstorbenen zu theilen, in sein Wesen und sein Leben einen tieferen Blick zu werfen; auch wurden uns nach seinem Tode in liberalster Weise dessen Privatpapiere zur Benützung mitgetheilt, aus denen wir eine freilich sehr dürftige autobiographische Skizze, die bis zum Jahre 1845 reicht, dann die Briefe seiner Geschwister und die sehr wichtigen und vielen der namhaftesten Gelehrten des In- und Auslandes, ferner die Konzepte vieler *seiner* Briefe hervorheben. Dadurch in den Stand gesetzt, von seinem einfachen Leben eine schlichte Uebersicht zu schreiben, glauben wir, indem wir sie mittheilen, Jenen willkommen zu sein, die dem Verstorbenen ihre Theilnahme geschenkt haben, vielleicht auch Jenen, die sich in der Lage finden werden, eingehendere Studien über die Bedeutung zu machen, welche seiner Thätigkeit für die Entwicklung der jungen Wissenschaften des Erdmagnetismus und der Meteorologie, sowie für deren Pflege in Oesterreich wird zuerkannt werden müssen.

Kreil wurde am 4. November 1798 zu Ried in Oberösterreich geboren; sein Vater Franz Sales war bei dem k. k. Kreisamte in diesem Orte als Kommissär in Schulangelegenheiten angestellt. Da an dem genannten Tage — dem Festtage des h. Carolus Borromäus — Erzherzog Karl von Oesterreich auf seiner Reise in das Lager der deutschen Armee (zu Friedberg in Baiern) durch den Ort ging, war es für den kernigen Patriotismus von Kreils Vater eine ausgemachte Sache, daß sein jüngstes Söhnchen auf den Namen dieses ruhmreichen Feldherrn getauft

Digitized by Google

werden sollte; so geschah es auch. Es war ein ruhiges, gemüthliches Familienleben, in welches die ältesten Erinnerungen Kreils zurückreichten, obwohl der beschränkte Hausstand den Vater der zahlreichen Familie zu genauer Ordnung zwang und das Zusammenwirken aller Glieder derselben erforderte. Sie stammte aus dem Bauernstande, noch der Großvater unseres Kreil war der rechtschaffene und fleißige Bauer auf dem „Kreil-Gute" in Hantenberg bei St. Georgen am Vielmannsberge im Innviertel. In der Familie seines Sohnes lebte die fromme und ehrliche Einfachheit der Voreltern fort; das lebhafte Interesse für den Landbau, für die Witterung, und eine gewisse Ehrfurcht für die Segnungen des Ackerbodens, dann die Freude und den offenen aufmerksamen Sinn für die Natur und die Ergebnisse in derselben mochte der kleine Knabe aus den überlieferten Anschauungen der Familie in sich aufgenommen haben. Auch war das Leben in jenem Orte mehr ein ländliches zu nennen. Das Gedeihen der Frucht in den getreide- und obstreichen Fluren, die damit verbundene regelmäßige und erfolgreiche Arbeit der Menschen, der Zusammenhang derselben mit den Erscheinungen des Himmels, endlich die kluge Ordnung im Innern des Hauses waren die ersten und haftendsten Eindrücke seiner Kindheit, die fort und fort wirkten und ihn in der späteren Periode seines Strebens wieder in ihr Gebiet zurückzogen. Den ersten Unterricht erhielt er in der Hauptschule zu Ried und nachdem sein Vater als Kreiskommissär nach Wels versetzt worden war (1808), in der Hauptschule dieses Ortes. In jenes Jahr fällt die erste seiner Wanderungen, die er späterhin so oft unternahm, um die gepriesenen Schönheiten der Natur kennen zu lernen. Er mochte nämlich viel von dem ziemlich entfernten Traunfalle reden gehört haben; eines schönen Sommertages zog der kleine Kreil ohne Kenntniß des Weges und ohne Vorwissen der Eltern den Fluß entlang aufwärts, bis er vor dem schönen Schauspiele stand. Der Aufenthalt in der freien Natur, besonders Wanderungen, waren ihm das liebste; auch in den Ferien und späterhin bei seinen Reisen hing er dieser Neigung häufig nach.

Den heranwachsenden Jüngling nahm die alte Bildungsschule von Biedermännern, das k. Konvikt zu Kremsmünster auf (1810 bis 1819), in welchem er einen Freiplatz erhielt (1812). Dies war für sein Leben ein entscheidendes Ereigniß, da ihn sonst die kargen Mittel des Vaters in eine untergeordnete Laufbahn gedrängt haben würden. Im Konvikte machte er die sechsjährigen Gymnasial- (bis 1816) und die dreijährigen Lycealstudien, die sogenannten philosophischen (bis 1819); die Aufgaben, welche hier seiner warteten, gaben dem reifenden Geiste Gelegenheit, sich in seiner Eigenthümlichkeit zu zeigen, und in der That finden wir zwei Eigenschaften hervortreten, die weiterhin für sein ganzes Leben die Grundpfeiler seiner Leistungen geblieben sind und uns erklärlich machen, wie er den Muth bekam seinen späteren Arbeiten den kolossalen Umfang zu geben, in welchem sie sich ausbreiteten. Da zeigte sich erstlich eine große Sparsamkeit mit der Zeit, die er durch Einhaltung einer genauen Ordnung und Regelmäßigkeit verlängern zu können schien. Dann war das darauf begründete ruhige, gleichmäßige, unermüdliche Fortarbeiten, das so vielfach die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und das Staunen seiner Genossen

Digitized by Google

erregte. Darin ließ er sich durch nichts irre machen, er blieb unwandelbar fest darauf bestehen von seinen frühesten bis ins letzte Jahr seines Lebens; es sprach sich darin die große Kraft des Willens aus, die ihm in reichem Maße angeboren war und die er fortwährend ausbildete. Er hat sich daher nie „überstudirt" oder sich für die außer seinem Kreise liegenden Dinge abgestumpft, vielmehr hat er die Frische und Heiterkeit seines Geistes bewahrt, ohne Eintönigkeit über immer neue Erfahrungen und Kenntnisse sich verbreitend, die er wie innere Erlebnisse in den Geist und das Gemüth aufnahm. Er hat daher auch mit Leichtigkeit seine Studien bewältigt, so daß er den ersten Platz unter den Genossen, welchen ihm sein vielverehrter Lehrer P. Wilhelm Eder in der untersten Klasse „weitaus" zuerkannte („facile primus factus", heißt es im Zeugnisse), fort und fort beibehielt und in seinen Zeugnissen durchweg Eminenzen stehen. Er übte nebenher die Dichtkunst, die Musik, besonders das Flötenspiel, ebenso das Zeichnen, fremde Sprachen und die Literatur. Da waren es namentlich die altgriechischen und altdeutschen Heldenlieder, in denen ihm der Kampf großartig angelegter Charaktere, die unverfälschte Gewalt ihrer Erscheinungen neben den vielen eingestreuten zarten Zügen der Liebe und Freundschaft besonders zusagten; unter den Prosaikern liebte er zumeist jene, deren Schriften recht unmittelbar in das Leben ihrer Zeit einführten. Aber am liebsten hing er dem Studium der Naturwissenschaften nach; in ihm fand er die Erklärungen für die Beobachtungen auf seinen Spaziergängen, die ersten Eindrücke seiner Kindheit fanden hier neue Nahrung. Die Konsequenz in der Ordnung der Natur stimmte mit jener seines eigenen Wesens überein; so ging auch ihr Studium recht in Fleisch und Blut über; er studirte selbstständig, lebendig und vom Grund aus individuell gestaltend das, was er aufgenommen hatte. Es ist daher begreiflich, daß der Physiker der Abtei P. Bonifazius Schwarzenbrunner ihn in mancher Beziehung auszeichnete; jener war selbst dem Studium der Astronomie so sehr ergeben, daß er dadurch eine Gehirnkrankheit sich zuzog und über die Unmöglichkeit ein förderliches Instrument zu erhalten, was ihm wegen zu großer Kosten abgeschlagen wurde, in Irrsinn verfiel und starb (1830) Dieser gelehrte Mann, scheint es, hat an der wissenschaftlichen Entwicklung Kreils einen großen Antheil. Er zog ihn zu seinen astronomischen Beobachtungen bei, ließ ihn an der einer Sonnenfinsterniß theilnehmen und Zeichnungen ausführen, die in sein Fach einschlugen. Auch wurden in dem Stifte schon seit 1762 meteorologische Beobachtungen gemacht, die Kreil gleichfalls kennen lernte und mit Interesse verfolgte. So war der „mathematische Thurm" in Kremsmünster die Stätte, an welcher er zuerst in jenen Fächern arbeitete, in denen er später den Beruf seines Lebens erkannte.

Noch eines Zuges müssen wir gedenken, den die Benediktiner von Kremsmünster in ihm herausgebildet haben. Der innige kameradschaftliche Sinn, der bei der Jugend Oberösterreichs als ein spezifisches Merkmal der „Kremsmünsterer Studenten" galt, fand in seinem tiefen und duldsamen Gemüthe einen guten Boden. Wie ihm früher in der Familie wegen seiner stillen und treuen Anhänglichkeit die Liebe Aller zu Theil wurde, so folgte ihm jetzt in dem größeren Kreise gleich-

Digitized by Google

gesinnter Genossen die Achtung Aller. Im Zusammenleben der Konviktisten ergaben sich manche Fälle, in denen seine ruhige Festigkeit und aufrichtige Theilnahme wohlthat; der schlichte Student gab sich trotz der großen Eindrücke und Gedanken, die er hegte, ungeachtet der erfahrenen Auszeichnungen geradehin so wie er war, ohne Blendwerk, treu und echt; er wurde auch das thatkräftige, einigende Glied einer freundschaftlichen Verbindung, deren Fäden in diese Zeit zurücklaufen und die sich weit über die Jugend hinaus erhielt.

So einfach und gewöhnlich das Studentenleben innerhalb der Klostermauern scheinen mochte, für Kreil schloß mit dem Austritte aus denselben eine schöne reiche Periode ab, voll von Erinnerungen an die kleinen Anfänge, die er als schüchterner Knabe in die Camerata mitgebracht, die er hier Jahr um Jahr mehr ausgebildet hatte mit dem Vorsatze, einmal etwas Tüchtiges für das gemeine Wohl zu leisten; denn, schreibt er in einem Briefe aus jener Zeit, „das sei vom Nord- bis zum Südpol des Mannes Pflicht". Das Kloster entließ im Jahre 1819 den liebgewordenen Zögling mit dem Rufe eines kenntnißreichen, vortrefflichen jungen Mannes. Der Abschied ergriff seine ganze Seele; die Abtei, sagte er in einem späteren Briefe, sei ihm eine ganze Welt gewesen, so sehr, daß ihm darüber die Heimath fast fremd wurde, und eine trockene Aufzählung der wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, die sich in seinem Nachlasse fand, unterbricht er an zwei Stellen mit dem Ausdrucke eines warmen lebhaften Gefühles; die eine ist dem Aufenthalte in Kremsmünster gewidmet, „an den ich mich", heißt es, „noch immer mit dem Gefühle einer gewissen Sehnsucht erinnere, das eine angenehm und ruhig verlebte Jugendzeit zurückläßt". Auch in der Abtei blieb die Erinnerung an ihn lange Zeit hindurch wach; es war ihr Stolz, als sein Name durch die magnetischen Forschungen einen weitverbreiteten Ruf erhielt, daß er in ihren Hallen die ersten Grundlagen seiner wissenschaftlichen Ausbildung erfahren habe. Kreil besuchte das Stift in den letzten Ferien noch oft und gerne.

Inzwischen war die Verordnung herausgekommen, daß den Konviktisten, wenn sie sich juridischen oder medizinischen Studien widmen würden, der zum Lebensunterhalte nöthige Betrag als Stipendium auf die Hand ausgezahlt werden dürfe. Dieser Umstand nöthigte Kreil, sich an der juridischen Fakultät in Wien immatrikuliren zu lassen. Er hörte die obligaten Fächer, darunter das römische und Kirchenrecht von Dolliner, das Lehenrecht von Wagner, die politischen Wissenschaften von Kudler u. s. f. Der Wunsch seiner besorgten alten Mutter „Gott führe Dich unter gute und liebevolle Menschen" oder „Gott segne Dich, lieber Sohn und lasse Dich immer in Weisheit und Liebe unter guten Menschen wandeln, wo Friede und Sanftmuth herrscht", war schon im Jahre 1821 in Erfüllung gegangen, indem Kreil damals als Erzieher in das Haus des Hofrathes der k. k. Staatskanzlei (jetzt geheimen und Staatsrathes) Freiherrn von Lebzeltern kam. Die zweite Stelle, von der wir oben sagten, daß er mit ihr den trockenen erzählenden Ton in der kleinen Autobiographie mit einem wärmeren unterbrochen habe, gilt „diesem Ehrenmanne, dem ich", heißt es dort, „für die väterliche Liebe und Theilnahme,

Digitized by Google

die er mir während und noch lange nach dieser Periode erwies, mein ganzes Leben hindurch dankbar sein werde". Durch acht Jahre blieb er in dessen Hause; es war hier wohl die gegenseitige aufrichtige Hochachtung, welche ein freundliches Verhältniß begründete. Seine ruhige Festigkeit, die Klarheit des Geistes, die Milde und Heiterkeit seiner hochgebildeten, aber einfachen und starken Seele gewann ihm die Gemüther der Zöglinge nicht blos für die genannte, sondern noch für eine lange Zeit nach der Trennung, wovon die Korrespondenz des jüngeren Freiherrn von Lebzeltern (dermalen k. k. Gesandten am k. portugiesischen Hofe) mit seinem Erzieher ein beide Männer gleich ehrendes Zeugniß ablegt.

Den Rechtsstudien widmete er sich mit gewohnter Beharrlichkeit; aber sie stimmten mit seinen Neigungen nicht recht überein; er hatte schon zu viel von den stillen Freuden der rein wissenschaftlichen Beschäftigung genossen und hatte erkannt, wie tief diese mit seinem ganzen Wesen übereinstimme. Als daher die Zeit der definitiven Wahl seines Berufes heranrückte (1823), entschloß er sich, ungeachtet er die vierjährigen juridischen Studien schon vollendet hatte, zum Studium der Mathematik und Physik zurückzukehren. Wir können daraus entnehmen, wie laut der Ruf der Muse in seiner Brust getönt habe; er, der so sparsam mit seiner Zeit umging, der auf eine baldige Versorgung angewiesen war, dem der unverzögerte Eintritt in den Staatsdienst den Gewinn mehrerer Jahre versprach, entschloß sich in jenem Zeitpunkte wieder von vorne anzufangen, in welchem alle seine Kollegen die Säle der alma mater für immer verließen. Ueberhaupt war mit dem Jahre 1823 ein tiefer Abschnitt in seinem Leben eingetreten; in demselben starb sein verehrter Vater in Linz, wohin er 1816 als Regierungssekretär versetzt worden war. Auch der enge Kreis seiner Freunde aus dem Konvikte (Kürsinger, Kahl, R. von Grimburg, Aigner, Mayrhofer, Schleifer) war auseinandergegangen. Sie hatten in Wien viel zusammen gelebt und im gegenseitigen Austausch die Gedanken und Gefühle der großen Periode eines jeden jungen Menschen, der Jahre der Hochschule, getheilt; ihre Verbindung war noch enger geworden durch den gemeinsamen Genuß des Schönen und Guten, das die reichen Schätze der Hauptstadt boten, und durch die Mittheilung der Pläne und Entwürfe für — der Ansichten vom Leben, in denen der Ton einer durchaus edlen und hohen Bildung herrschte. An dem festlichen Abend des 30. April 1823 mochte die Nähe ihrer Trennung eine feierliche Aufregung hervorgebracht haben, sie versprachen sich nach Ablauf von zehn Jahren um dieselbe Zeit einander zu schreiben. In der That finden sich von allen Freunden die betreffenden Briefe vom Jahre 1833 vor; sie sind aus Smyrna, Spalato, Mailand, Enns und Steier datirt und enthalten manches weihevolle Wort der Erinnerung für ihr Zusammenleben in Wien.

Kreil stand nun an einem bedeutungsvollen Wendepunkte seines Lebens. Die Bahn, die er aus freier Wahl betreten hatte, hielt er fest für alle Zeit; von nun an war ihm die Wissenschaft das höchste, und er der unbedingt ihr angehörende Jünger geworden. Er hörte die Vorlesungen über höhere Mathematik und Astronomie von J. J. von Littrow und die Physik von A. von Ettingshausen durch

Digitized by Google

drei Jahre (1823 bis 1827). Zumal mit dem Ersteren ist er in freundlichem, lange andauerndem Verkehre geblieben, den von Seite des Schülers eine tiefgefühlte Hochachtung, von Seite des Meisters die Anerkennung und schlichte Biederkeit warm erhielten. Nachdem er seine sechszehnjährigen Studien vollendet hatte, zeigte es sich schon, daß ihm eine große amtliche Laufbahn nicht beschieden sei. Der durch und durch wissenschaftlich gebildete junge Mann, der sich auf eminente Zeugnisse aus allen Studienjahren berufen konnte, wurde nach einander mit drei Bewerbungen um Lehrkanzeln an den Lyceen zu Salzburg, Laibach und Graz abgewiesen. Es war noch ein Glück für ihn, daß er durch die Verwendung des Direktors von Littrow die bescheidene Stelle eines Assistenten an der Wiener Sternwarte auf vier Jahre erhielt (August 1827), an welcher er sich durch täglichen Besuch vorbereitet hatte. Schon in den ersten Jahren seiner Thätigkeit an der Sternwarte entwickelte er rasch seinen literarischen Charakter mit all den spezifischen Zügen, die ihm eigen waren und in seiner Ausdauer, Selbstständigkeit und überraschenden Kombinationskraft wurzelten. Zunächst erschien er wie geschaffen für Beobachtungen. Die zur zweiten Natur gewordene Ordnung in der Benützung der Zeit, die Genauigkeit, das Interesse, endlich die Geduld und Ruhe seines Wesens zeigten sich in der Trefflichkeit des gewonnenen Materiales; man konnte sich darauf verlassen, es spiegelte klar und scharf die stummen Vorgänge des nächtlichen Himmels ab und ließ zugleich die Liebe erkennen, mit der es erworben wurde. Fortan blieb die Güte des von ihm beschafften Materiales eines der besonderen literarischen Merkmale, die sich an seinen Namen knüpfen und welches diesem bald ein großes Gewicht unter den Fachmännern verschaffte. In nothwendiger Verbindung damit stand seine Vertrautheit mit den Instrumenten; er suchte darin durch Uebung und beharrliches Studium sich Gewandtheit zu erwerben und hat auch viel durch dieselbe erreicht, wie sich aus seinen späteren Erfindungen erweist. Die wissenschaftlichen Arbeiten aus jenen Jahren zeigen ferner andere wichtige Eigenschaften in seinem Bestreben; einmal den direkt auf die Erweiterung der Wissenschaft ausgehenden Sinn, der es verschmäht, zu glänzen, aber bestrebt ist, ein reelles Resultat zu erzielen; dann das Gefühl des Berufes, die Wissenschaft ins Leben einzuführen, ihre Ergebnisse praktisch nutzbar zu machen zur Anregung und Erleichterung der Studien in weiteren Kreisen. Der Erfolg entsprach auch in Hinsicht auf beide eben genannte Punkte den Absichten; sein literarischer Erstling („Ueber den Gebrauch des Aequatoriale") wurde ins Englische, eine andere Arbeit („Sammlung mathematischer Formeln ꝛc.") ins Italienische übersetzt. Während der größte Theil seiner Zeit dem unermeßlichen Reiche der Sterne und ihrem Studium gewidmet blieb, verlief sein Privatleben, wie es bei dem Gelehrten der Fall ist, wenn auch bei ihm nicht in vollkommener Zurückgezogenheit, doch still, einfach und gewöhnlich. Mit seiner Familie blieb er in fortwährendem Briefwechsel, unter lebhafter Antheilnahme an den Erlebnissen seiner Geschwister, deren fast jedes damals seinen eigenen Herd schon gegründet hatte; vor Allem aber wendete er seine Sorgfalt der hochbetagten Mutter zu, die zu unterstützen und gegen alle Feinde des Alters zu schirmen ihn seine geringen Ein-

Digitized by Google

künfte nicht abhalten konnten. Aber auch die alte Frau behielt ihren Liebling tief im Herzen eingeschlossen. Vielfache Stellen finden sich in den mit großer zitternder Schrift geschriebenen Briefen, die einmal mit ihrer ganzen natürlichen Tiefe und Ehrwürdigkeit das Gemüth des einsamen Sohnes erfüllt haben mögen. „Alle Abende", schreibt sie, „steige ich auf die hohe Treppe am Fenster, betrachte den prächtigen Vorhof des Himmels und denke mit Dank und Segnungen an Dich, lieber, guter Sohn! . . . „Ich sehe lieber in die Sterne und denke mir, das thut mein Karl auch; heute ist es trübe, heute kann er schlafen. Ist es heiter, Gott stärke ihn in seinem Berufe" . . . „Ich bin oft bei Dir, lieber Sohn, in meinen einsamen Stunden, reise nach Wien, spreche mit Dir, wie ich Dich liebe, segne und Dir danke". . . . „Den 4. künftigen Monats (November), als Dein mir sehr erfreuliches Geburts- und Namensfest, werde ich vorzüglich feiern und Gott danken, daß er Dich mir zum Sohne gegeben hat".

Der erste Wieneraufenthalt ging mit dem Jahre 1831 zu Ende; Kreil hatte, um seine Existenz weiter zu fristen, um die erledigte Stelle eines zweiten Eleven an der Sternwarte in dem Palazzo in Brera zu Mailand angesucht und diese erhalten. Nachdem er noch auf kurze Zeit seine Verwandten besucht hatte, wanderte er meist zu Fuß durch Tirol hinab, um die Pracht der Alpen recht genießen zu können. In Mailand nahm man ihn nicht auf das Wohlwollendste auf; der blonde Barbar mit seiner offenen Geradheit schien wenig Gutes zu versprechen. Aber es war noch nicht das erste Jahr zu Ende, als er sie veranlaßte, ihr Urtheil gründlich zu ändern. Und zwar gab ihm das erwartete Erscheinen von Kometen im Jahre 1832 den Anlaß, nach seiner Neigung vorzugehen, indem er in einer meisterhaft klaren Weise die Theorie und Geschichte der Kometen für ein größeres Publikum zusammenstellte (cenni ridotti alla commune intelligenza), um die heillosen Aengsten zu zerstreuen, mit welcher das unschuldige Phaenomen die Gemüther erfüllte. Es war freilich etwas Unerhörtes, so auf einmal aus der Bahn der strengen Gelehrsamkeit herauszutreten und sich in Beziehung zum Publikum zu setzen, die subtilen Resultate der mühsamsten Forschung in populärer Sprache frischweg zugänglich zu machen; allein das Schriftchen that, wenigstens bei den denkenden Menschen, seine Wirkung und Kreil gewann damit für die Sternwarte das Interesse des größeren Publikums, sowie er für sich die Feuerprobe in der Kenntniß der fremden Sprache ablegte. Auch seine astronomischen Kenntnisse fanden bald eine sehr eindringliche Anerkennung; nur von ihm wollten die jüngeren Astronomen der Anstalt lernen, nur der Tedesco sei im Stande, meinten sie, ihnen die Sache klar zu machen. Die Berechnung der astronomischen Ephemeriden, zu denen er herangezogen wurde, raubten ihm übrigens den größten Theil der Zeit, so daß für seine Studien und für selbstständige Arbeiten wenig davon übrig blieb. Freilich erlangte er dadurch eine Uebung in Beobachtungen und Berechnungen, eine Gewandtheit in der Auffindung richtiger Methoden, die ihm in der Folge sehr zu Statten kam; später mochte er wohl auch in dieser Ueberladung die leitende Hand der Vorsehung erkannt haben, welche die Entwicklung des einzelnen Menschen, wie

Digitized by Google

jene der Wissenschaft durch gar verschiedene Phasen hindurchführt, ohne daß man ihren Zusammenhang vor erreichtem Ziele ahnen kann. Daher sind die meisten astronomischen Publikationen während des achtjährigen Mailänderaufenthaltes einzelne Abhandlungen über Kometen (von Biela, Gambart, Encke, Halley); auch den höchst lichtschwachen von Boguslawsky (1835) entdeckten fand er auf und seine „unter sich sehr schön harmonirenden Beobachtungen ergaben für ihn einen klar bestimmten Normalort und machten die Ueberprüfung des Systemes des Encke'schen Kometen möglich [1]". Der berühmte Encke selbst ersuchte ihn (aus Berlin 1836) um seine Beobachtungen des Boguslawskyschen Kometen „da, schreibt er, Sie eigentlich der einzige Astronom sind, dessen wiederholte Beobachtungen eine Sicherheit versprechen".

Das Jahr 1834 brachte in die Reihe der einsamen gleichförmigen Tage seines sonstigen Lebens einige Abwechslung; es brachte ihm zuerst eine Vorrückung, indem er die Stelle eines ersten Eleven erhielt, dann eine Reise nach Wien. Die Beschädigung eines Instrumentes, des Meridiankreises, veranlaßte dessen Uebersendung zur Herstellung nach Wien; man übertrug Kreil die Begleitung und Ueberwachung. Er machte bei dieser Gelegenheit einen Besuch bei seiner Familie und sah seine Mutter zum letzten Male. Endlich brachte jenes Jahr noch in seinem letzten Drittel einen großen folgereichen Tag für ihn daher. Es kam nemlich ein gelehrter Besuch auf die Sternwarte, die Herren Baron Sartorius von Waltershausen und Dr. Liesting aus Göttingen, welche auf einer Reise durch das südliche Deutschland und Italien begriffen waren; sie führten das neue Magnetometer des berühmten Gauß mit sich. Kreil lernte dadurch diese Klasse von Beobachtungen kennen und sein Entschluß stand fest. Der Mechaniker der Sternwarte, Grindel, mußte ein ähnliches anfertigen und schon im folgenden Jahre geschah es, daß Kreil damit erdmagnetische Beobachtungen anstellte, die *ersten*, die im österreichischen Kaiserstaate versucht wurden. Er warf sich mit der ganzen Kraft seines Geistes auf das neue Gebiet; um das Interesse des Publikums zu erwecken, veröffentlichte er in der „Mailänder Zeitung" eine Beschreibung des neuen Instrumentes und mehrere Arbeiten über den Erdmagnetismus; auch in Holgers Journal zu Wien und in die „Zeitschrift für Erdkunde" in Berlin schrieb er über diesen Gegenstand. Wichtiger war aber, daß ihm in seiner neueingeschlagenen Richtung Anstoß und Aufforderung zukam zu näherer Verbindung mit den hervorragendsten Gelehrten seines Faches in Deutschland. Er trat nemlich in den magnetischen Verein als Mitglied ein, das heißt, in jenen Kreis von Männern, die unter Führung von Hofrath Gauß in Göttingen zur Erforschung des Erdmagnetismus in allen Ländern Europa's Materiale von Beobachtungen sammelten, so in Heidelberg, Berlin, Brüssel, Greenwich, Dublin u. s. w. Dasselbe wurde jährlich publizirt (von 1837 angefangen), und auf dieses Materiale gestützt schrieb Gauß seine Theorie des Erdmagnetismus. Auch hier erwarb Kreil seinen Beiträgen bald einen begründeten Ruf. Seinen unermüdlichen Eifer, die magnetischen Terminsbeobachtungen in Mailand zu besorgen, lobte Gauß in hohem

1 Berliner Jahrbuch. 1840. S. 270. — Ueber seine ersten astronomischen Arbeiten in Mailand vergl.: „Carlini Bibliotheca Italiana." Vol. XC. (1838), p. 88.

Digitized by Google

Maße, „zumal Kreil bei dem schweren Verkehre zwischen Deutschland und Italien der Satisfaktion entbehre, die schöne Uebereinstimmung mit jenen von anderen zu erkennen". Auch Baron von Sartorius berichtet Kreil Gauß' Freude über den Eifer seiner Korrespondenten, namentlich aber über seine vortrefflichen Beobachtungen (1837). Durch diese Leistungen wurde er Alexander von Humboldt bekannt, dem er die Ergebnisse seiner Beobachtungen über den Erdmagnetismus mittheilte. Ersterer dankte ihm hiefür in einem Briefe aus Teplitz (27. Juli 1837); er sagt darin unter anderem: „Ihre Beobachtungen sind die erſten und einzigen, die man mit solcher Schärfe und Ausdauer gleichzeitig über die drei großen Phaenomene der Deklination, Inklination und Intensität angestellt hat. Ihren wichtigen Brief schicke ich an Poggendorf". Dasselbe Zeugniß sprach er öffentlich aus in einem Briefe, der in den „Annales maritimes" und der „Voyage d'Islande" vol. I. abgedruckt wurde, mit den Worten: „Les moyens les plus exacts d'observer l'inclination (pendant l'aurore) ont été donnés par Mr. Kreil, astronome de Milan". Daß sich Kreil schon vor dem Jahre 1834 viel mit den Fragen der neu auftauchenden Wissenschaft des Magnetismus beschäftigt habe, beweist eine im Jahre 1832 begonnene Reihe von Originalbeobachtungen über den Mond, die durch fünf Jahre fortgesetzt wurde und den jungen Astronomen zu einer hochwichtigen Entdeckung führte, nemlich zu der, „daß auch der Mond magnetische Kräfte besitze und daß demnach der Magnetismus, der bisher blos als terrestre Kraft angesehen wurde, sich nun als kosmische Potenz zeige [1]". Er legte diese Entdeckung in den Mailänder Ephemeriden [2] nieder und führte die Resultate späterhin noch weiter aus. In dieser Frage anerkannte Humboldt seine Autorität; im Jahre 1851 schreibt er an Kreil: „82 Jahre alt und in einer äußeren Lage, die viele sehr unliterärische Störungen veranlaßt, entgeht mir so manches aus Büchern, die ich selbst besitze. Ich wende mich daher bittend an Sie, bittend um Belehrung über den Einfluß, den der Mond in seinen verschiedenen Stellungen auf die magnetischen Phaenomene auszuüben scheint. Ihre jetzige Meinung ist mir um so wichtiger, als nach Faraday die Sonne nur magnetisch zu wirken scheint". Seine Beobachtungen wurden im Jahre 1838 auf einige Zeit unterbrochen, indem er mit FML. Fr. von Lebzeltern eine größere Reise in das südliche Italien antrat; schon im Jahre 1829 hatte er seinen damaligen Zögling nach Venedig begleitet; die Eindrücke der Kunstwerke und Naturschönheiten auf beiden Reisen blieben ihm unvergeßlich; noch in den letzten Jahren erzählte er gerne von der Riviera di Levante, von Neapel, Sorrento, Taormina, vom Krater des Aetna u. s. w. — Die vom Jahre 1836 bis 1838 fortgeführten absoluten und Variationsbeobachtungen publizirte er schließlich mit ihren Ergebnissen in einem eigenen Bande [3], dessen Druck bis 1839 sich hinauszog; sie sind als die bedeutendste Leistung während seines Aufenthaltes in Mailand anzusehen. Eine gedrängte Uebersicht derselben stellte er in einem Briefe an Staatsrath Kuppfer in St. Peters-

1 Wiener Briefe in der „Augsb. Allg. Ztg." 21. März 1842. Nr. 81.
2 Osservazioni sulla librazione della luna. 1837.
3 Osservazioni sull' intensità e sulla sforza magnetica istituite a Milano negli anni 1836—1838.

Digitized by Google

burg zusammen, welcher ihn der k. Akademie vortrug. Dieselbe ließ ihn drucken [1] und sendete Exemplare davon an alle Observatorien Europa's, so daß er vollkommen die Runde durch den Welttheil machte; auch wurde er im folgenden Jahre von Sabine ins Englische übersetzt. Das glänzendste Zeugniß ertheilte ihm in der That ein Brief von Sir J. Fr. W. Herschel, Präsidenten der britischen Association in London (1839), in welchem er schreibt, er habe seine Entdeckungen für so richtig gehalten, daß er sie in allen neu errichteten Observatorien der englischen Regierung und der ostindischen Kompagnie als Grundlage für weitere Untersuchungen eingeführt habe.

Im Herbst 1838 berief eine Allerhöchste Resolution Kreil als Adjunkten an die Sternwarte zu Prag, wohin er aber erst abging nach der Vollendung des Druckes seiner Beobachtungen und nachdem unter seiner Aufsicht ein neuer Magnetometer für Prag angefertigt worden war, den er dahin mitzunehmen gedachte. So schloß mit seinem ersten großen Werke der Aufenthalt in der schönen Stadt der Lombarden ab, der für seine literarische Laufbahn von so großer Wichtigkeit geworden ist. Er hatte die Sternwarte des Palazzo di Brera in ihrer höchsten Blüthe gesehen und zu dieser selbst werkthätig beigetragen. Oriani und Carlini waren auch in Deutschland angesehene Astronomen. Auch blieb er mit diesen und vielen anderen italienischen Gelehrten fortan in brieflichem Verkehr und ist für sie und die deutschen Gelehrten, besonders bei der Ausbreitung der magnetischen, Wissenschaften, das verbindende und anregende Mittelglied geworden. Endlich hatte er in der neu entstandenen Wissenschaft die Ehre des Vaterlandes vertreten; er war nach kaum fünfjährigem Studium nicht bloß der Führer Oesterreichs in derselben, sondern auch unter den berühmten Fachgenossen eine Autorität geworden. Während er über die Alpen zurückkehrte, waren seine Entdeckungen und die Ergebnisse seiner Forschungen im Begriffe, sich über Europa nach Nordamerika und Indien zu verbreiten. Seine Geschwister aber, die er damals besuchte, fanden an ihm keine Veränderung, er war „der alte" geblieben, voll theilnahmvoller Anhänglichkeit. Jedoch er selbst fand Manches anders; seine Mutter hatte „ihre Heimreise zu Gott" schon angetreten und über die Familien seiner Geschwister war der heiße Mittag des Lebens prüfungsschwer heraufgezogen. Auch er ging einem solchen entgegen; es warteten seiner manche Kämpfe, die sich durch die Zeit des Prager Aufenthaltes hinzogen, bis es der Stärke und dem Feuereifer seines Geistes gelang, auch hier durchzudringen.

Archäologische Publikationen in Frankreich.

II. „Revue africaine, journal des travaux de la Société historique algérienne, sixième année 1862". Alger, Constantine, Paris (Callamel aîné.)

1 „Lettre à Mr. Kuppfer contenant an exposé succinct des principaux résultats des observations magnétiques à l'observatoire de Milan. St. Pétersbourg 1839.

Digitized by Google

Sie erscheint alle zwei Monat in Heften zu wenigstens 5 Bogen in Oktav; Abonnementspreis jährlich 16 Francs ohne Expeditionskosten.

Etwas allgemeinere Zwecke verfolgt die „Revue africaine“ die dem archäologischen Stoffe nur einen kleinen Raum neben historischen, belletristischen, und mancherlei anderen Arbeiten von Lokalinteresse zugesteht. Zwar wird über die beim Centralmuseum in Algier eingelaufenen Alterthümer Mittheilung gemacht, indeß sind diese von geringerer Bedeutung, wenigstens so viele der letzte Jahrgang aufführt. Nur eine Zeichnung ist diesem beigegeben (S. 83), und zwar dem interessantesten archäologischen Aufsatze — von Berbrugger, dem Vorsteher des Museums — den wir darin finden. Es ist der Grabstein eines römischen Beneficiarius, eines Elitesoldaten der Kaiserzeit sammt seiner Familie, Frau und Kindern. Er lehrt uns außer der Tracht desselben noch eine höchst eigenthümliche, wie mir scheint, zum Mithrasdienste gehörige Darstellung kennen. Fachmänner werden sie mit großem Interesse sehen; der Herausgeber erklärt sie für ein Räthsel, sie schließt sich als, so weit ich weiß, völlig neue Komposition an zahlreiche auch in Deutschlands und Oesterreichs römischen Provinzen gefundene Denkmäler dieses unter den Heeren der Kaiserzeit so weit verbreiteten persischen Kultus an. Für Andere mögen Beschreibungen der algierischen Moscheen oder Untersuchungen über arabische Musik, die sich in diesem Jahrgang finden, von Interesse sein.

III. „V. Guérin, voyage archéologique dans la régence de Tunis“. Paris (Henri Plon, 8 rue Garancière) 1862. 2 Bände in 8. zu 438 und 395 Seiten.

Ebenfalls auf Afrika bezieht sich die dritte Publikation, die wir anzuzeigen haben, Guérins archäologische Reise durch die Regentschaft von Tunis, deren zweitem Bande eine schöne große Karte des Paschaliks mit Angabe der Reiserouten beigegeben ist, gezeichnet nach den Karten des französischen depôt de la guerre. Demnächst wird in Petermanns „Mittheilungen“ eine sachkundigere Feder den Werth dieses Werkes in geographischer Beziehung darlegen; in einer vorläufigen Erwähnung ist es als sehr beachtenswerth bezeichnet worden. Ich beschränke mich auf eine kurze Angabe seines archäologischen Gehaltes; nur muß ich zuvor der Veranlassung dieser Reise gedenken, um einem um die französische Wissenschaft hoch verdienten Manne den gebührenden Tribut der Achtung zu zollen. Schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war die Existenz eines großen Grabmonumentes in Thugga, einer gewiß schon vorrömischen Stadt, in Tunis bekannt, das eine lange zweisprachige Inschrift theils in punischen, theils in libyschen Charakteren trägt. Man bezog dieselbe auf einen der numidischen Könige, und ihr Werth, nicht nur als phönicisches Sprachdenkmal, sondern vielmehr noch als Schlüssel für die Erkenntniß der libyschen Schriftzeichen und Sprache war natürlich längst erkannt. Die älteren Kopien schienen nicht genau genug und überhaupt war es wünschenswerth, daß ein solches Denkmal nicht den Gefahren ausgesetzt bleibe, von den Arabern gelegentlich des Materials wegen zerstört zu werden. Da erbot sich der greise Herzog von Luynes, dessen

Digitized by Google

Munificenz für gelehrte Zwecke so vielfach erprobt ist [1], die Kosten einer Expedition auf sich zu nehmen, deren Hauptaufgabe die genaue Beschreibung und Zeichnung des Monumentes, oder wo möglich gar die Herüberschaffung der Inschrift selbst nach Frankreich sein sollte. Mit diesem Auftrage wurde Herr Guérin betraut, dem indeß zur weiteren Pflicht gemacht wurde, archäologisch-epigraphische Streifzüge durch die ganze Regentschaft von Tunis zu machen. Eigenthümlich und höchst charakteristisch indeß ist es, daß jener Hauptauftrag von vorn herein nutzlos und verfehlt war; denn bereits seit Jahren existirte die berühmte Inschrift nicht mehr an Ort und Stelle, sondern war — nach England transportirt, diesem Grabe so vieler Alterthümer, das stets neue Schätze zu verschlingen bereit ist, aber leider zu selten daran denkt sie wieder herauszugeben oder nutzbar zu machen. Ein englischer Konsul in Tunis hatte die Inschrift absägen lassen, und seit mehreren Jahren befindet sie sich im britischen Museum, so daß der Herzog von Luynes genöthigt war von dort ihre genaue Kopie herbesorgen zu lassen, damit sie im Facsimile dem zweiten Bande des Reisewerkes beigegeben werden könne, in welchem indeß vom Verfasser eine Beschreibung der noch am Orte befindlichen Grabruine geliefert ist.

Für uns jedoch haben die übrigen hier mitgetheilten Funde ein näheres Interesse. Der Verfasser machte vier Streifzüge durch Tunis und erreichte einerseits, an der Küste entlang fortschreitend, die kleine Syrte, deren Inseln Herkenah und Djerba, das alte Land der Lotophagen er besuchte, und von wo aus er im Innern den alten Tritonischen See umging und übersetzte, um quer durch das Land nach der Hauptstadt Tunis zurückzukehren; anderseits zog er von hier nach Norden, bis zum Vorgebirge des Apoll und dem weißen Kap, dann den Bagradasfluß entlang und durchstreifte in mehreren Richtungen den nördlichen Theil des Paschaliks. Außer einem sehr genauen Reisejournal, dessen Distanceangaben und Terrainbeschreibungen dem Geographen wichtig sein werden, wie dem Ethnographen seine Mittheilungen über Land und Leute, veröffentlicht er als archäologische Ausbeute 536 Kopien von Inschriften, so wie Beschreibungen von Ruinen. Freilich sind bei weitem die meisten jener Inschriften, wohl 400, bereits aus früheren, meist englischen und französischen Reisebeschreibungen bekannt, indeß geben die neuen Kopien Guérins, die er zum großen Theile nach seinen Abklatschen der Originale revidiren konnte, doch mancherlei bessere Lesungen und Ergänzungen, und was völlig neu ist, enthält in der That einige höchst interessante Dokumente.

Der Verfasser hat sein Augenmerk hauptsächlich, ja fast ausschließlich auf die alte Geographie des Landes gerichtet. Wir verdanken ihm nicht nur die Fixirung verschiedener, früher unsicher angesetzter Städte und Ortschaften nach dort von ihm aufgefundenen Inschriften, sondern auch die Entdeckung bisher völlig unbekannter Lokalitäten, besonders im Süden des durchwanderten Gebietes. Ob seine geographischen Vermuthungen überall richtig sind, mögen Andere entscheiden, was die streng epigraphische Parthie des Werkes betrifft, wagt sich der Verfasser fast nie über die

1 Er hat kürzlich seine Münz- und Bronzensammlung, deren Werth auf über eine Million Francs angeschlagen wird, dem numismatischen Kabinete der kaiserlichen Bibliothek geschenkt.

Digitized by Google

einfache Mittheilung seiner Kopien hinaus. Er scheint mit Arbeiten dieser Art wenig vertraut zu sein; denn selbst wo die Analogie eine so leichte Ergänzung verstümmelter Texte an die Hand gab, wie bei den Inschriften der Meilensteine altrömischer Straßen, die er auffand, getraut er sich nicht dieselbe vorzunehmen und beraubt sich so von vorn herein eines so wesentlichen Elementes für die alte Geographie, wie es uns in jenen Meilenzeigern mit Distanceangaben, den authentischsten Quellen für die Rekonstruktion des antiken Straßennetzes, erhalten ist. Noch weniger geht er auf die übrigen historischen Fakta ein, die er aus Inschriften mittheilt, so daß hier noch die ganze Fruchternte vom Halme zu schneiden ist.

Uebrigens bleibt ein kurzer Vergleich zwischen Tunis und Algier in archäologischer Beziehung von Interesse. Wenn man unsern Reisenden auf seinen Zügen begleitet wird man staunen über die Verkommenheit des Landes und über die Art, wie er seine Entdeckungen macht. Er beschreibt in eingehendem, freilich selten unterhaltendem aber wissenschaftlich desto nutzbarerem Detail seinen Marsch über das weite baumarme Hügelland, durch die sandige Wüste, die reicher bebaute Oase. Die auf Minuten genauen Zeitangaben über die Entfernungen sind fast das einzige Maaß in diesen von europäischer Kultur noch unberührten Gegenden. Die armseligen Dörfer und Hütten, die schmutzigen Araberstädte, die er berührt, bieten fast die einzige Abwechslung auf den schlecht gebahnten und verfallenen Straßen, auf denen Wägen unbekannt und unbrauchbar sind. Nur von Zeit zu Zeit tauchen am Wege halb zertrümmerte Grabruinen oder anderes antikes Mauerwerk, bisweilen auch auf den umliegenden Höhen ganze Trümmerhaufen auf, denen er nachzieht. Und da findet er denn unbekannte Städte und Niederlassungen des Alterthums, Säulentronke und Mauerstücke die bisweilen noch eine deutliche Idee ihrer einstigen Bestimmung und der Disposition der Stadtanlage geben. Sein nächstes Streben ist es, Schriftdenkmälern unter diesen Trümmern nachzuspüren, und meist ist ihm das Glück günstig, so daß er auf halb in der Erde vergrabenen Marmorblöcken, die er mit Hilfe der begleitenden Araber erst bloslegen muß, wohl Weihinschriften oder Ehrendekrete für Stadt- oder Provinzialbeamte auf den zurückgebliebenen Basen liest, die einst deren Statuen trugen, glücklich, wenn selbst der Stadtname angegeben ist, der den ganzen Ruinenhaufen sogleich geographisch zu taufen erlaubt. Aber freilich bei weitem die meisten Schriftdenkmäler sind auch hier sepulcralen Inhalts und enthalten selten mehr als einfache Personennamen und zwar fast ausschließlich römischen Gepräges, denn die eigentliche prokonsularische Provinz Afrika, die den größten Theil des durchreisten Gebietes umfaßte, war bei weitem länger als das nahe Numidien (bereits seit Karthago's Zerstörung, 146 v. Ch. G.) römischer Verwaltung und römischem Kultureinfluß unterworfen. Auch war die Provinz den Einfällen der südlichen Barbaren weniger ausgesetzt, als die letztere, so daß Inschriften von Soldaten, die so oft von historischer Bedeutung sind, dort äußerst selten sich finden. Indeß um so interessanter ist ein Stein (n. 452) aus der südöstlich von Karthago am Meer gelegenen Kolonie Burubis, deren Vor-

Digitized by Google

steher, auffallender Weise ein Freigelassener, sicher ein eifriger Partheigänger Cäsars, dem aus diesem Grunde das Duumvirat der Stadt zum fünften Mal übertragen sein wird, die Stadtmauern im Jahre nach der Schlacht von Taphus auf eigene Kosten aus behauenen Steinen aufführen ließ. Die Inschrift liefert einen kleinen Beitrag zur Geschichte von Cäsars afrikanischem Kriege. Ich citire noch kurz als etwas Neues von Wichtigkeit ein wohl prokonsularisches, leider fragmentirtes Edikt aus dem 2. Jahrhundert, das einen kleinen Gebirgsort im Innern zur regelmäßigen Abhaltung eines Jahrmarktes autorisirt und ein bisher weniger gut bekanntes, ellenlanges Gedicht (n. 76 ff.) von einem ziemlich erhaltenen pomphaften Mausoleum eines einfachen Soldaten und seiner Familie, ein echtes Beispiel der im Alterthum als schwülstig verschrienen afrikanischen Latinität, das unter anderm eine ziemlich genaue Beschreibung des Grabmals selber enthält, auf dessen oberster Spitze ein Hahn mit zitternden Schwingen gestanden, der höher sich aufgeschwungen als die höchsten Wolken, und wenn die Natur ihm Stimme verliehe, früh Morgens die Götter selbst aus dem Schlafe erwecken werde.

Wie viele Schätze des Alterthumes mag dieser Boden Afrikas noch bergen. Guérin hat nur auffammeln können, was über dies weite Gebiet hin auf der Oberfläche zerstreut lag; die Wissenschaft wird ihm für diese Mühe dankbar sein; wie viel mehr aber sich finden werde, wenn einmal systematisch und ungehindert von argwöhnischen Fanatikern, sicher vor räuberischen Vagabunden dies Land europäischer Wissenschaft geöffnet sein wird, kann der Vergleich mit dem lehren, was Algier und insbesondere die Provinz Konstantine in diesem Jahre allein geliefert hat.

Paris. D. D.

A. Günther.

R. Z. Der am 24. Februar d. J. verstorbene Anton Günther gehörte zu jener Reihe spekulativer Mystiker, welche in England durch Robert Fludd, in Frankreich durch St. Martin, in Deutschland vor Allem durch Franz v. Baader repräsentirt werden. Das Charakteristische der Mystik, wodurch zugleich ihre Stellung zur eigentlichen Philosophie als Wissenschaft bezeichnet wird, die Lösung aller Räthsel der Schöpfung von überempirischen Thatsachen zu erwarten, welche sich nur in den tiefsten geheimnißvollsten Regungen des menschlichen Innern selbsterfahren, aber begrifflich nicht deduziren lassen, verbindet sich in dieser Schule mit dem ernstgemeinten, aber erfolglosen Streben, in der Form freier Vernunftwissenschaft sich auszubilden. Die Anhänger dieser Richtung wollen nicht schlechthin Positivisten, weder religiöse Gefühlsmenschen, wie Schubert und Fr. Meyer, noch kirchliche Traditionalisten, wie de Bonald, de Maistre in Frankreich, Görres und seine Freunde in Deutschland sein, sondern bei aller ehrfurchtsvollen

Digitized by Google

Scheu vor dem Glauben der Kirche, doch im Gegensatz gegen die Ersteren als Denker, im Gegensatz gegen die Letzteren als Selbstforscher die große Aufgabe der antischolastischen Denker seit Leibnitz ausführen, Religion und Philosophie unabhängig von einander zur Versöhnung zu bringen. Das gewöhnliche Schicksal solcher Vermittler, von beiden Seiten verkannt und angefeindet zu werden, ist den katholischen Denkern, welche sich dieser Richtung anschlossen, nicht erspart geblieben. Die freie Forschung ist zu stolz, sich durch die Autorität der Kirche, wie diese zu selbstbewußt, sich durch die in ihren Augen zweifelhafte Hilfe der menschlichen Vernunft stützen zu lassen. So sind Baader und Günther, aller aufopfernden Hingebung an die eigene Kirche und wahrem oder vorgeblichem freiem Forschermuth zum Trotz, der Verurtheilung von Seite der ersten nicht entgangen, ohne doch in dem rücksichtslosen Vertrauen der Frennde des unabhängigen Denkens vollen Ersatz gefunden zu haben. So lebhaft die Bewegung war, welche Günthers Schriften in der katholischen Welt Deutschlands, besonders unter dem jungen Klerus hervorriefen, die Disciplin der Kirche war noch stark genug, durch das Verbot seiner Schriften von Seite Roms nicht nur ihn selbst zum Schweigen und Widerruf, sondern die eben so laut gewesene Menge seiner Anhänger und Jünger zum Verstummen zu bringen.

W. Anton Günther, nach Bolzano und Hermes der dritte namhafte katholische Geistliche der neueren Zeit in Deutschland, dessen philosophische Schriften das Los traf, auf den Index gesetzt zu werden, war wie der erste der beiden Obengenannten in Böhmen, und zwar in Lindenau an der sächsischen Grenze im Jahre 1783 (den 17. November) geboren. Priester aus Beruf, fiel seine Mannesperiode in die Zeit, in welcher, von der Schule der bekehrten Romantiker ausgehend, ein frischer geistiger Lebenshauch das katholische Deutschland und insbesondere Wien zu durchzucken schien. Fr. Schlegel verpflanzte seine ursprünglich aus Fichte's Anregungen geschöpfte, mit katholischer Dogmatik versetzte Spekulation nach Wien und gab zum ersten Male das Beispiel einer vom Boden der neueren deutschen Philosophie aus möglichen denkenden Rekonstruktion des Katholizismus. Unter seinem Einflusse sammelte sich in Wien der Kreis mehr oder weniger talentvoller, religiös oder besser katholisch-kirchlich begeisterter, im Geist der Restaurationsepoche gebildeter junger Denker, zum großen Theile Neophyten, zu welchem nebst Pabst, dem originellen Emanuel Veith, Hock, Ehrlich u. A. auch Günther gehörte. Ein schärferer Denker als Schlegel und weniger als dieser geneigt, der historischen Tradition zu lieb dem Recht der selbstständig konstruirenden Spekulation etwas zu vergeben, rang sich der Letztere aus einem Gliede bald zum Haupt der Gesellschaft empor und gründete eine selbstständige Schule, zu welcher sich außer seinen Freunden bald auch zahlreiche Andere inner- und außerhalb Oesterreichs: Loewe, Trebisch, Knoodt (in Bonn), Zukrigl (in Tübingen) u. A. bekannten. Es war der Rückschlag der deutschen Philosophie auf das katholische Deutschland. Wie Luthers Kirchenreformation einst eine Reformation innerhalb der katholischen Kirche, so rief der Siegesflug der deutschen Philosophie einen Regenerationsversuch der katholischen Dogmatik mit Hilfe der Spekulation hervor. Der

Digitized by Google

Güntherianismus in Deutschland ward das Seitenstück zu Gioberti's philosophischem Katholizismus in Italien, nur daß hinter dem letzteren politische Endzwecke verborgen waren, während der erstere sich rein auf wissenschaftlichem Felde hielt. Die Niederlage der italienischen Bewegung machte Gioberti's, die Wiedererstarkung der streng positiven Autoritätsrichtung in der Kirche der offenen Regsamkeit der Anhänger Günthers ein Ende. Für die gefürchteten Ausschreitungen der Letzteren mußte die wissenschaftliche Feder des Meisters, dessen Namen sie erborgten, durch erzwungene Unthätigkeit büßen.

Die literarische Wirksamkeit Günthers begann im Jahre 1828; die Katastrophe, die derselben ein Ziel setzte, fiel in das Jahr 1857 (den 8. Jänner). Das erste, was er veröffentlichte, war die „Vorschule zur spekulativen Theologie des positiven Christenthums" (Wien 1828), welche stets und auch von ihm selbst als sein Hauptwerk betrachtet worden ist. Von demselben erschien 1848 eine zweite Auflage. Hierauf folgte „Peregrins Gastmahl" (ebd. 1830), „Süd- und Nordlichter am Horizont spekulativer Theologie" (ebd. 1832). Im Jahre 1831 gab er mit seinem Freunde, dem Arzte Joh. Heinr. Pabst, die „Janusköpfe" heraus. Das Verhältniß Günthers zu diesem, seinen zahlreichen Freunden zu früh geschiedenen Manne (geb. zu Linda im Eichsfeld 1785, gest. zu Wien 1838) hat man wohl durch ein Gleichniß zu versinnlichen versucht, in welchem der Erstere als Bergmann, der das Erz aus dem Schachte fördert, Letzterer als Hutmann, der daraus nutzbares Metall entwickelt, erscheint. Der Vergleich, auf die Schreib- und Darstellungsweise Beider angewandt, ist treffend. Günther besaß als Denker ebensowenig die Gabe der klaren Systematik, wie als Schriftsteller die der verständlichen Deutlichkeit. Seine Ideen sind oft aus allzu großer Tiefe, wie die Bilder und Gleichnisse seiner schwerfälligen und sprunghaften Schreibart aus allzu weiter Ferne geholt. Freunde und wohlwollende Beurtheiler, wie J. H. Fichte fanden in ihr hie und da „Jean-Paul'sche Tiefe und die glückliche Naivetät des Wandsbecker Boten"; entschiedene, wenngleich Günther persönlich hochachtende Gegner, wie Drobisch, urtheilten, „Günther sei ein geistvoller, vorurtheilsfreier Mann, den aber sein Witz bisweilen verleite, Würdiges und Gemeines mundgerecht für den haut-goût in einen humoristischen Teig zusammenzukneten". Eigenschaften dieser Art, welche in Pabsts scharfem Kopfe und nicht weniger prägnanter aber mehr wissenschaftlicher Ausdrucksweise eine Milderung fanden, mußten nach dessen Tode durch den noch engeren Anschluß Günthers an den geistreich-barocken J. E. Veith sich bedenklich steigern. In Gemeinschaft mit diesem gab Günther, nachdem er 1834 den „letzten Symboliker" (gegen Möhler), 1835 den „Thomas a Scrupulis" (gegen Hegel), 1838 die „Justemilieux in der deutschen Philosophie", 1843 den „Eurystheus und Herakles, metalogische Kritiken und Meditationen" hatte erscheinen lassen, im Jahre 1849 und 1850 das Taschenbuch „Lydia" (gegen Ruge) heraus. Eine letzte größere Publikation, die sich bereits unter der Presse befand, veranlaßte ihn das inzwischen erfolgte kirchliche Verbot seiner Schriften aus Gehorsam zurückzunehmen.

Digitized by Google

Kleinere Abhandlungen, wie „Ueber den Atheismus“ (Fichte's Zeitschr. 1839. 3. Band, 2. Heft), „Ueber deutsche Philosophie“ (in der Freib. Zeitschr. XVII. S. 133. XVIII. S. 210), erschienen in Zeitschriften. Ungeachtet er, wie das Studium seiner Werke beweist, ein vollständiges philosophisches System im Kopfe trug, sind seine Schriften, selbst die „Vorschule“, vorherrschend polemischer Natur, wobei ihn sein kaustischer, allerdings oft gesuchter Witz, sein nicht gemeiner Scharfsinn und auch sein stets im Hintergrunde merkliches Selbstvertrauen im Bewußtsein kirchlicher Offenbarungsgläubigkeit unterstützten. Bei allem zur Schau getragenen und ohne Zweifel auch ehrlich gemeinten philosophischen Freimuthe ging er doch, wie J. H. Fichte richtig bemerkt hat, „vielleicht zu sehr bloß darauf aus, bei jeder Ansicht zu zeigen, warum sie pantheistisch, irreligiös, unchristlich u. dgl. sei, und die fertigen Vorstellungen von Pantheismus und Semipantheismus auf sie anzuwenden, ohne hierbei zu bedenken, daß ein System dies oder jenes wirklich sein kann, aber in so individueller Weise und in so ausgeprägter Bestimmtheit, daß mit jenen allgemeinen Bestimmungen sein eigentlicher Irrthum wie seine Wahrheit gar nicht berührt wird“, Wenn er dabei in der alten vorchristlichen Philosophie, also in der des Platon, Aristoteles, der Stoiker, gelegentlich nichts als „Fabelei“ sah (Vorsch. erste Auflage, 1. Bd., S. 86), so konnten derartige Uebertreibungen allerdings der pathologischen Natur seiner Ausdrucksweise zu gute gehalten werden.

Wie verschieden bei Günthers niemals verleugnetem kirchlichen Standpunkt sich auch die Urtheile der Fachgenossen gestalten mußten, wir stimmen dem Ausspruch von Gumposch bei, daß „Originalität und Tiefsinn nicht leicht Jemand dem Wiener Philosophen abgesprochen habe“. Dabei soll nicht verschwiegen bleiben, daß Manche, wie z. B. Fichte, in Günthers Creationstheorie einen bloßen „Rückschritt“, die bloße „Negation des Pantheismus, keineswegs die doch von Baader wenigstens angestrebte Hindurchführung und Vollendung desselben in einer höheren Ansicht“, Andere, wie Drobisch, darin einen „Roman“ sahen. Gegen die Einwürfe katholischer Philosophen, wie Dischinger und Volkmuth, haben Baltzer, Knoodt, Ehrlich Günthers System zu vertheidigen gesucht. Auf streng kirchlichem Boden stehende Gegner, wie Clemens, haben sich noch ungünstiger vernehmen lassen, ohne daß ein besonnener Freund des Wahrheit suchenden Gedankens solcher Bundesgenossen sich zu freuen vermöchte.

Das äußere Leben des kränklichen Denkers zeigte wenig Abwechslung. Nur die geregeltste Lebensweise und das trotz schwerer Kränkungen, die um so schmerzlicher wirken mußten, weil sie von jener Seite kamen, deren Verklärung er sein Leben und Denken geweiht hatte, stets gelassene, eines Weisen würdige Gemüth vermochten ihm seine seltene Lebensdauer zu fristen. Die theologische Laufbahn betrat er, wie sein Freund Veith erst in reiferen Jahren. Nachdem er in Prag Philosophie und die Rechte studirt, dann mehrere Jahre als Erzieher in einem fürstlichen Hause gelebt, empfing er im Jahre 1820, in seinem 37. Lebensjahre, die Priesterweihe. Seitdem lebte er, einfach und zurückgezogen, von einer nicht bedeutenden Pension, die er als ehemaliger Erzieher genoß, ausschließlich seinen Studien. Sein

Digitized by Google

reiner Charakter nahm selbst seine literarischen und kirchlichen Gegner für ihn ein. Amt und Würden suchte er weder, noch suchten sie ihn. Ein einziges Mal ward ihm auf kurze Zeit das bestandene Vizedirektorat der philosophischen Studien übertragen, das er schon nach einem halben Jahre wieder niederlegte. Dem Manne, der eine spekulative Theologie ersann, wurde von seinem geistlichen Oberhirten niemals eine theologische Lehrkanzel anvertraut. Die damalige Periode in Oesterreich fürchtete den Eifer in jeder Gestalt, auch in religiöser. Den Theologen ehrte die Universität Prag, dieselbe an der einst Bolzano gelehrt, im Jahre 1848 durch die Verleihung der philosophischen und theologischen, die Universität München schon früher durch die der theologischen Doktorswürde. Der Philosoph wurde von den Akademien der Wissenschaften zu Wien und München durch die Wahl zum Mitgliede ausgezeichnet. Das Erstere kann als Zeichen gelten, daß die Ansicht, aus welcher das Verbot der Güntherschen Schriften hervorging, nicht die Stimmung der ganzen katholischen Theologenwelt war. Diese Wahl aber legte ein schönes Zeugniß ab, daß der echt wissenschaftliche Geist auch dort noch die Würde des freien Gedankens anerkennt, wo dieser freiwillig zu Gunsten einer anderen Macht die Waffen gegen ihn selber kehrt.

Hoffentlich werden die zahlreichen Freunde des achtungswürdigen Denkers, welcher Wien in der philosophischen Literatur Deutschlands eine Zeit lang hindurch fast allein vertrat, es an einer Biographie nicht lange fehlen lassen. Der Artikel in Wurzbachs „Biographischem Lexikon" (VI., S. 10 u. ff.), von kundiger Hand verfaßt, enthält bisher die einzige nahezu vollständige Aufzählung der in der Güntherschen Angelegenheit erschienenen Urtheile und polemischen Schriften. Eine quellengemäße Darstellung dieser für die österreichische Literatur wichtigen Zeiterscheinung ist noch immer ein Bedürfniß.

Polemisches.

Entgegnung den Herren Ed. Sueß und Dr. F. von Hochstetter [1].

In Nr. 5 dieser Wochenschrift haben die Herren Ed. Sueß und Dr. F. von Hochstetter meine Hypothese „über die Grundursache der geologischen Perioden" in einer wenig würdigen Weise angegriffen und ohne Weiters verurtheilt.

Eine von den gemachten Einwendungen kommt auf Rechnung der Unrichtigkeiten im Auszuge, welcher in Nr. 3 dieser Blätter mitgetheilt wurde; dieselbe fällt durch die in Nr. 8 dieser Wochenschrift abgedruckte Berichtigung von selbst hinweg.

1 Wir geben die Erklärung des Herrn J. von Pettko und behalten den Herren Ed. Sueß und Dr. F. von Hochstetter die Antwort vor. F. von Hochstetter ist durch seine Forschungen in der südlichen Hemisphäre wohl vor Allem berufen über die Erscheinung der Eiszeit in antarktischen Gegenden ein maßgebendes Urtheil abzugeben; Herr Ed. Sueß, zum Theil in Verbindung mit Hofrath Bronn in Heidelberg, hat gerade die bestrittenen Fragen durch Jahre hindurch zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. A. d. R.

Digitized by Google

Ich meine den Einwurf, daß die Ebene, in der Merkur sich bewegt, um 7 Grad von der Ebene der Erdbahn abweicht; denn meine Hypothese wird von der Neigung der Bahn des Merkur oder der Venus nicht berührt, und würde selbst dann noch Genüge leisten, wenn diese Neigung 90 Grad betrüge.

Die übrigen Einwendungen gelten aber der Hypothese selbst, und erfordern daher eine nähere Beleuchtung.

Nachdem mir aber die genannten zwei Gelehrten „unklare Begriffe über das Wesen der Geologie" zuschreiben, mir die „Vertrautheit mit den vorliegenden Thatsachen" absprechen, und meinen „Einblick in das Getriebe der Natur für einseitig und beschränkt" halten: so finde ich es für nöthig, Andere für mich sprechen zu lassen, deren Autorität hoffentlich auch von Seite meiner Gegner unangefochten bleiben dürfte. Ich wähle zu meinen Anwälten: Dr. H. S. Bronn und A. von Humboldt.

1. „Die Thatsache, welche zu erklären versucht wird, ist nicht in der Natur vorhanden". Bronn schrieb vor kaum sechs Jahren („Entwicklungs-Gesetze der organischen Welt", Seite 273): „Es gibt gewisse Gränzen in der Schichtenfolge, von welchen man angenommen, daß sie von keiner Art leicht überschritten werden, und welche seit längerer Zeit zur Abmarkung verschiedener Perioden benützt worden sind. Paläontologisch genommen liegt indessen ihre Bedeutung nicht so sehr in dem erwähnten Umstande, als darin, daß in der Nähe dieser Gränzen ganze Familien oder Ordnungen von Thieren und Pflanzen zuerst auftreten oder verschwinden. Die markirteste dieser Gränzen ist die zwischen dem Permien und dem Buntsandstein der Trias, und es ist uns in der That keine Organismenart bekannt, welche diese Grenze überschritte". In diesen Worten ist das Substrat meiner Hypothese so klar, präzis und prägnant ausgesprochen, wie nur immer möglich. —

Bronn schreibt ferner Seite 254: „Die Tertiärschichten haben allerdings nur wenige Arten aus der Kreideperiode aufgenommen; denn die Mehrzahl derjenigen, die man als gemeinsame Arten aufgezählt hatte, dürfte eine strengere Prüfung nicht aushalten". Die Gränze ist also auch hier noch scharf markirt, obwohl etwas minder scharf, als am Ende der ersten Periode, ganz in Uebereinstimmung mit meiner Hypothese.

Was meine Gegner zur Begründung dieses Einwandes weiter noch sagen, als: „Ein wiederholtes Erlöschen alles organischen Lebens auf dem Erdballe entspricht unseren heutigen Erfahrungen durchaus nicht; es kann im Gegentheil als erwiesen angenommen werden, daß, seit organisches Leben auf unserer Erde erschien, es nie mehr auf derselben wieder erloschen ist" u. s. w., sind theils solche Behauptungen, welche sich weder erweisen noch widerlegen lassen, theils solche, welche sich mit meiner Hypothese, die bei weitem nicht alle paläontologischen Erscheinungen allein erklären will, vollkommen vertragen. — Durch diese Behauptungen kennzeichnen sich aber meine Gegner als unbedingte Anhänger der Theorie Darwins

Digitized by Google

von der „Natürlichen Züchtung", weil es sonst ganz unbegreiflich wäre, wie sie das Substrat meiner Hypothese haben so entschieden in Abrede stellen können.

Die Theorie Darwins ist allerdings eine der schönsten; daß man ihr aber in Allem und unbedingt huldige, dazu scheint sie mir wohl noch nicht ganz reif. — Darwin selbst hat dieß gefühlt und mehrfach angedeutet, so z. B. (Darwin, über die Entstehung der Arten, übersetzt von Bronn, S. 315): „Diese Thatsache" — das Fehlen antesiluriſcher fossilreicher Schichten — „muß für erst unerklärt bleiben, und wird mit Recht als eine wesentliche Einrede gegen die hier entwickelten Ansichten hervorgehoben werden. Ich will jedoch folgende Hypothese aufstellen, um zu zeigen, daß doch vielleicht einige Erklärung möglich ist". Ferner S. 181: „Einige der Schwierigkeiten sind von solchem Gewichte, daß ich nicht an sie denken kann, ohne wankend zu werden" u. s. w. Bronn aber, nachdem er gegen diese Theorie Einwendungen vom größten Gewichte gemacht hatte, sagt S. 518: „Unser persönliches Vermögen, uns diese Theorie, so wie sie ist, anzueignen, ist noch weit geringer, als jene Einreden vermuthen lassen".

Wenn also meine Gegner Sätze, welche aus der Darvinschen Theorie fließen, als unumstößliche Theoreme hingestellt haben, vor welchen andere Annahmen längst weichen mußten, so hatten sie offenbar ein „jurare in verba magistri" begangen.

2. „Es reicht hin, daran zu erinnern, daß selbst die ältesten uns bekannten Thierformen in den wesentlichen Zügen ihrer Organisation mit den heutigen übereinstimmen. — Hiermit fällt aber auch diese ganze neue Hypothese in Nichts zusammen." Was in aller Welt hat dieser Einwand mit meiner Hypothese zu thun? — Oder fordert meine Hypothese für jede Periode einen Extra-Schöpfungsplan? Sind nicht vielmehr die Gesetze, welche der Schöpfer in die Natur gelegt hat, als ewig und unabänderlich anzunehmen? — Wenn übrigens meine Gegner wiederholte Schöpfungen anstößig finden, so führe ich ihnen — obwohl ich selbst kein Anhänger wiederholter persönlicher Schöpfungen bin — folgende gegen Darvins Theorie gerichtete Worte Bronns vor: „Aber immer ist noch ein persönlicher Schöpfungsakt für dieses organische Wesen nöthig, und wenn derselbe einmal erforderlich, so scheint es uns ganz gleichgiltig, ob der erste Schöpfungsakt sich nur mit einer, oder mit zehn oder hunderttausend Arten befaßt, und ob er dies nur ein- für allemal gethan oder von Zeit zu Zeit wiederholt hat."

3. „Die Erscheinungen der Eiszeit erklärt man naturgemäß aus einer anderen Vertheilung von Wasser und Land und aus großen Schwankungen im Niveau der Landmassen."

Dieser Einwand sagt nichts Anderes als: diese Hypothese taugt nichts, denn es gibt auch eine andere Hypothese für dieselbe Erscheinung. — Aber eben diese andere Hypothese ist nicht naturgemäß. Wir haben Beweise der Eiszeit aus allen Welttheilen diesseits und jenseits des Aequators; Darvin bemerkt, daß sie von ungeheurer Dauer gewesen sei, und wenn sie auch an einer Stelle der Erde früher begonnen oder früher aufgehört haben kann als an der anderen, so sei es

Digitized by Google

doch wahrscheinlich, daß sie — weil überall in die letzte geologische Periode fallend — auch überall gleichzeitig war.

Ich fordere nun meine Gegner auf, irgend eine annehmbare Vertheilung von Wasser und Land und irgendwelche Schwankungen im Niveau der Landmassen zu erfinnen, welche eine solche Eiszeit zu erklären im Stande wären. Wenn sie dann gewahr werden, daß es nicht geht — denn der von Lyell aufgestellte extreme Fall der Landvertheilung kann doch unmöglich auf die Eiszeit angewendet werden, wo die Vertheilung von Wasser und Land annähernd schon dieselbe war, wie heute — so werden sie wohl selbst eingestehen müssen, wie ungerechtfertigt sie eine unhaltbare Hypothese adoptirt, eine andere aber, welche die Erscheinung auf das Natürlichste und Ungezwungenste erklärt, ohne weiteres verurtheilt und zum Gegenstande des Spottes gemacht haben.

Es sei hier noch erwähnt, daß Agassiz schon vor zwei Dezennien aus anderen Umständen geschlossen, daß die Temperatur am Ende einer jeden Periode bedeutend gesunken, am Anfange der folgenden aber wieder gestiegen sei, ohne die höhere Temperatur der früheren Periode wieder zu erreichen. Den Grund der wiederholten allgemeinen Temperatur-Erniedrigung hat er jedoch nicht angedeutet. Letztere folgt aber aus meiner Hypothese unmittelbar, nur mit dem Unterschiede, daß Agassiz die niedrige Temperatur plötzlich, meine Hypothese aber dieselbe allmälig eintreten läßt.

4. „Es ist höchst willkürlich, anzunehmen, daß die Erde schon mit einer bewohnbaren Rinde versehen gewesen sei, bevor Venus gebildet wurde." — Wenn man bedenkt, daß die Sonne sich um circa sechs Millionen Meilen im Halbmesser zusammenzuziehen brauchte, um die Venus zurückzulassen, während die Erde — angenommen, daß ihr anfänglicher Halbmesser sogar der vierfachen Mondesentfernung gleichkam — nur einen Rückzug von etwa 200.000 Meilen zu machen hatte, um bis auf ihr jetziges Volumen einzugehen; wenn man ferner bedenkt, mit welcher Schnelligkeit kleine Massen auskühlen im Verhältnisse zu unvergleichbar großen, wenn man endlich bedenkt, daß gewisse Pflanzen bei Temperaturen bis über 80 Grad C., gewisse Thiere bei Temperaturen bis über 60 Grad C. im Wasser noch gedeihen, so wird die obige Annahme viel eher als nothwendig, denn als höchst willkürlich erscheinen.

5. Meine Gegner machen in Bezug auf meine Hypothese eine Anspielung auf „Buffon'sche Kometenschweife" und andere „unruhige Phantasiestücke".

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man Erscheinungen, wie die am ganzen Erdballe so scharf markirte Grenze am Ende der primären Periode, oder wie es die gleichfalls über die ganze Erde verbreitete Eiszeit ist, nie aus terrestrischen Ursachen allein wird befriedigend erklären können, und seine Zuflucht nothwendig zum Himmel wird nehmen müssen. — Es kann dann nichts näher liegen, als eine allmälige Abkühlung der Sonne und ein zeitweises Auflodern derselben in Folge der Planetenbildung vorauszusetzen. Ob aber die Trennung der

Digitized by Google

Planeten vom Hauptkörper der Sonne gerade auf die Weise vor sich ging, wie ich es mir vorstelle oder auf irgend eine andere Weise, das ist für meine Hypothese ganz gleichgiltig, sobald der Vorgang nur überhaupt ein tumultuarischer, folglich ein solcher war, daß er ein Auflodern der Sonne zur Folge haben konnte. — Die Astronomen werden hierüber hoffentlich weitere Aufklärungen geben können. Einstweilen laßt uns hören, was A. v. Humboldt im Jahre 1850 schrieb:

„Wenn je auch nur ein sehr geringer Theil der hier geschilderten Veränderungen in der Intensität der Licht- und Wärmestrahlung nach ab- oder aufsteigender Skala unsere Sonne angewandelt hat — und warum sollte sie von anderen Sonnen verschieden sein? — so kann eine solche Anwandlung doch mächtigere, ja furchtbarere Folgen für unsere Planeten gehabt haben, als zur Erklärung aller geognostischen Verhältnisse und aller Erdrevolutionen erforderlich ist."

Auf den Ausruf meiner Gegner: „daß aber solches heute noch in unserem Lande und an solcher Stelle geboten werden konnte, ist ein trauriges Zeichen der Zeit!" antworte ich nun ganz einfach: Ich habe die Ursache einiger irdischer Erscheinungen dort gesucht, wo sie Humboldt finden zu können glaubte; nur habe ich noch eine unerklärt gebliebene Erscheinung am Himmel — das plötzliche Auflodern der Fixsterne und durch Analogie auch jenes unserer Sonne — mit Hilfe der Laplace'schen Hypothese aufhellen wollen. — Ich glaube, daß man Ideen, welche Humboldt in seinem hohen Alter niederschrieb, doch nicht mit Buffon'schen Kometenschweifen und unruhigen Phantasiestücken wird vergleichen können.

6. Was endlich die Anspielungen auf isolirte Bergorte, auf die Leitha, auf die politischen Streitigkeiten u. s. w. anbelangt, so begreife ich nicht, welchen Bezug dieselben auf meine Hypothese oder auch auf meine Person haben können. Mögen es meine Gegner verantworten, derlei Dinge in eine Diskussion hineingezogen zu haben, welche rein wissenschaftlich bleiben sollte. Für mich sind diese Ausschreitungen ein Feld, auf welches ich meinen Gegnern zu folgen nicht für angemessen erachte.

Schemnitz, am 23. Februar 1863.

Johann v. Pettko.

F. P. Die vor einigen Wochen durch die Zeitungen gelaufene Nachricht, daß wir von Gottfried Kinkel ein erzählendes Gedicht: „Der Grobschmied von Antwerpen" zu erwarten haben, hat auch den Weg in die „Wochenschrift" (s. Nr. 9, S. 279) gefunden. Ist diese Nachricht begründet, so muß, was bisher von keiner Seite geschehen ist, bemerkt werden, daß wir es dann mit keinem durchwegs neuen, sondern mit der Vollendung eines schon früher begonnenen und theilweise veröffentlichten Gedichtes zu thun haben. Schon in der uns zur Hand liegenden vierten Auflage seiner Gedichte (Stuttgart 1852) befinden sich am Ende, S. 467 bis 517, „Bruchstücke aus einem größeren (unvollendeten) erzählenden Gedichte: „Der Grobschmied von Antwerpen". Das

Digitized by Google

allgemeine Stillschweigen über diesen Umstand darf auffallen und gibt nicht gerade Zeugniß von tiefer Wirkung der Kinkel'schen Gedichte. Es ist die bekannte romantische und oft in Versen und Prosa behandelte Geschichte des Quintin Messys, die Kinkel hier zum Vorwurf eines kleinen Epos gewählt hat. Wie das den Bruchstücken vorgesetzte Motto lehrt: „Einem Gefangenen müßt Ihr Fragmente verzeihen", sind sie während seiner Kerkerhaft entstanden. Die „erste, zweite und fünfte Historie" werden ganz, aus den dazwischen liegenden zwei Episoden: „Ein Künstler" und „Künstlerglück" mitgetheilt. Die Ausführung zeigt alle die Vorzüge, die seinen „Otto, der Schütz" auszeichnen und dieser reizenden Erzählung so zahlreiche Freunde zugeführt haben, und weckt den Wunsch, jene Nachricht möchte sich bestätigen.

---

* Prof. Ungers für die wissenschaftliche Bearbeitung des österreichischen Rechtes in gewissem Sinne epochemachendes Werk: „System des österreichischen Privatrechtes", von welchem bis jetzt zwei Bände vorliegen, ist soeben in zweiter unveränderter Auflage erschienen. Die Herausgabe des dritten Bandes wird dem Vernehmen nach vorbereitet.

---

* Hermann Grimms „Leben des Michel-Angelo" ist mit dem zweiten Bande abgeschlossen. Der zweite Band befriedigt ebensowenig als der erste. Hermann Grimm gehört in die Reihe jener Schriftsteller, welche Begeisterung für den Gegenstand und eine, wenn auch manierirte, so doch glänzende Darstellungsgabe für die wichtigsten Vorbedingungen zu ihren Arbeiten zu halten scheinen, hingegen das volle Vertrautsein mit dem Gegenstande als etwas Sekundäres behandeln. Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß der Verfasser erst während des Schreibens das Materiale kennen gelernt hat und von demselben nicht jenen Gebrauch macht, den man im Interesse der ernsteren Kunstforschung wünschen muß. Tausend Dinge werden in das Buch hineingezogen, die nicht zur Sache gehören; über Papst und Kirche spricht Hermann Grimm ziemlich ausführlich seine individuellen Ansichten aus, aber über den Zustand der Werke Michel-Angelo's, über seine Handzeichnungen über die Echtheit und Unechtheit der ihm zugeschriebenen Bilder erfahren wir sehr wenig. Und gerade darüber verlangten wir in das Detail gehende Aufschlüsse.

---

* Der Tod des Philosophen Dr. Anton Günther bewegt diejenigen Kreise, die sich für Philosophie interessiren, in hohem Grade. Wir bringen in dem heutigen Blatte ein Votum von einem Fachmanne und werden demnächst ein zweites bringen von einem Manne, der dem Denker zugleich persönlich nahegestanden ist.

---

* Das eben erschienene erste Heft der „statistischen Arbeiten der Handels- und Gewerbekammer in Brünn" enthält eine mit großem Fleiße gearbeitete Uebersicht der Bewegung des Gewerbs- und Handesbetriebes im Bezirke der Handels- und Gewerbekammer in Brünn innerhalb des Zeitraumes 1857 bis 1861. Die rasche Fortsetzung dieser statistischen Publikationen ist in Aussicht gestellt, da es der Kammer gelungen ist, für die statistische Thätigkeit besonders geeignete Kräfte zu gewinnen.

Digitized by Google

* Der erste Theil von Goethe's „Faust" ist in einer sehr gelungenen italienischen Uebersetzung des Mantuanischen Schriftstellers Anselmo Guerrieri erschienen. Italienische Kritiker nennen die Uebersetzung einen Edelstein, mit dem die italienische Literatur bereichert worden sei.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wir haben heute als Pendant zu der unlängst erwähnten militärischen Studie des Grafen zur Lippe über die preußischen Hußaren-Regimenter eines ähnlichen Werkes einer österreichischen Feder zu gedenken. Ein „ehemaliger Kavallerie-Offizier" (Graf Thürheim) hat mit vielem Fleiße eine „Geschichte der österreichischen Reiter-Regimenter" zusammengestellt, die in drei Bänden bei Geitler hier erschienen ist. Der schriftstellernden Militärs gibt es in Oesterreich nicht gerade so viele, als daß nicht ein solcher Versuch, der mit mühsamer Aufsuchung zerstreuter Quellen beginnt, freudig zu begrüßen wäre. — Ein anderes kriegsgeschichtliches Werk neuesten Datums ist die „Beschreibung des spanisch-marokkanischen Feldzuges 1859 und 1860" vom Oberlieutenant Schlagintweit, der als Augenzeuge im spanischen Lager weilte.

Ein junger Frankfurter, Dr. G. Berna, hat mit vier Gefährten, unter denen der bekannte Dr. C. Vogt und der Maler Hasselhorst, im Sommer 1861 eine Expedition nach dem Nordkap unternommen; die Beschreibung dieser Reise auf dem Schooner „Joachim Heinrich" ist von Vogt ausgearbeitet im Druck erschienen und schildert die Fahrt an der norwegischen Küste entlang nach Bergen Drontheim, zum Nordcap, den Besuch der Inseln Jan Mayen und Island und die Heimkehr; das Aeußere des stattlichen illustrirten Bandes ähnelt unserem „Novara"-Werk, nur hat sich die Holzschneidekunst arg an den Ideen des Zeichners versündigt. — In das Studium Heinrich v. Kleists hat sich Dr. A. Wilbrandt versenkt und als dessen Resultat eine umfangreiche literarische Biographie zu Wege gebracht, die alle Vorarbeiten Tiecks, Bülows, Koberstein's, J. Schmidts in sich aufnimmt und solche durch mündliche Mittheilungen des einzigen noch lebenden Freundes des Dichters, Generals v. Pfuel, vervollständigt. Der Erbe des Philosophen Schopenhauer, J. Frauenstädt, hat dessen Nachlaß unter Mitwirkung von E. O. Linderer herausgegeben. Das Werk führt den Titel: „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung" und enthält Memorabilien und Briefe, die den Zeitgenossen redlich und grob zurückzahlen, wenn sie es sich einfallen ließen, Einiges an dem Sonderling „sonderbar" zu finden.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Ein von den Geologen lange erwartetes Buch ist endlich erschienen und wird in der gelehrten Welt große Bewegung hervorrufen. Es heißt: „The geological evidences of the antiquity of man, with remarks on theories of the origine of species by variation" von Sir Charles Lyell. Die Controverse über das Schöpfungsalter des Menschen kommt durch dieses Buch, so wie durch das nächstens erscheinende Werk von Huxley über denselben Gegenstand wieder in Fluß, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade in dem durch seinen Bibelglauben so bekannten England die Darwins, Lyells und Huxleys ihre Theorien aufstellen.

Die Saison der Reisewerke beginnt allmälig. Wir haben aus vergangener Woche mehrere interessante Bücher dieser Art vor uns, darunter vor allem das neue Buch des durch sprachwissenschaftliche Schriften bekannten Sir Rutherford Alcock, welcher mehrere Jahre als britischer Resident in Japan zubrachte und nun in einem hübschen zweibändigen Buche seine Erfahrungen und Anschauungen über japanesische Zustände

Digitized by Google

veröffentlicht. Sein Werk heißt: „The Capital of the Tycoon: a narration of a three years' residence in Japan" und zeichnet sich selbst vor englischen Büchern dieser Art durch elegante Ausstattung und hübsche Illustrationen aus.

Nicht minder interessant ist Wills Reise durch das Innere Australiens: „A successfull exploration through the interior of Australia from Melbourne to the gulf of Carpentaria. From the journals of W. J. Wills edited by his father W. Wills. Der kaum achtundzwanzigjährige Wills war bekanntlich der Anführer einer Forschungsreise durch Australien, bei welcher man 1800 englische Meilen lange Strecken zu durchwandern hatte, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten. Leider erlag der wackere Wills den Anstrengungen und einer durch sie hervorgerufenen Krankheit mitten in der Wildniß, nachdem er seine Begleiter zur Fortsetzung der Reise und weiteren Verfolgung ihrer wissenschaftlichen Resultate aufgefordert. Der Vater erweist nun dem Sohne die letzte Ehre, indem er dessen Papiere und Reisenotizen der Oeffentlichkeit übergibt.

Schließlich erwähnen wir: „Reminiscences of thirty years residence in New South Wales by R. Therry". Der Verfasser war Richter des obersten Gerichtshofes in Neu-Süd-Wales. Die nächste Zeit dürfte voraussichtlich noch eine ganze Reihe neuer Reisewerke zu Tage fördern.

---

* Das Modell zum Jelačić-Monument im k. Erzgußhause des Bildhauers A. Ritter v Fernkorn stellt den Banus zu Pferde vor, den Säbel in der ausgestreckten rechten Hand haltend. Das Pferd ist in einer schreitenden Bewegung. Das Kostume des Banus wird dem Monumente ein ganz eigenthümlich malerisches Interesse geben. Das Jelačić-Monument, das in Agram aufgestellt werden wird, soll die Größe des Kaiser Joseph-Monumentes erhalten. Es ist dies die vierte große Gruppe mit einem Pferde, welche in dem Atelier Fernkorns modellirt und gegossen wird — ein in der Geschichte der modernen Kunst gewiß einziger Fall.

---

* Am 8. April kommt in Dresden die bekannte Kunstsammlung des Freiherrn Karl Rolas du Rosey zur Versteigerung. Der Katalog, der mit besonderer Sorgfalt gearbeitet ist, behandelt in der ersten Abtheilung: Antiquitäten, Kunstgegenstände und Kuriositäten aller Art und umfaßt 574 Oktavseiten. Die zweite Abtheilung ist noch nicht erschienen.

---

* Margaretha van Eyck gehört der glänzendsten Künstlerfamilie der flämischen Kunst des 15 Jahrhunderts an. Ihre Kunstfertigkeit wird seit Jahrhunderten gepriesen, man war fast immer in Verlegenheit, wenn es sich darum handelte, ihr ein bestimmtes Gemälde zuzuweisen. Herr James Weale, der gründlichste Kenner und gediegendste Forscher auf dem Gebiete der altflämischen Kunst hat ein Gemälde aus der Sammlung de Weyer erworben, welches er der Margaretha van Eyck zuschreibt. Das Gemälde, 0.55 Meter hoch, 0.48 Meter breit, stellt Maria mit dem Jesukinde, mit Maria Magdalena und der Stifterin des Bildes vor. Das Gemälde ist das einzige, welches mit dem Namen der Künstlerin gezeichnet ist. Kunstfreunde werden näheren Aufschluß über dieses Bild in dem Brüsseler „Journal des beaux arts" vom 28 Februar finden. Weale schreibt auch das Bild der Münchener Galerie (Kab. III. Nr. 42) „Der heilige Lukas malt Maria", welches dort als Johann van Eyck figurirt, der Margaretha van Eyck zu.

Digitized by Google

* Das Rafael'sche Bild „Apollo und Marsyas", Eigenthum des Herrn Morris Moore, wird in der päpstlichen Kupferstecherei zu Rom gestochen. Das Schreiben des Sekretärs der päpstlichen Kupferstecherei an Herrn Morris Moore lautet folgendermaßen:

Hochgeehrtester Herr. Die Kommission der päpstlichen Kupferstecherei, bestehend aus den Herren Professoren: Commendatore Tommaso Minardi, Pietro Folo, Com. Pietro Tenerani, Com. Antonio Sarti, Cavaliere Paolo Mercurj, Direktor der päpstlichen Kupferstecherei, Cav. Alessandro Capalti, Niccola Consoni, Giuseppe Marcucci, Koadjutor des Direktors der päpstlichen Kupferstecherei, hat mich in ihrer Sitzung von 15. Dezember 1862, beauftragt, Eu. Wohlgeboren in Kenntniß zu setzen, daß sie da ihr die Bereicherung der Anstalt zum Vortheil der Künste stets am Herzen liegt und sie einstimmig ist über die Nützlichkeit der Wahl, den lebhaften Wunsch hegt, Sie möchten gestatten, daß die Zeichnung des berühmten Bildes von Rafaello Sanzio, welches „Apollo und Marsyas" darstellt und sich in Ihrem Besitz befindet, angefertigt werde, damit es aufs Treueste wiedergegeben und auf Rechnung der Anstalt publizirt werden könne: eine Huldigung, welche man einem so ausgezeichneten Werke und seinem unsterblichen Autor schuldet. Herr Professor Consoni wird mit Sorgfalt die Zeichnung leiten und davon die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, und um den Erfolg noch mehr zu sichern, würde die Kommission vorschlagen, daß derselbe Professor mit eigener Hand die Durchzeichnung anfertige.

Nekrolog.

Johann Baptist Schöpf.

Am 20. Februar beschloß Johann Baptist Schöpf, Franziskanermönch und Gymnasiallehrer zu Bozen, nach längerer Krankheit sein edles, reiches Leben. Spann sich auch dasselbe größtentheils in der stillen Klosterzelle ab, so zog es doch nach außen seine Kreise und das allzu frühe Ende wird nicht nur in Tirol von seinen Mitbrüdern, Freunden und Schülern tief betrauert, es wird auch außerhalb der Berge von Allen, die für deutsche Volksmundart Sinn und Verständniß haben, schwer empfunden werden.

Schöpf, der Sohn eines Schullehrers, war am 29. Jänner 1824 zu Seefeld im Ober-Innthale geboren. Die Eltern waren bemüht, dem talentvollen Sohne eine nach ihren Verhältnissen sorgfältige Erziehung und Bildung zu geben. Die vielen alten Sagen von Heimon und Thyrsus, von Oswald Milser u. A., welche an seiner Heimath haften, und die dortigen Volksbräuche mochten in dem sinnigen Knaben jene Vorliebe für derartige Seiten des Volkslebens geweckt haben, die ihn später auf diesem Gebiete so erfolgreich wirken ließ. Nachdem er das gehörige Alter und die entsprechende Vorbildung erreicht hatte, zog er an das Gymnasium zu Hall, wo er mit ausgezeichnetem Erfolge den Studien oblag. Nebenbei fand er Zeit genug sich der Musik zu widmen und in derselben schöne Fortschritte zu machen. Nach zurückgelegtem Gymnasium trat er am 29. September 1842 in den Franziskanerorden und legte am 21. November 1845 die Gelübde ab. Am 13. Mai 1847 erhielt er die Priesterweihe. Bald darauf ward er von seinen Oberen an das Gymnasium zu Bozen berufen, wo er seither als Lehrer, Kanzelredner und Organist thätig war. Da er die deutsche und italienische Sprache lehrte, warf er sich mit der ihm eigenen Energie und einem wahren Mönchsfleiße auf das Studium beider. Durch J. Grimms und Schmellers Werk angeregt, von dem Reichthume und der Eigenthümlichkeit der tirolischen Dialekte angezogen, faßte Schöpf den Entschluß, seine Muße der Erforschung der Volksmundarten Tirols zu widmen. Mit eiserner Konsequenz führte er denselben durch, mochten ihm auch Freunde von der allzugroßen Anstrengung abrathen und sein zarter Körper ihn die Folgen übermäßigen Studiums oft bitter fühlen lassen. Denn er zählte zu jenen Naturen, die, wenn sie einmal etwas ergriffen haben, es mit Feuer und zäher Ausdauer durchführen; deren Grundsatz es ist: biegen oder brechen. Mit ganzer Seele gab er sich seinem vorgesetzten Ziele hin, und der zartbesaitete Organismus litt und freute sich mit den Anstrengungen und Erfolgen. Die erste Frucht seiner derartigen Studien veröffentlichte Schöpf im Gymnasialprogramme 1853. Die gründliche, klare Behandlung des Thema's, die genaue Bekanntschaft mit Fachschriften fand nicht nur in Tirol, sondern auch in weiteren Kreisen Anerkennung. Durch die freundliche Aufnahme neu ermuthigt, arbeitete er auf diesem Gebiete nun rüstig fort. „Die Zeit, welche mir von meinen Berufsgeschäften übrig bleibt, verwende ich auf Sammlung von Provinzialismen, die dereinst Nachträge zu Schmeller abgeben sollen. In der Bibliothek unseres neuen Gymnasiums ist gar angenehm arbeiten", schrieb er am 6. Mai 1854. Im folgenden Jahre erschienen in Frommanns „Zeitschrift für deutsche Mundarten" der Aufsatz: „Ueberblick der sprachlichen Elemente in Tirol" und einige kleinere Beiträge. Schon damals war durch allzuviele Studien die zarte Gesundheit des jungen Forschers untergraben. „Wie wollte ich arbeiten, wenn mein Befinden es mir erlauben würde! Nun ich Gottlob

Digitized by Google

wieder insoweit hergestellt bin, daß ich bald fortwährend thätig sein kann, soll Manches fertig werden" (15. April 1855). Kaum genesen, schrieb er die „Nachträge aus Tirol zu Schmellers baierischem Wörterbuche", die 1857 in Frommanns Zeitschrift erschienen und zu den besten Beiträgen derselben zählen. Der Gedanke, ein selbstständiges tirolisches Wörterbuch zu liefern, drängte sich immer mehr in den Vordergrund. Auf das Mahnen, er solle Instruktionsbriefe im Lande herumsenden und zu Beiträgen auffordern, erwiederte er: „Das Beste ist immer das Selbsthandeln, besonders das Herumreisen in den Ferien. Die Hauptsache bleibt immer, gute Belege zu finden, und an dieser Seite dürfte das Werk keinen Mangel bekommen, da ich fortwährend ausnotire. Ich habe zu diesem Zwecke bereits Oswald v. Wolkenstein, Winklers „Tugendblume", Protokolle und Akten des hiesigen Magistrates, alte Chroniken und andere Manuskripte, die Jahrgänge des „Tiroler Boten" und die meisten Tirolensien ausgebeutet. Dazu werde ich von meinen Ordensbrüdern und den Freunden unterstützt." (2. Mai 1859.) Im Februar 1861 waren schon einige Buchstaben des Idiotikons druckfertig und die Veröffentlichung konnte schon im folgenden Jahre beginnen. Nach dem Erscheinen der ersten Hefte flossen die Beiträge von vielen Seiten erst reichlicher und beschäftigten Schöpf mit dem Gedanken, allsogleich einen Supplementband folgen zu lassen. Rastlos arbeitete er an der Vollendung des Werkes nun vorwärts. Es war, als ob eine geheime Stimme ihn triebe, zu eilen, damit das Tagwerk vollendet werde, ehe die unerbittliche Nacht einbreche. „Mir wird die Arbeit oft zum Ekel, und doch muß ich vorwärts schreiben. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Werk nicht vom Halse habe. — Dann wird das Ruhen süß sein!" äußerte sich der ermattete Gelehrte einem Freunde gegenüber im letzten Herbste. — Er ahnte nicht, daß sein Wunsch nach Ruhe so schnell in anderem Sinne in Erfüllung gehen werde. Denn kaum war das Manuskript abgeschlossen, war seine Lebenskraft gebrochen und er legte sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Im Idiotikon hat sich Schöpf ein Denkmal gesetzt, das sein Gedächtniß erhalten wird, so lange Sinn und Liebe für deutsche Volksmundart lebt. Hat es seine Mängel und Lücken, so werden sie durch den Umstand entschuldigt, daß ein derartiges Werk beim ersten Erscheinen nie vollendet und abgeschlossen sein kann.

Außer den genannten Beiträgen zur deutschen Dialektkunde schrieb er eine treffliche Abhandlung über den Polemiker „Johannes Nochus, Franziskaner und Weihbischof von Brixen" (Bozen 1860), auf dessen Bedeutung kurz vorher Gödecke (Grundriß S. 384) aufmerksam gemacht hatte. Schöpf löste dadurch eine alte Schuld gegen seinen berühmten Mitbruder in würdiger Weise. — Nebenbei fand der rastlose Mönch immer noch Zeit genug Freunde bei ihren Studien und Forschungen zu unterstützen. So lieferte er Zingerle zahlreiche Beiträge zu den Sagen und Sitten aus Tirol und verschaffte ihm den interessanten Hexenprozeß: „Mathias Berger, der Butterfresser" (Innsbruck 1858).

Gebot Schöpf durch sein Wissen und Streben, so wie durch sein unermüdliches Wirken als gewissenhafter Lehrer und Priester Achtung, so gewann er durch seine Ruhe, Maßhaltung und Liebenswürdigkeit die Herzen Aller, die ihn kannten. Mit den geistigen Vorzügen der schönen Seele stand in voller Harmonie die edle schlanke Gestalt mit dem feingeschnittenen blassen Gesichte und den mild glänzenden, seelenvollen Augen. — Hat der edle Mann uns auch früh verlassen, sein Andenken wird lange segensreich und ehrenvoll im Berglande fortblühen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 25. Februar 1863.

Es wird der Klasse vorgelegt ein von Herrn geistlichen Rath Dr. Knabl in Gräz zur Herausgabe eingesandtes Werk: „Codex ducatus Styriae epigraphicus romanae vetustatis".

Herr Prof. Bonitz legt vor: Aristotelische Studien, zweites Heft.

Im Vergleich zu den Fortschritten, welche das Verständniß der aristotelischen Philosophie und die Kritik des aristotelischen Textes in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, ist die grammatische Erklärung der aristotelischen Schriften in mancher Hinsicht im Rückstand geblieben. Namentlich ist die Auffassung der Satzfügung, welche in der Setzung der Interpunktion ihren Ausdruck erhält, noch an zahlreichen Stellen zweifelhaft. Der Grund dieser Unsicherheit liegt einerseits in der Sache selbst, indem häufig ein verschlungener Gedankengang es zweifelhaft erscheinen läßt, ob ein Satzglied noch den Prämissen oder ob es bereits der Folgerung angehört. Anderseits aber tritt noch ein subjektiver Anlaß hinzu; denn bei der Eigenthümlichkeit und Fremdartigkeit der gesammten Schreibweise des Aristoteles ist man minder bedenklich, ihm eine Art von Satzfügung oder von

Digitized by Google

Mangel an Satzfügung beizumessen, wie man sie kaum irgend einem andern Schriftsteller zutrauen würde. Entscheidung oder Annäherung an Sicherheit in Fragen dieser Art läßt sich nur erreichen, indem mit der strengen Auffassung des Gedankenganges in jedem einzelnen Falle eine Zusammenstellung der gleichartigen Satzformen verbunden wird. Nach diesen beiden Gesichtspunkten wird in der vorliegenden Abhandlung versucht, eine erhebliche Anzahl von Stellen aus dem gesammten Bereiche der aristotelischen Schriften in Hinsicht auf Satzfügung zu erklären.

Min.-Konzipist J. N. Goehlert übergibt als Fortsetzung seiner Studien über das Sektenwesen in Oesterreich eine Abhandlung über die in der Bukowina vorkommenden Lippowaner (eigentlich Philippowaner). Dieselben sind in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus der Moldau und aus Bessarabien (von den Ufern des schwarzen Meeres) unter kaiserlicher Zusicherung der freien Religionsübung in die Bukowina eingewandert und gründeten daselbst die Ortschaften Bialokrynica, Mitoka und Klimoutz. Ihrer Religion nach sind sie ein Zweig der vielgespalteten Starowierzen (russischen Altgläubigen), welche sich seit Nikons Neuerungen im Jahre 1666 von der russischen Staatskirche losgesagt haben. Sie theilen sich in zwei Sekten, in die Priesterlichen (Popowci) und in die Priesterlosen (Bezpopowci), halten sich strenge an ihre alten kirchlichen Gebräuche und sondern sich nicht nur in religiöser Beziehung von allen anderen Glaubensgenossen, auch die Neuerungen der Zeit sind an ihnen bis jetzt fast spurlos vorübergegangen, so daß sie mehr als Fremdlinge denn österreichische Unterthanen unter österreichischem Schutze, nicht aber nach österreichischen Gesetzen leben. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig in der Bukowina nahezu 3000, welche in den Ortschaften Bialokrynica, Mitoka, Klimoutz, Kotzowanka und Mychydra, ungemischt mit anderen Glaubensgenossen, leben. Sporadisch kommen sie noch in einigen Ortschaften der Bukowina und Galiziens vor. Außerhalb Oesterreich finden sich die Lippowaner in größeren Massen in Rußland und in der Türkei, vereinzelt in der Moldau dann Walachei und in Preußen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 27 Februar 1863.

Se. Exzellenz der Herr Präsident gedenkt in einer kurzen Ansprache des schmerzlichen Verlustes, den die Akademie, beziehungsweise die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse derselben, durch das am 22. d. M. erfolgte Ableben des Herrn Regierungsrathes Zippe erlitten hat.

Die Klasse gibt ihr Beileid dnrch Erheben von den Sitzen kund.

Der Sekretär liest ein Schreiben des Herrn Hofrathes W. Haidinger, womit dieser das ihm für die Akademie übersendete Werk: „Manuel de Minéralogie“ von Herrn A. Des Cloizeaux einbegleitet.

Herr Hofrath Haidinger übermittelt ferner ein an ihn gerichtetes Schreiben der Frau Katharina Scarpellini nebst „Beobachtungen von Erdbeben in Rom in den Jahren 1858 bis 1862, mit Beziehung auf Phasen und Stellungen des Mondes“.

Im Anschlusse der vor kurzem gemachten Mittheilungen über die geognostische Beschaffenheit der Insel Cypern legt Herr Prof. Unger heute drei Abhandlungen vor, von denen die erste Höhenbestimmungen, die zweite Daten für eine Charakteristik der Quellen und die dritte eine Darstellung des Klima's der Insel enthält. Mit Ausnahme der Höhenbestimmungen, welche zum Theile auch Angaben des Cap. Graves einschließen, sind sämmtliche Gegenstände die Frucht eigener Beobachtungen. Besonders haben die Quellen über einige interessante Punkte Aufschluß gegeben. An meteorologischen Beobachtungen hat es bisher so zu sagen fast gänzlich gefehlt. Diesem Mangel ist nun

Digitized by Google

auf eine dauernde Weise dadurch Abbruch gethan, daß der in Larnaka wohnende österreichische Konsul Herr Josef Paskotmi an den ihm zurückgelassenen Instrumenten täglich in der von der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus vorgeschriebenen Weise Beobachtungen anstellt. Prof. Unger theilt bereits einen Cyklus von Angaben der letztvergangenen Sommer- und Herbstmonate mit, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieselben in gleicher Weise fortgesetzt werden. Erst dann wird sich etwas Sicheres über den Gang der Temperatur des Luftdruckes, der Luftfeuchtigkeit und der meteorischen Niederschläge der Insel sagen lassen.

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. Th. Wertheim sandte eine Abhandlung „über das Piperidin" ein, in welcher gezeigt wird, daß das Eine Atom vertretbaren Wasserstoffes, welches diese Imidbase noch enthält, durch Stickoxyd ersetzt werden kann. Prof Wertheim schlägt für den so gewonnenen Körper, aus welchem durch die Einwirkung von Wasserstoff im Entstehungszustande wieder Piperidin regenerirt werden kann, die Namen Stickoxydpiperidin oder Mitronylpiperidin vor

Herr Dr. Fr. Steindachner, Assistent am k. k. zoologischen Museum, überreicht die 4. Folge seiner „Beiträge zur Kenntniß fossiler Fische Oesterreichs".

Auszug aus dem Protokolle

der am 8. Jänner 1862 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen ersten Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Se. Exzellenz der Herr Präsident eröffnet der Versammlung, daß Se. k. k. Apostolische Majestät mit der Allerhöchsten Entschließung vom 27. Dezember 1862 die auf das Kommissionsmitglied, den Professor der Architektur Friedrich Schmidt gefallene Wahl des St. Stephansdom-Baukomité's zum St. Stephansdom-Baumeister anstatt des verstorbenen Dombaumeisters Ernst allergnädigst zu genehmigen geruht haben. Se. Exzellenz begleiteten diese für die Centralkommission hocherfreuliche Mittheilung mit dem Ausdrucke der Zuversicht, daß durch die Berufung dieses genialen Künstlers zur Leitung der Restauration der Domes, die Fortsetzung und Vollendung derselben in einer allen Anforderungen der Kunstfreunde entsprechenden Weise sichergestellt werde. Die Versammlung begrüßt diese Allerhöchste Ernennung, durch welche die Leitung der Restauration des wichtigsten Baudenkmals der Residenz einem ihrer thätigsten Mitglieder anvertraut wurde.

Professor Rudolf von Eitelberger zeigt an, daß er im Laufe dieses Jahres einige Zeit in Venedig zubringen werde und gern bereit wäre, der Centralkommission bei dieser Gelegenheit eine Abhandlung, entweder über die altchristlichen Monumente von Verona, oder über die christlichen Denkmäler in Cattaro und den dalmatinischen Inseln zu liefern.

Die Centralkommission erklärt sich mit Vergnügen bereit, dieses Anerbieten zu benützen und spricht sich bezüglich des alternativen Antrages für die Verfassung einer Abhandlung über die altchristlichen Denkmale Verona's aus, mit dem Wunsche, daß dabei vorzugsweise Objekte der Architektur und Skulptur sowie der Kleinkünste, welche dem Ressort der Centralkommission zunächst liegen, berücksichtigt werden mögen.

Die Anzeige des Conservators Benesch über die Vollendung der Restaurationsarbeiten an den beiden Erkern des gegenwärtigen Hauptschulgebäudes in Kuttenberg und über die bevorstehende Restaurirung der Königskapelle im welschen Hofe daselbst wird

Digitized by Google

zur befriedigenden Kenntniß genommen und der Redaktion der Mittheilungen zur Benützung zugewiesen

Conservator Wocel berichtet über die zu Ende des 13. Jahrhunderts angelegten Befestigungswerke der Stadt Beraun, die in ihren Hauptbestandtheilen beinahe vollkommen erhalten ein von einer doppelten Mauer umgürtetes regelmäßiges Viereck bilden und mit ihren niedrigen ehemals mit Zinnen gekrönten Thürmen und einem Wassergraben, als ein interessantes Beispiel der Militär-Architektur des Mittelalters eine genaue Aufnahme verdienen würden.

Der Herr Einsender besuchte im Auftrage der k. k. Statthalterei Beraun anläßlich der Abtragung des hohen Walmdaches eines im Privatbesitze befindlichen Bastionsthurmes in der löblichen Absicht, auf die Herstellung des neuen Daches in der Form des abgetragenen hinzuwirken. — Obgleich die Preisziegel, mit welchen das alte Dach gedeckt war, noch vollkommen wohlerhalten sind und zum abermaligen Gebrauch aufgeschichtet liegen, und obgleich nach dem Ueberschlage des städtischen Architekten Kolarzik die Herstellungskosten des Walmdaches, wenn die Stadtgemeinde das nöthige Holz für den Dachstuhl beistellte, sich nur auf 400 fl. belaufen würden, blieb dennoch dieses Bemühen ohne Erfolg, da jener Thurm seitdem mit einer sehr niedrigen Dachkappe versehen wurde. Bei diesem Vorgange wurden die zierlichen aus Ziegeln und Terracotta aufgeführten Giebelschilder des Daches vernichtet. Diese Giebel rührten ebenso wie die zerstörte Bedachung des Thurmes aus dem 16. Jahrhundert her und waren interessante Denkmale des zu jener Zeit in der Stadt Beraun blühenden Industriezweiges der plastischen Arbeiten aus gebrannter Erde. Zierliche Medaillons von Terracotta haben sich noch an der Façade der Dechanteikirche zu Beraun (erbaut im Jahre 1543) erhalten nnd eine größere Anzahl ähnlicher Bildwerke aus gebranntem Thon erblickt man noch heute an der Außenseite der Begräbnißkirche (erbaut im Jahre 1524) jener Stadt.

Der vorliegende Bericht wird eben auch der Redaktion der Mittheilungen zur Benützung zugewiesen.

Die Anzeige des Conservators, Consistorialrathes Bezděka, daß die Erhaltung des alten Tempelrittersaales in Pisek vorläufig gesichert erscheine, wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Ueber Vorschlag Se. Exzellenz des Herrn Statthalters für Mähren wird beschlossen, Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister den Antrag auf Ernennung des Olmützer Prälaten Robert Grafen Lichnowsky zum k. k. Conservator für die Brünner Diözese zu unterbreiten.

Der Conservator Ritter von Gallenstein bestätigt den Empfang des demselben übersendeten Manuskriptes des verstorbenen Freiherrn von Ankershofen „die Baugeschichte und Beschreibung des Domes zu Gurk" und beantragt für den Fall als der kärnthnerische Geschichtsverein die beabsichtigte Veröffentlichung dieser Abhandlung ausführen sollte, demselben die im Besitze der Centralkommission befindlichen Zeichnungen zu der Beschreibung des genannten Domes zu überlassen.

Die Centralkommission nimmt dieses Ansinnen vorläufig zur Kenntniß. Dem Einschreiten der k. k. Universitätsbibliothek in Prag um Ergänzung der derselben zugekommenen Publikationen der Centralkommission durch nachträgliche Zusendung der abgängigen Hefte und Bände findet die Centralkommission zu entsprechen.

Die eingelangten Anzeigen von dem Tode der Korrespondenten Dr. Lorenz Wellwich, Propst zu Völkermarkt und Dechant zu Tainach und Mathias Mayer, Dechants in Tamsweg, werden mit dem Ausdrucke des Bedauerns zur Kenntniß genommen.

Der Bericht des Conservators Benesch über die Herstellungen an der alten gothischen Kirche zu St. Peter und Paul in Gaslau und über die bevorstehende Er-

Digitized by Google

neuerung des Thurmhelmes an derselben in stylgemäßer Weise, wird zur befriedigenden Kenntniß genommen und bezüglich seines beschreibenden und historischen Inhaltes zugleich der Redaktion der „Mittheilungen" zur Benützung überwiesen.

Der Landesausschuß für Mähren beantragt die Herausgabe einer Abhandlung über den sogenannten „Heidentempel" bei Znaim unter der Leitung der Centralkommission. Die Centralkommission erklärt sich mit Vergnügen bereit, zu diesem Unternehmen hilfreiche Hand zu bieten, findet aber die an das Kommissionsmitglied Dr. Heider eingesendeten, von diesem vorgelegten Zeichnungen und Aufnahmen für den gedachten Zweck nicht ganz entsprechend und erklärt sich bereit, dem Landesausschusse für Mähren mehrere Künstler namhaft zu machen, die einer entsprechenden Aufnahme gewachsen wären.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 24. Februar 1863.

Der Herr Vizepräsident k. k. Oberst Se. k. Hoheit Wilhelm Herzog von Württemberg führte den Vorsitz.

Den Statuten entsprechend wurde Herr Quirin Leitner, k. k. Oberlieutenant zum ordentlichen Mitgliede gewählt.

Bei Vorlage der eingegangenen Druckschriften erwähnt der Sekretär der Mittheilung des Dr. Roth in dem letzten Hefte der Berliner „Zeitschrift für Erdkunde", daß es Mr. Landsborough, der eine Expedition zur Aufsuchung der Burke'schen nach dem Innern von Australien führte, gelungen sei, vom Carpentaria Golf aus in südlicher und südöstlicher Richtung den Darling River zu erreichen und auf diese Art den australischen Kontinent in dem Zeitraum von etwas über drei Monaten in nordsüdlicher Richtung zu verqueren. Es ist dieß die zweite Expedition, die dieses wichtige Resultat erzielt hat.

Herr F. Kanitz gab eine Schilderung der Zinzaren, auch Rumuni, Mauro- oder Kuzo-Wlachen genannt, eines Volksstammes der europäischen Türkei, der, zerstreut über ihre ganze Oberfläche, eines der wichtigsten Kulturelemente derselben bildet. In größerer Anzahl begegnet man den Zinzaren schon in Ofen und Pesth, in Neusatz, Semlin und Belgrad; in Bulgarien, Macedonien, Thracien und Albanien gehört die Elite des Kaufmannsstandes diesem Volke an. Ackerbau und Viehzucht treibend findet man die Zinzaren in größeren geschlossenen Gruppen im Südosten der Türkei, eingekeilt zwischen die albanesischen Stämme Thessaliens, am See von Janina und südlich an den Pindusabhängen. Nördlicher als kleine Inseln, umschlossen von albanesisch-griechisch-bulgarischen Elementen, in der Nähe von Castoria und am See von Ochrida; ferner in Mittel-Albanien in den Bezirken von Elbassan, Pekin und Cavaja in der Nähe des Schkumbflusses, und in den Küstenebenen der Muckja im Gebiete von Berat. In Thracien gibt es nur eine zinzarische Oase bei Tatarbazardschik an der Maritza mit dem Hauptorte Peristera. In Griechenland bewohnen die Zinzaren dessen nordöstlichen Theil. Ihren Namen erhielten sie von den Slawen wegen ihrer Aussprache der Zahl fünf: „Zinz" statt „tschintsch" der daeischen Wlachen. Mit diesen sind sie stamm- und sprachverwandt. Nachdem Herr Kanitz ausführlicher in die Schilderung der Lebensweise des Charakters, der Tracht, des Typus, der Fähigkeiten u. s. w. eingegangen ist, glaubt er schließlich ihre Gesammtzahl auf etwa eine halbe Million annehmen zu können, ohne hierin die walachischen Kolonien mit einzurechnen, die sich in diesem Jahrhunderte in Serbien, Bulgarien, und in der Dobrudscha am rechten Donauufer gebildet haben.

Digitized by Google

Herr K. Friesach schloß hierauf seine Mittheilung über die verschiedenen bisherigen Arten der geographischen Breiten- und Längengradbestimmungen, erwähnte der von dem k. preußischen Generallieutenant Herrn Baeyer im vergangenen Jahre in Vorschlag gebrachten mitteleuropäischen Gradmessung, welche zwischen den Parallelen von Stockholm und Palermo und auf dem Meridian von Bonn, bei 22 Breiten- und bei 12 Längengrade umfassen soll, und schloß mit einer kurzen Darlegung des großen Nutzens für die Astronomie sowohl wie in praktischer Beziehung, den diese große Messung haben wird.

Herr Sekretär F. Foetterle las eine Mittheiluug des k. k. pensionirten Artillerie-Majors J. Křiž über seine Fahrt auf dem kaspischen Meere im Jahre 1859 und namentlich über seinen Aufenthalt in Baku; diese Stadt liegt auf der Halbinsel Apscheron am östlichen Fuße der Kaukasus, in einer durch zahlreiche Naphthaquellen und Schlammvulkane ausgezeichneten Gegend; aus den vielen hier befindlichen reichen Naphthagruben werden bei 240.000 Pud (70.800 Wiener Zentner) Naphtha gewonnen. Dem zerklüfteten Erdreich entströmen fortwährend ungeheure Quantitäten von Kohlenwasserstoffgas. Die meisten derartigen Gasströme befinden sich 18 Werste nördlich von Baku bei dem Dorfe Ralah-Chaneh, wo man auch ein Kloster erbaute, das als Wallfahrtsort für die Parsen oder Feueranbeter dient, welches auch Herr Křiž besuchte und die hierbei stattfindenden Ceremonien in ausführlicher Weise schildert.

Sitzung der ungarischen Akademie.

Sitzung der philosophischen, historischen und rechtswissenschaftlichen Klassen am 23. Februar.

Herr Trefort hielt einen Vortrag, in welchem er das zuerst in englischer, dann in französischer Sprache erschienene Werk von Kelly: „principes de la Science sociale“ besprach. Herr Karl Péterfy, reformirter Pfarrer in Maros Vásárhely, sandte eine „Populäre Philosophie“ zur Begutachtung ein; das Manuskript wurde den Herren Cyrill Horvát und Greguss übergeben. Hierauf folgte eine gemeinschaftliche Sitzung, in welcher verschiedene Zuschriften verlesen wurden.— Se. k. Hoheit der durchl. Herr Erzherzog Albrecht ließ für die Bibliothek der ungarischen Akademie ein Exemplar der Strategie und des Feldzuges vom Jahre 1799 sammt dem dazu gehörigen kostspieligen Atlas übersenden. Die Akademie hat bekanntlich die Strategie, welche Herr Kiss übersetzt hatte, vor Kurzem in ungarischer Sprache herausgegeben. Die Akademie wird auf Antrag des Herrn Kiss Sr. k. Hoheit ihren Dank für das werthvolle Geschenk in einer Zuschrift abstatten. — Herr Paul Hunfalvy stellte den Antrag: die Akademie möge in Berücksichtigung dessen, daß der Palast der Akademie vielleicht schon in einem oder zwei Jahren so weit aufgeführt sein wird, um die Bibliothek in den neuen Gemächern aufstellen zu können, und daß es nothwendig sei unterdessen nicht blos die Art und Weise und das Fachsystem zu bestimmen, nach welchem die neue Aufstellung vorgenommeu werden solle, sondern auch schon jetzt die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um die Transportirung und neue Aufstellung mit möglichster Raschheit und Ordnung durchführen zu können — ein Komité ernennen, welches einen Plan zur neuen Aufstellung ausarbeiten und die vorläufig vorzunehmenden Arbeiten bestimmen solle. Der Antrag wurde angenommen. Zu Mitgliedern des beantragten Komité's wurden die Herren Dr. Franz Toldy, Mátray und Iván Nagy ernannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

H. Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.

Angezeigt von Dr. Alexander Rollett.

(Braunschweig 1862.)

Ein Buch seltener Art, welches uns hier vorliegt. Eine Fülle von Thatsachen schließt es in sich, zu deren Erkenntniß Helmholtz nach den exakten Methoden der Naturwissenschaft geführt wurde und die er hier als die Früchte einer achtjährigen Arbeit der Oeffentlichkeit übergibt. Aber nicht den Naturforschern allein soll die reiche Ernte auf dem vorher lange brach gelegenen Felde der physikalischen und dem überhaupt noch wenig bebauten Felde der physiologischen Akustik gehören. Helmholtz blickt weiter aus, die innigen Beziehungen seiner akustischen Lehren zur Theorie der Musik können seinem scharfen Auge nicht entgehen, und so wie er sie selbst weit hinein in das Gebiet der Musik verfolgt hat, so will er auch jetzt mit Musiktheoretikern und Aesthetikern sich darüber auseinandersetzen. Darum ist Helmholtz' Buch breiter angelegt, als wenn es für Naturforscher allein geschrieben wäre, und die Darstellung des naturwissenschaftlichen Theiles für einen weiteren Leserkreis berechnet. Nicht ausgedehnte physikalische Vorkenntnisse, nur die Begriffswelt des Gebildeten und eine gewisse Konsequenz des Lesens setzt der naturwissenschaftliche Theil des interessanten Buches voraus. Die Gesetze jener unsichtbaren Bewegungen der Außenwelt, die, aufgenommen vom lauschenden Ohr, in uns die Empfindung der Töne erzeugen, werden mit einer wunderbaren Klarheit gemeinfaßlich dargestellt. Helmholtz weist eine Reihe von neuen Gesetzen für jene Bewegungen nach, die dem geistigen Auge erschlossen, unsere Gedanken nicht weniger fesseln, als sie im Moment des musikalischen Genusses mit der von Mythe und Dichtung gepriesenen unwiderstehlichen Gewalt unser Fühlen erfassen.

Die Vorgänge im Ohre selbst zergliedert Helmholtz auf die scharfsinnigste Weise und gelangt dadurch zu einer Erklärung des Unterscheidungsvermögens des Ohres, welche die Physiologie bis dahin nicht zu geben vermochte.

Noch mehr, die Vorgänge in der Nervenleitung vom Ohr zum Hirn, die verschiedenen Auslegungen, welche wir von unseren Gehörsempfindungen nach der verschiedenen Richtung unserer Aufmerksamkeit machen, wie wir sie zu Urtheilen über die Außenwelt bewußt und unbewußt zusammenfassen, alle diese komplizirten Vorgänge unterwirft Helmholtz seiner durchdringenden Analyse. Und hier weist er

Digitized by Google

Verfolgt man die Einwirkung solcher verschiedener Schwingungsformen auf das Ohr, so bemerkt man eine früher von den Physikern und Musikern meist als Kuriosum betrachtete Erscheinung, man hört außer dem Ton, dessen Höhe von der Periode der Schwingung abhängt, dem Grundton, noch eine Reihe höherer Töne, die harmonischen Obertöne des ganzen Klanges. Der Grundton ist in der Regel der tiefste und stärkste darunter, und die Tonhöhe des ganzen Klanges wird nach diesem Grundton beurtheilt. Die Reihe der Obertöne ist für alle musikalischen Klänge im Allgemeinen dieselbe. Z. B. für c als Grundton: 1. die höhere Oktave c' mit zweimal so viel Schwingungen; 2. die Quinte dieser Oktave g' mit dreimal so viel Schwingungen; 3. die zweite höhere Oktave c'' mit viermal so viel Schwingungen; 4. die große Terz dieser Oktave e'' mit fünfmal so viel Schwingungen; 5. die Quinte dieser Oktave g'' mit sechsmal so viel Schwingungen als der Grundton. Daran schließen sich immer schwächer und schwächer werdende Töne, welche sieben-, acht-, neunmal u. s. w. so viel Schwingungen machen als der Grundton.

Nur eine Schwingungsform gibt es, was Ohm zuerst ausgesprochen hat, deren Klang keine harmonischen Obertöne enthält, sondern nur den Grundton. Es ist dies die pendelartige oder einfache Schwingung.

Jede andere regelmäßig periodische Schwingungsform kann, einem zuerst von Fourier ausgesprochenen mathematischen Gesetze zu Folge, aber immer nur in einer Weise, in eine Reihe einfacher pendelartiger Schwingungen zerlegt, oder als eine Summe solcher einfacher Schwingungen dargestellt werden.

Diese entsprechen dem Grundton und den harmonischen Obertönen, den Partial- oder Theiltönen der zusammengesetzten Klangmasse. Diese den Theiltönen entsprechenden einfachen Schwingungen existiren aber nicht bloß als eine mathematische Fiktion für die Theorie der Schwingungen oder nur für die Wahrnehmung durch das Ohr.

Helmholtz zeigt, daß ihnen auch ganz bestimmte Wirkungen in der Außenwelt zukommen. Sie versetzen Stimmgabeln, gespannte Saiten und Membranen oder die Luft in kugeligen oder röhrigen Hohlkörpern, den von Helmholtz erfundenen Resonatoren, in Mitschwingungen, wenn der eigene Ton der angeführten tönenden Körper entweder genau dieselbe oder nahezu dieselbe Schwingungszahl, wie einer der Partialtöne der zusammengesetzten Klangmasse besitzt, und durch eine Reihe passend abgestimmter Resonatoren gelingt es, die Theiltöne einer zusammengesetzten Klangmasse durch Mittönen einzeln zu verstärken und deutlich wahrnehmbar zu machen. Das Phänomen des Mittönens giebt also ein Mittel, um zusammengesetzte Klänge zu analysiren.

Eine ähnliche Analyse nehmen wir aber mit unserem Ohre vor, wenn wir uns bemühen, die Obertöne eines bestimmten Grundtones neben diesem zu hören.

Thomas Young hat gezeigt, daß man durch ein besonderes Verfahren aus der Gesammtbewegung einer Saite, gewisse einfache Schwingungsformen der Saite künstlich ausschalten kann. Dann fehlen aber auch die diesen einfachen Schwingungen entsprechenden Theiltöne im Klang der Saite, wie Helmholtz durch

Digitized by Google

mitschwingende Saiten und Resonatoren zeigt und dasselbe ist der Fall bei Beobachtung dieses Klanges mit freiem Ohre. Dasselbe läßt sich mit Stimmgabeln in Verbindung mit passend abgestimmten Resonanzröhren zeigen. Einige solcher Combinationen geben nur einen einfachen Ton und auch das Ohr nimmt dann keine Obertöne wahr.

Ton und Klang müssen aber nach dem Gesagten, wie Helmholtz hervorhebt, wohl von einander unterschieden werden. Der erstere entspricht einer einfachen, der letztere einer zusammengesetzten Schwingung, also nicht einem Ton sondern einer Reihe von Theiltönen.

Wenn auf einem musikalischen Instrumente eine Note angegeben wird, z. B. auf einer Violine, Trompete oder Orgel, oder von einer Singstimme, so ist sie als ein Klang jener Tonwerkzeuge zu bezeichnen. Frei von Obertönen, also wirklich ein Ton, ist der Klang einer Tonquelle nur selten, z. B. bei einer von Helmholtz angegebenen Verbindung einer Stimmgabel mit einer Resonanzröhre oder bei gedackten schwach angeblasenen Orgelpfeifen. Man muß sich die Klänge aller musikalischen Instrumente vielmehr ähnlich zusammengesetzt vorstellen, wie die Klänge eines Mixturregisters bei der Orgel.

Die Obertöne sind in der Regel schwierig zu beobachten und häufig entsprechen sie in der Empfindung nicht der Stärke, welche sie der Theorie nach haben sollten. Nun von Helmholtz werden eine Menge Methoden angegeben, nach welchen man sich von der Existenz derselben leicht überzeugen kann; Resonatoren, Saiten u. s. w., welche die Töne durch Mitschwingen verstärken, gehören hierher, wie schon angeführt wurde.

Helmholtz setzt aber auch die Gründe für die Schwierigkeit in der Beobachtung der Obertöne klar auseinander. Die Obertöne sind ein Phänomen der reinen Empfindung, ein zum Bewußtsein gelangter Zustand unseres Nervenapparates. Die Zusammenfassung einer Reihe von Theiltönen zu einem Klange, wie er irgend einem Instrumente zukommt, fällt in das Gebiet der Wahrnehmung, — so nennen wir die Eindrücke auf unsere Sinnesorgane, insofern wir aus ihnen die Vorstellung äußerer Objekte bilden. Ein Schall, der als Klang einer Violine aufgefaßt wird, ist eine Wahrnehmung. Bemühen wir uns die Partialtöne dieses Klanges zu hören, so ist dies Sache der reinen Empfindung. Bei Untersuchungen über unsere Empfindungen kann uns an der Aufsuchung eines einzelnen Theiltones viel gelegen sein, beim täglichen Gebrauch des Ohres haben wir kein solches Interesse, weil da unsere Sinnesempfindungen nur insofern einen Werth haben, als sie uns die Vorgänge in der Außenwelt ermitteln lassen. Dazu genügt eine richtige Auffassung der Klänge; eine Trennung derselben in Partialtöne würde sogar störend sein. Einübung und Erfahrung spielen aber im Gebrauch unserer Sinnesorgane eine wichtige Rolle. Die gewöhnliche Aufgabe, welche das Ohr beim Zusammentreffen mehrerer Klänge zu lösen hat, ist Sonderung der Klänge der einzelnen Instrumente, weiter gehen wir nicht, weil wir aus einer Analyse der einzelnen Klänge nichts Neues erfahren würden über die Tonquellen. In dem ersteren Geschäfte sind wir geübt und erfahren in den Hilfsmitteln dafür, die Helmholtz gleichfalls einer

Digitized by Google

näheren Würdigung unterwirft, im letzteren Geschäfte, im Zerlegen der einzelnen Klänge, sind wir ungeübt, aber bei zweckmäßig unterstützter Aufmerksamkeit wird es uns eben so möglich wie das erstere und zwar durch dieselbe Fähigkeit unseres Ohres, zusammengesetzte Klangmassen in pendelartige Schwingungen zu zerlegen.

Allein, wenn auch die Partialtöne eines zusammengesetzten Klanges für gewöhnlich nicht zur bewußten Wahrnehmung kommen, so existiren sie doch in unserer Empfindung und bedingen unser Urtheil über die Klangfarbe.

Helmholtz widmet nun einen langen Abschnitt seines Buches der Untersuchung der musikalischen Klangfarben und beweist ausführlich, wie die Klangfarbe der Klänge verschiedener Tonquellen, der musikalischen Instrumente, der menschlichen Stimme, der Vokale, von der Existenz oder dem Fehlen der Theiltöne oder einzelner derselben, ferner von der verschiedenen Stärke der einzelnen Obertöne abhängig ist. Dabei kommt er zu folgenden Hauptresultaten. Einfache Töne, z. B. die der weiten gedackten Orgelpfeifen, klingen weich und angenehm ohne alle Rauhigkeit, aber unkräftig und in der Tiefe dumpf. Klänge, von einer Reihe ihrer niederen Obertöne etwa bis zum sechsten begleitet, klingen klangvoller, musikalischer. Hierher gehören die Klänge des Fortepiano, der offenen Orgelpfeifen, die weicheren Pianotöne der menschlichen Stimme und des Horns, letztere machen den Uebergang zu Klängen mit hohen Obertönen, während Flöten und schwach angeblasene Flötenregister der Orgel sich einfachen Tönen nähern. Sind nur die ungeradzahligen Obertöne da, wie bei den engen gedackten Orgelpfeifen, den in der Mitte angeschlagenen Fortepianosaiten und der Clarinette, so bekommt der Klang einen hohlen und bei einer größeren Zahl von Obertönen einen näselnden Charakter. Wenn der Grundton an Stärke überwiegt, ist der Klang voll, — leer, wenn der Grundton den Obertönen nicht hinreichend überlegen ist. Wenn die höheren Obertöne jenseits des sechsten und siebenten sehr deutlich sind, wird der Klang scharf und rauh. Der Grad der Rauhigkeit kann verschieden sein. Bei geringer Stärke beeinträchtigen die hohen Obertöne die musikalische Brauchbarkeit nicht, sind im Gegentheil für Charakteristik und Ausdrucksfähigkeit der Musik günstig. Wichtig sind hier die Klänge der Streichinstrumente, der meisten Zungenpfeifen, Oboe, Fagott, Physharmonika, der menschlichen Stimme. Dagegen sind die Klänge der auch hierher gehörigen Blechinstrumente rauh und schmetternd und außerordentlich durchdringend.

Helmholtz entscheidet weiter die Frage, ob nur die Existenz und Stärke der Theiltöne die Klangfarbe bedinge oder ob diese auch mit bedingt werde durch den Phasenunterschied der einzelnen aus der Zerlegung eines zusammengesetzten Klanges hervorgehenden einfachen pendelartigen Schwingungen. Die Schwingungsform der Gesammtbewegung eines Klanges ist nämlich nicht nur von der Zahl und Stärke der in ihr enthaltenen pendelartigen Schwingungen, sondern auch von dem Phasenunterschied derselben abhängig. Man könnte also glauben, daß von der Klangfarbe dasselbe gilt. Helmholtz beweist aber, daß die Klangfarbe nur von der Zahl und Stärke der Partialtöne abhängig ist. Insoferne also die Schwingungsform eines zusammengesetzten Klanges von diesen zwei Bedingungen abhängt, hängt auch die

Digitized by Google

Klangfarbe von der Schwingungsform ab. Der Phasenunterschied der einfachen Schwingungen kommt für die Klangfarbe nicht in Betracht.

Schluß folgt.

Karl Kreil.

Eine biographische Skizze.

II.

Zu seiner Versetzung nach Prag gratulirten ihm seine gelehrten Freunde, nicht des Gehaltes wegen (er kam durch dieselbe von 400 fl. auf 800 fl. zu stehen), sondern wegen des Umstandes, daß an der dortigen Sternwarte bei der anhaltenden Kränklichkeit des Direktors alles darniederlag, und Kreil eine schöne Gelegenheit erhielt, seine Kraft und Kenntnisse zu beweisen. Allein er fand bei seiner Ankunft das Observatorium in einem schlechteren Zustande als er erwarten konnte. Schon vor 35 Jahren war der Neubau desselben als nothwendig anerkannt und angeregt worden; er verzog sich aber immer wieder. Selbst nicht das nothwendigste Instrument zu genauen Beobachtungen — ein Passage-Instrument — fand sich vor, so daß Kreil schlechterdings nicht im Stande war, den Gallei'schen Kometen im Jahre 1840 zu beobachten; die vorhandenen Instrumente konnten wegen Mangel an Raum nicht aufgestellt werden und wurden durch Staub und Rost ruinirt. Der neue Adjunkt fing daher wieder von vorne an, mit der Anregung eines Neubaues; aber obwohl der Platz ausgemittelt, die Pläne fertig wurden, führten seine Bemühungen so wenig zu einem Resultate, als die seiner Vorgänger; er regte sie immer wieder an, und immer waltete derselbe Unstern der Verschleppung darüber. Wir haben dieser Angelegenheit darum Erwähnung gethan, weil sie für Kreils weitere Richtung entscheidend geworden ist; ihm, dem rasch entschlossenen Manne, wurde sie nämlich der Grund, daß er die astronomischen Zwecke nach Verhältniß der vorhandenen Mittel als sekundäre ansah und zur Hauptsache — wie es an andern Sternwarten in jener Zeit zumeist geschehen ist — die Pflege der jungen Wissenschaften machte, des Erdmagnetismus und der Meteorologie. Als der Custos des Nationalmuseums in Prag, Corda, mit Humboldt in Teplitz zusammentraf (1839) und ihm von der Lage und dem Entschlusse Kreils erzählte, rief jener aus: „Gott Lob und Dank, so wird er desto mehr für den Magnetismus thun!". Aber es war keine leichte Sache ein Observatorium zu erhalten, das nur den nächsten Anforderungen entsprach; bei der Mißgunst, welche die neuen Wissenschaften in der unmittelbarsten Nähe Kreils verfolgte, wo man sich von älteren Anschauungen nicht trennen konnte, mußte er sein Terrain Schritt für Schritt erobern. Von dem Ersparniß, das er durch eine beispiellos einfache Lebensweise von seinem Gehalte abgekargt hatte, konnte er sich wohl die einfachsten und billigsten Instrumente ankaufen; da es ihm aber nicht

Digitized by Google

gelang, eine Geldunterstützung zum Aufbau einer eisenfreien Hütte aus Holz für die magnetischen Beobachtungen zu erhalten, war er gezwungen, in einem gewöhnlichen Lokale ein Observatorium einzurichten und mußte an den Beobachtungen durch zeitraubende Berechnung den örtlichen — von dem im Gebäude vorhandenen Eisen herrührenden — Einfluß auf den Magnetstab auffinden und in Anschlag bringen; es wurden mithin die anstrengenden Arbeiten noch viel schwieriger und langwieriger. Aber er hatte nicht darum die harte Schule der Ausdauer durchgemacht, nicht darum war er von Natur aus mit einem reichen Maße von Geduld begabt worden, daß ihn derlei Schwierigkeiten verzagt machen konnten; vielmehr trug er sich gerade in jener Zeit mit der Ausführung großer Gedanken, die er vielleicht schon während des Mailänder Aufenthaltes gefaßt, aber fest in sich verschlossen hatte. Er versuchte vorerst das allgemeine Interesse für sie zu erregen und bald sammelte sich ein Kreis von jungen Männern, welche ihn bei den magnetischen Beobachtungen unterstützten, so daß diese in mehrfacher Beziehung und reichlicher ausgeführt werden konnten, als es in Mailand der Fall war. Schon im Oktober 1839 begannen die Prager Beobachtungen und zwar täglich durch 18 Stunden; auch die Meteorologie zog er jetzt in das Gebiet regelmäßiger Beobachtungen ein, da er den Gedanken hatte, es müßte die geheimnißvolle Kraft des Erdmagnetismus auch auf die athmosphärischen Erscheinungen einwirken, worin ihn Humboldt bestärkte. Nach Verlauf von 18 Monaten hatte dieses neue Observatorium von Prag den Ruf, nach jenem von Göttingen, das unter der Leitung des Hofrathes Gauß stand, das wichtigste zu sein, und dies in einer Zeit, da überall in Europa die praktische Wichtigkeit solcher Studien durchschlug und alle Regierungen, besonders die britische, die größten Anstrengungen für dieselben machten; die berühmte magnetische Expedition des Kapitän Roß zum Südpol wurde vorbereitet, der Franzose Gaimard bereiste die nördlichsten Gegenden Europa's und errichtete eine Beobachtungsstation am Nordkap, Lamont, einer der noch lebenden Koryphäen dieser neuen Wissenschaften, gelang es in München ein meteorologisches Institut für Bayern, Quetelet in Brüssel, ein solches für Belgien zu gründen, während zugleich die von Kreil angeregten Beobachtungen in Mailand fortdauerten und Observatorien in Bologna von Amadei, in Parma von Colla gegründet wurden. Dies bewirkte er mit seinem geringen Ersparniß und mit einer Schaar junger Leute, die, selber arm, aus Interesse an der Sache sich betheiligten.

Die Entwürfe Kreils reichten freilich noch weiter; aber was halfen ihm alle Pläne, die er in seiner Stube auf dem Papiere hatte, da die Hindernisse immer mehr und schwieriger wurden.

Die jungen Leute, die ihm bisher geholfen, waren durch ihre eigene Noth gezwungen, ihre Zeit fruchtbringend zu benützen, und Kreil, der seine Habe auf die Instrumente ausgelegt hatte, war nicht im Stande, ihnen irgend eine Entschädigung zu bieten; auch war bei einigen das Interesse nicht anhaltend genug. Daher verließen ihn nach und nach seine Mitarbeiter, so daß bald die Reihe der Beobachtungen auf die Hälfte herabgesetzt werden mußte. Nur einer blieb ihm treu, der

Digitized by Google

seit jener Zeit mit seltener Entsagung und Opferfreudigkeit der Erweiterung der Wissenschaft dient und den zugleich ein verwandtes Bestreben an jenes von Kreil knüpfte. Es ist dies sein langjähriger Amtsgenosse, der, mit den reichsten physiologischen Kenntnissen ausgerüstet, in ähnlichem Sinne die Wissenschaft der Phänologie in Oesterreich zu begründen suchte, wie Kreil jene des Erdmagnetismus und der Meteorologie; schon in Prag, noch weiter in ihrem späteren Zusammenwirken an der Centralanstalt in Wien, vertrat er dieses Fach bleibend und selbstständig und wurde von bedeutenden Männern, wie Humboldt und Quetelet als der eifrige Mitarbeiter Kreils anerkannt. Die beiden Männer arbeiteten mit rastloser Thätigkeit an der Gewinnung von Materiale; es kam nicht selten vor, daß Kreil zur Zeit der sogenannten Termine achtzehn halbstündige Beobachtungen in einem Tage machte.

Im Jahre 1840 sandte der schon genannte Mechaniker der Mailänder Sternwarte, Grindel, seinen Sohn nach Prag, damit er sich unter der Aufsicht Kreils im Fache des Vaters und in der deutschen Sprache ausbilde. Kreil wies ihm ein Zimmer in seiner Wohnung an und trat in engen Verkehr mit ihm. Er hatte seit langer Zeit die Idee in sich ausgebildet, ein Instrument zu konstruiren, welches zur Erleichterung der meteorologischen Beobachtungen, und zwar zuerst jener des Luftdruckes dienen sollte; es sollte nämlich von selbst, durch Verbindung mit einem Uhrwerke ohne andere menschliche Beihilfe, als daß dieses aufgezogen würde, die Schwankungen im Luftdrucke genau und ununterbrochen aufzeichnen und zugleich die Stunde und Minute des Eintretens einer jeden derselben angeben. Er machte nun mit Hilfe seiner mechanischen Kenntnisse und Erfahrungen den Entwurf eines solchen Instrumentes und der junge Mailänder sollte ihn in freier Zeit ausführen. Er brachte es glücklich zu Stande; das selbstregistrirende Barometer oder der Barometrograph Kreils ist auf diese Weise entstanden; bald folgten ihm andere ähnliche Instrumente zur Beobachtung der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft, die Thermo- und Hygrometrographen, dann der Wind- und Regenmesser [1], und so hatte Kreil den Abgang menschlicher Kräfte durch sein Genie mit andauernderen Instrumenten ersetzt, die ihren Zweck aufs vollkommenste erfüllten; „denn, heißt es in dem Briefe eines berühmten Wiener Physikers von dem ersteren, „Ihre Angabe und Einrichtung halte ich für das non plus ultra der Einfachheit und Zweckmäßigkeit und ganz unverbesserlich; wer immer das Instrument in seinem Gange sieht, ist entzückt. Ich stelle es im Museum auf, obgleich in meinem Arbeitszimmer ein besserer Ort dafür wäre, damit dieses Produkt eines vaterländischen Gelehrten Niemand entgehe, der mein Museum besucht." Auch Lamont in München schreibt hierüber (1847): „Ich habe schon seit längerer Zeit registrirende Instrumente, wobei ich Ihre Ideen zum Theil benützt habe." — Für das gewonnene Materiale suchte Kreil gleich vom Anfange an ein selbstständiges Organ einzurichten, welches auf öffentliche Kosten gedruckt wurde und als Jahrbuch unter dem Titel: „Magnetische

1 Ihre Beschreibung veröffentlichte Kreil in Poggendorfs Annalen 1841 — Den Entwurf eines registrirenden Magnetometers gab er wegen Mangel an Mitteln auf.

Digitized by Google

und meteorologische Beobachtungen von Prag" erschien (von 1839 bis 1849, zehn Bände) [1]. Es liegt in diesem Unternehmen die erste Hinweisung auf die Ziele, die er damals schon im Auge hatte, aber aus Mangel an Mitteln und Unterstützung nicht ausführen konnte. Es war ein über die ganze Monarchie ausgedehntes Netz von Beobachtungsstationen, um die zerstreute Thätigkeit vieler Beobachter, die in den verschiedenen Gegenden, jeder für sich, ungefähr nach denselben Zielen strebten, zu konzentriren in ein großes wissenschaftliches Unternehmen, das mit gleichförmigen Instrumenten und nach gleichförmigen klar bestimmten Zielpunkten geordnet und gefördert werden sollte [2]. Schon damals ersuchte er die Herren P. Marian Koller in Kremsmünster, seinen hochverehrten Freund, dann Gintl in Graz, Böhm in Innsbruck, Sacher in Tarnow um ihre Mitwirkung, und in der That finden wir in den ersten Bänden schon Beiträge von Ofen, Graz u. s. w. Nach seiner schon besprochenen Neigung, die Wissenschaft ins Leben einzuführen, begleitete er in dieser Publikation die Beobachtungen mit Bemerkungen über ihre Ergebnisse, und zwar wieder in jener klaren, schlichten Darstellungsweise, welche seine Schriften so sehr auszeichnet. Gerade diese Bemerkungen erregten ein großes Aufsehen. „Besonders Ihre Zusammenstellungen, die Sie Ihren Beobachtungen beigeben, sind höchst nützlich, aber auch höchst mühsam", schreibt Lamont (1842). „Ich bedaure, daß ich bisher ihrem Beispiele, so sehr ich es wünschte, nicht habe folgen können." Auch eine gewichtige Stimme aus Wien läßt sich in einem Briefe von 1843 vernehmen: „In meteorologischer Beziehung überragt Ihr Jahrbuch Alles weit, was in diesem leider noch immer zu wenig beachteten Fache besteht." Am weitläufigsten sprechen darüber die Wiener Briefe in der „Augsburger allgemeinen Zeitung", 1842, Nr. 81: „Gerade diese Abhandlungen sind es, die diesem Werke einen besonderen Werth geben; sie sind nicht blos mit musterhafter Klarheit geschrieben, sondern bringen auch neue wissenschaftliche Resultate. Sie beziehen sich auf magnetische und atmosphärische Zustände der Erde und enthalten die mit vielem Scharfsinne aus einer großen Anzahl sehr genauer magnetischer Beobachtungen abgeleiteten Gesetze." Es folgt nun die Besprechung der Entdeckung der magnetischen Kraft des Mondes, die durch fortgesetzte Beobachtungen in Prag außer allen Zweifel gesetzt wurde. Dann heißt es: „Nicht minder interessant sind die Ergebnisse der Beobachtungen des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Luft und besonders die bestimmt erkannten Wirkungen des Mondes auf jede dieser Größen, Wirkungen, die bis jetzt theils gar nicht, theils nicht bestimmt genug erkannt wurden." Auch der vorsichtige Majocchi in Modena kündigt in seinen annali di Fisica [3]

1 Sie wurden seither fortgesetzt von dem folgenden Direktor Herrn Böhm.

2 Dieselbe Erwägung lag in späteren Jahren (vor 1849) der Bildung der meteorologischen Gesellschaft in Frankreich zu Grunde; in der Einleitung zum 1. Annuaire (1849) heißt es p. III: „— — nous publions le premier volume d'un annuaire destiné à réunir chaque année les observations que des savants pleins de zèle et de désintéressement rassemblent sur divers points de la France. Le plus souvent inédites, perdues dans des recueils peu répandus ou enfouies à jamais dans les archives des sociétés provinciales, elles n'arrivaient plus à la connaissance du public. Leurs auteurs n'obtenaient pas même le seul fruit de leurs peines, qu'ils eussent ambitionné, la satisfaction de voir, que leurs travaux profitaient à la science et à leurs concitoyens etc.

3 1844, Heft 2, 3, 4, 8.

Digitized by Google

das Werk an, welches „ha fatto gran rumore in Germania. I principali Giornali di quella nazione ne parlarono con qualche estensione ed il suo libro ebbe presso di essa un grande smercio.“ Ohne ein Urtheil darüber geben zu wollen, gesteht er zu, daß es Gutes enthalte, daß manch' kühne Propositionen darin stünden, nichtsdestoweniger aber der Autor ein versirter Mann sei in der Astronomie und Meteorologie; daß seine Arbeit besser sei als die des Italieners Toaldo, des Franzosen Bertholou und des Engländers Murphy; er bewähre eine größere Tiefe der Gelehrsamkeit und der Auffassung, zahlreicheres Materiale und größeren Scharfsinn in den Begründungen; am Schlusse heißt es: „Se in Germania ha avuto un esito si fortunato, bisogna bene, che nel lavoro di Kreil vi sia qualche cosa di buono e di utile.“

Im Jahre 1841 versuchte Kreil dem Ziele seiner Pläne näher zu kommen; er bat um die Einrichtung eines meteorologischen Kabinetes mit autographen Instrumenten, wozu er die von ihm erfundenen, aus eigenen Mitteln angeschafften, um den Herstellungspreis dem Staate anbot. Aber das erreichte er nicht; denn in seiner nächsten Nähe hielt man dieselben für untauglich zu wissenschaftlichen Zwecken! Es geschah dies, während der Verein für Erdkunde in Berlin und die Gesellschaften der Wissenschaften in Prag und Göttingen ihn in Folge seiner wissenschaftlichen Verdienste zum wirklichen Mitgliede wählten; freilich wurde auf sein Gesuch um die Annahme dieser Wahlen durch zwei Jahre keine Antwort ertheilt und Kreil dadurch gegenüber jenen Gesellschaften in die peinlichste Verlegenheit gebracht; aber ein direktes Majestätsgesuch erwirkte ihm am Ende sofort die Erlaubniß. Nicht anders erging es ihm bei dem Plane, ein magnetisch-meteorologisches Journal für Oesterreich zu begründen, in welchem die zerstreuten Beobachtungen, seinem alten Plane zufolge, aufgesammelt werden sollten; er reiste zu diesem Behufe selbst nach Wien (1841). Allein der Erfolg war gering; bald darauf versprach er Lamont in München, welcher ihm die Stelle eines Mitredakteurs bei den von Ersterem begründeten „Annalen für Meteorologie, Erdmagnetismus und verwandte Gegenstände“ antrug, seine Mitwirkung durch Uebersendung von Materiale. Es sind diese Mißerfolge um so räthselhafter, da wir wissen, daß das Auge eines hohen Fürsten, eines der mächtigsten in dem Oesterreich von damals, mit warmer Theilnahme den Bestrebungen des Adjunkten der Prager Sternwarte folgte. Kreil ließ sich aber immer nicht irre machen und ging seine schwere Bahn muthig und unermüdet vorwärts; ja er bereitete eine neue Unternehmung vor, die mit dem folgenden Jahre ins Leben trat, nämlich die Publikation eines astronomisch-meteorologischen Jahrbuches für Prag, in dem nun auch die astronomischen Resultate, die er bei seiner beschränkten Stellung zu erringen wußte, Aufnahme fanden [1].

So rief Kreil in den ersten Prager Jahren die Entwürfe, die er aus Mailand mitgebracht hatte, ins Leben; er hatte mit der Hilfe seines Assistenten ein System der drei in sich zusammenhängenden Wissenschaften des Erdmagnetismus, der Meteorologie und Phänologie als selbstständiges Ganzes heraksgebildet und mit

1 Sie wurden in vier Jahrgängen (1842 bis 1845) fortgesetzt.

Digitized by Google

Aufopferung gepflegt; er hatte der Prager Sternwarte trotz aller Hindernisse einen neuen Namen gemacht, sie erhoben in die erste Reihe jener Anstalten, auf deren Wirken die Augen aller jener ruhten, welche eine Einsicht in die praktische Wichtigkeit der genannten Fächer hatten und die von der bedeutenden Zukunft derselben überzeugt waren; er hatte dies mit so wenig Mitteln erreicht — „wobei manche Ideen", heißt es in seinen Briefen jener Zeit öfters, „unausgeführt bleiben müssen", — und doch, der Geist Tycho Brahe's, welchen er, wie die Journale jener Zeit sagten, im Observatorium an der Moldau wieder erweckt hatte, blieb in dasselbe gebannt! Es kam nun wieder eines jener bedeutenden Jahre, die wir als Wendepunkte in seinem Leben betrachten müssen, und die eine neue Periode seines Wirkens einleiteten. Zunächst trat in seinem Privatleben eine Veränderung ein; er vermählte sich im Frühjahre 1842 mit Fräulein Mathilde v. Pflügl, der Tochter des städtischen Kämmerers in Linz, Karl Edlen v. Pflügl, und begründete so den lange gewünschten eigenen Haushalt. Darauf folgte ein ernster Tag für ihn. Im Jahre 1840 war nämlich die Stelle des Direktors der Wiener Sternwarte erledigt worden. Die Möglichkeit, in Wien seine Pläne in dem gewünschten großen Umfange durchführen zu können, wozu ihm die Mittel in Prag fehlten, bestimmten ihn, um die Stelle zu kompetiren. Diese Hoffnung nun, die schönste seines Lebens, blühte plötzlich und rasch ab; die Vorsehung, welche ihn durch die Mailänder Ephemeriden zu einem tüchtigen Beobachter herausgebildet hatte, trat auch hier zwischen den Ringer und sein Ziel; noch eine jahrelange, beschwerliche Bahn zeichnete sie ihm vor, bis er die ersehnte Stuffe erreichte — das heißt, zu den Mitteln gelangte, seine Pläne zum Wohle der Wissenschaft und — gestehe man es ein — des Staates, so wie zum eigenen Ruhme, zu verwirklichen. Auch dies Erlebniß beugte seine Kraft nicht, vielmehr stählte sie dieselbe; es war vielleicht einer der glänzendsten Momente in dem Gemüthsleben des schweigsamen Mannes, in welchem er das Erlebte in sich vergrub und im neuen Aufschwung all seiner Seelenkraft einen neuen Weg versuchte, voll Entsagung und voll Vertrauen auf seinen Beruf. Im Jahre 1842 noch legte er der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften den Plan vor, das Königreich zur Erforschung des Erdmagnetismus durch ihn bereisen zu lassen; „denn", meinte er in einem Schreiben an Humboldt (1843), „es werde bald die Zeit kommen, in welcher die neue Wissenschaft sich mit den Resultaten von *einzelnen* Stationen Europa's nicht mehr begnügen werde, sondern wo man die magnetische Kraft von Quadratmeile zu Quadratmeile erforschen werde". Die Folge hat ihm hierin Recht gegeben. Die k. Gesellschaft nahm seinen Vorschlag mit Freuden an, schaffte Apparate von Lamont aus München herbei, und so begann Kreil die Reihe seiner *Bereisungen*, ein Unternehmen, mit welchem er auf dem Kontinente voranging und welches bald in den Nachbarländern nachgeahmt wurde. Die Bereisung Böhmens vollendete er in den Sommern der Jahre 1843 und 1844; die Ergebnisse stellte er in der Zwischenzeit zusammen; sie wurden in den Abhandlungen der k. Gesellschaft [1]

[1] Fünfte Folge, vierter Band.

Digitized by Google

gedruckt unter dem Titel: „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen Böhmens". In der Zwischenzeit schrieb er über die Natur und Bewegung der Kometen dann einen kurzen Abriß der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des magnetischen Vereines und nähere Beleuchtung des Standpunktes, den Prag darin einnimmt, ferner über den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde, über den großen Kometen von 1843 u. s. w.

Die Bereisung Böhmens hatte so wichtige Resultate namentlich für das Verhältniß der magnetischen Erscheinungen zur geognostischen Beschaffenheit der Erdrinde zur Folge, daß eine Ausdehnung derselben über die gesammte Monarchie eine reiche wissenschaftliche Ernte versprach; auch gab sie ihm die Gelegenheit, aus eigener Anschauung die verschiedenen zerstreuten Bestrebungen kennen zu lernen, die hie und da in seinen Fächern bestünden, und Verbindungen mit jenen Männern anzuknüpfen, welche sie hegten. Dadurch erhielt die Bereisung neben dem allgemeinen ein großes Interesse für seine Lieblingspläne und ist auch in Beziehung auf die Entstehung und Leitung der Centralanstalt wichtig, indem seine alten Gedanken durch sie die erste sichere Basis erhielten. Er arbeitete daher sofort an dem Entwurfe eines Reiseplanes. Der thatkräftigen Unterstützung durch den damaligen Hofrath, nachherigen Finanzminister und Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften, Freiherrn v. Baumgartner und durch den Regierungsrath R. v. Ettingshausen verdankte er die Vorlage seiner Bitte an den Staats- und Konferenzminister Grafen Kolowrat und die Gewährung derselben. Er arbeitete nun unermüdlich an den Vorbereitungen dazu; die Regierung kam ihm bei denselben und in der Folge bei der Reise selbst mit jeder Unterstützung entgegen, ein Beweis, daß man die Bedeutung seiner Unternehmungen vollkommen kennen und würdigen gelernt hatte. Vorerst wurde ihm im Jahre 1844 eine Vorbereitungsreise durch die Monarchie gestattet, um den Reiseplan selbst im Detail ausarbeiten zu können. Die nächste Aufmerksamkeit richtete Kreil sodann auf die Instrumente. Er setzte sich mit den bedeutendsten Mechanikern in Hamburg, Altona und London in Verbindung, worauf ihn Konferenzrath Schuhmacher in Altona dringend ersuchte, selbst in jene Städte zu kommen, um die bestellten Instrumente von Kessels, Pistor, Dent, insbesondere das Universalinstrument von Repsold genau prüfen und studieren zu können. Zugleich kam eine sehr schmeichelhafte Einladung zur Gelehrtenversammlung nach Cambridge. In Folge dieser Aufforderungen wurde Kreil eine zweite Vorbereitungsreise gestattet (1845), die er in Begeitung des Baron Parish v. Senftenberg antrat. Dieser hochgebildete reiche Herr hatte in Senftenberg eine Privatsternwarte, auf deren Ausbildung zu einem Observatorium in allen neuen Fächern Kreil einen großen Einfluß nahm. Der Besitzer bewahrte ihm hiefür eine dankbare Freundschaft und vermittelte neben dem amerikanischen Generalkonsul in Leipzig, Dr. Flügel, seine direkte Korrespondenz mit englischen und amerikanischen Gelehrten; auf dem Gelehrten-Kongreß in Cambridge, durch den Kreil die hervorragendsten Kollegen persönlich kennen lernte und von dem er in das Komité der ersten Sektion (mathematical and phisical sciences) gewählt wurde, setzte Baron Senftenberg in einem Vortrage

Digitized by Google

(am 21. Juni) Kreils magnetische Entdeckungen auseinander und legte die Zeichnungen seiner autographen Instrumente vor, die großes Interesse erregten. Für den guten Klang, dessen sein Name sich in England erfreute, spricht auch der Umstand, daß er sofort nach seiner Ankunft in dem Kongreßorte zum Mitgliede der britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften erwählt wurde.

Bald darauf kam ihm die wohlverdiente Ernennung zum Direktor der Prager Sternwarte zu. Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, der Plan genehmigt; sie sollte in vier Abtheilungen vorgenommen werden, welche das westliche, dann das östliche Alpengebiet, hierauf den Donau- endlich den Karpathendistrikt zum Gegenstande haben sollten. Die Gesichtspunkte, die vorzüglich im Auge behalten wurden, waren die Erforschung des Laufes der magnetischen Kurven, die Abhängigkeit des Magnetismus von der geognostischen Beschaffenheit des Bodens, das Verhältniß des Magnetismus zur Höhe des Beobachtungsortes, endlich die Entscheidung der Frage, ob die Ablenkung des Magnetes durch eisenhältige Mineralien, die im Erdboden etwa vorkämen, bemerkbar und in wieferne aus ihr ein Rückschluß auf das Vorhandensein jener gestattet sei. Während Kreil den magnetischen und astronomischen Theil des Reisezweckes auf sich nahm, besorgte sein Assistent Herr K. Fritsch den meteorologischen und phänologischen. Im Frühjahre 1846 wurde sie angetreten und in der vorgeschlagenen Weise in den Jahren 1846 bis 1848 und 1850 vollendet, da die Unruhen im südlichen Ungarn, Siebenbürgen und den Grenzländern die Fortsetzung der Reise in dieses Gebiet im Jahre 1849 verhinderten. Kreil hatte schon während des Jahres 1848 die Erfahrung gemacht, daß die Zwecke seiner Unternehmung durch ein Wagniß nicht gefördert würden. Es wurde nämlich der harmlose Gelehrte zu Weißenkirchen im Banat als Spion eingezogen, sein Paß verdächtigt und er erst nach Einhohlung von Erkundigungen auf sogleich erfolgten Befehl wieder freigelassen; auch seinem Reisegefährten, der in der Nähe von Munkacz phänologische Notizen aufnahm, legte man zur Last, er wolle einen Plan der Festung aufnehmen nnd zog ihn ein, bis sich das Mißverständniß hob. Die Reise, in deren viele lehrreiche Details und abenteuerliche Erlebnisse einzugehen hier nicht der Ort ist, mußte für den gelehrten Mann von großem Interesse sein, aber sie war auch sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahren, zumal in den ungarischen Gegenden, in Dalmatien und Galizien. Aus jenen brachte er das Fieber nach Hause mit, welches im Jahre 1849 dem rüstigen Manne hart zusetzte. Nur der beständige Luftwechsel und die immer von Neuem erregte Theilnahme ließ ihn die Mühseligkeiten überstehen; die Beobachtungen, für welche er regelmäßig die Zeit zwischen 9 und 2 Uhr des Tages ununterbrochen verwendete, verarbeitete er an den Abenden sogleich und brachte das Materiale fertig mit nach Prag, wo er die Wintermonate zu ihrer Vorbereitung für den Druck verwendete. — Dieses große Unternehmen, dessen glückliche Beendigung Se. k. k. Apostolische Majestät mit der Verleihung des Ritterkreuzes des k. Franz Joseph-Ordens auszuzeichnen geruhte (1850), erregte ein gewaltiges Aufsehen in der gelehrten Welt; außer in England und Canada hatte man eine magnetische Expedition von diesem Umfange

Digitized by Google

noch nicht erlebt. Auch waren die Resultate, die in fünf Bänden unter dem Titel „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate" (1848 — 1852) erschienen, derart, daß sie die gehegten Erwartungen noch weit hinter sich ließen. Der rühmlich bekannte Astronom in Breslau, v. Boguslawski, welchem Kreil die Ergebnisse des ersten Reisejahres im Auszuge mittheilte, war von „der gelungenen, an höchst interessanten, ja überraschenden Resultaten so reichen Expedition" [1] in hohem Grade entflammt; und als im folgenden Jahre Humboldt, welcher dem König von Preußen ein lebhaftes Interesse für magnetische Forschungen eingeflößt hatte, Bogulawskis Ansicht über eine Bereisung Preußens verlangte, berief sich dieser geradezu auf die Bedeutung der Ergebnisse von Kreils Bereisungen und hob hervor, wie wichtig es wäre, die Erfahrung und Kenntnisse, welche der letztere erworben hatte, für eine ähnliche Expedition in Preußen zu benützen, ja er ersuchte denselben um den Entwurf des Planes einer solchen in dem Nachbarstaate (1847). Auch war es Kreils Absicht, die er in einem Briefe an Humboldt (1846) aussprach, mit ähnlichen Unternehmungen in den Nachbarländern zusammenzugehen. Er führte dies zum Theile aus, indem der vielgenannte Lamont in München eine ähnliche Bereisung Baierns unternahm (1850) wie sie Kreil eben in Oesterreich zu vollenden im Begriffe war, und indem dieser, um sich mit den Beobachtungen von jenem zu vereinigen, einen zweiten Besuch des westlichen Böhmens vornahm.

Inzwischen hatte der Staatsrath Kuppfer in St. Petersburg ein ähnliches meteorologisches Beobachtungssystem für Rußland gegründet, wie das schon früher genannte von Lamont für Bayern war; 1846 wurde ein solches auch in Preußen eingerichtet, an demselben Plane arbeitete Antinori in Florenz für Centralitalien. Da, wie oben gesagt wurde, in Brüssel jenes von Quetelet für Belgien schon länger bestand, so fehlte in der Reihe der wichtigsten europäischen Staaten noch ein solches in Oesterreich [2]. Es ist natürlich, daß durch diese Betrachtungen die Lieblingsideen Kreils neue Nahrung und Anregung erhielten; durch beinahe ganz Europa könnte man den Erdmagnetismus und die Meteorologie genau durchforschen wenn auch in seinem Vaterlande die Einführung eines solchen gelänge, schreibt er in dem genannten Briefe an Humboldt. Da geschah ein wichtiges Ereigniß in Wien. Von Neuem hatten die namhaftesten Gelehrten in der Metropole die alte Idee der Begründung einer k. Akademie der Wissenschaften als Sammel- und Stützpunktes aller wissenschaftlichen Bestrebungen in der Monarchie aufgegriffen und endlich zur Durchführung gebracht; unter den zuerst vom Kaiser ernannten Mitgliedern war auch Kreil (1847). Dadurch gewann der neue Akademiker sichere Anhaltspunkte zur Ausführung seiner Pläne; er trat nun offen mit ihnen hervor und sie fanden bei der Akademie ungetheilten Beifall; insbesondere unterstützten sie die obengenannten Herren Freiherr v. Baumgartner (Vizepräsident) und Ritter v. Ettingshausen

1 Brief vom Jahre 1846.

2 Die meteorologische Gesellschaft in Frankreich ist ein privates Unternehmen von französischen Gelehrten; ihr Jahrbuch begann 1849.

Digitized by Google

(Generalsekretär der Akademie.) Die Akademie nahm die Bildung eines meteorologisch-magnetischen Beobachtungssystemes im Kaiserstaate in die Hand, wählte eine ständige meteorologische Kommission (aus acht Mitgliedern bestehend) aus ihrer Mitte, welche Aufforderungen zur Theilnahme erließ und die Beobachter, die sich bereit zeigten, mit den nöthigen Instrumenten versah; es ist bekannt, daß Freiherr v. Baumgartner zur Bestreitung der Auslagen, namentlich zur Herstellung der Instrumente seinen Gehalt als Vizepräsident der Akademie anwies. Durch diese großmüthige Gabe und eine von der k. Akademie votirte jährliche Subvention gelang es bald, das neue Unternehmen in Gang zu bringen, für welches auch Kreil auf seinen letzten Reisen selbstverständlich nach Kräften wirkte. Er verfaßte zur Erzielung einer gleichförmigen Behandlung der magnetisch-meteorologischen Korrespondenz eine Anleitung zu den betreffenden Beobachtungen, welche schon im folgenden Jahre (1848) in den akademischen Schriften erschien und bis 1856 drei starke Auflagen erlebt hat.

Das Beobachtungssystem blühte so rasch empor, daß die Leitung und Pflege desselben Dimensionen annahm, welchen mit den wöchentlichen Sitzungen der meteorologischen Kommission nicht mehr genügt werden konnte, es verlangte ein selbstständiges Personal, das sich ausschließlich seiner Pflege widmen konnte. Kreils Vorschlag der Begründung einer k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus kam daher dem Wunsche der Kommission entgegen, einen Meteorologen von Fach zur Leitung des Beobachtungssystemes zu berufen und diesem zugleich eine neu zu kreirende Lehrkanzel der Meteorologie an der Wiener Universität zu übertragen. Beide Pläne wurden verbunden und durch eine Allerhöchste Entschließung vom 20. Juli 1851 das genannte Institut ins Leben gerufen Kreil zum Direktor desselben und zum Professor der Physik an der Wiener Universität, der treue Genosse seiner Bestrebungen zum Adjunkten der Centralanstalt ernannt. Es war unstreitig eine der ersten und glänzendsten Thaten der jungen Akademie, die Entwürfe Kreils gepflegt und die Entstehung eines Institutes gefördert zu haben, das durch eine über die ganze Monarchie reichende Wirksamkeit ihren Namen in die entlegensten Kreise wissenschaftlichen Lebens trug und welches bei seiner großen praktischen Bedeutung geeignet war ihre hohen gelehrten Interessen mit den unmittelbaren des Volkes, namentlich mit jenen der Bodenkultur zu verbinden.

So war denn der große Gedanke Kreils verwirklicht worden in dem ganzen und vollen Umfange seiner Entwürfe. Nach dem, was wir über seinen Ruf und seine Betheiligung an der Entwicklung der jungen Wissenschaften bereits gesagt haben, darf es nicht wundern, daß seine Fachgenossen die Bildung der neuen Anstalt und seine Ernennung zum Direktor derselben mit der wärmsten Theilnahme begrüßten und Hoffnungen für die Wissenschaft daran knüpften, die wir am Besten bezeichnen, indem wir die Wichtigkeit des neuen Institutes für Oesterreich in wissenschaftlicher Beziehung mit den eigenen Worten Kreils hervorheben: „Der österreichische Kaiserstaat scheint vor Allem bestimmt, für meteorologische und klima-

Digitized by Google

tologische Verhältnisse die lehrreichste Schule zu werden. Theils vom Meere umflossen, theils von ausgedehnten Ebenen bedeckt, von mächtigen Gebirgsmassen durchzogen, von großen Seen und Strömen benetzt, bieten sich in ihm See- und Landklima die Hand. Die atmosphärischen Zustände, so verschieden am Meere und in Binnengegenden, auf Alpenhöhen und in Tiefländern, können überall erforscht, das Ineinandergreifen derselben, sowie die Wirksamkeit der großen Scheidewände des europäischen Klima's der Alpen und Karpathen hier besser als irgendwo ergründet werden" [1].

Inzwischen war Kreil an der Prager Universität zum Ehrendoktor der Philosophie und außerdem von mehreren Akademien und gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt worden.

Unter den Arbeiten, die er noch in Prag schrieb, war die bedeutendste jene über den Einfluß der Alpen auf den Magnetismus (1848). Sie war schon ein wissenschaftliches Resultat der ersten Reisejahre. Humboldt beurtheilte sie mit den Worten: „Ihre große Arbeit über den Einfluß der Alpen auf die Aeußerung der magnetischen Erdkraft ist von großer Wichtigkeit und macht Ihnen, wie der Regierung, die solche Arbeiten unterstützt, bleibenden Ruhm". (August 1851.)

Unter den Auspizien dieses hohen Grußes schloß der Prager Aufenthalt. Kreil hatte während desselben in einem weiteren Kreislauf die Mailänderanfänge fortgesetzt, zu den magnetischen die meteorologischen Forschungen gefügt, sie auf Böhmen, dann auf die gesammte Monarchie ausgedehnt; er war dadurch von der Astronomie ganz abgelenkt, von der allgemeinen Wissenschaft des Magnetismus zu ihrer nächsten Anwendung auf den Boden seines großen Vaterlandes hingeleitet worden. Er kehrte zurück nach Wien, von wo er vor 20 Jahren als ein tüchtiger Astronom, aber mit den bescheidensten Hoffnungen ausgezogen war, als eine hochangesehene wissenschaftliche Autorität mit weit anderen und weit größeren Errungenschaften, als er sich je hatte träumen lassen.

J. G. v. Hahns Forschungen in Albanien.

Die k. Akademie der Wissenschaften hat dem k. k. Generalkonsul für das östliche Griechenland, Johann Georg v. Hahn, behufs einer im nächsten Frühjahr oder Herbst zu unternehmenden wissenschaftlichen Bereisung mehrerer noch wenig bekannter Gegenden Albaniens und Macedoniens einen namhaften Unterstützungsbeitrag bewilligt. Die Wichtigkeit dieses Beschlusses leuchtet uns ein, wenn wir die von Hahn proponirte Route auf der Kiepert'schen Karte verfolgen. Der erste Gegenstand seiner Untersuchung soll der mittlere Stromlauf des schwarzen Drin,

1 Festrede bei der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften 1852. S. 11.

Digitized by Google

der Dibra sein, welche noch fast ganz unbekannt ist, während über den oberen Theil des schwarzen Drin und den vereinigten die Arbeiten Boué's, Grisebachs, Hecquards und die Beschreibung eines sonst unbekannten serbischen Mönchs, Gedeon Josif Jurišić aus Dečani, naturhistorische ethnographische und topographische Nachrichten enthalten. Ferner beabsichtigt Hahn von Ochrida aus über Bitolia das Becken von Prilip zu durchwandern, dann längs der völlig unbekannten Treska, eines Nebenflusses des Vardar, nach Skopia vorzudringen, von da den Vardar bis zu seiner Mündung ins Meer hinunter zu fahren, darauf in nordwestlicher Richtung durch die Moglená nach der Černa, die gleichfalls ein, und zwar der bedeutendste Nebenfluß des Vardar ist, zu gehen, und zum Schlusse den Lauf des Devól bis zu seiner Mündung zu untersuchen. Seit dem Erscheinen der Kiepert'schen Karte (1853) haben nur Hahn selbst und Visquenel wesentlich Neues, jedoch über andere Theile der Türkei gebracht, und es ist bekannt, daß viele topographische Details jener (ein treues Bild unserer geographischen Kenntniß der europäischen Türkei im Jahre 1853 gewährenden) Karte, manche Gebirgszüge, Flußgebiete und Ortschaften der Weiß'schen Karte (Wien, 1829) entlehnt und als bloße Phantasiegebilde zu betrachten sind. Wenn nun diese Landstrecken auch heute noch viel weniger bekannt sind, als ein großer Theil von Asien und Amerika, wenn es, um ein Beispiel hervorzuheben, gerade Hahn vorbehalten war, noch im Jahre 1858 am Nordrande des Beckens von Prilip eine bis dahin selbst dem Namen nach unbekannte Stadt von 2000 bis 3000 Häusern, Krševo, zu entdecken, so kann nicht bestritten werden, daß die Untersuchung der bezeichneten Gegenden ein wissenschaftliches Bedürfniß ist. Und die nahe Nachbarschaft gibt Oesterreich vor Allem den Beruf und die Verpflichtung der Erforschung jener Länder.

Was die zweite bei Betrachtung dieser Angelegenheit sich ergebende Frage anbelangt, ob eben Hahn die geeignete Persönlichkeit sei, jenes Bedürfniß zu befriedigen, so konnte die Akademie der Wissenschaften sich nicht verschweigen, daß bei der Ausdehnung, welche heutzutage die Wissenschaft der Geographie gewonnen hat, die ganz genügende Untersuchung eines fremden Landes nicht leicht von einem Einzelnen geleistet werden wird, sondern immer Expeditionen zu wünschen bleiben, welche aus mehreren, mit ihren Kenntnissen sich gegenseitig ergänzenden Gelehrten bestehen. Auch Hahn rühmt sich der Universalität, welche ihm auf den Namen eines „Geographen" in dem heutigen Sinne begründeten Anspruch verliehe, nicht. Zu erwarten sind von ihm in der Hauptsache nur Nachrichten über Ethnographie und Topographie im weiteren Sinne des Wortes. Daß wir in dieser Beziehung reiche Früchte von seiner Reise zu gewärtigen haben, dafür bürgen seine albanesischen Studien (Wien, 1853), so wie der im eilften Bande der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der Akademie abgedruckte Bericht über die gleichfalls mit Unterstützung der Akademie unternommene Reise von Belgrad nach Salonich, Arbeiten, welche ihm einen ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt erworben und unsere geographische Kenntniß der europäischen Türkei wesentlich gefördert haben. Wenn die nächste Ausgabe der Kiepert'schen Karte weniger weiße Flecken darbietet,

Digitized by Google

als die vorliegende, so ist das größtentheils Hahns Verdienst. Alles in Allem ist er durch seine Kenntniß des Neugriechischen und Albanesischen, so wie durch seine Vertrautheit mit den Sitten des Orients, der ja an der Südgrenze unseres Vaterlandes beginnt, vorzüglich aber durch seine Begeisterung für die Wissenschaft, in deren Dienst er vor keiner Beschwerde, keiner Gefahr zurückschreckt, zu einem solchen Unternehmen wie Wenige geeignet. Sehr erfreulicher Weise wird ihn auf dieser Wanderung ein talentvoller junger Marine-Offizier, Ritter v. Spaun, begleiten und Hahns Thätigkeit einigermaßen ergänzen. Sonach läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß die Reise der Wissenschaft Gewinn, der Akademie Ehre bringen wird.

Bei der Kostspieligkeit des Reisens in der Türkei und der Länge der zurückzulegenden Strecken erscheint die beanspruchte Summe sehr, ja sogar so mäßig, daß sie zur Bestreitung der Kosten gewiß nicht hinreichen würde, wenn nicht Se. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand Max, welchem Hahn seinen Plan vorzulegen die Ehre hatte, sich bereit erklärt hätte, die Drinboote im Marine-Arsenal bauen zu lassen.

B.

Aus dem Wiener Kunstleben.

Johann Klein.

Das Wiener Kunstleben ist reich an Individualitäten und an Richtungen. Nicht immer ist es jenen vergönnt hervorzutreten, und diesen, sich in einer Weise zu äußern, daß sie Anerkennung finden. Die Stimmung der Zeit ist einigen Richtungen minder hold, andere hingegen hebt sie in das volle Licht des Tages und öffnet den Trägern derselben die Thüren zu den Herzen des Publikums. Der aufmerksame Kunstfreund macht aber keine Gesinnungskritik, und weiß sehr gut, daß in der Kunst nicht das immer Werth hat, was von der Stimmung des Tages gehoben wird, sondern vielmehr das, was dieselbe überdauert.

In die Reihe jener Künstler, welche bald von der Strömung der Zeit getragen, bald in den Hintergrund gedrängt werden, gehören jene, welche sich der kirchlichen Kunst widmen. Ist letztere auch häufig von Künstlern beherrscht, welche wenig Talent der Kirche entgegenbringen, gefallen sich oft die besten derselben in gewissen archaistischen Excentrizitäten, so darf man nicht verkennen, daß sich unter ihnen sehr bedeutende Talente finden, und daß unter den Institutionen, welche unsere Gesellschaft beherrschen, die Kirche eine der wenigen ist, in welcher die Kunst in allen ihren Richtungen noch ein wirkliches Bedürfniß ist. Hat man oft Grund zu wünschen, daß die Kunst in der Kirche besser vertreten werde, so hat Niemand einen Grund zu wünschen, daß die Theilnahme für die Kunst innerhalb der Kirche sinke — man hat vor Allem der Künstler wegen keinen Grund, Bestrebungen der Art zu fördern. Die Aufgabe der Kunstfreunde kann nur die sein, den Kreis der Kunstbedürfnisse

Digitized by Google

innerhalb der Kirche zu erweitern, und die Ideen derer, welche sich mit ihr beschäftigen — mögen diese nun Laien oder Künstler sein — zu läutern.

Unter den Künstlern, welche der kirchlichen Richtung angehören, verdient Johann Klein hervorgehoben zu werden. Aus der Schule hervorgegangen, deren geistiger Leiter Prof. R. v. Führich ist, zeigt Klein in seinen Arbeiten ein umfassendes mit besonderer Vorliebe getriebenes Studium der Kunst des Mittelalters. Wir hatten in der jüngsten Zeit Gelegenheit, eine Reihe von Arbeiten zu sehen, die theils ausgeführt sind, theils in Ausführung begriffen sind, als da sind: Die Entwürfe zu den Glasmosaiken für die Pfarrkirche zu Kempen am Rhein, für die von Prof. F. Schmidt neuerbaute Kirche zu Niederwengen-Vovinkel, für eine vom Architekten Essenwein zu Franzdorf im Banat, und von Prof. Schmidt in Graz erbaute Lazzaristenkirche; für den Altar zu Pfaffenhofen in Tirol hat Herr Klein eine Reihe von Zeichnungen geliefert, die in Email ausgeführt worden sind, für Lébeny in Ungarn Cartons für Glasgemälde, und soeben ist derselbe mit Cartons zu Glasmosaiken beschäftigt, welche in der Antoniuskirche zu Padua ausgeführt werden sollen.

Schon der Umstand, daß die meisten der angeführten Werke in jenen Kreis gehören, den man ohne inniges Vertrautsein mit den Anforderungen der Architektur und der Archäologie nicht beherrschen kann, giebt einen Fingerzeig, welche Richtung es ist, in der sich Johann Klein bewegt. Ohne in eine Beschreibung der angeführten Werke einzugehen, die für diejenigen, welche sie einst sehen können, ohnehin unverständlich oder ermüdend sein würde, glauben wir hervorheben zu müssen, daß Johann Klein mit der größten Sorgfalt die Stylelemente in der Kunst pflegt, und durch strenges Eingehen in dieselben, seinen Arbeiten einen eigenthümlichen Reiz und eine hervorragende Stellung zu verleihen sucht, insbesondere jenen Künstlern gegenüber, deren Stylgefühl minder ausgebildet, deren Sinn weniger auf die feineren Anforderungen desselben gerichtet ist.

Für die meisten Künstler dieser Richtung ist das Festhalten der auf dem Wege der Kunst- und Alterthumsforschung gewonnenen Stylgesetze ein Gebot künstlerischer Ueberzeugung zur Abwehr barocker Elemente. Vor nichts fürchten sich dieselben mehr, als vor dem Roccoco in allen seinen Formen; sie nähern sich lieber den archaistischen Ultras, die in Frankreich in dem 15. Jahrhundert schon eine Zeit hereinbrechenden Verfalles, ja in dem Vorwiegen nationaler oder dem Leben entnommener Motive der Gothik einen Angriff auf die sacrale Kunst sahen; — als ob es eine sacrale Kunst gäbe. Es existiren wohl consecrirte Gegenstände zu kirchlichem Gebrauche; die Consecration geschieht des Gegenstandes, nicht der Kunstform wegen. Nur eine Aesthetik, die über den Unterschied eines ethischen und künstlerischen Urtheiles im Unklaren ist, kann von einer sacralen Kunst sprechen. Das Christenthum hat die Sache der Kunst den Künstlern überlassen. Diese haben von der Freiheit der künstlerischen Formengebung zu allen Zeiten vollständig Gebrauch gemacht. Wenn einige sich heutigen Tages gegen das Hereinbrechen barocker Elemente wahren, so sind sie im vollen Rechte. Wenn andere hingegen sich gegen

Digitized by Google

das Erstarren der Formen, die archaistische Caprice erheben, so haben sie nicht minder Recht. Wer sich vor der barocken Kunst nur durch eine Flucht aus der Gegenwart, durch einen kühnen Sprung in die Vergangenheit retten kann, thut einen Saltomortale, der, wenn er gelingt, nur auf die Anerkennung Anspruch machen kann, die man einem vollendeten Kunststücke, aber nicht einem vollendeten lebensvollen Kunstwerke zollt.

Nur wenige Künstler sind Weltentsager genug, um sich den Anforderungen des Lebens ganz zu entziehen, und es wäre eine sehr dankenswerthe Aufgabe, zu untersuchen, wie viel modernes Leben selbst in den hyperarchaistischen Versuchen der Romantiker steckt. Doch das ist ein Thema, das nicht hieher gehört und nur entfernt mit den Bestrebungen Kleins in Verbindung steht.

Unter den Arbeiten J. Kleins haben wir auch Nachbildungen alter Werke, der alten Glasfenster im Stephansdome und der merkwürdigen Wandgemälde in Gurk gesehen, die von einer eminenten Geschicklichkeit im Nachbilden alter Formen, und zwar im verstandenen Nachbilden zeugen. Es ist ein großer Unterschied, ob Jemand kopirt, der ein Verständniß für figuralische und historische Kunst hat, oder ob Jemand kopirt, der blos Empiriker ist.

R. v. E.

---

* Die Professoren Herr Ed. Sueß und Herr Dr. F. v. Hochstetter ersuchen die Redaktion dieser Blätter um Aufnahme des folgenden Schreibens:

Löbliche Redaktion.

Wir sehen uns nicht veranlaßt, die Entgegnung des Herrn Prof. Johann v. Pettko mit einer polemischen Antwort zu beehren. Um aber den Kreis Ihrer Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil über die Thatsachen und den Stand der wissenschaftlichen Fragen zu bilden, welche Herr v. Pettko durch seine phantastische Hypothese erklären und lösen zu müssen glaubt, werden wir Sie ersuchen, eine kleine Reihe von Aufsätzen in Ihr geschätztes Blatt aufzunehmen, in welchen die Erscheinungen der sogenannten Eiszeit auf der nördlichen und südlichen Hemisphäre, dann die Einheit im Thierreiche und Anderes besprochen werden sollen. Prof. v. Pettko wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn Ihre Leser nach diesen sachlichen Darlegungen die Art und Weise, in welcher wir in Nr. 5 dieser Zeitschrift über seine Ansichten geurtheilt haben, nur zu milde finden werden.

Wien, am 8. März 1863.

Achtungsvoll

Ed. Sueß. Dr. F. v. Hochstetter.

---

* Friedrich Hebbel feiert am 18. d. M. seinen fünfzigjährigen Geburtstag. Seit mehr als einem Jahrzehent weilt der Dichter in Wien; eine Reihe seiner hervorragendsten Werke sind in Oesterreich entstanden, die zwei ersten Abtheilungen seiner „Nibelungen" jüngst mit einem glänzenden Erfolge über die Bühne gegangen, wie wohl keine seiner früheren Tragödien, weder die „Maria Magdalena" noch die „Judith". Die Zahl glänzender Dichter, welche gegenwärtig als Oesterreicher von Geburt in Wien leben, ist nicht gering; neben ihnen haben seit jeher in der Kaiserstadt

Digitized by Google

an der Donau deutsche Dichter „aus dem Reich" ihren Sitz aufgeschlagen und eine zweite Heimath in dem gastlichen deutschen Wien gefunden. In die Reihe dieser Dichter gehört Dr. Friedrich Hebbel, der, ein Holsteiner von Geburt, ohne Frage einen ersten Rang unter den deutschen Dichtern einnimmt, und dessen Geistesrichtung genialer Tiefsinn in wahrhaft ungewöhnlicher Weise charakterisirt. Inmitten einer großen reich bewegten Gesellschaft in Zurückgezogenheit lebend, hat ihn diese bei Aufführung seines Werkes in so hohem Grade ausgezeichnet, daß man deutlich sah, Wien weiß, was es an Friedrich Hebbel besitzt. Und aus diesem Grunde haben wir geglaubt, den Tag nicht unbemerkt vorübergehen lassen zu dürfen, an welchem der Dichter an der Grenze deutschen Lebens das Licht der Welt vor einem halben Jahrhunderte erblickt hat.

---

* (Feils Bibliothek.) Am 13. April d. J. beginnt die Auktion der Bücher-, Bilder- und Kartensammlung, welche der rühmlichst bekannte Geschichtsforscher, Hofsekretär Joseph Feil, im vorigen Jahre zu Wien gestorben, hinterlassen hat. Die Bibliothek, schon ihrer Nummerzahl 5359 nach eine der bedeutendsten, welche je unter den Hammer kamen, wird dies noch weit mehr durch ihren Inhalt, denn sie ist das Ergebniß eines vom unablässigsten Forscher- und Sammelfleiße ausgefüllten Gelehrtenlebens. Nach Hauptgruppen umfaßt die Bibliothek 153 Encyklopädien, Sammelwerke und literar-historische Bücher, 111 Werke über klassische und neuere Philologie, 189 über Staats- und Rechtsgeschichte, dann Politik, 195 über Kunstgeschichte, 224 über allgemeine Geschichte mit Ausschluß der österreichischen, 2978 über Oesterreich insbesondere, und zwar zur Geschichte, Genealogie, Landeskunde, Volksleben, Kunst und Wissenschaft des Kaiserstaates, so wie 710 Wien insbesondere betreffende Werke. Die Atlanten, Pläne und Karten umfassen 288 Nummern. Die besten geschichtlichen Quellenwerke, welche sich durch hohen Preis und Seltenheit nur in wenigen Privatbibliotheken finden, dann geschichtliche Seltenheiten, wie eine große Reihe von Broschüren aus der Zeit Kaiser Josephs II., Flugblätter und Drucke über die Belagerungen Wiens durch die Türken, aus der Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges und viele andere Piecen, welche überhaupt im Buchhandel nie vorkommen, sind in Feils Sammlung vorhanden, ebenso Werke, welche längst vergriffen sind oder nur in sehr geringen Auflagen ausgegeben wurden. Ueber Wien insbesondere, zu dessen gründlichsten Geschichtskennern Feil gezählt hat, enthält seine Sammlung eine Reihe der seltensten Broschüren über die von Kaiser Joseph aufgehobenen Kirchen und Klöster, Beschreibungen von Festlichkeiten, Einzügen, Beleuchtungen, Turnieren &c., die Werke Abrahams a Sancta Clara, alte Almanache und Handbücher, so wie die seltensten Büchlein über Volksleben und Sitten, wohin ein großer Theil der erwähnten Josephinischen Broschüren gehört. Vermehrten Werth erhält ein großer Theil der Geschichts- und Quellenwerke noch dadurch, daß sie vielfache Bemerkungen und Berichtigungen von Feils kundiger Hand enthalten. Die Sammlung von Kupfern und Karten über Wien dürfte von wenig ähnlichen an Reichhaltigkeit übertroffen werden. Wenn es einerseits zu bedauern ist, daß diese auserlesene Sammlung nach dem ausdrücklichen Willen des Erblassers der Zersplitterung durch Auktion anheimfällt, so wird hierbei doch für die erblühende städtische Bibliothek, so wie für ähnliche Institute die beste Gelegenheit geboten sein, durch ausgiebige Erwerbungen sich zu vervollständigen und den werthvollsten Theil der schönen Bibliothek vor dem ungünstigsten Schicksal zu bewahren.

---

* Die englische Ausgabe der Beschreibung der „Novara"-Reise ist mit dem unlängst herausgekommenen dritten Bande nun ebenfalls vollständig. Ihr

Digitized by Google

Titel lautet: „Narrative of the Circumnavigation of the Globe by the Austrian frigate Novara (Commodore v. Wüllerstorff-Urbair), Undertakan by Order of the Imperial Government in the years 1857, 1858 and 1859. By Dr. Karl Scherzer.“ Die englische Kritik spricht sich sowohl über die Resultate der Reise als über Dr. Scherzers Buch sehr günstig aus und scheint namentlich darüber erbaut, daß Dr. Scherzer über die britische Kolonisation und das Deportationssystem ein für England höchst vortheilhaftes Urtheil abgibt. Was die Ausstattung der englischen Ausgabe anbelangt, so ist sie eine sehr gediegene, fast prächtige. Nur möchten wir tadeln, daß der hohe Preis des Buches dessen Verbreitung hinderlich sein wird. Da nun der Erfolg desselben gesichert erscheint und billige Ausgaben von guten Reisewerken in England eine Verbreitung erreichen, von der wir in Deutschland kaum einen Begriff haben, so dürfte es im allseitigen Interesse sein, von der „Narrative“ eine cheap edition zu veranstalten.

---

* (Ungarische Literatur.) Ungarischen Blättern zufolge werden Börösmarty's sämmtliche Werke binnen kurzem unter Franz Deáks Auspizien in einer neuen vervollständigten Ausgabe wieder erscheinen. Der bekannte ungarische Politiker ist Vormund der Waisen Börösmarty's und hat die ungarischen Verlagsbuchhändler aufgefordert, ihm ihre Anträge bezüglich des Honorars einzusenden. Die älteren und keineswegs vollständigen Ausgaben des Dichters sind vergriffen.— Auch Petöfys prosaische Schriften liegen in einer 4bänd. Ausgabe mit einer Vorrede von P. Gyulay vor, durch welche das literar-historische Bild des populären Dichters in nicht unwesentlichen Punkten ergänzt wird. Die Ausgabe umfaßt einige Original- und übersetzte Erzählungen, ein komisches Epos, ein Originaldrama, eine Uebersetzung des Coriolan, Reiseschilderungen, Journalartikel und die Korrespondenz des Dichters. Die Vorrede des Herrn Gyulay schildert maßvoller, als das sonst die ungarischen Literarhistoriker pflegen, die Stellung Petöfy's in der jüngsten Literaturperiode, und Herr Gyulay scheint namentlich über die landesübliche Begeisterung nicht zu übersehen, daß die volksthümliche Kraft, die Petöfy innewohnt, den Mangel eigentlicher künstlerischer Durchbildung, welcher uns vielfach entgegentritt, zu ersetzen nicht im Stande ist.

Unter dem Titel „Vad rózsák“ (wilde Rosen) ist so eben ein umfangreiches, von Johann Kriza in Klausenburg bei Stein herausgegebenes Werk erschienen, welches eine Sammlung von Volksliedern, Volksmärchen eigenthümlichen Ausdrücken u. s. w. der Széckler enthält.

Graf Emerich Mikó hat einen hervorragenden Antheil an dem Zustandekommen des ersten vorliegenden Bandes, indem er die von ihm selbst gesammelten Volksmärchen und Tanzlieder dem Herausgeber zur Verfügung stellte und die Kosten der Drucklegung übernahm. Den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden 1. Balladen, Volkslieder und Verwandtes; 2. Tanzliedchen; 3. Räthsel; 4. Redensarten, Sprichwörter, Kindersprüche, Spottnamen, Thiernamen und Ortsbenennungen die den Széklern eigenthümlich sind; 5. Volksmärchen; 6. ein Dialektlexikon mit der Erklärung von nahezu 2000 Széklerwörtern. Einige Proben, die uns zu Gesicht gekommen sind, haben den Wunsch in uns rege gemacht, die Sammlung recht bald vervollständigt und auch einigermaßen wissenschaftlich geordnet und behandelt zu wissen.

---

* (Die böhmische Literatur im Jahre 1862.) Vergleicht man die Bewegung, welche während des Jahres 1862 auf dem Gebiete der böhmischen Literatur abgesehen

Digitized by Google

von der Journalistik stattfand, mit jener der vorangehenden Jahre, so ergiebt sich, daß der Aufschwung des öffentlichen Lebens weder die literarische Strebsamkeit zurückgedämmt noch auch der Produktion Abbruch gethan, sondern sogar neue Impulse für die Literatur geschaffen hat. Die schöne Literatur wird nicht minder gepflegt als die ernste Wissenschaft; was aber besonders betont sein mag, ist die immer mehr hervortretende Tendenz, praktisches Wissen durch populäre Darstellungen zu fördern und zu verbreiten.

Was zunächst die Dichtkunst betrifft, so hat Vit. Hálek, unbezweifelt der begabteste Dichter der jüngeren Generation, seine Dichtungen gesammelt und in zwei Bänden unter dem Titel „Spisy V. Hálka" herausgegeben; der erste enthält namentlich ein größeres Gedicht „Alfred" und ein Drama „Car Aleksej", der zweite Novellen und Humoresken. Nebstdem ist ein Trauerspiel desselben Dichters „Král Rudolf" (K. Rudolf II.) selbstständig im Druck erschienen. Ingleichen hat Joseph Frič eine Auswahl seiner Gedichte „Výbor basní" und ein Drama „Libušin Soud" (Libussa's Gericht) in Genf, ferner eine Uebersetzung des Gedichtes „Iridión" von Krasiński in Prag herausgegeben. Außerdem sind folgende Gedichte erschienen: „Cypříše" (Cypressen) von G. Pfleger, „Písně z hladu" (Hungerlieder) von Panýrek „Růženec" (Rosenkranz) von Eg. Jahn, eine Sammlung aus dem Nachlasse des unglücklichen Balcarek, ein politisches Gedicht „Sibyllinské věštby" (Wahrsagungen) von einem Pseudonymus, zwei satyrische Dichtungen „Konkordat" von P. Sika und der Thiertag „Sněmy zvířat" von P. Vinařický. Bemerkenswerth ist die Theilnahme, welche das Publikum der Herausgabe gesammelter Schriften der älteren Dichter widmet. Erschienen sind bis jetzt die Schriften des nationalen Humoristen F. Rubeš, des von der Jugend gefeierten H. Mácha, des beliebten Dramatikers V. Klicpera, des Satyrikers Jar. Langer, des didaktischen Dichters General M. Z. Polak, endlich des mährischen geistlichen Dichters Fr. Sušil. Besondere Erwähnung verdient die von der thätigen Firma Kober veranstaltete Ausgabe von Kollars sämmtlichen Schriften, interessant darum, weil auch Einiges geboten wird, was bisher nur im Manuskript vorlag, wie die Selbstbiographie des Dichters, und dessen zweite Reise nach Oberitalien. Die Sammlung umfaßt vier Bände; der erste enthält Gedichte, die gefeierte Slávy Dcera an der Spitze; der zweite den Výklad, der dritte die erste Reise nach Oberitalien, der vierte die zweite Reise nach demselben Lande und die Selbstbiographie des Dichters, vervollständigt von dem Herausgeber der Sammlung, Prof. V. Zelený.

Die dramatische Literatur hat an dem bereits genannten Dichter Hálek einen berufenen Vertreter gefunden; die Trauerspiele Záviše z Falkensteina, Car Aleksej, Král Rudolf, Král Vukašin haben das Talent dieses Dramatikers dargethan und seinen Ruf begründet. Als selbstständige Organe für Originalwerke und Uebersetzungen auf dem Gebiete des Dramas dienen die beiden seit längerer Zeit bestehenden Sammlungen: Divadelní biblioteka und Divadelní ochotník. Weniger für die Literatur- als für die Kulturgeschichte interessant ist die von R. Vilímek veranstaltete Herausgabe der Komödien und Spiele (Komédie a hry) des im Lande wohlbekannten, vor etwa drei Jahren verstorbenen Marionettenspielers Mat. Kopecký. Die Publikation soll sechs Hefte umfassen.

Wichtig und interessant zugleich ist das Unternehmen des sinnigen Dichters K. Erben, welcher die Nationallieder und Sprüche der Böhmen in einer Sammlung herausgiebt, in welcher sich das ganze Leben des Volkes in dessen eigensten Aeußerungen abspiegelt. Der Titel lautet: „Prostonárodní české písně a říkadla". Nicht minder bemerkenswerth ist die von demselben Sammler veranstaltete Herausgabe ausgewählter charakteristischer Märchen aller Slavenstämme, welche sich namentlich dadurch auszeichnet, daß jedes Märchen in der Ursprache oder im Dialekt abgedruckt wird, wie auch daß einzelne Mährchen hier zum Erstenmal publicirt werden wie z. B. die der Kassuben

Digitized by Google

und der Bulgaren. Die Schrift ist „Slovanská čítanka“ (Slawisches Lesebuch) betitelt [1].

Die Belletristik hat außer den unvermeidlichen Almanachen, Besedníks u. dgl. ferner außer einigen nennenswerthen Uebersetzungen als Gógols Todte Seelen, Kraszewski's Schweden in Polen, Hugo's „Misérables“ u. dgl. folgende Originalwerke aufzuweisen: Chocholoušeks Südslawische Erzählungen unter dem Titel „Jih“ (der Süden); der leider zu früh verstorbenen Frau Bož. Němec' Gesammelte Erzählungen aus dem böhmischen Dorf- und Stadtleben; Vlčeks Roman „Po půl noci“ (nach Mitternacht), dessen Handlung in der Zeit des nationalen Wiedererwachens in Böhmen spielt; Pflegers Roman „Ztracený život“ (Verfehltes Leben); des volksthümlichen Erzählers Fr. Pravda (Hlinka) „Sestra Cyrilla“; Hruby's Novellen, Sabina's Roman „Na poušti“ (In der Wüste), dessen Vorwurf dem gesellschaftlichen Leben der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entnommen ist.

Um nun auf das Gebiet der Wissenschaft zu übergehen, so ist es vor Allem die Geschichte, welche, seit jeher im Lande mit Vorliebe gepflegt, auch in der Literatur des Jahres 1862 durch einige namhafte Beiträge repräsentirt ist. Vor Allem ist zu bemerken, daß von diesem Jahre an die Geschichtschreibung in der bisher bloß der Archäologie gewidmeten Museums-Zeitschrift Památky ein ständiges Organ erhalten hat; der Jahrgang 1862 bringt bereits einige bemerkenswerthe Aufsätze von Dr. Gabler (Zur Kritik der Geschichte Alexanders des Großen), von Dr. Frühauf (Untersuchungen über die inneren Zustände des byzantinischen Reiches), von Dr. Jireček (Zur Geschichte der böhmischen Kriegsmänner des 15. Jahrhunderts), ferner Topographisches und Archäologisches von Rybička, Solar, L. Swoboda, J. Lepař, M. Trapp, Prof. Gindely, Conservator Beneš und Prof. Wocel, Prof. Tomek, P. A. Blažek, Prof. Tieftrunk. Die weitere Herausgabe der so schätzenswerthen „Denkmäler und Alterthümer Böhmens“, einer Schöpfung des tief betrauerten Ferd. Mikovec, ist unter Zaps Leitung gesichert. Dankenswerth ist die von Zvonař unternommene Herausgabe der böhmischen Musikdenkmäler „Hudební památky české“. Die Ausgabe von P. J. Šafařiks gesammelten Schriften schreitet rüstig fort; die beiden ersten Bände, welche sich bereits in den Händen des Publikums befinden, umfassen die slawischen Alterthümer; die nachfolgenden Bände sollen den historischen und philologischen Nachlaß, soweit derselbe in böhmischer Sprache vorliegt, aufnehmen (selbstständig soll die Geschichte der südslawischen Literatur in deutscher Sprache erscheinen); ein Band wird den dichterischen Arbeiten, welche aus der Jugendzeit des berühmten Philologen herrühren, gewidmet sein. — Gleichzeitig mit Šafařiks Werken und in demselben Verlage (Fr. Tempsky) erscheint eine Wiederauflage der böhmischen Geschichte von Palacký; auch hier wäre zu wünschen, daß die kleineren monographischen Abhandlungen des böhmischen Geschichtsschreibers gesammelt werden möchten. Die Wiederaufnahme der seit einem Jahrzehent eingestellten Herausgabe des „Archiv český“ von Palacký, welche die Munifizenz des böhmischen Landesausschusses ermöglichte wurde mit Freude begrüßt, um so mehr, als der fünfte Band mit dem selten gewordenen Texte der ersten böhmischen (sogenannten Wladislaischen) Landesordnung vom Jahre 1500 debütirt; die Ausgabe ist um so dankenswerther, als dem böhmischen Texte die aus dem Jahre 1527 herrührende lateinische Uebersetzung von dem Romanisten Dr. Roderich Daubravský collateral beigegeben ist. Die durch diese Textausgabe bereicherte rechtsgeschichtliche Literatur hat auch sonst eine lehrreiche Abhandlung über das altböhmische Erbrecht von Prof. E. Wocel, mehrere Beiträge zur Kritik der böhmischen Rechtsquellen von Dr. Jireček, endlich eine Gesammtgeschichte des böhmischen Rechts mit besonderer Rücksicht auf dessen Quellen von Dr. Jičinský unter dem Titel „Vývin českého právnictví v stručném

1 Vgl. Nr. 9 der „Wochenschrift“, Seite 282.

Digitized by Google

nástinu aufzuweisen. Auch die juristische Zeitschrift Pravnik hat schätzenswerthe Beiträge zur Rechtsgeschichte gebracht. Kleinere geschichtliche Publikationen sind: Rybička's Abhandlung über die Wappen und Siegel der geistlichen Körperschaften in Böhmen (O erbích a pečetích), P. Novaks Kritik der Quellen zur Geschichte des h. Johannes von Nepomuk, V. Brandls über die Lage des alten Velehrad, P. Procházka's Leben des Olmützer Bischofs Stanislaus Pavlovský. Der Vollständigkeit halber mag auch Dr. Pluskals älteste Geschichte von Mähren „Děje na Moravě od nejstarších časů" Erwähnung finden; dagegen macht sich die mährische Vaterlandskunde unter dem Titel: „Kniha pro každého Moravana" von V. Brandl, welche auch eine kurzgefaßte Geschichte des Landes bietet, vortheilhaft bemerkbar. Auch Böhmen hat in der separaten Ausgabe des ursprünglich für das encyklopädische Lexikon bestimmten, von mehreren Fachmännern verfaßten Artikels „Čechy, země i národ", eine entsprechende kurzgefaßte Statistik erhalten. — Als populäre Geschichtswerke machen sich die illustrirten Ausgaben von Zaps böhmisch-mährischer Landeschronik (Česko-moravská Kronika, Verlag Kober) und P. Bílý's Geschichte der Slawenapostel (Dějiny sv. Cyrilla a Methodia) bemerkbar.

Die Literaturgeschichte hat in der unter der Redaktion des Museumsbibliothekars Vrtatko neu aufblühenden Museumszeitschrift (Časopis Musea) gegenwärtig ein eigenes Organ zur Verfügung; bemerkenswerthe Artikel literarhistorischen Inhalts haben für den Jahrgang 1862 geliefert: Bibliothekar Hanuš, Red. Vrtatko, Prof. Hattala Jos. Jireček, Rybička, Jos. Kolář; auch aus Šafařiks Nachlaß wurde Einzelnes abgedruckt.

Im Sprachfache verdient vor Allem die sorgfältig bearbeitete böhmische Satzlehre (Skladba jazyka českého) von Prof. Zikmund volle Beachtung. Bambas hat eine Schrift: Formbildung der slawischen Sprache (Tvarosklad jazyka slovanského) herausgegeben. Interessant ist der Beitrag zur Lexikographie, welchen Ernst Vysoký in seinen mit vieler Mühe zusammengetragenen Materialien zu einem technologischen Wörterbuche liefert. Der ehemalige Varasdiner Gymnasialprofessor V. Křížek hat eine Anthologie aus der südslawischen Literatur publizirt. Vielversprechend ist die von einem Vereine jüngerer Gymnasiallehrer unter dem Titel: „Bibliotheka klassikův" unternommene Herausgabe von Klassikerübersetzungen; den Reigen eröffnet „Herodot", von Prof. Kvíčala. Unabhängig davon sind erschienen: „Eumenidy" und „Prometheus" von Rebeský, „Antigone" von Prof. Šohaj, Platons „Laches" von Prof. Saska. Von Klassikern jüngerer Zeit werden Shakespeare und Macaulay übersetzt; jener von mehreren Bearbeitern, als P. Doucha, Dr. Čejka, J. Kolár, Malý, Čelakovský, dieser von Prof. Zelený.

Dozent Dastych beschäftigt sich mit der Würdigung des böhmischen Philosophen Štítný aus dem 14. Jahrhunderte; Hanus setzt seine Studien über slawische Mythologie fort. Auch die theologische Literatur, welche in der neubegründeten Gesellschaft des h. Prokopius ein eigenes Organ erhalten hat, liegt nicht brach; es erscheinen gleichzeitig zwei Ausgaben der h. Schrift von P. Frenzl und P. Bezděka, ferner Dr. Bílý's Heiligenlegende; eine Sammlung altböhmischer Predigten; Podstransky's Religionslehre; Predigtensammlungen u. dgl.

Die Naturwissenschaften erfreuen sich seit einigen Jahren einer gesteigerten Pflege. Die Zeitschrift „Živa", welche unter Purkyně's Redaktion steht ist für dieselben eigens gegründet worden. Die Zahl der Schriftsteller auf diesem Gebiete nimmt fortwährend zu. Bemerkenswerthe Erscheinungen sind: Krejčí's Geologie, Studnička's Weltenlehre (Stručný světopis), A. Šafařiks Ausgabe von Humboldts Ansichten der Natur. Auch die höhere Mathematik ist durch G. Skřivans Beitrag zur Theorie der unendlichen Reihen vertreten.

Digitized by Google

Eine recht lebhafte Thätigkeit entwickelte sich auf dem Gebiete der Schulliteratur. Lehrbücher für Realschulen und Gymnasien kommen in Menge auf den literarischen Markt, kaum gibt es einen Lehrgegenstand mehr, der nicht durch einen oder durch mehrere Lehrtexte vertreten wäre. Im Laufe des Jahres 1862 sind folgende Lehrbücher erschienen: Šachs' böhmische Phraseologie, Ringers Allgemeine Geschichte und Geschichte der böhmischen Literatur, Klumpars lateinische Syntax, Křížeks lateinisch-böhmisch-deutsches Wörterbuch, Drizhals Geometrie für Untergymnasien, Erbens Geographie, Hummels Geographie, Jehlička's Mineralogie, Procházka's Arithmetik, Šanda's Geometrie für Unterrealschulen Majers Physik, Schwarzers Mechanik, Niklas' und Šanda's Baukunst, Jarolímeks Arithmetik, Kunz', Lešetický's, Klika's und Riha's Sprach- und Satzlehren, Straka's englische Grammatik, Ryšavy's darstellende Geometrie und geometrisches Zeichnen, Staněks allgemeine Chemie, Ctibor's Religionslehre und Liturgik, Frencls Religionslehre u. A.

Kodyms Buch für den Landwirth, Horsky's Feldpredigten, Karl Lambls Pferdezucht, Dr. Lambls Landwirth unserer Zeit, Hejduks Landwirthschaftliche Rechnungen, Kubert und Majers Aufzeichnungen für den Land- und Gewerbsmann, Hora's Technologie, Balda's Elemente der Technologie sind sämmtlich Schriften, welche einen dankbaren Leserkreis unter den strebsamen Landwirthen und städtischen Gewerbsleuten finden, während Gregers Kaufmännische Bibliothek eine Encyklopädie der kaufmännischen Disziplinen zu werden verspricht. Als ein Beitrag zur Geschichte der Landwirthschaft in Böhmen kann Špatný's Taubenwirthschaft (holubarstvi) angesehen werden.

Wohl das bedeutendste Unternehmen in der böhmischen Literatur was Umfang und Theilnahme der Schriftsteller sowohl als des Publikums betrifft, ist das unter der Hauptredaktion des Dr. L. Rieger bei Kober erscheinende encyklopädische Lexikon „Slovník Naučný", welches mit Schluß des Jahres 1862 bis zum Buchstaben H gediehen ist.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Das vor einigen Monaten erschienene Buch „La nouvelle Babylone" von Eugen Pelletau hat einen so zahlreichen Leserkreis gefunden, daß es bereits in zweiter Auflage vor uns liegt. Der Stoff dieser Schrift ist allerdings ein solcher, über den sich Verschiedenes sagen läßt. Das neue Babylon ist nämlich das oft beschriebene und nie genug zu beschreibende Paris, dem Herr Pelletau einen ziemlich grell reflektirenden Spiegel vorhält. Wer die französische Hauptstadt in der Nähe gesehen, der wird wohl finden, daß der Verfasser der „Nouvelle Babylone" in seinen Beobachtungen mitunter zur Bitterkeit inklinirt; im Ganzen findet sich aber in dem Buche viel Wahrheit, die um so mehr Werth hat, als sie von einem ganz unabhängigen Franzosen ausgesprochen wird und dadurch über gewissen nationalen Verdächtigungen steht. Nach einer kurzen Einleitung theilt Pelletau seine Schrift in vier Theile: Paris matériel, Paris domestique, Paris intellectuel und Paris moral. Es liegt auf der Hand, daß die Dinge, welche in der letzten dieser vier Abtheilungen stehen, viel starken haut-goût in sich bergen; doch mögen sie dem, der sich für Sittengeschichte interessirt, ein werthvolles Bild geben und sogar dem Pariser, wenn auch nicht durch Neuheit, so doch durch die Schärfe und Offenheit der Darstellung imponiren.

Unter der Leitung des Oberstlieutenants A. de Chesnel beginnt die Herausgabe eines militärischen Wörterbuches, das eine Masse von Artikeln aus allen Gebieten der Kriegswissenschaft bringt und mit 1000 in den Text gedruckten Illustrationen nach authentischen Dokumenten und den besten Vorlagen versehen wird. Es führt den Titel:

Digitized by Google

„Dictionnaire des armées de terre et de mer, bibliothèque du soldat et du marin". Die Abbildungen (Portraits, Kostüme, Geräthschaften, Waffen, Gebäude u. s. w.) scheinen sehr genau. Das Werk ist einstweilen bis zum Buchstaben C gediehen.

In Brüssel erschien von Theodore Juste, der bereits verschiedene Werke über niederländische und deutsche Geschichte publizirte: „Le comte de Mercy-Argenteau; souvenirs diplomatiques du 18e. siècle". Das Büchlein ist für Oesterreich von besonderem Interesse, da es die letzte Zeit behandelt, während der Belgien zur Krone Oesterreichs gehörte, und allerlei Details über Maria Theresia, Maria Antoinette den Fürsten Kaunitz, Cobenzl, Starhemberg und andere Staatsmänner, so wie über die Händel und Verwicklungen bringt, in Folge welcher die Niederlande für Oesterreich verloren gingen. Die Leser von A. Wolfs „Marie Christine" werden in Herrn Juste's Buch für den zweiten Band jenes Werkes manche Ergänzung durch belgisches Material finden. Der Graf v. Mercy Argenteau gehörte zur österreichischen Partei in Belgien und war bei der österreichischen Regierung dieser Provinz betheiligt. Als die Franzosen in die Niederlande eindrangen, hegte er sogar den Plan auszuwandern und sich in Böhmen anzusiedeln. Noch im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre hatte er eine diplomatische Mission nach London übernommen, um eine gemeinsame Aktion Englands und Oesterreichs gegen die französische Besetzung der Niederlande zu veranlassen. Er starb aber in London bald nach seiner Ankunft, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

---

* Ed. Engerths historisches Gemälde „Die Gefangennehmung der Familie Manfreds des Hohenstaufen nach der Schlacht bei Benevent im Jahre 1266" wird vom böhmischen Kunstverein als Nietenblatt für das laufende Vereinsjahr ausgegeben. Das Gemälde befindet sich bekanntlich in der k. Galerie am Belvedere und gehört ohne Frage zu den besseren historischen Gemälden der neuen Schule, welche sich in der Galerie befinden. Das Blatt ist von A. Schultheiß in München mit vielem Effekt und Verständniß in gemischter Manier gestochen und muß jedenfalls als eines der passendsten Vereinsblätter bezeichnet werden.

---

* Das März-Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung der Baudenkmale" bringt folgende Aufsätze: „Die mittelalterlichen Teppiche im Rathhause zu Regensburg", von Hans Weininger; „Die Breslauer Skulpturen am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts", von Wilhelm Weingärtner, „Die Kirche des h. Antonius zu Padua", von A. Essenwein, und außerdem kleine Mittheilungen archäologischen Inhaltes. Herr Arnold Ipolyi gibt eine ausführliche Anzeige der „Archaeologikai Közlemények", d. h. der von der ungarischen Akademie herausgegebenen archäologischen Mittheilungen, die um so dankenswerther ist, als diese Mittheilungen in magyarischer Sprache erscheinen und daher, weil sie den wenigsten Alterthumsfreunden zugänglich sind, für die gelehrte Welt fast gänzlich verloren gehen.

---

* Durch kaiserliches Dekret vom 2. März wird in Paris die Besoldung der Professoren und der übrigen höheren und niederen Angestellten des naturhistorischen Museums (im Jardin des Plantes) in einer den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Weise erhöht. Im Ganzen wird eine Summe von 30.000 Francs von dem Unterrichtsmini-

Digitized by Google

sterium zu diesem Zwecke jährlich mehr verausgabt werden. Mit der Zeit hofft Herr Rouland, wie er in seinem Berichte sich ausdrückt, „die Verbesserungen noch vervollständigen zu können, die bisher nur theilweise verwirklicht worden sind". Aus demselben Berichte entnimmt man, daß einzelne Gehalte seit sechszig Jahren unverändert geblieben sind. Die Professoren erhalten künftig 7500 Francs jährliche Besoldung, Bibliothekare 4000 bis 5000, Unterbibliothekare 2000 bis 3000, Verwaltungschef 4000 bis 5000, Obergärtner 3000 bis 4000, Galerieaufseher 3000 bis 3500 Francs ꝛc.

---

* In Ofen ist ein römisches Grab aufgefunden worden. Es fanden sich den „U. N." zufolge in demselben eine Reihe sehr interessanter Gegenstände, welche in dem ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt werden. Vor Allem fiel ein eisernes an einen Feldsessel erinnerndes Gestelle mit bronzenen eichelförmigen Knöpfen auf, das Bruchstück einer größeren kupfernen Schüssel, eine größere Gießkanne mit kleeblättriger Oeffnung, beide mit den schönsten lazurfarbigen Pergamentriemchen versehen, mehrere hemdknöpfartige Schmucksachen, zwei Eichelknöpfe, Thonlampen, eine flache Spange, zwei größere emaillirte, viereckige Platten, ein kleinerer kupferner Topf und zahlreiche Bronze- und Silbermünzen, welche sich in sehr gutem Zustande befinden, und die den Herrscherperioden des Commodus, Probus, Carus, Philippus, Herennia Etruscilla angehören, unter ihnen befindet sich eine blechartige sehr dünne silberne Platte, in deren Mitte in getriebener Arbeit ein Kopf angebracht ist, um welchen ein Sokrates (?), ein Frauenkopf und noch andere gruppirt sind. Die getriebene Arbeit gehört zu den schönsten, die in dieser Art gesehen wurden. Das Grab selbst befand sich unter einer Lehmschichte. Die das Grab bedeckende Steinplatte war zerbrochen. Als das Bohlenwerk, welches das Grab zeitweilig bedeckte, gehoben ward, fiel die mehr südliche als östliche Richtung des Grabes auf. Die Köpfe der beiden Gerippe lagen südwärts.

---

* Photographien nach Gemälden von Henri Leys erscheinen jetzt zum ersten Male in Brüssel. Bisher wurden vier Blätter veröffentlicht, die folgende ältere Werke des Meisters darstellen: „Erasmus trägt sein Werk über Fürstenerziehung dem jungen Karl V. und seiner Tante Margaretha von Oesterreich vor", „Proklamation der Inquisitionsedikte Karls V. in den Straßen von Antwerpen", „Festmahl der St. Lukas-Malergilde, dem Franz Floris gegeben", so wie „Katholische Frauen im Gebet".

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 3. März 1863.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Derselbe liest eine Mittheilung vom Herrn k. k. Hofrath und Direktor W. Haidinger „Zur Erinnerung an Franz Zippe" eine kurze Schilderung der äußeren

Digitized by Google

Lebensverhältnisse und eine warme Anerkennung der hohen Verdienste, welche der Verewigte um die Wissenschaft und das Vaterland sich erwarb. Im Jahre 1791 am 15. Februar in Falkenau bei Böhmisch-Leipa geboren, durch frühzeitige Verbindung mit dem großen Mineralogen Mohs in der Richtung seiner Studien fest bestimmt, wirkte derselbe bis zum Jahre 1848 in Prag, wurde dann mit der Einrichtung der montanistischen Lehranstalt in Przibram betraut, aber schon nach zwei Jahren als Professor der Mineralogie an die k. k. Universität in Wien berufen, in welcher Stellung ihn am 22. Februar d. J. der Tod ereilte. Zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Publikationen und Leistungen gehören die „Physiographie des Mineralreiches" (1839), als zweiter Theil der Mohs'schen „Leichtfaßlichen Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches" bearbeitet; „Das Lehrbuch der Naturgeschichte und Geognosie für die Realschulen in den k. k. Provinzen", Wien, 1841; die „Anleitung zur Gestein- und Bodenkunde u. s. w.", Prag, 1846; die geologische Kolorirung der Kreybich'schen Kreiskarten von Böhmen und die damit zusammenhängende Bearbeitung des oryctognostischen und geognostischen Theiles der von Sommer 1833 bis 1844 herausgegebenen „Topographie von Böhmen"; die „Geschichte der Metalle", 1856; die „Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystemes", 1858; das „Lehrbuch der Mineralogie", 1859 u. s. w. Vielfach wurden Zippe's reiche Erfahrungen, namentlich seine genaue Kenntniß des Steinkohlengebirges in Böhmen für die Industrie nutzbar gemacht, mehr für den Vortheil anderer Personen als für seinen eigenen. Als Zeichen wohlerworbener Anerkennung seiner Leistungen ist es zu betrachten, daß (14. Mai 1847) sein Name sich in der Zahl der ersten sechszehn Mitglieder der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften befand, so wie daß er später durch die Verleihung des kaiserlich österreichischen Franz Joseph-Ordens und durch den Titel eines k. k. Regierungsrathes ausgezeichnet wurde.

Als Ergänzung zu der Vorlage der vier Medaillen aus der Londoner International-Ausstellung des Jahres 1862 in der Sitzung am 3. Februar, nebst Erwähnung jener fünften Medaille aus dem Kreise der Ausstellungsgegenstände, welche Herrn Karl Ritter v. Hauer unmittelbar zuerkannt wurde, und der allergnädigsten Auszeichnung desselben durch das k. k. goldene Verdienstkreuz mit der Krone, gibt Herr Direktor Haidinger noch eine rasche statistische Uebersicht der auf Oesterreich fallenden Medaillen. Es waren deren 490, davon kamen je fünf auf die k. k. priv. Staatseisenbahn-Gesellschaft und die k. k. geologische Reichsanstalt, vier auf Se. Durchlaucht Herrn Fürsten J. A. zu Schwarzenberg, drei auf die Herren Philipp Haas und Söhne, je zwei auf neunzehn verschiedene Behörden, Körperschaften, Unternehmer; die übrigen 435 Medaillen trafen auf einzelne Empfänger. In einer Mehrzahl von Fällen bei Kollektivausstellungen kam eine Medaille auf mehrere Aussteller gemeinschaftlich. Die k. k. geologische Reichsanstalt ist demnach bei jener Veranlassung aus der Beurtheilung in London mit höchster Auszeichnung hervorgegangen. Da die Medaillen nicht theilbar sind, erhielt jedes der wirkenden Mitglieder ein Erinnerungsschreiben mit einem Sieger'schen Relief-Facsimile. Mit Bewilligung des Herrn k. k. Staatsministers behält Herr Direktor Haidinger die ihm persönlich zuerkannte Medaille selbst, die drei anderen werden für die k. k. geologische Reichsanstalt aufbewahrt „als eine denkwürdige Anerkennung der hervorragenden Leistungen, der der Leitung des gegenwärtigen Direktors anvertrauten Anstalt". Herr Direktor Haidinger schloß noch Worte des Dankes der Beurtheilungskommission an. Er wies nach, wie man in London die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse der k. k. geologischen Reichsanstalt nebst den Vorlagen zur Beurtheilung in der ersten Klasse hatte. Der Sekretär, Herr Warington W. Smyth hatte die Sammlung in ihrer ersten Aufstellung 1842, noch vor der Gründung der k. k. geologischen Reichsanstalt studirt, war in Schemnitz gewesen und 1858 und 1860 in Wien bei den Versammlungen der

Digitized by Google

Berg- und Hüttenmänner. Herr Smyth ist ein Sohn des berühmten königlich großbritanischen Admirals W. H. Smyth, österreichisch kaiserlicher Leopold-Ordensritter aus Veranlassung seiner hohen Verdienste um die Kenntniß des mittelländischen Meeres. Der Klassenpräsident Sir Roderick Murchison, kürzlich zum Kommandeur des Bath-Ordens ernannt, Direktor der geologischen Aufnahme in London, bereiste die österreichischen Alpen und schrieb über dieselben im Jahre 1831, war dann 1847 im montanistischen Museum in dem k. k. Münzgebäude, dann 1857 in dem gegenwärtigen Lokale der k. k. geologischen Reichsanstalt und konnte so gut alle die durchlaufenen Zustände vergleichen. So fand sich die k. k. geologische Reichsanstalt in London 1862 im Kreise alter kenntnißreicher Freunde, deren Theilnahme auch aus dem so schwierigen Jahre 1860 sich lebhaft bewährte. „Das glänzende Ergebniß der Beurtheilung in London, die erhebende Feier der Preisvertheilung in Wien, der Beifall, der bei derselben auch dem Empfänger für die k. k. geologische Reichsanstalt wohlwollend gespendet wurde, sind uns unauslöschlich zu steter Erinnerung in unser Jahrbuch eingeschrieben."

Im Namen des Herrn k. k. Hofrathes W. Haidinger werden ferner vorgelegt die durch Herrn Prof. Studer an die k. k. geologische Reichsanstalt und an ihn selbst eingesendeten „Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz, herausgegeben von der geologischen Kommission der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft auf Kosten der Eidgenossenschaft. Erste Lieferung. Neuenburg, 1863", enthaltend die geologische Karte des Kantons Basel in vier Blättern, im Maßstabe von 1 : 50.000. Der Beschluß zur Herausgabe der gedachten Karten, welchen nach und nach jene der ganzen Schweiz folgen sollen, war in Folge einer Gabe der Bundesversammlung an die Gesellschaft im Jahre 1859 gefaßt, und die Kommission, bestehend aus den Herren: Studer in Bern, Merian in Basel, Escher von der Linth in Zürich, Desor in Neuenburg und Favre in Genf ernannt worden. Mit größter Theilnahme und Erwartung dürfen wir der weiteren Entwicklung dieses schönen und wichtigen Unternehmens entgegensehen.

Herr Prof. Ed. Sueß legte einige Knochenreste aus der Braunkohle von Hart bei Gloggnitz vor, welche dort in einer Tiefe von 90 Klaftern in der Kohle gefunden und von dem dortigen Verwalter, Herrn J. Rothart, der k. k. geologischen Reichsanstalt vor wenigen Tagen zugesendet wurden. Diese Ueberreste bestehen aus einem sehr gut erhaltenen, jedoch stark zusammengedrückten Schädel, an dem man die beiden Oberkiefer mit ihren Backenzähnen und den Eckzähnen sieht, so wie aus den beiden ebenfalls mit ihren Zahnreihen versehenen Unterkiefern, während an einem dritten Stücke die Vorderzähne erkennbar sind; dieselben gehören einem schweinartigen Thiere, dem Hyotherium Meiszneri an, und wird durch diesen Fund der Beweis hergestellt, daß die Kohlenablagerung von Hart bei Gloggnitz, gleich der von Jauling und Schauerleithen im Alter mit der marinen miozenen Ablagerung des Wiener Beckens übereinstimmt.

Ferner legte Herr Prof. Ed. Sueß den fossilen Eckzahn eines Antracotherium magnum von besonderer Größe und Schönheit vor, welcher ihm von dem k. k. Ministerial-Sekretär Herrn J. Ritter v. Schröckinger als von dem Kohlenwerke zu Lukawitz bei Geltschberg im Leitmeritzer Kreise Böhmens herrührend, übergeben wurde. Aus dem Vorkommen von Resten des Antracotherium in dieser Braunkohlenablagerung leitet Herr Prof. Sueß den Nachweis ab, daß dieselbe, wie dies schon früher Herr Jokely aus den dort gefundenen Pflanzenresten geschlossen, der oligocänen Abtheilung der Tertiärperiode angehören und gleichzeitig mit den Tertiärbildungen von Sotzka in Krain, Zovencedo im Venetianischen und Monte Promina in Dalmatien abgelagert worden sei.

Digitized by Google

Herr L. Knaffl theilte die Resultate einiger von ihm ausgeführten Versuche mit, durch welche es ihm gelungen ist, Gold aus seiner Lösung durch Gold selbst in metallischem Zustande abzuscheiden und auch eine rothe Modifikation des Goldes zu erhalten. Ersteres erhält man, indem man in eine kalt gesättigte, mit fünf bis sechs Theilen Wasser verdünnte Goldlösung nach und nach mit Oxalsäure gefülltes metallisches Gold einträgt; es werden sich hierauf prachtvolle Goldderdriten bilden, welche, wenn die Operation in einem Kolben vorgenommen wird, an die Wände des Kolbens sich anlegen. Wenn man jedoch in eine chlorwasserstofffaure, von Salpetersäure freie, sehr stark verdünnte Goldchloridlösung eine ziemliche Quantität Oxalsäure einträgt und auf 30 bis 40 Grad C. erwärmt, so scheidet sich Gold aus; verzögert man nun die Abscheidung des Goldes durch einige Tropfen konzentrirter Chlorwasserstoffsäure, so erhält man stets die rothe Modifikation des Goldes als ein höchst zartes an den Wänden sich anhängendes Pulver. Herr Knaffl zeigte die Resultate dieser Versuche durch vorgelegte Proben.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer zeigte die geologische Uebersichtskarte von Dalmatien vor, welche er im verflossenen Sommer gemeinschaftlich mit Herrn Dr. G. Stache und unter Mitwirkung des Herrn Dr. K. Zittel als Volontär aufgenommen hatte. Das ganze Land bildet vermöge seiner eigenthümlichen Konfiguration, wie in vielen anderen Beziehungen auch für den Geologen ein sehr unnatürlich abgegrenztes Gebiet. Der Hauptsache nach wird es aus sterilen Kalkgebirgen, theils der Kreide, theils der Eocenformation angehörig, gebildet, und beinahe nur die Züge von eocenem Sandstein, die sich zwischen die Wellen der älteren Kalksteine einlagern und einige mit jungtertiären Süßwasserschichten erfüllte Seebecken, welche als Oasen in der Steinwüste erscheinen, bringen einige Abwechslung hervor. Die Kreidekalke vertreten nach Herrn v. Hauers Ansicht die hier gänzlich fehlenden älteren Karpathen-Sandsteine anderer Alpen- und Karpathenländer. Aeltere Formationen, und zwar Jura- und verschiedene Etagen der Trias sind ebenfalls vorhanden, aber im Verhältniß zu den vorigen nur in geringer Verbreitung.

Noch legt Herr v. Hauer das neueste Werk von Herrn Dr. A. Oppel in München, „Palaeontographische Mittheilungen". Stuttgart, 1862", zur Ansicht vor. In drei Abtheilungen enthält dasselbe ungemein wichtige Beiträge zur Fauna der Juraformation, und zwar im ersten Theile Krustaceen, darunter namentlich die so interessanten Vorkommen aus den lithographischen Schiefern, im zweiten Thierfährten aus dem Schiefer von Sohlenhofen, wahrscheinlich dem erst jüngst entdeckten befiederten Archaeopteria angehörig, im dritten Cephalopoden, darunter auch einige neue Arten aus unseren Alpen.

Herr Dr. G. Stache legte eine kleine Sendung von Petrefakten vor, welche ihm Herr A. Covaz, früher Podestà von Pisino, zum Geschenk übersendet hatte und übergab dieselben seinerseits als Geschenk für die Sammlung der geologischen Reichsanstalt. Die Sachen stammen sämmtlich — bis auf zwei an Nummuliten reiche Kalkproben der tiefsten Etage — aus der mittleren Abtheilung der Foränschichten Istriens, welche dem Pariser Grobkalk entsprechen. Die Suite der zum größeren Theile gut erhaltenen Versteinerungen ist von Werth und Interesse, nicht nur weil sie an einem neuen Fundorte, „dem Colle Canus" bei Pisino gesammelt wurde, sondern mehr noch, weil sie Arten enthält, welche bisher aus Istrien nicht bekannt waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Humor in Deutschland.

Zum hundertjährigen Geburtstag Jean Pauls.

Am 21. März d. J., gleich nach der Geburt des Frühlings, feiert (oder feiert man auch nicht) den hundertjährigen Geburtstag Jean Pauls. Johann Paul Friedrich Richter gehört der Berühmtheit seines Namens zufolge zu den Heroen unserer Literatur, doch theilt er mit ihnen keineswegs das beneidenswerthe Schicksal daß seine Bedeutung eine feststehende wäre, von einer Generation der anderen treu überliefert, unantastbar, keiner Veränderung gewärtig, die nicht eine Bereicherung wäre. Wenn Lessing und Goethe jedem neuen Geschlecht von Neuem geboren werden, weil Erkenntnisse, die erst den nachgefolgten Zeiten allgemein zugänglich wurden, in ihnen bereits vorgebildet liegen, so haben im Gegentheile die vier Jahrzehnte, die auf Jean Pauls Tod folgten, ihn immer tiefer begraben.

Man braucht sich zur Feststellung dieser für seine vereinzelten Verehrer betrübenden Thatsache nicht auf das zweideutige Zeugniß modernster Literaturgeschichten zu berufen. Diese erfüllen überhaupt selten ihre geschichtliche Aufgabe; sie setzen subjektive Kritik an die Stelle der Berichterstattung über Erscheinungen, die durch ihre Wirkungen und die Bedingungen derselben in den Verhältnissen der Zeitgenossen eben historische geworden sind. Jean Paul hatte unter dieser Verwechslung von literarischer Tageskritik und Geschichtschreibung am meisten zu leiden. Er wird bald mit dem bornirten Haß des Rationalisten verfolgt und für den Mangel an Einsichten verantwortlich gemacht, die dem weisen Kritiker selbst nur durch den zufälligen Umstand aufgegangen sind, daß er um vierzig Jahre später lebte; bald wird ihm noch übler durch eine Gunst mitgespielt, die ihn bereits auf den Index der „Rettungen" setzt.

Daß Jean Paul aber in der That einer verhältnißmäßigen Vergänglichkeit überantwortet ist, erhellt deutlicher als aus theoretischen Urtheilen aus dem einfachen Umstand, daß er im Großen und Ganzen nicht mehr gelesen wird. Er, dessen dichterische Genialität Niemand in Abrede stellt, und dessen allgemeine Aussprüche über die höchsten Fragen des Menschenthums Chrestomathien bilden, wird weder als Weiser noch als Dichter zitirt. Und daß er nicht mehr zu den Autoritäten zählt, deren Lehren oder Werke man herbeiruft, wenn man in ästhetischen oder sozialen Kämpfen gleichsam um Hilfe schreit, beweist nur zu klar, daß die Bedeutung Jean Pauls hingeschmolzen, daß er eine herabgebrannte Kerze ist. Wird die Säkularfeier seiner Geburt ein nochmaliges Aufflackern sein?

Digitized by Google

Es ist nicht zu hoffen, es ist aber auch nicht zu wünschen, daß dieser äußere Anlaß seinen Namen auffrische, zugleich einer tiefer gehenden Theilnahme der Nation für diesen allerdings sittlich edlen, großartig begabten, aber nichts weniger als bildenden Schriftsteller wieder Bahn breche. Tausende mögen ihn heute noch lesen und lieben, aber es werden wohlgezählte tausend Einzelne sein, die nicht den Kollektivbegriff von Tausenden geben.

Um daß Jean Paul eine Gesammtwirkung wieder hervorbringe, müßte Deutschland erst daran verzweifelt haben, für die Ideen und Bestrebungen seines modernen Staatslebens den künstlerischen Abschluß zu finden; um daß Jean Paul oder ein Schriftsteller seiner Art uns in gleichem Range mit den wahren Kunstgrößen unserer Literatur erscheine, müßte sich die politische Epoche erst wiederholen, in der Jean Paul in der That der gefeiertste Mann der Nation war, ungleich mehr als seine berühmten Zeitgenossen in Weimar. Diese merkwürdige, aber vergängliche Wirkung seiner Schriften hatte ihre Begründung in den Zuständen. Einerseits war sich die Nation ihrer politischen Nullität halb bewußt geworden; sie schämte sich gleichsam ihres Daseins und ergötzte darum ihre überquellende Lebensluft mit den Vorstellungen einer idealen Todessehnsucht sammt allen dazu gehörigen Rührungen und schönen Verklärungen. Eine wehmuthsvolle Abendröthe schien sich mit dem Aufsteigen des „Hesperus" über das ganze deutsche Leben zu breiten. Natürlich, daß die Weiber sich zu den empfänglichsten Organen derartiger Ent- und Verzückungen machten!

Andererseits gab es für die positiven Elemente deutschen Lebens, für seine großen Schmerzen und stillen Wonnen in der ganzen gleichzeitigen Literatur keinen so bestimmten und treffenden Ausdruck, als eben in den aphoristischen, willkürlich gestalteten, aller künstlerischen Norm sich entziehenden Schriften des Humoristen. Räumlich und zeitlich drängte fast das gesammte übrige Schriftthum sich und das Publikum aus der deutschen Gegenwart hinaus. Klassische Dichtungen schöpften ihre Form aus dem Alterthum und ihren Inhalt aus der Geschichte; die Romantiker, so oft sie nicht ebenfalls geschichtliche und namentlich mittelalterliche Inspirationen suchten, bettelten um solche bei den romanischen Völkern und beim Orient. Der Deutsche, der damals den Tempel des Kunstgeistes betreten wollte, er mußte erst an der Schwelle die nationalen Schuhe ausziehen; es wäre unehrerbietig erschienen, wenn er mit dem, was sein ganzes Sein und Wesen trug, vor das Angesicht der Muse getreten wäre.

Nur zwei Schriftsteller nahmen sich der deutschen Eigenthümlichkeit mit Liebe an und erregten dadurch, obgleich sie weit davon entfernt waren, wirkliche Kunstwerke hervorzubringen, einen Enthusiasmus, wie er eigentlich nur solchen gebührt: Iffland und Jean Paul. Der Erste, mehr mit einem Talent dramatischer Technik als mit einem wirklich poetischen Talent begabt, griff ein wesentlich deutsches Element, das Spießbürgerthum heraus und glaubte allen Ernstes ihm erhabene Seiten abzugewinnen, wenn er es auf den Gipfel einer fast unbegreiflichen, uns jetzt oft komisch erscheinenden Sentimentalität erhob. So deutsch das von ihm gewählte

Digitized by Google

Element war, und so fesselnd er dadurch auf die Massen wirkte, seine Behandlung blieb der Natur des Stoffes stets zu getreu und die Natur des Philisterthums ist nicht von der Art, daß, so national es immer dargestellt werden mag, ernste und strebsame Seelen ihre vaterländische Begeisterung daran entzünden könnten. Iffflands Wirkung war eine weite, aber keine tiefe. Anders bei Jean Paul. Er ließ seine Muse ebenfalls über einem guten Stück deutschen Spießbürgerthums brüten, aber diese Muse war der Humor. Und je gemeiner, häßlicher, niedriger die Lebensverhältnisse sind, in die er seinen Schulmeister Wuz, seinen Quintus Firlein, seinen Privatgelehrten Siebenkäs begleitete — der Humor ist die Idealisirung dessen, was sonst durchaus keinen Idealismus verträgt. So kam es, daß selbst schon diese Darstellungen des beschränktesten Kleinlebens der deutschen Jugend eine feurige Anerkennung abgewannen, weil ihr daraus die Ahnung eines nothwendigen und doch überall fehlenden Zusammenhanges zwischen der nationalen Poesie und dem nationalen Leben aufging.

Allein der Sentenzenreichthum der Jean Paulschen Romane wimmelte auch von Beziehungen auf übriges deutsches Leben, die sonst nirgends ausgesprochen wurden. Er machte sich zum beredten Anwalt jeder Art von Armen und Unterdrückten; man vernahm wieder den Pulsschlag der leidenden Gegenwart im Dichterwerk, wenn sonst überall die Poeten sich zu dem Ausspruch Adolf Müllners bekannten: „Die Wirklichkeit taugt selten zum Gedichte“. Wie sollte nicht ganz Deutschland an den Schilderungen des Kleinlebens sich begeistern, da ganz Deutschland ein Kleinleben führte, von kleinen Höfen und kleinen Tyrannen die großen Worte und die kleinen Thaten ausgingen! So brauchte ein ernster Patriot sich wenig darum zu kümmern, ob der einzige Schriftsteller, dem damals die nächsten Angelegenheiten der Menschheit zu Herzen zu gehen schienen, auch ihren höchsten Angelegenheiten durch das Hervorbringen wirklicher Kunstwerke diente, und in diesem Sinne kann Ludwig Börne's merkwürdige Denkrede auf Jean Paul noch heute ungeschmälert ihre Geltung behaupten. In diesem Sinne hat auch eine wirkliche Literaturgeschichte Jean Pauls Bedeutung anzuerkennen. Ganz anders aber verhält sich der heutige Tag zum Dichter Jean Paul, zum Verfasser von Romanen, die des berühmten Autornamens wegen mitzählen, wenn vom künstlerischen Inhalt der deutschen Literatur die Rede ist. Zwar ist dem Humoristen die geniale Willkür im Vorhinein zugegeben, weil er eine Wirkung nur durch die ganze Kraft seiner Subjektivität erzielen kann, und je gewaltiger dieselbe hervortritt, um so gleichgiltiger, zufälliger verhalten sich dazu die artistische Form und der objektive Inhalt seiner Leistungen. Selbst die Gränze des Geschmackes, die für nichts, was sich dem geistigen Genuß darbietet, überschreitbar scheint, wird dem Humoristen weiter hinausgerückt. Wer möchte in Shakespeare's „Heinrich IV.“, in „Tristan Shandy“ Anspielungen und Beziehungen anstößig finden, die das Schöne in einem anderen Kunstwerk und damit dieses selbst geradezu aufheben würden? Auch dem sogenannten gesunden Menschenverstand — den schon Kant von einem anderen Gebiete in einer Weise zurückgeschreckt, die unseren Tagen sogar den blos ästhetischen

Digitized by Google

Rationalismus erspart hätte, wenn die Deutschen ihre großen Geister in Wahrheit zu würdigen wüßten — auch dem gesunden Menschenverstand braucht sich die Genialität nicht immer zu unterwerfen, mindestens hat der wahre Humor einen ernsten Grundton, der noch in den am wenigsten logischen Extravaganzen an den Kunstzweck erinnert. Allein wo die Form ohne Zweck und ohne Wirkung muth- und eigenwillig zerstört wird, Geschmacklosigkeit nicht mehr als Mittel zu irgend einem Effekt, sondern rein um ihrer selbst willen herrscht, nicht mehr blos der Verstand, sondern auch das Verstehen der Anderen nur nebensächlich berücksichtigt wird, da hat für die geniale Willkür die literarische Berechtigung aufgehört.

Der unselige Gebrauch, den Jean Paul von seinen Kollektaneen machte und der verworrene Ausdruck seiner ganzen stylistischen Manier sind Schlacken, welche das gediegene Metall seiner Gedanken immer mehr einschlingen werden Denn so ungeheuer die Fülle dieser witzigen, geistreichen, gefühlvollen und poetischen Appercceptionen ist, aphoristischer Blitze, die oft eine Sekunde lang glauben machen, man habe das Höchste und das Tiefste erblickt, was dem Menschengeist zu schauen vergönnt ist; — sie bleiben doch nur Anregungen, Aufstachelungen, einer künstlerischen Ergänzung bedürftig und deßhalb nicht mit dem befriedigenden Abschluß wirkend, mit dem das schlichteste Kunstwerk, als in sich vollendeter Ausdruck des einfachsten Gedankens, die Seele des Genießenden erfüllt.

Man unterzieht sich aber wirklich und figürlich nicht der Mühe der Ausgrabungen, wenn man nicht wahre Kunstwerke ans Licht zu fördern hofft. Jedes folgende Zeitalter wird Jean Paul unverständlicher finden und in demselben Maße auch stets geringere Lust verspüren, einen Schriftsteller zu emendiren, der diese Mühe, die man so gerne den Klassikern gewidmet hat, durch nichts weniger als durch einen klassischen Genuß belohnt. In Hinblick auf die Masse des völlig ungenossen Bleibenden, das bereits in den Jean Paulschen Werken aufgespeichert liegt, muß man es sehr überflüssig finden, daß Herr Förster in München auf das Geschäft verfallen ist, Neues in Briefen ꝛc. seines berühmten Schwiegervaters hinzuzuhäufen und solcher Art für sich allein eine — Jean Paul-Literatur zu schaffen, deren Unnöthigkeit auch schon äußerlich dadurch bewiesen ist, daß, sie hervorzubringen, der erklärlichen Familien- und Privatpietät des Herrn Förster allein überlassen bleibt. Man vergegenwärtige sich im Angesichte dieser Erscheinung die Spontaneität, mit der unzählige Denker und Dichter zu einer Literatur über Goethe, Schiller und Lessing beigetragen haben.

Der Eindruck der Jean Paulschen Weltauffassung auf seine Zeitgenossen war so groß, daß sie die absolute Formlosigkeit, die gänzliche Verwilderung seiner Ausdrucksweise nur insoferne wahrnahmen, als sie daraus ein Argument mehr für seinen Tiefsinn schöpfen zu können glaubten. Während als sicher anzunehmen ist, daß Jean Paul selbst zu mancher Stelle, ein Jahr nachdem er sie geschrieben, den Kommentar nicht mehr hätte geben können, spotteten seine Bewunderer nicht über die unerhörte Schreibweise, sondern über die Leser, welche aufrichtig genug waren, einzugestehen, daß sie dieselbe nicht verstanden. Wohl hieß es in einer

Digitized by Google

Rezension der „Halle'schen Literaturzeitung" in einem Augenblick, da der Verfasser der „Flegeljahre" auf dem Gipfel seiner Wirksamkeit und seines Ruhmes stand: „Der berühmte Verfasser hat bekanntlich viele wohlgedachte Bücher, aber alle in einem ziemlich übellautenden Style geschrieben. Zu diesem Uebellaute, der hauptsächlich im Mangel des (auch in der Prosa nicht wohl zu entbehrenden) Rhythmus besteht, hat nebenher auch der unmäßige Gebrauch willkürlich gebildeter Stammwörter beigetragen, wozu diesen Schriftsteller sein Ueberfluß an zuströmenden Vergleichungen der heterogensten Dinge und sein Hang zu bizarren Anspielungen auf entfernt liegende Aehnlichkeiten von jeher zu verleiten pflegte". Allein Jean Paul konnte hierauf, sicher gemacht durch den Beifall seiner Zeitgenossen, mit olympischer Grobheit antworten, die freilich den Witz, wie er nur ihm eigen war, nicht ausschloß. Er sagte von dieser Rezension, daß sie in wenigen Zeilen einen Augias-Stall aufbaue und ungleich dem Horazischen Ungeheuer nicht mit Mißgestalt endige, sondern gleich damit anfange.

Es bliebe jedoch eine jedem Zeitalter von Neuem zu stellende Aufgabe, aus dem unfruchtbaren Wust der Manier den Gehalt der Leistung immer wieder herauszuarbeiten, wenn dadurch nur eine höhere Kunstform an ihnen zum Vorschein käme, die nicht nothwendig an der stylistischen Unform zu Grunde gegangen sein müßte. Die Formlosigkeit der Jean Paulschen Romane erstreckt sich jedoch weit über das Sprachliche hinaus auf die Komposition, die Harmonie der Theile, auf die Erfindung und Charakteristik. Wenn der Erdball von den auf ihm wandelnden Gestalten einen durch Millionen Meilen Entfernung abgeblaßten Reflex auf den Himmel würfe und nach diesem unendlich verdünnten Wiederschein ein spielendes Engelskind irdische Figuren aus Rosenwolken und Mondesstrahlen aufbaute, so würden diese im Aether zerthauenden Gebilde sich als die leiblichen, das heißt mit einem ähnlichen Leib versehenen Geschwister der Jean Paulschen Jünglinge und Mädchen, seiner Albanos und Lianen darstellen.

In gleicher Leblosigkeit, wenn auch aus anderen Elementen geformt, erscheinen seine Gecken und Schurken; in einer Verzerrung, welche der Wirklichkeit gegenüber nicht mehr blos ihre Verzeichnung, sondern eine gänzliche Entfremdung von ihr ist, zeigen sich seine fürstlichen Höfe, die Vorgänge, die dort spielen, die Menschen, die dazu gehören. Aus der kleinen, gedrückten Welt, in der er seine Jugend verlebte, darf seine Phantasie nicht heraustreten, wenn ihm ein Bild gelingen soll, und sein bestes, in welchem sich ein humoristischer Charakter, eine komische Handlung, wenigstens so weit rein ausprägen, als der unglückselige Vortrag es gestattet, wird immer nur die geistige Dimension eines Niederländers haben, während er es auf große zeitgeschichtliche Weltgemälde in seinen Hauptwerken, namentlich im „Titan" anlegte. Was in diesem Roman Erfindung ist, erreicht oder übertrifft die äußerste Geschmacklosigkeit gleichzeitiger Romanschreiber.

Beides, die Unkenntniß der wirklichen Welt in ihren größeren Verhältnissen von der einen, die wahnsinnige Abenteuerlichkeit des erzählenden Inhaltes von der anderen Seite, macht dem Humor seine künstlerische Mission geradezu unmöglich,

Digitized by Google

hebt das humoristische Kunstwerk völlig auf, mag immerhin eine unermeßliche Fülle von Witz und lachenerregenden Einfällen, ja wirklicher Humor in demselben enthalten sein. Denn der künstlerische Humor, der humoristische Roman bedingt eine Totalität, die Jean Paul selbst von ihm fordert, indem er ihm die Vernichtung nicht des Einzelnen, sondern des allgemein Endlichen durch den Kontrast mit der Idee zuweist; nicht die Thorheiten, sondern die Thorheit, nicht die närrischen Dinge in der Welt, sondern eine närrische Welt selbst ist das Objekt des Humors. Wir bringen somit dem Humoristeu das Vertrauen entgegen, daß er der Welt völlig Herr wäre, denn man kann nicht vernichten, was man nicht in seiner Gewalt hat, und daß „die Nürnberger keinen hängen, bevor sie ihn nicht haben" gibt in dieser Beziehung dem Humor seine Aufgabe selbst humoristisch zu erkennen. Mangelt diese äußerliche und eigentlich nur scheinbare Totalität, so muß auch die Wirkung ausbleiben, denn wir können nicht über die Verrenkungen eines blos eingebildeten Organismus lachen, dessen Gleichen wir in der Wirklichkeit niemals gesehen haben.

Die Totalität ist aber deßhalb eine scheinbare, weil ja nicht allen Ernstes dem humoristischen Spiel mit der Welt eine spezielle Kenntniß ihrer sämmtlichen Theile vorhergehen muß, eine Aufgabe, deren Erfüllung ein Menschenleben bereits erschöpft hätte, bevor noch die poetische Ausbeute des Erkannten beginnen konnte. In Wahrheit ist es des Dichters Gemüth, welchem sich, wenn es auch nur in der objektiven Beschaffenheit des kleinsten Verhältnisses völlig zu Hause ist, daraus ein Mikrokosmus ergibt, die vollständige Welt mit allen ihren Beziehungen. Dieser inneren Totalität genügt also der beschränkteste Gegenstand, um auch eine äußere zu scheinen; diesen schmalen Punkt jedoch muß sie völlig ausgemessen haben, einen Stützpunkt im Realen an ihm besitzen, um daran zu dem humoristischen Ueberblick emporzusteigen, der die Dinge umfaßt und unterjocht. Die thatsächlichen Beweise dafür liefern die englischen Humoristen: Fielding, Goldsmith, Sterne, die uns wie Philosophen anmuthen, denen kein Ding in der Welt unverschlossen geblieben wäre, die in dem kleinen landjunkerlichen oder pfarrämtlichen Kreise ihrer Erzählungen den Kreis des Alls zu durchmessen scheinen.

Die Sicherheit, mit der sich der humoristische Roman auf einem, wenn auch noch so kleinen Fleckchen der Wirklichkeit bewegen muß, entzieht die Erfindung der Ueberschwänglichkeit der Phantasie und macht Einfachheit und Natürlichkeit der Begebenheit nothwendig. In den Aufschlüssen, die er der Alltäglichkeit abgewinnt, offenbart sich ja die Bedeutsamkeit des Humors. Wenn wir uns an der Beleuchtung ergötzen sollen, in der die Gegenstände unter gefärbtem Glas erscheinen, so versteht es sich von selbst, daß das Wunderliche nicht schon bei den Gegenständen selbst sein darf. Nun vergleiche man mit diesen aus dem Begriff des humoristischen Romans sich ergebenden Forderungen die Kinderverwechslungen, den Geisterspuk, die Scheinbegräbnisse und Cagliostro-Streiche in den Jean Paulschen Erfindungen, um der Bedeutungslosigkeit seiner Romane für die Kunst auch von dieser Seite inne zu werden.

Digitized by Google

Phantasie und Witz in seltener Vereinigung, in nicht minder seltener einschneidende Satyre und ein weiches Herz, dessen jedem Leid geweinte Thränen zugleich unschätzbare Gedankenperlen sind, haben nicht verhindern können, daß Jean Pauls Werke vom geistigen Fortleben der Nation abgetrennt wurden. Das scheinbar Widersprechende in dieser Erscheinung findet eine einfache Erklärung. Alle Bestrebungen der Poesie und der Geister, die sich dem Schönen widmen, bringen es nur dann zu einer unvergänglichen Wirkung auf die Nation und werden nur dann ein Element, das sie in ihre fernere Entwicklung mit einschließt, wenn sie als Kunstwerk zum Ausdruck kommen, und eher als die unversieglichste Fülle poetischer Anschauungen und geistreicher Gedanken macht sich das schlichteste Kunstwerk zu einem bleibenden Kulturmittel, welches von einem Geschlecht dem anderen vererbt wird.

Wir leben in einer Zeit, die das Geistreiche, losgelöst von aller künstlerischen Bedeutung, so sehr liebt, daß es nicht selten die Erfolge erntet, die dem Künstler aufzubehalten wären. Diese Zeit hat nicht die Geduld, sich den Dank des Werdenden zu verdienen durch Ermuthigung langsamen Entfaltens. Sie will rasch genießen und darum muß rasch fertig werden, in möglichster Eile zur Vollendung kommen, was sie genießen soll. Die Zeilen des Feuilletons, der Zeitungen überhaupt, sind die Schienen, die ein Talent mit unsäglicher Geschwindigkeit an ein inneres und äußeres Ziel bringen, nämlich zu einer gewissen Fertigkeit und zu der Unsterblichkeit — eines Tages. Zu viele Talente von wirklich nicht gewöhnlichem Gehalt opfern sich dem Bedürfniß dieser Zeit, die stets nach einer eben so massenhaften als rasend eiligen Befriedigung verlangt, als daß man nicht den hundert jährigen Geburtstag Jean Pauls zu einer Mahnung benützen dürfte. Der Verfasser von „Ehestand, Tod und Hochzeit" hat zwar den Begriff des Feuilletons noch nicht gekannt, war aber unstreitig nichts weiter als der größte Feuilletonist, der bis jetzt gelebt hat. Seine Werke sind Blätter und Blättchen, die weit weniger durch Komposition als durch den Buchbinder Zusammenhang erlangen. Ganze Bände, die ein für sich abgeschlossenes Werk vorstellen sollen, sind aneinandergereihte Artikel, für die er in Ermanglung des Wortes „Feuilleton" die seltsamsten Bezeichnungen erfand, wie: Extrablätter, Schalttage, Blumenstücke ꝛc. Was darin an Witz und Esprit, Anspielungen und Bonmots niedergelegt ist, übertrifft die bewundertsten Feuilletons der neuen Zeit. Und wenn sie nun ungeachtet ihres spezifischen Werthes und selbst ungeachtet des großen Namens, welchen der ungemessene Beifall zur Zeit ihres Erscheinens dem Verfasser für immer sicherte, heute nicht mehr gelesen, wenigstens nicht gleich den klassischen Werken zu den unerläßlichen Behelfen der Bildung und Erziehung gezählt werden; — was soll das Schicksal der feuilletonistischen Talente unserer Tage sein, was die Ausbeute des reichen Geistes, den sie ohne Ertrag für die Kunst verschwenden?

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Karl Kreil.

Eine biographische Skizze.

III.

Wer Kreil kannte, der wußte wohl, daß er sich in seiner neuen Stellung nicht auf das Ruhebett legen werde; vielmehr er begann einen neuen und den glänzendsten Kreislauf seines Wirkens, den zu vollenden ihm freilich nicht gestattet war. Er war jetzt an der überreich fließenden Quelle von gleichförmigem Materiale aus allen Gegenden in der Monarchie, über alle Elemente des Klima's. Das sollte nun verarbeitet werden. Was er bisher geleistet, waren für ihn doch nur vorbereitende Arbeiten, jetzt sollte dem Werke seines Lebens die Krone aufgesetzt werden und jene Wirksamkeit beginnen, welche auch für den Laien die genießbaren Früchte seines langen kämpfereichen Strebens zur Reife bringen sollte. — Encke hatte in seinem Glückwunschschreiben die Hoffnung ausgesprochen, es werde eine Ueberfluthung seiner Publikationen mit einem bloßen Zahlenmeere wie es anderwärts geschehe, nicht zu fürchten, sondern deren Verarbeitung und schöne Ergebnisse zu hoffen sein; er hatte Recht. Das Bestreben Kreils lief auf ein großartiges Werk hinaus, in dem alle seine wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen niedergelegt werden sollten, auf eine allgemeine Klimatologie der Länder des österreichischen Kaiserstaates. Wir müssen auf die Konzeption dieser Idee einen Blick werfen, weil sie für seine Thätigkeit während des zweiten Wiener Aufenthaltes maßgebend geworden ist. Zunächst ist zu bemerken, daß das Hauptwerk seines Lebens nicht eine allgemeine und streng wissenschaftliche abstrakte Arbeit war, wie man ja doch von ihm eine Theorie des Erdmagnetismus oder der Meteorologie, oder des Verhältnisses beider zu einander hätte erwarten können. Vielmehr war es die fortwährende direkte Anschauung und Beschäftigung mit den Vorgängen in der Natur selbst, dann die ursprünglichen mannigfaltigen Eindrücke und Studien auf seinen Reisen, welche seinen theoretischen Ansichten zu Grunde lagen, sie belebten und erfrischten; auch die ersten Eindrücke seiner Kindheit, welche mit dem herannahenden Alter fast immer klarer und schärfer als die späteren Erlebnisse in der Erinnerung auftauchen, und die bei ihm zumeist den Landbau und die Einflüsse der Witterung zum Inhalte hatten, dürften bei dem Entwurfe seines großen Werkes sich geltend gemacht haben; es geschah daher, daß alle einflußreichen Momente seinem Geiste eine Richtung auf das Leben und seine praktischen Bedürfnisse gaben. Gerade die Brauchbarkeit der Klimatologie für diese war es, was er vorzüglich im Auge hatte; sie sollte ein für weitere Kreise zugängliches Repertorium werden, in welchem Jeder über die klimatischen Verhältnisse aller jener Orte, von denen Beobachtungen existirten, und von deren Umgebung Aufschluß erhielte. In erster Linie war es das Interesse der Kultur des Erdbodens, welches berücksichtigt werden sollte. Die rationelle Landwirthschaft sollte Winke über die wichtigsten Fragen darin finden; seit Kreil die meteorologischen Beobachtungen eingeführt hatte, war es ja sein Zweck, den Einfluß des Erd-

Digitized by Google

magnetismus auf die atmosphärischen Zustände, ihre Abhängigkeit von der geognostischen Beschaffenheit der Erdrinde zu erkennen, und die Gesetze derselben zu formuliren; und der größte Theil der Beobachter in der Monarchie hatte für sich denselben Zweck im Auge; es waren meist Pfarrer und Landwirthe, denen gerade die Aufhellung dieser Beziehungen am Herzen lag. Wir müssen hiebei auch erwähnen, wie er es mit dem „Wetterprophezeien" hielt. Er hatte nämlich, wie es schon zu gehen pflegt, auch einen unwissenschaftlichen Beinamen von seiner Thätigkeit erhalten, er hieß der „Wettermacher". Was in den gebildeten Kreisen Scherz war — er wurde ziemlich oft für schlechtes Wetter zur Rechenschaft gezogen — das war in der unteren Klasse Ernst. Nicht selten geschah es, daß kleinere Handwerker wegen Beschaffenheit der zunächst zu erwartenden Witterung nachfragten, um sich darnach richten zu können; es lag hierin der Beweis, wie tief eingreifend in das Leben sein Fach sei. Er ließ sich freilich nie zu einer solchen Vorausverkündigung herbei; er war zwar an sich der Meinung nicht entgegen, daß, wenn erst aus vielfachen Beobachtungen die Gesetze nachgewiesen sein würden, nach welchen die Begebnisse in der Atmosphäre vor sich gingen, sichere Anhaltspunkte sich mögen gewinnen lassen zur Vorherbestimmung der Witterung. Allein dessen war er sich klar bewußt, daß ihn von dieser Entwicklungsstufe der lange vernachlässigten Wissenschaft noch eine große Strecke trenne, da er ja erst an den Anfängen derselben stand. Er war und blieb daher auch gegen die überraschendsten Wetterprophezeiungen Anderer gleichgiltig; er kannte zu gut die ungeheure Mannigfaltigkeit in den Witterungsverhältnissen, um nicht zu wissen, welchen weiten Spielraum in ihrer Prophezeiung heutzutage noch der Zufall habe. Vielmehr war er bestrebt, wo er als populärer Schriftsteller auftrat — und dies geschah öfter in Kalendern u. s. w. — den dermaligen Standpunkt der Wissenschaft in dieser Rücksicht aufzuklären und als nächstes Bedürfniß die Erkenntniß hinzustellen, nicht wie die Bodenwirthschaft nach den täglichen Schwankungen der Witterung einzurichten sei, sondern ein für allemal nach dem durchschnittlichen klimatischen Charakter bestimmter Orte und Gegenden. — Es sollte ferner das Sanitätswesen gewinnen, indem die Aufzeichnungen über den Gang der häufigsten und heftigsten Krankheiten mit den Erscheinungen des Klima's zusammengestellt und verglichen werden sollten [1]. Nicht minder behielt er die Schifffahrt im Auge. Den Gang der Ueberschwemmungen zu studiren und deren rechtzeitige Vorausverkündigung aus den Vorgängen in den Alpen und dem Eintreten stauender Winde am Ausfluß der Ströme, dann das Studium der Wasserwege zur Erleichterung der Stromregulirungen waren in weiterer Ferne stehende Gesichtspunkte, da das Materiale von Beobachtungen erst gesammelt werden mußte. Auch die Schifffahrt auf dem Meere zog er in den Bereich seiner Arbeiten, für welche die Beobachtung der Stürme und der Magnetnadel Aufschlüsse versprach. Es ergaben sich nebenher noch mehrere Berührungspunkte mit anderen Kreisen menschlicher Thätigkeit, die er in sein Projekt aufnahm; doch blieben

1 Schon während seines Aufenthaltes in Mailand behielten die dortigen Aerzte die Kombination der magnetischen Forschungen mit dem Sanitätswesen bei ihren monatlichen Versammlungen im Auge.

Digitized by Google

die genannten die Hauptpunkte desselben. — Daß in diesem Umfange und trotz der Tendenz auf das praktische Leben sein Werk eine wissenschaftliche Leistung in eminentem Sinne werden sollte, braucht nicht erst gesagt zu werden; die Vergangenheit des Mannes sprach dafür, daß er eine streng wissenschaftliche Methode auffinden und anwenden werde, um die schwierigsten und sublimsten Resultate ins Leben einzuführen. Die Klarheit und Präzision seiner Darstellungsgabe war die sicherste Bürgschaft, daß das Werk in den gebildeten Kreisen jener Klassen Wurzel schlagen werde, die am meisten dabei interessirt waren.

Nach dieser Auffassung seiner neuen Stellung gestaltete sich seine weitere Thätigkeit. Er führte das junge Institut durch das gefährliche Gebiet des Anfanges leicht und kräftig hindurch; nachdem ihr Bestehen für gesichert betrachtet werden konnte, hörten die Zuflüsse außerordentlicher Unterstützungen auf, und Kreil mußte die Central-Reichsanstalt mit einer sehr geringen Dotation durchführen. Es erheischte alle seine Gewandtheit und Hingebung, um sie aufrecht zu erhalten, obwohl sie eigentlich ohnehin nur auf die freiwillige Theilnahme der Beobachter in den Provinzen gegründet war. Jedoch sie gedieh und stieg durch ihre Leistungen im Ansehen wissenschaftlicher Kreise, mochte sie auch ein so unbedeutendes Aeußere haben, daß ein französischer Gelehrter, der viel von ihr gehört und sie deßhalb besucht hatte, höchlich erstaunt war, die Werkstätte so großer Dinge so schlicht und einfach zu finden. Es ließ sich auch kaum etwas Unscheinbareres denken als das Observatorium, in welchem alle selbstregistrirenden Instrumente nach Kreils Erfindung ausgeführt und aufgestellt, in ruhigem unausgesetzten Zusammenwirken nach dem Pendelschlage ebensovieler Uhren die Vorgänge in der Atmosphäre aufzeichneten und Minute um Minute den Zielpunkten des Meisters näher arbeiteten. Der zarten Jugend seiner Anstalt entsprach es auch vollkommen, in Stille und Zurückgezogenheit zu erstarken; wenn sie daher im öffentlichen Leben noch nicht jene Rolle spielte, die ihr späterhin nicht wird entgehen können, so hatte das Dunkel, in welches sie sich hüllte, eine sehr gute Folge; die Gefahr der Aufhebung, welche in einem verhängnißvollen Jahre eine ältere Schwesteranstalt bedrohte, brauste über die unbemerkte jüngere vorüber. Wo aber ein bedrohlicher Angriff auf das ihr zu Grunde liegende System geschah, da erhob ihr Direktor auch seine kraftvolle und gewichtige Rede zur Vertheidigung So war ein Franzose mit der Behauptung aufgestanden, alle die meteorologischen Beobachtungssysteme seien zu nichts da, als um ein ungeheures Materiale aufzustapeln, das am Ende doch vermodern müsse. Diese platte Ansicht, die eigentlich nicht mehr enthält als das Geständniß, der wissenschaftlichen Verarbeitung des Materiales nicht gewachsen zu sein, griff den innersten Kern von Kreils Bestrebungen an, er widerlegte sie in der „Wiener Zeitung" mit der Darlegung seiner Ansichten, die gerade in jener Zeit von Gewicht sein mußten, in welcher er die Verarbeitung des Materiales zu seiner Hauptaufgabe machte. — Nach der oben dargelegten Auffassung seiner Stellung richteten sich ferner zwei neue Reisen, die er in den Jahren 1854 und 1858 im Auftrage der Regierung unternahm. Die erstere hatte die Untersuchung der Deklination der Magnetnadel auf dem

Digitized by Google

adriatischen Meere und die Bereisung seiner Küstenländer bis Valona und Molfetta hinab zum Zwecke; die Ergebnisse erschienen gedruckt in den akademischen Schriften [1]. Und noch im 60 Lebensjahre lenkte er seine Reisen in ein ihm neues Gebiet von Europa, indem er die Donaufürstenthümer, die Türkei und das schwarze Meer mit einem Theile seiner Küstenpunkte besuchte. Dadurch wurden die früheren Reisen in der Monarchie auch auf deren südöstliche Nachbarländer ausgedehnt und so jene Lücke in den magnetischen Beobachtungen von Europa ausgefüllt, welche durch deren Mangel in jenen Gegenden entstanden war [2]. Seine Bestimmungen über die Deklination der Magnetnadel in beiden Meeren benützte bald darauf die Gesellschaft des österreichischen Lloyd in Triest bei ihren Dampfschifffahrten, wie aus einem Dankschreiben derselben an ihn hervorgeht. Ueber die letzten Reisen hatte er wie über die früheren, namentlich jene nach Italien und England, Tagebücher geführt welche noch vorhanden sind. Sie sind voll von kurzen und charakteristischen Schilderungen des Gesehenen und Erlebten, welche uns zeigen, mit welch' unermüdlicher Sorgfalt er an seiner Ausbildung auch in jenen Gebieten arbeitete, die nicht direkt zu seinem Fache gehörten, wie sehr er sich für die menschliche Kultur und ihre Geschichte, für die Kunst und für das Handwerk u. s. w. interessirte. — Das Materiale, welches von den zahlreichen Beobachtungsstationen eingesendet wurde, sammelte er in einem ähnlichen Organ, wie jenes von Prag in einem Jahrbuche der k. k. Centralanstalt, welches auf Kosten der k. Akademie gedruckt und von ihm herausgegeben wurde. (Von 1854 bis 1861, 8 Bände). Wir finden in denselben die Namen aller jener Beobachter, die im Umfange der Monarchie sich an dem großen Werke betheiligt haben, und selbstständige Beiträge der an der Anstalt wirkenden Herren.

Nach einigen Jahren waren die Vorarbeiten soweit gediehen, daß er an die Ausführung der „Klimatologie" schreiten konnte und zwar zuerst für jenen Theil der Monarchie, von welchem die ältesten und häufigsten Beobachtungen vorlagen, von Böhmen. Wer einen Blick in die überwältigende Masse des Materiales gethan hatte, mußte sich gestehen, daß es ein Riesenwerk sei, das auszudenken schon einen ungewöhnlichen Geist erfordere. Die Bestimmung der einfachsten Elemente machte die Berechnung einer großen Menge von Durchschnitten (Mitteln) aus einer noch größeren fast unübersehbaren Reihe von Beobachtungszahlen nothwendig. Ihre Bearbeitung und Zusammenstellung erheischte den immer gegenwärtigen Ueberblick über die verwickeltsten durcheinander laufenden Beziehungen von Einflüssen und Hemmungen und eine Combinationskraft, die nur ein von Jugend auf durch rastlose Uebung gestählter Geist entwickeln konnte. Diese Arbeit, von welcher „die Resultate aus den magnetischen Beobachtungen zu Prag" nur ein Vorläufer waren, führte

1 Magnetische und geographische Ortsbestimmungen an den Küsten des adriatischen Golfes im Jahre 1854. Denkschriften 10. Band. Sitzungsberichte 15. Band 1855.

2 Ein Jahr vorher (1857) hatte Lamont Spanien und Frankreich bereist und so die Beobachtungsreihen aus diesen Ländern vervollständigt.

Digitized by Google

er bis auf wenige Beigaben im Manuskript zu Ende [1]; ja Kreil hatte inzwischen schon einen zweiten Theil der Klimatologie in Angriff genommen, der nicht minder schwierig und interessant war, jene der Alpenländer; allein es war ihm nicht vergönnt, dabei über die Vorarbeiten hinauszukommen. Er sollte das große Werk seines Lebens nicht vollenden, das selbst errichtete Denkmal nicht ausbauen. Wir mögen aber wohl glauben, daß die vollendeten Theile hinreichend Zeugniß geben werden für die Gewalt seiner Bestrebungen; die künftigen Generationen werden urtheilen können, ob sein schlichtes, im vollen Strom der Gegenwart kaum beachtetes Dasein keine Spuren zurückgelassen oder ob es tief eingegriffen habe in den Fortschritt des menschlichen Wissens und in die Anstrengungen für das Gemeinwohl des Staates; es wird sich zeigen, wie weit die Nachfolger in der Anstalt von den Bahnen werden abweichen können, die jener Mann sich vorzeichnete, dem es aufbehalten blieb, die Wissenschaft der Physik der Erde in Oesterreich zu begründen und die Länder der Monarchie für sie neu zu entdecken.

Die Ziele seiner Bestrebungen waren hervorgegangen aus einer durch lange und harte geistige Arbeit gewonnenen großen Anschauung der magnetischen und atmosphärischen Erscheinungen, die durch die Beschränkung auf ein bestimmt begrenztes Gebiet und auf einen bestimmten Theil der Erde an Lebendigkeit und Intensität gewann. Diese Anschauung prägte sich in seinem Wesen und seinem Leben ab. Was nämlich über die Grenzen des Gewöhnlichen geht, stellt sich einfach und gewichtig dar; so war er auch in seinem äußeren Leben, im Amte, in der Freundschaft und in der Familie, durchaus einfach und edel, offen und gerade, klar und ruhig, tolerant und voll Achtung für gegründete Meinungen und für das ernste Streben Anderer; für sich aber war er selbstständig bis zur Schroffheit und zum Stolze; daher liebte er die Reklame und den geistigen Prunk nicht, sondern haßte sie, ebenso wie die Ueberhebung, das Spielen mit ernsten Dingen nnd jede zwecklose Thätigkeit. Die Geduld gegen das Gewöhnliche und die vertrauenerregende Festigkeit, die sich nicht leicht überraschen ließ, mochten oft als Phlegma angesehen werden, während sie die schwererworbene Frucht der Selbstbeherrschung waren; mehr als Anderes zeugen für das Feuer seiner Seele seine Entwürfe und die Ausdauer in ihrer Durchführung. Die Wohlthaten, die er ausübte, waren nach dem Verhältnisse seiner Mittel sehr groß. Charakteristisch ist, daß er einem zerrütteten Hausstande gerne und ausgiebig aufhalf, dann aber auch mit Rath und That darauf hinwirkte, daß er durch kluge Ordnung im Geleise erhalten blieb; noch bezeichnender ist daß er nie auf Dank rechnete oder gar einen solchen verlangte. Er sprach selten von seinem Fache, nie von seinen Leistungen. Man konnte jahrelang mit ihm umgehen, ohne von ihm zu erfahren, daß er z. B. die magnetische Kraft des Mondes entdeckt habe, oder welche Rolle er in der Entwicklung der neueren Wissenschaften seines Faches gespielt habe, wenn er auch hie und da über den dermaligen Stand derselben sprach. Um eine Auszeichnung oder irgend eine Anerkennung zu

1 Da die weiteren Schicksale dieser größten Leistung des Verstorbenen der Fürsorge eines bewährten Freundes anheimgestellt wurden, so steht zu erwarten, daß dieselbe bald ihren Weg in die Oeffentlichkeit finden werde.

Digitized by Google

erhalten, that er nie einen Schritt, ließ auch nie diesen Wunsch durchblicken; wir sind gleichwohl überzeugt, daß sie ihn sehr erfreut haben würde, wenn sie ohne sein Zuthun durch das Gewicht seiner Leistungen hervorgerufen worden wäre. Wofür er sein Leben lang kämpfte, war eine Stellung, in der es ihm möglich würde, seine Pläne ins Werk zu setzen; als er sie erreicht hatte, fand er nichts mehr für sich zu wünschen als — Zeit, um sein Werk ausführen zu können. — Seiner großen, weiten Anschauung des Lebens entsprach es auch, daß das Gebiet der überirdischen Angelegenheiten des Menschen trotz all' seiner Entwürfe und Arbeiten nie zurücktrat hinter die irdischen; er wußte mit derselben Klarheit und Einfachheit seine wissenschaftliche Stellung und die Bedürfnisse seines religiösen Gemüthes zu vereinigen, welche durch den steten Umgang mit den imposantesten Naturerscheinungen mehr genährt, als geschwächt zu werden schienen. Nach seiner Ansicht gehörte dieser Punkt in das aller geheimste Fach der menschlichen Seele, war er die allerhöchste und feinste Aeußerung der moralischen Freiheit und daher die bezeichnendste für das Individuum. Wir würden eine Lücke in seiner Schilderung lassen, wenn wir übergingen, wie er mit der gleichen Tiefe und Treue der Ueberzeugung bestrebt war, ein ordentliches Glied der großen kirchlichen, wie der großen staatlichen Gemeinde darzustellen.

Die Last der mühevollen Arbeiten, die sein Thun und Trachten ganz einnahmen, übte in den letzten Jahren, wenn wir so sagen dürfen — einen Druck aus auf seine Geselligkeit; er isolirte sich immer mehr, sie benahm seiner Seele wohl nicht die Heiterkeit und Ruhe, allein die Schweigsamkeit wurde größer und die lebhafte Theilnahme an Dingen, die außer seinen Fache lagen, geringer. Es war als ob das rein Irdische mehr und mehr um ihn herum verstummen möchte, je näher er dem großen, beharrlich angestrebten Ziele kam; und als ob der Abglanz des nahen Abends auf sein stilles Familienleben zurückfiele, so gingen die Tage desselben in ruhiger Zufriedenheit dahin, seine Unternehmungen gediehen und er arbeitete mit immer gleicher und neuer Lust.

In den letzten Jahren seines Lebens wollte es eine glückliche Verbindung von Umständen, daß er von seinem, für die Tage des Alters zurückgelegten Sparpfennig ein sehr bescheidenes Landhaus zu Wildenhag, in der Nähe des Attersees in Oberösterreich ankaufen konnte; es steht auf einem Hügel, der für den schönsten Punkt des Attergaues gilt. Dort brachte er in stiller Abgeschiedenheit seine Ferien zu und richtete ein kleines Observatorium ein. Dort entstanden die Vorstudien zur Klimatologie der Alpenländer; denn diese Arbeiten begleiteten ihn überall. Die übrige Zeit füllte der vielgereiste angesehene Gelehrte damit aus — einen Garten um sein Landhaus anzulegen; er handhabte Karst und Spaten mit der Beharrlichkeit und Geduld, die ihm so sehr eigen war, mit derselben Verachtung der Sonnenhitze begegnend, welche er in der eisenfreien Hütte des Theresianumgartens der ärgsten Winterkälte entgegensetzen mußte, um durch drei bis vier Stunden den Magnetstab beobachten zu können. Den Landleuten jener Gegend, die ihn hochachteten, ertheilte er mannigfache Rathschläge, und es dauerte nicht lange, so hatten die umliegenden

Digitized by Google

Ortschaften genau konstruirte Sonnenuhren und wurde an trüben Tagen die „Wildenhager Zeit" die maßgebende der Umgebung.

Diese altrömische Weise seines Ferienlebens schien ein Bedürfniß seiner kräftigen Konstitution zu sein. Er war mit Ausnahme einer vorübergehenden Affektion der Gehirnhäute in Prag und des von Ungarn mitgebrachten Fiebers nie krank gewesen. Um so betrübender war die Wendung, welche eine Lungenentzündung, die ihn am 24. November v. J. auf das Krankenlager brachte, nach kurzer Zeit nahm; durch drei Tage schwebte er in der Gefahr zu ersticken. Nachdem er alle Momente durchgemacht hatte, die einer gefühlvollen Brust die Stunden des großen Abschiedes erschweren müssen, nachdem er auch in dieser qualvollen Zeit die Fassung und Ergebung nicht verloren hatte, änderte sich der Lauf der Krankheit zur entschiedenen Besserung; die freudige Hoffnung der Genesung bereitete ihm die letzten schönen Stunden. Am 19. Dezember raubte ihm die plötzliche Bildung eines ungewöhnlich starken Exsudates im Gehirne das Bewußtsein. Das kräftige Leben widerstand der Verwüstung, die jenes in seinem Körper anrichtete, noch 52 Stunden, bis die völlige Lähmung in Gehirn und Lungen eintrat; er starb bald nach vollendetem 64. Lebensjahre am 21. Dezember 1862. Der Wunsch, noch einige Jahre seinen Arbeiten leben zu können, wurde ihm nicht gewährt, dagegen vielleicht ein für ihn bezeichnender, den er in einem Briefe aus dem Jahre 1837 ausspricht: „Ich wünsche mir nicht, alt zu werden: es mag dauern, so lange das Werk gut geht, dann aber schnell enden".

Seine Leiche wurde am 23. Dezember im Matzleinsdorfer Friedhofe beerdigt.

Dr. F. Kenner.

H. Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik.

(Braunschweig 1862.)

Angezeigt von Dr. Alexander Rollett.

(Schluß.)

Wie wird es aber dem Ohre möglich, die Zerlegung zusammengesetzter Klänge in einfache pendelartige Schwingungen vorzunehmen?

Der Bau des Ohres ist ein sehr komplizirter, wir finden ihn in Helmholtz' Buch sehr anschaulich beschrieben.

Von größter Wichtigkeit ist, daß nach den Angaben der neueren Mikroskopiker, die Enden der Hörnerven überall mit festen oder elastischen Hilfsapparaten verbunden sind, die unter dem Einflusse äußerer Schwingungen in Mitschwingung versetzt werden können und dann die Nervenenden erschüttern.

Digitized by Google

Die Schwingungen, welche ein musikalisches Instrument hervorbringt, wurden zusammengesetzt genannt, allein in Wirklichkeit ist die Bewegung der Lufttheilchen eine einfache, verursacht durch eine einzige Ursache. Eine Zusammensetzung existirt nur für die mathematische Theorie und für die Wahrnehmung durch das Ohr. Die Erscheinung des Mitschwingens ist die einzige Analogie, welche in der Natur für eine solche Zerlegung periodischer Schwingungen in einfache existirt. Wenn man von einem Klavier den Dämpfer abnehmen würde und einen Klang kräftig gegen den Resonanzboden wirken ließe, so kämen eine Reihe von Saiten in Mitschwingung, nämlich alle Saiten, welche einfachen Tönen entsprechen, die im angegebenen Klange enthalten sind. Hier tritt mechanisch eine ähnliche Sonderung der Luftwellen ein, wie durch das Ohr, denn das Mitschwingen dieser Saiten hängt von denselben Gesetzen ab, wie die Empfindung der harmonischen Obertöne durch das Ohr. Könnten wir mit jeder Klaviersaite eine Nervenfaser isolirt verbinden und würde diese erregt, wenn die Saite mitschwingt, so würde in der That jeder pendelartigen Einzelschwingung des zusammengesetzten Klanges eine besondere Empfindung entsprechen und die Existenz der Partialtöne würde so wahrgenommen werden, wie vom Ohre. Unter allen Theilen des inneren Ohres ist aber keiner, welcher zu solchen Mitschwingungen mehr geeignet wäre, als das Cortische Organ der Schnecke, dieses scheint seiner ganzen Anlage nach darauf berechnet. Es enthält unter seinen Bestandtheilen eine Reihe, wie Saiten, die nebeneinander aufgespannt sind, erscheinende Fasern, welche in einer bestimmten Beziehung zu den Enden des Hörnerven stehen. Durch Versuch und Rechnung unterstützt Helmholtz auf das Ausreichendste diese von ihm aufgestellte und für die Theorie des Hörens so wichtige Hypothese, daß das Cortische Organ zur Sonderung der Klänge und der Theiltöne zusammengesetzter Klänge diene. Die Wahrnehmung der Geräusche u. s. w. ist an andere Theile des inneren Ohres gebunden.

In der zweiten Abtheilung seines Buches geht Helmholtz auf die Erscheinungen ein, welche eintreten, wenn zwei oder mehrere einfache Töne oder musikalische Klänge gleichzeitig angegeben werden.

Die schwingenden Bewegungen der Luft und anderer elastischer Körper, welche durch mehrere gleichzeitig wirkende Tonquellen hervorgebracht werden, sind nur dann genau die Summe der einzelnen Bewegungen, wenn die Dichtigkeitsänderungen der Luft oder der tönenden Körper unendlich klein sind. Für die meisten akustischen Erscheinungen reicht man mit der letzteren Annahme aus. Es gibt aber Erscheinungen, welche sich nur aus einer Abweichung von jenem Gesetze gut erklären. Es sind dies die Kombinationstöne. Man hört sie beim Zusammenklang zweier musikalischer Töne von verschiedener Höhe. Die Kombinationstöne sind entweder Differenztöne oder Summationstöne, d. h. ihre Schwingungszahl ist gleich der Differenz oder Summe der Schwingungszahlen der primären Töne.

Man kann oft eine Reihe solcher Differenztöne wahrnehmen, und zwar nicht nur, wenn die primären Klänge von deutlichen Obertönen begleitet sind, sondern auch, wenn die Obertöne fehlen. Die Entstehung der mehrfachen Kombinationstöne

Digitized by Google

muß man sich dann so vorstellen, daß der Kombinationston erster Ordnung selbst wieder mit den primären Tönen Kombinationstöne zweiter Ordnung gibt u. s. w. Helmholtz weist nach, daß die Kombinationstöne, welche man früher für subjektiv gehalten hat, eine objektive Existenz besitzen. Ein anderes Phänomen beim Zusammenklang zweier Töne sind: die Interferenzen, Verstärkung, Schwächung oder Aufhebung des Tones, wenn zwei Töne von ganz gleicher Höhe gleichzeitig erklingen; und die Schwebungen, Zerfallen in eine Reihe von Tonstößen, wenn zwei nahe gleich hohe Töne aufeinander treffen. Diese verstärken sich in regelmäßigen Zeitabschnitten und werden dazwischen wieder schwächer, d. h. sie schlagen und die Schläge sind durch mehr oder weniger deutliche Pausen getrennt. Die Anzahl der Schwebungen ist gleich der Differenz der Schwingungen, welche beide Töne in gleicher Zeit machen.

Langsame Schwebungen, welchen das Ohr leicht folgen kann, machen auf dasselbe keinen unangenehmen Eindruck. Werden sie schneller, etwa 20 bis 30 in der Sekunde, dann kann das Ohr ihnen nicht mehr folgen. Helmholtz zeigt aber, daß der sinnliche Eindruck derselbe bleibt: der eines schlagenden Tönens. Weil wir aber den einzelnen Tonstößen nicht mehr folgen, wird der Gesammteindruck wirr. Aber nicht der psychologische Eindruck des Wirren allein, auch der direkte sinnliche Eindruck schnell schwebender Zusammenklänge ist unangenehm, wie alle intermittirenden Töne, knarrend und rauh.

Die Schwebungen bringen intermittirende Erregung gewisser Hörnervenfasern hervor, ähnlich wie es ein flackerndes Licht bei den Sehnerven thut.

Durch eine solche Art der Erregung werden aber unsere Nerven viel stärker angegriffen, als durch jede andere.

Helmholtz zeigt weiter, daß der schwebende Zusammenklang zweier Töne bei weitem weniger scharf wird, wenn die Anzahl der Schwebungen in der Sekunde noch weiter wächst, als oben angegeben wurde. Macht man in einem Theil der Skala die Zahl der Schwebungen zweier Töne größer dadurch, daß man das Intervall dieser Töne größer nimmt, so hat dies nicht denselben Effekt, als wenn man die Anzahl der Schwebungen dadurch vergrößert, daß man ein engeres Intervall in einen höheren Theil der Skala verlegt. In ersterem Falle schwindet die Rauhigkeit, welche das engere Intervall an sich hatte, im zweiten Falle verräth sie sich dem Ohr noch immer, wenn sie auch in den hohen Lagen schwächer wird. Bei 30 bis 40 Schwebungen in der Sekunde entsteht auch in den hohen Theilen der Skala die eindringlichste Rauhigkeit, deßwegen sind hohe Töne auch gegen Verstimmung um einen Halbton viel empfindlicher als tiefe. Helmholtz beweist also, das die Rauhigkeit eines Zusammenklanges von der Größe des Intervalles und von der Anzahl der Schwebungen abhängt. Die Gründe dieser doppelten Abhängigkeit findet Helmholtz darin, daß Schwebungen im Ohr nur bestehen können, wenn zwei Töne angegeben werden, welche in der Skala nahe genug liegen, um dieselben elastischen Nervenanhängsel (Cortischen Fasern) in Mitschwingung zu versetzen, zweitens darin, daß die Unterscheidung schneller Schwebungen in der Empfindung auf Schwierigkeiten stößt.

Digitized by Google

An seine Untersuchung über die Schwebungen schließt Helmholtz die Besprechung der tiefsten Töne und der Erscheinungen, welche sich zeigen beim Uebergang von der Empfindung getrennter Luftstöße zu der eines continuirlichen Klanges.

Zu Untersuchungen darüber muß man einfache Töne verwenden, weil bei zusammengesetzten Klängen sich die Obertöne einmischen die in tiefen Lagen den Grundton an Stärke überwiegen.

Bei etwa 30 Schwingungen in der Sekunde findet Helmholtz die Tonempfindung beginnen. Musikalischen Charakter bekommen erst 40 Schwingungen in der Sekunde. Alle Anstrengungen der neueren Technik, gut musikalische Töne tiefer als das E des Contrabasses hervorzubringen, werden vergebens sein, weil das Ohr seine Dienste versagt

Während einfache Töne der Contraoktave schon gut musikalisch klingen, thun dies zusammengesetzte Klänge mit einer großen Zahl deutlicher Obertöne in derselben Oktave noch nicht. Der Grund liegt in den Schwebungen, welche die nahe zusammenfallenden hohen Obertöne dieser Klänge mit einander geben. Derselbe Grund erklärt auch die Thatsache, auf welche Helmholtz schon bei der Untersuchung über die musikalischen Klangfarben gestoßen war, daß die Klangfarbe von mit vielen hohen Obertönen versehenen Klängen überhaupt scharf, schnarrend oder schmetternd wird. Die Lehre von den Schwebungen spielt in dem Helmholtz'schen Buche noch eine sehr wichtige und hervorragende Rolle, weil Helmholtz auf sie die Lehre von den musikalischen Consonanzen und der Akkordbildung zurückführt.

Hierbei kommen aber vor Allem die Schwebungen der Obertöne und der Combinationstöne zweier gleichzeitig ertönenden Klänge in Betracht.

Zwei mit Obertönen versehene Klänge können Schwebungen geben, wenn zwei Obertöne derselben oder auch der Grundton des einen mit einem Oberton des andern nahe genug zusammenfallen, um mit einander zu schlagen. Für die Zahl der Schwebungen gilt dasselbe Gesetz wie früher und dieselben Regeln haben für den Eindruck auf unser Ohr ihre Giltigkeit. Zwei Klänge, welche im Verhältniß einer reinen Oktave, Duodecime oder Quinte stehen, ertönen neben einander in ungestörtem gleichmäßigen Abfluß wegen der Coincidenz der ersten beiden Obertöne des tieferen mit dem Grundton des höheren. Diese Intervalle unterscheiden sich von den nächst benachbarten Intervallen der unreinen Oktave, Quinte oder Duodezime dadurch, das die letzteren Intervalle Schwebungen geben. Deßhalb nennen wir die angeführten Intervalle bei reiner Stimmung: consonante Intervalle, im entgegengesetzten Falle: dissonant.

Dadurch, daß man Coincidenzen der höheren Obertöne hervorbringt, kann man eine weitere Reihe natürlich bestimmter Consonanzen auffinden, weil aber die höheren Obertöne immer schwächer werden, gelingt es dem Ohre auch weniger gut diese Intervalle abzugrenzen. Man erhält auf diese Weise von den best charakterisirten consonanten Intervallen zu den weniger gut begrenzten folgende Reihe: 1. Oktave, 2. Duodecime, 3. Quinte, 4. Quarte, 5. Große Sexte, 6. Große Terz, 7. Kleine Terz.

Digitized by Google

Helmholtz leitet mit allseitig befriedigendem Resultate aus den Schwingungszahlen der Partialtöne verschiedener Intervalle und aus den Schwebungen, welche dieselben mit einander geben, die Gesetze für den Grad des Wohlklanges der Consonanzen jener Intervalle in verschiedenen Lagen der Skala und für die Empfindlichkeit derselben gegen Verstimmung ab. Die Reihenfolge der Consonanzen nach dem Grad ihres Wohlklanges giebt Helmholtz in folgender Weise an: 1. Oktave, Duodecime und Doppeloktave, absolute Consonanzen: dann folgen 2. die Quinte und Quarte, vollkommene Consonanzen, sie können in jedem Theile der Tonleiter ohne erhebliche Störung des Wohlklanges gebraucht werden; 3. Die große Sexte und große Terz mittlere Consonanzen, in tieferen Lagen schon merklich rauh; 4. die kleine Terz und kleine Sexte unvollkommene Consonanzen.

Helmholtz zeigt, daß ebenso, wie die Obertöne auch Combinationstöne Veranlassung zu Schwebungen geben können. Am meisten gilt dieß von dem Differenzton erster Ordnung, welcher der stärkste Combinationston ist.

Helmholtz weist wieder aus den Schwingungszahlen nach, daß die ersten Differenztöne immer nur Schwebungen geben, wie und wann auch die Obertöne Schwebungen geben.

Wenn zwei einfache Töne zusammenklingen, welche von Obertönen ganz frei sind, so würden nur Schwebungen entstehen können, wenn beide Töne sehr nahe aneinander liegen. Intervalle, wie sie im Früheren als consonant von den dissonanten abgegrenzt wurden, könnte es bei solchen einfachen Tönen bei größerem Abstand nicht geben. Sie lassen sich aber dennoch beobachten und von benachbarten dissonanten Intervallen unterscheiden und dieß beruht, wie Helmholtz zeigt, auf Schwebungen der höheren Combinationstöne.

Nur bei der Oktave genügt schon der erste Differenzton, um bei unreiner Stimmung mit dem Grundton Schwebungen zu geben und sie dadurch von der rein gestimmten abzugränzen.

Bei der Quinte und Quarte geben die Combinationstöne höherer Ordnung bei unreiner Stimmung Schwebungen.

In der Mitte zwischen den Klängen mit vielen und starken Obertönen und den einfachen Tönen stehen die Klänge, bei welchen nur die niedersten Obertöne hörbar sind. Hier würden die Obertöne allein nicht ausreichen, um sämmtliche consonante Intervalle zu begränzen, aber mit Hilfe der ersten Differenztöne geschieht es.

Nur für die Begränzung der Terz und Sexte einfacher Töne genügen auch die Combinationstöne nicht. Diese Intervalle werden aber, wie Helmholtz zeigt, begränzt und zwar auf ähnliche Weise, wie alle anderen, wenn die Terz mit der Quinte zum Dur-Dreiklang und die Sexte mit der Quarte zum Quartsexten-Akkord verbunden wird.

Einer ähnlichen Untersuchung, wie den Zusammenklang zweier Klänge, unterwirft Helmholtz auch den Zusammenklang von mehr als zwei Einzelklängen.

Digitized by Google

Zunächst handelt Helmholtz vom Wohlklang der Akkorde. Ein Akkord kann nur consonant sein, wenn jeder Ton desselben mit jedem andern consonant ist, denn wenn nur zwei Töne dissoniren, so ist der Wohlklang gestört. Man findet dreistimmige consonante Akkorde, wenn man zu einem Grundton zwei Töne setzt, die jeder ein consonantes Intervall mit dem Grundton geben und zusieht, ob auch das neue Intervall der hinzugekommenen Töne consonant ist. Aus den consonanten Intervallen, welche kleiner als eine Octave sind, kann man dann folgende Akkorde bilden:

1. C E G	2. C Es G
3. C F A	4. C F As
5. C Es As	6. C E A

Die ersten zwei Akkorde sind die fundamentalen Dreiklänge, sie können angesehen werden als zwei übereinandergesetzte Terzen. Beim Dur-Akkord C E G liegt die große Terz tiefer, die kleine höher, unter allen Dur-Dreiklängen liegen bei ihm die Töne am engsten beisammen und deßhalb wird er als Stammakkord aller Dur-Akkorde angesehen. Beim Moll-Akkord C Es G liegt die kleine Terz tiefer, die große höher, er ist der Stammakkord der Moll-Dreiklänge. C F A und C F As sind die Quartsextenakkorde. C Es As und C E A heißen Sextenakkorde. Die letzteren vier können als Umlagerung eines fundamentalen Dur- oder Moll-Dreiklanges betrachtet werden und folgende Form annehmen:

C E G	C Es G
E G C	Es G C
G C E	G C Es

Was nun den Wohlklang der gefundenen verschiedenen Umlagerungen der Dreiklänge betrifft, so hängt derselbe von der vollkommenen oder unvollkommenen Konsonanz der einzelnen Intervalle ab.

Helmholtz hat schon früher die Gründe ermittelt, warum die Quarte weniger wohllautend befunden wird, als die Quinte, die kleinen Terzen und Sexten weniger wohllautend, als die großen. Nun sind in den sechs Akkorden enthalten:.

C E G Quinte, große Terz, kleine Terz;
E G C Quarte, kleine Terz, kleine Sexte;
G C E Quarte, große Terz, große Sexte;
C Es G Quinte, kleine Terz, große Terz;
Es G C Quarte, große Terz, große Sexte;
G C Es Quarte, kleine Terz, kleine Sexte.

Da die Störungen des Wohllautes bei reinen Intervallen von Terzen und Sexten entschieden bedeutender sind als von den Quarten, so folgt daraus, daß die Quartsextenlage des Dur-Akkordes wohllautender ist, als die fundamentale, und diese besser als die Quartsextenlage. Man sollte aber erwarten, daß der Moll-Akkord C Es G eben so gut klinge, wie der Dur-Akkord C E G. Das ist aber keineswegs der Fall, der Moll-Akkord hat einen geringeren Wohlklang.

Digitized by Google

Helmholtz weist den Grund dafür in den Kombinationstönen nach. Diese geben in ihrer ersten und zweiten Ordnung bei den Dur-Akkorden nur Verdoppelungen der Töne des Akkordes in den tieferen Oktaven. Bei den Moll-Akkorden bringen schon die leicht hörbaren Kombinationstöne erster Ordnung Störungen hervor. Sie liegen nämlich außer der Harmonie. Beim Grund- und Sextenakkord setzen sie einen As-Dur-Dreiklang zusammen, beim Quartsextenakkord treten noch zwei neue Töne As und B hinzu. Die Kombinationstöne zweiter Ordnung geben aber mit den primären Tönen oder den Kombinationstönen erster Ordnung Schwebungen. Aus diesen Gründen sind die Moll-Akkorde rauher und machen einen unklaren Eindruck. Die geringe Rauhigkeit kommt freilich bei der temperirten Stimmung unserer Tasteninstrumente weniger in Betracht. Das Fremdartige, welches durch die nicht in der Harmonie liegenden Kombinationstöne in den Moll-Akkord kommt, gibt aber demselben etwas Verschleiertes und Unklares.

Hier brechen wir unsern Bericht über diese bedeutende literarische Erscheinung ab. Wir haben uns immer mehr rein musikalischen Fragen genähert, die den dritten Abschnitt des Buches vollständig ausfüllen. Darüber möge ein Musikästhetiker [1] von Fach das Wort ergreifen. Helmholtz selbst sagt, daß die von ihm gewonnene Einsicht in das Wesen des Hörens hier noch mannigfache Anwendung finden wird, daß aber seine neue Aufgabe ihrem Wesen nach in das Gebiet der Aesthetik gehört

---

Gewerbehalle.

Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, redigirt von Wilhelm Bäumer und Julius Schnorr.

(Erste Lieferung.)

J. F. Das Streben nach Besserung und Hebung des Geschmackes in der Industrie regt sich gegenwärtig auch bei uns in Deutschland so mächtig, daß man ein Unternehmen, welches sich zum Organ dieses jungen und frischen Lebens zu machen verspricht, unter allen Umständen willkommen heißen muß. Es ist ein Bedürfniß dafür, und einen neuen Beweis, daß es so ist, gibt die Theilnahme, welche sich, wie wir hören, von allen Seiten für die „Gewerbehalle" ausspricht. Wir wundern uns daher nicht, sondern finden die Theilnahme wohl begründet, obwohl wir gerade an dieser ersten Lieferung mancherlei auszusetzen haben.

Aeußerlich haben wir nichts zu tadeln. Das Blatt stellt sich mit gutem Druck und Papier, mit zahlreichen und sehr gut ausgeführten Holzschnitten in einer Weise dar, welche zu erkennen gibt, daß es mit Ernst um die Sache zu thun ist, daß man nicht erst mit einem wohlfeilen Versuch das Publikum sondiren will. Auch

1 Ueber jenen Theil des Helmholtzschen Werkes, der sich auf die Tonkunst als solche bezieht, freuen wir uns von einem hervorragenden Fachmanne einen ausführlicheren Bericht bringen zu können, und erlauben uns dies unsern Lesern mitzutheilen. A. d. R.

Digitized by Google

den Plan können wir nur billigen. Das Unternehmen macht sich nicht zum Vertreter eines besonderen Styls, den es der Welt aufdrängen möchte, an welchem eitlen Versuch wir hier vor nicht Langem ein ähnliches Werk scheitern sahen. Ein beliebiger Architekt ist nicht derjenige, der einen neuen Styl erfindet oder einen alten der Welt oktroyirt, sondern die Geschichte thut es, die Kulturentwicklung der Völker. Daher kann sich ein Unternehmen wie dieses nur zum Ausdruck der Entwicklung in der Kunstindustrie machen; es soll sie begleiten, d. h. als ein der Wege kundiger Führer vorangehen, nicht aber hinterherfolgen und sich zum Diener machen. Seine Aufgabe ist: vor Irrthümern zu warnen, vor Abwegen zu bewahren, wie sich solche z. B. heutzutage in der beliebten Stoffverwechslung kund geben, auf das Richtige aufmerksam zu machen, das Schöne und seine Prinzipien zu lehren, die Muster des Schönen zu geben und endlich von dem, was sich aller Orten auf seinem Gebiete ereignet, Bericht zu erstatten. Hätten wir einen bestimmten, uns zu eigen angehörigen Styl, wie ihn die Vergangenheit fast immer gekannt hat, so wäre die Sache leicht, aber wir haben ihn noch nicht, sondern befinden uns allen Stylen der Vergangenheit gegenüber auf dem Standpunkt des Eklekticismus, der uns die Wahl läßt, aber auch die Qual gibt; ja wir müssen froh sein, wenn wir es nur erst, selbst mit Verzichtleistung auf jegliche Originalität, zur Erkenntniß des Schönen gebracht haben, denn diese war leider verloren gegangen und ganz durch die Mode ersetzt. Unter solchen Umständen kann ein Kunstgewerbeblatt nichts weiter als ein Ausdruck dieses Eklekticismus auch im Styl sein, selbst ganz davon abgesehen, daß es schon um seiner Existenz willen, ohne die es doch nichts Gutes thun kann, dazu gezwungen wäre. Aber was wir wohl verlangen können ist, daß es sich in allen Stylen zu Hause fühlt, daß es in jedem auf das wirklich Schöne hinweiset daß es jeden Styl in seiner Reinheit, jeden Stoff in seinen Eigenschaften zu erhalten bemüht ist und in diesem Sinne die Kritik übt. Das ist der Punkt, auf den sich unsere Ausstellungen gegen die erste Lieferung beziehen. Sie sind nicht prinzipieller Art, und wir zweifeln nicht, daß, wenn wir später über den Fortgang des Unternehmens berichten, wir zu melden haben werden, daß sie gehoben sind.

Dem Plane gemäß zeigt die erste Lieferung eine bunte Mannigfaltigkeit von Gegenständen, sowohl hinsichtlich der Style wie hinsichtlich der Gewerbe, für welche sie bestimmt sind. Einzelne Ornamente der Vergangenheit, griechische, gothische, maurische, machen den Anfang, denen dann moderne Kompositionen verschiedener Art folgen. Unter ihnen befinden sich Goldschmuckmuster, eine Kredenz in dem späteren Styl der Renaissance gehalten, welchen die Engländer nach der Königin Elisabeth benennen, entworfen vom Maler Böheim; von demselben eine große Kanne (zu kirchlichen Zwecken), die wir aber mit ihrem tonnenartigen, hart abschneidenden Bauch keineswegs für schön erkennen können; ein eisernes Geländer nach einer Komposition von Lains, ein Buchdeckel von Schnorr, ein Plafond von Prof. Bäumer u. s. w. Auch der moderne Naturalismus ist mit verschiedenen Mustern vertreten, mit Zeichnungen von Habenschaden für Meerschaum und Elfenbein. Ganz ließ sich diese Weise wohl nicht gut umgehen, da sie für den Verkauf leider eine

Digitized by Google

ziemlich bedeutende Rolle spielt; aber wir hätten wohl einige Erklärung zur richtigen Würdigung dieser Verirrung hinzugefügt gewünscht. In anderen naturalistischen Zeichnungen von Schnorr und Plock sind wenigstens die Pflanzen mit richtigem Gefühl symmetrisch geordnet. Außerdem sind noch Details in größerem Maßstabe auf einem besonderen Bogen beigelegt. Den Text bildet die erste Hälfte eines fachgemäßen und verständigen Artikels über „die Kunst in den Gewerben", nebst Erklärungen der Zeichnungen, in denen uns aber nicht genug gethan erscheint, und einzelne Notizen. Wir gestehen, diese Abtheilung hätten wir gern reichhaltiger gesehen, allein wir verkennen auch nicht, daß es wohl für den Anfang schwer sein mag, zu lesenswerthen Artikeln zu gelangen, zumal jetzt, wo noch so viel Unklarheit, so viel Willkühr im Geschmack, so viel widerstreitende Ansichten vorhanden sind. Trotz solcher Mängel und der Ausstellungen, die wir vom Standpunkt des Kunstfreundes aus machen mußten, nehmen wir doch keinen Anstand, die Gewerbehalle dem Interesse und der Theilnahme des betreffenden Publikums zu empfehlen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Das französische Ministerium hatte im Jahre 1859 Herrn E. G. Rey beauftragt, eine archäologische Reise nach Syrien zu unternehmen, nachdem dieser Gelehrte bereits in den zwei vorhergehenden Jahren das Hauran durchforscht. Es handelte sich dabei um Auffindung der militärischen Ueberbleibsel der Kreuzzüge und um die Feststellung der Spuren, die sich von dem Stamme Juda und den biblischen Orten in jenen Gegenden finden. Herr Rey publizirt jetzt die Resultate seiner Forschungen in einem Bande in Quarto, betitelt: „Étude historique et topographique de la tribu de Juda". Nach einer kurzen Einleitung über die Wanderungen der kanaanitischen Völker folgt die eigentliche Erzählung der Reise. Zum Schlusse gibt der Verfasser eine Vergleichung der assyrischen und biblischen Texte, wobei ihm die neuen Erklärungen der Herren Menant und Oppert sehr zu statten gekommen sind.

Vom Fürsten Soussoupoff, dem Verfasser einer Geschichte des Geigenbaues, erschien: „Histoire de la musique en Russie" in sehr luxuriöser Ausstattung. Der erste Theil dieses Buches umfaßt: „Musique sacrée suivie d'un choix de morceaux de chant d'église anciens et modernes". Fürst Soussoupoff ist ein bekannter Kunstmäcen. Er glaubt mit seinem Werke um so mehr einem wahren Bedürfniß zu entsprechen, als bis jetzt das Gebiet der Musikgeschichte Rußlands noch ganz unbebaut ist.

Die Monographien aus der Geschichte der französischen Revolution mehren sich, und die Dokumente, welche die jüngste französische Geschichtsforschung zu Tage förderte, sind nicht die werthlosesten über jenes blutige Drama, über das noch fortwährend unbekannte Dinge auftauchen. Nachdem wir unlängst einiger neuer Bücher über das Leiden und den Prozeß der Königin Marie Antoinette erwähnt, haben wir wieder einen starken Band, der jene Zeit behandelt, vor uns, eine Geschichte des bekannten Karmeliterklosters, das unter der Schreckensherrschaft als Gefängniß diente: „Le Convent des Carmes et le Séminaire de St. Sulpice pendant la Terreur par Alex. Sorel". Das Karmeliterkloster in der Rue Vaugirard existirt noch in demselben Zustande, wie es in der Revolutionszeit war. In ihm fanden die gräßlichen September-Mordszenen statt, bei welchen über hundert Priester getödtet wurden, ferner war es das Gefängniß, aus dem die Girondisten dem Henkertode entgegengingen. Die Mauern im Innern tragen noch die Inschriften, mit welchen die Gefangenen sie bedeckten. Da über dieses Kapitel,

Digitized by Google

namentlich von Lamartine in der „Histoire des Girondins“ etwas stark gefabelt worden ist, so hat Herr A. Sorel es sich zur Aufgabe gemacht, die geschichtliche Wahrheit richtig zu stellen um damit alle Phantasien, so schön sie auch mitunter sein mögen, zu beseitigen. Das geschieht am besten, indem man die Inschriften auf den Mauern genau kopirt, was schon Lamartine hätte thun können, aber, wahrscheinlich aus poetischen Gründen, nicht gethan hat. Das eben genannte Buch Sorels bringt nun alle jene Inschriften, fügt aus Archiven das in die Geschichte des Gefängnisses Eingreifende, wie es scheint, mit großer Gewissenhaftigkeit bei und gibt zum Schluß eine vollständige Liste aller Gefangenen, welche in der Schreckenszeit hier festgehalten wurden.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Als die vorjährige Londoner Weltausstellung im Zenith ihres Erfolges stand, faßten die Herren Day und Sohn, königl. Hofl. Lithographen, den Plan, ein Prachtwerk herauszugeben, das die Meisterwerke der Ausstellung mit Hilfe der Photographie und der Chromolithographie veranschaulichen sollte. Die Leitung des Unternehmens, d. h. Auswahl und Zusammenstellung, wurde dem bekannten Architekten Mr. J. B. Waring übertragen und dabei festgesetzt, daß mehrere hundert Gegenstände auf 300 Platten aufzunehmen und nur die wirklich bedeutendsten der ausgestellten Dinge dem Werke einzuverleiben seien. Man beabsichtigte ein glänzendes Erinnerungswerk an die Ausstellung und zugleich ein Musterbuch zu schaffen, das in jeder öffentlichen Bibliothek, in jeder Kunst- und Industrieschule, so wie überhaupt auf den Büchertischen der Reichen und speziell der Industriellen seinen Platz fände.

Um dem Ganzen eine etwas sichere Grundlage zu geben und nachdem die Königin von England die Widmung angenommen, wurde eine Subskription eröffnet und auf 2000 Exemplare beschränkt, wobei die Herausgeber sich feierlich verpflichteten, nicht ein Exemplar mehr zu drucken, als Exemplare subskribirt würden, und sofort nach der Herausgabe die Platten zu vernichten. Das Werk ist also — so zu sagen — am Tage seines Erscheinens nicht mehr zu haben. Bereits im Dezember des verflossenen Jahres hatten sich über 1800 Subskribenten gemeldet.

Die ersten vier Lieferungen sind nun in Wien eingetroffen und die Erwartungen, welche man von der bekannten Geschicklichkeit der Herausgeber hegte, in Erfüllung gegangen. Wir sehen ein wahres Prachtwerk vor uns, dessen Ausführung in Bezug auf Auswahl und Farbenpracht kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Das Einzige, was nicht auf gleicher Höhe mit der Haltung des Ganzen steht, sind die Abbildungen plastischer Gegenstände, da speziell für diesen Zweig die Lithographie bei der Wiedergabe nicht glücklich ist. Die scharfen Kontouren, die wir an Stahlstichen und photographischen Abbildungen von Skulpturen zu bemerken gewohnt sind, gehen durch die Lithographie ganz verloren, während die Härte im Ausdruck noch steinerner wird. Dagegen sind die Abbildungen von Geweben, Teppichen, Spitzen, Papiertapeten überhaupt von Gegenständen, bei denen die Farbe den Ausschlag gibt, ganz ausgezeichnet.

Von österreichischen Ausstellungsgegenständen haben wir in den ersten Heften nur Lederarbeiten von Klein bemerkt. Doch sollen die folgenden Lieferungen noch viele österreichische Sachen bringen.

Das Ganze wird drei Bände in Folio umfassen und führt den Titel: „Masterpieces of industrial art and sculpture at the international Exhibition of 1862 by J. B. Waring.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 11. März 1863.

Der Referent der historischen Kommission, Herr v. Karajan, zeigt an, daß der selben zur Publikation eingesandt wurde:

„Diplomatarium portusnaonense, series documentorum ad historiam Portusnaonis spectantium quo tempore (1276—1514) domus austriacae imperio paruit, hinc inde lectorum cura et opere Josephi Valentinelli."

Ferner wird der Klasse vorgelegt ein von Herrn Dr. Ludwig Oelsner in Frankfurt am Main eingesandter Aufsatz: „Schlesische Urkunden zur Geschichte der Juden im Mittelalter."

Herr Dr. Friedrich Müller, Dozent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Wiener Universität und Amanuensis an der kaiserlichen Hofbibliothek liest:

„Ueber die Sprache der Avghânen. (II.)

Der Verfasser hat in einem im vierzigsten Bande der Sitzungsberichte abgedruckten gleichnamigen Aufsatze gegen die Tradition der Avghânen die irânische Natur des Paxto nachgewiesen und eine übersichtliche Darstellung der Lautverhältnisse desselben nach der sprachvergleichenden Methode gegeben. Im vorliegenden Aufsatze wird diese Skizze weiter ausgeführt und ergänzt, indem der Verfasser die Formen des Avghânischen analysirt und beleuchtet, wodurch das im ersten Aufsatze gewonnene Resultat an Klarheit und Evidenz gewinnt."

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 12. März 1863.

Herr Prof. Aug. Em. Reuß in Prag übersendet eine Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der tertiären Foraminiferenfauna". Zweite Folge.

Herr Prof. Unger spricht über die Baudenkmale und andere Ueberbleibsel des Alterthumes der Insel Cypern aus den frühesten Zeiten der Geschichte bis zu deren Eroberung durch die Türken. Es werden die alten Kultusstätten der Astarte, der Aphrodite, des Adonis berührt und die wenigen Reste von Paphos, Kuklia, Amathus, Idalion, Salamis Lapithus, Curium u. m. a. erwähnt, dabei aber das noch vorhandene gigantische Steingefäß von Amathus, der alte Brunnentempel von Salamis, unter dem Namen „Gefängniß der h. Katharina" bekannt, die seltsamen Reste der alten Felsenbauten von Lapithus besonders hervorgehoben. Allenthalben, vorzüglich aber in der Nähe der ältesten Niederlassungen an den Küsten, finden sich in dem jüngsten Meeressandstein Felsengräber von größerer oder geringerer Ausdehnung, meist schon unzugänglich, mit Steininschriften in cyprischen Charakteren. Es werden die bereits von Fr. von Hammer erwähnten und von L. Roß und Duc de Luyn wiedergegebenen Kopien in einer neuen, sorgfältig ausgeführten Abschrift mitgetheilt und noch einiges Unbekannte hinzugefügt.

Phönizische Inschriften zweier erst vor Kurzem aufgefundenen Denksteine im Besitze des Kaufmannes Piérides in Larnaka werden in einem Abklatsche vorgewiesen und dabei bemerkt, daß Herr Prof. Ewald bereits in den Göttinger gelehrten Anzeigen eine Uebersetzung davon gab und damit Herrn Vogué und W. Vaux zuvorgekommen ist.

Digitized by Google

Auch der Abklatsch eines Denksteines, den der Reisende im Hofe des Klosters Acheropithi aus den Ruinen von Lapithus gesehen hat und der in griechischer Sprache ein Dekret des Kaisers Tiberius enthält, wird vorgewiesen.

Von besonderer Bedeutung sind die unter der Herrschaft der Lusignane ausgeführten Bauten im gothischen Style, darunter die beiden Kirchen von Famagosta und Nicosia vor allen zu nennen sind. Ihre Umwandlung in Moscheen hat sie zwar verstümmelt und der Zahn der Zeit auch das Seinige gethan, immerhin stehen sie aber noch als die großartigsten Denkmäler des Wohlstandes und des Kunstsinnes einer früheren Periode da. Noch eine ehrenvolle Erwähnung verdienen die in demselben Style ausgeführten Klosterbauten von Bellpais in einer der anmuthigsten Gegenden der Insel. Ihre Ruinen werden dermalen nur als schattige Plätzchen von dem herumirrenden Viehe aufgesucht und von Eulen und Fledermäusen bewohnt.

Endlich gedenkt der Vortragende noch der alten auf den Bergspitzen thronenden Ritterschlösser von Castello della Regina, von Cantara und Hilarion, die unseren verfallenen Burgen des Mittelalters in jeder Beziehung gleichen. Den Schluß macht eine Skizze der Kirchen und Klöster der Insel in ihrem gegenwärtigen Bestande.

Herr Prof. C. Ludwig übergibt eine vorläufige Mittheilung über eine von ihm gemeinschaftlich mit Herrn Zawarykin durchgeführte Untersuchung über: „Die Lymphwurzeln in der Säugethierniere".

Die Verfasser theilen in einer vorläufigen Anzeige mit, daß es ihnen gelungen ist, in der Niere den Anfang der Lymphgefäße innerhalb der Räume nachzuweisen, die zwischen den Harnkanälchen und Blutgefäßen gelegen sind.

Herr Hofrath Prof. Hyrtl legt den Schluß seiner Abhandlung vor: „Ueber Injektion der Wirbelthierniere und deren Resultate". Der Verfasser behandelt in demselben die injizirbaren Gefäße der Vogel- und Säugethierniere. Ein Rückblick auf die Niere der Reptilien macht die Entstehungsweise der Cortical- und Medullarsubstanz anschaulich. Da nämlich die Lappen der Niere bei den Ptychopleuren, Chamaesauren und Angues, die primären Ramifikationen des Ureter an ihrer unteren Fläche führen, während die Endschlingen derselben, sammt den Malpighischen Knäueln und den Wurzeln der Nierenvene die obere Fläche innehaben, so muß, wenn die vorderen und hinteren Ränder aller Lappen sich so nach unten umkrämpen daß sie einander erreichen und mit einander verwachsen, ein keilförmiger Körper entstehen, welcher in seinem Innern die dichotomischen Ramifikationen des Ureter als pyramidenförmiges Bündel enthält, und um dieses herum eine Rindenschichte zeigt mit Malpighischen Körperchen, gewundenen Harnkanälchen und Capillargefäßen.

Die terminalen Verhältnisse der Harnkanälchen werden einer umfassenden Würdigung unterzogen, ebenso die venösen Gefäßschlingen der Pyramiden und ihr Verhältniß zum Capillarsystem der Rindensubstanz. Eine brauchbare Methode, die Harnkanälchen der Rinde von den Kapseln der Nierenknäueln aus zu füllen, wird empfohlen, und das doppelte venöse Gefäßsystem der Niere bei den katzenartigen Raubthieren, bei den Seehunden, den Eisbären und Fischottern, in Vergleich mit jenem der Reptilien in Betracht gezogen. Als besondere, den herrschenden Ansichten widersprechende Eigenthümlichkeiten der Säugethierniere werden folgende hervorgehoben:

1. Daß es in der Rindensubstanz der Niere eine äußerste Zone von variabler Dicke gibt, welche keine Malpighischen Körperchen enthält. Sie besteht blos aus terminalen Harnleiterramifikationen (Schlingen), aufgeknäuelten Ausführungskanälchen der Malpighischen Kapseln und Capillargefäßen. Der Name Cortex corticis wäre für sie passend.

2. Alle Blutgefäße der Pyramiden stammen aus den Blutgefäßen des Cortex jenseits der Malpighischen Körperchen. Keine Arterie sendet, bevor sie sich knäuelt, Zweige

Digitized by Google

zu ihnen. Die Zahl der Venen in den Pyramiden ist so groß, daß an sogenannten Zwillingspyramiden deren mehr als Tausend gezählt werden können. Sie bilden gegen die Nierenwarze hin an Zahl abnehmende, an Stärke zunehmende Schlingen, deren Bild jenen der Henle'schen geschlossenen Harnkanäle vollkommen gleicht.

3. Die Unmöglichkeit Malpighische Körperchen von den Venen aus zu injiziren, gilt für alle Wirbelthiere. Die anatomische Ursache, warum diese Körperchen einer rückläufigen Flüssigkeitsbewegung den Eintritt beharrlich verweigern, ist zur Zeit noch unbekannt.

4. Die Blutgefäße des Nierenbeckens kommuniziren nicht mit jenen des eigentlichen Nierenparenchyms.

5. Die von den Malpighischen Kapseln aus injizirten Harnkanälchen bilden im Cortex venis Rosetten, deren Durchmesser bis zwei Linien beträgt. Würde jeder Kapsel nur eine Rosette entsprechen, so könnten bei der ungeheuer großen Anzahl der Kapseln, die beschränkten Dimensionen der Niere nicht dem gegebenen Erforderniß genügen. Es muß deßhalb angenommen werden, daß eine Rosette einer Gruppe vieler Malpighischer Kapseln angehört, wozu in der Fischniere durch das Vorkommen terminaler und paritaler Kapseln an den Harnkanälchen bereits ein Vorbild gegeben ist.

Herr Dir. K. v. Littrow legt eine von Herrn Theodor Oppolzer durchgeführte Bahnbestimmung des Planeten Angelina vor.

Dieser Asteroid wurde am 5. März 1861 in Marseille von Herrn Tempel, einem Liebhaber der Wissenschaft, der sich wiederholt als Kometen- und Planetenentdecker hervorgethan hat, aufgefunden und von Valz zur Erinnerung an Zachs Observatorium auf Notre Dame des Anges bei Marseille getauft. Wir besitzen von diesem Planeten bisher nur Beobachtungen aus seiner ersten Erscheinung, die zweite Opposition im Jahre 1862 ging vorüber, ohne daß die Bahn des Himmelskörpers hinlänglich genau bestimmt gewesen wäre, um ihn mit Aussicht auf Erfolg aufsuchen zu können. Herr Oppolzer hat sich nun die sehr verdienstliche Aufgabe gestellt, die weitläufige Rechnung durchzuführen, welche zur Sicherung des Wiederauffindens in der diesjährigen Erscheinung nöthig ist. Da der Planet nach dieser Rechnung bei der heurigen Opposition etwa als ein Stern nicht ganz eilfter Größe erscheinen wird, so darf man mit Zuversicht erwarten, ihn wiederzusehen.

Herr Dr. Ferdinand Zirkel legte eine Abhandlung vor: „Mikroskopische Gesteinsstudien", in welcher er die Resultate seiner an zahlreichen Gesteinen angestellten mikroskopischen Beobachtungen mittheilte. Beigefügt sind Tafeln mit fünfzig Abbildungen. Diese Untersuchungen, welche mit Hilfe selbst verfertigter, durchsichtig oder durchscheinend geschliffener Plättchen ausgeführt wurden, setzten sich vorwiegend die Erforschung der Strukturverhältnisse sowohl der Gesteine als der sie konstituirenden Mineralien zum Ziele. Das Mikroskop weist nach, daß die Quarze aller Granite, Porphyre und Trachyte eine unendliche Anzahl der kleinsten mikroskopischen Flüssigkeitshöhlen umschließen, von denen manche bei zweitausendmaliger Vergrößerung nur wie feine Punkte erscheinen. Außerdem enthalten die Quarze und Feldspathe Theile des Schmelzflusses, welche die Krystalle in ihrem Wachsthum aufnahmen; sie sind entweder zu glasiger Materie, Glasporen, oder zu steiniger, Steinporen, erstarrt. Im Innern der Glasporen, welche wie die Wasserporen meistens ein Bläschen umschließen, haben sich beim Erkalten oft dünne schwarze Krystallsäulchen ausgeschieden. Glas- und Steinporen gehen auf das Verschiedenartigste in einander über. Nebenbei finden sich in den Gesteinsmineralien leere Höhlungen, Dampf- oder Gasporen. Der Nachweis dieser dem freien Auge und der Loupe entgehenden mannigfachen Einschlüsse ist geeignet, auf die hydrophyrogene Entstehungsweise der Gesteine Licht zu werfen, indem sie die gleichzeitige Gegenwart von Schmelzfluß, Wasser und Dämpfen deutlich bekunden. Auch andere Mineraleinschlüsse lehrt das

Digitized by Google

Mikroskop kennen. So enthalten z. B. fast alle Quarze der Granite zahllose glasartige Feldspathkrystalle, welche nach allen Richtungen darin umherliegen. Verbindet man mit dem Mikroskop einen Polarisationsapparat, so gewahrt man, daß die winzigen Quarzkörner der Granite zum großen Theile aus mehreren verwachsenen Individuen zusammengesetzt sind. Was die Struktur der Gesteine anbelangt, so wurden hauptsächlich Porphyre, Basalte und glasige Gesteine in den Kreis der Untersuchungen gezogen. Bei der Grundmasse der Felsitporphyre, von denen man dreierlei Typen zu unterscheiden vermag, ward durch direkte Beobachtung der Nachweis geführt, daß die Vermuthung, sie bestehe aus einem innigen Gemenge von Feldspath und Quarz, gerechtfertigt sei, wenn auch in vielen Gesteinen der Quarz weit vorherrschender ist, als man bisher glaubte. Die einzelnen Bestandtheile der dem bloßen Auge fast gleichartig erscheinenden Basaltgrundmasse stellen sich unter dem Mikroskop deutlich dar, und durch Vergleichung zahlreicher hierher gehöriger Gesteine ist man im Stande, alle Stadien des in dieser Gesteinsfamilie besonders interessanten Zersetzungsganges genau zu verfolgen. Die Pechsteine, welche bisher als amorphe glasige Gebilde galten bestehen aus einem Gewirre dünner mikroskopischer Krystalle, die so zahlreich in einer vorläufig noch unentwirrbaren Glasgrundmasse eingebettet sind, daß diese fast verdrängt wird. In dem Obsidian, dem natürlichen Glas, welcher sich meist frei von ausgeschiedenen mikroskopischen Krystallnadeln zeigt, lassen sich dieselben durch vorsichtiges Aetzen mit verdünnter Flußsäure zum Vorschein bringen. Dadurch stellt sich der Obsidian ganz dem künstlichen Glase gleich, in welchem, wie Leydolt zeigte, durch Aetzen ebenfalls Krystalle hervorgerufen werden können.

Herr Dr. Karl Friesach legt eine Abhandlung „Ueber Reihenentwickelungen" vor.

Auszug aus dem Protokolle

der am 5. Februar 1863 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen zweiten Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Der Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung übersendet einige seiner Publikationen. Die Centralkommission nimmt diese Schriften mit lebhaftem Interesse entgegen und beschließt, demselben im Austausch ihre Publikationen regelmäßig zu übermitteln.

Das Komité zur Restaurirung der sogenannten Zderad Säule bei Brünn übersendet das Projekt zur Herstellung dieser Säule mit dem Ersuchen um Begutachtung und um Ertheilung des Rathes der Centralkommission bezüglich der nach demselben vorzunehmenden Arbeiten.

Die Centralkommission erklärt sich um so bereitwilliger dem Wunsche des genannten Komité's zu entsprechen, als der zu ihren Mitgliedern zählende k. k. Professor H. Friedrich Schmidt das zu restaurirende Objekt nicht nur durch Autopsie kennen gelernt, sondern auch genau untersucht, aufgenommen und gezeichnet hat. Die Zderad-Säule ist ein mittelalterliches Denkmal in gothischem Style und gilt als das älteste Wahrzeichen der Stadt Brünn. In Folge der Anschüttung der vorüberführenden Straße erscheint es nothwendig, diese Säule vor allem Andern auf das gleiche Niveau mit der letzteren, daher um 9 Schuh höher zu stellen, zu welchem Zwecke die Hebung derselben im Ganzen vorgeschlagen wird.

Nach dem kompetenten Urtheile des Herrn Prof. Schmidt würde aber diese Hebung mit großen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, dabei einen unverhältnißmäßig großen Kostenaufwand in Anspruch nehmen und demungeachtet keineswegs

Digitized by Google

die Garantie für die glückliche Erhaltung dieses Denkmales mit sich bringen, da dasselbe bei einem Nachgeben des morschen Gesteines oder der zu verwendenden Schrauben und Ketten gar leicht in Trümmer gehen könnte und dann wohl unwiederbringlich verloren wäre.

Die Centralkommission spricht sich daher über Antrag des Herrn Prof. Schmidt einstimmig gegen die besagte Hebung und ebenso einstimmig und entschieden dafür aus, daß die in ihrem Kern noch gesunde Säule unter genauer Vermessung und Numerirung der einzelnen Steine sorgfältig abgetragen und nach geschehener Aufmauerung des Fundamentes bis zu dem neuen Straßenniveau wieder zusammengesetzt werde.

Mit dieser Wiederaufrichtung würde die eigentliche Restaurirung beginnen, für welche jedoch die Centralkommission das vom Komité eingesandte Projekt aus dem Grunde nicht empfehlen zu können erklärt, weil dasselbe zu sehr den Eindruck eines neuen Werkes macht, während es bei derlei Aufgaben, zunächst auf die schonungsvollste Erhaltung des vorgefundenen Ursprünglichen ankommt. Die Restaurationsarbeiten wären nach dem Erachten der Centralkommission in zwei gesonderte Abschnitte zu vertheilen. Der erste Theil der Restaurirung hätte die Aufgabe, diese Säule vor Allem in ihren architektonischen Theilen wiederherzustellen und zu ergänzen und erst dann wäre an den zweiten, die figuralische Ausschmückung der Säule betreffenden Theil der Arbeit zu gehen.

Was jenen ersten Theil der Restaurirung anbelangt so scheint derselbe der Centralkommission mit keinen so großen Schwierigkeiten verbunden zu sein, daß ihn nicht ein tüchtiger Baumeister unter Anleitung eines dem Ornamentalen vollkommen gewachsenen Fachmannes ganz entsprechend ausführen könnte.

Es wird beschlossen, die in Vorstehendem enthaltenen Ansichten dem Restaurationskomité zu eröffnen, demselben für den Fall. als auf die Restaurirung nach den Vorschlägen der Centralkommission eingegangen werden sollte, den Brünner Baumeister Arnold zu empfehlen und die Bereitwilligkeit auszusprechen, über den Wunsch des Komité's nicht nur einen dem genannten Baumeister zur Seite zu stellenden, vollkommen verläßlichen Fachmann vorzuschlagen, sondern wenn es sich seiner Zeit um den Beginn der Arbeiten zur figuralischen Ausschmückung der Zderad-Säule handeln sollte, auch für diese Arbeiten einen Bildhauer namhaft zu machen, der den hierbei zu beobachtenden Stylrücksichten zu entsprechen im Stande wäre. ohne überspannte Preisanforderungen zu stellen.

Der k. k. Conservator Hauptmann Sibalić zeigt an, daß der Stabsort Mitrović, auf den Trümmern der alten römischen Stadt Sirmium gelegen, sehr reiche Ausbeute an archäologischen Fundobjekten, insbesondere an Grab und Denksteinen liefere, und daß es daher sehr wünschenswerth wäre, aus den Mitteln der Centralkommission einen entsprechenden Betrag zur Bestreitung der Aufnahme solcher Objekte durch Zeichnung oder Abklatsch auszusetzen.

Es wird beschlossen, dem Herrn Conservator zu bemerken, daß die Centralkommission keinen Fond besitzt, um die Mittel zu Ausgrabungen oder Herstellungen von Alterthümern zu bieten. Zugleich aber wird ihm ein Betrag von 50 fl. zur Anfertigung von Zeichnungen und Abklatschen, welche die Centralkommission für ihre Zwecke verwenden kann, zur Verfügung gestellt. Mit der Verständigung des Herrn Einsenders ist demselben gleichzeitig ein Exemplar der von dem Kommissionsmitgliede Ritter v. Arneth verfaßten Anleitung für das Verfahren bei Abklatschungen zur Benützung zu übersenden.

Der vom Leseverein in Meran übersendete vierte Jahrgang seiner „Vereinsgabe“ wird mit Dank entgegengenommen.

Das k. k. Staatsministerium übergibt das die Restauration der Porta aurea und der Arena in Pola betreffende Geschäftsstück zur Begutachtung, dasselbe wird dem Herrn Oberbaurathe Van der Nüll zur Voräußerung zugetheilt.

Digitized by Google

Dem Ausschusse des historischen Vereines für Steiermark ist der Empfang des übersendeten eilften Heftes seiner „Mittheilungen" und der von Dr. Göth verfaßten „Geschichte des Joanneums in Graz" dankend zu bestätigen.

Die von dem Comité du bulletin des commissions Royales d'art et d'archéologie in Brüssel eingelangten Publikationen werden mit Dank entgegengenommen und beschlossen, diesem Komité im Austausche die Schriften der Centralkommission zu übersenden.

Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 4. März 1863.

Vorsitzender Herr Dr. Kajetan Felder.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld theilte die Namen der im Laufe des letzten Monats neu eingetretenen Mitglieder mit und legte die eingegangenen Gegenstände vor. Von diesen sind vorzüglich zu erwähnen eine vom hohen k. k. Staats-Ministerium der Gesellschaft zur Vertheilung an Lehranstalten übergebene große Sammlung von Seethieren, so wie ein Geschenk des Herrn Dr. Herrmann Tausch, eilf Säugethierschädel umfassend, unter denen sich besonders die Köpfe von Bären und Ebern durch Größe und Schönheit auszeichnen.

Ferner machte Herr Ritter v. Frauenfeld folgende Mittheilung:

Se. Majestät der Kaiser geruhten das ihm durch den Protektor der Gesellschaft, Se. k. Hoheit den Herrn Erzherzog Rainer überreichte Exemplar der Verhandlungen der Gesellschaft gnädigst entgegenzunehmen und anzuordnen, daß dasselbe der allerhöchsten Privatbibliothek zu übergeben sei. Dieses angenehme Ereigniß wurde dem Präsidium durch folgende Zuschrift bekannt gemacht:

„Im allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des Kaisers habe ich die Ehre Euer Durchlaucht die Mittheilung zu machen, daß Allerhöchstderselbe das von der k. k. zoologisch botanischen Gesellschaft überreichte Exemplar ihrer Schriften mit Dank entgegen zu nehmen und anzuordnen geruht habe, dasselbe der allerhöchsten Privatbibliothek zu übergeben.

Se. Majestät sehen übrigens der ferneren Vorlage der jährlich erscheinenden Bände dieser Schriften mit Interesse entgegen.

Genehmigen Euere Durchlaucht den Ausdruck meiner besonderen Verehrung und Hochachtung

Thinel m. p.
k. k. Hofrath und Kabinetsdirektor.

Von dem hohen niederösterreichischen Landesausschusse wurde dem Präsidium der Gesellschaft mitgetheilt, daß der hohe niederösterreichische Landtag beschlossen habe, der Gesellschaft für die Jahre 1863 und 1864 eine jährliche Subvention von 800 fl. zur Erhaltung und Vermehrung der Sammlungen zu bewilligen.

Herr Julius Ritter v. Schrökinger-Neudenberg beantragte, die Versammlung möge dem hohen nieder-österreichischen Landtage und insbesondere seinem Landesausschusse für diese so bedeutende Subvention ihren Dank ausdrücken. Zustimmend erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Ferner las Herr Ritter v. Frauenfeld folgenden Ausschußbeschluß.

Jene Herren, welche wünschen, daß über ihre in der Gesellschaft gehaltenen Vorträg ein den Berichten, welche in der „Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und öffentliches Leben" erscheinen, ausführlicher referirt werde, wollen so freundlich sein, dem Sekretariate bis längstens drei Tage nach der betreffenden Sitzung einen kurzen 10 bis 20 Zeilen

Digitized by Google

langen Auszug aus ihrem Vortrage zukommen zu lassen. Wird ein solcher nicht eingesendet, so wird angenommen, daß eine bloße Anzeige des Vortrages gewünscht wird.

Schließlich machte er bekannt, daß von dem Geschäftsführer der 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte an die Mitglieder eine Einladung zur Theilnahme an den in Stettin abzuhaltenden Versammlungen ergangen sei.

Herr Dr. August Vogl schilderte die Morphologie und den anatomischen Bau der unterirdischen Theile von Convolvulus arvensis L. mit besonderer Berücksichtigung der Milchsaftgefäße

Herr J. Kerner las eine von seinem Bruder Herrn Prof. Dr Anton Kerner eingesendete Abhandlung über botanische Nomenklatur, mit spezieller Rücksichtnahme auf die Cytisus Arten.

Herr Dr. Gustav Mayr besprach seine „Studien über die Familie der Belostomiden". In denselben werden die Belostomiden von den nächstverwandten Familien unterschieden. Hierauf folgt eine analytische Tabelle sämmtlicher Gattungen und sodann die Bearbeitung der Genera und Species. Als neue Gattungen stellt der Herr Verfasser Stenoscytus mit der Art mexicanus, und Pedinocoris, mit den Arten longiunguiculatus und breviunguiculatus, beide aus Kalifornien auf, beschreibt als neue Arten Zaitha dentata, foveolata, asiatica, minuta, Hydrocyrius rectus und Limnogeton scutellatum, bespricht die verschiedenen Genera, von denen besonders die Gattung Diplonychus Interessantes aufweist und führt die ihm durch Autopsie bekannten Arten auf.

Herr Friedrich Brauer sprach über eine neue in Amerika einheimische Oestridengattung, welche er Rogenhofera benannte.

Herr Dr H. W. Reichardt besprach eine von Herrn A Schülzer von Müggenburg eingesendete Abhandlung, welche Beiträge zur Pilzkunde enthält. In ihr wird Dothidea Ribesii näher geschildert und namentlich der Bau des Myceliums, die Entwicklung und Struktur der Spermatien, der Säckchen und der Spoeen eingehender beschrieben. Daran knüpft der Herr Verfasser Bemerkungen über die richtige Stellung dieser Art im Systeme. Schließlich werden Notizen über mehrere Arten von Aecidium. namentlich A. Violae und A. rubellatum mitgetheilt.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 10. März 1863.

Der Herr Vizepräsident, k. k. Oberst Se. Hoheit Wilhelm Herzog von Württemberg führte den Vorsitz.

Der Sekretär theilte mit, daß er einen Entwurf des Vorganges bei Wahlen von Functionären der Gesellschaft festgestellt habe, der in Druck gelegt, an die Herren Mitglieder vertheilt und in der nächsten Versammlung am 24. März zur Berathung gebracht werden soll.

Bei Vorlage der eingegangenen Druckschriften erwähnte der Sekretär der in den letzten Monaten nach Afrika abgegangenen Expeditionen. So beabsichtigt Kapitän Magnan auf Kosten der französischen Regierung den Niger mit drei flach gehenden Dampfschiffen zu befahren. Der Löwenjäger J. Gerard will bis an die Quellen des Niger vordringen, während Fregatten Kapitän Brossard de Corbigny alle Flußmündungen zwischen dem Volta und Zaire wissenschaftlich untersucht. Baron von der Decken hatte Mombas in der ersten Hälfte Oktober verlassen, um in Begleitung Dr. Kerstens aus Altenburg eine neue Reise nach den Schneebergen von Ost-Afrika anzutreten. Die beiden Engländerinen Fr. Tinne sammt Tochter, die im vergangenen Jahre am oberen Nil

Digitized by Google

bis Gondocoro gelangt, und nach Chartum zurückgekehrt sind, haben eine zweite Reise zu Dampfboot nach dem Bâhr el Gasal angetreten um dann nach Westen vorzudringen. Denselben hat sich wahrscheinlich Herr Th. v. Heuglin angeschlossen, während der Gärtner Schubert aus Leipzig sich in das Land der Njamnjam begeben hat und Herr Baker im Auftrage der geographischen Gesellschaft in London die durch den Tod Pethericks unterbrochene Expedition, welche den Capitänen Speke und Grant entgegengehen sollte, fortsetzt.

Aus dem zweiten Hefte der Petermann'schen Mittheilungen ist ferner zu entnehmen, daß in St. Petersburg von dem hydrographischen Departement unter der Leitung des Herrn Kapitäns N. Iwaschinzoff ein hydrographischer Atlas des kaspischen Meeres nach den neuesten Vermessungen veröffentlicht wird, der aus 22 Karten bestehen soll, wovon provisorisch bereits 12 Blätter im vergangenen Jahre erschienen sind.

Aus einem Vortrage des Sahara-Reisenden H. Duveyrier in der Pariser geographischen Gesellschaft gibt der Sekretär einige Nachrichten über das Land und den Stamm der Tuaregs, welche zwischen dem 20 und 30 Grad nördlicher Breite und dem 1 bis 9 Grad östlicher Pariserlänge ein gebirgiges Land bewohnen, dessen höchste Erhebung über 6000 Fuß über das Meeresniveau reicht. Sie nennen sich Imoohagh, gehören dem berberischen Volksstamme an, (daher Stammverwandte der alten Egyptier) und bekennen sich zum Islam. In politischer Beziehung zerfallen sie in vier abgesonderte, jedoch mit einander verbündete Gruppen; und in sozialer Beziehung theilen sie sich in den Adel (Ihaggaaren), die Leibeigenen (Imrhaad) und die Sklaven (Schwarze aus dem Sudan). Der erstere hat, wenn auch nicht sehr zahlreich, ein großes Uebergewicht, und behebt Tribut sowohl von den Leibeigenen wie auch von den durch das Land ziehenden Karavanen, die er nicht selten ausplündert. Eine besonders bevorzugte Stellung nehmen bei den Tuaregs die Frauen ein, denn nicht der Stand des Vaters, sondern der der Mutter bestimmt die Stellung der Kinder; ihnen gehört der größte Theil des Vermögens; und nicht der Sohn eines Oberhauptes oder Familienhauptes beerbt diesen in der Nachfolge, sondern der älteste Sohn seiner ältesten Schwester. Auch leben die Tuaregs, obwohl Mohamedaner, stets blos in Monogamie.

Herr Prof. Dr. V. Klun besprach die Populationsverhältnisse Rußlands auf Grundlage des neuesten Werkes von Buschen über die Bevölkerung Rußlands, und hob die Unsicherheit hervor, auf welcher noch immer alle statistischen Angaben über dieses Reich beruhen. Die offiziellen statistischen Tabellen vom Jahre 1856 berechnen den Flächenraum dieses weiten Reiches auf 353.468 geographische Quadratmeilen, während Buschen ihn rund mit 370.000 geographischen Quadratmeilen und der Direktor der Moskauer Sternwarte, Herr G. Schweitzer, mit 392.074 geographischen Quadratmeilen angibt. Nicht minder variiren die Angaben über die Volkszahl. Das statistische Komité gibt dieselbe auf Grundlage der Erhebungen von 1858 auf 75.148.690 an, wovon auf das europäische Rußland 66,891.493, auf das asiatische 8.203.197 und 54.000 auf das amerikanische entfallen. Im Ganzen nimmt man zehn Hauptstämme an, welche in 112 verschiedene Völkerschaften eingetheilt werden, die mindestens 40 verschiedene Sprachen und Mundarten sprechen. Nur ein geringer Theil der Bevölkerung etwa fünf Millionen, lebt in 598 Städten. Im Jahre 1858 zählte man drei Städte (Petersburg, Moskau, Odessa) mit mehr als 100.000 Einwohnern, 8 hatten 50 bis 100 000; 46 von 20 bis 50 000; 100 von 10 bis 20.000 Einwohner. In manchen Gegenden kommen 115 Frauen auf 100 Männer, in anderen nur 52. Nach den neuesten Berechnungen zählt der Adel 874.154 Personen, die Geistlichkeit aller Confessionen (mit Ausnahme der Rabbiner) 652.769 und zwar 4147 katholische, 2916 protestantische; erbliche und persönliche Ehrenbürger 16.838; Kaufleute 431.834, Bürger und Handwerker 3,749.559; verschiedene Personen (Unter-

Digitized by Google

beamte, Hauslehrer, Künstler, Arbeiter in Kronfabriken) 420.406; Appanagebauern 2.018,481; freie Staatsbauern 24.495,549; Leibeigene 22.563,086; in den Kosakenländern 2,593.818; nomadisirende Völker 1.025.876, verabschiedete Soldaten und ihre Familien 1,094.026. Dem Glaubensbekenntnisse nach gehören 93 Perzent der Bevölkerung dem Christenthume an und nur in den Gouvernements Orenburg, Astrachan und Taurien, ist beinahe die halbe Bevölkerung nicht christlich. In den westlichen Gouvernements beträgt die nicht christliche 5 bis 10 höchstens 15 Perzent, und zwar zumeist Juden, deren es in Rußland bei $1\frac{1}{2}$ Million gibt.

Herr Viktor Graf v. Wimpffen gab als Fortsetzung seiner früheren Mittheilungen eine Schilderung des Aufenthaltes der k. k. Corvette „Coroline im Hafen von Benguela und Loanda an der Westküste von Südafrika. Beide Städte sind die bedeutendsten Stapelplätze der Portugiesen an dieser Küste. Erstere Stadt ist nett und rein gehalten, mit breiten regelmäßigen Straßen; die Häuser jedoch nur selten aus Backsteinen aufgeführt. Das Wasser ist schlecht und ungesund, und das Klima ebenfalls fieberhaft. Gegenwärtig zählt die Stadt Benguela bei 6000 Einwohner. Das Städtchen Catumbella, bei drei Stunden von Benguela entfernt, wohin ein Ausflug gemacht wurde, besteht aus einer langen Straße mit ungefähr fünfzig ebenerdigen Häusern und etwa 1000 Einwohnern, meist Weißen und Farbigen, während die schwarze Bevölkerung hinter dem Orte gruppenweise vertheilt ist. Oelpalmen und Bananen wachsen zwischen den einzelnen Negerwohnungen in Fülle, und das schattige Laub den Cajúbaumes mildert die Glut der Sonnenstrahlen Elfenbein aus dem Innern, Oel der Oelpalme, vegetabilisches Wachs, Gummi und Orseille sind die bedeutendsten Handelsartikel von Benguela, die nur gegen europäische Waaren oder Muscheln, der gangbarsten Münze, hier eingetauscht werden. Loanda hat eine freundliche und einnehmende Lage und breitet sich amphitheatralisch auf den Abhängen sanft abfallender Hügel aus. Das Klima ist jedoch schlecht uud das gefürchtete Küstenfieber von Loanda weit hartnäckiger als an anderen Orten von Nieder-Guinea. Daher die Corvette sich auch nur kurze Zeit hier aufhielt, und schon am neunten Tage, den 9. Februar 1858 den Hafen verließ; nachdem mehrere Personen auf derselben vom Fieber befallen wurden und später auch ein Matrose in Folge des Fiebers sein Leben einbüßte,

Schließlich legte Herr Bergrath Foetterle bei 50 Aquarell-Ansichten aus dem unteren Wagthale vor, welche er der Güte und Freundlichkeit ihres Verfassers, Herrn k. k. Rathes und Prof. Thomas Ender, zu diesem Zwecke verdankt. Wie alle Schöpfungen dieses Künstlers auf dem Gebiete der landschaftlichen Aufnahme, sind auch die vorgelegten wahrhaft meisterhaft ausgeführt und gewähren einen vortrefflichen Einblick in die Beschaffenheit des romantischen Wagthales. Die vorzüglichsten Aufnahmspunkte auf einem Theile der von Herrn Ender im vergangenen Jahre unternommenen Sommerreise in diesen Gegenden bildeten Galgócz (Freistadt), Trentschin, die Ruinen Löwenstein, Rothenstein, Lednitz, ferner Illova und Pruszkau, Puchov, Orlove und Bistritz, das Seitenthal von Szulov und Ljethava, Stillein, und endlich der Durchbruch der Waag durch den Granitstock des Maguragebirges bei Varin mit dem Passe Streczno und den Burgruinen von Streczno und Óvár. Herr Foetterle sprach Herrn Ender den besonderen Dank aus für die Ueberlassung dieser höchst interessanten und werthvollen Sammlung von Ansichten, und drückte die Hoffnung aus, in der nächsten Versammlung die Fortsetzung derselben, Ansichten aus dem oberen Waagthale vorlegen zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Anton Günther und seine Lehre.

Die Gegenstände unseres Nachdenkens werden uns entweder von außen durch die Natur und die Geschichte dargeboten, oder von uns durch Erforschung unseres Selbst aufgefunden. Da die Wahrheit nur eine und dieselbe sein kann, so müssen die letzten Ergebnisse der Naturkunde, der Geschichte und der philosophischen Forschung mit einander übereinstimmen, jeder Widerspruch zwischen ihnen ist ein scheinbarer Folge irriger oder unvollständiger Wahrnehmungen oder Schlußreihen.

Unter den Thatsachen der Geschichte stehen jedem Volke jene des Glaubens oben an, eine Reihe wunderbarer Begebenheiten, die als Bestätigung weltumstaltender Lehren dienen sollen oder in sich selbst solche Lehren enthalten. Wegen ihrer moralischen Bedeutung und welthistorischen Wirksamkeit drängen sie sich unwiderstehlich als Gegenstände des Nachdenkens und der Forschung auf, man will das Geglaubte begreifen, gegenüber dem Unglauben und Zweifel vertheidigen und Einklang zwischen dem Inhalte des Glaubens und den Ergebnissen der Wissenschaft herstellen.

Diejenigen, welche sich diese Aufgabe, die höchste der Weltweisheit, setzen, begegnen aber erbitterten Anfechtungen zweierlei Art. Eine gewisse Klasse von Gläubigen betrachtet ihre Bemühungen als eine Entweihung des Heiligen. Etwas, das über alle Prüfungen erhaben ist, der Prüfung aussetzen, das über allen Begriff Hinausliegende begreiflich machen, den Inhalt dessen was Mysterium bleiben soll, auseinanderlegen, erscheint diesen Ultra's als ein innerer Widerspruch, als verwegen und unerlaubt, und auch im Einzelnen haben sie an solchen Forschungen Vieles auszusetzen: daß die Deutung, welche herkömmlich gewissen Thatsachen gegeben wurde, geändert erscheine, manche Folgerung gezogen werde, die man bisher sorgfältig vermieden habe, und daß die Lehre, die man gewohnt war als von Anbeginn bestehend, von Geschlecht zu Geschlecht unverändert überliefert anzusehen, auf einmal als das Ergebniß einer geistigen, allmälig fortschreitenden Entwicklung aufgefaßt werde, die, weiteren Fortschrittes bedürftig und fähig, ihr letztes Wort noch nicht gesprochen habe. Auf der anderen Seite gibt es unter den Männern der Wissenschaft Manche, welche, den Bestand der Thatsachen des Glaubens geradezu läugnend und sie höchstens als Symbole oder Mythen würdigend, Bestrebungen der oben erwähnten Art, die jene Thatsachen als wahr und wirklich vertheidigen und ernstlich um ihre Erklärung und Vereinbarung mit den anderen Thatsachen des Wissens sich bemühen, geradezu als Täuschung oder Wahn, als „Mysticismus" erklären. Es verfallen darum solche Anstrengungen stets dem alten Lose, dessen schon der Apostel erwähnt, den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit zu sein.

Digitized by Google

Auch der Mann, dem wir diese Zeilen widmen, Anton Günther, hatte keines besseren Geschickes sich zu erfreuen. Von den Vorstehern der Kirche, deren Lehre er zu vertheidigen unternommen, wurden seine Schriften als anstößig und irrig verurtheilt, von einem anderen Theile der Zeitgenossen wurde er ein Jesuit, ein Mystiker, ein Träumer gescholten. Trösten konnte ihn nur die Unerschütterlichkeit seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Werkes, das er unternommen, die Treue und der Eifer seiner Freunde und Anhänger und die Achtung, die selbst in den feindlichen Reihen der Reinheit seines Charakters und der Tiefe und Genialität seiner Anschauungen gezollt wurde. In letzterer Beziehung darf man sagen: er war ein ganz außerordentlicher Mensch, ein gläubiges Gemüth bei ungewöhnlicher Freiheit des Geistes, durch und durch originell in seinen Auffassungen und Schlußfolgerungen, voller Liebe zur Natur, zur Kunst, zur Geschichte, ein kindliches Herz und doch oft von kaustischer Schärfe, in seinen Werken ein Reichthum an Stellen voll Erhabenheit, Klarheit, Humor und wahrhaft poetischem Gehalte. Seine Mängel waren einfach die einer mühsam und ungleichförmig errungenen Bildung: Ein Zergliedern und Bekämpfen der fremden Gedanken, wo man gerne die unabhängige und vollständige Entwicklung des eigenen Systems gesehen hätte, hie und da eine verletzende Aeußerung, ein allzu derber Scherz.

Günther, geboren den 17. November 1783 zu Lindenau, einem Dörfchen im Leitmeritzer Kreise Böhmens, war der Sohn streng gläubiger deutscher Eltern, seine Kindheit fiel in eine religiöse Zeit und eine religiöse Umgebung. Noch in späten Jahren pflegte er oft von den Lehren seines Vaters, den Gebeten seiner Mutter, den Passionsspielen, denen er beiwohnte, und der liebevollen Aufnahme zu erzählen, die der arme Knabe im Piaristenkloster zu Böhmisch-Leippa gefunden. Nur die Unterstützung eines edlen Mannes, des damaligen Kreiskommissärs Platzer (gestorben als Gubernialrath in Prag), machte es ihm möglich das Gymnasium in Leitmeritz und die Universität zu Prag zu besuchen. Hier führten ihn die Professoren Meißner und Meinert in die damals so lebendige Bewegung der Philosophie ein, aber zugleich wurde er gleich so vielen seiner Zeitgenossen dem Glauben seiner Kindheit entfremdet. Er widmete sich dem Studium der Rechte statt nach dem Wunsche seiner Eltern jenem der Theologie, und die Erzieherstellen, die er nacheinander in mehreren adeligen Häusern bekleidete, zogen ihn in ganz andere Kreise, als jene, in denen man die Rückkehr in sich selbst und zur ewigen Wahrheit findet.

Was ihn, ebenfalls im Bunde mit anderen Zeit- und Studiengenossen, wieder zum Glauben zurückführte, waren die großen welthistorischen Ereignisse, die sich in den Jahren 1812 bis 1815 vor seinen Augen abrollten. Die höchste menschliche Hoheit und Macht wie durch ein göttliches Strafgericht plötzlich in den Staub geworfen, die Völker aus ihrer tiefsten Erniedrigung wieder emporgerichtet, die lange verkannten Mächte der Vergangenheit, der Pabst, die legitimen Fürsten, wieder auf die verlassenen Throne erhöht; eine solche Umkehr und Wiederherstellung konnte auf edlere Gemüther nicht ohne tiefgreifende Nachwirkung bleiben. Der Wechsel der

Digitized by Google

Dinge führte auf ihre ewigen Grundlagen, die Wiederherstellung der alten Kirche auf die Ursachen ihres Triumphes zurück. Günther begann in dieser neuen Richtung zu schreiben, zuerst in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, studirte die Theologie nahm die Weihen (1820), und trat sogar (1822) als Novize in den Jesuitenorden. Doch sah er bald ein, daß er hierin zu weit gegangen sei, er vermochte sich nicht in den Orden und der Orden nicht sich in ihn zu fügen; es war der alte Streit zwischen der Freiheit und der Regel, der Forschung und der Ueberlieferung, der hier in dem engen Kreise eines galtzischen Novizenhauses sich fortspann. Günther wollte seine Forschungen unter dem Schutze und in der Ruhe des Ordens auf dem bereits gewählten Wege fortsetzen, die Jesuiten verlangten einen Adepten ihres Ordenssystems und ihrer ererbten scholastischen Lehre.

Er trat darum aus dem Noviziate und begab sich 1825 wieder nach Wien Noch war er schmerzlich aufgeregt über den verfehlten Lebensplan und die gelösten Verhältnisse und auch seine materielle Lage war nicht sorgenfrei, aber bereits war er mit sich und seinem künftigen Beruf im Klaren und stand vollkommen unabhängig da. Er begann sein erstes selbstständiges Werk, die Vorschule zur spekulativen Theologie (1827 und 1828), und in diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Johann Heinrich Pabst, dem Elisa des neuen Propheten des Einen außerweltlichen Gottes, die Wiederaufnahme der alten Verbindung mit seinem langjährigen Freunde Greif und seinem ehemaligen Schulkollegen Johann Emanuel Veith, der bald darauf aus der Kongregation der Redemptoristen austrat, und die Heranziehung des Verfassers dieser Zeilen, damals Hörers der Astronomie und des Naturrechts, in den sich bildenden Freundeskreis.

Rasch folgte ein Werk dem andern — Peregrins Gastmahl (1830), die Süd- und Nordlichter (1832), die Janusköpfe (1833, gemeinschaftlich mit Pabst), der letzte Symboliker (1834), die ersten und vielleicht auch die ursprünglichsten und lebendigsten derselben — und immer weiter verbreitete sich sein Name. Talentvolle junge Männer Oesterreichs schaarten sich um ihn, Löwe, Ehrlich, Schlör, Croy, Zukriegl, Georg Schmidt, Werner, Hörfarter, Pogazhar, Trebisch, Auer, Bruno Schön; aus der Fremde kamen Viele nach Wien, ihn zu sehen und zu hören, wir nennen unter den später bekannt gewordenen Lasaulx, Alois und Johann Mayer, Märten, Knoodt, Spörlin; Wortführer der Kirche und der Wissenschaft näherten sich ihm freundschaftlich: Sailer, Diepenbroek, Förster, Möhler, Döllinger, Görres, Braun, Droste-Hilshof, die beiden Reichensperger, Brüggemann, Schlüter, Marheinecke, Harles, Erdmann, Tholuck, Hinrichs und viele andere; Männer wie Baltzer, Staudenmayer, Gangauf, schlossen sich ihm an; sein ehemaliger Schüler, der Kardinal Fürst Schwarzenberg bezeugte ihm thätig die alte Liebe; die theologische Fakultät zu München schickte ihm das Doktordiplom, die dortige Akademie der Wissenschaften wählte ihn zu ihrem Mitgliede; die Regierungen von Baiern, Preußen, Württemberg boten ihm Professuren an; auf seine Empfehlung hin wurde Knoodt nach Bonn, Zukriegel nach Tübingen berufen; von Rom aus kamen Nachrichten vom Kardinal Wiseman und dem Abte von St. Paul daß, seine Bücher gelesen, seine

Digitized by Google

Bemühungen anerkannt werden. Anfeindungen fehlte wohl auch damals nicht, sie waren durch die Verschiedenheit der Grundanschauungen und Richtungen mit Nothwendigkeit gegeben und hatten wohl auch in mancher verletzenden und unbedachten Stelle der Schriften des Meisters ihre äußere Veranlassung; wir nennen als solche Gegner von katholischer Seite Singer, Hast, Volkmuth, Düringer, Clemens, Deschinger, Sorg, Schwetz, und von protestantischer vor Allem Drobisch und Baur, allein sie wurden im Eifer des Kampfes und Bewußtsein des Sieges leicht ertragen.

Da kamen die Ausschreitungen des Jahres 1848 und nach denselben die Rückgriffe der Reaktion. Wiewohl Günther und alle seine Schüler jenes Jahr der Feuerprobe der Gesinnungen ehrenhaft bestanden hatten, wandte sich doch auch gegen ihre Lehre der Eifer der Unterdrückung. Günthers Schriften wurden von der Kongregation des Index in Rom der Irrgläubigkeit angeklagt und ungeachtet der Verwendung einiger Kirchenfürsten wurde der Prozeß gegen sie eingeleitet. Man muß anerkennen, daß hiebei der Vertheidigung hinlänglich Spielraum gegönnt und die Angelegenheit mit Ernst und Sorgfalt behandelt wurde. Von den Stellen, auf welche die Anklage sich stützte, wurden Uebersetzungen veranlaßt, Auszüge aus dem übrigen Inhalte der verdächtigten Schriften wurden gefordert und gegeben, es wurden Denkschriften für und wider gewechselt und Günther wurde eingeladen nach Rom zu kommen oder Vertheidiger seiner Lehre dahin zu senden. Baltzer, Gangauf, Knoodt gingen wirklich nach Rom, wurden wohlwollend aufgenommen und Monate lang zurückgehalten; auch fanden sich Gönner und Vertheidiger der neuen Lehre selbst unter den Mitgliedern der Kongregation. Als endlich dennoch die Verurtheilung erfolgte — am 8. Jänner 1857 — wurde sie vielfach äußeren Einflüssen zugeschrieben. Aber so gewiß es ist, daß solche sich geltend machten, so muß doch anderseits eingestanden werden, daß Günthers Lehre in der Gestalt, die er ihr gegeben, einmal vor das kirchliche Tribunal in Rom in seiner dermaligen Zusammensetzung gebracht, von diesem nicht gutgeheißen werden konnte. Sie stand zu inkorrekt in ihrer Form, zu kühn, übergreifend und anstößig in einzelnen Aeußerungen, zu unvermittelt mit der Tradition und den Ansichten der alten recepirten Schule da; das Günstigste, was die besonneneren Schüler Günthers von Rom hofften, war ein Urtheil, wie es einst über die Schriften von Descartes gefällt worden war, eine „einstweilige" Verurtheilung bis zur Revision der Lehre, „donec corrigantur". Auch war es nicht die Verurtheilung selbst, was am meisten verletzte und kränkte, sondern daß sich deutsche Kirchenfürsten und Lehrer zu Anklägern und Verfolgern der Doktrin Günthers hergegeben hatten und daß sie, nicht befriedigt durch die Verurtheilung der Schriften im Allgemeinen, die Verdammung einzelner Lehrsätze Günthers forderten und theilweise sogar herbeiführten, also auch die Ausbildung und Reform seiner Lehre unmöglich machen wollten.

Wie sehr sie hierin im Unrecht gegen die Wissenschaft vom Glauben waren, möge der folgende kurze Umriß der Günther'schen Philosophie beweisen:

Jeder Mensch findet sich selbst aus seinen Handlungen als deren Ursache, aus seinen Erscheinungen als die Substanz, an der sie haften, aus seinem Dasein

Digitized by Google

als das ihm zu Grunde liegende Sein heraus. Bei weiterem Nachdenken über die Thatsachen seines Selbstbewußtseins erkennt er sich als freie, selbstständige Ursache, als Geist, und doch zugleich als in seinem Dasein mannigfach beschränkt. Er nimmt an sich eine Reihe physischer und psychischer Erscheinungen wahr, die er nicht auf sich als freie Ursache zurückzuführen vermag, sondern die nach den Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen und von den analogen Erscheinungen der Thierwelt höchstens dem Grade nach verschieden sind; er findet seine freie Thätigkeit an Bestand und Entwicklung jener Erscheinungen geknüpft; er bedarf der äußeren geistigen Anregung um zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen und endlich, im Gegensatze und Nachtheile zu der ihn umgebenden und der mit ihm verbundenen Natur, erfährt er, daß er nur Erscheinungen (Gedanken) zu setzen vermag, während jene sich selbst gleiche Substanzen setzt (zeugt). Eine Beschränkung anderer Art entdeckt er aber auch in der Natur, dem großen Ganzen, in dem er lebt und dem selbst sein Körper mit der ganzen Reihe der psychischen Entwicklung des letztern angehört; sie entbehrt des Bewußtseins und der freien Selbstbestimmung, jedes ihrer Gebilde steht äußerlich neben dem andern ohne des gegenseitigen Zusammenhanges inne zu werden. Was sich in ihr aufbaut und in ihren einzelnen Gestaltungen wiederspiegelt, ist nur das Knochengerüste des Begriffs, des Allgemeinen im Einzelnen, während der Geist über die Erscheinungen hinaus auf das, was ihnen zu Grunde liegt, die Idee, zurückgreift. Beide Wesen, der Geist oder richtiger gesagt die Geister und die Eine große Natur, die Welt der Materie, sind also einerseits wesentlich von einander verschieden und anderseits in ihrem Dasein gleichmäßig beschränkt. Diese Beschränkung hebt sich auch in dem Wesen, in welchem beide, (je ein Geist und je ein Naturindividuum), sich zur persönlichen Einheit verknüpfen, der Synthese beider, dem Menschen, nicht auf, sondern verdoppelt sich. Eben darum sind der Geist und die Natur in ihrem Sein bedingt durch ein Wesen außer ihnen, das weder Geist noch Natur noch die (unmögliche) Identität beider ist, sondern über und außer beiden als das unbedingte Wesen steht, dasjenige, das ewig sich selbst setzt und sich selbst weiß — Gott.

Die drei Momente, in denen jedes Selbstbewußtsein zu Stande kommt, bilden die göttliche Dreieinigkeit, und der Gedanke, daß das unbedingte Sein nur dann vollständig als solches sich offenbart, wenn es alles Andere setzt, was es nicht selbst ist, sein Nicht-Ich, ist der Grund der Schöpfung. Es ist die Grundlehre Günthers, jene, die jeder Allvergötterung und Gottverweltlichung entgegentritt: Wenn Gott sich selbst setzt, so schafft er nicht, und wenn er schafft, so setzt er nicht sich selbst. — Wie Gott Eine Substanz ist, die im Satz, Gegensatz und Gleichsatz zur realen Dreieinigkeit sich gestaltet, so besteht die Welt aus zwei Substanzen, dem Geist und der Natur, und deren Synthese, die zusammen eine dreigetheilte formale Einheit bilden.

So fest Günther die beiden Glieder des kosmischen Gegensatzes — Geist und Natur — und des transscendentalen — Gott und Welt — substantiell auseinander hält, so anerkennt er doch ihren Zusammenhang und ihre Wechselwirkung und findet

Digitized by Google

die metaphysische Möglichkeit derselben in der Relativität je eines dieser Glieder, der Natur und der Welt, zum anderen begründet. Die Natur bedarf des Geistes, um in ihm zur Erfüllung ihrer Bestimmung, zum Bewußtsein ihrer selbst zu gelangen, die Welt ist als das Nicht-Ich Gottes, also als das in sich selbst, im Sein und im Dasein, abhängige Wesen auf Gott als Ursache ihres Seins und Erfüllung ihres Daseins angewiesen.

Wenn man jene doppelte Bestimmung des Geistes, als Herrn der Natur und Dieners Gottes, mit dem Zustande vergleicht, in dem er sich in der Wirklichkeit im Menschengeschlechte darstellt, so findet man einen tiefen Zwiespalt zwischen beiden: der Geist ist vielfach abhängig von der Natur und befindet sich oft im Gegensatz zu seinem Schöpfer. Der Zwiespalt zwischen dem einzelnen Geiste und Gott ist leicht zu begreifen, er beruht auf der Freiheit des ersteren, die ihm gestattet, in Trotz und Widerspruch gegen Gott seine hohe Bestimmung eben so zu verläugnen, als zu bejahen; aber auf welche Weise — so wie es doch die Wirklichkeit zeigt — der einzelne Geist in der Menschenwelt, ehe er noch seine Entscheidung für oder gegen Gott getroffen in diese verkehrte Stellung gegen die Natur und gegen Gott gerathen könne, und wie die Natur, die an sich unzurechnungsfähige, dazu komme, durch die Verbindung mit dem von Gott getrennten Geiste ihrer hohen Bestimmung und Verklärung verlustig zu werden, das bedarf einer tieferen Begründung. Nehmen wir an, daß, so wie uns die Bibel berichtet, der erste Mensch in seiner Freiheitsprobe gegen Gott sich entschied, so hätte in demselben Augenblicke die Trennung seines Geistes von der Natur vollzogen werden müssen, er mußte, so wie in der That die göttliche Drohung lautet, „des Todes sterben". Daß dies nun nicht geschehen, daß er fortlebte und das Geschlecht fortpflanzte, das hat seine Ursache darin, daß der Sünde und Schuld Adams die Tugend und das Verdienst eines anderen Menschensohnes entgegensteht, einer ursprünglichen Schöpfung Gottes gleich Adam, aber aus dem Boden des Menschengeschlechtes emporgezogen, so daß gegenwärtig jeder einzelne Menschengeist gleichzeitig unter dem Lose beider Stammväter steht, daß die Uebel, die er von dem Einem ererbt, ihm durch den Einfluß des Andern in seiner geistigen Entwicklung zum Nutzen gereichen können, daß er sich frei für oder gegen Gott entscheiden kann, daß dem Tode die Auferstehung gegenübertritt, daß das ganze Geschlecht entsühnt und in seiner dereinstigen Entwicklung, nach Ausscheidung der abtrünnigen Elemente, geheiligt und verklärt vor dem Schöpfer dasteht und daß mit ihm auch die gesammte Natur die Herrlichkeit der Vollendung feiern wird. Dieser von Gott gesetzte Menschensohn, eine Schöpfung für sich, steht darum nicht gleich den einzelnen Menschengeistern, welche nur als Theil der Welt mit Gott in Verbindung treten, in einer nur mittelbaren unpersönlichen, sondern in unmittelbarer persönlicher Verbindung mit Gott, er ist eine untrennbare Synthese Gottes und des Menschensohnes, ist Gottmensch.

So wie aber Adam und das von ihm sich herleitende Uebel und die Schuld nicht als vereinzelte Erscheinungen in der Menschengeschichte auftraten, sondern im ganzen Menschengeschlechte, so wie in jedem Einzelnen und dessen Leben, in der

Digitized by Google

Geburt, der geschlechtlichen Verbindung, der Ernährung, dem Erwachen des Selbstbewußtseins, dem persönlichen Verschulden, dem Tode und in der menschlichen Gesellschaft und ihren Aemtern sich geltend macht; so setzt auch Christus mit seinem Segen und Verdienste durch die Kirche sich bleibend in der Menschheit fort, und tritt in der Taufe, der Ehe, dem h. Sakramente des Abendmals, der Firmung, der Beichte, der letzten Oehlung und der Priesterweihe wirksam hervor.

Es ist hier nicht der Ort, die näheren metaphysischen Gründe und die weiteren Entwicklungen und Folgen der Lehre Günthers anzugeben, allein das ist gewiß, wenn sie auch genugsam Anlaß zum Widerspruch und zum Zweifel geben mag, weder den Charakter der Wissenschaftlichkeit noch jenen der Gläubigkeit darf man ihr absprechen.

Und doch wurde sie von Rom verurtheilt! — Der Eindruck, welchen diese Entscheidung auf Günther machte, war ein niederschmetternder. Die Arbeit eines ganzen Lebens von der Autorität, für die sie unternommen worden, als unfruchtbar und verfehlt erklärt, jene Vertheidigung der alten Kirche, welche ihm und so Vielen mit ihm als die einzig ausreichende und kräftige erschien, von jener Kirche selbst als gehaltlos dem Spotte der Gegner preisgegeben!

Dessenungeachtet waren weder er noch seine Schüler einen Augenblick im Zweifel, was gegenüber der Verurtheilung zu thun sei. Eine Auflehnung gegen den Spruch des berechtigten Gerichtshofes wäre ein Unrecht, und welches auch das subjektive Urtheil über die letzte Bedeutung und die Unwiderruflichkeit des gefällten Urtheiles war, eine Widerlegung der Lehre Günthers von der Würde und Autorität der Kirche gewesen. Auch ein passives Stillschweigen war unthunlich, denn es war unmittelbar im Auftrage des h. Vaters ein Schreiben des Kardinals Andrea an Günther ergangen, welches ihm in liebreichen Worten die Entscheidung mittheilte und die Unterwerfung anrieth, die Veröffentlichung des Urtheiles werde verschoben, damit gleichzeitig auch die Unterwerfung bekannt gemacht werden könne. Die Nichtbeachtung dieses Rathes wäre ein unwürdiger Trotz gewesen und ihr wäre nach Uebung der Kirche die geistliche Censur und die Suspension von den priesterlichen Funktionen gefolgt. Günther sandte daher am 10. Februar 1857 den in getreuer Uebersetzung hier folgenden Widerruf nach Rom, der seinem Inhalte nach bei aller Ehrfurcht vor der von Gott gesetzten Obrigkeit den tiefgefühltesten Protest bildet, der unter den gegebenen Umständen möglich war. Indem nemlich Günther seine Unterwerfung wiederholt und ohne Rückhalt ausspricht, und seinen Dank für die bis zu diesem Schritte verschobene Veröffentlichung der Verurtheilung abstattet, bittet er „zu den Knien seines heiligsten Herrn hingestreckt", um die Gestattung, der schweren innerlichen Kämpfe zu erwähnen, die er zu bestehen habe, „denn ich fürchte" — fährt er fort — „wenn ich vor dem Stellvertreter Christi mit Verstellung oder nicht mit voller Aufrichtigkeit spräche und dergestalt dem h. Geiste löge, derselben Strafe zu verfallen, welche Ananias getroffen hat. Daher nehme ich keinen Anstand, offen zu bekennen, daß mein Geist, seitdem ich die Verurtheilung erfahren, von tiefem Schmerze ergriffen ist. Vom Kardinal Andrea selbst ist anerkannt

Digitized by Google

worden, daß ich durch angestrengte langjährige Arbeiten bis nun nichts anderes gewollt habe, als der Sache des unbefleckten Glaubens durch neue Erfindungen gegen die schädlichen Irrthümer des Rationalismus und des Pantheismus zu vertheidigen; diese neuen Erfindungen können sich aber, wie ich meine, nur auf jene Bestrebungen beziehen, mittelst deren ich vorzüglich durch die Lehre von der Kreation und deren Kraft und Bedeutung die Schatten des so vielgestaltigen Pantheismus zu zerstreuen mich bemühte. Diese philosophische Methode ist nun von dem heiligen Tribunale mißbilligt und verworfen worden. Was bleibt nun anderes zu hoffen und zu wünschen übrig, als daß bald andere und bessere Beweisgründe aufgefunden werden mögen, um die orthodoxe Lehre gegen die Bestrebungen der Allgottlehre (des Theopantismus) und des Materialismus zu vertheidigen, ein Kampf, welchem die mittelalterliche Philosophie nicht mehr gewachsen ist".

Bekanntlich nahm Rom diesen Widerruf, so wie es ziemte, liebreich auf und mit der Verurtheilung wurde zugleich (den 17. Februar 1857) die Notiz veröffentlicht: „autor ingenue, laudabiter et religiose se subjecit" (Der Verfasser hat edelmüthig, löblich und fromm sich unterworfen.) Alle Schüler Günthers, die dem kirchlichen Lehramte angehörten, folgten dem Beispiele ihres Meisters und harren geduldig der weiteren inneren Entwicklung der Kirche entgegen, welche zur rechten Zeit auch das rechte Wort zur Lösung des Widerspruches zwischen Glauben und Wissen bringen wird.

Günther hat seit seiner Verurtheilung noch Manches geschrieben. Eine Kritik seines Systems durch den Jesuiten Savarese in Neapel [1] veranlaßte ihn zu einer ausführlichen Selbstvertheidigung. Sie sollte blos vom philosophischen Standpunkte aus mit Umgehung des theologischen geführt werden, aber es zeigte sich die Unmöglichkeit einer solchen Isolirung und die Veröffentlichung unterblieb. Später beschäftigte er sich mit einer Selbstbiographie, die er bis zu seinem Austritte aus dem Jesuitenorden, also bis zum Beginne seiner systematischen literarischen Wirksamkeit fortführte, „über den Rest geben meine Schriften Aufschluß", pflegte er den zur Fortsetzung aufmunternden Freunden zu erwiedern. Außerdem hinterläßt er einen reichen Schatz von einzelnen Studien und Aphorismen. Auch der Briefwechsel zwischen ihm und seinen Freunden böte eine reiche Aehrenlese für eine Geschichte der Philosophie der Religion in Deutschland während der letzten dreißig Jahre.

Seine Geistes- und Leibeskräfte nahmen seit Anfangs 1862 sichtlich ab, nur wenn man auf Philosophie zu reden kam, war er der alte klare Denker. Vergebens beeiferten sich seine Freunde, ihn durch einen angenehmen Aufenthalt auf dem Lande, den er so sehr liebte, wieder aufzurichten, vergebens kam Knoodt aus Bonn zu einem gleichen Versuche nach Wien. Man durfte sich nicht verhehlen, sein Ende rückte rasch heran. Die Woche vom 15. auf den 21. Februar war eine böse, es hatten sich Heiserkeit und Rheuma eingestellt, und der Arzt ermahnte ihn,

1 G. Savarese. Introduzione alla storia critica della filosofia dei S. S. Padri. Napoli. 1856 — 1857. Lib. I. Günther e la sua scuola.

Digitized by Google

Sonntag den 22. die gewohnte Messe in St. Rupprecht nicht zu lesen. Er ließ auch wirklich absagen, aber als die Stunde der Messe herankam, bewog ihn die Rücksicht für die „armen Polizeisoldaten", für welche jene Messe bestimmt war, trotz seines Unwohlseins das h. Opfer zu verrichten. Ungefähr eine Stunde nach seiner Rückkehr traf ihn der Schleimschlag, und ohne den Gebrauch der Sprache und das klare Bewußtsein wieder erlangt zu haben, verschied er am 24. Februar Abends 7 Uhr. Zwei Tage darauf wurde in der Kirche St. Peter das Leichenbegängniß gefeiert; von seinen in Wien anwesenden Freunden und Schülern fehlte dabei keiner. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe zu Matzleinsdorf in einer eigenen Gruft beigesetzt, bald wird sich an der Stätte ein seiner würdiges Denkmal erheben.

Dr. C. F. H.

Geistige Bestrebungen in Tirol.

J. Z. Wenn auch politische Fragen, vor allen die brennende Glaubensfrage Viele beschäftigen und ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so finden dennoch Kunst und Wissenschaft in unseren Bergen liebevolle Pflege. Was die erstere betrifft, so muß mit Freude anerkannt werden, daß sie immer mehr Verehrer zählt und ein besserer Geschmack sich Bahn bricht. Mit einem frommen Eifer, der seines Gleichen sucht, ist man bemüht, altehrwürdige, aber durch den Zopf entstellte Gotteshäuser in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Daß man dabei mit feinem Verständnisse vorgeht und die zu Gebote stehenden Mittel wohl benützt, zeigen die renovirten Kirchen zu Landeck, Latsch, Lana, St. Pauls bei Bozen und Pfaffenhofen. Letztere ist unter Essenweins trefflicher Leitung restaurirt worden, während auf die Wiederherstellung der von Lana der berühmte Bildhauer Knabl in München Einfluß nahm, der auch die Kirche mit zwei altdeutschen Seitenaltären schmückte. Der Wunsch, gothische Kirchen auch mit Glasgemälden zu versehen, rief in Innsbruck eine Glasmalereianstalt ins Leben, die unter Maders und Ronstadls trefflicher Leitung rasch aufblüht und bereits außer Tirol sich hoher Achtung erfreut. Zur Bahnbrechung dieses besseren Geschmackes und Strebens im deutschen Südtirol trugen namentlich die christlichen Kunstvereine in Bozen und Meran bei, die durch Versammlungen, Ausstellungen und das Inumlaufsetzen kunsthistorischer Werke das Interesse an alten Kunstdenkmalen förderten und ein reges Leben auf diesem Gebiete weckten. Die jährlich erscheinenden Vereinsgaben sind ganz dazu geeignet, dankenswerthes Materiale für eine künftige Kunstgeschichte Tirols zu sammeln, archäologische und historische Notizen niederzulegen und zugänglich zu machen. Die vorliegende Bozner Publikation bietet in dieser Hinsicht beachtenswerthe Beiträge und auch die Meraner Vereinsgabe (vierter Jahrgang) enthält einige entsprechende Berichte über die Kirchen in Partschins

Digitized by Google

und Afing, über eine romanische Casula und alte Kelche. Auch die Biographie des wegen seiner Kruzifixe selbst von einem Boisserée hochgeschätzten Bildhauers Joh. B. Pendl ist ganz an ihrem Platze. Weniger geeignet für eine derartige Gabe scheinen uns: „Moses Hochgesang" (S. 11) und der unbedeutende Aufsatz „Zeit und Leben des h. Florinus" (S. 52). Werden diese Publikationen sich nur auf das Gebiet der Kunst und Archäologie beschränken, so können sie selbst in weiteren Kreisen die verdiente Beachtung finden.

Nächstens wird auch in Innsbruck ein Kunstverein, dessen Statuten bereits genehmigt sind, ins Leben treten und, wie wir hoffen, schöne Früchte tragen. Die beantragten Kunstausstellungen werden es ermöglichen, die Leistungen und Richtungen der neuesten Maler kennen zu lernen, während die Sammlung des Ferdinandeums nur ältere oder tirolische Meister vertritt. In diesem Landesmuseum werden, wie in früheren auch in diesem Jahre wissenschaftliche Vorlesungen gehalten, die Prof. Dr. Harun mit einem sehr geistreichen und zeitgemäßen Vortrage „Ueber den ersten österreichischen Reichsrath" eröffnet hat. Durch die Unterstützung von J. Schöpfs „Tirolischem Idiotikon", das noch in diesem Jahre vollständig erscheinen wird, hat sich der löbliche Ausschuß des Museums ein neues großes Verdienst erworben. Von anderen literarischen Erscheinungen ist vor Allen das in diesen Blättern schon angezeigte „Pflanzenleben der Donauländer" von Prof. Dr. Kerner zu nennen, eines der interessantesten Werke der neuesten Zeit. In diesem Jahre werden in unserer tüchtigen Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung mehrere geschichtliche Werke ans Licht treten. Ich erwähne nur die „Acta moguntina saeculi XII" von Prof. Dr. Stumpf, eine Sammlung von beiläufig 200 in italienischen Archiven gefundenen Urkunden, welche Ludwig den Baier betreffen, von Prof. Dr. Ficker, und zwei historische Abhandlungen von Dr. Alf. Huber und Prof. Durig, welche als Festschriften zur Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich ausgegeben werden. Neben reiferen Früchten wissenschaftlichen Strebens und Forschens treibt auch die Poesie ihre jungen Blüthen. Ein erfreuliches Zeichen, daß die Sangeslust in unseren Bergen noch nicht verstummt ist und ein frischer dichterischer Nachwuchs unseren Sängern Gilm und Pichler nacheifert, geben die eben erschienenen: „Frühblumen aus Tirol", Gedichte von B. v. Hörmann, Angelica, H. v. Winkler und J. E. Waldfreund. Die strebsamen Beiträger zeigen nicht nur ein hübsches poetisches Talent, sondern auch eine lobenswerthe Formgewandtheit, ja — Originalität. Ich verweise nur auf v. Hörmanns „Ahasver" und v. Winklers „Dädalus", „Vaterwonne" und Aehnliches. Das schön ausgestattete Bändchen, dessen Reinertrag für das Uhland-Denkmal bestimmt ist, verdient auch außer Tirol bekannt zu werden.

Digitized by Google

Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse romande.

Tom. XIX.: Répertoire chronologique de documents relatifs à l'histoire de la Suisse romande, par F. Forel, 1ère série (jusqu'à l'an 1316).

(Lausanne, G. Bridel, 1861.)

Was wir französische Schweiz, die Schweizer selbst lieber la Suisse romande nennen, ist eben so sehr als durch die Sprache, durch historische Erinnerungen von der deutschen Schweiz unterschieden, und die Westschweizer betrachten deßhalb, unbeschadet der politischen Einheit und Eintracht, die allen Eidgenossen höher stehen als diese und andere Unterschiede, ihre Geschichte bis zum Eintritt in den allgemeinen Bund als ein abgesondertes, für sich zu behandelndes Gebiet. Knüpft man an die für das Mittelalter maßgebende kirchliche Eintheilung an, so gehören als romanische Schweiz die bischöflichen Sprengel Lausanne, Genf und Sitten zusammen, d. h. die heutigen Kantone Wallis, Genf, Waadt, Neuenburg, Freiburg nebst Theilen von Bern und Solothurn. Diese Landschaften sind einst zu gleicher Zeit von den Römern erobert, zu derselben Zeit von den Burgundern überschwemmt worden; gemeinschaftlich sind sie erst in das Karolinger-, dann in das transjuranische Burgunderreich aufgenommen worden, um später als Theile des Arelatischen Reiches von den Kaisern beherrscht und nach dem Fall der Staufer von den Fürsten Savoyens beeinflußt zu werden; ziemlich gleichzeitig endlich haben sie, um der Unterwerfung unter das letztgenannte Geschlecht zu entgehen, in der Eidgenossenschaft Schutz und Sicherung ihrer Unabhängigkeit gefunden. Auch in Bezug auf innere Entwicklung haben sie das mit einander gemein, daß hier eine in sich gegliederte staatliche Vereinigung, auch in dem beschränkten Sinne der dem Mittelalter eigenthümlichen politischen Ordnungen, nie zu Stande gekommen ist, daß hier frühzeitiger als anderswo eine große Anzahl kleiner territorialer Gewalten aufgekommen ist und sich dann Jahrhunderte lang behauptet hat. Das sind in großen Zügen die gemeinsamen Schicksale dieser Gegenden — vielfach andere als die der deutschen Schweiz.

Aber auch insoferne die geschichtliche Entwicklung eines Landes durch die Wechselwirkungen zwischen ihm und den Nachbarländern bedingt wird, kommen hier weniger die deutschen Kantone in Betracht, als Gebiete, die nicht zur heutigen Schweiz gehören. Wie jene drei Bisthümer wieder drei verschiedenen Erzbisthümern untergeordnet waren, so sind die französischen Theile der heutigen Schweiz in den mittleren Zeiten politisch bald mit Hochburgund, Dauphiné und Provence, bald mit Savoyen und Piemont verbunden gewesen, und ihre Geschichte muß daher nothwendiger Weise in gewissem Zusammenhange mit der Geschichte dieser romanischen Nachbarländer behandelt werden.

Es kommt endlich in Betracht, daß sich, entsprechend der geographischen Lage, auf diesem Gebiete vielfach deutsche, französische und italienische Interessen begegnet und Fragen welthistorischer Bedeutung zum Austrag gekommen sind. Die Geschichte

Digitized by Google

der romanischen Schweiz im Mittelalter will also auch im größten Zusammenhange allgemein europäischer Verhältnisse aufgefaßt sein, und in dem Maße als dies geschieht, wird sie ein sehr wesentlicher Theil unserer allgemeinen Geschichte. Daß sie bisher noch wenig in dem letzteren Sinne behandelt worden ist, hat zur Folge gehabt, daß z. B. unsere besten Werke über das deutsche Kaiserthum nach dieser Seite hin noch sehr mangelhaft sind, und daß die wichtigen Beziehungen Arelats zum Reich noch vielfach im Dunkel liegen.

Ueberblicken wir im Großen und Ganzen, was bisher für die Geschichte der französischen Schweiz geschehen ist, so begegnen wir vor Allem einer großen Anzahl alter und neuer Spezialwerke, Geschichten einzelner Städte, Landschaften und Geschlechter. Weiter gehende Forschung und die Geschichtschreibung konnten jedoch dabei nicht stehen bleiben, und der Werth der besseren Arbeiten auf diesem Gebiete besteht gerade in der richtigen Erfassung und Geltendmachung des Zusammenhanges mit der Geschichte der Nachbarländer. Schweizer, savoyische und piemontesische Historiker haben, wenn auch von verschiedenen lokalen Untersuchungen ausgehend, in dieser Weise zusammengewirkt und einer Geschichte des gesammten Arelats nach und nach vorgearbeitet. Noch weiter gingen dann einzelne Versuche der neueren Zeit, namentlich die trefflichen Arbeiten von Gingins Lasarra, die Landesgeschichte nach allen Seiten hin, besonders auch im Zusammenhange mit der Karolinger- und Kaisergeschichte zu behandeln.

Diese letztere Aufgabe entsprechend zu lösen ist aber nicht leicht. Die Forschung muß hier von einer sehr breiten Grundlage ausgehen, das Material muß nicht allein aus der reichhaltigen Lokalliteratur zusammengesucht werden, sondern es muß zugleich alles auf die Westschweiz Bezügliche, was sich in den französischen, italienischen und deutschen Quellen zerstreut findet, herbeigezogen werden. Wenn irgendwo, so mußten hier der Geschichtschreibung Vorarbeiten, wie Repertorien und Regesten vorausgehen. So urtheilte auch die im Jahre 1838 gebildete Société d'histoire de la Suisse romande, die schon in ihrem Programme die übersichtliche Zusammenstellung alles Quellenmaterials zur Geschichte der Westschweiz als eine ihrer wichtigsten Aufgaben bezeichnete. Und ihrer Anregung und Unterstützung verdanken wir es, daß endlich im neunzehnten Bande ihrer Mémoires der Präsident der Gesellschaft, François Forel, unter dem oben angegebenen Titel den ersten Theil dieser seit Jahren vorbereiteten Arbeit veröffentlicht.

Zunächst ist ein starker Halbband erschienen, der außer einer Einleitung (120 Seiten) 1273 bis zum Jahre 1244 gehende Regesten enthält.

Die Einleitung, die einen Ueberblick über die Geschichte der Westschweiz enthält, kann allerdings Fachmänner nicht befriedigen. Sie bietet uns nichts, was nicht schon gründlicher in den Arbeiten von Gingius, Cibrario, Wurstenberger u. A. dargestellt wäre. Was in § 8 über die Vereinigung Arelats mit dem Reich gesagt wird, bleibt weit hinter Giesebrechts Erzählung zurück. Hatte der Verfasser, wie es scheint, hie und da die Einleitungen zu den französischen Urkunden- und Regestenwerken als Vorbilder im Auge, so mußten einzelne wichtige Punkte eingehender

Digitized by Google

erörtert werden. So wäre es sehr erwünscht, endlich einmal die Grenzen des altburgundischen Reiches sicher festgestellt zu sehen: eine Aufgabe, die natürlich nur von den Historikern des Landes genügend gelöst werden kann und die zu lösen gerade hier Anlaß und Gelegenheit war; aber auch über diesen wichtigen Punkt gibt uns der Verfasser kaum neue Aufschlüsse. Für den Historiker von Fach ist eigentlich nur der letzte Abschnitt der Einleitung von Werth, in welchem, so weit es das auf uns gekommene, zum Theil mangelhaft überlieferte Material zuläßt, die landesübliche Zeitrechnung festgestellt wird. — Doch müssen wir zur Entschuldigung des Verfassers sagen, daß er, den letzten Abschnitt ausgenommen, diese Einleitung auch gar nicht für Fachgenossen geschrieben hat. In der westlichen Schweiz, wie in manchen anderen Ländern, in denen es noch nicht zur eigentlichen Geschichtschreibung hat kommen können und in denen doch das Verlangen nach Belehrung über vaterländische Geschichte ein allgemeines geworden, greift auch das große wißbegierige Publikum nach Vorarbeiten und Werken, die ihrem Hauptinhalte nach nicht für dasselbe bestimmt sein können, und erkennt es dankbar an, wenn auch ihm, wie hier in der Form einer Einleitung, die wesentlichsten Ergebnisse neuerer Forschung zugänglich gemacht worden; namentlich historische Gesellschaften, die auf die Theilnahme größerer Kreise angewiesen sind, müssen solchem an sich erfreulichen Verlangen vielfach Rechnung tragen. Dieser Gesichtspunkt war offenbar für den Herausgeber maßgebend, und von ihm aus betrachtet, können wir die Einleitung zu diesem Buche doch als zweckentsprechend bezeichnen.

Gehen wir zu den Regesten selbst über. Wir haben schon im Eingange gesagt, was unter der Geschichte der Westschweiz zu verstehen ist, wie sie in die Geschichte anderer Länder und in die allgemeine Geschichte eingreift; wir haben auf die Zersplitterung des Materials und auf die Schwierigkeiten, dasselbe zusammenzustellen, hingewiesen. Es ergibt sich schon daraus die Verdienstlichkeit der von Herrn Forel unternommenen Arbeit, und wir haben nur noch zu fragen, in welcher Weise er seine schwierige Aufgabe gelöst hat.

Mit Recht hat er in seinem Werke alle Arten von historischen Nachrichten vereinigt, mögen sie nun aus Inschriften, Annalen oder Urkunden stammen, mögen sie mehr oder minder verbürgt sein. Zuerst mußte einmal von weiterer Sichtung abgesehen und eine möglichst umfassende Uebersicht über Alles, was gedruckt vorlag, geboten werden. Sind daneben wohl auch einzelne, bisher ungedruckte Stücke in die Regesten aufgenommen worden, so wurde doch in richtiger Erkenntniß der zunächst liegenden Aufgabe eine Ausbeutung der noch wenig geordneten Archive zu gleichem Zwecke für jetzt nicht beabsichtigt. War es doch ohnedies eine große Aufgabe, nur das gedruckt vorliegende Materiale in möglichster Vollständigkeit zusammenzubringen. Was Herr Forel und seine wenigen Mitarbeiter in dieser Hinsicht geleistet haben, verdient die größte Anerkennung. Wir werden später noch an einzelnen Beispielen zu zeigen haben, um wie viel das von ihnen zusammengestellte Material reichhaltiger ist, als man bisher wußte.

Digitized by Google

Allerdings erscheint auch noch nach dieser Zusammenstellung die Westschweiz arm, sehr arm an älteren historischen Denkmälern im Vergleich mit der deutschen Schweiz oder mit den Nachbargebieten jenseits der Alpen. Wie zu wiederholten Malen gewaltige, lang anhaltende Stürme über dieses Land verheerend und alles Kulturleben vernichtend hinweggezogen sind, so sind auch große Lücken in den historischen Ueberlieferungen desselben entstanden. Bis zum Jahre 800 lassen sich nicht einmal fünfzig dürftige Notizen zur Geschichte der romanischen Schweiz zusammenbringen und auch diese sind fast alle außerhalb des Landes aufgeschrieben und aufbewahrt worden. Nicht viel besser steht es um das neunte Jahrhundert. Aus fast allen Theilen des Karolinger-Reiches sind annalistische Aufzeichnungen der Zeit auf uns gekommen; keine einzige aus jenen Gebieten, die doch auf gleicher Stufe der Entwicklung gestanden haben. Die kirchlichen Stiftungen dort sind um Jahrhunderte älter als die der nördlichen Schweiz, einzelne, wie St. Moriz in Wallis, nahmen eine hervorragende Stellung ein, und gewiß hat sich an ihnen der fromme Sinn der Gläubigen durch Schenkungen ebenso bewährt, wie an den Klöstern anderer Gegenden. Und doch während wir z. B. allein die Privaturkunden für das deutsche St. Gallen aus der Karolinger-Zeit nach Hunderten zählen, geben uns kaum zehn Urkunden für St. Moriz noch Kunde von den Verleihungen an das Walliser Kloster. Erst etwa seit 1100 wird das Material für die Landesgeschichte reichhaltiger. Es hängt damit wie gewöhnlich ein zweites zusammen: die äußerst unsichere Ueberlieferung der wenigen aus älterer Zeit auf uns gekommenen Nachrichten; fast an jede einzelne knüpfen sich Zweifel, fast jede fordert die historische Kritik heraus. Namentlich die chronologischen Bestimmungen machen bei dieser Spärlichkeit und Unzuverlässigkeit der Ueberlieferungen große Schwierigkeiten. Manche der hier aufzuwerfenden Fragen hat der Herausgeber in scharfsinniger Weise beantwortet; wo er dies nicht vermochte, hat er wenigstens die noch zweifelhaften Punkte genau bezeichnet.

Herr Forel hat somit, sowohl was den Reichthum des gesammelten Stoffes, als was die kritische Behandlung desselben im Einzelnen betrifft, eine sehr anerkennenswerthe Arbeit geliefert. Aber das liegt, wie der Verfasser selbst in der Vorrede bemerkt, bei derartigen Sammelwerken in der Natur eines ersten Versuches, daß er mannigfache Ergänzungen und Berichtigungen zuläßt. Jeder, der sich einmal mit demselben Gegenstande beschäftigt hat, kann, wenn er auch selbst nicht Gleiches zu leisten vermag, leicht noch etwas beibringen, was dem ersten Sammler und Bearbeiter entgangen ist, und wie Vollständigkeit namentlich bei solchen Arbeiten nur durch das Zusammenwirken Mehrerer zu erreichen ist, ist es Pflicht eines jeden, so gut er es vermag, auch sein Scherflein beizusteuern. In diesem Sinne versucht es auch Referent, Einiges, was er in diesen Regesten noch vermißt, anzugeben.

Zunächst möchten noch einige annalistische Nachrichten nachzutragen sein. Von den Theilungen im Karolinger-Reich ist nur die von 839 verzeichnet. Hinsichtlich der Vereinigung Arelats mit dem Reich ist hier, wie in anderen Geschichtswerken

Digitized by Google

der Schweiz, der Zusammenhang der Vorgänge in Burgund mit dem Kriege in der Champagne nicht beachtet und ist dem entsprechend nur das in die Regesten aufgenommen, was Wippo und Hermann von Reichenau berichten; wie deren Erzählungen zu ergänzen sind, hat schon Giesebrecht in den Anmerkungen zu der Kaisergeschichte angegeben. Band 17 der „Monumenta Germ. hist." ist von Herrn Forel noch gar nicht benützt. Aus den dort abgedruckten Ann. Murbacenses und S. Georgii ergeben sich manche Nachträge zur Geschichte des 12. Jahrhunderts. Auch finden sich dort in den Ann. Bernenses, Argentinenses, S. Disibodi u. s. w. die Quellenbelege für die Regesten 449, 464, 551, 892 u. a., für die der Herausgeber bisher nur auf Stälin oder Gingius verweisen konnte. Bei der Anführung von Citaten vermißt Referent zuweilen die nothwendige Scheidung zwischen ersten und abgeleiteten Quellen, zwischen beiden und neueren Geschichtswerken.

Größere Ausbeute für seine Regesten als die Annalen gaben dem Herrn Forel die von ihm fleißig gesammelten Urkunden. Fassen wir hier die Königsdiplome besonders ins Auge, so können wir an ihnen, indem wir ihre Anzahl mit den bei Böhmer verzeichneten vergleichen, am besten zeigen, welche Bereicherung des Materials wir dem Herausgeber verdanken; doch sind auch hier noch Ergänzungen nachzutragen. Von Konrad von Burgund gibt Böhmer (der allerdings manche Urkunde, die er nicht einzureihen wußte, mit Stillschweigen überging) nur 15 Diplome, Forel dagegen 21 an; wir vermissen aber noch das vom 18. Mai 946, dessen Facsimile Champollion-Figeac in den Chartes latines veröffentlicht hat. Von Rudolf III. verzeichnet Böhmer nur 17, Forel dagegen 38 Stücke, zu denen noch eine Urkunde für Romans in dem von Giraud herausgegebenen Cartulaire und das Citat einer Urkunde für St. Paul in Besançon bei Chifflet hinzuzufügen sind. Wenn wir es vollständig billigen müssen, daß Herr Forel auch alle die Urkunden in die Regesten aufgenommen hat, in denen (wie z. B. Regest 567) nur der Anwesenheit der Fürsten oder Bischöfe des Landes gedacht wird, so glauben wir, daß sich derartige Ergänzungen noch in reichlicher Anzahl beibringen lassen. So finden wir den Bischof Ardutius von Genf u. a. in den Diplomen Friedrichs I. vom 26. Juli 1166 und vom 6. September 1178, den Zähringer Herzog Berthold V. in den Urkunden Philipps bei Böhmer Nr. 24, 92 u. s. w. Weitere Nachträge würden sich aus einigen vom Herausgeber nicht benützten Werken, wie aus Chifflet, Perreciot, Duvernoy, Besson ergeben, welche in ihren burgundischen Geschichten auch manche auf das transjuranische Burgund bezügliche Urkunde mittheilen.

Indem wir noch die Behandlung der einzelnen Stücke in Regestenform ins Auge fassen wollen, haben wir auch hier zuerst zu bemerken, daß Herrn Forel einige Bücher entgangen sind, welche die von ihm verzeichneten Urkunden in korrekterem Abdruck enthalten, als die von ihm angeführten Werke. So findet sich Nr. 69 besser aus dem Original veröffentlicht in den Züricher Mittheilungen, Nr. 154, 157 u. a. besser in Guérard cart. de S Victor, so war für die Diplome Friedrichs II. Huillard-Bréholles zu benützen. Nicht als wenn Referent der Mei-

Digitized by Google

nung wäre, daß bei einem Regest alle etwaigen Drucke angegeben werden müßten; aber es sollen einerseits die zuverlässigsten nicht fehlen, andererseits auch die nicht, welche von wichtigen kritischen Bemerkungen begleitet sind. Hätte z. B. Herr Forel zu seiner ältesten Urkunde Nr. 23 Pardessus mit angeführt, so wäre der Leser zugleich auf die Unechtheit dieses Stückes aufmerksam gemacht worden. (Wir schalten hier noch ein, daß wegen der sehr interessanten Notiz über St. Moriz auch Pardessus Nr. 322 zu berücksichtigen gewesen wäre.) Ueberhaupt scheint der Herausgeber gegenüber den ältesten Urkunden des Landes zu nachsichtig gewesen zu sein. So führt er ohne irgendwelche Bemerkung eine Reihe von päpstlichen Bullen auf, welche Jaffé mit Recht unter die Spuria (Forel Nr. 39, 47 u. s. w.) verwiesen hat. Die ganze Reihe der älteren Freibriefe für Rüggisberg, zum Theil auch die für Interlaken sind allerdings von Zeerleder, Mohr u. a. nicht beanstandet worden, unseres Wissens aber sind die neueren Berner Forscher, denen auch Jaffé beistimmt, darüber einig, daß die vorhandenen Stücke nicht Originale sind und in mehrfacher Hinsicht Verdacht erregen; gleiches gilt von der Berner Handfeste. Wir wünschten das auch in den Regesten angegeben zu sehen. Daran knüpfen wir eine andere Bemerkung. Es ist sehr zu loben, daß Herr Forel bei den wichtigen Urkunden anführt, wo sich die Originale befinden sollen. Aber man darf sich in dieser Hinsicht nicht auf die Citate älterer Herausgeber verlassen, da seit dem Erscheinen ihrer Bücher manches Stück an andere Orte übertragen ist. So hat Referent einige der betreffenden Urkunden in anderen Archiven als in den von Forel bezeichneten gesehen.

Die Inhaltsangaben sind im Ganzen und Großen sehr gut. Aus den Skriptoren theilt der Herausgeber gewöhnlich die ganze betreffende Stelle mit. Die Auszüge aus den Urkunden der späteren Zeit sind bei knapper Form doch durchaus genügend. Dagegen sind die älteren Urkunden zuweilen zu kurz davongekommen. Hier kehrt oft wieder „Diplom für das und das Kloster", wo wir doch den Gegenstand desselben auch aus den Regesten schon erfahren möchten, sonst kann man leicht so wichtige historische Notizen, wie sie z. B. die unter Nr. 164 verzeichnete Urkunde enthält, übersehen. Man vergleiche auch einmal Forel Nr. 812 mit Böhmer Philipp Nr. 94; man muß das Diplom kennen, um zu wissen, daß es sich hier um dasselbe Stück handelt. Sehr gut ist, daß der Herausgeber die in den Urkunden vorkommenden chronologischen Merkmale stets genau angibt. Auch die beigefügten kritischen Erörterungen verdienen alle Anerkennung. In vielen Fällen ist hier volle Sicherheit nie zu erwarten. In anderen glauben wir von Herrn Forels Angaben abweichende Bestimmungen begründen zu können. So gehört Nr. 44 unzweifelhaft zu Nr. 769, und 154 muß nach Guérard später gesetzt werden, Nr. 224 ist wohl zu 997, Nr. 280 zu 1018 einzureihen u. s. w.

Wir wiederholen, daß wir diese Berichtigungen und Ergänzungen für unbedeutend halten gegenüber dem, was Forel in seinem Buche geleistet hat. Das Verdienst, eine erste gute Grundlage gelegt zu haben, auf der nun leicht fortzubauen ist, müssen wir dem Herausgeber im vollsten Maße zuerkennen. Wir wün-

Digitized by Google

schen nur, daß er bald die Fortsetzung zu liefern im Stande sei. Der Reichthum des Materials wächst schon sehr in der zweiten Hälfte dieses Bandes, und voraussichtlich wird die Folge den Historikern noch größere Belehrung bringen. Wir haben noch ein spezielles Interesse an der Fortsetzung. In den neueren Publikationen der Westschweiz oder allgemeiner des alten Arelat findet sich auch manches auf die Geschichte der ersten Habsburger bezügliche Material zerstreut; eine übersichtliche Zusammenstellung desselben, wie sie sich aus Forels Regesten ergeben wird, wird uns auf dasselbe aufmerksam und es uns leichter zugänglich machen.

Dr. Th. Sickel.

Die Erscheinungen der sogenannten „Eiszeit" und deren naturgemäße Erklärung.

I.

Seit man erkannt hat, daß die im Schooße der Erde liegenden Versteinerungen Reste von ausgestorbenen Thieren und Pflanzen früherer Erdperioden sind, nicht wie das Mittelalter glaubte, bloße „Naturspiele", hat die Geologie als Wissenschaft ihren Anfang genommen. Jede geschichtete Ablagerung, welche Seethierreste eingeschlossen enthält, mag sie jetzt auch hoch über den Spiegel des Ozeans erhoben sein, liefert den unumstößlichen Beweis, daß sie einst Meeresboden war, und wo eine Uebereinanderlagerung solcher Schichten abwechselnd mit Land- und Seethierresten stattfindet, da muß der Boden bald unter, bald über dem Niveau des Meeres gelegen gewesen sein. So zeigt uns die tägliche geologische Erfahrung, daß die Oberfläche der Erde von den entferntesten geologischen Zeiten an bis in die Gegenwart in einem schwankenden Zustand gewesen ist, und man kann geradezu sagen, das ganze Gebäude der geologischen Wissenschaft beruht auf der Thatsache, daß das, was wir im gewöhnlichen Leben fest nennen — das Festland — schwankend und veränderlich ist, mit anderen Worten: daß seit den ältesten Zeiten bis heutzutage Schwankungen im Niveau der Landmassen stattgefunden haben, daß die Vertheilung von Wasser und Land in den verschiedenen Erdperioden stets eine verschiedene gewesen ist. Wem dies heutzutage nicht eine feststehende Thatsache ist, sondern nur eine „Hypothese", der müßte zu den Anschauungen des Mittelalters zurückkehren.

Wie jede richtig erkannte Thatsache im Gebiete der Naturwissenschaften fruchtbringend wirkt nach den verschiedensten Richtungen, so hat auch diese Thatsache in überraschender Weise ein Licht verbreitet nicht blos über sehr schwierige Fragen der Geologie, sondern auch über Erscheinungen im Bereiche anderer Naturwissenschaften, die sonst ein unlösbares Räthsel wären. Ich erinnere nur an die Hunderte von Beispielen von Verbreitung der Pflanzen und Thiere auf Wegen, die heute nich-

Digitized by Google

mehr existiren, und an die verschiedenen Formen der Korallenriffe — Küsten- Damm- und Lagunenriffe — welche Darwin so einfach und so schön aus langsam vor sich gehenden Senkungen des Bodens, auf welchem die Korallenpolypen ihre merkwürdigen Bauten aufführen, erklärte und so jedes Atoll als den Grabstein einer versunkenen Insel bezeichnete. Eine ähnliche schwierige Frage der Geologie, die in Hebungen und Senkungen des Bodens und dadurch veränderter Vertheilung von Wasser und Land gegenüber manchen abenteuerlichen Hypothesen ihre naturgemäße Lösung gefunden hat, ist die Frage wegen der sogenannten „Eiszeit".

Um diese Frage auch dem nichtgeologischen Leser verständlich zu machen und zu erklären, was die Geologen unter Eiszeit verstehen, müssen wir kurz die Erscheinungen berühren, welche zu der Annahme einer Eiszeit, oder richtiger gesagt einer „Gletscherperiode" geführt haben.

Mit dem Namen „erratische Blöcke" hat Alex. Brongniart Felsblöcke bezeichnet, welche in vielen Gegenden auf der Oberfläche verstreut sind, ohne diesen Gegenden ursprünglich anzugehören. Sie haben gewöhnlich eine eckige scharfkantige Gestalt und erscheinen als verirrte Fremdlinge, als „Findlinge", weil ihre eigentliche Heimath in ganz anderen, oft sehr ferne gelegenen Gegenden zu suchen ist. Diese an und für sich unbedeutende Erscheinung gewinnt eine außerordentliche Wichtigkeit, wenn man sie ihrer ganzen Ausdehnung nach ins Auge faßt, wenn man andere Erscheinungen, welche damit verbunden sind, betrachtet und sich die Frage stellt, wie jene mitunter außerordentlich großen Blöcke so weit transportirt werden konnten.

Man findet nemlich solche erratische Blöcke von Granit, Gneiß und anderen Gesteinen, welche aus den Centralketten der Alpen stammen, über die ganze niedere Schweiz bis nach Schwaben hinein bald einzeln, bald in größeren Haufen beisammen; an den Abhängen des Schweizer Jura lagern Blöcke, welche von der Montblanc-Kette herstammen, bis zu einer Höhe von 3500 Fuß. Der Pierre à Bot oberhalb Neufchatel, um ein Beispiel anzuführen, ist ein Granitblock von 40.000 Kubikfuß, der vom Kamme der Volla terra nördlich von Martinach 16 deutsche Meilen weit hertransportirt worden ist. Ebenso findet man auf der Südseite der Alpen merkwürdige Massen von Geschieben und Blöcken, die aus entfernten Alpenthälern hervorgebracht wurden, in der Nachbarschaft des Comosee's, des Gardasee's u. s. w. und bis in die lombardisch-venetianische Ebene.

Noch weit ausgedehnter ist das Vorkommen von Findlingsblöcken im norddeutschen Flachland. Von Holland bis nach Rußland ist das ganze Flachland mit Blöcken, Geschieben und Geröllen bedeckt. Die südliche Grenze dieser Findlinge zieht sich in einem weiten Bogen längs der Erhebung des Landes hin, welche durch die Weserketten, den Harz, das Erz- und Riesengebirge und durch die Karpathen gebildet ist, durch die russischen Tiefländer bis zum Ural. Eine Untersuchung und Vergleichung der Gesteine hat gezeigt, daß die Heimath dieser Blöcke nicht in den genannten Gebirgen zu suchen ist, sondern daß sie alle aus Skandinavien und aus Finnland stammen. Man pflastert daher in Berlin mit

Digitized by Google

skandinavischem Granit und Gneiß, den man in einzelnen Blöcken aus dem Sande der Umgegend ausgräbt, und Berliner Naturfreunde können aus den silurischen Kalksteingeschieben, die sie in dem Sandhügel des berühmten Kreuzberges finden, sich die schönsten skandinavischen Petrefakte herausschlagen, ohne nach Oeland und Gothland zu reisen.

Aehnliche Erscheinungen, wiewohl unter mannigfach wechselnden Verhältnissen, wiederholen sich auf den britischen Inseln, im nördlichen Asien, in Nordamerika; ja selbst auf der südlichen Erdhälfte in Südamerika und auf Neuseeland hat man das erratische Phänomen unzweifelhaft nachgewiesen. Nur in den wärmeren Theilen der gemäßigten Zone und zwischen den Wendekreisen ist nichts Aehnliches bekannt. Die Erklärung dieses weitverbreiteten Phänomens hat die Geologen schon seit den ersten Decennien unseres Jahrhunderts vielfach beschäftigt und zu den gewagtesten Hypothesen von ungeheuren Fluthen und Schlammströmen, welche einst über die Erdoberfläche hereingebrochen sein sollten, Veranlassung gegeben. Allein der gesunde Menschenverstand und das fruchtbare, die ganze moderne Geologie gegenüber der Hypothesenmacherei früherer Decennien charakterisirende Prinzip, die geologischen Erscheinungen vorgeschichtlicher Perioden analog den Erscheinungen und Vorgängen der Gegenwart aus noch heute wirkenden Kräften zu erklären, hat auch hier auf den richtigen Weg geführt.

Wir sehen, daß die Gletscher unserer Hochgebirge auf ihrem Rücken Gesteinsblöcke von jeder Größe tragen, daß sie dieselben bei ihrem langsamen Flusse thalabwärts tragen und endlich in ihrer „Endmoräne" ablagern. Wo solche Gletscher in höheren Breiten, wie in den Polarmeeren, z. B. an der Küste von Grönland, bis ins Meer reichen, da lösen sich fortwährend gewaltige mit Moränenschutt und Blöcken beladene Eisstücke von ihrem unteren Ende ab, die von Wind- und Meeresströmungen ergriffen als Eisberge weit hinab in südliche Breiten fortschwimmen, und beim Abschmelzen, sei es auf dem offenen Meere, sei es an fernen Küsten, wo sie stranden, die Last, welche sie transportirt haben, fallen lassen. Auf diese Weise werden heutzutage grönländische Felsblöcke an die Küsten von Neufoundland und Neuschottland transportirt und dort als erratische Blöcke abgelagert.

Was lag näher, was war naturgemäßer, als die Verbreitung aller erratischen Blöcke analog den Vorgängen, welche heute noch stattfinden, den Wirkungen des Eises, und zwar des Gletschereises zuzuschreiben? War aber diese Erklärung die richtige, so mußten bei der Verbreitung erratischer Geschiebe über so kolossale Länderstrecken die Wirkungen des Eises zur Zeit, als jene Geschiebe abgelagert wurden, sich über Gegenden erstreckt haben, die jetzt ferne von Gletschern liegen, oder die jetzt den Meeren, auf welchen Eisberge schwimmen, ganz und gar entrückt sind; mit anderen Worten: es mußten sich „vorweltliche", d. h. vorgeschichtliche Gletschergebiete und vorgeschichtliche Eismeere nachweisen lassen. Beides ist nun in der That für die Länder, über welche sich das erratische Phänomen ausdehnt, durch eine Reihe der verschiedenartigsten Thatsachen und Erscheinungen, die sich gegenseitig stützen und erklären, erwiesen

Digitized by Google

und man bezeichnet diejenige Periode in der geologischen Entwicklungsgeschichte jener Länder, in welcher Gletscher, welche heute nicht mehr existiren, ihre Oberfläche bedeckten, oder Meere mit schwimmenden Eisbergen von dem Charakter des jetzigen Eismeeres um Grönland und Spitzbergen ihre Ufer bespülten und das Land zum Theile selbst überflutheten, als ihre Eiszeit oder ihre Gletscherperiode.

So haben Skandinavien und Nordamerika eine Eiszeit gehabt, nicht weniger die Alpen, die schottischen und viele andere Gebirge; ob aber diese Eiszeit diesseits und jenseits des Ozeans eine gleichzeitige gewesen, ist mehr als zweifelhaft. Wir werden später Gelegenheit haben, Gründe gegen eine solche Gleichzeitigkeit anzuführen. Nur so viel steht fest, daß alle Erscheinungen, welche auf Wirkungen des Eises zurückzuführen sind, erst der jüngsten Periode der Erdgeschichte angehören, welche deutsche Geologen mit einem an die alten Fluthhypothesen erinnernden Worte gewöhnlich als die Diluvialzeit, englische Geologen als die postpliocene Periode bezeichnen, und daß sie aus dieser, wahrscheinlich Hunderte von Jahrtausenden umfassenden Periode, während welcher sich der gegenwärtige Zustand der Erdoberfläche allmälig vorbereitete, unter mannigfachem Wechsel bis in die Jetztzeit fortdauern. Ja man kann, wie wir im weiteren Verlaufe dieser Auseinandersetzungen sehen werden, wenn man die Verhältnisse der nördlichen Hemisphäre mit denen der südlichen Hemisphäre vergleicht, mit vollem Rechte sagen, daß die Eiszeit auf der südlichen Hemisphäre heute noch fortdauert. Nichts, gar nichts rechtfertigt aber die extreme Ansicht von einer während der Diluvialzeit plötzlich oder allmälig hereingebrochenen Temperaturkatastrophe, welche alle bestehenden Organismen getödtet und den größten Theil des Erdenrundes in ein weißes Todtengewand gehüllt hätte. Wer das, was die Geologen Eiszeit nennen, so auffaßt, der mißdeutet die Thatsachen, wie sie durch so viele Beobachter auf beiden Hemisphären festgestellt sind, und glaubt an ein Mährchen, das allerdings nur durch ein zweites Mährchen, etwa durch eine Verdunkelung der Sonne bei der Neugeburt eines Planeten im Sinne von Prof. v. Pettko (vergl. Nr. 3 und 8 dieser Zeitschrift) erklärt werden kann.

Um aber zu einem richtigen Verständniß der Sache und zu einer naturgemäßen Erklärung der sogenannten Eiszeit für die einzelnen Länder zu kommen, müssen wir die Erscheinungen in Europa, Nordamerika, Südamerika und Neuseeland gesondert betrachten und näher erläutern.

Wir beginnen mit den Erscheinungen der Eiszeit in Europa.

In den Alpen haben zuerst Venetz (1821), Charpentier (1836), Agassiz (1840) u. A. gefunden, daß überall in der Nähe der erratischen Blöcke eine zweite merkwürdige Erscheinung sich zeige, die mit jener in einem ursächlichen Zusammenhang stehen müsse: geritzte oder abgeschliffene Felsflächen nemlich und abgerundete Felsformen, sogenannte „Rundhöcker" (roches moutonnées), wie sie die Gletscher auf dem Boden und an den Seiten des Bettes, in welchem sie fließen, durch die Gesteinsmassen, welche sie mit sich schieben, noch heutzutage hervorbringen. Da sich aber solche Gletscherschliffe und Rundhöcker in den Alpenthälern

Digitized by Google

theils hoch über dem Niveau der jetzigen Gletscher, theils ganz außerhalb deren Bereich finden, so führten auch diese Thatsachen übereinstimmend mit dem Phänomen der erratischen Blöcke zu dem Schlusse, daß in der Diluvialzeit die Gletscher zu einer weit großartigeren Entwicklung gelangt sein mußten, als gegenwärtig, daß sie damals nicht nur alle Hauptthäler (die Thäler der Rhone, Aar, Reuß, Limmat und des Rheins) bis zu einer weit bedeutenderen Höhe und bis an ihren Ausgang erfüllten, sondern selbst über die niedere Schweiz vordrangen. Guyot, Escher u. A. bewiesen aus der Art der Ablagerung und aus dem Gesteinscharakter der erratischen Geschiebe und Blockwälle, daß diese als die Reste der alten Gletschermoränen, von welchen sich das Eis längst zurückgezogen habe, aufzufassen seien, ohne daß bei ihrer Ablagerung, wie englische Geologen glaubten, Treibeis auf einem großen Binnensee, in welchen die Gletscher mündeten, mitgewirkt habe. Morlot hat demgemäß auf einer Karte die kolossale Ausdehnung der Diluvialgletscher der Schweiz verzeichnet und anschaulich gemacht, wie der alte Rhonegletscher über den Genfer und Neuschateler See hinweg bis an den Jura reichte und der alte Rheingletscher bis nach Schwaben hinein sich erstreckte. In ähnlicher Weise hat Gabriel de Mortillet (1860) eine Karte der alten Gletscher der Südalpen entworfen, die vom Montcenis, Montblanc und Monte Rosa weit herab bis in die Po-Ebenen gereicht und dort den Schutt ihrer Erdmoränen abgelagert haben, welche noch heute in den Hügeln von Rivoli vor den Thoren von Turin oder in den Anhöhen von Solferino theilweise erhalten sind. Morlot glaubt überdies verschiedene Phasen in der Entwicklung der vorgeschichtlichen Alpengletscher nachweisen zu können, eine erste Periode der größten Entwicklung zu einer Zeit, in welcher die Alpen um mehrere Tausend Fuß höher gewesen seien, als jetzt, eine zweite Periode des Rückzuges, verbunden mit einer allgemeinen Senkung der Gegend um wenigstens tausend Fuß, eine dritte Periode erneuerten Anwachsens, jedoch nicht zur ursprünglichen Größe, und eine vierte Periode des Rückzuges der Gletscher auf ihr heutiges bescheidenes Maß.

Wenden wir uns von den Alpen nach dem Norden von Europa, so haben uns die skandinavischen Gelehrten: Kjerulf, Sars und Lovén hauptsächlich mit einer Reihe von Thatsachen bekannt gemacht, welche beweisen, daß zur Diluvialzeit die ganze große nordische Ländermasse unseres Kontinentes — die skandinavische Halbinsel mit Finnland — von zusammenhängenden Eisfeldern bedeckt war, die in ein Meer hineinragten von dem Charakter des jetzigen Eismeeres, auf welchem durch die von dem eisigen Lande losbrechenden, mit Gesteinsblöcken aller Art beladenen Eisschollen, skandinavische Felsstücke nach allen Richtungen weitergeflößt und namentlich über die ganze damals vom Meer bedeckte germanisch-sarmatische Ebene zerstreut wurden, wo sie heute als erratische Blöcke gefunden werden.

Jene Thatsachen sind außer den schon früher erwähnten erratischen Erscheinungen in Kürze folgende. Die Felsmassen Norwegens und Schwedens ebensowohl wie diejenigen Finnlands sind an vielen Stellen polirt, geritzt und gefurcht. Diese Schliffflächen und Streifen zeigen sich einerseits noch unter dem Spiegel des

Digitized by Google

heutigen Meeres, andererseits bis zu Höhen von 5000 bis 6000 Fuß Sie laufen nach bestimmten Richtungen hin und stehen im Zusammenhang mit Block-, Grus- und Sandanhäufungen — sogenannten „Asar" — welche sich theils an den Seiten der Thäler, theils im Laufe derselben finden und offenbar von weit entlegenen Stammorten herrühren. Daß dieser Komplex von Erscheinungen nur durch Gletscher hervorgebracht sein könne, welche vormals das Land bedeckten, darüber kann kaum mehr ein Zweifel obwalten. Skandinavien mag in seiner Gletscherzeit ein Bild dargeboten haben, wie wir es gegenwärtig in dem benachbarten Grönland sehen, das jetzt seine „Eiszeit" hat, und nach Rinks Schilderungen mit einer ungeheuren an tausend Fuß mächtigen Eisrinde überzogen ist, die mit Steinblöcken beladen langsam aber stetig nach dem Meere hinabgleitet und dort in ungeheuren Massen abbricht, die als Eisberge oft von kolossalen Dimensionen fortschwimmen und sogar bis in die Breite der Azoren hinabgeführt werden.

Neben den supramarinen Gletscherablagerungen findet man aber in Skandinavien auch submarine Ablagerungen, welche Meeresmuscheln enthalten, und zwar kennt man nach den Untersuchungen von Sars im südlichen Norwegen zwei Gruppen solcher Muschelschichten. Die eine ältere Ablagerung, welche bis zu einer Meereshöhe von 400 bis 500 Fuß angetroffen wird, enthält nur Arten einer hochnordischen Fauna, welche an den jetzigen Eismeerküsten fortlebt. Die zweite jüngere Gruppe, die ein Niveau von höchstens 240 Fuß erreicht, enthält Arten, welche jetzt noch an der südlichen Küste Norwegens leben, aber gemischt mit einzelnen arktischen Arten. Nimmt man dazu noch die merkwürdigen Entdeckungen Lovéns, der in den großen schwedischen Binnenseen, im Wetter- und Wenersee, Krebsthiere und andere Thiere (Mysis relicta, eine Art Geißelkrebs; Gammarus loricatus, ein Flohkrebs; Idothea Entomon, ein Schachtwurm; und Pontoporeia affinis, eine kleine Meeraffel) aufgefischt hat, deren verwandte Arten nur im Eismeere leben, so gelangt man zu höchst überraschenden Resultaten über die Veränderungen, welche die Grenze von Meer und Land während der nordischen Eiszeit erlitten hat. Während die tief einschneidenden Fjords an der westlichen Meeresküste Skandinaviens, die nichts anderes sind als überschwemmte Thäler, ebenso wie die untermeerischen Gletscherschliffe beweisen, daß das skandinavische Festland einst weit höher über das Meer emporgehoben war, als jetzt, so nöthigen jene Meeresablagerungen und die schwedischen Binnenseen mit ihrer Eismeerfauna zu dem Schlusse, daß in einer zweiten Periode Skandinavien allmälig sich senkte, und zwar so tief, daß die Seen, welche 300 Fuß über dem Spiegel der Ostsee liegen, mit dem Meere zusammenhingen, und jene Ablagerungen 500 Fuß über dem Meere sich bilden konnten. Damals stand auch, wie Lovén darthut, das Becken der Ostsee nach Osten hin durch einen über den Ladoga- und Onegasee nach dem weißen Meere sich hinziehenden Arm mit dem Eismeere in Verbindung, während es von dem westlichen Meere, mit dem es jetzt durch die Sunde zusammenhängt, im Gegentheil durch eine Landenge geschieden war. Daher auch erklärt sich die höchst bemerkenswerthe Thatsache, daß die meisten jetzt noch in der Ostsee lebenden Fischarten

Digitized by Google

so nahe Verwandtschaft mit polaren und arktischen Arten zeigen, dagegen verschieden sind von den an der Westküste Norwegens lebenden Arten. Die Fische der Ostsee und ebenso die Krustenthiere jener Seen sind diejenigen Reste der ehemaligen Meeresbevölkerung, welche nach der Trennung der Ostsee vom Eismeere die allmälige Versüßung dieses Seebeckens und in jenen Seen sogar die vollständige Umwandlung von Salzwasser in Süßwasser überleben konnten. Daß in der Jetztzeit Skandinavien sich wieder langsam hebt, und zwar im Norden mehr als im Süden, ist bekannt.

Ich mußte alle diese Thatsachen erwähnen, um zu zeigen, daß unmittelbar aus den Beobachtungen selbst, welche zu der Annahme der nordischen Eiszeit führten, nicht blos großartige Schwankungen im Niveau der Landmassen sich ergeben, sondern auch eine von der jetzigen wesentlich verschiedene Vertheilung von Wasser und Land, und daß somit die Thatsachen selbst auf die naturgemäße Erklärung der Eiszeit hinführen. Jedoch bevor wir diese Erklärung geben, müssen wir noch einen Blick auf die britischen Inseln werfen.

Erratische Blöcke, Gletscherschliffe, Rundhöcker, supramarine Ablagerungen von Gletscherschlamm und Sand (sogenannter Till und Gletscherdrift), Fjorde und gehobene Meeresablagerungen mit arktischen, von der jetzigen Küstenfauna gänzlich verschiedenen Muscheln wiederholen sich nach den Beobachtungen der ausgezeichnetsten britischen Geologen so völlig analog den skandinavischen Erscheinungen auch in Schottland, Irland, Wales und im nördlichen England, daß man mit Recht staunen muß, wie von einander unabhängige Beobachtungen in verschiedenen Gegenden zu so völlig übereinstimmenden Resultaten führten. Will man die verschiedenen Phasen der Eiszeit und die damit verbundenen Veränderungen der physikalischen Geographie der britischen Inseln näher charakterisiren, so muß man mit Sir Charles Lyell vier Perioden unterscheiden: 1. eine kontinentale Periode einer bedeutenden Erhebung des Landes, in welcher die britischen Inseln vereinigt einerseits mit Frankreich, andererseits mit Skandinavien in Zusammenhang standen, dies der Anfang der Eiszeit mit größter Ausdehnung der Gletscher; 2. eine Periode der Senkung, während welcher nur das südliche England mit Frankreich vereinigt als Festland hervorragte, die übrigen Theile der britischen Inseln aber zu einem Archipel kleiner Eilande aufgelöst waren, schwimmende Eisberge den Moränenschutt verbreiteten und unterseeischer Drift sich bildete; 3. eine zweite kontinentale Periode, in welcher das Land durch allmälige Hebung wieder nahezu den Umfang, wie in der ersten Periode, erreicht haben mag und die früher mehr allgemeine Eisdecke zu einzelnen Gletschern sich spaltete; damals war ohne Zweifel die Themse ein Zufluß des Rheins; 4. eine zweite Periode allmäliger Senkung und während derselben durch Bildung des St. George Kanals und die darauffolgende Oeffnung der Straße von Dover der allmälige Uebergang zu dem jetzigen Zustand der Dinge. Lyell hebt ausdrücklich hervor, daß diese Veränderungen keineswegs Katastrophen, größer als die, deren Zeuge der Mensch selbst ist, voraussetzen, sondern daß sie so allmälig und so langsam in einem Zeitraum von Hunderten von Jahrtausenden vor sich

Digitized by Google

gegangen sein müssen, daß Pflanzen und Thiere dieselben überleben konnten. Dem berühmten englischen Naturforscher Edward Forbes aber haben diese Resultate geologischer Beobachtung den Schlüssel an die Hand gegeben, um in einer der glänzendsten Abhandlungen, welche die Geschichte der Naturwissenschaften kennt, die Herkunft der Fauna und Flora der britischen Inseln nachzuweisen, ihre skandinavischen, germanischen und andere Bestandtheile durch direkte Einwanderung auf kontinentalen Wegen, die heute nicht mehr existiren, zu erklären.

Allein — wird man mir vielleicht einwenden — alles das ist recht schön und gut, jedoch die Hauptsache, die Kälte, welche die gewaltigen Gletscher der Eiszeit erzeugte, ist damit immer noch nicht erklärt.

Davon das nächste Mal.

Dr. Ferdinand v. Hochstetter.

X. (Die Bibliothek des Slawisten P. J. Šafařik.) Der berühmte Slawist, der durch mehrere Decennien die erste Stelle unter seinen Fachgenossen eingenommen hatte, hinterließ einen Bücherschatz, der als Privatsammlung einzig dasteht. Sein Streben war, wie er sich bei seinen Lebzeiten zu äußern pflegte, dahin gerichtet, so weit als möglich alle Druckwerke zu sammeln, die auf die slawische Wissenschaft Bezug haben. Dieses Ziel erreichte er beinahe vollständig. Kennern gegenüber bedarf es keiner Erwähnung, wie schwierig ein solches Unternehmen war. Noch heutzutage sind die Hindernisse nicht ganz behoben welche dem Bezuge slawischer, in Oesterreich erscheinender Werke entgegenstehen. Wie war es erst vor 20 bis 30 Jahren! Südslawische, ja selbst böhmische Bücher, die bei den damaligen gedrückten Verhältnissen der Literatur in einer beschränkten Anzahl Exemplare veröffentlicht worden sind, gehören jetzt schon mitunter zu bibliographischen Seltenheiten, bei welchen man von Glück sprechen kann, wenn man ihrer durch irgend ein günstiges Ungefähr habhaft wird. Noch größer waren die Schwierigkeiten bezüglich der im Auslande herausgegebenen Schriften. Nur Šafařiks weitbekannter Name war es, dem in vielen Fällen die Erlangung dessen möglich ward, was sonst zu den halben oder ganzen Unmöglichkeiten gezählt wurde. Dabei vernachlässigte Šafařik keineswegs die Literatur des Westens so ferne sie irgend etwas seiner Richtung Entsprechendes darboten. Eine besondere Vorliebe wendete er der lateinischen und griechischen Literatur zu, ersterer insbesondere auch aus dem Mittelalter und der Neuzeit. Beide erscheinen in seiner Bibliothek ziemlich vollständig und zumeist in gesuchten älteren Ausgaben vertreten.

Eine Uebersicht dieses werthvollen Bücherschatzes, bietet der von Šafařiks Familie veröffentlichte Katalog: „Catalogus librorum, incunabulorum, codicum manuscriptorum, chartarum geographicarum, quae olim ad bibliothecam Pauli Josephi Šafařik pertinebant“ [1]. Wien, 8. 116 S.

Der Katalog enthält folgende Abtheilungen: 1. griechische Autoren, 2. lateinische Autoren, 3. neulateinische Klassiker, 4. bis 5. Linguistik im Allgemeinen, Gramatiken, Wörterbücher slawischer und nichtslawischer Sprachen, 6. bis 7. Slawische und außerslawische Chrestomathien. 8. bis 9. Philologie, Kritik, Exegese und Paläographie slawischer und anderer Sprachen. 10. bis 11. Allgemeine und slawische Geschichte, Alterthumskunde, Biographie und Chronologie. 12. bis 13. Allgemeine und slawische Literatur

1 Wien bei Gerischek, Prag bei Calve.

Digitized by Google

und Literaturgeschichte. Daran reihen sich Werke aus den einzelnen slawischen Literaturen und zwar 14. böhmisch 15. lausitzer-serbisch. 16. polnisch, 17. illyrisch-serbisch, 18. bulgarisch, 19. russisch und kleinrussisch; 20. alt slowenisch. Die 21. Abtheilung enthält Sammlungen von Volksliedern, Volksmärchen, Sprichwörtern der Slawen und anderer Völker. 22. Behelfe zur slawischen Philologie, 23. Geographie und Ethnographie, 24. Jurisprudenz und Politik, 25. Theologie 26. Philosophie und Pädagogik, 27. Schöne Literatur, 28. Naturwissenschaften 29. kleinere Schriften, Brochuren, Dissertationen in Fascikeln nach dem Gegenstande geordnet. Interessant ist die in der 30. Abtheilung verzeichnete Sammlung von Landkarten; darin sind die slawischen Länder Europas fast vollständig vertreten. Die 31. Abtheilung umfaßt kirchenslawische Drucke aus den Ländern der Bulgaren, Serben, Kroaten und Rumänen, sowohl mit cyrillischen als glagolitischen und bosnisch-cyrillischen Typen. Die Abtheilung 32 enthält die Beschreibung der Handschriften, und zwar der cyrillischen, altslowenischen, bulgarischen und serbischen Familie, der glagolitischen, serbo-kroatischen und böhmischen, darunter beispielsweise der älteste bulgarische Prozapostolus von Stramica (12. Jahrhundert), die slawische Uebersetzung des Georgius Hamortolus vom Jahre 1389, beide auf Pergament u. A.

Was die einzelnen slawischen Literaturen, abgesehen von einer bestimmten Richtung, im Allgemeinen anbelangt, so sind in der Sammlung Šafařiks die südslawischen am stärksten, ja für einen gewissen Zeitraum beinahe vollständig vertreten. Besonders ist das aufstrebende neubulgarische Schriftthum zu erwähnen. Auch die überwiegende Anzahl der Handschriften und alle kirchenslawischen Drucke gehören den Gebieten der Südslawen an. Aus der böhmischen Literatur enthält Šafařiks Bibliothek eine Auswahl, welche jedoch reich ist an älteren Drucken, selbst Inkunabeln. Die polnische und russische Literatur sind hingegen mehr in fachlicher Beziehung, da aber auch fast vollzählig, vertreten.

Man sieht, der Katalog hat auch an und für sich einen nicht unerheblichen bibliographischen Werth in Bezug auf Slawica.

Die Bibliothek wird nun zur Veräußerung gelangen, und zwar soll dies, nach dem Wunsche des Verstorbenen, möglichst in der Weise geschehen, daß dieselbe, namentlich was den slawistischen Theil anbelangt nicht zerrissen werde. Gerade in ihrer Gesammtheit liegt ja ein bedeutender Theil ihres Werthes für die Wissenschaft, deren Pflege Šafařik sein Leben geweiht hatte. Keinem Sammler dürfte es je wieder gelingen, alles das zu wege zu bringen, was dem Sammelfleiße, dem Kennerblicke und den weitausgedehnten literarischen Verbindungen Šafařiks gelungen ist.

Wenn es gestattet ist, einen weiteren Wunsch beizufügen, so würden wir ihn dahin formuliren, daß Šafařiks Sammlung Oesterreich erhalten bleiben möge. Šafařiks stillem und anspruchslosem, aber nichts desto weniger tief eingreifendem Wirken haben wir es zum größten Theile zu verdanken, daß bei uns die slawische Wissenschaft zu jener Blüthe gelangt ist, deren sie sich gegenwärtig erfreut und auf die Oesterreich wahrlich allen Grund hat stolz zu sein. Es wäre sehr zu bedauern, daß das Materiale, mit dessen Benützung und auf dessen Grundlage jener Mann die reiche Fülle seiner wissenschaftlichen Resultate gebaut hat, seinen Nachfolgern auf dieser Bahn in unserer Heimat entzogen werden sollte. Namentlich wären Böhmens Bibliotheken oder die im Werden begriffene Universität in Agram berufen, die Erwerbung jenes Schatzes anzustreben.

---

* So eben verläßt die Presse: „Die Legende der h. Margarethe, altfranzösisch und deutsch, herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Hannover, 1863. 8.“ Die altfranzösische Legende, welche den eigentlichen Inhalt des sehr nett ausgestatteten Büchleins ausmacht, steht schon gedruckt in „Le bibliophile belge. Tome IV. Bruxelles.

Digitized by Google

1847. 8. 5. 2 bis 23, herausgegeben durch den Freiherrn Leon de Herkenrode. Vergl. den „Dictionnaire des légendes“ von Douchet (in Mignes Encyclopédie 3, 14), wo überdies eine als Volksbuch noch immer gedruckte Legende mitgetheilt wird, die, wenn auch stark abgekürzt und sprachlich verjüngt, im Ganzen mit Hollands Texte übereinstimmt. Dasselbe wird wohl von der „Vie de S. Marguerite“ zu sagen sein, wovon Brunet 4,618 mehrere ältere Ausgaben verzeichnet. Näheres sowohl über die neue Ausgabe, als über eine abweichende Handschrift der k. k. Hofbibliothek werde ich bald an anderer Stelle berichten.

Wien, 23. März 1863. Adolf Mussafia.

Th. Von Zeit zu Zeit laufen bekanntlich Nachrichten von der Auffindung menschlicher Steingeräthe in fossilen Knochenlagern, von neuentdeckten Todtenfeldern in Torfmooren, von weiteren Spuren uralter Pfahlbauten in den Alpenseen u. dgl. nicht nur durch wissenschaftliche Zeitschriften, sondern auch durch die Organe unserer Tagesliteratur. Es ist dies ein Zeugniß für die große Theilnahme, deren sich die Untersuchungen über die ethnographische Vorgeschichte Europa's im Publikum erfreuen; während zugleich die einschlägige gelehrte Literatur in Deutschland, Frankreich und namentlich in England auf ungewöhnliche Weise anschwillt, aber auch zu überraschenden Resultaten gelangt. Von diesen hat Dr. Ed. Freiherr v. Sacken in einem sehr zeitgemäßen Vortrage im hiesigen Alterthumsvereine: „Ueber die vorchristlichen Kulturepochen und die Quellen der deutschen Urgeschichte“, Wien 1862, ausgedehnten Gebrauch gemacht. Auf Grund einer geologischen Quellenforschung, wird der ganze lange Zeitraum der Urgeschichte, dessen Dauer auf 12- bis 13.000 Jahre geschätzt wird, je nach dem Vorwiegen von Stein- Erz- oder Eisengeräthen — insbesondere Waffen — in drei Perioden von verschiedener Dauer eingetheilt. Die erste oder Steinkultur ist natürlich die weitaus langwierigste und Träger derselben wäre ein Volksstamm, der unseren Lappen oder den alten Iberern verwandt wäre. Die Bronzeperiode weist der Verfasser den Kelten, die Eisenperiode sodann vorzugsweise den Germanen zu. Bei der Behandlung der ersteren, entscheidet er sich mit gutem Grund zumeist für die Bearbeitung der Eisenzinnbronze am Orte der Funde selbst, wenn auch der gemeinsame Ursprung dieser Technik und ein folgenreicher Einfluß des räthselhaften Etruskervolkes nicht geläugnet werden kann. In der Kelten-Germanenfrage vertritt der Verfasser entschieden die Freiheit der beiden Stämme und deren wesentliche Verschiedenheit, eine Anschauung, welche sich gegenüber der gegentheiligen insbesondere von Holtzmann vertretenen, behaupten dürfte. Anordnung und Auswahl bieten in der ganzen Abhandlung Jedem einen willkommenen Ueberblick, der sich für die stets potenzirte Progression menschlicher Kulturentwicklung interessirt. Ueber die neuesten Forschungen auf diesem fruchtbaren Gebiete der Archäologie werden diese Blätter demnächst einen umfassenderen Bericht von kundiger Feder liefern.

---

* (Böhmische Literatur.) Die zur Herausgabe theologischer Werke bestehende St. Prokopshäredität in Prag hat die Drucklegung des von dem theologischen Professor Dr. Fr. Sušil in Brünn verfaßten Komentars zum Evangelium „Matthäi“ beschlossen. — Der Verein böhmischer Aerzte zu Prag faßte über Antrag des Dr. Eiselt den Beschluß, aus dem Jahreseinkommen eine Encyklopädie der praktischen Heilkunde herauszugeben; selbe soll in 4 bis 5 Jahren vollständig erscheinen. — Universitätsbibliothekar Dr. Hanuš gab eine Sammlung altböhmischer Schriftstücke aus dem 13. bis 17. Jahrhundert, welche

Digitized by Google

in der Prager Universitätsbibliothek aufgefunden wurden, unter dem Titel: „Malý výbor ze staročeské literatury“ heraus — Von Dr. Jičínský's Entwicklungsgeschichte des böhmischen Rechtes „Vývin českého pravnictvi“ wird soeben die zweite Hälfte womit das Werk abgeschlossen ist, versendet. — In Bellmanns Verlag zu Prag ist dieser Tage ein Werk: „Slovanské právo v Čechách a na Moravě“ (Slawisches Recht in Böhmen und Mähren) von Dr. Herm. Jireček publizirt worden; dasselbe behandelt die älteste Periode der böhmischen Rechtsgeschichte (bis zum Jahre 1000).

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Nach langer Pause zeigt sich im deutschen Buchhandel wieder der alte bekannte Produktionsgeist, der der Wissenschaft zu einigen bedeutenden Prachtwerken verhilft, mit denen wir uns auch über die deutschen Grenzen hinaus sehen lassen können. Das seiner Zeit erwähnte Ritschelsche Inschriftenwerk hat eine Folge erhalten, in dem von Th. Mommsen bearbeiteten Theile „Corpus inscript. latinarum“ der die epigraphischen Monumente bis zum Tode Cäsars enthält.

Der Konservator Schafhäutel in München, hat eine „Lethaea geognostica“ Südbaierns herausgegeben, die den Kreßenberg und die südlich von ihm gelegenen Hochalpen behandelt und die dort gemachten Petrefaktenfunde in einem Atlas mit 1748 Abbildungen wiedergibt. Text und Kupfer sind prachtvoll ausgestattet; der beträchtliche Preis von 40 Rthlr wird das Werk indeß wohl nur den Bibliotheken erreichbar machen. Der Roman wird neuerdings durch Hackländer wieder repräsentirt, der sein neuestes Werk, „die dunkle Stunde“, ursprünglich fürs Feuilleton der „Kölner Zeitung“ bestimmt, lieferungsweise einem unbeschränkten Leserkreise vorlegt; ihm zur Seite steht E. Höfer, ebenfalls mit einem größeren Roman „Zur Zeit der Fremdherrschaft“ betitelt, der auch drei Bände füllen dürfte. Auch Holtei und Gerstäcker lassen die Feder nicht ruhen; von ersterem lief ein Theaterroman „die letzten Komödianten“, von dem andern ein Excerpt seines Reisetagebuches vom Stapel. „Oesterreichische Garnisonen“, Roman aus dem Militärleben in vier Bänden veröffentlicht Rob. Byr, der Verfasser mehrerer militärischer Genrebilder, die in der Armee freundliche Aufnahme fanden. Den Cyklus kunstgeschichtlicher Arbeiten bereichert Prof. Lübke, Zürich, mit der „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, prächtig gedruckt, leidlich illustrirt, auf zwei Theile berechnet. — Ein gelehrtes Schriftchen, eine Aesthetik in nuce bietet H. v. Kittlitt in der „Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst“. — Die Turnkunst hat seit drei Jahren einen so mächtigen Aufschwung genommen, daß außer den bereits vorhandenen Turner Zeitungen und Jahrbüchern für Turnkunst, ein „Statistisches Jahrbuch der deutschen Turnvereine“, Platz zu greifen gedenkt, das im Auftrag der deutschen Turnvereine von Georg Hirsch zusammengestellt ist. Und da der Deutsche gern „feiert“, bei jeder Feier aber der Buchhandel Gevatter stehen muß, haben wir auch wieder in diesem Jahre einige Festschriften zu verzeichnen; dieß ist zum preußischen Landwehr-Jubiläum, eine „Geschichte dieses Institutes“ von R. Bräuner, und eine neue Auflage der „Biographie des Feldmarschall Grafen York von Wartenburg“, — ferner ein „Jubelkalender zur Errinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig“ (bei J. J. Weber) und eine Gabe Holteis zur Geburtsfeier Jean Pauls, in Sprüchen aus seinen Werken bestehend, die der Herausgeber in Reime gebracht hat.

Ein Werk, das in England in Folge seiner ungeschminkten Auslassungen über Napoleon und die französische Armee enorme Sensation erregt hat, Kinglake's „Invasion of the Crimea“ bringt Tauchnitz in seiner bekannten Kollektionausgabe auch in den Besitz derer, denen der Besitz der Originalausgabe durch den echt englischen Preis verwehrt war.

Digitized by Google

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Ein Lothringisches Wappenbuch ist kürzlich in Leipzig unter dem Titel: „Armorial de Lorraine, recueil des armes de l'ancienne chevalerie de Lorraine, publié d'après un manuscrit du noble Jean Collet, héraut d'armes du duc Charles II., par A. Grenser" erschienen. Es enthält auf vierzehn Tafeln die Wappenschilder der Lothringischen Adelsgeschlechter nebst einem beschreibenden Text.

Von den „Actis Sanctorum" der Bollandisten kündigt man — wie bereits erwähnt — in Brüssel eine neue Ausgabe an deren erster Band im nächsten Juni herauskommen soll. Die Unternehmer wollen 54 Bände dieses großartigen Werkes unter dem Patronate des Papstes neu drucken und den Subskribenten auf eine billige Weise zugänglich machen. Jeder Band soll 1000 bis 1200 doppelspaltige Folioseiten enthalten und den 500 ersten Subskribenten um 30 Franken abgelassen werden. Das großartige Werk der Bollandisten, das bereits im 17. Jahrhundert angefangen wurde und noch jetzt nicht bis zu seinem Schlusse gediehen ist, gilt längst als eine der bedeutendsten Thaten der Geschichtschreibung aller Zeiten und ist für die Geschichte des Alterthums und Mittelalters von unschätzbarem Werthe. Dr. Potthast in seiner „Bibliotheca historica medii aevi" nennt es „ein riesenhaftes Denkmal wissenschaftlichen Strebens". Pariser und Brüsseler Verleger haben ihre Kräfte vereinigt, um die Aufgabe des Wiederabdruckes mit Energie durchzuführen. Die Ausstattung wird eine sehr würdige sein.

Indem wir noch kurz erwähnen, daß der vielschreibende St. Beuve, der früher schon vierzehn Bände gesammelter Feuilletons unter dem Titel „Causeries de Lundi" herausgab, mit einer neuen Serie („Nouveaux Lundis") begonnen hat und darin unter anderem auch von Laprade, Lamenais, Veuillot. Guizot, Prevost-Paradol und Madame Swetchine spricht, gehen wir auf die leichte oder eigentlich allerleichteste Literatur, auf französische Romane über. Hier scheint der Winter in Permanenz erklärt zu sein, denn von einem Aufblühen oder einer Regeneration zeigt sich nirgends eine Spur, trotz Salammbô und der molochgeschwängerten Phantasie des Herrn Flaubert. In einer Welt, in der die Flaubert und Feuillet Götter sind, zählen natürlich die Montepin, Féval und Henri de Kock, die früher kaum aus der großen Masse hervorragten, jetzt zu den Helden, da in diesem Literaturzweig aus Mangel an tüchtigem Zeug das Avanciren in der Gunst der Leser nach der Anciennetät und nach der Quantität des Hervorgebrachten Mode zu werden scheint. Montepins letzter Roman heißt: „Le roman du million", Féval, der von allem Anfang an eine Vorliebe für den Teufel zeigte, nennt sein neues Buch „Jean Diable", und Henri de Kock, groß als Titelerfinder, debütirte mit: „La voleuse d'amour".

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 19. März 1863.

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. Dr H. Hlasiwetz in Innsbruck dankt mit Schreiben vom 13. März für die ihm gewährte Subvention von 150 fl. zu seiner Untersuchung über den Zusammenhang der chemischen Beziehung des Morins, des Quercetins und des Berberins.

Digitized by Google

Herr Dr. Gustav Tschermak theilte Beobachtungen mit, aus denen er die Entstehungsfolge der Mineralien in einigen Graniten abgeleitet hat. Die zu seiner Untersuchung dienenden Stücke waren zum größten Theile der von dem österreichischen Reisenden Virgil von Helmreichen in Brasilien gesammelten Reihe entnommen, zum Theil betrafen sie den Granit des Mourne Gebirges in Island, welcher durch seinen Topas und Beryll berühmt geworden. Es zeigte sich durchwegs, daß die Mineralien im festen Granit in derselben Folge sich gebildet haben müssen, wie die in Spalten und Hohlräumen dieser Felsart abgesetzten Krystalle, die ohne Zweifel aus der Auflösung in Wasser krystallisirt sind, was bei dem brasilianischen und irischen Granit besonders deutlich zu entnehmen ist. Der Vortragende spricht zugleich über eine einfache graphische Darstellung der Bildungsdauer und Entstehungsfolge von Mineralien eines Aggregates indem er vorschlägt die relative Dauer durch horizontale Linien anzudeuten, die in ein System von vertikalen eingetragen werden, welche letztere in ihrer Folge beiläufig die Zeit ausdrücken. So lasse sich Beginn, Ende, Gleichzeitigkeit der Bildung u. s. w. mit einem Blicke übersehen.

Herr Dr. Ludwig Mauthner spricht über Pigmentbildung in der menschlichen Hornhaut.

Herr Dr. Alexander Rollet, Assistent am physiologischen Institute der Wiener Universität übergiebt eine Abhandlung über die Wirkung des Entladungsstromes auf das Blut. Er hat vor einiger Zeit gefunden, daß der Entladungsstrom das im unveränderten Zustande auch in dünnen Schichten undurchsichtige Blut in eine lackfarbenähnlich durchsichtige, prächtig roth gefärbte Flüssigkeit verwandelt.

Im frischen Blute sind es die Blutkörperchen, die Träger des rothen Blutfarbenstoffes, welche das Blut undurchsichtig machen, diese müssen also zunächst der Wirkung des Entladungsstromes unterliegen, wenn das Blut auf elektrischem Wege aufgehellt wird. Daß dies wirklich geschieht, lehrt das Mikroskop.

Es wird nun nachgewiesen, daß es die Dichte des Entladungsstromes ist, welche vor Allem für die elektrische Aufhellung des Blutes in Betracht kommt.

Gibt man dem Blute die Gestalt eines prismatischen Leiters von veränderlichem Querschnitte, so tritt die Aufhellung beim Durchgange des Entladungsstromes zuerst an der Stelle des kleinsten Querschnittes auf und schreitet von da allmälig gegen die größeren Querschnitte hin fort.

Durch Versuche mit getheiltem Entladungsstrom kann man sich über die Widerstände belehren, welche das Blut der elektrischen Aufhellung entgegensetzt.

Es bestehen diese Widerstände aus der Summe zweier Widerstände, die ihrer Natur nach verschieden sind.

Das erste Glied dieser Summe sind die Stromeswiderstände insoferne davon die Menge Elektrizität abhängt, welche in der Zeiteinheit den Querschnitt passirt

Das zweite Glied bildet eine eigene Art von Widerstand, welcher von den Blutkörperchen ausgeht und welcher speziell Resistenz der Blutkörperchen genannt wird.

Der Umstand, daß der Entladungsstrom innerhalb gewisser Grenzen sich theilt wie der galvanische Strom, ermöglicht es, sich im Einzelnen über die Widerstände des Blutes zu belehren. Dabei zeigte es sich, daß sich das spezifische Leitungsvermögen des Blutes vergleichen läßt mit dem einer Steinsalzlösung, welche $^1/_2$ Gr. in 100 Kub. Cent. enthält, und zwar gilt dies für Menschen-, Schweine- und Kaninchenblut.

Es bestätigt sich ferner in allen Versuchen mit getheiltem Strom, daß das Blut, die merkwürdige Eigenschaft besitzt, die Vertheilung der Elektrizität im Schließungsbogen anzuzeigen, indem es durch verschiedene Stromdichten in verschiedenen Zeiträumen und in verschiedener Stärke aufgehellt wird. Man besitzt in demselben eine sehr empfindliche stromprüfende Substanz. Am Augenfälligsten läßt sich dies demonstriren, wenn man das

Digitized by Google

Blut in Form eines nicht prismatischen Leiters in den Schließungsbogen einschaltet, denn man erhält in diesem Falle, so lange die Grenzen der kontinuirlichen Entladung eingehalten werden, im Blute Figuren, welche mit der Gestalt des nicht prismatischen Leiters und mit der Anzahl der Entladungsschläge wechseln. Diese Stromvertheilungsfiguren kommen dadurch zu Stande, daß sich in den Kurven gleicher Dichtigkeit aufgehelltes Blut von nicht aufgehelltem Blute absetzt. Sie wechseln mit der Zahl der Entladungen, weil zuerst die Kurven größter Dichtigkeit und, allmälig folgend, die Kurven von immer kleinerer Dichtigkeit sichtbar werden, bis endlich die ganze in den Schließungsbogen eingeschaltete Blutschichte sich aufgehellt hat. Man kann so den Durchgang des Stromes durch eine kreisförmige Scheibe aus Blut und durch verschiedene anders gestaltete Blutschichten demonstriren. Die Physik war bisher nicht im Besitze eines Mittels, welches Aehnliches leisten würde wie das Blut.

Was die specifische Resistenz der Blutkörperchen betrifft, mit welcher dieselben der Wirkung des Entladungsstromes widerstehen, so ist sie in verschiedenen Blutarten, welche sich in ihrem Leitungsvermögen nicht besonders von einander unterscheiden, sehr auffallend verschieden.

Sie kann durch Zusatz von Salzlösungen zum Blute bis zum Maximum gesteigert werden, so daß die Blutkörperchen unempfindlich gegen den Strom werden, oder aber durch Salzlösungen von geringerer Konzentration nur vermehrt werden.

In allen diesen Fällen wird aber das Leitungsvermögen des Blutes vergrößert.

Der Umstand, daß die Blutkörperchen unter verschiedenen Bedingungen bald mehr, bald weniger empfindlich gegen den Entladungsstrom sind, gibt im Zusammenhange mit den großen Abstufungen, deren der Entladungsstrom fähig ist, ein Mittel an die Hand, Verschiedenheiten und Veränderungen an den Blutkörperchen nachzuweisen, welche wir uns bis jetzt durch kein anderes Mittel, so deutlich veranschaulichen konnten. Eine Reihe von Studien über den Einfluß des Alters der Blutkörperchen, der Bluttemperatur u. s. w. auf die specifische Resistenz der Blutkörperchen behält sich der Vortragende noch vor. Nur erwähnt er, daß es durch den Einfluß höherer Temperaturen auf das Blut nicht gelingt eine der elektrischen Aufhellung ähnliche Veränderung am Blute hervorzubringen. Mann kann auch die Blutkörperchen, während man sie der Einwirkung des Entladungsstromes aussetzt, direkt unter dem Mikroskope beobachten, die Erscheinungen, welche dabei auftreten, sind aber zu komplizirt, als daß sie mit den Strukturverhältnissen des Blutkörperchens, so weit uns dieselben durch unsere Mikroskope enthüllt werden, in Einklang gebracht werden könnten. Mit der Annahme des bekannten Zellenschemas für die Blutkörperchen sind sie aber unvereinbar.

Der konstante Strom bewirkt nur Elektrolyse im Blute, keine Aufhellung wie der Entladungsstrom, dasselbe gilt von Induktionsschlägen von geringer Spannung. Umgekehrt läßt sich aber nachweisen, daß auf den Entladungsschlag immer neben der elektrischen Aufhellung auch Elektrolyse im Blute eintritt. Diese ist aber auf ein kaum merkliches Minimum reduzirt und unabhängig von der anderweitigen Wirkung des Entladungsstromes auf das Blut.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 17. März 1863.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr Dr. A. Mudelung aus Gotha theilte die Ergebnisse einer mineralogischen Untersuchung mit, welcher er, auf Herrn v. Hauers Bitte, die bisher meist als Augitporphyr und Mandelsteine bezeichneten Gebilde aus Siebenbürgen, großentheils von

Digitized by Google

neuen Fundorten, unterzogen hatte. Nur aus der Gegend von Tekerö liegen Handstücke vor, welche in frischem Zustande befindlich die Charaktere eines wirklichen Augitporphyres erkennen lassen und namentlich mit den bekannten Vorkommen aus dem Fassathale die größte Uebereinstimmung zeigen. An anderen Orten, wie zu Magura und Kraczunierd ist das Gestein als Mandelstein entwickelt, dessen Mandeln mit Kalkspath, Quarz, Chalcedon, Zeolithen, Grünerde und zuweilen Eisenkies erfüllt sind. Eine andere Reihe von Gesteinen dagegen von Boitza, Olahlapad, vom Terkö u s w., die ebenfalls häufig als Mandelsteine entwickelt sind, unterscheiden sich wesentlich durch den Umstand, daß sie keinen Augit enthalten. In einer der Masse nach sehr zurücktretenden Grundmasse zeigen sie viele ziemlich große Feldspathkrystalle, und einzelne Hornblendenadeln ausgeschieden. Die zugehörigen Mandelsteine zeichnen sich durch einen hohen Kieselgehalt aus; ihre Mandeln enthalten meist Kalkspath, Chalcedon und Zeolith, aber niemals Grünerde.

Herr v. Hauer fügt dieser Mittheilung einige Angaben über das Vorkommen der gedachten Gesteine bei. Dieselben begleiten allenthalben in Siebenbürgen die hellen Jurakalksteine die den Strambergerschichten angehören. Im Osten sind sie wie die Letzteren aus dem Persanyer Gebirge im Süden zu verfolgen bis in die Marmarosch, im Westen finden sie sich in noch weit größerer Mächtigkeit im Thorotzkoer Gebirge und im siebenbürgischen Erzgebirge. Ihre Eruption fällt in die Zeit zwischen der Ablagerung der Stramberger Schichten und der älteren Eocengesteine.

Herr Dr. G. Stache, sprach über den Bau der Gebirge in Dalmatien und ging insbesondere auf die geotektonischen Verhältnisse des breiteren nördlichen Landstriches von Zara und Sebeniko ein. Hier wiederholt sich nämlich in besonders deutlicher Weise der wellenförmige Charakter, den das küstenländische Kreidegebirge schon in Istrien zeigt.

Langgestreckte höhere und niedere Bergrücken von Kreidekalken bilden in Dalmatien die parallel von Nordwest nach Südost streichenden Höhenlinien von Schichtenwellen oder selbst von steilen und überkippten Falten. In den zwischenliegenden Wellenthälern liegen, konform mit den Kreideschichten der Seitenwände gelagert, die Kalke, Sandsteine und Conglomerate der Eocenzeit. Herr Dr. Stache erläuterte den Gebirgsbau des Landes durch einen geologischen Durchschnitt und wies am Schlusse nach, daß die Zeit der großartigen Störungen im Schichtenbau, dem Dalmatien seine jetzige Gestaltung zum größten Theile verdankt, zwischen das Ende der Eocenzeit und die letzte Abtheilung der jüngeren Tertiärperiode falle.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold erläuterte die Lagerungsverhältnisse der krystallinischen Schiefergesteine in der Umgebung von Swojanow im südwestlichen Theile Böhmens, und besprach die Graphitlagerstätten, welche daselbst in Begleitung von krystallinischen Kalksteinen in den Urthonschiefern vorkommen. Diese Graphitlagerstätten treten nächst Swojanow theils in Zwischenlagerungen als Graphitschiefer, theils in linsenartigen Stockwerken auf, und liefern ein besonders zu Tiegeln, Oefen u. dgl. sehr brauchbares Produkt. Wegen Mangel an Absatz und an einem Etablissement zur Verarbeitung des Graphites an Ort und Stelle steht die bisherige Ausbeute in keinem Verhältniß zu der großen Verbreitung und der Mächtigkeit der zum Theile aufgeschlossenen Graphitlager.

Herr H. Wolf gab einige Notizen über geologische Verhältnisse in den Sudeten, welche bisher mehr weniger unklar geblieben waren. Es betreffen dieselben erstens den Kalkstein von Weißkirch in Mähren welcher in einen unteren oder Calamoporenkalk, und einen oberen, dickbankigen Marmorkalk (Kramenzelkalk) geschieden werden kann. Ersterer ist dem Alter nach gleich dem mitteldryonischen Stryegocephaluskalk von Rittberg und de Eifel; Letzterer, dem Clymenienkalk oder den Cypridinenschiefern Westphalens und des Harzes. Eine zweite Notiz bezieht sich auf die Angaben Scharenbergs, über das Vorkommen von silurischen Fossilien bei Eckersdorf und Engelsberg in Schlesien. An ersterem Orte

Digitized by Google

fanden sich Nereiten nicht aber Graptolithen wie Scharenberg angegeben hatte. Von letzterem Orte bestimmte Herr Professor Roemer von Scharenberg selbst gesammelte Stücke als Nautilus cariniferus. Es entfallen somit die bisherigen Anhaltspunkte für die Abgrenzung eines silurischen Distriktes in Mähren und Schlesien. Eine dritte Notiz bezog sich auf die Exogyrensandsteine bei Karlsdorf und auf die Senonkreide bei Bladen in Schlesien. Eine vierte endlich auf einen neuen Fundort von Andalusit, am Hirtenstein bei Goldenstein in Mähren.

Herr Dionys Stur, legte eine Sendung von Fossilien vor, welche von Herrn Prof. Dr. F. Braun in Baireuth als Geschenk für die Sammlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt am 4. März d. J. angelangt ist. Dieselbe enthält mehrere fossile Pflanzenarten aus dem neuentdeckten Lager bei der Jägersburg unweit Forchheim, die die Identität der darin begrabenen Flora und jener von Quedlinburg und Halberstadt einerseits und der von Fünfkirchen andererseits beinahe außer Zweifel setzen.

Ferner gedenkt Dr. Stur noch einer Exkursion, die er in Gesellschaft des Herrn k. k. Hofrathes Mutius Ritter v. Tommasini in Triest, in die Gegenden des Tarnowaner Waldes, nordöstlich von Görz und Schönpaß, im verflossenen Herbste ausgeführt hatte. Es wurde der Golakberg erstiegen und als Resultat dieser Exkursion das sichergestellte Vorkommen des Dachsteinkalkes in der Smrekowa Draga, ferner die Auffindung von jurassischen Nerineen in der Nähe des neuerbauten Forsthauses Krnica angegeben.

Schließlich legte der Vorsitzende das ihm zu diesem Zwecke von Herrn k. k. Oberbergrath C. Freiherr v. Hingenau übergebene Programm für die am Osterdinstag (7. April) in Brünn abzuhaltende Generalversammlung des Werner Vereines vor.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der letzten Sitzung der Sektion für Rechtsgeschichte setzte Herr Dr. Pelzel seinen früher begonnenen Vortrag über eine Reihe von Handschriften, welche Abschriften aus dem Prager Stadtarchivcodex enthalten, fort. Diese Abschriften sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden und enthalten in drei Abtheilungen Land-, Lehen- und Stadtrecht, sowohl einheimisches als deutsches Recht. Das Lehenrecht ist ganz dem betreffenden Kapitel des Schwabenspiegels entnommen. Von Stadtrechten galt für die größere Stadt (Altstadt), Schwaben- für die Kleinseite Sachsenrecht. Außerdem enthalten die Handschriften nächst anderem Privatrechtsmateriale auch noch Landtagsbeschlüsse von 1402 bis 1411. Im Allgemeinen hatten die Handschriften den Zweck, die Anwendung des geltenden Rechtes zu erleichtern. — Hierauf verlas Herr Prof. C. Höfler ein Bruchstück aus einem größeren historischen Aufsatze über „König Georg von Poděbrad".

Der Vortrag beschäftigte sich vorzüglich mit Ergänzung einer Lücke in der bisherigen Forschung, welche ungeachtet so vielfältiger Bemühung noch immer nicht als erschöpfend bezeichnet werden kann, und besprach dann mit Berücksichtigung der Ergebnisse früherer und neuester Forschung die Frage der Rechtmäßigkeit der Thronbesteigung König Georgs. Hatte sich erstere namentlich die Aufgabe gestellt, den König von der Beschuldigung freizusprechen, daß er seinen Vorgänger vergiftet habe, so wandte sich Prof. Höfler der Untersuchung zu, wie die Beschuldigung aufkam, wodurch sie Glauben fand, und wie es insbesonders kam, daß, während derartige Gerüchte mit der Zeit abzunehmen und an der näheren Kenntniß der Handlungsweise des Beschuldigten zu zerschellen pflegen, bei Georg Poděbrad gerade das Entgegengesetzte eintrat. Den Schluß des Vortrages bildete die Auseinandersetzung der eigenthümlich schwierigen Lage, in welcher sich König Georg bei seinem Regierungsantritte befand, so wie die Beantwortung der Frage, in wie ferne dieselbe durch die von König Georg gleich Anfangs ergriffenen Maßregeln vermindert, oder aber gar neue Verwicklungen geschaffen wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Stellung der Frauen im Strafrechte.

Von Prof. Dr. W. E. Wahlberg.

Die deutschen Kriminalisten glauben gegenwärtig die Frauen zu ehren, wenn sie dieselben im Strafrechte mit den Männern gleichstellen, während Kriminalisten romanischen Stammes, namentlich in Portugal und Frankreich, für die Frauen von der Strafgesetzgebung besondere Gunst verlangen.

Der Gegensatz dieser Ansichten läßt sich auch im alten Strafrechte nachweisen, nur zeigt sich derselbe nicht zwischen den Rechten des germanischen und des romanischen Volksthumes, vielmehr in den germanischen Stammesrechten selbst und beruht zum Theile auf wesentlich verschiedenen Motiven.

Nicht alle Volksrechte der Germanen gewähren den Frauen wegen ihrer Wehrlosigkeit oder geringeren Macht gegenüber der geschlechtlichen Ueberlegenheit der Männer einen erhöhten Schutz, nicht alle deutschen Rechte gehen von der unbedingten Annahme aus, daß das zarter organisirte Weib Gewalt mit Waffen oder Gewalt an einem Manne nicht üben könne. Wir können höhere und geringere Wehrgelder der Frauen im Unterschiede von dem Wehrgelde der Männer und selbst gleiche Bußtaxen in den einzelnen Stammesrechten nachweisen, welche mithin den höheren, geringeren oder gleichen Werth der Frauen bezeugen. Und noch Rechtsquellen, welche dem 16. Jahrhunderte gehören, z. B. die Landgerichtsordnung für Steiermark von 1574 nehmen an, daß ein „ernstlich ungestümb Weyb einen waichen Mann" zur Nothwehr zwingen könne. Damit stimmen Berichte der Sittengeschichte und der Dichtung über die Reckenhaftigkeit des früher rüstigeren weiblichen Geschlechtes überein; auch die häufig noch vorwiegend männlichen Züge der Frauenbildnisse aus vergangenen Jahrhunderten und anatomische Befunde über die Mächtigkeit der Strukturverhältnisse alter Frauenskelette dürften diese Annahme unterstützen.

Angesichts solcher Zeugnisse fällt es schwer, dem alten deutschen Strafrechte den durchgreifenden Grundsatz beizulegen, das weibliche Geschlecht wegen seiner Wehrlosigkeit als einen allgemeinen Milderungsgrund berücksichtigt zu haben, zumal selbst dasjenige Stammesrecht, welches dem weiblichen Geschlechte auszeichnende Gunst durch sehr hohe Bußtaxen angedeihen läßt, dieselben für verwirkt erklärt, wenn, wie die Lex Rotharis sagt, die freie Frau, die weibliche Sitte verleugnend, sich unschicklich unter streitende Männer gemengt hat. In bekannter

Digitized by Google

bezeichnender Art illustrirt das alte Strafrecht den Abscheu vor Verstößen gegen die Sitte, diesen Zauberbann der Frauenzucht. Gegen die Sitte streitet es, die mit Schaustellung verbundene Strafe des Hängens an Frauen zu vollziehen. Dasselbe gilt von der alten Mordstrafe des Räderns. Frauen sollen verbrannt, ertränkt, lebendig begraben und gepfählt werden in Fällen, in welchen in der Regel Männer gehängt, gerädert oder enthauptet werden. So erklärt das Brünner Schöffenbuch des Mittelalters als allgemeine Regel: Item mulier non omni poena sed poena mulieri congrua puniatur. Diese Rücksichtnahme auf die dem weiblichen Wesen vor Allem zukommende Schicklichkeit tritt in dem späteren Strafensysteme immer mehr zurück und schrumpft am Ende in dem Gebote zusammen, den „Weibsbildern den verdienten heimlichen Schilling nicht durch den Gerichtsdiener, sondern durch die Gerichtsdienerin abstreichen zu lassen". Die neuere österreichische Gesetzgebung spricht von der Zuziehung eines „bescheidenen Kommissärs" zu dieser entwürdigenden Prozedur; dagegen sind im neueren Rechte die symbolischen Schandprozessionen des Mittelalters für zänkische und unbotmäßige Frauen und Dirnen verschwunden, obgleich in österreichischen Pantaidingbüchern aus dem 17. Jahrhundert auch noch von der beschimpfenden Prozedur des Steintragens die Rede ist. Der Stein führt den Namen „Bachstein" oder „pachstain", anderwärts „Klappenstein", welche raufsüchtige oder böse, scheltende Weiber von einem Orte zu dem anderen oder „vom Pranger durch das ganze Eigen zum Pranger" tragen mußten.

Die Verbrechen gegen die geschlechtliche Sittlichkeit, gegen die Pflichten der Gatten- und Muttertreue, gegen die Reinheit der Sitten wurden im alten Strafrechte nicht nur strenger, sondern häufig sehr grausam bestraft. Dafür stand die Geschlechtsehre unter höherem Strafschutze und gab sich der sittliche Abscheu vor der gewaltsamen Unzucht selbst durch sinnbildliche Handlungen kund. Da das Verbrecherische nicht lediglich in der Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit, sondern in der brutalen Zerstörung der weiblichen Geschlechtsehre gefunden wurde — im Gegensatze zu der modernen Auffassung, so forderte das gemeine deutsche Strafrecht als Gegenstand des Verbrechens eine unbescholtene Jungfrau oder eine unverleumdete Frau oder Witwe.

An Frauen, die ihre weibliche Ehre preisgegeben, konnte dieses Verbrechen nach älterer Anschauung nicht verübt werden. Auch darin bestand eine grundwesentliche Abweichung des älteren Strafrechtes von den neueren Gesetzbüchern, daß die strafbaren Angriffe der Frauen auf das Leben der Neugebornen nicht milder beurtheilt wurden, bei aller Rücksicht auf die Gelüste der Frauen in interessanten Umständen. Das geistliche Bußrecht des Mittelalters ging hierin, namentlich in der Würdigung der eigenthümlichen Motive des Kindesmordes dem weltlichen Strafrechte um Jahrhunderte voran, wie dies eine wenig beachtete Stelle in Burchards Bußordnung bezeugt: Sed distat multum, utrum paupercula sit et pro difficultate nutriendi vel fornicaria causa et pro sui sceleris celandi faciat.

Digitized by Google

Die sittliche Werthschätzung der Frauen hat im Mittelalter und in der späteren Zeit unter Einwirkung theologisirender Ansichten über die Ungleichheit von Mann und Weib nicht gewonnen. Der poetischen Verherrlichungen der Frauen ungeachtet, an welchen es Männer vor und nach der ritterlichen Zeit nicht fehlen ließen, wirft die verbreitete Lehre von der Einwurzelung der Sünde in die menschliche Natur durch das Weib finstere Schlagschatten auf den Frauenkultus und bringt das stolze römische Wort: major dignitas est in sexu virili im Malefizwesen zu Ehren.

Die grauenhaftesten Laster und geheimen Sünden muthen die mönchischen Bußordnungen den Frauen zu. Uebergroße Schönheit kam nur zu leicht im Geruche der Zauberei und ein Weib durfte nur alt, mürrisch und triefäugig sein, um unter der entsetzlichen Anschuldigung der Hexerei den Folterqualen unterzogen zu werden. Die peinliche Landgerichtsordnung Ferdinands III. spricht von „unverständigen Weibsbildern" und in den additiones zu dem gefeierten Kriminalisten Clarus von 1664 wird noch bestritten, daß das Weib nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sei: Mulier non est facta ad imaginem Dei!

Wenn die Dichtkunst den Frauen der vergangenen Jahrhunderte von Walther von der Vogelweide bis auf Schiller ein sittliches Uebergewicht zuerkennt und dieselben über die Männer stellt, so ließe sich mithin ein bedenklicher sitten- und strafrechtsgeschichtlicher Kommentar dazu schreiben. Die ziffermäßige Wahrheit des Satzes, daß die Frauen im Allgemeinen sittlicher seien als die Männer, verdankt das schöne Geschlecht nach glücklich überwundenem Libertinismus der Aufklärungszeit erst der modernen Kriminalstatistik.

Die älteren Kriminalisten haben eine in vielen Stücken mildere Behandlung der Frauen in der Strafrechtspflege befürwortet: „propter infirmitatem tum corporis tum animi atque consilii", also aus dem Gesichtspunkte der Anthropologie, aus naturwissenschaftlichem Erbarmen. Die Nutzanwendung dieser traditionellen Anschauung vom weiblichen Geschlechte wurde im Geiste der Abschreckungstheorie gemacht. Weil die Frauen an Geist und Leib schwächer sein sollen als die Männer — fallen sie leichter und weil sie hinfälliger und jedem Eindrucke zugänglicher sind, genügt schon eine leichtere Strafe, um vom Verbrechen abzuschrecken!

Das war der Kern der Lehre von Clarus, Farinacius, Benedictus Carpzov, namentlich von Antonius Mathäus. Dabei wurde aber das Dogma von der Geschlechtsungleichheit im Geistesleben keineswegs folgerichtig und uneingeschränkt zur Geltung gebracht. Subtil unterschieden die Carpzovianer, daß die Frauen nur in gewissen gemeinen bürgerlichen Verbrechen milder, dagegen in den durch göttliche und Naturgesetze verbotenen Handlungen gleich schwer wie die Männer bestraft werden müssen, unbekümmert um die Konsequenzen des von ihnen vertheidigten Satzes: mulieres minus resistere queunt flammis naturae, quam viri.

An diese alte, von dem holländischen Kriminalisten Mathäus am deutlichsten ausgesprochene Ansicht streift nun in der Gegenwart die von einigen Schriftstellern der gerichtlichen Medizin und neuerlich von dem Kriminalisten

Digitized by Google

Bonneville zu Paris vertheidigte These von dem Bedürfnisse der Annahme eines allgemeinen Strafmilderungsgrundes zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes.

Der genannte Autor untersucht in der Schrift: „Étude sur la moralité comparée de la femme et de l'homme, au point de vue de l'amélioration des lois pénales et des progrès de la civilisation. Paris, 1862," die Frage, ob das Strafgesetz Männern und Frauen wegen derselben strafgesetzwidrigen Handlung dieselbe Strafe androhen soll — aus dem Gesichtspunkte der vergleichenden Kriminalstatistik. Er findet, daß die Sittlichkeit der Frau im Allgemeinen gesicherter und fester sei als die des Mannes, obgleich die Frauen in Erziehung und Unterricht im Vergleich zu den Männern im Nachtheile sind, weil auf die Gesammtzahl der Verbrechen in Frankreich durchschnittlich 83 pCt. Männer und nur 17 pCt. Frauen kommen. Diese Verhältnißzahl ist auch in anderen Ländern annäherungsweise das Fünffache und hiernach erscheint der Mann fünfmal verbrecherischer als die Frau. Beispiele aus deutschen Ländern unterstützen nur zum Theile diese Annahme. In Preußen wären Ende 1859 von den Zuchthaussträflingen von 100, Männer 86·7 pCt., Weiber 13·3 pCt., von den Gefängnißsträflingen 80 pCt. Männer, 20 pCt. Weiber. In Oesterreich kamen im Jahre 1856 auf 1000 Verbrechen 778 Männer, 222 Weiber, auf 1000 Uebertretungen 738 Männer, 272 Weiber [1]. In Baiern betrug die Verhältnißzahl der vor den Schwurgerichten im Jahre 1856/57 Abgeurtheilten: Männer 71·9 pCt., Weiber 28·1 pCt.; bei den von

1 Genauere Ergebnisse der österreichischen Kriminalstatistik sind: Im Jahre 1858 war die Gesammtzahl der Verbrechen 32.090, die Summe der Vergehen 3544. Davon kamen Verbrechen auf 4641 Weiber und Vergehen auf 390 Weiber. Im Alter von 14 bis 20 Jahren waren 916 Verbrecherinnen, über 30 bis zu 40 Jahren 1065 Weiber, über 40 bis 60 Jahren 703 Weiber, über 60 Jahre 88 wegen Verbrechen verurtheilte Greisinnen. Von den wegen Vergehen verurtheilten Personen weiblichen Geschlechtes waren 15 im Alter bis zu 20 Jahren, 37 über 20 Jahre bis zu 24 Jahren, 75 bis zu 30 Jahren, 117 über 30 bis zu 40 Jahren, 122 über 40 bis zu 60 Jahren und 24 Greisinnen.

Unter 4641 Verbrecherinnen waren 2693 ledig, 1480 verheirathet, 468 verwittwet, 1878 Mütter, 2763 kinderlos. Die einzelnen Gattungen der Verbrechen vertheilen sich, und zwar: 232 Majestätsbeleidigungen auf 219 Männer, 13 Weiber; 253 öffentliche Gewaltthätigkeiten durch Land- und Hausfriedensbruch auf 219 Männer, 84 Weiber; 399 gefährliche Drohungen auf 376 Männer, 23 Weiber; 230 Mordthaten auf 178 Männer, 52 Weiber, abgesehen von 224 Kindesmorden; 197 Brandlegungen auf 144 Männer, 53 Weiber; von 20.568 Diebstählen und Diebstahlstheilnehmungen kamen 3334 auf Weiber; von 2763 Betrugsfällen kamen 481 auf Weiber; von 138 Verleumdungen fielen 28 Frauen zur Last. An den Verbrechen des Hochverrathes, der Störung der öffentlichen Ruhe, an Aufstand und Aufruhr, an einzelnen Arten der öffentlichen Gewaltthätigkeit u. a. betheiligte sich kein Weib. Dasselbe gilt von den Vergehen der Theilnahme an geheimen Gesellschaften, der Aufreizung zu Feindseligkeiten gegen Nationalitäten, der Verbreitung falscher beunruhigender Gerüchte und Vorhersagungen durch Druckschriften u. a. Dagegen wurden wegen Besitzes und Tragens verbotener Waffen 13 Weiber, wegen Wucher 98, wegen fahrlässiger Tödtung 190, wegen Beleidigung gesetzlich anerkannter Religionsgenossenschaften 13 Weiber, wegen Auflaufes 6 Weiber verurtheilt.

Im Jahre 1857 kamen auf 32.251 Verbrechen 27.080 Männer, 5171 Weiber; auf 2747 Vergehen 2444 Männer, 303 Weiber; auf 558.252 Beschuldigungen wegen Uebertretungen kamen 399.780 Männer, 85.117 Weiber. Unter je 1000 Beschuldigten waren 824 Männer, 176 Weiber. Die zahlreichsten Beschuldigungen der Weiber in Uebertretungssachen waren gerichtet wegen Gefährdungen öffentlicher Anstalten und Verkehrungen, wegen Verletzungen, der körperlichen Sicherheit und des Eigenthumes, wegen Ehrenbeleidigungen (von 87.410 kamen 22.430 auf Weiber) u. s. w.

Nicht zu übersehen ist, daß Bonneville seinen Berechnungen die statistischen Daten in den Jahren 1826 bis 1850 zum Grunde legt, und daß die richtige Benützung und gerechte Vergleichung der statistischen Zahlenverhältnisse leicht dadurch vereitelt wird, daß die Klassifikation der Verbrechen in den verschiedenen Gesetzbüchern, so wie die statistischen Ausweise ungleichförmig sind und auch die verschiedenen prozessualischen Einrichtungen bewirken, daß die in den Straftabellen verzeichnete Zahl eines begangenen Verbrechens keinen allgemein giltigen Maßstab für die Berechnung bietet wie viele Verbrechen wirklich verübt worden sind. Vergl. hierüber Mittermaier in der Zeitschrift: „Der Gerichtssaal", 1861, S. 24.

Digitized by Google

den Kreis- und Stadtgerichten Abgeurtheilten von 100 Männern 80 pCt., von 100 Weibern 10·2 pCt.; hiernach wäre der durchschnittliche Percentensatz bei den Männern 74·4, bei den Weibern 25·6, also in Baiern die Zahl der männlichen Verbrecher nur viermal so groß, wie die der Weiber. Dieselbe auffallende sinkende Verhältnißziffer in Braunschweig! Nach einer dem Jahre 1860 angehörenden statistischen Darstellung beträgt diese bei Schwurgerichtssachen bei Männern 71·5 pCt., bei Weibern 28·5 pCt., dagegen in Kreisgerichtssachen bei Männern 82·9 pCt., bei Frauen 17·1 pCt. In Baden (1859) waren vor den Schwurgerichten Angeklagte: 85·72 pCt. Männer, 14·28 pCt. Frauen. Auch in Sachsen und anderen deutschen Ländern ist die Kriminalität der Männer regelmäßig fünfmal so stark als die der Weiber, und zeigt sich dasselbe Verhältniß in einzelnen Verbrechenkategorien mit wenigen Abweichungen.

Nach Bonneville vertheilen sich die Geschlechter auf die Verbrechengattungen in ziemlich konstanten Zahlen. In Frankreich tritt der Unterschied zu Gunsten der Frauen hervor: bei dem Verbrechen der Vergiftung 43 pCt. Frauen zu 57 pCt. Männer, bei Brandlegung 26 pCt. Frauen zu 74 pCt. Männer, bei Falscheid 25 pCt. Frauen zu 75 pCt. Männer, bei Familiendiebstählen 40 pCt. Weiber zu 60 pCt. Männer u. s. w.

Hiernach verletzt die Frau viermal weniger als der Mann das fremde Eigenthum, achtet die Wahrheit vor Gericht viermal höher u. s. w. Der Verfasser fragt, warum die Tugenden, welche durch Haus und Ehe gepflegt und erzeugt werden, auf die Frau einen ungleich stärkeren, achtfach sittlicheren Einfluß üben, warum die Frauen, wie er gefunden haben will, nur halb so oft rückfällig werden als die Männer, und sucht die Erklärungsgründe der sittlichen Ueberlegenheit der Frauen in deren beharrendem weicherem Wesen, naiver Religiosität, richtigeren Naturtrieben, in deren gelehrigem Geiste und in deren größerer Selbstbeherrschungskraft. Das sittliche Uebergewicht der Frauen tritt noch in einer anderen Beziehung hervor. Der Ehestand und die eheliche Mutterschaft äußert günstigen Einfluß auf die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechtes. Die Zahl der ledigen Verbrecherinnen ist wenigstens um das Zweifache größer als die der Verheiratheten. Unter den Angeklagten zählt man ungleich mehr kinderlose Witwen als Mütter. Bonneville rechnet auf 1000 angeklagte Frauen 23 kinderlose Witwen, auf 1000 angeklagte Männer 7 kinderlose Witwer. Einen Punkt hebt derselbe nicht besonders hervor, welchen namentlich Sachsens Kriminalstatistik ins Licht setzt: die alten Weiber bewegen sich rascher auf der Bahn des Lasters vorwärts als die alten Männer!

Die Nutzanwendung der statistischen Erhebungen, die Bonneville macht spricht sich in dem wieder aufgenommenen Gedanken aus: Da die Frauen so und so vielmal weniger delinquiren und angeblich weniger rückfällig, mithin der Besserung zugänglicher sind, so müssen die ihnen vom Gesetze angedrohten Strafen auch leichter sein. Aus diesem Grunde soll der Unterschied des Geschlechtes zu Gunsten der Frauen als ein allgemeiner gesetzlicher Strafmilderungsgrund gelten, wie dies bereits im neuen portugiesischen Strafgesetzentwurfe vorgeschlagen worden ist.

Digitized by Google

Gegen diese Forderung spricht der Fortschritt der Gesittung und der Strafrechtstheorie in gleicher Weise. Gerade weil das sittliche Element und Schicklichkeitsgefühl tiefer im Gemüthe der Frau wurzelt, muß die Sittlichkeit des Weibes schon unendlich tiefer gesunken sein als die des Mannes — wenn dasselbe verbrecherisch wird. Hat aber einmal das Weib die Grenzen der Weiblichkeit durchbrochen, namentlich sich der geschlechtlichen Unsittlichkeit ergeben, dann artet es zügelloser aus als der Mann. Aus diesem Grunde schon rechtfertigt sich wenigstens die gleichstarke Repression des Strafgesetzes gegen die gesetzwidrigen Reizungen des weiblichen Geschlechtes. Die Zurechnungslehre kann das weibliche Geschlecht als einen allgemeinen Schuldminderungsgrund nicht gelten lassen, weil Mann und Weib bei aller Eigenart in leiblich-psychischer Beziehung auf gleiche Weise als Geister in der allgemeinen Vernunftbestimmung enthalten sind, nach gleichen, allgemein menschlichen Denk- und Sittengesetzen denken und handeln, also sittlich als gleich würdige Wesen nebeneinanderstehen, mag auch das Weib mehr unter der Einwirkung des Gefühles und der Phantasie, der Mann mehr unter dem Einflusse der Reflexion und weltkluger Berechnung leben. So lange nicht nachgewiesen werden kann, daß sich der Geschlechtsgegensatz auch in einem männlichen und weiblichen Gewissen, in einem durch das Geschlecht bedingten verschiedenen Pflichtenbewußtsein, in einer erhöhten oder geminderten Zurechnungsfähigkeit durchgreifend ausprage — ist die Aufstellung eines allgemeinen Milderungsgrundes zu Gunsten der Frauen ein Mißgriff. Folgerichtig müßte Bonneville zu dem Schlusse gelangen, daß verheirathete Frauen gelinder als ledige, Mütter leichter als Kinderlose, Witwen strenger als Ehefrauen u. s. w. zu strafen seien! — Das wäre — Kasuistik ohne Maß, die Karrikatur der Strafzumessung. Selbst Sozialpolitiker, welche die soziale Ungleichheit von Mann und Weib als Naturgesetz vertheidigen, gestehen zu, daß wir auf einem Punkte der Gesittung angelangt sind, wo derartige Unterscheidungen vom Gesetzgeber nicht mehr gemacht werden dürfen. Dabei versteht es sich von selbst, daß die verschiedenen besonderen Zustände des weiblichen Geschlechtslebens im einzelnen Falle bei der Zurechnung und Strafabmessung unabweisbare Berücksichtigung finden müssen.

Die deutschen Strafgesetzbücher, darunter selbst die neuesten für Sachsen vom Jahre 1855, für Oldenburg vom Jahre 1858, für Baiern vom Jahre 1861 sind mit Recht bei dem Grundsatze der Gleichheit von Mann uud Frau stehen geblieben.

Digitized by Google

Die Todten von Lustnau.

Ein Beitrag zur schwäbischen Sagenkunde von Ludwig Uhland.

(Wien. Druck von Karl Gerold's Sohn 1863. Aus Pfeiffers Germania, VIII. 1.)

—l— Es ist nun nicht viel über ein Jahr, daß Uhland diese soeben erschienene Abhandlung vollendete. Sie ist vom 26. Februar 1862 datirt, und wenige Tage darauf erkrankte der verehrte Meister, um leider nicht mehr zu genesen. Es erfüllt uns, sowie den Herausgeber mit „wehmüthiger Freude", wenn wir diese seine letzte Arbeit betrachten; mit Freude, denn der Mann, der wie keiner mit seinem Dichten und Denken dem Herzen seines Volkes nahe stand, ruft uns in ihr gleichsam ein letztes Lebewohl zu; aber auch mit Wehmuth, denn das schöne Geschenk zeigt uns am besten, was wir an seinem Geber verloren haben, dem der Schnee des Alters den warmen Eifer für die Wissenschaft, der er noch immer zu früh entrissen ward, nicht abzukühlen vermochte. Denn wenn auch Uhland, nach seiner Art zu schließen, gewiß noch hie und da seine nachbessernde Hand angelegt hätte, wenn es ihm wäre vergönnt gewesen, so müssen wir gleichwohl das Urtheil des Herausgebers vollkommen unterschreiben, wenn er in der kurzen aber warm geschriebenen „Vorbemerkung" sagt: „auch so werden die Leser gewiß nichts daran vermissen, sie werden die Abhandlung mit mir als ein theueres, nach Form und Inhalt des Meisters würdiges Vermächtniß betrachten, daß sich ebenso durch die wunderbare Verbindung von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, von Scharfsinn und dichterischem Geiste auszeichnet, wie alle seine übrigen Arbeiten". Gewiß; wir sind überzeugt, daß dieser Abhandlung, an der unsere Sagenforscher, die uns oft des Wunderlichen und Abenteuerlichen so viel bieten, wieder einmal klare Methode lernen könnten, das allgemeinste Interesse in der gebildeten Welt nicht fehlen kann, um so mehr als bei Uhland der gelehrte Apparat, selbst dort, wo er ihn an nothwendigsten hat, nirgends zur Last wird, nirgends den klaren schönen Fluß seiner Darstellung hemmt. Der Laie mag die Anmerkungen, die von der reichen Belesenheit des Meisters zeugen, bei Seite lassen, wo sie ihm unverständlich sind, für das Verständniß des Ganzen wird er nichts verlieren.

Wenden wir uns nun zum Inhalte des Aufsatzes, den der Herausgeber, einer Andeutung Uhlands zu Folge, in zwei Theile abgetheilt hat. Die Edlen von Lustnau, ritterliche Dienstmannen der Tübinger Pfalzgrafen und gleichen Stammes mit denen von Wildenau, fallen durch einen Beinamen in das Bereich der Sagenkunde. Es erzählt uns nämlich Crusius, ein scheintodt Begrabener dieses Geschlechtes sei in der Nacht zurückgekehrt, und habe dann, von seiner Frau wieder aufgenommen, mit ihr noch fünf Kinder gezeugt, die man „die Todten von Lustnau" nannte. Das ist aber nur eine rationalistische Wendung der älteren Sage, wie sie in Luthers Tischreden erscheint. Da stirbt einem Edelmann sein junges schönes Weib. Als er aber bald darnach mit seinem Knecht in einer Kammer schläft, sieht dieser die verstorbene Frau kommen und sich über das Bett ihres Gatten lehnen. Er macht

Digitized by Google

den Junker aufmerksam, und als dieser in der nächsten Nacht wacht, sieht er sie auch, fragt wer sie sei und was sie wolle, und erfährt, daß sie seine Frau sei, die um seines Fluchens halber habe sterben müssen; wenn er sie aber wieder haben wollte, so würde sie wieder zu ihm kommen, nur dürfe er den Fluch nicht mehr aussprechen, sonst müßte sie wieder sterben. Das war ihm Recht und sie lebten wieder zusammen. Als aber der Ritter einmal Gäste hat und die Frau um einen Pfefferkuchen lange ausbleibt, da wird er zornig und flucht, und sofort verschwindet die Frau auf immer. Am Rande der alten Drucke steht „die Todten von Lustnau", und an der Thatsache, daß man eine Linie des Lustnauer Adels „die Todten" genannt habe, darf man nicht zweifeln. Solche „Todte" weist uns die Sage auch in ferneren Gegenden und früheren Zeiten auf. So berichtet aus den Tagen Rudolfs v. Habsburg, Johannes v. Victring von einem „Todten" aus dem Gebiete v. Chur, dessen Mutter im Wochenbette gestorben, aber vor dem dreißigsten Tage nach ihrem Tode oft gekommen sei, und dem Kinde die Brust gereicht habe. Von der Amme aufmerksam gemacht, habe der Herr die Erscheinende geraubt und mit ihr dann noch zwei Söhne gezeugt, von denen einer damals zu Aller Erstaunen lebte.

Noch früher (12. Jahrhundert) erzählt Walter Map von einem Ritter, der seine verstorbene Frau Nachts in einem einsamen Thale im Reigen einer großen Frauenschaar wiederlebend gefunden, geraubt und noch zahlreiche Söhne von ihr erhalten habe, die „Söhne der Todten" genannt wurden. Und von Edrik Wilde berichtet er, dieser habe Nachts von der Jagd zurückkehrend an einem Waldrand aus einer Schaar von Frauen, die, von höherem Wuchs als gewöhnliche, zum Reigen versammelt waren, die ausgezeichnetste geraubt. Sie ergab sich ihm schweigend, aber am vierten Tage sagte sie ihm, er werde glücklich sein, so lange er ihr nicht die Schwestern oder Haus und Wald, woher er sie geraubt, vorwerfe. Er schloß dann den feierlichen Ehebund mit ihr; der neue englische König Wilhelm der Eroberer erfuhr davon und, um sich zu überzeugen, ließ er die Beiden mit vielen Zeugen nach London berufen und entließ sie dann wieder. Nach Ablauf vieler Jahre aber verschwand sie, weil er ihr die Schwestern vorwarf oder nach einer andern Stelle, daß er sie von den Todten geraubt habe.

Den Schlüssel zur Erklärung dieser Sagen bieten die langobardischen Rechtsquellen aus dem 7. und 8. Jahrhundert, worin wir die Bestimmung finden, wenn jemand seine Leibeigene ehlichen wolle, so sei ihm das gestattet, aber er solle sie frei, das ist wiedergeboren machen, entweder durch förmliche Ertheilung der Freiheit oder Morgengabe, dann solle sie als frei und echte Ehefrau gelten, und ihre Kinder werden echte Erben. Ebenso wenn einer seine oder eine fremde Aldia (halbfreie) heirathen wolle. Wer sieht nicht, daß diese Wiedergebornen unsern Todten entsprechen. Die Unfreiheit gilt der deutschen Rechtssymbolik für einen Tod, die Erlangung der vollen Freiheit für Wiedergeburt. Auf rechtliche Erhebung der Unfreien zu Freiheit und Recht, deutet auch in der Sage von Edrik Wilde, nur freilich schon verworren, die Vermählung vor den versammelten Edeln und die Berufung nach

Digitized by Google

London. Legen wir in den früher erwähnten Sagen alle fremden Zuthaten, wie das nächtliche Stillen des Kindes, bei Seite, so bleibt als Kern der Sage die Erhebung der Unfreien zu einer freien, ihrem Gatten ebenbürtigen Frau, deren Söhne anfangs richtiger „Söhne der Todten", später selbst „die Todten" genannt wurden. Dieser zur Freien Erhobenen darf auch ihre Herkunft aus dem unfreien Stande nicht vorgeworfen werden, denn das bedeutet, wie die Vergleichung mit Edrik Wilde zeigt, auch jener Fluch des Lustnauers, auf den seine Frau verschwindet, wie ja auch das ältere langobardische Recht sie nicht „Todte„ sondern „Wiedergeborne" nennt.

Dies ist der Inhalt des ersten Theils der Abhandlung. Im zweiten behandelt Uhland die Sage, wo die Mutter nicht von den Todten wiederkehrt, sondern aus tiefem, zauberhaftem Schlafe erwacht. Am frühesten findet sich diese Fabel in dem französischen Ritterroman Perceforest (1528 bis 1532) aber stark mit fremdartigen Anschauungen und Zusätzen, namentlich aus der klassischen Mythologie verwoben. Ich gebe die Sage daher hier nach der um hundert Jahre späteren, aber reineren Aufzeichnung in Basile's Pentamerone (1637), um so mehr, als im Wesentlichen der Perceforest mit Basile stimmt. Basile erzählt nun Folgendes: Der Tochter eines hohen Herrn, Namens Thalia, wird bei der Geburt geweissagt, daß ihr von einer Flachsfaser Gefahr drohe. Trotz der Vorsicht des Vaters, bekommt sie doch einen Rocken in die Hand, sticht sich eine Agen unter den Nagel eines Fingers, und fällt leblos zur Erde. Der Vater glaubte sie todt und verläßt den Ort der Trauer. Aber ein König geht einst auf die Jagd, da fliegt ihm sein Falke in ein Fenster des Schlosses und da Niemand ihm öffnet, ersteigt er selbst das Schloß um ihn zu holen, und sieht da die schöne Jungfrau und entbrennt in Liebe zu ihr Nach neun Monaten gebiert sie Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, und als diese einmal statt der Brust der Mutter den Finger erfassen, saugen sie, bis die Agen herausgezogen ist. Da erwacht die Mutter. Auch der König, der ihrer gedachte, kommt wieder in das Schloß und freut sich, sie erwacht und mit zwei Kindern, die er Sonne und Mond nennt, zu finden. Er verspricht nun sie abzuholen und denkt daheim nur an sie. Seine Gemahlin aber, die der Sache auf die Spur kam, will Kinder und Mutter verderben; aber sie werden glücklich gerettet, die Königin selbst verbrannt und Thalia des Königs Gemahlin.

Außerdem gibt es noch eine französische Fassung bei Perault (1697, la belle au bois dormant) und welcher Leser erinnerte sich nicht schon an unser „Dornröschen"? Mag dem Dornröschen auch die alte Sage von Brunhild und Sigurd zu Grunde liegen, ihre Bedeutung hat die Sage im Märchen doch verloren. Wir haben hier vielmehr das Schlafen und Erwachen in demselben symbolischen Sinn, wie oben den Tod und die Wiedergeburt. Bedeutsam ist hier die Flachsagen im Perceforest und Pentamerone und die Spindel bei Perault und im „Dornröschen". Die Spindel ist Wahrzeichen des weiblichen Geschlechtes, der Hausfrau, wie Schwert und Speer das des Mannes. Aber schon früh erscheint nur das Wirken und Nähen in kostbaren Stoffen als Auszeichnung hoher Frauen, dagegen wird das Spinnen

Digitized by Google

und die Bereitung des Flachses ein Geschäft der Armen und Dienenden. Die durch den Stich der Agen (oder der Spindel, die dasselbe, nur nicht so klar bezeichnet) im Schlaf versunkene Frau, bezeichnet sich damit als unfrei, und es ist gewiß ein schöner Zug der Sage, daß ihr Erwachen durch die Kinder, die die Agen aussaugen, herbeigeführt wird, denn um der Kinder willen wird die Unfreie frei gesprochen. Auch Basiles Erzählung von der eifersüchtigen Königin, die Thalia zu verderben sucht, die im Perceforest fehlt, bestätigt, ob sie zum Ganzen gehört oder nicht, in dem Gegensatz der echten und erst echtwerdenden Frau den angegebenen Sinn des Schlafens und Wachens. Bedeutsam ist auch der Jäger mit dem Falken, der Wald (la belle au bois dormant) bei Perault und die Hecke im „Dornröschen". Denn auch Edrick Wilde findet seine Frau im Walde, der ja die Zufluchtstätte aller außerhalb der Rechtsgemeinschaft Lebenden ist, und somit auch den Gegensatz von wilder und echter Ehe verstärkt. Denn wenn diese Erzählung bei Basile auffallend mit einem Zuge der Völsungasaga stimmt, der Sigurd seinen Falken verfolgend zu Brynhild kommen läßt, so ist das und Mehreres in der nordischen Sage nur zu dem Zwecke da, die Ragnar-Lodbroksage und damit das norwegische Königsgeschlecht an Sigurd anzuknüpfen, worüber der Leser bei Uhland weiter Aufschluß findet; und was von Sigurds Tochter Kråka (Krähe) erzählt wird, die als angebliche Tochter armer Bauersleute Ragnars Liebe gewinnt und erst später in ihr volles Recht tritt, hat den gleichartigen Sinn, wie die Geburt von einer todten oder schlafenden Mutter. Auch die Sage von Olaf und seiner Frau weist, nur nicht mehr in so deutlichen Zügen, darauf zurück.

Wir schließen am besten mit Uhlands eigenen Worten am Ende seines Aufsatzes: „In der Gesetzgebung und in Geschlechtsnamen, im Mythenlied und in der Sage, in der Legende und im Märchen, zeigten sich die Sinnbilder des Todes und Wiederauflebens, des Schlafes und Erwachens auf den Abgang und die Erlangung, den Verlust und die Herstellung des freien und höheren Standes angewandt. Die Behandlung und der Ausdruck ist sehr verschieden, deutlich aber wortkarg, umständlich aber getrübt und zerflossen. Bringt man jedoch diese mannigfachen Erzeugnisse in Zusammenhang und Vergleichung, so dienen sie einander gegenseitig, Mangelndes zu ersetzen und Ungehöriges abzustoßen. Auch die Todten von Lustnau hatten Anspruch, aus solchem Gesammtkreise zu besserem Verständnisse gebracht zu werden, indeß sie selbst wieder nach anderen Seiten aufhellten. Die sprechendsten Beweismittel aber sind für den Sinn des Erstehens vom Tode, die langobardische Rechtsformel, für die Bedeutung des Erweckens vom Schlafe die Flachsfaser".

Digitized by Google

Das Pflanzenleben der Donauländer.

Von A. Kerner.

(Innsbruck bei Wagner, 1863.)

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist den Lesern der Wochenschrift ein werthgeschätzter Freund; sie haben ihn als einen eben so liebenswürdigen wie gelehrten Führer kennen gelernt auf vielen Wanderungen durch das ungarische Tiefland, in den östlichen Karpathen, über die böhmisch-mährischen Granitplateaus und im Gebiete der Alpen. Ebenso kennen ihn die Männer der Wissenschaft als einen der geistvollsten Vertreter der scientia amabilis in Oesterreich; sie wissen, daß er als ein kenntnißreicher Botaniker vor sieben Jahren nach Ungarn zog und vor Ende 1860 als ein Pflanzengeograph von dort zurückkehrte, um seinen Aufenthalt in Innsbruck zu nehmen.

Man wird nicht mißverstehen, was wir gesagt haben, Kerner sei in Ungarn Pflanzengeograph geworden. Eine Stelle aus der Einleitung seines schönen Buches (S. 5) findet auf ihn selber Anwendung und gibt über den Gang seiner Studien Aufschluß. „So wie in anderen Sphären dasjenige, was uns von Jugend auf im Heimathlande umgibt, lange unbeachtet bleibt, und erst dann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit auffällt, wenn die Gegensätze in fremden Gebieten uns entgegentreten, ebenso ist auch in der Sphäre des botanischen Wissens — in der Lehre von den Pflanzenformationen und in der Pflanzenphysiognomik — die Aufmerksamkeit auf die heimischen Pflanzenformationen erst dann wachgerufen worden, als glückliche und geniale Reisende die wunderbaren Pflanzenformationen, welche sich unter dem Strahle der tropischen Sonne an den Ufern der amerikanischen Riesenströme oder auf den endlosen Steppen der meeresebenen Niederungen in reinster Urwüchsigkeit entfalten, durch Bild und Wort zur Anschauung brachten, und es ist wörtlich wahr, daß wir von den Pflanzenformationen, die sich in den Küstenländern des stillen Ozeans oder unter der tropischen Zone Brasiliens entwickelt finden, seit geraumer Zeit sorgfältige Schilderungen und herrliche bildliche Darstellungen besitzen, während die heimischen Pflanzenformationen eine derartige Beschreibung erst gewärtigen." Dem Kenner der alpinen und niederösterreichischen Flora erschien das ungarische Tiefland als ein hinreichend scharfer Gegensatz, um ihn für einige Jahre ganz in Anspruch zu nehmen und sein auf jedem Ausflug bereichertes Wissen zu jener Höhe und Verbreitung auszudehnen, in der die Botanik zur komparativen Wissenschaft, die Florenkunde zur Pflanzengeographie wird.

Darin liegt ja eben der große Vorzug von Oesterreich gegenüber den anderen Kontinentalstaaten, daß es die größtmöglichen physischen Gegensätze mit allen Zwischenstufen in sich vereinigt. Diese Vielgestaltigkeit ist der größte seiner oft besprochenen und selten verstandenen Schätze. In dieser seiner Vielgestaltigkeit ist es Gegenstand der komparativen Wissenschaft geworden, als solcher wird es mehr und

Digitized by Google

mehr vom deutschen Geiste durchdrungen werden, wie auch die Geschicke im Einzelnen und für einzelne Zeiträume sich wenden mögen.

Die vier Hauptstücke dieses Buches sind:

Das ungarische Tiefland;
Die Karpathen (im weitesten Sinne);
Das hercynische Gebirgssystem;
Die Alpen;

sie bezeichnen die vier Hauptregionen des großen Körpers, der für die Wissenschaft fortan ein Ganzes ist.

Drei davon waren bislang nicht nur der westeuropäischen Welt, sondern auch der österreichischen deutschen so gut wie unbekannt. Die österreichischen Völker im Einzelnen und im Ganzen kannten sie, wie der Küstenfahrer sein Meer kennt, ohne zu fragen nach den Meeren und Ländern im Osten und Westen, also ohne Einsicht in die Bedeutung desselben, so wie man Münzen kennt und in Verkehr setzt, über deren Natur und Geschichte man sich kaum Rechenschaft gibt, wie der Jäger seine Wälder, der Aelpler seine Matten kennt, ohne die physikalischen Bedingungen ihrer Existenz zu begreifen. Seit zwölf Jahren ist dies anders geworden, die höhere Einsicht, die vergleichende Geschichts- und Naturkunde, die in Oesterreich früher das Eigenthum weniger Gelehrten war und am allerwenigsten das Vaterland zum Gegenstande hatte, fängt an in die Massen zu dringen, die östliche Hälfte des Reiches ist erschlossen worden. Schon heutzutage muß die westeuropäische Wissenschaft den Schichten und Gesteinen unserer Alpen und der östlichen Länder, den Pflanzenformationen des ungarischen Tieflandes, die Kerner zwischen 1858 und 1860 bekannt gemacht hat, dieselbe Aufmerksamkeit schenken, mit der sie den Schichtenbau im südlichen Deutschland, die vulkanischen Gesteine am Rhein, oder Griesebachs Untersuchungen über die norddeutsche Niederung seit geraumer Zeit im Auge behielt. Hinwieder haftet die deutsche Schulbildung, wenn nicht der Sprache doch der Sache nach, fest in den östlichen Ländern. Die in politischer Beziehung so gehässige „Eroberungstheorie" ist auf kulturhistorischem Gebiete eine vollendete und segensreiche Thatsache.

Das vorliegende Buch hat die wichtige Bestimmung, die Hauptergebnisse der Untersuchungen des Verfassers über die Pflanzenformationen jener vier Hauptstücke des Reiches in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Es ist ein „populäres" Buch, nicht in dem Sinne, daß es die Elemente der Wissenschaft durch breite Ausführung den Laien faßlich und durch Anekdoten angenehm macht, sondern insofern als die Darstellung eine fast durchwegs physiognomische, die Sprache im hohen Grade blühend und anmuthig ist.

Der Laie liest sich durch diese prächtigen Landschaftsbeschreibungen in die Grundlehren der botanischen Formationskunde hinein. Der mit unseren Ländern vertraute Fachmann findet die ihm bekannten Thatsachen zu lebensvollen Bildern verbunden, der auswärtige Gelehrte lernt, beständig angezogen durch die Parallelen mit der baltischen und mit der padanischen Niederung, mit den westlichen Berg-

Digitized by Google

ländern und Alpen, so wie mit den östlichen Gebieten, die vier Hauptregionen von Oesterreich in einer Weise kennen, wie unseres Wissens noch kein Theil von Mitteleuropa dargestellt wurde. Auf nach Oesterreich, mit eigenen Augen zu sehen, was der Mann hier beschreibt! — muß er ausrufen, nachdem er das Buch geschlossen. Für das gebildete Publikum jenes Landes, aus dem Kerner den größten Schatz an Erfahrungen gezogen hat (S. 1 bis 102), ist es eine schöne Gabe unwillkürlichen Dankes. Ja man möchte vermuthen, daß die Form des Buches vorzüglich bestimmt wurde durch die Rücksicht auf jene Nationalitäten, die durch lyrischen Schwung, durch eine bilderreiche und doch kräftige Sprache für wissenschaftliche Lektüre am sichersten gewonnen werden. Kerner hat, Lenau's und Petöfi's Gedichte in der Tasche, die ungarischen Pußten durchritten und, ausruhend auf den Zsombék-Polstern der Hortobágy-Sümpfe, hat er die schönen Strophen nachgefühlt, in denen der Dichter des „Alföld" die ungarische Niederung besang. Ihm ist die Gabe eigen, mitten im Studium unbekannter Pflanzenformationen (wobei ihn freilich eine sehr bedeutende Artenkenntniß und ein höchst glückliches Gedächtniß der Mühe oftmaligen Sammelns überheben) die ganze Poesie der Landschaft in sich aufzunehmen.

Wenige populäre Schriften botanischen Inhalts möchten sich an wissenschaftlichem Werth und poetischem Reiz mit den Kapiteln „Die Sümpfe" (S. 58) und „Die Pflanzenformationen des trockenen Bodens" (S. 90) messen können.

Mögen die schönen Vegetationsbilder aus der ungarischen Niederung dem Buche Eingang verschaffen in jenen Kreisen, denen die trockene Wissenschaft sonst ferne liegt und denen hier des Wissenswerthen, des Anmuthigen und des praktisch Wichtigen so viel geboten wird! Wenn es die Frauen interessirt zu erfahren, wie ein deutscher Gelehrter dazu kommt, dem gefeierten Lyriker der Theißlandschaft auf dessen eigenstes Gebiet zu folgen, so mögen die Männer beherzigen, was im zehnten Kapitel (S. 76 bis 89 und in den dazu gehörigen Noten S. 288 bis 292) über die Trockenlegung der Sümpfe, über die natürliche Bindung des Flugsandes (S. 96 u. ff.), über Kultur der Pappelwälder (S. 51) und andere volkswirthschaftlich wichtige Punkte gesagt ist.

Allerdings hat der Verfasser schon an einem anderen Orte über die Theißregulirung ausführlich geschrieben und dargethan, wie dieselbe ohne ein durchgreifendes Bewässerungssystem (nach Art der Wasserbauten in China, Aegypten und Alt-Babylon) dem Lande mehr zum Verderben als zum Segen gereichen müsse, doch war es wohl nöthig, die Hauptmomente der Beweisführung hier wieder vorzubringen. Der Gelehrte kann nicht oft und eindringlich genug über Gegenstände sprechen, an denen das Wohl und Wehe von Millionen hängt und die zu beurtheilen er zunächst berufen ist [1].

1 Der Kostenaufwand für die Regulirung der Theiß und ihrer Nebenflüsse wird durch das angedeutete System von Bewässerungskanälen allerdings mehr als verdreifacht. Auch setzt der Betrieb der Landwirthschaft im Bereiche des Kanalsystemes, welches das entsumpfte Land durchdringen muß, „wie das Adernetz ein Baumblatt", eine höchst vollkommene, auf wohlorganisirte Gemeinden gestützte Verwaltung voraus, — Bedingungen, deren Nichterfüllung das größte Nationalwerk Oesterreichs von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf unsere Tage verzögerte und die weitere Aus-

Digitized by Google

Damit haben wir auch die praktische Seite des ersten Hauptstückes aufgeschlagen, und wir glauben Oesterreich glücklich preisen zu dürfen, daß gleich im Beginne seines politischen Frühlings die Früchte zu reifen beginnen, zu denen die Saat kurz nach den erschütternden Stürmen in den lange brach gelegenen Boden gestreut wurde. Nächst den gelehrten Abhandlungen sind Bücher, wie: „Das Pflanzenleben der Donauländer", Lorenz's Quarnero „Der Boden von Wien" und einige andere die wahren Repräsentanten des verbesserten Unterrichtes und des Aufschwunges der Wissenschaften in Oesterreich.

Die Pflanzengeographie und die Geologie stehen selbstverständlich in der innigsten Wechselbeziehung.

Haben die großen Forschungen über die Vegetationsgebiete in der südlichen Hemisphäre wesentlich beigetragen zur vollständigen Darlegung jener letzten Folgerungen aus der geologischen Entwicklungsgeschichte der Organismen, die dem gebildeten Publikum unter dem Namen der Darwinschen Theorie bekannt sind, war es vorzüglich das gründliche Studium der britischen, der canarischen und der westindischen Floren, welche im Zusammenhang mit den paläontologischen Forschungen die Beziehungen erkennen ließen, in denen der Westen der alten Welt zu den atlantischen Regionen und zu den Festländern in den letzten geologischen Perioden der westlichen Halbkugel stand, so ist hinwieder der Pflanzengeograph gebunden an die Resultate der stratigraphischen Forschung und beachtet sie bei der Auffassung der Provinzen, die er in seinem Gebiete verzeichnet, bei den Schlußfolgerungen, die er aus seinen Beobachtungen und mühevollen Literaturstudien zieht.

Als eine der ersten Bearbeitungen von Oesterreichs „Pflanzenformationen", als ein Werk also über Pflanzengeographie im weiteren Sinne, welches nothwendig topographisch vorgeht, wenngleich im großartigsten Maßstabe — hat sich das vorliegende Buch nur beiläufig mit jenen großen Fragen zu beschäftigen, bei deren Untersuchung die Pflanzengeographie und die Geologie Hand in Hand gehen. Ueberhaupt scheint deren Lösung nur durch Monographien über einzelne Sippen oder kleine Familien angebahnt werden zu können. Aus der größten Zahl nahe zusammenliegender Artenmittelpunkte, aus vielen ähnlichen oder zusammenfallenden Verbreitungsumrissen, innerhalb welcher der geologische Bau und die der Ver-

führung desselben noch heute in Frage stellt. Die Zeiten der Pharaonen und der Despotien am Euphrat und Tigris wußten nichts von einer Theiß und von 800 Quadratmeilen Ackerland, die hier ohne Beeinträchtigung des Klima's zu gewinnen sind. — Die Zustände von Belgien, Holland und Friesland lassen sich weder in klimatischer noch in politischer Beziehung auf unsere Theißniederung anwenden. So wird dieselbe wohl noch manches Jahrzehnt auf ihre Kultivirung warten müssen. Auch scheint es uns völlig naturgemäß, daß eine höhere Kultur der fruchtbaren Randzone des ungarischen Beckens und der Hochflächen im Westen der Donau einem Werke vorangehe — jenen Bauten vergleichbar, die durch ihre kolossalen Dimensionen und ihre Zweckmäßigkeit den Alterthumsforscher in Erstaunen setzen.

Die bessere Bewirthschaftung und pachtweise Parzellirung der großen fruchtbaren Güter, die Verbesserung des trockenen Bodens durch naturgemäße Kulturen, die Heranziehung der nordslawischen und der rumänischen Bevölkerung zum organisirten Ackerbau durch Schulen und durch die Einwanderung wohlhabender Landwirthe, die Grundkomplexe von zwei- bis fünfhundert Joch Fläche zu erwerben und zu bewirthschaften vermögen, das sind unseres Erachtens die Ziele, welche die gegenwärtige und die nächste Generation in Ungarn anzustreben hat. Darin scheint uns die sprüchwörtlich gewordene „Kolonisirung von Ungarn" zu beruhen, nicht aber in der Herbeiziehung armer Kolonisten aus dem bannöverschen Seestand oder in der Errichtung von agrikolen Waisenhäusern, die vor nicht langer Zeit von einem großen Journal empfohlen wurde.

Digitized by Google

breitung günstige oder ungünstige Gestaltung der Festländer in der betreffenden geologischen Periode wesentlich in Betracht kommen, werden sich dann die Grenzen ganzer Vegetationsgebiete ergeben.

Wenn die Wissenschaft endlich über viele Monographien, wie z. B. die von D. Stur über das Genus Astrantia (1860) publizirte, wird verfügen können, dann wird die Pflanzengeographie des östlichen Europa's den Stand der Kenntnisse über den Westen unseres Welttheiles nicht nur erreicht, sondern sie muß ihn, Dank den günstigeren Kontinentalverhältnissen, weit überholt haben. Bis dahin bleiben alle umfassenden Vegetationsgrenzen, wenn sie auch von den größten Botanikern unserer Zeit herrühren, hypothetische Linien. So wissen wir nicht recht, was wir mit der Linie anfangen sollen, die der Verfasser „aus dem südöstlichen Rußland an den östlichen und südlichen Flügel des böhmisch-mährischen Gebirgssystems und von da nach der Südschweiz und in die Pyrenäen" als die Grenze zweier „seit längstvergangenen Perioden" geschiedener Gebiete zieht, „deren verschiedene Thier- und Pflanzenwelten auch auf einen seit urältester Zeit bestehenden klimatischen Gegensatz schließen lassen" (S. 92). Ist sie eine Grenzberichtigung der alten Schouwschen Vegetationsreiche, oder eine Emendation von A. de Condolle's Vegetationsgrenzen? Soll dadurch nur der eigenthümlichen Natur der pontischen Steppen und des ungarischen Tieflandes Rechnung getragen werden? Aus den vom Verfasser mitgetheilten Erörterungen scheint das letztere hervorzugehen, indem er auf den klimatischen Gegensatz zwischen der baltischen Niederung und der südlichen Steppe den ganzen Nachdruck legt, und daraus (mit vollem Recht) den auffallenden Gegensatz in den beiderseitigen Massenvegetationen (Pflanzenformationsreihen) folgert.

Doch wollen wir dem Verfasser ob der Unklarheit des Ausdruckes, der uns zweifeln ließ, ob er mit jener Linie eine geographisch-geologische Hauptgrenze oder eine klimatische Scheidelinie für sein ungarisches Tiefland gezogen wissen will, keinen ernstlichen Vorwurf machen. Die populäre Sprache des Buches mag es ihm nicht erlaubt haben, sich darüber näher zu erklären, was er hier unter „urältester Zeit" verstand und wie er die geologisch erwiesene Existenz einer Reihe von großen Wasserbecken zwischen dem Aralsee und Wien mit der gegenwärtigen Steppenflora in Verbindung bringen will, vorausgesetzt daß er unter jener urältesten Zeit die letzten Stadien der Miocenperiode gemeint hat, und die bezeichnete Linie als die äußerste Umrandung der gleichartigen Ablagerungen aus eben dieser Zeit betrachtet. Mehr entschieden und vollkommen eingedenk der geologischen Verpflichtungen des Pflanzengeographen spricht er sich über die Bedeutung dieser Linie aus (S. 91), da wo sie die Donau schneidet, „im Thale der Wachau und im Thale des Traisenflusses, wo einst König Etzel, umgeben von den Fürsten seines östlichen Steppenvolkes, die aus dem Westen kommende Burgunder-Fürstin Chrimhilde empfing". Hier ist sie die vom Verfasser selber beobachtete Westgrenze, welche von den pannonischen Steppenpflanzen bisher nicht überschritten wurde und welche, wie er nachdrücklich betont, beinahe zusammenfällt mit der äußersten Verbreitung

Digitized by Google

der aralokaspischen Fauna, die am Schlusse der Miocenperiode unsere ausgesüßten Becken bewohnte [1]. Allerdings wird dieser großen geologischen Thatsache, wir meinen der vom Beginne des zweiten Zeitraumes unserer Miocenbildung an bis zum Schlusse derselben stattgehabten Kommunikation unserer Becken mit dem fernen Osten, volle Rechnung zu tragen sein bei allen pflanzengeographischen Untersuchungen über die pannonische Flora, — gleichviel ob es nach den durchgreifenden Veränderungen, welche die Diluvialperiode auf dem asiatisch-europäischen Boden hervorgebracht hat, gelingen wird oder nicht, die Verbreitungsbezirke einiger oder vieler Sippen von den Umgebungen des Kaspi- und des Aralsee's an bis in das ungarische Becken oder gar bis an die Vorstädte von Wien auszudehnen und ihre vordiluvialen Mittelpunkte im Norden oder im Osten des heutigen Pontus nachzuweisen. Doch scheint uns die Verbreitung der Miocenablagerungen, welche durch jene Süßwasserfauna und durch den (von Prof. Sueß nachgewiesenen) Wechsel in der Landthierbevölkerung charakterisirt sind, mit der Westgrenze der pannonischen Flora nur hinsichtlich der Terraingestaltung in ursächlichem Zusammenhang zu stehen. Die Süßwasserstufe unserer Miocenformation erfüllt den inneren Raum des Wiener Beckens, dringt aber keineswegs ins Tullner und ins mährische Becken vor. Auch in der steiermärkischen Bucht scheint sie eine geringfügige Rolle zu spielen. Sie wird also bei weitem überschritten von der pannonischen Flora, deren weiterem Vordringen — wie der Verfasser im dritten Abschnitte sehr gründlich darthut — nur durch die orographischen und klimatischen Verhältnisse des Donauthales oberhalb Krems und durch die Nähe der Alpen Einhalt gethan ist.

Dergleichen Erörterungen sind nicht Gegenstand eines Buches, wo es sich um die Darstellung der gegenwärtig an Ort und Stelle lebenden „Pflanzenformationen" handelt, doch sind wir dem Verfasser für die Andeutungen, mit welchen er über die Grenzen seines Buches hinausgreift, viel mehr zu Danke verpflichtet, als daß wir ihn darob tadeln möchten. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß unsere kenntnißreichen Botaniker jetzt schon Ziele ins Auge fassen, welche die Wissenschaft in ferner Zukunft wirklich erreichen wird.

(Schluß folgt.)

Die Erscheinungen der sogenannten „Eiszeit" und deren naturgemäße Erklärung.

II.

Ein Blick auf eine Isothermen-Karte belehrt uns, wie äußerst ungleich die mittlere Jahrestemperatur an verschiedenen Orten desselben Breitegrades ist.

[1] Der Verfasser stützt sich hierbei offenbar auf Fr. v. Hauers wichtige Abhandlung über die Verbreitung der Kongerienschichten in Oesterreich (Jahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt. 1860).

Digitized by Google

Vergleichen wir in dieser Beziehung das nördliche Europa mit Nordamerika und Nordasien, so ergibt sich, daß es bei gleicher geographischer Breite in Europa stets wärmer ist, als in Amerika und Asien. Die Linie von 0 Grad mittlerer Jahreswärme z. B. zieht sich vom Nordcap aus 70 Grad nördlicher Breite gegen Osten und Westen tief herab und erreicht auf dem nordamerikanischen Festlande und in Asien sogar die Breite von 55 Grad, um sich dann im großen Ozean gegen die Behringsstraße zu wieder bis auf etwa 60 Grad zu heben. Noch weit extremer sind die Temperaturunterschiede auf gleicher Breite oder die Biegungen der Linie von 0 Grad, wenn man nur die mittlere Temperatur der Wintermonate, etwa des Jänner, berücksichtigt. Mit anderen Worten: wir haben auf der nördlichen Hemisphäre etwa vom fünfzigsten Breitegrad an, neben einander vier klimatisch von einander geschiedene Gebiete, zwei kalte kontinentale Gebiete im nördlichen Asien und im nördlichen Amerika und zwei wärmere ozeanische Gebiete im atlantischen Ozean mit dem westlichen Europa und im großen Ozean. In den kälteren Gebieten ist für jeden Ort die mittlere Jahrestemperatur im Allgemeinen niedriger als die „normale Temperatur des Parallels“ (im Sinne Dove's), in den wärmeren Gebieten aber höher.

Am auffallendsten sind diese anomalen Temperaturverhältnisse im nordwestlichen Europa. Die britischen Inseln und die skandinavische Halbinsel speziell sind hinsichtlich der Wärmeverhältnisse so sehr begünstigt, daß ihre mittlere Jahrestemperatur die normale Temperatur ihrer Breitenlage um 5 bis 7 Grad R. übertrifft. In Norwegen beträgt dieses Plus im Winter sogar 12 bis 14 Grad R., und selbst im Sommer noch 1 bis 2 Grad R. (vergl. die thermischen Isonomalen nach Dove), so daß es auf der ganzen Erde im Verhältniß zum Breitegrad kein wärmeres Land gibt als Norwegen mit seinem warmen Sommer und gelinden Winter.

Niemand wird bezweifeln wollen, daß das nordwestliche Europa diese ganz exzeptionellen klimatischen Verhältnisse einzig und allein der gegenwärtigen Konfiguration von Meer und Land und den dadurch bedingten Luft- und Meeresströmungen verdankt. Es ist eine allbekannte Thatsache, daß der Golfstrom, überhaupt die ganze Meeresströmung, welche vom Aequator und dem mexikanischen Meerbusen her warmes Wasser den westlichen Küsten des nordischen Europa's zuführt, diese Küsten dadurch erwärmt. Die britischen Inseln und Skandinavien verdanken vorzüglich dem wärmenden Einfluß des Golfstromes ihr mildes Klima und unter dem Einfluß dieser Meeresströmung ist das nördliche Europa durch ein eisfreies Meer von dem Gürtel des Polareises getrennt. Selbst in der kältesten Jahreszeit erreicht die Grenze des Polareises nicht die europäische Küste, so daß man mitten im Winter vom Nordcap nach Spitzbergen fahren kann. Der Golfstrom also ist der eine Wärmefaktor, und Hopkins hat berechnet, daß ohne ihn die mittlere Jahrestemperatur des nordwestlichen Europa's um 4 bis 5 Grad R. niedriger sein würde. Einen zweiten Wärmefaktor kennt jeder Bewohner westeuropäischer Länder in den Südwestwinden, welche die äquatoriale Luft nach dem

Digitized by Google

Norden bringen, und in dem warmen Südwind, der als „Sirocco“ oder als „Föhn“ über die Alpen weht und bis in den Norden Europa's fühlbar ist. Dieser Wind kommt übers mittelländische Meer aus den heißen Sandwüsten Afrika's, aus der Sahara. Wo solche Wärmefaktoren fehlen, wie in Grönland, da sehen wir das Land in der gleichen Breite (60 bis 70 Grad) mit dem nördlichen Schweden und Norwegen von ewigem Schnee und von Gletschern bedeckt, da herrscht die Eiszeit im vollen Sinne des Wortes, während wir jetzt in Norwegen höher als 70 Grad gehen müssen, um einem Gletscher zu begegnen, der bis in das Meer herabsteigt.

Niemand wird daher leugnen können, daß bei einer anderen Vertheilung von Wasser und Land, welche den warmen Luft- und Meeresströmungen eine andere Richtung gibt, d. h. daß ohne Golfstrom und ohne Föhn das Klima des nordwestlichen Europa's sich ganz und gar ändern müßte, und daß darin der naturgemäße Erklärungsgrund für die einstige Gletscherperiode der britischen Inseln, Skandinaviens und der Alpen zu finden ist.

Wir haben auseinandergesetzt, wie sich aus den Beobachtungen ergibt, daß während der mit großartigen Schwankungen im Niveau der Landmassen verbundenen Eiszeit die britischen Inseln und Skandinavien von einem Eismeer umfluthet waren, in welchem arktische Seethiere lebten, die jetzt an denselben Küsten längst anderen Arten Platz gemacht haben, welche, mit der warmen Meeresströmung von Süden kommend, jene ersetzten. Der Golfstrom hat also zur Eiszeit die Gestade der britischen Inseln und Norwegens nicht bespült. Dieses Resultat wird merkwürdiger Weise von einer ganz anderen Seite her durch eine Reihe ganz anderer Beobachtungen gleichfalls bestätigt.

Die Untersuchungen Heers u. A. über die Fauna und Flora von Madeira, so wie über die in den jüngeren Tertiärschichten begrabenen Pflanzen und Thiere haben nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit die Existenz eines Landes nachgewiesen, welches die Azoren und die Westküste Portugals und Marokko's mit dem südlichen Theile des nordamerikanischen Festlandes verband. Der Schluß, welcher zu der Existenz dieser „Atlantis“ führt, beruht hauptsächlich auf der Aehnlichkeit und Gleichheit der Floren und Faunen jener Länder mit denen Nordamerika's. Wenn aber die Schlüsse Heers richtig sind, so existirte dieses Querland, welches jede südliche Meeresströmung abschneiden mußte, bis in die Diluvialzeit und erst während derselben wurde die Verbindung zwischen südlichem und nördlichem Meere durch das Untersinken der Atlantis hergestellt.

Was die Sahara anbelangt, so wissen wir aus den Bohrungen Laurents, aus den dort beobachteten Salzkrusten und den im Sande gefundenen Muscheln, daß diese Sandwüste in der jüngsten Tertiärzeit noch ein Meer war, daß vom Golfe von Gabes sich ein Meeresarm ins Land hereinzog, welcher das Mittelmeer mit dem senegambischen Gestade verband. Die Sahara, die Quelle des Föhn, war also ein Meer und die Austrocknung des Saharameeres fällt in eine Zeit, welche der jetzigen Gestaltung der Erdoberfläche unmittelbar vorherging. Prof. Sueß hat

Digitized by Google

erst kürzlich in einer Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt (20. Jänner) eine Reihe höchst interessanter darauf bezüglicher Thatsachen mitgetheilt.

So sehen wir, wie sich alle auf verschiedenem Wege gewonnenen Resultate und Schlußfolgerungen zu einem vollständigen Bilde zusammen reihen. Die Gletscherperiode von Skandinavien, Schottland, Irland und Wales begann zur Zeit einer wahrscheinlich sehr bedeutenden Bodenerhebung. Die jetzigen Wärmefaktoren fehlten, dagegen bespülten kalte arktische Meeresströmungen die Küsten. Das Klima war daher kalt und feucht, und das Land in Eis gehüllt. Der Boden senkte sich allmälig, die allgemeine Eisdecke spaltete sich in einzelne Gletscher, welche die großen Thäler bis zu ihrer Ausmündung erfüllten und die Blöcke mit sich führten, die dann auf Eisschollen weiter geflößt wurden. Die Trockenlegung der Sahara, der Durchbruch der Meere durch Versenkung der Atlantis lieferten die beiden Wärmefaktoren des jetzigen Klima's und diesen beiden Vorgängen, die im Norden mit abermaligen Hebungen und Senkungen verbunden waren, entspricht der Rückzug des Eismeeres und die Trockenlegung des Landes zwischen der Ostsee und dem weißen Meer. So wurde allmälig die jetzige Zeit herbeigeführt, wo nur im äußersten Norden die Gletscher bis ans Meer reichen, in der Tiefe der Thäler aber ein mildes Klima herrscht.

Was die Alpen betrifft, so weiß man, welche Verheerungen der Föhn in den Schnee- und Eismassen der Firnfelder und der Gletscher anrichtet, und mag sich vorstellen, um wie viel beide anwachsen mußten zu einer Zeit, als der Föhn noch nicht wehte. Nimmt man dazu, wie schon Charpentier annehmen zu müssen glaubte, eine ursprünglich bedeutendere Höhe der Alpen, ein kälteres und feuchteres Klima, wie es die Nähe des Eismeeres bedingte, so hat man Gründe genug zur Erklärung der großen Diluvialgletscher der Alpen. Wie sehr namentlich ein feuchtes Klima mit häufigen und starken Niederschlägen das Anwachsen der Gletscher befördert, das beweisen die gewaltigen Gletscher der neuseeländischen Alpen und Patagoniens in Breiten von 42 bis 44 Grad. Ja Oberstlieutenant v. Sonklar (vergl. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft 1861) hat berechnet, daß die Gletscher der Alpen um das fünfunddreißigfache ihres heutigen Volumens anwachsen würden und daß die ewige Schneegränze auf 3600 Fuß herabsinken müßte, wenn die jährlichen Niederschläge in den Alpen nur fünfmal größer wären als jetzt. Noch heutzutage ist in den Schweizeralpen nicht bloß die Summe der jährlichen, sondern auch die relative Menge der winterlichen Niederschläge namhaft größer als in den östlichen Alpen, weßhalb auch dort bei gleich großen Firnfeldern die eigentlichen Gletscher größer und länger sind, wie hier.

Verlassen wir aber nun Europa und wenden wir uns nach Nordamerika.

Dr. F. v. Hochstetter.

Digitized by Google

Die Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Th. Von diesen Mittheilungen sind bisher drei Hefte erschienen. Sie enthalten allerdings noch großentheils Vereinsangelegenheiten, geschäftliche Mittheilungen, Mitgliederverzeichnisse u. dgl., aber auch schon einige historische, statistische Abhandlungen und Literaturanzeigen. Diese ersten Lebenszeichen des Vereines verdienen auch außerhalb des Kreises seiner Wirksamkeit um so mehr Beachtung, je größer die Theilnahme war, mit der jeder Deutschgesinnte, selbst ohne ein böhmisches Landeskind zu sein, dessen Gründung und Verbreitung beobachtete. Wer sich vergegenwärtigt, wie schwer wir Deutsche überhaupt und die deutschen Böhmen insbesondere zu einem Zusammenschlusse zu bringen sind, wird den ersten schweren Schritt hierzu und das Verdienst der jungen Männer, die denselben gethan haben, gebührend zu würdigen wissen. Daß aber dieser erste Schritt zur Vereinigung auf einem theoretischen, ja wissenschaftlichen Gebiete geschah, mag theils in unseren politischen Zuständen, theils in der deutschen Natur liegen, die nun schon einmal auf Gelehrsamkeit magnetisch reagirt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, auf die gefährliche Zwitterstellung einzugehen, in welche sich der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" von vornherein begeben hat, indem er einerseits das Parteiorgan einer großen Menge, andererseits das wissenschaftliche Terrain für Fachmänner abgeben soll. Verträgt nun gerade die echte Geschichtsforschung am wenigsten eine äußere Parteidisziplin, so wird es wiederum schwer werden, für ihre würdige Haltung das Interesse des größeren Publikums warm zu erhalten. Diese und ähnliche Schwierigkeiten hat die Vereinsleitung sicherlich schon in Betracht gezogen, und Namen, die an der Spitze stehen, bürgen für eine mögliche Umschiffung solcher Klippen. Auf Grund der bisherigen „Mittheilungen" gestatten wir uns hier nur einige Bemerkungen rein wissenschaftlicher, literarischer Natur. Wir fühlen uns dazu berechtigt, ja dazu gedrängt durch die lebhaften Wünsche, die wir für das fruchtbringende Gedeihen des jungen Vereines hegen.

Gewiß ist ein verfrühter Abortus keinem Dinge nachtheiliger, als der Kritik, die gar leicht als Wechselbalg erscheint. Wir glauben uns aber einer solchen Frühkritik nicht schuldig zu machen, wenn wir so bald wie möglich einige Bedenken gegen die Publikationen des „Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" erheben. In der Stimme, die unumwunden auch die unwillkommene Wahrheit sagt, wird man keinen Feind, keinen latenten Čechen vermuthen. Gelingt es uns aber, auf einige Uebelstände im Keime aufmerksam zu machen und dem Fortwuchern derselben im größeren Maßstabe vorzubeugen, dann hat der Mohr seine Arbeit gethan.

Uebergehen wir die Aufsätze, welche mehr blos oratorische, darstellende aufklärende Zwecke verfolgen, so erscheinen insbesondere „Der Bauernaufstand der Herrschaft Hainspach im Jahre 1680" und „Das Lutherthum in Karbitz" im dritten Hefte als neue historische Beiträge. Jeder Leser, der nicht zufällig in Hainspach

Digitized by Google

oder Karbitz das Licht der Welt erblickte, wird diese beiden, nunmehr historischen Orte etwas länger auf der Landkarte suchen müssen. Stammt er aber zufällig von da, dann wird er gewiß mit großem Interesse eine der beiden Abhandlungen lesen. Wer aber mit uns glaubt, daß nicht Alles, was überhaupt geschehen ist, Geschichte ist, wird die Stoffe, auch wenn dieselben „nach Urkunden" gearbeitet sind, für zu mager, die Thatsachen für zu unwichtig halten, als daß sie den Mittelpunkt für eine historische Darstellung abgeben könnten. Auch wenn man noch so sehr in Lokal- und Spezialforschung eingeht, so werden doch die Urkundenregesten der Herrschaft Hainspach und das Pfarrerverzeichniß von Karbitz in einer weniger anspruchsvollen Form in den Publikationen des Vereines auftreten müssen. So kleine Details durch die nöthige Anknüpfung an die großen Zeitereignisse historisch zu beleben und einer förmlichen Abhandlung fähig zu machen, wäre sicher auch für einen eminenten Darsteller ein Kunststück. Diese positiven Einzelnheiten mögen der belletristischen Verwerthung dienlich sein, kaum aber der wissenschaftlichen.

„Der Bauernaufstand der Herrschaft Hainspach im Jahre 1680, nach Urkunden" fordert durch seinen gelehrten Anstrich zur näheren Betrachtung auf. Umsonst aber suchen wir uns von der Wichtigkeit der hier so eingehend behandelten Thatsachen zu überzeugen. Im Gegentheile erfahren wir, daß der Sturm im Glas Wasser eigentlich kein rechter Sturm war, daß der Aufstand eigentlich mehr versucht als bewerkstelligt wurde. Losgelöst von der allgemeinen Bauernbewegung jener Jahre, die freilich von Časlau ausging, hat des Verfassers „Revolution in Hainspach", die alsbald mit der Hinrichtung zweier sicheren Bauern endigte, keinen rechten Sinn. Sie erhält denselben auch nicht durch die Moral: „Man darf sich über das Urtheil der Kommission keinesfalls verwundern, denn strenge genommen hatte sie das Recht, alle Jene, die auch nur an Einer Vergatterung Antheil genommen hatten, zum Tode zu verurtheilen", und ebensowenig durch eine schließliche Anmerkung, welche genau angibt, wie viele Unglücksgefährten der Hainspacher je in den umliegenden deutschen Bezirken gehenkt, geköpft und gerädert wurden.

In solchen Dingen jedoch, in historischer Methode und Auffassung können die Meinungen auseinandergehen; darüber läßt sich streiten. Wichtiger sind gerade in diesem Falle Mängel in der äußeren Form. Der Verfasser hat auch Urkunden in den Text aufgenommen, aber in einer Fassung, die sowohl der modernen Kritik, wie dem Bedürfnisse des lesenden Publikums schnurstraks zuwiderläuft. Für eine so späte Zeit, wie das Ende des 17. Jahrhunderts, ist durchaus keine Veranlassung, eine Urkunde mit paläographischer Genauigkeit und allen Inkonsequenzen der bäuerlichen Orthographie wiederzugeben. Wer wird drucken lassen: „gdige obrigkeit", „Ihr Mayst", „Handels leuthen" neben „garn Handler", „das Sambbentl. armen unterthanen" u. s. f., während jeder fremdartige oder dialektische Ausdruck, wie das oft gebrauchte „Vergatterung" ohne sprachliche Erklärung bleibt. So können wir die Begriffe von historischer Treue, geschweige denn von populärer Geschichtschreibung nicht verstehen [1].

1 Wir theilen die Bemerkungen vollständig, welche von unserem verehrten Mitarbeiter über die Art gemacht werden, wie von Seite des Prager Vereines Urkunden publizirt werden, müssen aber bemerken und zur Entschuldigung

Digitized by Google

Ein derartiger Abdruck mag zwar bequem sein, aber zuverlässig erscheint er gerade am allerwenigsten. Die Sache der Herausgeber ist es in solchen Fällen, eine leidliche, angemessene Schreibung herzustellen und durchzuführen, sonst wird das Ganze nichts als eine höhere Setzerarbeit.

Bei dem Umstande, daß das Hauptverdienst des Vereines in der Herausgabe von Quellen und Urkunden bestehen soll, müssen solche Mängel von Anfang an ernstlich getadelt werden. Der Verein hat ja eine sprachliche Sektion, deren Sache es sein wird, darüber, wie über die Redaktion der Druckschriften überhaupt zu wachen. Daß sie es bisher noch nicht gethan, beweist der Umstand, daß der Verfasser des besagten Aufsatzes laut Geschäftsbericht gerade Schriftführer dieser Sektion ist. Dem gegenüber und in Anbetracht der deutschen Repräsentanz des Vereines in Böhmen möchten wir noch auf Stylisirungen aufmerksam machen, wie: „Schwartzenfeld konnte mit Ausnahme über Nikolsdorf nur Gutes berichten. Die Nikolsdorfer aber" ꝛc. „Daß die Bauernrevolution ... ihren Grund in der übermäßigen Bedrückung der Unterthanen durch Robotdienste zu suchen hat u. dgl.

Hoffentlich fallen diese und alle anderen Lapsus calami nur auf Rechnung des schweren Anfanges, der Verein probirt eben erst seine Federn. Was würde sonst der treffliche deutsche Schriftsteller, der Čeche Palacky dazu sagen, er, der sich die Fortschritte deutscher Geschichtswissenschaft in so hohem Grade zu eigen machte! Gegenüber den Errungenschaften der deutschen historischen Schule in Kritik und Methode darf für den „Verein" keine geistige Zollschranke existiren, nachdem die slawische Geschichtsforschung im Lande davon bereits ausgedehnten Gebrauch gemacht hat. Mit dem bloßen Negiren der anderen Partei ist natürlich nichts gethan, nur in ehrenvollen Thaten kann man ihr das Gleichgewicht halten. Niemand zweifelt, daß dies in der Macht der deutschen Gelehrsamkeit liege. Der Verein darf sich daher nicht die geringste Blöße geben, nirgends behaglicher Selbstgenügsamkeit Spielraum gewähren, will er anders über die Provinzialgrenzen und die Dauer seines Bestehens hinaus fruchtbringend für echte Geschichtskunde wirken.

Sind nun auch die „Mittheilungen" vorzüglich für einen größeren und stets sich vergrößernden Kreis von Mitgliedern bestimmt, so sind dieselben doch nicht von der gewissenhaften Fürsorge der Fachmänner auszuschließen. Vielmehr haben dieselben als das fortwährende Bindemittel des weitverzweigten „Vereines" für diesen noch eine besondere Wichtigkeit, und die tüchtige Leitung desselben wird

der jungen Gesellschaft hinzufügen, daß das unsystematische und unkorrekte Publiziren von Urkunden in Oesterreich keine vereinzelte, sondern im Gegentheile eine Erscheinung ist, die selbst dort vorkommt, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. Würde unser wissenschaftliches Leben nicht so jung sein, als es der Fall ist, wäre den historischen Studien seit längerer Zeit eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, der Kritik ein freierer Spielraum und Männern vom Fach ein größerer Einfluß gestattet worden, die Dinge würden sich anders gestaltet haben, und die Prinzipien, nach welchen Urkunden publizirt werden sollen, würden nicht so häufig hintangesetzt werden. Hoffentlich wird dies in der nächsten Zeit besser sein. Denn es scheint doch, wenn auch langsam, der Augenblick heranzukommen, in dem das historische Studium im Großen, und insbesondere das Archivwesen mit anderen Augen angesehen wird, als dies bisher geschehen. Der niederösterreichische Landtag hat in der wichtigen Angelegenheit des Landesarchives — eine Angelegenheit, die mit der angeregten Frage in innigstem Zusammenhange steht — einen ersten Schritt gethan und wird hoffentlich einen zweiten — durch Zuweisung des historischen Archivtheiles an einen wissenschaftlich geschulten Fachmann — zu thun, bei passender Gelegenheit nicht unterlassen. A. d. R.

Digitized by Google

stets dafür sorgen müssen, daß man auch in den „Mittheilungen" nicht auftrete, ohne zuvor die entsprechende geistige Toilette gemacht zu haben.

Franz Xaver Zippe.

Der 22. Februar 1863 war der Todestag eines Mannes, dessen Name noch lange forttönen wird in allen Kreisen, die überhaupt der einzelnen Menschenkraft vergönnt sind, um sich zu ziehen. Er wird fortleben nicht nur im trauernden Herzen seiner Familie, im dankbaren Andenken der Bewohner seiner Heimath und in der ehrenden Anerkennung seiner Verdienste um das Vaterland, sondern auch in dem weitesten Kreise, der alle Völkerstämme umschließt und über alle Ländergrenzen hinausreicht, im Kreise nämlich der Wissenschaft. Seinem Andenken seien die folgenden Zeilen geweiht.

Franz X. Max. Zippe, Ehrendoktor der Philosophie und Medizin, Professor der Mineralogie an der Universität zu Wien, Ritter des kaiserlichen Franz Joseph-Ordens, k. k. Regierungsrath, wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und vieler in- und ausländischen Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitglied, war am 15. Jänner 1791 geboren zu Falkenau im Leitmeritzer Kreise Böhmens und widmete sich nach zurückgelegten philosophischen Studien alsbald den Naturwissenschaften. Zu diesem Behufe hörte er am ständischen technischen Institute zu Prag in den Jahren 1814 und 1815 die Vorlesungen über Chemie und fand zugleich durch den damaligen Professor Neumann Gelegenheit zur Ausbildung in der Mineralogie. Im Jahre 1820 wurde er Adjunkt der Chemie am genannten Institute und verblieb in dieser Stellung durch vier Jahre. Während dieser Zeit erhielt er die Bewilligung zur Abhaltung von außerordentlichen Vorträgen über Mineralogie und Geognosie in demselben Institute. Im Jahre 1823 wurde er an dem neu errichteten vaterländischen Museum von Böhmen als Kustos der Mineralien- und Petrefakten-Sammlungen angestellt, setzte aber zugleich seine Vorträge fort, bis er im Jahre 1835 zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Waarenkunde daselbst ernannt wurde. Diese Stelle versah er bis Ende des Schuljahres 1849; noch im August wurde er aber zum Direktor der neu geschaffenen Montan-Lehranstalt zu Přibram ernannt und im November desselben Jahres zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Wiener Universität; jedoch mit der Verpflichtung, die Errichtung der Přibramer Bergakademie und ihre Leitung im ersten Jahre ihres Bestandes zu übernehmen. Im Jahre 1850 trat er sein Lehramt in Wien an und noch im selben Jahre erhielt er den Titel und Rang eines k. k. Regierungsrathes. Bei seiner Ernennung zum Professor am ständischen Institute behielt er die Stelle als Kustos am böhmischen Museum bei, jedoch mit Verzichtleistung auf den bezogenen Gehalt. Im Jahre 1842 wurde er von der patriotisch-

Digitized by Google

ökonomischen Gesellschaft zum beständigen Sekretär gewählt, welche Stelle er bis zu seinem Abgange von Prag beibehielt. — Seit 1854 leitete er als Direktor der Prüfungskommission die Lehramtsprüfungen der Kandidaten für Realschulen.

Zippe erwarb sich eben so große Verdienste um die Förderung der Mineralogie im Allgemeinen, wie um die mineralogische und geognostische Kenntniß Böhmens insbesondere. Er bildete mit Kaspar Grafen von Sternberg, Corda, Steinmann und Preßl einen Kreis von Gelehrten, die in Prag während des zweiten bis vierten Dezenniums unseres Jahrhunderts für die Naturwissenschaften eine blühende Periode hervorriefen. Sie war zugleich die Blüthezeit des böhmischen Museums, da die genannten Männer für die Gründung, Organisirung und Bereicherung des Museums in naturhistorischer Beziehung in hohem Grade thätig waren, damals noch unbeirrt von den hemmenden Einflüssen, welche später der mehr und mehr auftauchende Nationalitätenzwist der wissenschaftlichen Entwicklung entgegensetzte. Zippe's große Thätigkeit in dieser Richtung bezeugen noch jetzt die trefflichen mineralogischen Sammlungen; in ihnen spiegelt sich sein wissenschaftlicher Geist klar ab. Wenn auch die systematische Mineraliensammlung des böhmischen Museums von vielen anderen in Zahl und Kostbarkeit der Exemplare übertroffen wird, so überragt sie doch die meisten durch geistvolle Anordnung. Diese liefert zugleich einen augenscheinlichen Beweis von den Vorzügen, welche der Mohsischen Methode für den Unterricht in der Mineralogie eigen sind.

Noch werthvoller erscheint Zippe's böhmische Lokalsammlung, die er mit unsäglicher Mühe aus zahlreichen älteren Sammlungen in großentheils vortrefflichen Exemplaren und ganzen Reihen zusammenstellte. Durch ihn wurde hierbei mancher Schatz erhalten, der vereinzelt und zerstreut der Wissenschaft verloren gegangen wäre. Diese Sammlung ist nach den einzelnen Fundstätten geordnet, welche selbst wieder nach den böhmischen Gebirgszügen an einander gereiht wurden. Parallel dieser topographischen Anordnung der Mineralien läuft eine reiche Suite der sie einschließenden Gebirgssteine, welche Zippe bei seinen zahllosen Bereisungen der verschiedenen Gegenden Böhmens sammelte. Auf diesem Wege gelangte Zippe zu einer so umfassenden Kenntniß der mineralogischen Beschaffenheit Böhmens, wie sie vor ihm Niemand besaß. Leider hat er sie in keinem seiner Werke in vollkommenem Zusammenhange niedergelegt. Am vollständigsten ist sie, wenigstens dem beschreibenden Theile nach, in sechs fortlaufenden Abhandlungen entwickelt, welche unter dem Titel: „Die Mineralien Böhmens nach ihren gemeinschaftlichen geognostischen Verhältnissen geordnet und beschrieben" in den Verhandlungen des böhmischen Museums von den Jahren 1837 bis 1842 erschienen sind. Dieselben enthalten eine Fülle neuer bis dahin unbekannter Daten und gaben zuerst ein vollständiges Bild des früher mehr geahnten als gekannten Mineralreichthumes von Böhmen. Außer diesen lieferte aber Zippe auch noch in anderen zahlreichen kleineren Schriften wichtige Beiträge zur Mineralkenntniß Böhmens.

Nicht minder groß waren Zippe's Verdienste um die Kenntniß der geognostischen Verhältnisse Böhmens, die er sich bei seinen zahlreichen Bereisungen erwarb.

Digitized by Google

Die hierdurch gewonnenen Resultate trug er auf die Kreilichschen Kreiskarten Böhmens auf und entwarf auf diese Weise die erste geognostische Karte von Böhmen, die leider in einem zu kleinen Maßstabe angelegt war und durch Ungunst der Zeitverhältnisse nicht veröffentlicht wurde. Sie blieb unbenützt und ungekannt liegen, bis in Folge der mittlerweile riesig fortschreitenden Geologie und Paläontologie ihre Publikation nicht mehr zeitgemäß gewesen wäre. Dennoch leisteten die einzelnen geognostischen illuminirten Kreiskarten bei der späteren Aufnahme Böhmens von Seite der geologischen Reichsanstalt wesentliche Dienste. Zippe war überhaupt der erste, der, und zwar schon im Jahre 1831, eine allgemeine Uebersicht der Gebirgsformation Böhmens gab. Außerdem lieferte er aber noch viele wichtige Beiträge, insbesondere in den sechszehn Bänden von J. Sommers „Topographie Böhmens", in welchem Werke nicht blos die reichlichen geognostischen Angaben von ihm stammen, sondern auch die vollständige topographische Beschreibung von 135 Dominien die Frucht seines Fleißes ist.

Aber nicht nur auf die vaterländische Naturkunde beschränken sich Zippe's Verdienste, sondern er trug auch wesentlich zur Förderung der mineralogischen Wissenschaft im Allgemeinen bei. Als einer der hervorragendsten und treuesten Anhänger von Mohs suchte er dessen System durch Wort und Schrift eifrigst zu verbreiten. Mohs selbst vertraute ihm die Bearbeitung des zweiten Theiles seiner „Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreiches", die Physiographie enthaltend, an, und Zippe hielt sich hierbei noch streng innerhalb der Grenzen, welche Mohs selbst für sein System gezogen hatte. Bedeutend erweitert wurden aber jene durch die im Jahre 1858 erschienene „Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems", in welcher zugleich Zippe mehr als er vielleicht zugestehen mochte aus dem etwas zu knappen Rahmen des ursprünglichen Mohsschen Systemes heraustritt, indem er einen Theil der von Mohs aus der Reihe der naturhistorischen Merkmale ausgeschlossenen chemischen Kennzeichen in den Kreis derselben einbezog. Wenn er in dieser Richtung noch nicht weiter ging, so hat dies seinen Grund nicht im starren Festhalten an liebgewordenem Alten, sondern in einem hohen Grade von Pietät gegen den hochverehrten und vielfach ungerecht angefeindeten Lehrer und Meister Mohs, so wie auch in dem lebhaften Streben, die Mineralogie als selbstständige Wissenschaft rein zu erhalten und sie nicht zum bloßen Anhängsel anderer Wissenschaften herabwürdigen zu lassen. Und gerade dieses Streben wird im Vereine mit seinen vielfachen Leistungen ihm stets einen Ehrenplatz unter den ausgezeichnetsten Vertretern der Mineralogie anweisen.

Daß Zippe auch in seinem Wirkungskreise als Lehrer bis an die Neige seines Lebens eben so geachtet als beliebt war, davon gab noch zuletzt der Schrecken und die Trauer Zeugniß, welche seine Schüler bei der unerwarteten Kunde seines rasch erfolgten Todes ungeheuchelt zur Schau trugen. Die Achtung vor dem Manne der Wissenschaft war, wie die Anhänglichkeit an ihn seiner Milde und Freundlichkeit wegen, zum Erbtheile der studirenden Jugend geworden; denn auch die Gemüthsseite Zippe's war nicht ärmer als seine geistige ausgestattet. Er hing bis an sein

Digitized by Google

Ende mit Liebe an der Wiege seiner Heimath und bewährte sie auch durch Thaten. Der Lehrer an der Hochschule Wiens gedachte selbst in trüben Zeiten des armen Lehrers und der Schulkinder seines stillen Gebirgsdorfes in milden Stiftungen, deren Betrag um so höher anzuschlagen ist, als er das Ersparniß eines Mannes war, der unbemittelt und bloß von den Früchten seines Fleißes zehrend, selbst nur ein einfach bescheidenes Leben führte. Wahrlich ein solcher Mann mußte auch seine Familie, seine Freunde, sein Volk und Vaterland lieben! Und also war es auch; drum kann er friedlich ruhen, nach schön vollbrachtem Tagewerk.

R. K.

---

* Die „Oesterreichische Revue" ist mit dem ersten Bande jüngst in das Leben getreten, ein Unternehmen, daß sich englischen Unternehmungen ähnlicher Art anschließt, und dem wir das beste Gedeihen wünschen. Der erste, von der Verlagshandlung C. Gerolds Sohn vortrefflich ausgestattete Band bringt siebenzehn Abhandlungen von den Mitarbeitern Gymnasial-Direktor Hochegger, Hofsekretär Dr. v. Hegedüs, Prof. Freiherr v. Hingenau, Domänen Inspektor Wessely, Dr. Peez, Prof. Dr. A. Winkler, Baurath Wawra, Dr. Glatter, Prof. F. Simony, Prof. Dr. A. Kerner, Dr. S. Reissek, Prof. R. v. Eitelberger, Ober-Staatsanwalt Dr. Ambros und Dr. J. R. Lorenz, und drei anonyme Aufsätze „Aktenstücke betreffend den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung". „Bonaparte in Italien 1796" und „Erinnerungen aus der Walachei während der Besetzung durch österreichische Truppen in den Jahren 1854, 1855 und 1856". Wir gestehen, viele der aufgenommenen Aufsätze mit besonderem Interesse gelesen zu haben und hoffen, daß das Unternehmen mit der Zeit Boden in Oesterreich gewinnen wird. Wir betonen den Ausdruck „mit der Zeit"; denn Organe, wie es die „österreichische Revue" zu werden verspricht, erobern ein Publikum nicht in Sturme, sondern durch umsichtige Leitung, durch ein sorgsames Eingehen auf die Interessen desselben. Je unabhängiger und muthvoller die Revue den österreichischen Interessen Ausdruck geben wird, desto schneller wird es sich allgemeine Theilnahme erwerben; je ängstlicher unsicherer sie auftreten sollte desto langsamer. Wenn dieselbe den Leserkreis, über die großen socialen-, nationalökonomischen und Kulturfragen, welche Oesterreich bewegen, orientiren will, so braucht die Revue Kräfte, die wie Hochegger, Winkler und andere es im ersten Bande gethan haben, mit ihren Ansichten nicht hinter dem Berge halten, sondern offen hervortreten. Mit einer Revue, die politische Aufsätze aufnimmt und selbst politisch farblos ist, ist heutigen Tages Niemand gedient. Es muß die Reformideen entweder bekämpfen, oder unterstützen. Von einem neutralen Sprechsaal, einem diplomatischen Laviren ist keine Partei befriedigt. Von vielen Seiten wird außerdem das Hereinziehen von politischen und finanziellen Uebersichten und ein engeres Anschließen an das System der „Revue de deux mondes" überhaupt gewünscht.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Ein nettes Büchlein, wie es eben nur aus der Feder eines feingebildeten Mannes kommen kann, hat Otto Jahn in Bonn über L. Uhland veröffentlicht. Es ist ursprünglich ein Vortrag für die Gedächtnißfeier in Bonn, der durch biographische und literarhistorische Beilagen einen größeren Umfang gewonnen hat und als eine werthvolle Arbeit über den verstorbenen Dichter bezeichnet werden kann; auch Briefe, politische Reden und Aufsätze von ihm sind beigefügt, die dem

Digitized by Google

Nekrologe voranstellen, den der Dichter Rotter demnächst zu veröffentlichen beabsichtigt. Nicht minder wohlthuend als der Inhalt ist die Wahrnehmung, daß Karl Simrock dem Büchlein ein paar treffliche Verse vorangeschickt hat, somit seiner dichterischen Thätigkeit nach geistigem Leiden wiedergegeben ist. Ein altdeutsches Manuskript, auf der St. Petersburger Hofbibliothek befindlich, enthaltend „Bruder Hansens Marienlieder", fromme Gedichte aus dem 14. Jahrhundert ist durch Rud. Minstoff ans Licht gezogen und in prachtvoller Ausstattung edirt worden. Geheimer Rath Boeckh in Berlin, hat wiederum ein Unikum an archäologischem Studium herausgegeben; die Arbeit behandelt die „vierjährigen Sonnenkreise der Alten" und nennt sich einen Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Aegypter, Griechen und Römer. Unter dem Titel „Ueber die Parteien in Staat und Kirche" sind die letzten 1857 in Berlin gehaltenen berühmten Vorlesungen Stahls erschienen, die in seinem Nachlasse druckfertig gefunden worden sind. Dem gelehrten Ernst obiger Werke gegenüber stellt sich eine Reisebeschreibung von G. Schober unter dem Titel: „Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition 1859 bis 1862" und zwar in Versen!! Das ist also das erste Lebenszeichen, welches von der vielbesprochenen Reise in die Oeffentlichkeit tritt und dazu wählt der Herausgeber die Form des Verses, der in Bauart und Gedankenreichthum mit den poetischen Werken des seligen Herrn Biedermayer in den „fliegenden Blättern" keck in die Schranken treten kann.

Nekrolog.

Peter Ritter v. Chlumecky,

† 29. März 1863.

Das Vaterland und die Wissenschaft haben einen herben Verlust erlitten. Peter Ritter v. Chlumecky ist nach langem Leiden Sonntag in das bessere Jenseits hinübergegangen. Die Todesbotschaft kam nicht unerwartet, das leidende Aussehen des Dahingeschiedenen, die tiefe Abgespanntheit und Erschöpfung, die sich in den bleichen Zügen offenbarte, konnten den Freunden und Verehrern des Mannes keine Hoffnung auf eine gänzliche Herstellung gewähren. Die schwache und kränkliche Hülle, die den rastlosen, stets mit neuen Entwürfen beschäftigten Geist umschloß, war für die konsequente und aufreibende Thätigkeit nicht geeignet, welche den Verewigten auszeichnete. Im verflossenen Sommer sollte die Molke und die reine Gebirgsluft von Roznau dem Kranken Erholung und Stärkung bieten, allein der Keim der tödtlichen Krankheit mochte bereits die edlen Organe des Körpers ergriffen haben und so konnte Roznau wohl eine Erleichterung herbeiführen, aber nie mehr den im sichtlichen Erlöschen befangenen Lebensfunken neu anfachen und beleben.

Ritter v. Chlumecky war im Jahre 1825 zu Triest am 29. März geboren und es fällt daher sein Todestag mit seinem Geburtstage zusammen. In glücklichen Verhältnissen lebend, konnte er ungestört die Bahn der Wissenschaft verfolgen und ungehemmt ausgedehnte Studien in den verschiedensten Zweigen der Gelehrsamkeit treiben. Von welchem Wissensdurste er beseelt war, dafür mag der Umstand zeugen, daß er als Student keinen Augenblick unbenützt ließ und sogar die Zeit des Essens nie ohne Lektüre zubrachte. Im Jahre 1848 finden wir Chlumecky auf dem mährischen Landtage, wo er, von dem gesetzlichen Alter dispensirt, bereits ahnen ließ, daß er bestimmt und geschaffen sei, Bedeutendes zu leisten. Bei der Reorganisirung des politischen Verwaltungsdienstes trat er als Kommissär zu der Brünner Bezirkshauptmannschaft ein. Noch immer bewahren die Gemeinden dem Ritter v. Chlumecky ein dankbares Andenken; seine Leutseligkeit und Humanität seine Bereitwilligkeit Jedem nach Kräften zu helfen, seine exakte und schnelle Behandlung der Geschäfte hatten ihm baldigst die Herzen der Bewohner gewonnen und die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten erworben. Zur Dienstleistung bei der k. k. mährischen Statthalterei einberufen, erlangte er in überraschend kurzen Zwischenräumen die Stelle eines Sekretärs und Rathes, in welch letzterer Eigenschaft er das Referat für Schul- und Kultusangelegenheiten besorgte.

War Chlumecky als Beamter unermüdlich in seiner Pflichterfüllung, so fand er bei seiner rastlosen und energischen Arbeitskraft noch die Muße, sich den Angelegenheiten seines zweiten Vaterlandes zu widmen. Er bethätigte die Liebe zur Heimat durch die emsige Pflege der Landesgeschichte, indem er nicht blos fördernd und helfend die Forschungen anderer Gelehrten auf diesem Gebiete unterstützte, sondern selbst mit mehreren bedeutenden Leistungen auftrat. Seine Forschungen im mährischen Staats- und Privatrechte, seine Biographie Karls v. Zierotin werden ihm immer einen ausgezeichneten und ehrenvollen Platz in der Reihe der österreichischen Gelehrtenwelt sichern. Die Reorganisirung des Archivwesens und die Sammlung vieler alter Handschriften und Pergamente, die in Gemeindearchiven dem Schicksale der Vernichtung anheimgefallen wären, sind kein unwesentliches Verdienst des Verstorbenen.

Digitized by Google

fand in solcher Weise die Vergangenheit Mährens an Chlumecky einen emsigen Pfleger und Förderer, so überstieg er bei seiner umfassenden geistigen Richtung die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart nicht. Als Vizepräsident des mährischen Landesausschusses war er ein getreuer Anhänger der freiheitlichen Richtung. Die von ihm ausgearbeiteten Gesetzentwürfe zur Gründung einer mährischen Hypothekenbank, über Zerstückung und Zusammenlegung der Grundstücke sind ebenso beredte Zeugen des patriotischen Eifers, wie der ausgedehnten Bildung des Verfassers.

Der Tod hat Chlumecky in der Blüthe seines Lebens dahingerafft, zu früh für die Heimat und die Freunde, zu früh für die trauernden Angehörigen. Es ist schade um diese Kraft, die noch so Großes und Ersprießliches hätte leisten können!

Doch das Andenken an Chlumecky wird in den Büchern der Landesgeschichte fortleben, wenn die irdische Hülle schon längst zu Staub geworden sein wird! (Mähr. Korresp.)

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 26. März 1863.

Herr Prof. Jäger legt einen Aufsatz vor, von Herrn Dr. Heinrich Zeißberg: „Arno, der erste Erzbischof von Salzburg (785 bis 821)".

Keinem Kenner der österreichischen Geschichte entgeht die Wichtigkeit, welche die Zeit Karls des Großen für einen bedeutenden Theil der Länder Oesterreichs hier an der mittleren Donau hatte. Nicht nur wurden sie der Barbarei, in welche sie als vorzüglicher Tummelplatz der Völkerwanderung gerathen waren entrissen und jener Bildung zugeführt, welche im Reiche Karls wieder aufblühte, sondern es war diese Zeit die eigentliche Zeit der Geburt unseres Oesterreichs; denn wenn auch ohne arge Selbsttäuschung nicht angenommen werden könnte, Karl der Große habe etwa mit prophetischem Blicke den Grundstein zu unserem heutigen Oesterreich legen wollen, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß in seinem Geiste der Gedanke eines Ostreiches an der mittleren Donau erzeugt wurde, und daß die Gründung der späteren babenbergischen Ostmark, der Wiege unseres Oesterreichs, nichts anderes war, als die Wiederaufnahme des karolingischen Gedankens zur Wiedergewinnung des verlorenen Reichsbodens und zur Erfüllung jener Bestimmung, die Karl der Große seiner Ostmark angewiesen, eine schützende Mark des Reiches zu sein auf Jahrhunderte.

Nun leuchtet von selbst ein, daß die Geschichte eines Mannes, der bei der Gründung der karolingischen Ostmark thätig mitwirkte an dessen Namen sich ein guter Theil dessen, was in den ersten beiden Dezennien des 9. Jahrhunderts über die geistige und materielle Wohlfahrt unserer Gegend gesagt werden kann, enge anknüpft, der mitunter Urheber dieser geistigen Wohlfahrt war, ans Licht gestellt zu werden verdient; dieser Mann ist Arno, der erste Erzbischof von Salzburg. Der Verfasser dieser Geschichte sah sich aber bald in jene Lage versetzt, auf welche der biblische Spruch angewendet werden kann: destruo et aedifico; nicht nur mußte er die Bausteine zu seiner Arbeit mühsam fast aus allen Weltgegenden zusammentragen, sondern er mußte fast noch mühsamer den Schutt falscher Angaben wegräumen, um Schritt für Schritt auf dem rechten Wege vorwärts zu kommen; er mußte mit der strengsten Kritik zu Werke gehen und jedes Faktum der unverbürgten Sage, Fabel oder Entstellung gegenüber sozusagen erst konstatiren. Aber gerade diese ruhige Forschung, dieses bedächtliche Abwägen der Gründe für und wider, dieses Ausscheiden des Wahren vom Irrthümlichen, dieses streng wissenschaftliche Vorgehen, welches nur Schritt für Schritt sicheren Boden zu gewinnen sucht, ist eben das Wohlthuende und Erfreuliche an der ganzen Arbeit.

Was den Inhalt der Abhandlung anbelangt, so kann er in folgenden kurzen Umrissen mitgetheilt werden. Der Verfasser theilt dieselbe in zwei Abschnitte, und jeden wieder in mehrere Paragraphe. Im ersten Abschnitte schildert er: Arnos Thätigkeit im

Digitized by Google

Frankenreiche, und zwar § 1 bis zu Thassilos Sturz, § 2 den Avarenkrieg, die Ordnung der baierischen Kirchenverhältnisse. § 3 die Bekehrung der Karantanen und Avaren. § 4 die italienischen Reisen Arnos, § 5 seine missatische Thätigkeit, und Alkuins Tod. — Im zweiten Abschnitte macht er uns bekannt mit Arnos Wirken als Metropolit und Bischof, und wieder im § 1 auf den Synoden, § 2 bezüglich des Chorepiskopates, § 3 in seinen Beziehungen zu Aquileja, § 4 in Betreff des kanonischen Lebens, § 5 bei Förderung des geistigen Lebens, und § 6 in Verwaltung des Kirchenvermögens. Daß Arnos wissenschaftlicher Thätigkeit und seiner Beziehungen zu jenem Kreise gelehrter Männer, welche den Hof Karls verherrlichten, insbesondere seiner Beziehungen zu Alkuin in der vorliegenden Abhandlung nicht gedacht zu sein scheint, hat seinen Grund darin, daß der Verfasser diesen Gegenstand in einer eigenen Abhandlung bearbeitete, welche im zweiten Hefte der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Jahrgang 1862 veröffentlicht wurde und er bereits Gedrucktes nicht wieder zum Drucke vorlegen wollte

Aus diesem Ueberblick ergibt sich die Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes, dessen Werth sich um so mehr erhöht, als er, wie schon früher bemerkt wurde, beinahe erst geschaffen werden mußte.

Herr Prof. Bonitz legt vor, die Fortsetzung des zweiten Heftes seiner „Aristotelischen Studien".

Herr Prof. Siegel legt vor: „Die Erholung und Wandelung im gerichtlichen Verfahren".

In dem gerichtlichen Verfahren wobei mündlich vor den Parteien verhandelt wurde, galt der Rechtssatz, daß jede Erklärung der streitenden Theile unwiderruflich und unabänderlich ist. So vielfach hierdurch auch Recht und Unrecht verkehrt wurde, da der Rechtsgang einerseits auf der sogenannten Verhandlungsmaxime beruhte, der Ausgang eines Prozesses also wesentlich abhing von der geschickten Rede der Parteien, und andererseits der peinlichste Formalismus herrschte, in Folge dessen sofort eine Nichtigkeit begründet war, so wurde doch lange Zeit an einem Grundsatze festgehalten, der seinen Sitz in dem lebendigen Gefühle von männlicher Würde und Ehre hatte. Diesem Gefühle widerstrebte es, sein Wort zurückzunehmen, um ein anderes an die Stelle zu setzen, sich selbst auf den Mund zu schlagen. Ein Mann, ein Wort, ein Wort muß ein Wort sein, sagen noch heute die Sprichwörter, denen in früherer Zeit eine rechtliche Bedeutung zukam.

Das einzige Mittel vor der Gefahr sich zu sichern, welche unter diesen Umständen selbst einem festen, verständigen und prozeßgeübten Manne drohte, war das, einen Vorsprecher anzunehmen, der statt des Betheiligten vor Gericht redete. Damit war die Möglichkeit gegeben, zu ändern und zu bessern, sich zu erholen und zu wandeln. Der Betheiligte widerrief ja nicht die eigenen Worte, sondern die fremden Worte des Vorsprechers. Auf das Verfahren mit Vorsprechern war lange Zeit das Recht der Erholung und Wandelung beschränkt, wie neben einer Darstellung dieses Rechtes im Einzelnen nachgewiesen wird. Nur wurde die Festigkeit, die von einem Manne verlangt wird, niemals dem schwachen Geschlechte zugemuthet. Ein Weib durfte zu allen Zeiten ihre eigenen unbedachten Worte zurücknehmen und bessern. Seit dem 14. Jahrhundert wurde aber von den städtischen Gerichten allmälig auch den Männern dasselbe Recht eingeräumt. Der Sinn, welcher in den Kreisen der städtischen Bevölkerungen herrschte, ließ diese Entwicklung zu, verstattete den Bruch mit einem Satze, der eben so ehrenhaft in seinem Grunde, als verderblich in der Art seiner Anwendung war.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 27. März 1863.

Das wirkliche Mitglied, Herr Hofrath W. Haidinger gibt Nachricht über ein $^3/_4$ Loth wiegendes Exemplar des Meteorsteines von Albareto bei Modena, gefallen

Digitized by Google

Mitte Juli 1766, welches Herr Direktor Hörnes eben erst für das k. k. Hof-Mineralienkabinet erwarb. Hofrath Haidinger bemerkt hiezu: „Man hatte den Stein bereits für ganz verloren gegeben, da Chladni selbst an Ort und Stelle nach demselben geforscht und man ihm mitgetheilt hatte, daß nichts mehr davon vorhanden sei. Veranlaßt durch eine neuere Nachricht von Herrn R. P. Grey und unter freundlicher Vermittlung des Herrn Sononer, so wie der Professoren Bianconi und Bombicci in Bologna, verdanken wir nun dieses Exemplar der freundlichen Bereitwilligkeit des Herrn Professors Canestrini, Direktors des Universitäts-Museums in Modena".

„Dieser Stein von Albareto, ist höchst wichtig in der Geschichte der Meteoritenkunde durch den gleichzeitigen Bericht des Jesuiten Domenico Troili: „Della caduta d'un Sasso dall'aria, Ragionamento u. s. w.", in welchem dieser vorurtheilsfreie, gelehrte und gründliche Berichterstatter sich angelegentlichst der Thatsächlichkeit der Meteoritenfälle annimmt, ein Menschenalter vor den Forschungen Chladni's, um dem Unglauben, der damals schon weit verbreitet war, entgegen zu treten. Chladni wurde erst später mit diesem Werke bekannt.

Der Stein von Albareto gehört in die Klasse der dunkelgrauen tuffartigen, mit sehr zahlreichen Kügelchen, die sich leicht aus der Masse loslösen, ähnlich Benares, Trenzano, und vorzüglich der grauen Grundmasse von Weston. Der Stein enthält auch Eisen und den so genannten Magnetkies, der aber eigentlich einfach Schwefeleisen ist und für welchen ich hier den spezifischen Namen „Troilit" vorschlage.

Aus Anlaß der literarhistorischen Nachforschungen füge ich dieser Mittheilung noch mehrere Ansichten bei über die Wärmeentwicklung bei dem Zuge der Meteoriten durch unsere Atmosphäre, von Gilbert, de Drée, Erman, ferner die einschlägigen Forschungen von Prof. Bianconi von Bologna, diese schon aus dem Jahre 1840 über die Entwicklung der Wärme bei der Reibung von Flüssigkeiten an festen Körpern, endlich die wichtigen Arbeiten von Joule und Thomson in dieser Beziehung und die Erhaltung lebendiger Kraft in der Umsetzung von Bewegung in Wärme, die Ansichten von Tyndall, von Bunsen, welche alle übereinstimmend und bestätigend in Bezug auf die graphischen Darstellungen sind, die ich in der Sitzung am 14. März 1861 gegeben habe."

Herr Prof. Dr. A. Schmidl in Ofen machte eine vorläufige Mittheilung über die Resultate seiner, mit Unterstützung der Akademie vorgenommenen Untersuchung der Abaligether Höhle bei Fünfkirchen in Ungarn.

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. Wertheim hielt einen Vortrag über das Conydrin. Seinen Versuchen zufolge ist diese Base gleich dem Conin eine sekundäre Aminbase. Von salpetriger Säure wird jedoch das Conydrin zum Unterschiede vom Conin weder bei gewöhnlicher Temperatur, noch selbst bei 100 Grad zersetzt. Derselbe theilte ferner ausführlichere Notizen über einige Nikotinverbindungen mit, und bespricht schließlich den Plan des chemischen Laboratoriums der Gräzer Universität. Aus demselben ergibt sich, daß diese Anstalt in der Gestalt, die sie neuestens erhielt, auf einem Flächenraum von 204 Quadratklaftern, 13 getrennte Räumlichkeiten darbietet, unter denen das geräumige Gaszimmer so wie die Destillirkammer mit einem 6 Fuß langen und 3 Fuß breiten Wasserbade aus Zinn besonders hervorzuheben sind.

Herr Dr. Leander Ditscheiner legte eine von ihm durchgeführte „Revision der vorhandenen Beobachtungen an krystallisirten Körpern" vor, welche eine Zusammenstellung aller physikalischen Eigenschaften der in chemischen Laboratorien erzeugten Produkte, nach einem und demselben Gesichtspunkte betrachtet enthält. Sie bildet die Fortsetzung zweier schon im Jahre 1860 der kaiserlichen Akademie vorgelegten Arbeiten, von denen sich die eine von Herrn Dr. A. Weiß nur auf die Grundstoffe, die andere von Herrn Dr. A. Schrauf auf die Salze mit einer Basis und einem unorganischen Salze bezog und schließt die Reihe dieser Arbeiten ab.

Digitized by Google

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 24. März 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann führte den Vorsitz.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden gewählt die Herren: Ed. Deperis in Gratz, Dr. E. Leyrer, Hof- und Gerichtsadvokat und Rob. Müller, Hydrograph der k. k. Kriegsmarine.

Der Sekretär legte die plastische Darstellung der Insel St. Paul im ostindischen Meere vor; welche Herr k. k. Artillerie Major Jg. Cybulz, nach den Aufnahmen der Mitglieder der „Novara"-Expedition wahrhaft meisterhaft ausgeführt hat. Mehrere Exemplare dieser Darstellung wurden, galvanoplastisch vervielfältiget, von dem hohen Marine Kommando an verschiedene wissenschaftliche Institute vertheilt. Das vorliegende Exemplar hatte der geehrte Verfasser im verflossenen Jahre zur Londoner Ausstellung gesendet, und nun als Geschenk für die k. k. geographische Gesellschaft freundlichst bestimmt; für welche werthvolle Bereicherung der Sammlung der Gesellschaft Herrn Major Cybulz der besondere Dank der Gesellschaft durch den Herrn Präsidenten ausgedrückt wurde. Ein anderes werthvolles Geschenk, das vorgelegt wurde, bildet der Schrämbl'sche Atlas, den die Gesellschaft Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer verdankt; derselbe besteht aus 110 Blättern in Großfolio und wurde von Schrämbl im Jahre 1800 vollendet und publizirt; er bildete seiner Zeit das Beste, was in kartographischer Beziehung geboten werden konnte, und bleibt stets eine für den Vergleich werthvolle Kartensammlung, die nun die Bibliothek der geographischen Gesellschaft ziert. Der Herr Präsident sprach Herrn Bergrath v. Hauer den besonderen Dank der Gesellschaft aus.

Unter den eingesendeten Gegenständen erwähnte der Herr Sekretär k. k. Bergrath F. Foetterle noch der bisher erschienenen 16 Lieferungen des A. Stieler'schen Handatlases; von diesem durch seinen Inhalt sowohl wie durch seine Billigkeit allgemein anerkannten und verbreiteten Werke, dessen letzte Ausgabe aus 83 Blättern bestand, wird nun in der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha von den Herren Herm. Berghaus und Dr. A. Petermann eine neue gänzlich umgearbeitete Herausgabe in 28 Lieferungen veranstaltet. Die bisher in 16 Lieferungen zu je drei Blättern erschienenen Karten zeichnen sich durch sorgfältige, deutliche Ausführung der Kupferstiche, durch möglichst genaue Darstellung der politischen und topographischen Verhältnisse sowie durch Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen der Wissenschaft rühmlichst aus, und das Erscheinen dieser neuen Herausgabe wird gewiß von jedem Freunde der Erdkunde mit Freuden begrüßt werden, um so mehr als die Möglichkeit der Beischaffung derselben durch den geringen Preis einer einzelnen Lieferung zu 14 Silbergroschen sehr erleichtert ist.

Noch legte Herr Foetterle die ihm von Herrn A. Artaria zu diesem Zwecke freundlichst überlassene Karte des Libanon in dem Maße von 1,200.000 vor. Dieselbe umfaßt das Gebiet längs der syrischen Küste von Nahr el Kebir, nördlich von Tripoli, bis zum Uadi Kerkera und Bahret el Huteh mit dem Westgehänge des Antilibanon und Damaskus.

Das Gebiet dieser Karte wurde bei Gelegenheit der französischen Occupation Syriens in den Jahren 1860 und 1861 von der topographischen Brigade des Expeditionskorps aufgenommen, und die Karte im vergangenen Jahre von dem Dépôt de la guerre in Paris ausgeführt und publizirt. Dieselbe ist nicht nur vortrefflich ausgeführt, sondern weitaus die beste Karte, welche über jene Gegenden existirt.

Aus einem Schreiben des Herrn Dr. F. Freiherrn v. Richthofen, der als Mitglied die k preußische Expedition nach Ostasien begleitete, später jedoch Nordamerika

Digitized by Google

besuchte, wo er noch gegenwärtig weilt, aus St. Francisco, machte Herr k. k. Bergrath F Ritter v. Hauer Mittheilungen über dessen Ausflüge in die Sierra Nevada und in die Golddistrikte Kaliforniens.

Herr Bergrath Foetterle legte hierauf eine größere Anzahl von landschaftlichen Ansichten, in Aquarell ausgeführt, vor, aus dem Gebiete der hohen Tatra, sowohl ungarischer- wie galizischerseits, aus den Peninen an der ungarisch-galizischen Grenze und aus der Gegend zwischen Homonna und Unghvár, welche Herr k. k. Rath und Professor Thomas Ender bei einer Reise in diese Gegenden im vergangenen Jahre aufgenommen und zu dem Zwecke der Vorlage gütigst überlassen hat. Es läßt sich kaum eine bessere, naturgetreuere Darstellung dieser, bisher noch so wenig gekannten, an großartigen Naturschönheiten so reichen und in vieler Beziehung den Alpencharakter an sich tragenden Gebirge denken, als dies bei den Bildern von Ender der Fall ist. Namentlich ist dies bei der hohen Tatra der Fall, welche, wenn auch von keiner großen geographischen Ausdehnung, doch zu den schönsten und höchsten Gebirgen (ihr höchster Punkt, die Lomnitzer Spitze liegt 1288 Klafter über dem Meere) Ungarns gehört.

Herr Viktor Graf v. Wimpffen beschloß seine Mittheilungen über die Reise der k. k. Corvette „Caroline", mit der Schilderung der Insel Ascension im atlantischen Ozean in deren Hafen Georgtown die Corvette vom 19. bis 27. Februar 1858 verweilte. Die Insel liegt unter dem 7°57' südl. Breite und 14°22' westl. Greenw. Länge und hat bei 20 Seemeilen im Umfange; sie bietet durch eine zu allerhand Hügeln und Schluchten geformte wirre Masse kahler Felsen von vulkanischer Asche und Lava ein eigenthümliches Bild erstorbener Thätigkeit dar, und ihr höchster Punkt Green Mountain ragt 2818 Fuß über das Meer empor. Die Insel Ascension, die einzige englische Kolonie, welche unter der Verwaltung der Admiralität steht, wird ganz wie ein Schiff betrachtet, und von einem Marine Offizier, der zugleich das Stationsschiff befehligt, administrirt. Außer den See Offizieren des Schiffes, beherbergt die Insel noch einen Hauptmann der Infanterie, mit drei Lieutenants und 100 Mann, ferner einen Rechnungsführer zwei Aerzte und einen Prediger; die Offiziere sind auf drei, die Mannschaft auf vier Jahre zu bleiben verpflichtet. Außerdem dienen etwa 50 Neger noch in dieser Kolonie als Lastträger. Fast aller Quellen entbehrend, ist die Insel bloß auf Regenwasser angewiesen, das von Zisterne zu Zisterne bis an den Landungsplatz geführt wird. Den Hauptreichthum der Insel bilden die grünen Riesenschildkröten (testudo Mydas), die vom Dezember bis Juni, bei Gelegenheit wo sie die See verlassen, um am Strande ihre Eier zu legen, als Regierungsmonopol von der Mannschaft gefangen werden; sie erreichen ein mittleres Gewicht von etwa 700 Pfund, und das Jahreserträgniß beläuft sich auf etwa 400 bis 500, häufig aber auch bei 1000 Stücke. Die eßbaren Theile werden an die Bewohner der Insel als Ration vertheilt. Die Insel wurde im Jahre 1501 von den Portugiesen entdeckt, blieb jedoch wegen ihrer Unfruchtbarkeit bis 1818 unbeachtet, in welch' letzterem Jahre sie von den Engländern zum Schutze St. Helena's und zur Bewachung Napoleons I. besetzt wurde. Gegenwärtig dient sie zur Aufbewahrung von Marine-Vorräthen und ist sowohl als Kohlendepot sowie als Erholungsstation von Wichtigkeit.

Nachdem die k. k. Corvette am 27. Februar diese Insel verlassen und auf der Heimreise noch Praya auf St. Jago der Capverden, sowie Gibraltar berührt hat, gelangte sie am 9. Mai in das adriatische Meer und am 16. Mai 1858 in den Hafen von Triest. Nachdem Se. k. Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Marine Oberkommandant dieselbe in Venedig noch zu besichtigen geruhten, wurde sie am 25. Mai zur Abrüstung in das Arsenal geführt, nachdem sie mehr als ein Jahr die österreichische Flagge mit Ehren an den Küsten ferner Welttheile entfaltet hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Wiener Belletristik.

(Der Wiener Verlagshandel. — Novellenbuch der Brüder Foglar. — „Drei Bücher vom Geiste", Roman von A. v. Stifft. — Die Romanbibliothek: „Album". — Edmund Hoefer. — Fritze. — „Die Kinder des Hauses" von Julie Burow. — Allerlei.)

Noch immer ist es, wenn nicht ein Wunder, doch eine auffallende Erscheinung, einer besonderen Aufschrift würdig, den Wiener Buchhandel, welcher technischen und wissenschaftlichen Zwecken nicht selten mit kostspieligen Unternehmungen dient, auch der Pflege der Dichtkunst, der schöngeistigen Literatur mit nennenswerther Anstrengung hingegeben zu sehen. Wie in Geldsachen die Gemüthlichkeit, hört in Geschäften die Macht eines immateriellen Prinzipes auf, so weit es sich nicht auf die Gesetze der bürgerlichen Moral beschränkt. Man mochte mit noch so großem Rechte die Ehre und den Nutzen des Vaterlandes betonen, um den literarischen Talenten der Heimath zu der Vermittlung mit der großen deutschen Welt den Wiener Verlagsbuchhandel zugänglich zu machen, dieser blieb, auch den schönsten Meinungen von Vaterland u. s. w. zum Trotz, immer berechtigt abzuweisen, was ihm nicht gewinnversprechend erschien.

Diese geschäftliche Berechtigung zugegeben, wäre es doch immer einer Untersuchung werth, warum bisher der Wiener Verlagsbetrieb selbst solche schöngeistige Werke nicht recht in Fluß brachte, die neben ihrer geistigen auch ihre in Zahlen und Zahlungen auszudrückende Bedeutung nicht bezweifeln ließen. In dieser Beziehung wurde erst vor Kurzem auf Hermannsthals „Ghaselen" hingewiesen, die in der dürftigen Gestalt ihres ersten Erscheinens der Vergessenheit überantwortet werden, während sie in jedem anderen Lande längst eine würdigere Ausgabe, getrennt von dem lyrischen Anhang, und eine energisch betriebene Verbreitung gefunden hätten. Noch manches Geistesprodukt aus und in Oesterreich, das seiner Heimath zur Ehre gereicht, wäre hier anzuführen; wo stecken z. B., um nur einer spezifisch österreichischen Erscheinung zu erwähnen, J. G. Seidls in ihrer Art unübertroffene, ganz und gar die Innigkeit, den Liebreiz und die Schalkhaftigkeit des Volksgemüthes spiegelnde „Flinserln"? Vergebens sucht man die Sammlung in den buchhändlerischen Anzeigen und Weihnachtskatalogen, in denen sie immer wiederkehren sollte, und man sehe zu, wie man von Pontius zu Pilatus gejagt wird, wenn man sie in einer Buchhandlung kaufen will.

Digitized by Google

Das sind im Ganzen so ziemlich überlebte Zustände, für die, wie bemerkt, Niemand verantwortlich zu machen ist, als der historische Gang der Dinge. Es ist daher sehr erfreulich, daß eben die geschichtliche Entwicklung unseres heimathlichen Lebens gegenwärtig die allein fruchtbare Thätigkeit anzuregen scheint, in welcher die ausschließliche Rücksichtnahme auf den materiellen Nutzen zugleich die geistigen und künstlerischen Interessen fördert. Schöne Ideen und ehrwürdige Prinzipien müssen erst einträglich werden, um wirklich zu werden; mit bloßen Imperativen, mögen ihre Motive eben so einleuchtend als erhaben sein, lassen sich allgemeine Richtungen nicht schaffen; fordert die Entwicklung der Dinge, daß die Könige bauen, dann sorgt sie erst dafür, daß es den Kärrnern Bedürfniß sei, dabei zu thun zu bekommen.

Mit anderen Worten, es sind kleine Anzeichen dafür vorhanden, daß Wien bei seinem Aufschwunge zu einem der wichtigsten Centralpunkte deutschen Lebens mit der zwingenden Nothwendigkeit eines Naturprozesses auch zu einem blühenden Verlagshandel in schönwissenschaftlicher Literatur gelangen werde.

Was von Wiener Belletristik eben vorliegt, verträgt es ganz gut aus dem Gesichtspunkte des Ueberganges betrachtet zu werden. Man kann nicht mit dem Nichts anfangen, wenn man, wie ein Buchhändler, nur ein irdischer Geschäftsmann und nicht der Poet selbst, der Träger himmlischer Inspirationen ist. Der Anfang einer neuen muß sich zum großen Theile aus den Resten einer entschwundenen Periode zusammensetzen. Aus einer solchen stammt Ludwig Foglar, von dessen Novellen und Erzählungen eine „neue Sammlung" (Zamarski und Dittmarsch, 1863) erschienen ist, als erster Band eines „Novellenbuches" der Brüder Foglar.

Das Abgethane der gewählten Stoffe, das Verwitterte des Geschmackes, aus welchem die Wahl hervorging, und zum Theile auch den Geist der Darstellung, hat der sinnige Lyriker ohne Zweifel selbst empfunden, da er durch eine „im Wein-, Wolken- und Wandermonat 1862" geschriebene Einleitungsepistel. die von den allermodernsten Welt- und Stadtbeziehungen strotzt, wenn nicht darüber zu täuschen, doch sanft darüber hinweg zu leiten versucht.

In Form einer Widmung gehalten, die wieder die Form einer Einladung nach Wien annimmt, an eine Dame in Bremen gerichtet, ist die Einleitung halb und halb ein der Kritik entzogener Privatbrief, sonst ließe sich über die Zusammenstellung von Namen und Thatsachen darin Manches sagen. Wir müssen uns an ihren wirklichen und nicht ostensiblen Zweck halten. Wien hätte in den letzten Jahren erkannt, was es zu einer Großstadt hat und was ihr dazu fehlt, und die Folge dieser Einsicht wäre der Zustand des Werdens, welcher, um richtig aufgefaßt, interessant gefunden zu werden, mit eigenen Augen geschaut werden müsse. Macht sich nun das Buch zum Verkünder jenes Werdens — und anders sind die Worte: „mein Einladungsbote sei dieses Ihnen gewidmete Buch" nicht zu verstehen — so wird ein modernes Gepräge wie ein falscher Stempel aufgetragen, eine dem Autor schädliche, weil unerfüllt bleibende Voraussetzung erwecken.

Digitized by Google

Es wird zwar kein Verständiger erwarten, daß der Novellist die Verfassungsdiplome oder den Gemeinderath, die Ringstraße oder die Markthallen, kurz die Dinge alle, deren die Einleitung so vielversprechend erwähnt, zu einer Epopoe verarbeite; daß aber in einem Novellenbuche, welches sich so drastisch als auf der Höhe des Augenblickes stehend ankündigt, verschollene Gestalten und Anschauungen der Romantik ihre Vertretung finden werden, statt daß ausschließlich die Ideen, Interessen und Konflikte der modernsten Gesellschaft sich darin verkörperten, muß einem Verständigen ebenfalls unerwartet kommen.

Die Liebe zu jeder geistigen Hervorbringung, welche nur irgend Talent verräth, wäre es auch, wie hier ein von der Bahn, die ihm ursprünglich zugewiesen, abgeglittenes Talent, verlockt den unbefangenen Leser bald, die vorliegenden Erzählungen und Skizzen der künstlich aufgesetzten Tendenzperrücke zu entkleiden und sie harmloser in sich aufzunehmen, als sie der Verfasser selbst geboten hat.

Man empfängt einen günstigen Eindruck, wenn man die erste Novelle „Ihr Feierabend" zu lesen beginnt. Ein Anhauch von wirklich epischer Charakteristik liegt auf der Figur des Jäkle, der die Tochter des Dorfrichters liebt. Jäkle ist ein Schmuggler; bei seinem nächtlichen Wege über das Gebirge ertappt ihn Gottwald, der Grenzsoldat der Bräutigam des von dem Schmuggler geliebten Mädchens. Die Eifersucht unterstützt hier das Pflichtgefühl Gottwalds und nach einem Kampfe, der ihn einen Arm kostet, bringt er den Verbrecher ins Gefängniß. Durch Brandstiftung befreit sich dieser, wozu ihm die Geliebte selbst, ohne den Zweck zu kennen, heimlich die Mittel zusteckte. Der Brand ergreift aber auch das Haus des Richters, der nebst Weib und Tochter nur durch des Uebelthäters Hilfe selbst den Flammen entrissen wird.

Bis hierher sind die, wenn auch etwas allzu bekannten novellistischen Elemente nicht unkünstlerisch verwendet. Allein am Schlusse tritt die lyrische Zerbröcklung des Stofflichen ein, ein Gebrechen, welches den Werth der ganzen Sammlung herabdrückt, da es in verschiedenen Modifikationen wiederkehrt. Jäkle ist verurtheilt worden, das Mädchen hat sich entschlossen, Gottwald zu heirathen, weil er allein im Stande ist, die durch den Brand ins Elend gestürzten Eltern zu erhalten. Ein solches Ende ist ein natürliches, im Leben oft vorkommendes, allein weil der Verfasser wohl empfindet, daß es nicht zugleich der einer Dichtung nothwendige Abschluß ist, welcher, ob heiter oder tragisch, in dem Gemüthe des Lesers stets eine poetische Nachwirkung zurücklassen muß, so greift Herr Foglar plötzlich zu einer balladenhaften Abthuung. Wo die Erfindung fehlt, da stellt zur rechten Zeit — ein gebrochenes Herz sich ein. Und in der That zur rechten Zeit! Denn zehn Jahre, so lange als die Strafe Jäkle's währt, trägt die Geliebte ihr Schicksal bei lebendigem Leibe. Erst nachdem sie zehn Jahre verheirathet war, darf sie ihrem Manne das erste Kind bringen, um bei der Taufe den Jugendfreund wiederzusehen und — zu sterben. Das gruppirt sich alles nach herkömmlichem Romanzenstyl. Eine gute Erzählung beruht auf anderen Bedingungen. Noch müssen wir be-

Digitized by Google

richten, daß der Titel die Grabschrift des gebrochenen Herzens anzeigt, die da lautet: „Ihr Feierabend". Das ist noch der beste Gedanke.

Einem ähnlichen Motiv und einem ähnlichen Abschluß begegnet man in der Geschichte „Der Messerer von Molle"; einigermaßen genießbarer gemacht durch den lokalen Rahmen. Man ist froh, wenn die unwahren lyrischen Voraussetzungen wenigstens einige landschaftliche Wirklichkeit zum Hintergrunde haben, namentlich eine schöne, herzerquickende, wie Stadt Steyer und Umgebung in Oberösterreich. Der wackere Stelzhammer guckt außerdem mit seinen Vierzeilen erheiternd in die Geschichte hinein.

In „Glaubensselig", einer Novelle, der es ganz und gar an fesselnder Erfindung fehlt, wird die soziale Stellung der Frauen behandelt, rhetorisch mit Enthusiasmus, plastisch mit Nachbildung des Eugen Sueschen Paradoxons von der unschuldigen Metze. Am Schlusse wieder das gebrochene Herz, verstärkt durch die von Christoforo Colombo den Romanschreibern zum Geschenk gemachte Entdeckung. Denn was kann für die Ohnmacht europäische Konflikte zu lösen bequemer sein als die Auswanderung nach Amerika! Die betreffende soziale Frage selbst ist bereits zu reif für Erörterungen, die nicht unmittelbar zu praktischen Ergebnissen führen.

Die Achtung vor der lyrischen Begabung des Verfassers gestattet nicht, länger bei so viel verlorener Lebensmühe zu verweilen. Darum sei „Der fünfte Akt", der die Brüchigkeit und das Läppische einer romantischen Weltanschauung, die der Verfasser zu perfiflliren beabsichtigt, wider seinen Willen in ihm selbst vorhanden zeigt, stillschweigend hingenommen, eben so wie das „Jungfernbrünnlein bei Sievering" und „Der gordische Knoten", und nur anerkennend erwähnt, daß das Buch mit der letzten Novelle „Paula Monti" mindestens rein lyrisch ausklingt, weil hier schon die Briefform mit der ausschließlich reflektirenden Erzählungsweise zur Einheit verschmilzt. Was aber nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann, weil es nicht nur den Genuß selbst des anspruchslosesten Lesers beeinträchtigt, sondern einen Beweisgrund mehr für die hier zu Tage tretende Unfähigkeit epischer Gestaltung abgibt, das ist die leidenschaftliche Sucht des Verfassers, seine lyrischen Gedichte auf dem Wege der Erzählung aus der Tasche fallen zu lassen. Wie der Mann, der die Anekdote vom Schuß wußte, das Gespräch immer auf einen Punkt zu lenken suchte, wo er sie mehr oder minder passend anbringen konnte, so führt Herr Foglar jeden Augenblick die Gelegenheit herbei, dem arglosen Leser, der keinen Hinterhalt vermuthet, meuchlings ein Gedicht zu versetzen. Die Sache wäre komisch, wenn man sie lediglich als eine feine List ansehen könnte, den Leser zu fangen, der sonst nicht dazu zu bringen wäre, alle Nadien eines lyrischen Gestirnes in Augenschein zu nehmen, so wie den Verleger, der noch weniger dazu vermocht werden kann, die betreffenden Verse in Druck zu legen. Allein die Sache ist auch ernsthaft zu betrachten. Wer Erzählungen herausgibt, muß Leser voraussetzen und sich glücklich schätzen, wenn er sie findet, Leser, die mit der empfänglichen Neugierde der Kinder sich gerne etwas erzählen lassen, unwillig, wenn eine fremde, nicht dazu gehörige Rede, etwa die Deklamation eines Gedichtes, das Vorgetragene unterbricht, seinen

Digitized by Google

Fluß aufhält. Und wer Erzählungen schreibt, wird dieses Interesse des Zuhörers nothwendig vorerst in der eigenen schöpferischen Stimmung vorhanden fühlen; ist er aber im Stande, sich selbst das Wort abzuschneiden, und wäre es durch die schönsten Leierklänge, dann hat er sich wohl auch im Stillen selbst von jener Muse losgesagt, die Cervantes beseelte oder auch nur die Erzählungen deutscher Ausgewanderten diktirte.

Ungleich anspruchsloser tritt der zweite Band des Novellenbuches auf, der die Erzählungen Adolf Foglars enthält. Man begegnet hier zwar ebenfalls einer redseligen Widmung, doch ist sie nur der Ausdruck einer wohlangebrachten Bescheidenheit und befaßt sich nicht mit Beziehungen auf die modernsten Phasen materiellen und geistigen Lebens, um einen trügerischen Schimmer von Bedeutung auf weit hinter jene Phasen zurück zu datirende Produkte zu lenken. Und zurück zu datiren sind die vorliegenden Erzählungen in der That, so weit es den Geist des Vortrages und zum Theile auch die Erfindung betrifft. Bemerkenswerth ist nur, daß dabei ein realistischer Zug nicht ausgeschlossen ist, der ganz der Neuzeit angehört.

So wie es hier erzählt ist, hat man in der Zeit gedankenloser Gemüthlichkeit gelebt, gedacht, gehandelt, aber wenn dieselbe Zeit auch dichtete und erzählte, dann war sie nicht so aufrichtig, ihren eigenen, freilich kümmerlichen Inhalt zum Vorschein zu bringen, sondern hat sich lieber durch unwahre romantische Traditionen das Leben „poetisch verklärt". Herr Adolf Foglar scheint ihre literarische Schuld abtragen zu wollen, und wenn die Verspätung ein wirklich lebhaftes Interesse für die alten Zustände nicht mehr vorfindet, so bleibt doch der Reiz nicht ausgeschlossen, welchen die Erinnerung immer hat, wenn sie Gegenstände betrifft, die man um keinen Preis wieder in das Leben zurückführen möchte.

Jenen Mangel an Interesse für die Gegenwart und diesen Reiz der Erinnerung empfindet man vorzüglich bei der Geschichte „Bürgerliche Krisen". Das hätte, vor zwanzig Jahren erzählt, bei naiven Wiener Lesern eine ungestörte und vielleicht sogar eine bedeutende Wirkung hervorgebracht, weil sie nicht gewohnt waren, ihr unmittelbares Leben und Weben in der Dichtung vertreten zu finden. Heute fordert der Ernst, mit dem hier von abgethanen Menschen und Dingen gesprochen wird, Spott und Ironie heraus, ja der ethische Grundgedanke, der das Ganze durchzieht, erregt in der Anwendung auf bestimmte Zustände damaliger Zeit eher Widerstand als Zustimmung. Indessen muß anerkannt werden, daß man Erzählungen, wie „Agathe" und „Deutsche Ansiedlung in Ungarn" blos wegen der entschiedenen Anlehnung an wirkliches Leben mit Vergnügen lesen kann. Wo die wirkliche Kunst fehlt, schmeckt wirkliches Leben noch immer besser als unwirkliche Erfindungen. Auch schreibt Herr Adolf Foglar keine Gedichte, solange er Novellist ist.

Eine nicht ganz zutreffende Definition des Geistes und der Form jener französischen Komödien, die man „Proverbes" nennt, dient fast ausreichend zur Beurtheilung des Romans, in welchem die erwähnte Definition enthalten ist. A. von Stifft sagt in seinem Roman „Drei Bücher vom Geiste (Wien. Zamarski

Digitized by Google

und Dittmarsch. 1863): „Wissen Sie, was ich unter einem Proverbe verstehe? Etwas, was sonst ganz unmöglich ist. Ein Proverbe ist seiner Form nach etwas Unfaßbares, Unfertiges. Es ist nicht Schauspiel, nicht Komödie, nicht ernst und nicht heiter, weder moralisch noch lüstern. Es hat von alledem etwas an sich. Es ist dazu vorhanden, Dinge zu sagen, wiederzugeben, hervortreten zu lassen, welche sonst unmöglich wären."

In diesem Sinne, mit Uebertragung des ästhetischen Kuriosums von dem dramatischen auf das epische Gebiet, ist der vorliegende Roman ein Proverbe. Das Unfaßbare und Unfertige in der Form springt dem Leser verletzend entgegen, so oft daran sein langsam sich sammelndes Interesse zerschellt. Das Buch ist nicht Erzählung, wozu ihm die stetige Entwicklung in sich abgeschlossener Geschehnisse fehlt, an deren Stelle ein magisches und zuweilen bezauberndes Blendwerk tritt, wie es eigentlich nur der Humor ungestraft spielen lassen darf; es ist aber auch nicht Humoreske, weil dieses Spiel mit den Dingen hinwieder nichts weniger als eine Befreiung von ihrem Druck und ihrer tragischen Bedeutsamkeit ist; das Buch ist nicht ernst, denn der Ernst in der Kunst setzt nothwendig energische Vertiefung in eine bestimmte Form oder auch nur in eine vorherrschende Idee voraus; es ist aber auch nicht heiter, denn die herbeigerufenen sittlichen und sozialen Gegensätze verbreiten eine schwüle Luft, die der Schatten einer fernen, unendlich fernen Zukunft, den sie herauswerfen soll, nicht erquicklicher macht; es ist nicht moralisch, am wenigsten im Sinne jener Moral, die man allein vom Kunstwerk fordern darf und die darin besteht, daß es ein Kunstwerk sei; es ist aber auch nicht lüstern, weil es jedes Gelüste frischer, freudiger Sinnlichkeit zur Abstraktion vergeistigt, und obendrein zuweilen zu einer höchst ungesunden, wie man aus dem kräftigsten Nahrungsmittel Fusel brennen kann. Das Buch hat aber trotzdem von allen diesen Qualifikationen etwas an sich. Es ist dazu vorhanden, Gefühle, Stimmungen, Geistesblitze, Wetterleuchten des Gemüthes, fromme und teuflische Anwandlungen, kurz den unermeßbaren Inhalt einer Subjektivität zu sagen, wiederzugeben, hervortreten zu lassen, die sich gerade im Aussprechen von jeder Zucht des Lebens und der Kunst mit genialer Anstrengung zu befreien sucht und eben aus diesem Grunde in jedem anderen künstlerischen Ausdruck als in dem Proverbe, wie es oben definirt ist, unmöglich wäre.

Es gehört unendlich viel Geist dazu, ein so sonderbares Buch zu schreiben; es gehört eine unglaublich schlechte Richtung des Talentes dazu, um mit so vielem Geist kein gutes Buch zu Stande zu bringen.

Auf den Inhalt desselben kann die Kritik nicht eingehen, denn jede Seite hat einen anderen Inhalt und fast immer einen anregenden, bedeutsamen und doch wieder in Nichts zerfließenden, weil es unausgeführt bleibt oder zurückgenommen wird. Mit musivischer Emsigkeit ist hier aus den werthvollsten Steinchen ein Ganzes zusammengesetzt, das keinen Werth hat. Selbst die Kritik, die den erforderlichen Raum hätte, auf die Bedeutung der Einzelnheiten einzugehen, dürfte diesen Raum der Bedeutungslosigkeit des Ganzen nicht zugestehen. Als solches ist das Buch die geistreichste Langweile, zu der man verlorene Stunden verurtheilen kann.

Digitized by Google

A. v Stifft tritt etwas spät in die Literatur. Wäre er mit der romantischen Schule gegangen, er hätte den „kunstliebenden Klosterbruder“ durch Voltaire'schen Spott, jenen Sinnlichkeit vorstellenden Automaten, den man „Lucinde“ nennt, durch heiße Wahrheit der Leidenschaft überflügelt; wäre er selbst noch mit den Anfängen des jungen Deutschland aufgetreten, er hätte die Zweiflerin „Wally“ von der Zweifelhaftigkeit ihrer Berechtigung zu existiren bald überzeugt, obgleich er gerade in dem vorliegenden Buche sie aus besonderer Courtoisie für Alles, was jemals einen oppositionellen Eclat machte, in die Entwicklung des Frauenthumes mit einschließt. Das Weib der Zukunft ist eines von den Themen, um die sich hier Träume und Gefühle in mysteriösem Tanze drehen.

Und was wird in dem Buche nicht besprochen, oder berührt oder mindestens betupft! Je weniger die Kritik dabei zu verweilen sich zur ernsten Aufgabe zu machen hat, um so leichter und lieber würde die beschauliche Plauderei den Verfasser begleiten, wenn er um alles Denkbare seine phantastischen Kreise zieht. Den Mittelpunkt, so weit es in dieser harmonischen Anarchie von Bildern und Gedanken einen gibt, macht ein Bund von Künstlern und Kunstfreunden aus. Was an den Gestalten dieser Bundesgenossen, Männer und Frauen, Grafen und Handelsleute, Fürstinnen und Modellmädchen, von rein menschlichem Gehalt wäre, wird in so interessanter Weise angeknüpft, daß man bald hier bald dort endlich den Ausgangspunkt für den wirklichen Roman gefunden zu haben glaubt. Allein mit der Betriebsamkeit der Penelope zerzupft und zerfasert der Autor immer wieder das kaum begonnene Gewebe, unfähig Konkretes festzuhalten oder gar weiter zu bilden. Kaum aber liegt es, zu den dünnsten Gedankenfäden verwandelt, ihm vor, so scheint ihn die Zerstörung zu verdrießen — und wir kommen aus den interessanten Anfängen nicht heraus.

Die Kunst bildet, wie schon der oben erwähnte Mittelpunkt schließen läßt, den Grundstock der hier zu Tage tretenden Weltanschauung. Und doch ist das Buch kein Künstlerroman, weder in gutem noch in schlimmem Sinne. In gutem nicht, weil dem Verfasser die exklusive Begeisterung für das Kunstleben fehlt, die, wie bei A. v. Hagen, eine bewunderungswürdige Technik mit sich bringt; in schlimmem nicht, weil dem Verfasser zu einem Heinse die Geschmacklosigkeit und auch — die Courage abgeht. Die nächste Aehnlichkeit hat A. v. Stifft mit dem Verfasser von „Wilibalds Ansichten des Lebens“, mit J. Ernst Wagner, schon weil bei jenem wie bei diesem die gleichzeitigen, mächtig einander widersprechenden Einflüsse von Goethe und Jean Paul sichtbar werden.

Der „geistreiche Kreis“, der Centralpunkt des vorliegenden Buches erinnert an die Eingeweihten bei den eleusinischen Festen. Wie einige Schriftsteller des Alterthums behaupten, wäre das letzte, am tiefsten verborgene Mysterium des Tempels zu Eleusis nichts weiter gewesen, als die Aufklärung über die Nichtigkeit der Formen und Formeln, durch welche die Menschheit gelenkt wird. Ein ähnliches Hinweg- oder Hinaussetzen über die Herkömmlichkeiten verschiedener Art ist am Ende die Lebenstendenz jenes Kreises und die Buchtendenz des Verfassers. Er ist,

Digitized by Google

wie jeder Dichter, nur zu gerne der Hierophant der eleusinischen Mysterien, die ihre Feste im Innersten der Menschenseele feiern. Nur darf der Dichter dabei nicht gleich dem griechischen Priester auf das Verständniß der gesammten profanen Welt verzichten, denn Bücher — wollen gekauft und gelesen werden.

Mit vielen, wenn auch noch nicht organisch mit einander vermittelten Bildungselementen ausgestattet, wird A. v. Stiffts geniale Anlage sich ohne Zweifel auch einmal zu einer künstlerischen That aufraffen. Es scheint ihm dazu nichts mehr zu fehlen als der Wille. Er wäre dann als eine im deutschen Schriftthum Oesterreichs hervorragende Erscheinung zu begrüßen. Auch sein Styl bedarf nur noch hie und da des künstlerischen Maßes; er wird in der Zukunft nicht vergessen, daß man sich den eleusinischen Mysterien nicht nur mit reinen Händen und reiner Seele, sondern auch mit der reinsten griechischen Mundart nähern mußte.

Zur Wiener Belletristik gehört seit einiger Zeit auch die bekannte, früher in Prag erschienene Roman-Bibliothek „Album". Durch den Uebergang in den Verlagsbetrieb von F. Mackgraf und Comp. in Wien hat sie nichts von ihren Eigenthümlichkeiten verloren. Diese sind zweifacher Art. Zunächst stellt sich durch die Verbreitung und Festigung eines so umfangreichen, nun schon seit nicht weniger als achtzehn Jahren bestehenden Unternehmens, das in diesem Zeitraum bereits mehr als 400 Bände Romane geliefert hat, eine unerschöpfliche Leseluft heraus, die an der ungeheuren Fülle von Tages- und Wochenblättern, denen es doch auch an novellistischen Produktionen keineswegs fehlt, sich nicht Genüge thun kann. Das ist jene Leseluft von altem Schlage, die sich mit Geduld und Aufmerksamkeit in die Irrgänge einer romantischen Erfindung vertieft, und da das Unternehmen wesentlich nur in Oesterreich die es erhaltende Theilnahme findet, so kann man wohl annehmen, daß es nur mehr in Oesterreich Leser gibt, die dem breiten Behagen einer guten epischen Darstellung auch das breite Behagen des eigenen Gemüthes daran fördernd entgegentragen. Ohne daß man sich mit dem Inhalt bekannt macht, erweckt die respektable Zahl von 400 Bänden Vorstellungen idyllischer und romantischer, sentimentaler und humoristischer Art. Wie viele einsame Leseabende abgeschiedener Existenzen repräsentirt nicht jene Zahl! Für wie viele Theater und Bälle in Gegenden, wo solche Festlichkeiten zu den Wundern gehören, haben jene Bände nicht schon schadlos gehalten! Interessanter als die Erfindungen der Romanschreiber mögen die von ihnen unwillkürlich entzündeten Träume und selbst Gefühle sein, in der Phantasie und in dem Herzen der jungen Bewohner entlegener Gehöfte und kleiner Landstädte. Und wie komisch mag endlich das Bild der Welt sich ausnehmen, wie es diese Romane, als angeblicher Spiegel der wirklichen Welt, in manchen unerfahrenen Köpfen entstehen ließen! Gewiß, eine seltene Eigenthümlichkeit dieser Roman-Bibliothek ist ihr Publikum.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des „Album" sind die Autoren. Es zieht fortwährend Schriftsteller des allgemeinen deutschen Vaterlandes zu einem spezifisch österreichischen Verlagsunternehmen heran. So kündigt das Programm des laufenden Jahrgangs Werke an von Edmund Hoefer, Elfried v. Tauer, Lubojatzky,

Digitized by Google

Bernd v. Guſek und Ida v. Düringsfeld. Der Beitrag der Letzteren führt den pikanten Titel: „Die Literaten; ſozialer Roman", und die bekannten Wunderlichkeiten im Styl, in der ganzen Erzählungsweiſe der Verfaſſerin dürften hier gleichen Wunderlichkeiten im gewählten Sujet begegnen.

Was der Jahrgang bisher brachte, iſt eine Novelle „Solitude" von Ernſt Fritze und eine Familiengeſchichte „in Sünden„ von Edmund Hoefer. Ernſt Fritze weiß glückliche Motive zu finden. Die Einleitung zur vorliegenden Novelle hätte ſogar die Grundlage für viel bedeutſamere Kombinationen abgeben können. Zwei junge Leute, Vettern, reiten an einem Sommermorgen dem Schloß ihres Oheims entgegen, den der Eine oder der Andere in Kürze beerben ſoll. Neben ihnen breitet ſich meilenweit ein Sumpf aus, durch eine warnende Hecke von der Landſtraße abgetrennt. Ihn quer zu durchſchneiden würde den Weg bedeutend abkürzen. Der Eine wagt in tollem Uebermuth über die Hecke zu ſpringen, nach wenigen Schritten muß er ſammt ſeinem Roß hilflos und ſpurlos verſinken. Der Andere, der vergebens durch Drohungen und ſelbſt durch Gewalt den Unglücklichen abzuhalten geſucht, entflieht und — ſchweigt. Zu groß iſt der Nutzen, den er aus dem Tode des Vetters zieht, um, wenn er den Fall anzeigte, nicht in den Verdacht zu gerathen, das Unglück verurſacht oder mindeſtens nicht genugſam verhindert zu haben. Er hat aber keinen andern Zeugen gehabt als ſich ſelbſt, welches Mittel ſtünde ihm zu Gebote, ſich von dem einmal erweckten Verdacht zu reinigen? Er ſchweigt — aber je länger dieſes Schweigen währt, um ſo weniger kann es gebrochen werden. Denn wenn er ſpräche, ſo würde die natürliche Frage, warum er nicht ſchon damals, warum er nicht ſogleich geſprochen, um ſo ſicherer auf den ſchimpflichen Argwohn führen. So bleibt das Verſchwinden des Verſunkenen ſelbſt ſeiner Mutter ein unlösbares Räthſel. Es kömmt aber ein Augenblick, da ſich gegen den ſtummen Zeugen des Geſchehenen ſelbſt die Konſequenzen ſeines Verſchweigens kehren, da ſein und der Seinen Lebensglück daran zu zerbrechen droht, daß er die Aufklärung über den Tod des Vetters nicht geben will, oder nicht mehr geben kann.

Das iſt gewiß ein intereſſantes pſychologiſches Motiv. Herr Fritze hat ſich mit der Ausbeute desſelben nicht begnügt, ſondern noch hiſtoriſche, ariſtokratiſche, volksthümliche Elemente hinzugezogen, ohne das Verſchiedenartige gehörig miteinander zu vermitteln, daß es ſich wie ein Bogen aus einem Stück ſpanne, von dem ſich endlich die Löſung abſchnelle. Die Theilnahme des Leſers ſpaltet ſich vielmehr und wird durch überflüſſig erſcheinende Beimiſchungen und Längen ermüdet. Indeſſen bleibt Originalität der Erfindung und das Feſthalten an lokale Beſtimmtheit anzuerkennen. Herr Fritze ſcheint wirklich und figürlich an den Ufern der Niederelbe zu Hauſe zu ſein.

Der ſonſt ſo gerne im hellen Sonnenſchein deutſchen Volksthums und deutſcher Sitte wandelnde Edmund Hoefer hat ſich mit ſeiner Familiengeſchichte „In Sünden" auf das Gebiet des ſozialen Halbdunkels begeben, auf welchem Aeſthetik und Moral nur in zweifelhaftem Licht erſcheinen und wo ſich ſonſt lieber die franzöſiſchen Romanſchreiber bewegen. Was er erzählt, iſt die chronique scandaleuse

Digitized by Google

seiner imaginären Familie, und in dieser Chronik finden sich alle Stadien der Leidenschaft aufgezeichnet, von der zügellosen, kreolischen Blutes, die sich halb bewußt, halb unbewußt mit dem Verbrechen verbindet, an der blos frivolen vorbei, die aus Eifersucht und Selbstvergötterung entsteht, bis empor zu der erhabenen, die nicht ihrer Poesie, blos ihren Wünschen und Zielen entsagt. Wäre nicht in der Charakteristik der jungen Frau Anna, etwas Unvermitteltes, ein unerklärlicher Sprung sichtbar, und würde nicht auch das Wesen der kreolischen Sünderin zuletzt eine zu wenig vorbereitete Biegung machen, man würde nur noch — an dem Vorwurf selbst Anstoß nehmen, der keinen rechten künstlerischen Abschluß erlaubt. Das brennende Kolorit der Darstellung besticht und fesselt bis zum Schlusse.

Auch die Verlagsbuchhandlung Zamarski und Dittmarsch in Wien zieht auswärtige deutsche Schriftsteller in den Kreis der Wiener Belletristik. So eben ist in dem genannten Verlag ein Familien-Roman von Julie Burow erschienen, ausgestattet mit hübschen Illustrationen: „Die Kinder des Hauses". Die neuere Erzählungs-Literatur hat einen Gebrauch angenommen, der, wenn auch nur äußerlicher Art, selbst unbedeutenden Produktionen einen Halt verleiht, welchen die zahllosen älteren deutschen Romane nicht besaßen, was die mittelmäßigen nur noch werthloser machte und sie um so früher der Vergessenheit überantwortete. Dieser Halt ist die Wahl eines wirklichen Schauplatzes, einer bestimmten deutschen Landschaft als Basis oder Hintergrund der imaginären Vorgänge. Die Erfindung gewinnt dadurch in mehr als figürlichem Sinne einen festen Boden und dieser bringt hinwieder gewisse Bedingungen mit sich, die ein sinnloses Ausschweifen der Phantasie unmöglich machen und wenn nicht immer die Wahrheit, doch die Wahrscheinlichkeit erzwingen. Hat dann ein mittelmäßiger Poet nicht die innere, so hat er doch die äußere Weltanschauung seines Lesers bereichert.

Der Schauplatz des genannten Romans von Julie Burow, ist das Venedig des Nordens, Danzig und seine Umgebung. Wer jemals den eigenthümlichen Reiz dieser Stadt genoß, ihrer Bauart, territorialen Verhältnisse zum Meere, aus welchen auch die Beschaffenheit ihrer sozialen Verhältnisse hervorgeht, wer jemals den Theil des Ostseestrandes durchstreifte, wo die düstere Weichsel ihren Ausfluß hat, der begreift nicht, warum Danzig nicht gleich der Lagunenstadt schon längst den Mittelpunkt romantischer Erfindungen abgab und durch berühmte Dichtungen verherrlicht wurde. Julie Burow ist eine Tochter Danzigs, doch bietet sie hier nur eine einfache Geschichte, einen Roman, der durch die Erfindung spannt, durch die Darstellung das Interesse stetig bis zum befriedigenden Schlusse zunehmen läßt und durch die Wärme des Gefühles bewegt. Etwas von der Gemüthlichkeit des Südens sehr Verschiedenes ist die Gemüthtiefe des Nordens, und diese weiß Julie Burow namentlich in der Schilderung stillen Lebens und kleiner Verhältnisse geltend zu machen.

In demselben Verlage erschien „Saat und Frucht, oder: Bauersleute und Schiffersleute, eine Erzählung von der Niederelbe" von Heinrich Smidt, einem Schriftsteller, der ebenfalls aus dem auswärtigen Deutschland uns zugeführt

Digitized by Google

wird und dadurch bekannt ist, daß ihn der Mangel einer deutschen Flotte nicht hinderte, deutsche Seeromane zu schreiben, die sogar einigen Ruhm erlangt haben. Den lokalen Boden der vorliegenden Erzählung deutet schon der Titel an. Nur erwähnt seien hier noch, als nicht eigentlich der Kritik zu unterwerfen, die Wiener Verlagswerke: „Hußaren-Bilder, gezeichnet von Henricus Niger", worunter man jedoch nicht wirkliche Bilder, sondern Verse zu verstehen hat; so wie die oft erwähnten „Abendstunden", die der Verein für Volksschriften-Verbreitung herausgibt. In den zwei Heften, die wieder vorliegen, machen sich die Aufsätze von L. Fürstedler „über Witterungskunde und über die Kunst Quellen aufzufinden" besonders bemerkenswerth.

Wiener Belletristik! Bei dem Aufschwung aller intellektuellen Verhältnisse in Oesterreich wird es bald nicht mehr nöthig sein, die Thätigkeit des Wiener Buchhandels auf diesem Gebiete als eine ungewohnte hervorzuheben; sie wird sich der regen buchhändlerischen Betriebsamkeit im übrigen Deutschland auch auf diesem Felde anschließen.

Hieronymus Lorm.

Das Pflanzenleben der Donauländer.

Von A. Kerner.

(Innsbruck bei Wagner, 1863.)

(Schluß.)

Im zweiten bis vierten Abschnitt hat der Verfasser einzelne Partien als Repräsentanten der großen Regionen zum Gegenstand der Betrachtung gemacht. Er wollte ja dem Leser nicht Verallgemeinerungen bieten, die mit ihren zahlreichen Belegen an Pflanzenlisten und kritischen Erörterungen den Fachjournalen zugehören, sondern lebensvolle Bilder, in denen physiognomische Darstellungen mit den Resultaten der Forschung über die Entwicklung der Formationen zu einem ansprechenden Ganzen verwebt sind.

So setzt er in den Abschnitt „Karpathen" das Bihariagebirge an der ungarisch-siebenbürgischen Grenze — den Bihar, wie es die Ungarn nennen — von dem er schon im Jahre 1859 schöne Beschreibungen geliefert hat und welches vordem ein botanisch beinahe unbekanntes Gebiet war [1].

Das hercynische Gebirgssystem ist durch das Waldviertel im österreichisch-mährischen Plateau vertreten: die Szenerie zum vierten Abschnitt ist

1 Kerner so wie seine Reisegefährten in diesem Gebiete haben in ihren Schriften darüber die rumänischen Ortsnamen in neu romanischer Schreibweise angeführt, weil die auf den Karten gebräuchlichen Namen zumeist magyarisirte Entstellungen sind, die dem Charakter beider Sprachen widerstreben. Die magyarische Sprache hat, wie uns bedeutende Sprachforscher mittheilten, sehr viele rumänische Elemente in sich aufgenommen; die rumänische dagegen ist während der Bildungsperiode des magyarischen Idioms von reciproken Einmengungen frei geblieben. Die Rehabilitirung der rumänischen Namen möchte also wohl im Interesse beider Nationalitäten gelegen sein.

Digitized by Google

betreffs der Kalkalpen aus dem Tiroler Achenthal, für die Centralkette aus der Oetzthaler Gruppe genommen, also aus des Verfassers gegenwärtigem Arbeitsgebiet, welches sich durch seine westliche Lage in jeder Beziehung zum Ausgangspunkte für pflanzengeographische Untersuchungen über die österreichischen Alpen eignet.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Behandlung jedes dieser Abschnitte zu besprechen. Ein so schön geschriebenes und so lehrreiches Buch läßt sich überhaupt nicht durch Excerpte bekannt machen. Noch weniger möchte das botanische Skelet von Artenlisten, die der Verfasser selber in die Beilage „Erläuterungen und Zusätze (S. 281 bis 319)" verwiesen hat und deren kritische Beleuchtung der Referent kundigeren Federn überlassen muß, dem Zwecke entsprechen. Wir begnügen uns also mit der Bezeichnung einzelner Momente, welche uns vortrefflich geeignet scheinen, den mehrseitigen Werth des Buches anzudeuten.

Die Wahl des Bihariagebirges hing nicht nur von dem Umstande ab, daß es der Verfasser in zwei Vegetationsperioden sehr genau kennen gelernt hat, sondern auch davon, das es der am weitesten östlich gelegene Gebirgswall Ungarns ist, wo sich die Gegensätze der karpathischen zur alpinen Flora in der Menge von orientalischen Beimischungen und im Mangel westlicher Arten am schärfsten aussprechen müssen. Die sind denn auch im hohen Grade merklich und in jedem Vegetationsgürtel vermochte der Verfasser zahlreiche Formen nachzuweisen, die nur vom fernen Osten und Südosten herstammen.

Ohne hier auf den Reichthum in Beobachtungen einzugehen, die der Verfasser auf den Schiefergebirgen, den Kalksteinplateaus und den trachytischen Stöcken des Biharia gemacht hat, wollen wir blos bei einem Punkte von eben so hohem geologischen als botanischen Interesse verweilen. Es ist dies die Besprechung der Nymphaea thermalis C. deren ursprüngliches Vorkommen in der Therme (Bischofsbad) von Großwardein, dem einzigen Standort dieser Pflanze auf europäischem Boden, eben so entschieden behauptet wird, wie ihre Identität mit der Lotosblume des Nil (S. 117 und f.). In Anbetracht der geringfügigen, zumeist nur in der Behaarung der Lotosblätter und in kleinen Differenzen der Randbildung gelegenen Unterschiede beider Pflanzen dürfte die Einerleiheit derselben von Fachmännern kaum mehr bezweifelt werden, am allerwenigsten von Pflanzengeographen, die nach Feststellung der wahren Verbreitungsbezirke und der Mittelpunkte der einzelnen Arten einer Sippe, so vielfach genöthigt sind, die große Anzahl sogenannter Species auf wenige Stammarten zurückzuführen. Ein Anderes ist es mit der autochthonen Natur der Großwardeiner Thermenrose, welche der Verfasser als „letzten in dem warmen Wasser enthaltenen Rest einer Pflanzenschöpfung" auffaßt, „die in längst entschwundenen Perioden das ungarische Becken bevölkerte". Im vorhinein wäre gegen das tertiäre Alter dieser Species — denn nur in der Miocenperiode ließen sich die beiden so weit entlegenen Standorte als Punkte eines Verbreitungsbezirkes auffassen — wenig einzuwenden. Manche geologische Betrachtungen sprechen sogar zu Gunsten dieser Annahme. In derselben Therme von Großwardein lebt eine in mehreren österreichischen Thermalwässern gemeine Schwimmschnecke, die der Neritina

Digitized by Google

picta Fér., einer schon in den älteren Miocenschichten unserer Becken häufig vorkommenden Art, ziemlich nahe steht. Thermen und mäßig warme Süßwasserteiche scheinen an den Gebirgsrändern und auf den Inseln in allen geologischen Zeitraumen seit der Entstehung des ungarischen und des Wiener Beckens weit verbreitet und stellenweise der eigentliche Wohnsitz miocener Neritinen gewesen zu sein. In der Diluvialperiode haben sie in Ungarn mächtige Spuren zurückgelassen und an einzelnen Punkten eine so hohe Temperatur erreicht, daß sich anstatt des Kalkipathes Aragonit (Erbsenstein) darin absetzen konnte [1]. Die Lotospflanze würde also weder im zweiten und im dritten Abschnitte der Miocenperiode günstiger Fortpflanzungsstätten noch während der kalten Diluvialzeit geeigneter Zufluchtsorte entbehrt haben. Doch fehlt es noch gänzlich an fossilen Resten, welche die Existenz derselben auf unserem Boden während der Miocen- und der Diluvialperiode beweisen würden [2]. Ueberdieß ist die Verpflanzung der Lotos nach Ungarn durch römische Truppen von egyptischem Cult, von dem ja genugsam deutliche Reste gefunden wurden, so wahrscheinlich, daß das Gegentheil nur durch unzweifelhafte Thatsachen erwiesen werden kann. Wir bedauern deßhalb, daß der Verfasser (in den Noten) die Gründe nicht angedeutet hat, welche ihn zu jenem so entschieden lautenden Ausspruch über diese wichtige Streitfrage geführt haben. Hoffentlich wird dieselbe durch die Monographie der Sippe Nymphaea, welche Caspari vorbereitet und welche, wie uns die Wiener Autoritäten mittheilen, demnächst erscheinen soll, ihrer Lösung näher geführt werden.

Reizend geschrieben ist der Artikel über die rumänischen Alpen in und über der Nadelholzregion des Bihariagebirges. Wir dürfen freilich beim Leser nicht jene Theilnahme voraussetzen, welche der Schreiber dieser Zeilen als Genosse des Verfassers auf mancher Wanderung durch jene schöne Wildniß für die Schilderung derselben empfindet, wohl mag es jeden Kenner des deutschen und westromanischen Alpenlebens interessiren, das verzerrte Spiegelbild desselben im rumänischen Hochgebirge kennen zu lernen (S. 135 und f.). Ueberhaupt möchten wir gerne dem immer gegen Ischl und Salzburg gerichteten Zug der Gebirgswanderer eine andere Richtung geben, Touristen, Landschaftsmaler und Beobachter von Land und Leuten einerseits nach den Krainer Alpen, anderseits zu der Tatra und nach dem Biharia lenken. Dem von Eisenbahnen durchzogenen Neu-Oesterreich will es gar nicht wohl anstehen, daß man immer fort im Anblick der grünen Seen und der schäumenden Wasserfälle unserer Nordalpen schwelge. Man möge von Zeit zu Zeit die wasserlosen Thäler betreten, die zwischen himmelhohen Dolomitwänden zu den Gipfeln des Mangart und des Triglav führen, möge das ungarische Tiefland und die Grenzwälle Siebenbürgens besuchen, dort den südslawischen, hier den rumänischen

1 Nach einer noch nicht publizirten Beobachtung von Herrn J. K·enner in der Kalktuffplatte des Ofner Festungsberges.

2 Die fossile Art Nymphaea Charpentieri, Heer (Nelumbium nymphaeoides, Ettingsh.) von Monte promina in Dalmatien, also aus einer Schichte, die in Ungarn stark verbreitet ist und eine beiden Ländern gemeinsame (der Nilschildkröte verwandte) Trionyxart enthält, hat ganzrandige Blätter und gehört, wie Heer selber erklärt hat, allem Anscheine nach in die Gruppe der Nymphaea alba. Andere Nymphäaceenreste (Wurzelstöcke, Früchte) dürften eine genaue Feststellung der Art kaum zulassen.

Digitized by Google

Volksstamm in seinem Gebirgsleben und dazwischen das magyarische Element in seiner naturgemäßen und deßhalb liebenswürdigsten Erscheinung studiren. Das gibt bei nahezu denselben Reiseschwierigkeiten jedenfalls genußreichere und des gebildeten Deutschösterreichers würdigere Ausflüge als das beständige Gedusel im Salzkammergut, welches in den Wiener Salons zum Ueberdruß nachklingt und die Wände der Bildersäle mit ewigem Grün überkleiden will. In die Landschaftsmalerei mischen sich ja seit lange schon naturwissenschaftliche und bei starker Staffage auch ethnographische Grundsätze. Die nordischen Seen und Fjords, die Mitternachtssonne, der brasilianische Urwald, die Araber in der Wüste, die egyptischen Fellahs werden mit hohem Interesse betrachtet. Wie lange sollen die Schönheiten unseres vielgestaltigen Oesterreichs noch unbekannt bleiben und wie lange will unser deutsches Volk nebst den politischen Ueberzeugungen auch die Kenntniß von Land und Leuten aus Tagesblättern schöpfen?

Wir wollen hoffen, daß die tief empfundenen Naturbeschreibungen in diesem Buche, von denen wir manche der Wirkung nach dem schönsten Achenbach oder Calame gleichstellen möchten, die Lust an Reisen nach jenen Ländern wach rufen helfe und daß sich die Ueberzeugung mehr und mehr befestige, der gebildete, politisch denkende Deutsch-Oesterreicher müsse vor allem ganz Oesterreich kennen.

Auch das hercynische Waldgebirge, von dem der Verfasser den südöstlichen Theil, das eigentliche „Waldviertel", zum Gegenstand seiner Studien gemacht (S. 147 bis 200), ist eine eigenthümliche, der großen Mehrzahl unserer Landsleute völlig fremde Welt.

Diese ungeheuren Granitstöcke mit ihrer welligen Oberfläche, ihren tiefen, an malerischen Felsformen reichen Thaleinschnitten, mit ihren stellenweise von der Kultur noch wenig berührten Buchen- und Nadelholzwäldern haben einen hohen, für den Anwohner des Kalksteingebirges ganz neuen Reiz. Erstreckt man die Wanderung weiter gegen Westen in das „Mühlviertel" und steigt man von der hier viel schmäleren Plattform des Granitmassiv's empor zu den Höhen des Böhmerwaldes, um einerseits die lange Kette der österreichisch-baierischen Kalkalpen im vollen Glanz der Morgensonne zu bewundern, anderseits in die dunklen moorigen Gründe des Moldauthales hinunterzublicken, so wird jeder Naturfreund gerne gestehen, ein Morgen auf dem Plöckenstein und Dreisesselberg oder drüben am Jauerling und Burgstein sei einen Morgen am Schafberg oder auf der Zwieselalpe reichlich werth. Wer in Oesterreich hat von der Granitlandschaft, von ihrer unendlichen Frische, Ruhe und Klarheit einen richtigen Begriff, wer vermag Ad. Stifter's schöne Hochwaldstudie im Lesen recht zu genießen oder vermag — um auch die ernste Seite zu berühren — die natürlichen Grundlagen jener Länderverbindung zu verstehen, die vor 6 Jahrhunderten in der großen Marchfeldschlacht blutig gekämpft wurde, wenn er nicht jene majestätischen Wälder durchwandert und von jenen Höhen einen freien Umblick gewonnen hat über die Länder dies- und jenseits des böhmisch-mährischen Gebirges?

Digitized by Google

Was diesem Abschnitt einen hohen wissenschaftlichen Werth gibt, das sind die Resultate der Untersuchungen, die der Verfasser über die natürlichen Bedingungen des Waldes und über die auf einander folgenden Pflanzenformationen der Forste angestellt hat. Es liegt hier in der That eine kurzgefaßte Physiologie des mitteleuropäischen Waldes vor, im vollsten Sinne des Wortes, verfaßt mit der Praxis des Forstmannes, mit der Detailkenntniß und dem Scharfblick des gelehrten Botanikers, in der schwungvollen Sprache des gewandten Schriftstellers.

Das letzte Kapitel dieses Abschnittes, von der „Wachau" handelnd, also von den Formationen und Kulturen im Donauthal zwischen den Abteien Mölk und Göttweih, leitet der Verfasser ein durch Grillparzers schöne Verse:

. . . Es ist ein gutes Land.
Wo habt ihr dessen gleichen schon gesehen?

Und fürwahr, es überkommt den Leser eine warme patriotische Stimmung, wenn er, nach 200 Seiten voll Belehrung und anmuthiger Beschreibung ferne- und naheliegender Theile des Reiches, dem Verfasser nun an die Rebenhügel der Donau folgt, an den gewaltigen Strom selber, der hier den südlichen Vorsprung der uralten böhmischen Gebirgsmasse nahezu durchbrochen hat und eben einlenken will durch das Tullner Becken in das Herz von Oesterreich. Man erinnert sich der hohen Bedeutung, welche dieses Thal im 12. und 13. Jahrhundert für die Kulturgeschichte von Mitteleuropa hatte, überspringt die geistige Leere und die Drangsale der späteren Zeiten und mag wohl von dem Buche hier die Veranlassung nehmen, mit Pfeifer auszurufen: „Die frische, treibende, schaffende Volkskraft, die deutsche Denkart und Gesinnung . . . sie sind ungebrochen und unverloren, und mit ihrer Hilfe . . . wird Oesterreich, entsprechend seiner ruhmvollen Vergangenheit . . die Versäumnisse dreier Jahrhunderte über kurz oder lang im Sturme einbringen!" [1].

Doch nicht der kulturhistorische Gesichtspunkt allein ist es, von dem aus der Wachau ein selbstständiges Kapitel gebührt, sondern vielmehr ihre pflanzengeographische Bedeutung. Sie ist eben der Knotenpunkt des hercynischen, des alpinen und des pannonischen Vegetationsgebietes und insofern weicht die Verbreitung der Gewächse ab von der geologisch-geographischen Gestaltung des Reiches, daß diese drei Gebiete nicht im Wiener Becken, sondern einzig und allein in der krystallinischen Felsenenge des Donauthales ihren Grenz-, richtiger Vereinigungspunkt finden konnten. In Zukunft mag die pannonische Vegetationsgrenze allerdings noch weiter nach Westen gerückt werden. Da jedoch dieses Vordringen des Ostens nur durch eine stärkere Austrocknung unseres österreichischen Klima's, d. h. durch eine noch weiter getriebene Reutung, begünstigt werden könnte, so wünschen wir von Herzen, daß die Frische unserer Wälder dem anderen Verbreitungsfaktor der Steppenflora, dem gesteigerten Verkehr der östlichen und westlichen Völker, stets das Gleichgewicht halten und daß die Wachau ihre ganze pflanzengeographische Bedeutung bewahren möge.

1 Vortrag in der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862.

Digitized by Google

In der ersten Hälfte des vierten Abschnittes (S. 200 bis 250) gibt es für Alpenfreunde — und solche sind die Leser dieses Blattes in der Mehrzahl — so viel des Interessanten, daß wir hier selbst auf die Berührung einzelner Kapitel verzichten müssen. Wir wüßten nicht, sollen wir der Alpenrosen- oder der Azaleenformation, den Resten der Zirbelkieferbestände, deren Ausrottung das Land schon Ursache hat zu betrauern, oder der Legföhre, den Wäldern mit der schattenliebenden Stechpalme, die dem religiösen Kultus als Opfer fällt, oder den Wiesenformationen die wenigen Zeilen widmen, die wir für die Besprechung des Buches noch in Anspruch nehmen dürfen. So können wir auch von der wichtigen geographisch-geologischen Schlußfassung (S. 239), in welcher die Noten mit dem Haupttext an Gründlichkeit und Eleganz wetteifern, nur das Hauptergebniß anführen. Durch das Studium der Schutthalden und der niederen Gesimse an den Gehängen um den Achensee und durch die Vergleichung jüngst bloßgelegter Stellen des Hochgebirges mit anderen, die im Verlaufe von mehr als einem Jahrtausend durch die normale Aufeinanderfolge der Pflanzenformationen eine Humusschichte von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß Dicke erlangt haben, ist der Verfasser zu einer genauen Gliederung dieser Formation und zu dem Schlusse gelangt, daß „unter allen Massenverbindungen von Pflanzen, von den Niederungen am Nordfuße der Alpen an bis zu den höchsten Jochen der Centralkette nur die immergrünen Buschformationen der Ericineen als etwas Abgeschlossenes anzusehen sind". Sie würden alle anderen Formationen, die Wiesen so wie die Wälder allmälig überwuchern, wenn nicht einerseits die Kultur, anderseits periodische (in der Natur des Gebirges gelegene) Elementarereignisse den natürlichen Entwicklungsgang unterbrächen und seit uralter Zeit stets unterbrochen hätten. — Die dunstreiche Umgebung des Achensees mit ihren überraschend niedrigen Vegetationsgrenzen bot dem Verfasser zugleich das Bild des Pflanzenbestandes, der den Kalkalpenthälern in der Diluvialperiode durchgehends eigen sein mußte und von dem sich ferne draußen in der Flyschzone, wo an eine Verschleppung der Keime aus höheren Regionen nicht gedacht werden kann, an besonders luftfeuchten Stellen bedeutsame Inseln erhalten haben.

Hinter die Diluvialzeit kann die Pflanzengeographie der Alpen (an und für sich) nicht wohl zurückgreifen, wenn sie sich nicht allzuweit auf den Boden von Konjekturen begeben will. Diesseits derselben hat sich der Verfasser durch die wohlgestützte Annahme einer wechselseitigen Wanderung der Verbreitung vieler Gewächse von den Gebirgen der Diluvialperiode über die Niederung, durch genaue Verzeichnung wichtiger Vertikalgrenzen und ihre Divergenz im weiteren Verlaufe, so wie durch den Nachweis mehrerer Tiefland-Species als Ergebniß der Wandlung aus Gebirgspflanzen ein nicht geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Er fügt in diesem Buche dazu ein neues Verdienst, indem er diese wichtigen Lehren — die vom naturhistorischen auf den geologischen und physiologischen Standpunkt erhobene Wissenschaft — dem gebildeten Publikum zugänglich macht.

Hinsichtlich der Oetzthaler Centralkette, über die eine ziemlich reiche botanische Literatur vorliegt und wo von neueren Botanikern, Stotter und Ritter

Digitized by Google

v. Heufler, von Geographen namentlich v. Sonnklar dem Verfasser vorangegangen sind, beschränkt er sich (S. 251 bis 278) auf die Resultate seiner eigenen Untersuchungen über die Pflanzenformationen als solche. Von der Pflanzenbekleidung der Schuttkegel, in welcher sich nicht nur der stoffliche Unterschied des Gesteins sondern auch ein auffallender Gegensatz der physikalischen Zustände gegenüber den Kalkalpen ausspricht [1], geleitet uns der Verfasser durch die unteren Waldformationen durch die verwüsteten Arvenwälder, deren Stelle das Gestrüpp der Alpenrosen und das Gehölz der Birken und Grünerlen einnehmen, und durch die (der norddeutschen Niederung entsprechende) allenthalben siegreiche Formation des Besenhaiderichs zu den obersten Regionen, deren erste und zweite durch die Azaleenformation, die Torfbildung von Gurgl, durch das Polytrichum septentrionale des Gletscherschlammes und die Wermuther Seggenrasen der Gipfelgehänge charakterisirt sind. Er führt uns die schroffen, vereinzelt aus dem Gletschereis emporstarrenden Felsmassen hinan und zeigt uns die Pflänzchen der dritten und letzten Hochalpenregion, dann geht es im raschen Schritt südwärts hinab zu den Kastanienhainen und den Weingärten des Vintschgaues.

Wir sind über den interessantesten Centralstock unserer österreichischen Alpenkette an der Hand des Pflanzengeographen der geologischen Forschung vorangeeilt. Unser gelehrter Führer hat der Lücke bisher wenig geachtet, welche in der geologischen Literatur die salzburgische Centralkette von den Stöcken der Ostschweiz trennt. Für den Botaniker hat die Beschaffenheit des Alpengneißes, die wechselvolle Natur der Schieferhülle desselben vorerst keine sonderliche Bedeutung, am allerwenigsten beim Studium jener Pflanzenformationen, die nur auf einer greifbaren Humusschichte gedeihen. Der Geologe aber muß wünschen, daß diese Lücke recht bald durch Untersuchungen ausgefüllt werde, die sich den Studien Kerner's würdig anreihen mögen. Dann mag vielleicht der scharfsinnige Pflanzenforscher in der frühesten Formation (in den Flechten und Moosen) unter gleichen physikalischen Umständen gewisse Unterschiede zwischen den Kalk-Glimmergesteinen der Schieferhülle und dem Centralgneiß herausfinden und überhaupt jene Revisionen seiner Beobachtungen anstellen, welche eine genaue geologische Untersuchung der Gebirgsmasse voraussetzen.

Am Schlusse angelangt, müssen wir noch der Terminologie gedenken, die der Verfasser gebraucht und in der Einleitung (S. 6 bis 12) erörtert hat.

Sie mußte zum größten Theil neu geschaffen werden, weil in der Pflanzengeographie, namentlich auf dem noch so wenig kultivirten Feld der Pflanzenformationslehre, das Bedürfniß nach einer präcisen (deutschen) Kunstsprache nicht bestand.

War das Lob, welches Referent der Sprache dieses Buches an vielen Stellen gezollt hat, nicht durch die Freude allzusehr gehoben, welche er beim Studium desselben über den Reichthum an Thatsachen empfand und über deren treffliche Anordnung, über den hohen Werth des Buches für die Bodenkunde von Oesterreich und für die Naturforschung im Allgemeinen, so muß diese neue Terminologie ihrem

1 Der Verfasser hat seine, jüngst in einer gelehrten Gesellschaft veröffentlichten Ansichten darüber einer Anmerkung S. 309 angedeutet.

Digitized by Google

Zwecke wohl völlig entsprechen. Ausdrücke wie: Gehälm, Geblätt, Gefäde u. dgl., nachgebildet den längst gebräuchlichen Worten: Gehölz, Gesträuch und Gestäude, haben nichts was ein zartes Ohr verletzen kann und dürfen wohl nicht mit den puristischen Bestrebungen einzelner Naturforscher zusammengeworfen werden, die das ehrwürdige Griechisch und das Latein nicht nur aus den Terminologien, sondern auch aus der Nomenklatur ausmerzen wollen. Zudem sind sie leicht übertragbar und dürften besonders den in die wissenschaftliche Literatur neu eintretenden Nationen gefällig sein, deren Sprachausbildung sich überhaupt noch im Kreise der Gelehrten bewegt und sehr wesentlich von der Existenz einzelner, für ihre Nationalität begeisterter Fachmänner abhängt.

Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr gefällige; Satz und Punktirung sind im Haupttext so wie in den Zusätzen und im Register vortrefflich.

So wünschen wir denn diesem schönen Buche Glück zur Reise durch ganz Oesterreich und weit über dessen Grenzen hinaus, — eine freundliche Aufnahme unter jedem Dache wo Sinn für Naturkunde wohnt.

Karl F. Peters.

Die Feste und Herrschaft Neuburg am Rhein,

der Herzoge von Habsburg-Oesterreich erste Erwerbung in Vorarlberg, am 8. April 1363.

(Zur fünfhundertjährigen Erinnerung.)

Am rechten Ufer des Rheins oberhalb Götzis steht auf einem lachenden, rebenbepflanzten Hügel, der in wasserreicher Ebene sich erhebt, auf einem westlich steil abfallenden Felsen, 1536 Fuß über der Meeresfläche die Ruine Neuburg, welche dem sie umgebenden, kaum 1/4 Quadratmeile großen Gebiete den Namen gegeben hat. Dessen Umfang zeigt genau die im Jahre 1783 herausgegebene Spezialkarte Vorarlbergs von Blasius Hueber, Peter Anich's Neffen und Schüler, von der noch Abdrücke in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei vorhanden sind. Diese kleine Herrschaft, welche einen der vierundzwanzig Stände der früheren (bis 1806) Eintheilung des Landes bildete, hat nur eine Pfarre zu Koblach, deren Patron in älterer Zeit das Chorherrenkloster Kreuzlingen im Thurgau gewesen ist.

Um dem Leser ganz klar zu werden, wollen wir über die ältere dunkle Zeit etwas weiter ausholen und zugleich eine geschichtliche Uebersicht in chronologischer Folge darlegen.

Unseres Wissens wird die Veste Neuburg zum ersten Male im Jahre 1166 genannt, als der Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen von den Welfen hieher in Gewahrsam gebracht wurde.

Rudolf, der letzte Graf von Bregenz († um 1150), war mit der Welfin Wulfhilde, einer der Schwestern Heinrichs des Stolzen und Welfs VI., Herzogs von Spoleto ꝛc., vermählt und deren Tochter Elisabeth brachte ihr großes, väter-

Digitized by Google

liches Erbe am Bodensee, im Rheinthale und in Churwalhen an ihren Gemahl den vorgenannten Pfalzgrafen, deren älterer Sohn Rudolf die pfalzgräflichen, der jüngere, Hugo, die bregenzischen Lande erhielt und der Stammvater der Grafen von Montfort und Werdenberg wurde.

Zwischen dem Pfalzgrafen Hugo und Welf VI. entspann sich eine erbitterte, blutige Fehde. Es hatte nämlich jener zwei welfische Ministerialen, welche mit einem dritten, einem Tübinger Dienstmanne, einen Straßenraub verübt hatten, aufhängen, den Seinigen aber nach angeblich parteiischem Urtel ungestraft laufen und das Raubnest Möhringen brechen lassen. Im Grunde hatte das Heirathsgut der Erbgräfin Elisabeth, das, wie es scheint, von welfischer Seite geschmälert worden, diese Streitigkeiten angefacht.

Als der Pfalzgraf die geforderte Genugthuung verweigerte, lagerte sich Welf VII. in seines Vaters Welfs VI. Abwesenheit in Italien vor der Veste Tübingen mit 2200 Mann, ward aber nach zweistündigem Kampfe am 5. September 1164 vollständig geschlagen, verlor 900 Gefangene und rettete sich mit Mühe auf seine Burg Achalm. Nach des älteren Welfs Rückkehr aus Italien ward der Friede hergestellt und die Gefangenen erhielten ihre Freiheit.

Im folgenden Jahre brach der jüngere Welf den Frieden, zerstörte das Schloß Kelmünz an der Iller, das damals dem Pfalzgrafen gehörte, und verwüstete auch dessen anderes Gebiet, ward aber bei Geisbeuren Nachts überfallen und entkam kaum nach seiner Ravensburg.

Endlich berief Kaiser Friedrich I. auf den 9. März 1166 einen Reichstag nach Ulm, wo unter vielen Fürsten des Reiches auch die Welfen Heinrich der Löwe und dessen Oheim, Welf VI. mit seinem Sohne Welf VII., wie auch der Pfalzgraf Hugo II. nebst anderen Grafen und Herren erschienen. Die Welfen wurden vom Kaiser gütig aufgenommen; der Pfalzgraf hingegen, des Bruches der Lehenspflicht angeklagt, hatte die Wahl, entweder den Welfen auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben oder sich selbst zu verbannen. Welf der Jüngere ließ ihn, obgleich er dreimal auf den Knien Abbitte that, nach der Veste Neuburg (ad castrum Nuinburch) in Churrhätien führen, wo er bis nach dieses seines Feindes Tode, der am 12. September 1167 zu Siena an der Pest gestorben, verblieben ist. Ob die Veste damals dem Reiche oder den Welfen, die auch in Comitatu Rhaetiae Curiensis und besonders in Tirol bedeutende Besitzungen hatten, oder wem sonst gehörte, vermögen wir aus Mangel an Quellen nicht zu bestimmen.

Neunundzwanzig Jahre später ließ desselben Kaisers Sohn, Kaiser Heinrich VI., der gewaltthätigste der Hohenstaufen, auf die anderthalb Wegstunden von Neuburg entlegene Veste Hohenembs den letzten unmündigen Normannenkönig in Sicilien, den geblendeten Wilhelm III. mit anderen gefangenen Edelleuten bringen und sein jammervolles Leben vertrauern.

Die Herzoge von Habsburg-Oesterreich dehnten ihre Hausmacht auch nach der heutigen Ostschweiz aus, um so mehr, als nach der Erwerbung von Oesterreich und Tirol deren Schwerpunkt auf diese gelegt ward. Es galt, die kürzeste

Digitized by Google

Verbindung mit den Stammlanden zu gewinnen. Sie besaßen von der einen Seite die Landschaft Gaster (castra Rhaetica) und Wesen am Ausflusse des Walhen- oder Walenstattersee's als Erbe der Grafen von Lenzburg und Kyburg und hatten zu Wesen ihren Vogt, dessen Amtswirksamkeit auch über Glarus, wovon das Meyeramt die Herzoge Leopold und seine Brüder am 15. Juni 1308 von Diethelm von Windeck aus dem uralten Geschlechte der Tschudi erkauft hatten, damals sich erstreckte; auf der anderen Seite, westlich am Bodensee, gehörte denselben die Landgrafschaft Thurgau.

Nun bot durch die Familie Tumb von Neuburg sich die günstige Gelegenheit, über dem Walenstattersee und über dem Rheine oberhalb des Bodensee's festen Fuß zu fassen.

Wie und wann die Tumb, später auch Thumb geschrieben, deren Heimath — wie die der Edlen von Embs, der von Stadion ꝛc. — nach Graubünden gesetzt wird, ins Rheinthal herabgezogen und in den Besitz von Neuburg, von dem sie den Beinamen führen, gekommen sind, können wir nicht nachweisen.

Nach Ildefons' v. Arx Geschichten des Kantons St. Gallen (Band I., Seite 493), war gegen Ende des 13. Jahrhunderts Husen im schweizerischen Rheinthale in Friedrichs und Swiggers der Tumben Händen; am 12. März 1316 verkaufte Sophie Tumb, geborne Gräfin von Montfort-Tettnang, dem Ritter Rudolf von Rorschach den Weingarten im Eichholz auf dem linken Rheinufer. Am 29. November 1340 verkaufte Hugo Tumb den halben Kirchensatz zu Schnifis im innern Walgau an das Gotteshaus Einsiedeln, die andere Hälfte kam an die Ritter von Embs; im Jahre 1343 ward dem Swigger Tumben von Neuburg die Vogtei Friesen, d. i. St. Gerold aufgetragen.

Am 7. April 1363 gelobt zu Baden im Aargau Hugo der Tumb dem Herzog Rudolf IV., seinen Brüdern und Erben durch zehn Jahre mit seinen Leuten und Vesten Wälsch-Ramschwag, nun Ruine bei Nenzing im innern Walgau, und Meinbrechtshofen, d. i. Mammertshofen bei Roggwyl im Thurgau, zu dienen (S. v. Lichnowsky Bd. IV., Regest. Nr. 456); am selben Tage gibt Ursula von Embs, Witwe Hartmann Mayers von Windeck, ihre Einwilligung, daß ihre Tochter Anna, Hannsens von Bodmann Hausfrau, die Veste Niperg — d. i. Nitperg bei Mels unweit Sargans — auf welche ihre (der Mutter) Morgengabe und Heimsteuer angewiesen war, an Herzog Rudolf verkaufe (das. Nr. 457).

Die Tumb besaßen noch Neuburg am Rhein, das sie wie ihre Voraltern, wie es in der Verkaufsurkunde vom Jahre 1363 heißt, theils als Lehen vom heiligen römischen Reiche, theils als Pfand von demselben von altersher innehatten.

Wie Ulrich von Embs, der von Kaiser Ludwig dem Baier für den Vorhof zu Embs und den Flecken daselbst all die Freiheit, welcher die Reichsstadt Lindau sich erfreute, weil er, wie die Grafen von Montfort-Tettnang und Bregenz auf seiner Seite stand, im Jahre 1329 erworben hat, so mochten auch um diese

Digitized by Google

Zeit dessen Gegner, die Herzoge von Oesterreich, vielleicht Albrecht II., die Oeffnung dieser wohlgelegenen Veste Neuburg sich erwirkt haben. Es war somit, wie auch aus obiger Darlegung erhellet, schon vor der wider alle Erwartung schnell erfolgten Erwerbung Tirols der österreichischen Herzoge Augenmerk auf einen festen Punkt diesseits des Rheines oberhalb des Bodensee's geheftet.

Die Familie Tumb war in große „unlidige" Geldschuld verfallen, so daß sie nach mancherlei Vorbetrachtung und nach dem Rathe ihrer Freunde, Mannen und Diener aus derselben nur durch Verkauf ihrer Veste Nüwenburg, gelegen in dem Rintal zu Kurwalchen, sich zu erretten vermochte. Diese ward öffentlich feilgeboten und es fand nach mancherlei Anboten sich kein Käufer, welcher für sie mehr oder so viel geben wollte, als der ehrwürdige Bischof Johann II. von Gurk[1], Kanzler der Herzoge von Oesterreich und deren Landvogt in Schwaben und im Elsaß, anstatt und im Namen seiner Gebieter. Ueberdies war, wie es in der Verkaufsurkunde lautet, diese Veste seit geraumer Zeit ein gebundenes Gut der erwähnten Herzoge, indem die Tumb sich verbindlich gemacht hatten, ihnen damit allermänniglich, niemand ausgenommen, zu warten und zu dienen und es niemand anderem als ihnen zum Kaufe zu geben.

Nun wollen wir unsern Blick auf Tirol werfen.

Nach Meinhards III. Hinscheiden (13. Jänner 1363) entwickelten der Bischof Matthäus von Brixen und der so eben erwähnte Bischof Johann von Gurk im Interesse Oesterreichs ihre Thätigkeit, indem sie, nach Sinnachers Beiträgen zur Geschichte der bischöflichen Kirche Brixen (Bd. V., S. 310 und 416), glaubwürdige Abschriften jener Urkunden, in welchen dessen Ansprüche auf Tirol gegründet sind, besorgten, um des Landes Uebergabe zu beschleunigen. Kaum war auf diese Todeskunde Herzog Rudolf IV. durch das Salzburgische im strengsten Winter auf lebensgefährlichen Pfaden über den Krimler Tauern, Taufers und Brunecken nach Bozen gekommen, als schon am 26. Jänner die wankelmüthige Margaretha Maultasche in Gegenwart ihres gesammten Rathes und des Adels des Landes die Abtretungsurkunde ausfertigte. Als die völlige Uebergabe der Grafschaft zu Meran am 29. September erfolgt war, zog Margaretha nach Wien, wo sie fürstlich gehalten, am 9. März 1369 aus diesem Leben schied und in der Minoritenkirche ihre Ruhestätte fand.

Zehn Wochen nach der Ausfertigung der Abtretungsurkunde vom 26. Jänner verkaufte Hugo der Tumb von Nüwenburg für sich und seine Erben an einem Theile, und als Vormund für weiland seines Bruders Swigger minderjährige Söhne Hans, Frik und Heinrich an dem anderen Theile, in einer ewigen und unwiderruflichen Kaufes Weise dem mehrgenannten, für das Interesse des Hauses Habsburg stets wachen Bischof und Kanzler anstatt und im Namen der durchlauchtigen Herzoge zu Baden im Aargau den 8. April 1363 ihre Veste Neuburg

1 Dieser Johann von Platzheim aus Lenzburg im Aargau (nicht aus Schlackenwerth in Böhmen) mochte die unleidlichen Verhältnisse der Familie Tumb, wie auch den Werth eines Besitzthumes im Rheinhale genau kennen. Er ward später Bischof zu Brixen und starb am 6. April 1374.

Digitized by Google

mit Leuten, Gütern, Gerichten und allen Freiheiten, Nutzen und Rechten, so dazu gehören, was sowohl Lehen vom h. römischen Reiche, als auch Pfand von demselben Reiche ist, um 3300 Pfund Konstanzer Münze; unterfertigt sind acht Zeugen, unter diesen: Götz Müller von Zürich, österreichischer Vogt zu Wesen am Walenstattersee, der später des Herzogs Leopold III. Oberhofmeister geworden ist.

Neuburg ist der erste Pfeiler zur Brücke, welche aus Tirol über den Arlberg nach den Habsburgischen Stammlanden führen sollte.

Die bezügliche Urkunde, welche das k. k. geheime Haus- und Staatsarchiv verwahrt und vom Referenten in dem von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archive (Band I., Heft III., 87 ff.) wortgetreu abgedruckt ist, hat für die Lokalgeschichte um so größeren Werth, da sie uns ausdrücklich zeigt, daß die verschuldeten Tumben damals noch Güter, Gerechtsame, Leute und Zinsen jenseits des Rheines zu Bernang, Widnau und Rebstein hatten, so auch diesseits, außerhalb des Gebietes von Neuburg, nemlich zu Altach, im Mäder, Buch, Meschach, Meiningen, dann am Sattelberg, zu Weiler, Sulz, Rankweil, Batschuns und zu Balzers im heutigen Fürstenthume Liechtenstein; ferner überliefert sie uns eine reiche Zahl von Namen von freien und steuerzahlenden Leuten, wie wir sie heutzutage noch daselbst und in der Umgegend finden.

Die Thumb von Neuburg zogen nach Württemberg, wo sie noch als Freiherren blühen und das Erbmarschallamt bekleiden.

Die Veste und Herrschaft Neuburg war seit jenen Tagen mehrmals verpfändet, so an Hugo Grafen v. Montfort-Bregenz, den Minnesinger, der durch seine erste Gemahlin, die Erbgräfin Margaretha v. Pfannberg diese Herrschaft in Steiermark erheirathet hatte. Zur Zeit des Appenzellerkrieges (von 1404 bis 1408) hatte sich der Bund ob dem See, der Kern einer neuen Eidgenossenschaft, der diesseits des Rheins vom Arlberg bis an den Bodensee sich erstreckte, mit dem Hauptsitze zu Feldkirch gebildet.

Nach der Volkssage rettete eine Bettlerin, welche im Appenzellerlande Nachts in einer Schenke den Anschlag der Appenzeller auf das feindliche Bregenz erlauscht hatte, diese Stadt, indem sie in rauher Winternacht einen kühnen Ritt über den Rhein (!) wagte und die Väter der Stadt vor dem sie bedrohenden Ueberfall warnte, so daß deren Kommandant und Herr von Halbbregenz, Wilhelm III., Graf v. Montfort, mit Hilfe der schwäbischen Ritterschaft wohl vorbereitet am 13. Jänner 1408 die anstürmenden Appenzeller aufs Haupt schlug und in Folge dessen der Krieg und der Bund ob dem See ein Ende nahm.

Nach einer andern Version dieser Sage war von Rankweil her aus dem feindlichen Lager die Bettlerin gekommen, ja nach dem Freiherrn v. Hormayr [1] kam ebendaher des in Bregenz bedrängten Grafen Wilhelm junges Weib Hergotha (!) in bäurischer Tracht in stürmischer Winternacht und brachte ihm Kunde von dem beschlossenen Ueberfalle; nun aber hieß dessen Gemahlin Kunigunde

1 S. Dessen Tiroler Merkwürdigkeiten und Geschichten. 1803. Thl. II. 275 bis 279.

Digitized by Google

Gräfin v. Toggenburg; wie war diese Gräfin unbekannt in jenes Lager gekommen?

Da zu jener Zeit der vorerwähnte Graf Hugo, der seit der Theilung im Jahre 1379 noch die andere Hälfte der Stadt und Grafschaft Bregenz besaß, diese Veste Neuburg als Pfandschaft inne hatte und zwischen den kämpfenden Parteien sich die Neutralität erwirkt hatte, so dürfte von da aus Hugo's Schwiegertochter Guta v. Stadeck, seines Sohnes Ulrich Gemahlin, wenn sie ja damals in Vorarlberg war, nach einem winternächtigen Ritte dem verwandten Grafen von der beabsichtigten Ueberrumpelung Kunde gebracht haben. Nach der Ueberlieferung hieß die Retterin Guta, daher des Nachtwächters zu Bregenz Ruf vom November bis Lichtmeß „Ehreguta" d. i. Ehre der Guta; sicherlich aber ist das aus Stein gehauene, vermeintliche Ehreguta-Denkmal, das hoch im Thore zur oberen Stadt eingemauert ist, ein Denkmal der Epona, der Nährerin und Pflegerin der Pferde und zwar — so viel uns bekannt ist — das besterhaltene dieser römischen Gottheit.

Die Herrschaft Neuburg wurde von österreichischen Vögten verwaltet. Wir kennen als Vögte, welche meist zugleich Bestandinhaber waren, Jakob Truchseß v. Waldburg, Landvogt in Schwaben, dem im Jahre 1447 die Pfandschaft abgelöst wurde; ferner Peter v. Hewen, Freiherr, Vogt 1470 und auch nach einem spätern Pfandbriefe 1479, Hilpold v. Knöringen 1471, Joseph Huntpiß v. Ratzenried 1498, Ulrich v. Schlandersberg von 1523 bis 1539, Reinprecht Hendl vom 11. November 1539, später Friedrich Freiherr v. Ilsung bis 1589. Am 15. Dezember 1589 wurde die Herrschaft von Erzherzog Ferdinand von Tirol als Pfandschaft dem Grafen Kaspar v. Hohenembs mit der Bedingung verschrieben, daß das Schloß als fester Platz dem Landesherrn vorbehalten bleibe. Neuburg wurde von diesem Grafen mit dem Aufwande von mehreren tausend Gulden restaurirt, eine zum Wohnen und zur Wehr eingerichtete, mit kleinem und großem Geschütze gut versehene Veste.

Als Feldmarschall Karl Gustav Wrangel am 4. Jänner 1647 durch Verrath Bregenz sammt seiner hochgelegenen Veste erobert hatte, sandte er eine Abtheilung seiner Schweden landaufwärts, besetzte Hohenembs und die Veste Neuburg, von wo eine Truppe an der Ill thaleinwärts bis zum Frauenkloster St. Peter bei Bludenz, eine andere bis an den St. Luziensteig an Graubündens Grenze brandschatzend streifte. Dieß sind die beiden südlichsten Punkte, bis zu welchen die Schweden in Deutschland vorgedrungen sind. Neubnrg ward mit 90 Mann zu Fuß und 15 Pferden wohl belegt um damit die Kontributionen einzutreiben

Der kaiserliche Feldzeugmeister Adrian Freiherr b. Enckevoirt zog mit seiner Mannschaft aus Tirol vor diese Veste und beschoß sie, endlich nachdem die Schweden Bregenz hatten verlassen müssen, ward zwischen dem Kommandanten Kapitän Richard Graham und dem Feldzeugmeister zu Embs am 23. Mai 1647 ein Vertrag geschlossen, Kraft dessen jener am folgenden Tage mit seinen Leuten über den Bodensee gegen Ueberlingen abzog. Neuburg war in Vorarlberg jener Ort, den die

Digitized by Google

Schweden zuletzt räumten. Bis 1744 hatte die Veste eine österreichische Besatzung und diente zur Verwahrung von Verbrechern. Von dieser Zeit an ließ man die festen Werke verfallen, sie wurden 1767 zum Theile abgetragen und verkauft.

Da die Grafen von Hohenembs durch schlechten Haushalt und Verschwendung schnell in der Mitte des 17. Jahrhunderts von ihrem Reichthum und Glanz herabsanken, traten sie auch von der Pfandschaft Neuburg ab, welche mit dem einst Welfischen, später Frundsbergischen Schlosse Petersberg, wie auch Wiesberg im Oberinnthale (jedes zu 50.000 Gulden) von Kaiser Leopold I. am 12. April 1679 dem Grafen Johann Marx Georg Clary und Aldringen, Neffen des am 22. Juli 1634 vor Landshut kinderlos gefallenen kaiserlichen Generallieutenants Johann Grafen v. Aldringen, der dem Kaiser Ferdinand III. 100.000 Gulden im Jahre 1633 dargeliehen hatte, übergeben wurde mit dem Rechte der Einlösung nach vorläufiger halbjähriger Aufkündung, die immer mit Ende Juni zu geschehen hätte.

Diese Pfandschaften gelangten in der Folge durch Heirath an die Grafen v. Wolkenstein-Rodenegg. Neuburg und Wiesberg kamen von der Gräfin Theresia v. Wolkenstein, geb. v Turnau, durch Vertrag vom 3. November 1837 um 50.000 Gulden an Michael Fink, bürgerlichen Handelsmann und Schiffmeister zu Braunau.

Joseph Bergmann.

Die Kunstindustrie der deutschen Nation.

Unter allen Nationen gibt es wohl keine, welche zur Kunstindustrie ein größeres Geschick hätte, als die deutsche. Nur der Italiener oder der Franzose kann sich auf diesem Felde mit dem Deutschen messen. Die italienische Arbeit gedeiht im südlichen Himmel freier und ungezwungener als die deutsche im kalten Norden, ihr liegt ein Stylelement zu Grunde, welches selbst in manierirten Werken an ideale Formen anklingt und die Leistungen der Kunstindustrie von gewissen Härten befreit, welche an deutschen Werken öfters haften. Den Mangel eines großen idealen Zuges ersetzt der Franzose durch die Beweglichkeit seines Geistes, durch die Leichtigkeit, sich den schnell wechselnden Bedürfnissen der Gesellschaft anzuschließen und durch die historisch gewordene französische Grazie. Was ihm an Styl innewohnt, ist die Folge einer wohlgeleiteten geistigen Dressur, welche den französischen Künstlern und Kunstarbeitern seit Jahrhunderten zu Theil geworden ist. Was ihm abgeht, ist der Ernst in der Arbeit, der zähe, nie ermüdende Fleiß und die hohen idealen Gesichtspunkte. Er ist in diesen Dingen an das Ausland, an den Italiener oder den Deutschen gewiesen und der deutsche Arbeiter speziell ist für die französische Kunstindustrie ebenso Bedürfniß, wie die deutsche Erfindung. Er reicht mit seiner eigenen Kraft nicht aus; aber die Geschicklichkeit, mit der es der Franzose versteht,

Digitized by Google

Erfindungen auszubeuten und praktisch zu verwerthen, ergänzt seine nationalen Mängel; der Franzose macht sich die Schwerfälligkeit und die Apathie zu Nutzen, in der man sich in Deutschland erfindenden Geistern gegenüber seit jeher gefallen hat.

Die deutsche Arbeit hat auf dem Weltmarkte immer eine Ehrenstellung eingenommen, am glänzendsten ohne Frage zu jenen Zeiten, wo es freie Reichsstädte und ein Reich gegeben hat, und die vornehme Gesellschaft sich nicht in der Abhängigkeit von fremder Kunst und Kunstindustrie gefallen hat. Die deutsche Kunstindustrie spielt heutigen Tages noch eine große Rolle, trotzdem daß das deutsche Gebiet auf sehr enge Grenzen zusammengeschrumpft und es Parteiführer gibt, welche jeden Augenblick bereit sind, die allgemeinen Interessen des deutschen Bürgerstandes den Sonderinteressen einer Partei zum Opfer zu bringen. Der deutschen Kunstindustrie kommt der Fleiß, die Ausdauer und die gegenwärtig sehr hohe Bildung der Nation zu Hilfe; sie bildet ihre Formen strenger durch, als irgend eine andere Nation, ja steigert die Strenge oft zur Härte. Der Tiefsinn der deutschen Dichter und Denker, der Maler und Architekten führt dieselbe oft in dunkle Gebiete, in welche ihr nur Wenige gerne folgen, aber selbst auf diesen Abwegen zeugt sie von ungewöhnlicher Energie des Geistes. Sie würde heute auch die Konkurrenz mit der ganzen Welt aufnehmen können, wenn für sie das geschehen wäre, was in Frankreich seit Jahrhunderten geschehen ist. Ein weitverbreitetes Leipziger Organ, das sich über die Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in den wärmsten Ausdrücken ausspricht, bemerkt mit Recht: „daß unsere Kunsthandwerker Kenntnisse und Fertigkeiten erhalten, dafür wäre gesorgt, aber ihnen Geschmack einzuflößen, vernachlässige man. Die Ueberlegenheit, welche die meisten Pariser Artikel vor den deutschen noch immer behaupten, beruhe auf dem Geschmack, mit dem sie gearbeitet sind."

Was man heutigen Tages in Deutschland Geschmacksbildung in der Kunstindustrie nennt, ist mit wenigen Ausnahmen nichts als ein Französisiren des Kunstgenius unserer Arbeiter, als eine Entnationalisirung unserer Kunstindustrie selbst. Die Zukunft der deutschen Kunstindustrie besteht nicht darin, daß sie ihre nationale Seite aufgebe, sondern daß sie dieselbe verkläre und ausbilde. Auf ihrer geistigen Selbstständigkeit beruht ihre Kraft und ihre Hoffnung. Aber soll sie in dieser Richtung gedeihen, so muß sie so viel als möglich zur Kunst und zu den Kunstwerken zurückgeführt werden. Wir meinen damit nicht, daß sie ihre Nahrung durch die Speise erhalten soll, welche in den deutschen Kunstschulen oft von Künstlern bereitet wird, die über Kunstdenkmale und Kunsttechnik selbst wenig unterrichtet sind, sondern daß sie mit Kunstwerken und der praktischen Kunst selbst in directe Beziehung komme und sich selbst zu orientiren in der Lage sei.

Die Verbindung der Kunst mit dem Handwerke, das Zurückführen beider auf nationale Elemente ist bei den Deutschen zuerst durch die Romantiker angeregt worden; sie waren es vorzugsweise, welche den französischen Einfluß bekämpft, dem Klassizismus der Akademiker entgegengetreten sind; aber in ihren Bestrebungen lag

Digitized by Google

viel Gefühlsüberschwänglichkeit und eine gewisse Unklarheit in den künstlerischen Anschauungen, die mit den deutschen Kunstweisen der guten Zeit in direktem Widerspruche steht. Die religiöse Stimmung der alten Zeiten war keine Treibhauspflanze gewesen, sondern einfach und schlicht ohne metaphysische Ueberschwänglichkeit. Die Kunst selbst bewegte sich in gemessenen, theilweise engen Grenzen, deren drückender Einfluß nirgend deutlicher hervorleuchtet, als aus den Tagebüchern Albrecht Dürer's. Bei aller Achtung, welche man vor der romantischen Schule haben muß, ist sie doch nichts anderes gewesen, als ein kritischer Durchgangspunkt der deutschen Nation, und Uebergangspunkt durch theilweise unklare Situationen in klarere. Um Klarheit der Anschauungen handelt es sich vorzugsweise. Wer es heute unternimmt, durch Institutionen die Kunst mit dem Handwerke zu verbinden, die Kunstformen nationalen Elementen näher zu bringen, darf zur Lösung dieser Aufgabe nicht mit den Anschauungen der Romantiker hinzutreten; er darf nicht den krankhaften Haß gegen alles Französische, ein feindliches Gefühl gegen Naturwissenschaften und gegen das echt Klassische, eine unbeschränkte Verehrung für alles das mitbringen, was man heutigen Tags Nationalität nennt. Mit diesen Anschauungen würde die Aufgabe nicht blos erschwert, sie würde unmöglich gemacht werden.

Die Feinde des Französischen quand même haben sich lächerlich gemacht, weil, je mehr sie geschrieben haben, desto mehr französische Waaren Eingang gefunden haben. Der Kampf gegen die Naturwissenschaften ist in seinen extremen Richtungen ein Kampf gegen den gesunden Menschenverstand geworden und Diejenigen, welche aus romantischer Empfindlichkeit dem Klassizismus entgegentreten, vergessen, daß die besten Romantiker der großen Periode sich an der klassischen Kunst herangebildet haben.

Das Begünstigen von Nationalitätselementen ist bei vielen Romantikern nur Parteisache. Sie schwärmen für das Germanische wo es eben in ihre Anschauung hineinpaßt, versuchen aber nichts desto weniger in Städten, wo das germanische Element im Bürgerstande historisch berechtigt ist, dasselbe in Schule und Leben zu entnationalisiren. Dort ist manchen Nationalitäts-Romantikern das französische lieber, als das einheimisch deutsche. Bei aller Verehrung für die mittelalterliche deutsche Kunst, die wesentlich eine bürgerliche gewesen ist, entfremden sie den deutschen Bürgerstand seiner Nationalität und haben eine oft fast lächerliche Sympathie für Alles, was halb oder ganz jenseits der Grenzen der Civilisation liegt und in barbarischen Formen auftritt.

Von diesen Ideen geleitet, kann Niemand es unternehmen, Kunst und Handwerk zu vereinen; der ganze Bürgerstand würde ein entschiedenes quod non solchen Bestrebungen entgegensetzen. Wer Erfolge auf diesem Gebiete erzielen will, der muß mit den Faktoren arbeiten, welche heutzutage positive Kräfte sind und nicht mit imaginären oder irrationalen Größen. Wer in die deutsche Arbeitskraft nationales Bewußtsein und in den Kunstprodukten deutsche Kraft zur Geltung bringen will, der muß von dem Grundsatze ausgehen, daß auf dem Weltmarkt das rein nationale Element als solches gar nichts gilt, sondern nur das, was gediegen in

Digitized by Google

seinen Formen sich durch sich selbst empfiehlt. Die Gediegenheit in Inhalt und Form ist der einzig anerkannte Empfehlungsbrief für eine Waare auf dem Weltmarkte. Die Deutschen haben alle Ursache sich ihrer Kunstmission, ihrer historischen Traditionen zu errinnern und umzusehen, was die praktischen Franzosen, die Belgier, Engländer gethan haben, um ihren Kunstprodukten den Weltmarkt zu sichern; denn es ist gar kein Zweifel, daß nicht bloß diese Nationen untereinander rivalisiren, sondern bestrebt sind und zwar insbesondere die französische, allen andern Nationen, vorzüglich der deutschen den Vorrang streitig zu machen.

R. v. E.

Th. Unter den populär-wissenschaftlichen Vorträgen, welche diesen Winter in Brünn zum Besten dreier gemeinnütziger Zwecke gehalten wurden, machen wir auf die Vorlesung des Prof. F. Th. Bratranek über „die romantische Schule" aufmerksam. Da dieselbe auch in Separatabdruck erschienen ist, so dürfte diese zwar kurze aber eben so geistvolle als unparteiische Charakterisirung einer wahrlich mehr genannten als gekannten Partie der neueren deutschen Literaturgeschichte auch in weiteren Kreisen die verdiente Aufmerksamkeit auf sich lenken. Jede gründlichere Würdigung dieser Partie muß erwünscht sein, seitdem ein realistischer Prophet unserer realistischen Zeit aus derselben eine einseitige Hanswurstiade gemacht hat. Bei Bratranek macht sich eine tiefere Auffassung und deßhalb eine gerechtere Beurtheilung der Romantiker geltend: „dieser zärtlich verhüllten Stürmer und Dränger, die bewehrt sind mit dem Eispanzer der Ironie und den Wurfgeschossen der Sehnsucht". Das Streben nach einer populären mehr gerundeten Redeform ist weit entfernt dem philosophischen Bodensatze der Abhandlung Eintrag zu thun. Vielmehr liegt, wie wir glauben, in dieser Richtung und in der Vermeidung aller gelehrten Härten so recht Tonart und Takt für literarhistorische Darstellung überhaupt.

---

* Der bekannte Schriftsteller des Genossenschaftswesens V. A. Huber versucht es in dem Buche: „Noth und Hilfe unter den Fabriksarbeitern aus Anlaß der Baumwollensperre in England. Hamburg. 1863" zu zeigen, welche Mittel England, der in der Baumwollenkrisis am meisten betroffene Staat, zur Abwehr des Unglückes von seinen Arbeitern angewendet hat. Er will damit auch Stoff für die gleiche Aufgabe in Deutschland liefern, wo sich am linken Rheinufer, im Wupperthal und Schlesien cotton-famine zeigt. Aus der inhaltsreichen, klar geschriebenen Schrift erhellt, daß die öffentliche Unterstützung Englands für 250.000 Hilfsbedürftige in zwei Jahren eine Summe von zwei Millionen Pfund Sterling erreichte, daß alle Kreise sich daran betheiligten — Adel und Universitäten voran! — Die vielen Komités werden aufgezählt, der wohlthätige Einfluß der Geistlichkeit gepriesen. Huber zeigt, wie die Arbeiternoth rückschlägt auf das Los der kleinen Krämer (shopkeepers), das immer schlimmer wird, weist die bildende und segensreiche Einwirkung des Genossenschaftswesens (1000 Genossenschaften entstanden während 15 Jahren in England) auf die soziale Stellung und moralische Veredlung des Arbeiterstandes nach. Vor Allem aber zeigt er, daß in den Arbeiterschulen — deren Organisation besprochen wird — in Verbindung mit dem Genossenschaftswesen das beste Mittel zur Lösung der sozialen Frage liegt, die durch die gegenwärtige Noth auf das Dringlichste zur Menschheit spricht. — Möchten die

Digitized by Google

Fabriksherren und die Menschenfreunde die vielen Winke, die Hubers Schriftchen bringt, beherzigen und für die Praxis benützen! Dr. A. H.

—l— Wir haben noch über zwei Hefte von Prof. Pfeiffers „Germania" zu berichten, das vierte des siebenten und das so eben erschienene erste des achten Jahrganges. Das Schlußheft des siebenten Jahrganges beginnt mit einem interessanten Aufsatz von E. L. Rochholz: „Gold, Milch und Blut. Mythologisch" der in drei Abtheilungen „das goldene Zeitalter", „das Milchmeer" und „das schreiende Blut" die mythologische Bedeutung der drei in der Ueberschrift genannten Dinge erläutert, wobei dem berühmten Sagenforscher seine reiche Belesenheit und Gelehrsamkeit verbunden mit der Gabe gefälliger Darstellung trefflich zu Gute kommt. Der Aufsatz wird auch Solche interessiren, die nicht gerade in den engen Kreis der Fachmänner gehören Ihm reihen sich S. 429 Emendationen „Zu Hartmanns Erek" an von Fedor Bech. Darauf folgt S. 470 eine Mittheilung von Konrad Hofmann „Ueber die Herleitung des Namens Baier", worin im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht nach unserer Meinung überzeugend nachgewiesen wird, daß nicht Baigari, sondern Peigiri die älteste Form des Namens sein kann, womit auch die Ableitung desselben von dem beim Geographen Ravenna's erhaltenen Ländernamen Bajas (identisch mit Boji) zusammenfällt wofür Hofmann eine neue Ableitung von dem keltischen bag oder pâg (streiten: ahd. bâgan, pâgan) und dem Suffix iri aufstellt, wornach der Baiername so viel wie „Streiter, Kämpfer" bedeutet. Diesem kleinen Aufsatze, der auch dem Historiker wichtig sein wird, folgt S. 476 eine Sammlung von Stellen aus den Kirchenvätern und aus deutschen Gedichten über „Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams" von Reinhold Köhler. Der Abschnitt „Literatur" bringt zwei sehr eingehende Rezensionen über F. X. Wöbers „Minne Vegel" des Eberhardus v. Minden von F. Bech, und über H. Kurz' „Esopus von Burghard Waldis" von Felix Liebrecht.

Das erste Heft des achten Jahrganges enthält außer dem in diesen Blättern schon ausführlicher besprochenen Aufsatze aus L. Uhlands Nachlaß „Die Todten von Lustnau" (S. 65 bis 88) eine ziemlich ansehnliche Reihe kleinerer Aufsätze und Mittheilungen. Den Reigen eröffnet E. Hofmann mit „Gothischen Konjekturen und Worterklärungen" (S. 1 bis 11) und einer Mittheilung „Ueber Bruchstücke einer Handschrift mit althochdeutschen Glossen" (S. 11 bis 15) Darauf folgen „Quellennachweise zu Hugo von Langensteins Martina" von Reinhold Köhler (S. 15 bis 35) Die lateinische Legende in des Actis SS. 1, 11 ff. Innocentius de contemptu mundi und das Compendium theologicae veritatis sind die nachgewiesenen Hauptquellen. S. 36 bis 51 folgen sechs „Kleine Mittheilungen" von K. Bartsch; 1. über „Herrn Wilhelm von Heinzenburg", 2. über „Das Spiel von den sieben Farben", 3 über „Meister Irregang", 4. „Zu den Beispielen des Strickers", 5. „Glossen von Vögel-, Thier- und Baumnamen", endlich 6. über „Deutsche Handschriften in Mayhingen". Daran reihen sich S. 51 bis 54 Bemerkungen „Zum französischen Erek" von A. Mussafia und S. 54 bis 56 „Ueber ein Lied Heinrichs v. Morungen" (Minnesangs Frühling 123, 10 ff.) von Fr. Gärtner der die zwei letzten von Lachmann mit Unrecht verdächtigten Strophen desselben zu retten sucht. S. 56 führt J. V. Zingerle einige Stellen aus Pleiers Meleranz u. a. „zu Ruore" an, die für die Bedeutung des Wortes wichtig sind, und S. 58 eine Stelle aus der Martina und der Meinauer Naturlehre über die Natur des „Panther". S. 59 bis 61 folgen Konjekturen „Zum Heliand" von E. Hofmann und S. 61 Belege für das Wort „Mangel" von Fr. Pfeiffer. Reinhold Köhler theilt S. 62 parallele schottische Formeln mit „Zum zweiten Merseburger Zauber-

Digitized by Google

spruch", Fr. Pfeiffer S. 63, „Ein komisches Rezept". S. 89 bis 97 (nach dem Uhlandschen Aufsatz) theilt Alois Goldbecher „Zu Pleiers Garel" ein Bruchstück einer guten Pergamenthandschrift aus Meran mit. S. 97 bis 105 findet sich ein für Sprache, Metrik und Kulturleben nicht uninteressantes Gedicht des 12. Jahrhunderts „Diu Mâze" aus einer Heidelberger Handschrift, herausgegeben von K. Bartsch. S. 105 theilt J. M. Wagner ein kurzes Prosastück aus einer Klosterneuburger Handschrift mit: „Bruder Berthold und Albertus Magnus". Daran reihen sich S. 107 bis 111 „Alte Monatreime" mitgetheilt von A. Birlinger und S. 111 eine lexikographische Notiz über die Verbindung „Herze und ôren" von J. V. Zingerle; den Schluß endlich bilden (S. 113) „Studien über deutsche Personennamen" (vier Stücke) von Fr. Stark. Der Abschnitt „Literatur" enthält unter dem Titel: „Zur mittelalterlichen Literatur Englands" eine Anzeige 1. von dem „Liber Cure Cocorum, ed. by Richard Morris", 2. von „The Play of the Sacrament, ed. by W. S." und 3. von „Early english poems and Lifes of Saints, ed by Furnivall" von San-Marte (A. Schulz), dann von J. M. Wagner über das „Deutsche Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Neue Folge" von R. Bechstein und den zwölften Theil der „Horae belgicae" von Hoffmann v. Fallersleben; ferner von Fr. Stark über Dr. Mittendorfs Schrift „Ueber die Zeit der Abfassung des Heliand" und über Dietrichs Abhandlung „Ueber die Aussprache des Gothischen". Fr. Pfeiffer erwiedert auf E. H. Meyers Vorrede in dessen Schrift „Walther von der Vogelweide identisch mit W. v. Schlpfe" und und Th. Vernaleken unter dem Titel „Zur Abwehr" auf die Rezension über seine „Deutsche Syntax" im „Literarischen Centralblatt".

---

* (Bibliographisches). Im Britisch Museum zu London befinden sich zwei Bücher aus der Corvinsbibliothek. Das eine „Horatii Flacci opera" ist auf Pergament geschrieben und enthält ein gemaltes Porträt des Königs Mathias Corvinus, das andere ist: „Cronica Hungarorum Joan. de Thwrsz 1488" auf gröberem Pergament gedruckt, mit altmodischen gothischen Lettern und zahlreichen kolorirten Holzschnitten. Ein auf die letzte (172.) Seite geschriebenes lateinisches Epitaphium auf Nikolaus Zrinyi besteht aus 17 Hexametern und trägt das Datum und die Unterschrift: „1566 Auctore dno. Nicolao Istvánffi de Kisazzonffalua".

V Unter den Erscheinungen des niederländischen Buchhandels ragen jederzeit die ethnographischen und naturhistorischen Werke über die überseeischen Besitzungen Hollands hervor. So finden wir im ersten Monat dieses Jahres Fortsetzungen der größeren Werke: „Bryologia Javanica seu descriptio muscorum frondosorum Archipelagi Indici, iconibus illustrata", nach dem Tode der Verfasser, F. Dozy und J. H. Molkenboer, herausgegeben von R. B. van der Bosch und C. M. van der Sande Lacoste, Lieferung 32 bis 35; „Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië" (Beiträge zur Sprach-, Landes- und Volkskunde von niederländisch Indien), neue Folge, VI. Theil, 4. Stück, mit altjavanischen Schriftproben. Weniger umfangreich ist die Schrift von G. L. C. Tison über Tongka, Süd- und Ostküste von Borneo (in Samarang auf Java erschienen), und A. Pompe's Geschichte der niederländischen überseeischen Besitzungen. Graf Lynden gibt im Haag chromolithographisch ausgeführte Ansichten von Japan mit Text heraus; sechs Lieferungen sind bereits erschienen. In der „Natuurlijke historie van Nederland" erschien „das Klima" von

Digitized by Google

Dr. F. W. C. Krecke, vierte Lieferung, von Starings geologischer Karte der Niederlande die Blätter 12 (Bargerveen) und 18 (Biesbosch), das Blatt zu einem holländischen Gulden. Früher wurden die Blätter 14, 15, 19, 20 ausgegeben.

---

* (Uebersetzungsliteratur.) Alexander Kisfaludys ihrer Zeit gefeierten „Sagen aus der ungarischen Vorzeit", kühle akademische Produkte, sind dem deutschen Lesepublikum theilweise schon vor Jahren bekannt geworden („Csobáncz und Tatika" wurden im Jahre 1820 übersetzt), nun hat auch „A Somlai vérszüret" (die Schomlauer Blutlese) und „Eseghvár" einen Uebersetzer an Prof. Joseph v. Machik gefunden, der seine metrische Uebertragung dieser beiden Sagen im Pränumerationswege herauszugeben beabsichtigt.

---

* (Personalmittheilungen). In der am 4. v. M. abgehaltenen ordentlichen Sitzung der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften wurde Herr Friedrich Otto, Oberst im k. preußischen Garde-Artillerieregiment und Direktor der Pulverfabrik in Spandau, zum korrespondirenden, und Herr Phil. Dr. Adalbert Frühauf in Prag zum außerordentlichen Mitgliede gewählt.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Als vor einigen Jahren Graf Falloux das Buch „Madame Swetchine et ses oeuvres" herausgab, lenkte er die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums in hohem Grade auf jene interessante Russin, welche zur katholischen Kirche übergetreten war und sich eben so sehr durch Geist, wie durch tiefe Religiosität auszeichnete. Das Buch mit Auszügen aus den Schriften der Madame Swetchine erlebte rasch mehrere Auflagen, wodurch Falloux später veranlaßt wurde, einen weiteren Griff in den Nachlaß der Russin zu thun und „Lettres de Madame Swetchine" zu publiziren. Jetzt haben wir schon das dritte aus ihren Schriften zusammengestellte Buch vor Augen. Es heißt: „Madame Swetchine. Journal de sa conversion, méditations et prières. Publié par le Comte de Falloux. Das Journal de la conversion enthält Betrachtungen, aus welchen das allmälige Hinneigen zum Katholizismus immer stärker hervortritt. Die Méditations zerfallen in zwei Abtheilungen: „De la vérité du Christianisme" und „De la piété dans le Christianisme". Der literarische Werth dieser Bücher dürfte der Art zu betonen sein, daß die erste Publikation die bedeutendste war.

In St. Petersburg erschien in der Buchdruckerei der Akademie ein sehr gelehrtes Schachbuch. Es führt den Titel: „Traité de l'analyse mathématique au jeu des échecs par C. F. de Jaenisch" und wendet die höhere Mathematik auf die Kombinationen des Schachspiels an. In der Einleitung wünscht der Verfasser vor Allem seine Leser unter einen Hut zu bringen, indem er den Mathematikern, die nichts vom Schachspiel verstehen, dieses erklärt und dann den Schachspielern, die in der Mathematik nicht sattelfest sind, letztere zugänglich zu machen trachtet. Herr v. Jänisch hat bereits vor mehreren Jahren ein gelehrtes „Traité du jeu des échecs" herausgegeben.

Seit der Blüthezeit der „italienischen Frage" hatten die politischen Brochüriers in Paris Zeit zum Ausschnaufen. Die polnische Angelegenheit hat aber wieder einen wahren Sturm von Brochüren entfesselt, in welchen ein Salomo den andern an Scharfsinn überbietet und die politische Weisheit wohlfeil ist, wie die Hagebutten im Spätherbst.

Digitized by Google

Zur Zeit, als man in England sich vor einer französischen Invasion fürchtete und sich gegen etwaige Angriffe bis an die Zähne rüstete, gab es einen leidenschaftlichen Friedensfreund in dem grünen Albion, der seinen Landsleuten rieth, die Kriegsschiffe abzutakeln, die Küstenbatterien zu kassiren und alle Soldaten nach Hause zu schicken, bei einer französischen Invasion aber dem feindlichen Heere mit biederer Gastfreundschaft entgegen zu gehen, und es mit aller Herzlichkeit aufzunehmen. Die Zuaven würden dann (meinte der Verfasser) sich beschämt nach Hause schleichen und nach einem Jahre kein Feind mehr auf englischem Boden stehen. Pläne von ähnlicher Ungeheuerlichkeit finden sich genug in den politischen Brochüren neuesten Datums, nur laufen sie alle nach entgegengesetzter Richtung, daß heißt auf Krieg hinaus und das in der Brochüren-Literatur der italienischen Frage so scharf abgekanzelte Oesterreich erhält nun plötzlich unter Weihrauchdämpfen die Ehrenrolle, in vorderster Linie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ohne direkten Bezug auf das oben Gesagte erwähnen wir drei Brochüren, deren Verfasser, abgesehen von dem was sie behaupten, wenigstens bekannte Namen tragen: „La Pologne par Mickiewicz", „La Pologne martyr par Michelet" und „La Question Polonaise par le Prince Napoléon". Letzteres ist ein Wiederabdruck der bekannten Kammerrede, leidenschaftlichen Angedenkens.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Die durch ihre populären Illustrationswerke bekannte Buchhändler-Firma Cassell in London hat jetzt die Publikation eines "Illustrated Family bible" beendigt, deren Absatz ein so kolossaler war, daß er die Ziffer von 300.000 Exemplaren erreichte. Die Herstellung dieser Bibel kostete über eine Million und die Anzahl der gedruckten Bogen überstieg 63 Millionen. Solche riesige Verhältnisse existiren nur in England, wo viele populäre Zeitungen über 50.000 Exemplare absetzen und einige sogar Auflagen von 100.000 und 200.000 Exemplaren aufweisen

---

• Modèles classiques tirés du Musée du Louvre exécutés suivant le programme du Gouvernement pour l'enseignement du dessin dans les lycées; autographie par J. Ducollet" ist der Titel eines Werkes, das so eben in Paris bei Monrocq Frères erscheint und die Aufmerksamkeit derer verdient, welche sich mit dem Zeichnenunterrichte für Mittelschulen beschäftigen Frankreich hat dieser Angelegenheit seit jeher eine ganz besondere Theilnahme zugewendet. Ohne das System, von welchem in dem Werke ausgegangen wird, zu prüfen, und ohne zu glauben, daß das französische System überhaupt allen Anforderungen entspricht, die man an ein solches stellen muß, kann man sich doch nicht die Ansicht verhehlen, daß es ein großer Vortheil für ein Land ist, wenn beim Zeichnenunterrichte in den Mittelschulen ein System zur Geltung gebracht wird und zur Durchführung desselben Mittel zur Verfügung stehen. Selbst eine theilweise verfehlte Anordnung von Zeichnenvorlagen für Mittelschulen scheint uns besser, als der Dilettantismus, der sich überall zeigt, wo leitende Prinzipien im Unterrichte fehlen. Die Vorlagen sind den kaiserlichen Museen entnommen; jedes einzelne Blatt (in Folio) ist selbstständig verkäuflich und der Preis sehr niedrig gestellt. In Wien kostet ein Blatt 50 Neukreuzer. Man gibt sich hier der Hoffnung hin, daß, wenn das „österreichische Museum für Kunst und Industrie" gegründet sein wird, sich der Anlaß von selbst darbieten dürfte, aus dem Schatze einheimischer Kunstwerke Vorlagen zu schaffen, die geeignet sein werden, den Anforderungen der Mittel- und Gewerbeschulen zu entsprechen und den Künstlern ein bedeutendes Materiale für ähnliche Zwecke zu liefern.

Digitized by Google

* Der Ehrenpokal, welcher, wie seine Inschrift besagt, vom Gemeinderath der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien dem verdienstvollen Herrn Alb. Camesina, k. Rath und Konservator, am 1. März 1863" zuerkannt wurde, ist eine so ganz treffliche Arbeit, daß wir desselben hier gedenken müssen. Im gothischen Style von Prof. Friedrich Schmidt entworfen, hat er eine Größe, die mit der Natur eines Pokals, wenn er auch ein Ehrengeschenk und nicht zum Hausgebrauche ist, im Einklange steht. Ueber diese Größe hinaus ist ein Pokal eine Monstruosität. Er ist bei Brix und Anders ganz vorzüglich und im Geiste der alten guten Technik ausgeführt, sowohl in dem Blattwerke als in den Emails der Figürchen und anderen Details, die ihn zieren. Es finden sich auf demselben das alte und neue Wien's, das kaiserliche Wappen, der österreichische Wappenschild mit den fünf Lerchen. An der Außenseite des Pokals ist die Salvatormedaille, im Innern die Medaille für Wissenschaft und Kunst angebracht, welche Camesina erhalten hat. Der Pokal ist aus vergoldetem Silber ausgeführt, und soll in der Maiausstellung des österreichischen Kunstvereines ausgestellt werden.

Nekrolog.

Heinrich Hübsch.

Wenn wir in dieser, vorzugsweise Oesterreich gewidmeten Abtheilung dieses Blattes dießmal eines Badensers gedenken, so thun wir es, weil Hübsch in der deutschen Kunst und Kunstliteratur eine hervorragende Stellung einnimmt und für alles Herz und Verständniß hatte, was in unserem Vaterlande auf dem Gebiete der Kunst, speziell der Architektur sich als Fortschritt manifestirte. Ungleich manchen seiner Fachgenossen, die Leistungen von Oesterreichern gegenüber gerne einen docirenden oder schulmeisterlichen Ton anschlagen, erwies sich Hübsch in seinem Urtheile als Mann von Herz und Geist, ohne alle Voreingenommenheit der Anschauungen. Die „Wiener Zeitung" speziell hat ihm mehrere sehr werthvolle literarische Arbeiten zu verdanken, die aus jener Zeit stammen, wo sein Geist, nach langer Wanderung in die Gebiete des hellenischen und des Rundbogenstyles, in die altchristlichen Monumente sich vertieft hat. Ueber sein Leben gibt die „Augsb. Allg. Ztg. folgende Nachrichten.

Hübsch ist zu Weinheim im Jahre 1795 geboren, war ein Schüler des vormaligen Oberbaudirektors Weinbrenner, bildete sich in Italien, namentlich zu Rom, und in Griechenland und trat nach seiner Rückkehr in die Heimath als Schriftsteller auf. Er schrieb über griechische Architektur, über Ornamente, und gab in Verbindung mit Heger die malerischen Ansichten von Athen heraus. Diese Werke und sein nach einer zweiten Reise nach Italien entworfener Plan für die evangelische Kirche in Barmen veranlaßten seine Berufung als Lehrer der Architektur ans Städel'sche Institut zu Frankfurt am Main, wo er gegen Hirt die Vertheidigung der griechischen Architektur schrieb und den Entwurf zum Frankfurter Waisenhaus machte. Im Jahre 1827 wurde er nach Karlsruhe berufen, 1829 zum Baurath, 1831 zum Oberbaurath, 1843 zum Baudirektor und später zum Oberbaudirektor ernannt. Im Jahre 1838 erschien seine bekannte Schrift: „Wie sollen wir bauen?" Im Jahre 1858 machte er eine dritte Reise nach Italien. Zwischen den Jahren 1858 und 1862 erschien sein neuestes größeres Werk über die „altchristlichen Kirchen". Hübsch neigte sich vorzüglich dem Rundbogenstyl zu und gründete eine neue Bauepoche in Baden. In Baden hat er sich eine Menge Denkmale errichtet, die sein Andenken unvergänglich machen. In Karlsruhe heben wir insbesondere hervor: das Finanzministerialgebäude, das Polytechnikum, die Kunsthalle, das Hoftheater, das Gebäude im botanischen Garten; von auswärtigen Gebäuden erwähnen wir die Zollhäuser und den Freihafen in Mannheim, die katholischen Kirchen zu Bulach, Staßringen, Rothweil, Waldshut u. s. w., die evangelischen Kirchen zu Freiburg, Mühlhausen, Epfenbach, Bauschlott ꝛc.; in Baden-Baden: die neue Trinkhalle, das neue Theater. Se. Majestät König Ludwig von Bayern ehrte Herrn Hübsch ganz besonders, es lebt noch eine Anekdote im Andenken, die wir mittheilen wollen. Als nämlich der hohe Herr in Begleitung unseres Großherzogs die neue Kunsthalle besichtigte, wandte er sich plötzlich an den Erbauer Hübsch mit den Worten: „Das Gebäude ist nicht „hübsch", und fügte nach einer kurzen Pause, in welcher er Hübsch's Unruhe freudig bemerkte, hinzu: „Aber schön, sehr schön ist es". Hübsch gehörte der großdeutschen Partei an, und war ein vorzüglicher Mann in jeder Hinsicht. Er starb am 3. April im 65. Jahre seines Lebens.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Histoire parlementaire de France,

par M. Guizot.

(Paris, bei Michel Lévy Frères. Erster und zweiter Band.)

Mit rastlosem Fleiße fährt Guizot fort, die seinem Alter gegönnte Muße zu benützen, um dem Publikum das Ergebniß seiner reichen Erfahrungen vorzutragen. Der berühmte Staatsmann ist der Gegenstand zahlreicher Angriffe gewesen; während der langen Jahre, in denen er das französische Staatsschiff leitete, haben sich zahlreiche Gegner wider ihn erhoben, selbst politisch Gleichgesinnte haben sich — aus Neid — zu seinen Feinden gesellt; aber keiner hat je seine hohen Geistesgaben bezweifelt, und mitten im heftigsten Streit horchten die leidenschaftlich erregten Widersacher auf seine beredten Worte.

Dennoch ist er gefallen. Hatte er sein Geschick verschuldet? Im Jahre 1848 schien Frankreich, ja ganz Europa diese Frage zu bejahen; jetzt ist weniger Einstimmigkeit in den Urtheilen der Publizisten. Haben sich doch die Begebenheiten seitdem massenhaft vor unsere Augen gedrängt und vielfach ändernd auf unsere Ansichten gewirkt. Mancher will jetzt wissen, daß es in Frankreich dieselbe Bewandtniß mit den politischen, wie mit den Handelskrisen hat; sie sind periodisch. Freiheitsdurst oder -Rausch wechselt zeitweise mit gänzlicher politischer Entsagung ab, und Guizot, meinen seine Freunde, hätte blos das Unglück gehabt, zur Zeit am Ruder zu stehen, als die Gemüther reif zur Revolution waren.

Seine Gegner sprechen freilich anders; allein warum sollten wir wiederholen, was tausend und abermal tausend Federn zur Genüge dargestellt haben. Interessanter ists, Guizot selbst zu hören. Erst dann, wenn wir seine eigene Auslegung der Thatsachen vernommen, können wir uns ein endgiltiges Urtheil bilden, können wir für ihn die „unparteiische Geschichte" werden.

Guizot gibt uns dazu reichlichen Stoff. Nicht bloß weiht er uns durch seine Mémoires in seine Erinnerungen ein, er stützt auch seinen Vortrag auf Belegstücke von bleibendem Werth, von unabweisbarer Authenticität. Dies sind seine in den französischen Kammern gehaltenen Reden. Dieselben bilden ein Supplement zu seinen Memoiren und sind unter dem besonderen Titel: „Histoire parlementaire de France" erschienen. Wir bedauern, sei im Vorbeigehen bemerkt, daß Guizot diesen Titel gewählt hat, denn erstens ist das Werk keine parlamentarische Geschichte Frankreichs und zweitens erscheint eben jetzt eine andere voluminöse Schrift von Duvergier de Harranne, welche diesen Titel führt und verdient

Digitized by Google

Doch verweilen wir nicht länger als nöthig bei diesem rein formellen Tadel. Die Sammlung von Guizots Reden, deren zwei erste Bände vorliegen, bieten ein zu großes Interesse dar, als daß wir nicht von bloßen Aeußerlichkeiten absehen sollten. Die Lektüre dieser Reden erfüllt uns mit einem eigenthümlichen Gefühl. Wie verschieden ist nicht der Eindruck, den sie heute auf uns machen, von dem, den sie zwischen 1830, ja zwischen 1815 und 1848 bewirkten! Damals, als „die schönen Tage von Aranjuez" noch nicht vorbei waren, welche Leidenschaften erregten sie nicht, bald für, bald wider, je nach der politischen Seite, auf der man stand. Heute sehen wir die Dinge viel kühler, viel nüchterner an. Die damaligen Schlagwörter fachen kein loderndes Feuer mehr an; der Anblick des verbrannten Strohes entlockt uns vielleicht ein mitleidiges Lächeln, ob unserer jugendlichen Naivetät. Aber die Kälte unseres jetzigen Urtheiles rührt nicht blos daher, weil wir älter und erfahrener geworden sind, sondern auch, weil sich die Atmosphäre für unser geistiges Auge aufgeklärt hat. Thatsachen sind jetzt für uns an die Stelle von Konjekturen getreten, und die erlebten Wirkungen geben uns ein sicheres Mittel, die Ursachen richtig zu erfassen.

Indessen sind nicht alle Reden Guizots rein politischen Inhaltes, besonders nach 1830. Die Verwaltung wurde damals gründlich reorganisirt und die Reden über Aufruhr und Preßgesetz, über innere Politik und äußere Verhältnisse wechselten mit Vorträgen über öffentlichen Unterricht und andere Maßregeln ab, die ein bleibendes Interesse haben. Es gibt eine Menge Punkte im öffentlichen Leben, welche permanente Bedürfnisse, unveränderliche Verhältnisse berühren, diese sind unabhängig von der Mode und der Meinungen Wechsel; das Wahre in den ausgesprochenen Ansichten kann aufhören neu zu sein, allein es muß stets wahr bleiben. Diese Klasse von Reden bietet vielleicht dem praktischen Staatsmanne ein direkteres Interesse, und jedenfalls ist es zu bedauern, daß sie, wenigstens in den vorliegenden Bänden, so wenig zahlreich vertreten sind. Wir werden auf dieselben zurückkommen, wenn die zwei noch fehlenden Bände, die in sehr rascher Folge erscheinen sollen, uns vorliegen werden.

Heute wollen wir uns begnügen, die Einleitung der Histoire parlementaire dem Leser in gedrängtem Abriß vorzuführen. Man wird aus derselben entnehmen können, wie Guizot über die wichtigsten Begebenheiten seines Vaterlandes denkt. Diese Einleitung führt einen eigenen Titel: Drei Generationen 1789, 1814, 1848, und zerfällt in drei Unterabtheilungen, welche jede mit einem der obigen drei Daten bezeichnet ist.

Der Grundcharakter der großen Epoche von 1789, beginnt Guizot, war die Einmüthigkeit in den nationalen Bestrebungen; freilich nicht die Einmüthigkeit in den Ansichten, aber die Gleichheit der Wünsche und der Hoffnungen innerhalb der Verschiedenheit der Meinungen. Welchen Zweck hatten diese Bestrebungen, welches gemeinschaftliche Ziel hatten sich die damals so getrennten Stände, Adel, Geistlichkeit, Bürgerschaft gesteckt? Die Gerechtigkeit in den gesellschaftlichen Verhältnissen oder die Achtung vor den persönlichen Rechten eines jeden

Digitized by Google

Menschen, und die Freiheit in den politischen Verhältnissen des Staatsbürgers oder die erfolgreiche Einwirkung der Nation in ihre allgemeinen Angelegenheiten. Das waren die leidenschaftlich gefühlten Bedürfnisse jener feurigen und starken Generation, die sich zur Ausführung ihrer Absichten stürzte, wie ein lange gedämmter Waldstrom seine gesammelten Gewässer den Abhang hinunterstürzt.

Vollkommene Einhelligkeit herrschte, wie gesagt, nicht unter den Meinungen. Galt es doch im alten Frankreich aufzuräumen und Vieles, das verrottet war, durch Neues zu ersetzen. Der eigentliche Repräsentant der Zukunft war natürlich der tiers état, allein derselbe fand eine mächtige Stütze in einer glänzenden Minorität der beiden anderen Stände. „Diese liberale Minorität des Adels und der französischen Geistlichkeit von 1789 hat nicht bloß wegen ihres Edelsinnes und der gebrachten Opfer ein Recht auf die Hochachtung und die Dankbarkeit der Liberalen Frankreichs, sie hat auch in dem größten Zeitpunkt unserer Geschichte das größte politische Beispiel gegeben, welches ein freiheitsliebendes Volk empfangen kann, das Beispiel einer einsichtsvollen Uneigennützigkeit und einer aufrichtigen Ergebenheit an das öffentliche Wohl."

Leider haben die höheren Klassen, weder in Frankreich noch in anderen Ländern immer ihr wahres Interesse verstanden, und sich an die Spitze der berechtigten Volksbestrebungen gestellt. Dadurch, daß sich der Adel der Nation entfremdete, und sich aus dem politischen Leben zurückzog, entbehrten die unteren Klassen der nöthigen Stützen für ihre Freiheit, die entweder zusammenbrach oder sich in Gleichheit unter einem absoluten Herrscher umwandelte. „Ich halte", sagt Guizot, „für politisch blind denjenigen, der heutzutage nicht einsieht, daß weder der Besitz der absoluten Gewalt genügt, um einer Regierung Bestand zu verleihen, noch eine demokratische Gesinnung, um die Freiheit zu gründen. Die Regierung bedarf sowohl Stützen als Schranken; sie braucht einerseits den Einfluß und die Mitwirkung der Männer, welche durch ihre persönliche Stellung zur Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten vorbereitet sind, andererseits die Ueberwachung und die Kontrole durch die Staatsbürger. Die Freiheit aber muß vertheidigt werden, sowohl von denen, welchen sie Sicherheit und Kraft zu ihren Arbeiten und Erstrebungen verleiht, als von denen, welche, durch den Besitz einer höheren gesellschaftlichen Stellung begünstigt, leicht ihre Unabhängigkeit und ihren Einfluß der Regierung gegenüber behaupten können. . . . ."

Es war daher ein Glück für den Bürgerstand, daß er 1789 Verbündete in den anderen Ständen fand, und wer weiß, ob bei größerer Einigkeit die Katastrophe nicht vermieden worden wäre. Uebrigens war diese verschuldet worden, sowohl vom König und seiner Umgebung als auch vom Volke. „Die Aufgaben des Herrschers sind so schwierig, besonders in solchen Krisen, daß weder die Güte noch die Tugend die Anwendung von Klugheit und Festigkeit überflüssig machen." Das Volk aber hat Theil an der Verantwortlichkeit, denn „eine Nation, die frei zu werden wünscht, kann sich nicht damit jeden Vorwurfes entheben, daß sie, wie eine Herde, der tollen oder verderblichen Leitung ihrer Führer gefolgt ist."

Digitized by Google

Drei politische Grundsätze beherrschten damals die Gemüther, aber ohne daß man sich deren Tragweite bewußt gewesen wäre. „Niemand ist verpflichtet, Gesetzen zu gehorchen, die er nicht hat machen helfen. — Die rechtliche Gewalt ruht in der Mehrzahl. — Alle Menschen sind gleich." „Viele von denen, die nach diesen Grundsätzen handelten, würden erstaunt gewesen sein" sagt Guizot, „wenn man sie gezwungen hätte, deren gesammte Konsequenzen sich anzueignen. Der erste dieser drei Grundsätze", fährt er fort, „Niemand ist verpflichtet, Gesetzen zu gehorchen, die er nicht hat machen helfen — vernichtet jede Autorität, er ist also gleichbedeutend mit Anarchie. Rousseau, als er den Grundsatz aufstellte, hat dessen Konsequenzen geahnt und vergebliche Anstrengungen gemacht, denselben zu entgehen. Herr Proudhon hingegen hat die Konsequenzen angenommen und so aus dem, was er rücksichtlos die An-archie nennt, den Zweck und den normalen Zustand der Gesellschaft gemacht. Der zweite Grundsatz — die rechtliche Gewalt ruht in der Mehrzahl — vernichtet jede Freiheit, er ist gleichbedeutend mit Despotismus der Mehrheit. Die Welt hat schon früher die Aufstellung und die Anwendung dieses Grundsatzes erlebt; aber sowohl mit der republikanischen als mit der monarchischen Form hat er immer die gewaltthätige oder moralische Unterdrückung der Minorität zur Folge gehabt. Wem ist nicht bekannt, daß seit einem halben Jahrhundert in den vereinigten Staaten die Herrschaft der Zahl die ausgezeichnetsten Staatsbürger vom Ruder entfernt gehalten, die Männer gerade, welche am geschicktesten und am würdigsten gewesen wären, es zu führen. Der dritte Grundsatz — alle Menschen sind gleich — vernichtet jede politische Würde und hemmt den regelmäßigen Fortschritt der Gesellschaft. . . ."

Guizot führt dann obige Gesichtspunkte weiter aus. Er weist nach, daß man gar vielen Gesetzen, die man nicht gemacht, Gehorsam schuldet, daß die Gerechtigkeit und die Weisheit nicht immer in der Majorität ruhen, daß endlich die Menschen keineswegs und in keiner Hinsicht gleich sind, ja daß diese Ungleichheit das Zusammenhalten der Gesellschaft bedingt

Von solchen Irrlichtern verleitet, konnte die Revolution nicht ans Ziel gelangen. So oft hatte eine Tyrannei die andere verdrängt und sich an ihre Stelle gesetzt, so oft mußte die Freiheit der Anarchie weichen, daß das Volk der zwecklosen Agitation müde wurde und sich erschöpft in die starken Arme Bonapartes warf .... der bald Napoleon wurde. Wie sehr Frankreich abgedankt hatte, das sah man man 1813; als einige Stimmen es wagten, im gesetzgebenden Körper die Besorgnisse und die Wünsche Frankreichs mit großer Mäßigkeit auszusprechen, war Jedermann ob der Kühnheit bestürzt, man hatte sie für unmöglich gehalten.

Napoleon fiel und alsobald boten die großen bis dahin stummen Staatskörper ein seltsames Schauspiel dar. Wie mit einem Zauberstab ist plötzlich, im Jahre 1814, alles umgewandelt. Ist dies eine neue Generation? Mit nichten Dieselben Männer, die gestern sich begnügten Ja oder Nein — öfter Ja — zu winken, diskutiren heute scharf jeden ihnen vorgelegten Vorschlag, fassen Entschlüsse, tragen Theorien vor, spalten sich in Parteien, bilden eine Opposition. Wie heißt

Digitized by Google

der Zauberstab, der dieses Wunder bewirkt? Freiheit! „Sie ist so sehr", sagt Guizot, „den Bedürfnissen und den Tendenzen der neuen französischen Gesellschaft entsprechend, daß sie zu derselben zurückkehrt, wie zu ihrer Heimath. Vor 1814 war sie verbannt, so bald man sie wieder erblickt, drängt man sich zu ihr und empfängt sie, als ob man sie nie vergessen hätte. Es ist damit, wie wenn man beim Erwachen die vor dem Einschlafen unterbrochenen Gewohnheiten wieder aufnimmt. . ."

Wir möchten hinzusetzen, daß Viele in Frankreich die Freiheit oder die Unfreiheit als eine Rolle betrachten, die sie zu spielen haben. Man wechselt nicht die Ansichten, nicht das Innere, aber das Benehmen, das Aeußere; heute weigert man den Exzellenztitel einem Minister, und morgen, bei anderen Dekorationen, nachdem z. B. ein Adler den Hahn ersetzt hat, möchte man keine Schwierigkeit machen, den Polizeidiener damit zu beehren. Man fügt sich mit großer Leichtigkeit in neue Verhältnisse. Dem Sprüchworte! Ländlich, sittlich, müßte man als Gegenstück: Zeitlich, sittlich gegenüberstellen.

Doch kehren wir zu Guizot zurück. Der Raum erlaubt uns nicht, ihn Schritt für Schritt zu begleiten, interessant ist es aber jedenfalls, seine Meinung über die Revolution von 1830 zu hören.

„Es wäre freilich äußerst gut für Frankreich gewesen und das Land hätte einen Akt von großer politischer Intelligenz vollbracht, wenn sich sein Widerstand in den Grenzen des monarchischen Rechtes gehalten und es seiner Freiheiten sich wieder bemächtigt hätte, ohne die Regierung umzustürzen. Man sichert sich nie mehr die Achtung vor seinen eigenen Rechten, als wenn man die Rechte beachtet, welche jenen das Gleichgewicht halten, und wenn man einer Monarchie bedarf, ist es viel gerathener, sie zu erhalten als sie zu gründen. Maßhalten aber ist eine Pflicht, die man nicht so ohne Weiteres in einem gegebenen Augenblicke einer Nation erfolgreich auferlegen kann; nur die schwere Hand Gottes, der über Begebenheiten und Jahre gebietet, kann sie einem Volke einprägen. . . . ."

Die „schwere Hand Gottes" liegt wahrscheinlich noch immer auf Frankreich und die zum Reifwerden nöthigen Jahre mögen noch nicht verflossen sein. Jedenfalls waren sie es noch nicht zur Zeit der Juli-Dynastie, denn dieselbe hatte viel zu kämpfen gegen die Männer der Vergangenheit sowohl, als gegen die Männer der Zukunft. Dennoch aber hat sie keine Freiheit verkürzt. „Man kann", sagt Guizot, „heute wie vor zwanzig Jahren die Politik der Juli-Regierung angreifen; man kann behaupten, dieselbe habe zu viel Widerstand geleistet, nicht genug unternommen, nicht genug Neuerungen eingeführt, nicht genug den Tendenzen der Zeit und des Landes Rechnung getragen. Ich gebe hier diese Vorwürfe weder zu, noch bestreite ich sie. Was man aber auch darüber denken mag, man kann der Juli-Regierung nicht die Ehre vorenthalten, eine freiheitliche Regierung gewesen zu sein, streng den Gesetzen gemäß handelnd und durch sie kontrolirt."

Trotz einiger Erfahrungen im entgegengesetzten Sinne bleibt dennoch Guizot der Meinung, daß die Freiheit allein eine dauernde Regierung gründen könne. Sind doch auch die despotischen gefallen. Das, was in Frankreich zur bleibenden

Digitized by Google

Erringung von freiheitlichen Formen — oder besser — zur Erlangung des Wesens der Freiheit fehlt, das sind nach Guizot wohlorganisirte Parteien, eine konservative und eine Fortschrittspartei; jene, die Regierung zu stützen, diese, sie zu beschränken. Weder die Restauration, noch die Juli-Dynastie konnten auf diese nothwendigen Momente jeder stabilen Regierung rechnen. Vielleicht — möchten wir hinzusetzen — liegt dies im Nationalcharakter, der stets die Extreme liebt. So wurden die Konservativen zu Verehrern des Stillstandes und die Fortschrittsmänner waren nur zu bereit, sich zu überstürzen. Zu fürchten ist, daß die „schwere Hand Gottes" noch lange auf Frankreich wird drücken müssen, ehe das Maßhalten eine gangbare Tugend geworden sein wird.

Da „die Konservativen nicht zusammenhielten und die Oppositionellen, statt Nebenbuhler, einen Vernichtungskrieg führende Feinde waren", so ging auch die Juli-Regierung unter und die Republik wurde proklamirt. Warum ist aber auch diese verschwunden? Sagten doch die einflußreichsten Männer im Jahre 1848: „Schließen wir uns der Republik an, denn sie ist die Regierungsform, welche uns am wenigsten vereinigt". Auch kann man der Nationalversammlung nicht Mangel an Mäßigkeit vorwerfen. Dennoch war noch kein Jahr verflossen, im Dezember 1848, und schon waren die Februar-Sieger von der Szene verschwunden und ihr Werk verurtheilt. Frankreich hatte sich schon den Herrn gegeben, der es von der Republik befreien sollte.

Obige Frage beantwortet Guizot also: „Die Republik erfüllt für Frankreich weder die Bedingungen, welche der Regierung, noch die, welche der Freiheit obliegen. Sie verletzt, beunruhigt, entfernt von den öffentlichen Angelegenheiten die Klassen, welche Ordnungssinn und Regierungsfähigkeit besitzen. Sie erregt in den Volksmassen Leidenschaften, Bestrebungen, Hoffnungen, welche weder die Ordnung, noch eine geregelte Freiheit befriedigen können, und die daher stets nach neuen Revolutionen verlangen. Man wiederholt täglich, und Jedermann glaubt oder scheint zu glauben, Frankreich sei jetzt ausschließlich demokratisch gesinnt, es sei, wie gesagt, eine große der Gleichheit und dem allgemeinen Stimmrechte gewidmete Demokratie. Seltsamer Einfluß eines Wortes, das einmal als Symbol und Fahne angenommen worden ist! Das Wort Demokratie birgt jetzt bei uns einen guten Theil Lüge, und die soziale Thatsache, die es ausdrückt, ist eben so wenig vollständig, als die radikalen Maximen, die ich jüngst auf ihren richtigen Sinn und auf ihre wirklichen Grenzen zurückzuführen versucht habe, wahr sind. Zugegeben kann bloß werden, daß die alten Privilegien, die früheren Ausschließungen und die aristokratische Uebermacht nicht mehr bestehen; alle Laufbahnen sind Jedem offen, die öffentlichen Lasten sind auf allen Schultern vertheilt; dieselben individuellen Freiheiten sind allen Staatsbürgern gesichert. Dies ist ein reiner Ausfluß des Billigkeitsgefühls, aber nicht die gesellschaftliche Gleichheit; dies ist politische Freiheit, aber nicht die Herrschaft der Demokratie. Denn Verschiedenheiten, Ungleichheiten aller Art, materielle und moralische, natürliche und geschichtliche dauern stets fort und werden stets bei uns fortdauern. Es gibt in Frankreich große, mittlere und

Digitized by Google

kleine Eigenthümer; große, mittlere und kleine Industrielle; große Namen — alte und neue — und unbekannte Namen, welche groß werden können, wenn sie es verdienen, welche aber einstweilen noch nicht auf Gleichheit mit den großen Namen Anspruch machen können. . . . . Und dies sind keine Resultate des Zwanges der Begebenheiten oder der Ungerechtigkeit der Gesetze; es ist die nothwendige Folge der natürlichen Verschiedenheit und der freien Entwicklung des Menschen und der Gesellschaft."

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß bei Guizot sowohl, als überhaupt in Frankreich Demokratie nur selten als gleichbedeutend mit Volksherrschaft gebraucht wird. Viel häufiger kommt es vor, als Herrschaft der Gleichheit, Gleichheit vor dem Gesetz und selbst Gleichheit in der Gesellschaft. In diesem Sinne ist, oder will selbst das kaiserliche Frankreich eine Demokratie sein. Wie Guizot von dieser politischen Richtung denkt, geht zwar schon aus Obigem hervor, wir möchten aber noch folgende ausgezeichnete Stelle (S. CXXIX) anführen:

„Die Demokratie", sagt er, „hat große Rechte und spielt eine große Rolle in der Welt, eine größere in unseren Tagen als zu irgend einer Zeit, wenigstens in mächtigen Staaten. Aber welchen Antheil sie auch an der modernen Gesellschaft haben mag, welchen Raum sie auch darin einnehme, sie ist nicht allein darin, sie ist nicht Alles. Sie ist der Saft, der von den Wurzeln ausgeht und in alle Zweige des Baumes dringt; aber sie ist nicht der Baum selbst mit seinen Blumen und Früchten. Sie ist der Wind, der in seinem Wehen das Schiff fortbewegt; sie ist aber nicht das Gestirn, das seinen Weg beleuchtet, noch die Magnetnadel, die es auf demselben leitet. Die Demokratie hat den Sinn des Schaffens und des Fortschrittes; sie hat aber nicht den Sinn der Erhaltung und der Voraussicht. Freiheitliche Worte und Perspektiven beleben sie und finden sie opferbereit; aber in ihrem Taumel ergibt sie sich blindlings an die Marktschreier, die ihr schmeicheln, und schreitet gewaltthätig ein gegen Freiheiten, die ihr mißfallen. Sie empört sich zu leicht und widersteht zu wenig (auf gesetzlichem Wege). Sie stellt Regierungen auf und stürzt sie, aber versteht es weder, sie zu erhalten, noch sie in gesetzliche Schranken zu schließen. Daher können selbst die Regierungen, welche sie aufgestellt hat, so bald sie etwas Konsistenz erlangt haben, sich nicht begnügen, in der Demokratie allein ihren Stützpunkt zu nehmen. Sie bestreben sich, auch die anderen sozialen Elemente zu befriedigen und um sich zu sammeln; sie bewerben sich um die Klassen und Personen, in denen der Geist der Ordnung und des Erhaltens vorherrscht; sie bedürfen der Zustimmung derer, die längst höher stehen, zu ihrem eigenen Emporkommen; sie suchen ein Unterpfand der Dauer bei denen, welche die Zeit schon sanktionirt hat. Und dies ist keine bloße persönliche Grille, keine bloße Befriedigung der Eitelkeit, kein kindisches Haschen nach äußerem Glanz; es ist vielmehr ein sicherer Instinkt, ein richtiges Verstehen der Mannigfaltigkeit der sozialen Kräfte und der Nothwendigkeit ihrer Mitwirkung zur Befestigung und Sicherung der öffentlichen Gewalt."

Digitized by Google

Jeder hat die in den letztvorstehenden Zeilen liegenden Anspielungen auf Napoleon verstanden, wir enthalten uns daher jeden Kommentars. Dabei genügen auch wenige Worte, um zu erklären, daß Guizot den Untergang der Republik von 1848 den Republikanern zuschreibt, weil sie sich ausschließlich auf die Demokratie stützen wollten. Einmal in dieser Richtung fortgerissen, mußte man, von Konsequenz zu Konsequenz sinkend, bis zum Sozialismus kommen und unerfüllbare Versprechungen machen. Wir stimmen darin mit Guizot überein, daß der Sozialismus der Republik sehr geschadet hat; allein auch wenn die Gesellschaft nicht theoretisch bedroht gewesen wäre (praktisch war sie es wirklich nicht), so hätte doch die Republik nicht in Frankreich bestehen können .... denn es fehlte an Republikanern. Erstens waren diejenigen, welche zu dieser Fahne geschworen, nur in kleiner Minorität vorhanden, und zweitens bestand ihr Republikanismus meist darin: 1. daß man Louis Philippe einen Tyrann nannte, 2. daß man den Mitbruder (fraternité) mit Bürger (citoyen) statt mit Herr anredete, 3. dies gilt aber nur von den feurigsten Republikanern, daß man eine Weste nach Robespierre's Schnitt trug! Von Unterwürfigkeit unter das Gesetz, von Bändigung der Leidenschaften und ähnlichen Dingen wußte man um so weniger, je eifriger man der Freiheitsgöttin (nicht mit der Freiheit zu verwechseln) anhing. Solche prosaische Tugenden überließ man den lauen Republikanern, den nachträglich hinzugetretenen (républicains du lendemain). Es war eine Theater-Republik in der bloß die Dekorationen sachgemäß waren, allein in der fast Jeder seine Rolle schlecht spielte, weil er nach dem Ende des Stückes sich sehnte. Wenn aber Guizot so verhältnißmäßig gelinde gegen die Sieger von 1848 ist, so mag dies daher kommen, weil er der Besiegte ist und dies ihn in eine falsche Lage jenen gegenüber stellt. Denn so ist die Welt: sie will, daß man mit um so mehr Mäßigkeit von seinem Feinde sprechen soll, je grausamer dieser sich gezeigt hat. Auch die gemilderte Wahrheit gilt noch als Uebertreibung, wenn sie vom Verletzten, vom Besiegten herrührt.

Wir würden zu gleicher Zeit zu früh und zu spät kommen, wenn wir hier eine eingehende Charakteristik Guizots versuchen wollten. Nur so viel sei bemerkt, daß, wenn man den berühmten Staatsmann als einen der eminentesten Repräsentanten des konservativen Prinzipes ansieht, man sich irrt, wenn man ihn als antiliberal darstellt. Es gibt in der „Widerstandspartei" eben so viele Abschattungen, als in anderen, und es ist eine reine Perfidie, konservativ mit reaktionär zu verwechseln. Wie alles Andere ist auch die Bewegung eine relative Sache. Guizot mag Vielen zu langsam gehen, daß aber Andere zu schnell gegangen sind, das lehrt schon heute die Geschichte.

Was birgt der Zukunft Schleier? Guizot ist voller Hoffnung. „Die politische Freiheit hat in unseren Tagen manche Verdunkelung erlitten, aber ihr Glanz ist immer wieder hervorgetreten, wie ein verletztes Recht wieder zur Geltung kommt, wie ein verkanntes Bedürfniß sich immer aufs neue fühlbar macht.... Ich weiß nicht, welche Schwierigkeiten ihr noch bevorstehen und wie lange sie noch wird warten müssen, allein ich wiederhole, was ich am Anfang dieser Einleitung sagte:

Digitized by Google

ich habe Zutrauen in die Zukunft meines Landes und in die ihm bestimmte Freiheit. Sicherlich hat 1789 nicht für Frankreich das Zeitalter des Verfalls eröffnet; aber nur eine freiheitliche Regierung gewährt wirksame Garantien für die allgemeinen Interessen der Gesellschaft, für die persönlichen Rechte des Bürgers, für die Rechte der Menschheit."

So spricht kein Reaktionär.

Paris, im März. Dr. M. Block.

Histoire de la langue française.

Etudes sur les origines, l'étymologie, la grammaire, les dialectes, la versification et les lettres au moyen âge, par E. Littré.

(Paris, 1863).

In zwei stattlichen Bänden finden wir hier jene Aufsätze vereint, welche Emil Littré während des letzten Dezenniums in dem „Journal des Savants", der „Revue des deux Mondes" und dem „Journal des Débats" veröffentlicht hatte. Es sind zum größten Theile Besprechungen erschienener Werke; da aber der Herr Verfasser mit großer Vorliebe und entschiedenem Glücke jene fruchtbare Art der Kritik pflegt, welche, an fremde Arbeiten anknüpfend, in die Fragen, um die es sich handelt, eingeht und neue Gesichtspunkte zu gewinnen sucht, so machen seine Rezensionen gerechten Anspruch auf die Bedeutung selbstständiger Abhandlungen, deren Vereinigung zu einem Werke als ein der Wissenschaft geleisteter Dienst bezeichnet werden muß. Nur mit der Art, in welcher diese Aufsätze dem Publikum wieder vorgeführt werden, können wir nicht vollkommen einverstanden sein Wir sind nämlich der Meinung, daß in solchen Fällen der Verfasser bemüht sein solle, einerseits den Fortschritten, welche in der Zwischenzeit die Wissenschaft gemacht, Rechnung zu tragen, andererseits die Wiederholungen, welche bei häufiger Behandlung verwandter Gegenstände unvermeidlich sind, zu beseitigen und die einzelnen zerstreuten Mittheilungen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Jeder Freund romanischer Studien wird mir beipflichten, wenn ich in dieser Richtung auf die vor zwei Jahren erschienenen „Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur" von Ferd. Wolf hinweise. Sie sind ebenfalls aus älteren Journalaufsätzen entstanden, wir finden aber in denselben alle späteren Veröffentlichungen mit großer Gewissenhaftigkeit benützt, neue Untersuchungen geführt und die einzelnen Theile so gründlich durchgearbeitet und in einander verschmolzen, daß das Ganze als ein Originalwerk gelten kann. In Frankreich, wo ähnliche Sammlungen sehr beliebt sind, pflegt man hingegen nur materielle Abdrücke zu veranstalten; die Vereinigung der disjecta membra bleibt eine rein äußerliche. So auch in dem hier angekündigten Werke. Allerdings bot sich wegen der Kürze

Digitized by Google

der Zeit kein Anlaß zu zahlreichen Ergänzungen; Manches hätte aber doch erwähnt werden können, ja erwähnt werden müssen. Es mag nur ein Beispiel genügen. Im Jahre 1855 rezensirte Littré das etymologische Wörterbuch von Friedrich Diez, wobei er manche Deutungen des Letzteren bezweifelte und seine eigenen vorbrachte. Auf diese Einwendungen ging nun Diez in seinem „kritischen Anhange zum etymologischen Wörterbuch" (Bonn 1859) ein, indem er einigen beipflichtete und die Gründe angab, warum ihn die übrigen weniger überzeugten. Wäre es da nicht angemessener gewesen, daß der Herr Verfasser die Arbeit seines Fachgenossen der gleichen Berücksichtigung werth gehalten und bei der Reproduzirung seiner Einwendungen die stattgefundene Diskussion nicht gänzlich ignorirt hätte?

Weit fühlbarer ist der andere Uebelstand, der Mangel an einer geschickten Redaktion. Fleißige Leser der obenerwähnten Zeitschriften werden wohl schon bemerkt haben, daß sich Littré nicht selten wiederholte; indessen war dies bei Aufsätzen, die in Zwischenräumen und an verschiedenen Stellen erschienen, nicht zu mißbilligen: sind doch die Resultate wissenschaftlicher Forschung noch bei weitem nicht so allgemein verbreitet, daß es nicht nützlich wäre, dieselben, so oft sich eine Gelegenheit darbietet, wieder vorzubringen. In einem Buche aber fallen die Wiederholungen weit mehr auf, und in dem vorliegenden sind sie in der That etwas zu häufig. Allerdings besitzt Littré, wie Wenige, ein ausgezeichnetes Darstellungstalent; er weiß das schon oft Gesagte in immer verschiedene und immer reizende Formen einzuhüllen; da aber trotzdem in Bezug auf die Sache nicht viel Neues hinzukommt, so fühlt doch der Leser am Ende einige Ungeduld und er kann nicht umhin zu bedauern, daß der Verfasser es nicht vorgezogen hat, neue Gegenstände mit gleicher Meisterschaft zu behandeln. Auch hiefür wollen wir ein Beispiel anführen, das uns zugleich den Vortheil bietet, die Leser auf eine wichtige sprachliche Erscheinung aufmerksam zu machen.

Die älteren Idiome Frankreichs — Altfranzösisches und Provenzalisches — zeichnen sich dadurch vor den anderen romanischen aus, daß sie eine Art Deklination aufweisen können: das Nomen hat eine Form für das Subjekt, eine andere für das Objekt. Der Unterschied der Formen steht im Einklange mit der Etymologie. Aus lat. annus wurde ans Subjekt Sing.; aus annum, an Objekt Sing.; aus anni, an Subjekt Plur.; aus annos, ans Objekt Plur. Noch deutlicher unterscheiden sich die Formen bei der dritten Deklination: aus comes wurde cuens für den Nominativ, comte für die anderen Casus; besonders dort, wo durch das Zuwachsen einer Silbe die Tonstelle eine verschiedene ist: aus imperátor kommt der Nominativ emperere, aus imperatórem früher empereor, dann empereur. Népos, gab niés, das nur als Subjekt galt; nepótem dagegen die Objektform nevod, neveu. Wie sehr dies der Syntax zu statten kam, läßt sich leicht denken. Diese Einrichtung vermochte jedoch nicht, sich lange zu behaupten; man fing an die zwei Formen zu vermengen, sie unter einander zu verwechseln; und eine unausbleibliche Folge davon war es, daß die Sprache sich einer nichts mehr bedeutenden Mannigfaltigkeit der Formen, als einer unnützen Last, entledigte. Der häufiger vorkommenden Form des Objektes gelang es, die des Subjektes zu

Digitized by Google

verdrängen. Man gebraucht seit langer Zeit nur mehr an für den Singular, ans für den Plural; ebenso neveu, empereur u. s. w. Indessen hinterließ auch die Subjektform manche Spur ihres früheren Daseins. Soeur entspricht z. B. dem Nominativ soror, während das ältere seror aus sororem erloschen ist. In meilleur hat man wie gewöhnlich die Objektform aus meliorem, man gebraucht aber nicht mehr pejor oder pejeur aus pejorem, sondern bloß pire aus pejor. Die älteren Idiome Galliens mit ihren zwei Casus bilden demnach eine Art Mittelstufe zwischen der lateinischen Sprache, die mehrere Casus besaß, und den anderen romanischen, welche gar keinen Casus haben. Dieser Vorzug erklärt sich auch aus dem Umstande, daß das Nordfranzösische und Provenzalische sehr frühzeitig zu schriftlicher Aufzeichnung und literarischer Ausbildung gelangten, so daß sie noch manchen Zug der Muttersprache zur Darstellung bringen konnten, welcher zur Zeit, als die anderen Idiome in schriftlichen Denkmälern aufzutreten begannen, bereits verwischt war. In den Spuren einer Deklination besitzt Frankreich, den anderen romanischen Ländern gegenüber, ein beredtes Zeugniß seiner Priorität in literarischer Entwicklung. Wir stimmen daher mit dem Herrn Verfasser vollkommen überein, wenn er auf diese grammatische Eigenthümlichkeit ein besonderes Gewicht legt; können aber nicht billigen, daß er, statt dieselbe auf ein Mal erschöpfend zu behandeln, unaufhörlich auf einen Gegenstand zurückkommt, welcher sich schon mit größerer Ausführlichkeit in zahlreichen Werken dargestellt findet und nunmehr Niemandem unbekannt ist, der sich auch nur oberflächlich mit dem Studium des Altfranzösischen beschäftigt.

Auf die einzelnen Aufsätze einzugehen ist wohl hier nicht der Raum; nur flüchtig können wir sie andeuten. Dem Ganzen geht eine neu verfaßte Einleitung voran, ein wahres Meisterstück klarer und gefälliger Darstellung. Das erste Stück, welches den größten Theil des ersten Bandes füllt, ist dem Wörterbuche von Diez, einem verfehlten Buche von Delatre, der Grammatik von Burguy, der Ausgabe des Guillaume d'Orange von Jonckbloet und den altfranzösischen Liedern von Mätzner gewidmet. Eine Fülle feiner sprachlicher Bemerkungen, sowohl allgemeiner als spezieller Art, findet sich hier niedergelegt. Bei der Besprechung des vorletzten Werkes berührt der Verfasser auch das literarhistorische Moment und gibt kurze aber treffliche Winke über das Wesen der mittelalterlichen Heldendichtung. Eingehender beschäftigt sich mit diesem Gegenstande der nachfolgende Aufsatz. Veranlassung gab dazu das Erscheinen des 22. Bandes der Histoire littéraire, welcher bekanntlich ausführliche Analysen und Proben aller Heldengedichte des 12. und 13. Jahrhunderts enthält. Daran knüpft sich eine anziehende Vergleichung der homerischen Lieder und der Chansons de geste, wobei nicht nur der Satz aufgestellt wird, daß sich die ältere französische Sprache zu einer Uebersetzung Homers weit besser als die heutige eigne, sondern auch der Versuch gemacht wird, dies an dem erste: Gesange der Ilias praktisch zu beweisen. In einem nur loseren Zusammenhange mit dem Ganzen steht das vierte Stück (letztes des ersten Bandes), in welchem von Dante die Rede ist. Sprachliche und literarische Fragen behandeln dann im gleichen

Digitized by Google

Maße die Aufsätze über Pierre Patelin, über Luzarche's Ausgaben des Grégoire (des Vorbildes Hartmann's von der Aue) und des Adam, über die französische Redaktion des Gérard de Rousillon in Reimpaaren, wo man aber ungern jeden Hinweis auf die alte provenzalische Fassung vermißt. Rein sprachlichen Inhaltes sind die folgenden Studien über französische Mundarten, über den von Michel herausgegebenen Psalter, über das Fragment von Valenciennes und das Eulalialied. In Bezug auf das zuletzt erwähnte Denkmal sucht der Verfasser den Beweis zu führen, das es aus zehnsilbigen Versen besteht. Diese Ansicht wurde später von Paul Meyer bekämpft, welcher in dem Liede 14 Verspaare mit verschiedenem Metrum erblickt, während noch neulich Gaston Paris sich bemühte, in demselben die Gesetze der mittelhochdeutschen Metrik nachzuweisen. Littré bespricht in einem Zusatze diese Ansichten, und zeigt sich nicht abgeneigt, den seinigen zu Gunsten der von Meyer zu entsagen.

Zum Schlusse noch ein Wort über den Titel: „Geschichte der französischen Sprache". Der Verfasser selbst bezeichnet ihn in der Vorrede als anspruchsvoll (ambitieux); er suchte ihn deshalb auch durch den Zusatz Etudes u. s. w. einigermaßen abzuschwächen. Handelte es sich um einen Mann von geringerer Bedeutung, so würden wir wegen einer Benennung nicht rechten; in diesem Falle aber liegt es daran zu konstatiren, daß Littré bisher wohl treffliche Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache, nicht aber eine Geschichte selbst geliefert hat, und daß wir noch immer von ihm ein ähnliches Werk, zu welchem er wie kaum Einer berufen ist, zu erwarten berechtigt sind.

A. Mussafia.

Botanische Literatur.

Nachträge zu Maly's „Enumeratio plantarum phanerogamicarum imperii austriaci universi" von August Neilreich.

Herausgegeben von der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien.

Angezeigt von Dr. A. Kerner.

Es war am 9. April des Jahres 1851, als sich in dem Museumslokale des Wiener botanischen Gartens ein kleines Häuflein von Männern zusammenfand, welche den Plan faßten, einen Verein zur Förderung der heimischen Thier- und Pflanzenkunde zu gründen. Die Theilnahme, welche dieses Projekt damals fand, verbreitete sich rasch durch alle Gauen Oesterreichs, und schon nach kurzer Zeit konnte der Verein als lebensfähig angesehen werden. Es hatte nur eines kleinen Anstoßes bedurft, um die zahlreichen Forscher, die in Oesterreich für sich arbeiteten zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu vereinen, und die Entdeckungen, welche sonst in den Faszikeln der Einzelnen vergraben geblieben wären, an das Tageslicht zu

Digitized by Google

fördern. Schon nach Ablauf eines Jahres zählte der Verein nahezu 300 Mitglieder, und das Heft, welches derselbe damals publizirte, umfaßte nebst einigen Tafeln die Zahl von 234 Seiten. — Inzwischen sind eilf Jahre verflossen und der Verein ist jetzt zu einem Institute angewachsen, von dem man kühn behaupten kann, daß es alle ähnlichen Institute Deutschlands weit überflügelt hat. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft, in welche sich der Verein umgewandelt hat, zählt jetzt über tausend Mitglieder und steht mit 157 gelehrten Anstalten und Vereinen in Verbindung. Die Publikationen derselben, die man, wie es scheint, in den ersten Jahren in Deutschland todtzuschweigen suchte, haben jetzt einen Umfang von anderthalbtausend Seiten und eine lange Reihe sorgfältig ausgeführter Tafeln aufzuweisen, und das „Literarische Centralblatt für Deutschland" schließt jetzt die Anzeige des letzten Bandes mit den Worten: „Einzelnes hervorzuheben gestattet der Raum dieser Blätter nicht; es genügt auch, auf das Erscheinen dieses Bandes aufmerksam zu machen, da Jeder, der sich für die vaterländische Naturgeschichte speziell interessirt, die Wiener zoologisch-botanischen Verhandlungen in seine Bibliothek aufnehmen muß". — Die Gesellschaft wurde eine Bildungsschule für die jüngeren Freunde der Naturgeschichte in Oesterreich und eine nicht unbedeutende Zahl von Zoologen und Botanikern, deren Name gegenwärtig in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang besitzt, verdiente sich in den monatlichen Versammlungen der Gesellschaft die ersten Sporen. Die Gesellschaft hat die naturhistorischen Kräfte konsolidirt und schon jetzt spricht man im nichtösterreichischen Deutschland von einer „jungen österreichischen Schule, die mit eben so viel Ausdauer als Erfolg arbeitet".

Wenn wir um die Ursache dieses Gedeihens eines Privatvereines fragen, so liegt sie zunächst wohl in der unendlichen Fülle an naturhistorisch interessanten Erscheinungen im Bereiche der österreichischen Länder, die allerwärts anregend wirken und zu botanischen und zoologischen Forschungen auffordern mußte, noch mehr aber in jenen Männern, welche das Institut in die Hand nahmen, dasselbe pflegten und unterstützten und so allmälig auf seine jetzige glänzende Stufe zu bringen wußten. — Und unter diesen Männern war es namentlich der Oberlandesgerichtsrath Neilreich, welcher sich um das Aufblühen der Gesellschaft und hiedurch auch um die Entwicklung der Botanik in Oesterreich die wesentlichsten Verdienste erworben hat. Von der Zeit der Gründung bis in die jüngsten Tage hatte er der Gesellschaft seine Kräfte zugewendet und in ihren Verhandlungen eine Fülle der gediegensten Beobachtungen und der umfangreichsten Erfahrungen niedergelegt. Ueber zwanzig größere und kleinere Abhandlungen, welche eine Zierde der Gesellschaftsschriften bilden, sind aus seiner Feder hervorgegangen, und wir müssen in der That die unermüdliche Thätigkeit des Mannes bewundern, der im Stande war, alle diese Arbeiten fast gleichzeitig mit seiner klassischen, im Jahre 1859 publizirten, über tausend Seiten starken „Flora von Niederösterreich" erscheinen zu lassen. — Und kaum waren nach der Herausgabe dieser Flora zwei Jahre verflossen, als er das botanische Publikum wieder mit einer neuen Arbeit überraschte, die uns unter dem

Digitized by Google

Titel „Nachträge zu Maly's Enumeratio plantarum phanerogamicarum imperii austriaci universi" vorliegt und deren Bedeutung für Oesterreich in den nachfolgenden Zeilen in das richtige Licht gestellt werden soll.

Bis heute entbehrt die österreichische Monarchie leider noch einer dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Gesammtflora. Die Flora austriaca von Host, welche in den Jahren 1827 bis 1831 erschien, kann nur als eine Vorarbeit angesehen werden und ist überdies ein veraltetes Werk, das durch die neueren Forschungen weit überflügelt wurde, und Maly's Enumeratio enthält, wie ihr Name sagt, nur ein Verzeichniß der in Oesterreich bis zum Jahre 1847 aufgefundenen Arten, ohne Diagnosen und ohne kritische Sichtung des von dem Autor benützten Materiales. Dennoch mußten bisher, in Ermanglung einer anderen Arbeit, obige Werke als die Basis aller Gesammtösterreich umfassenden floristischen Untersuchungen angesehen werden, und der einstige Autor einer Flora Oesterreichs wird immer von denselben als von unentbehrlichen Grundsteinen ausgehen müssen. — Wann dieser Messias für die Flora der österreichischen Monarchie kommen wird, läßt sich vorläufig nicht absehen, so viel läßt sich aber jetzt behaupten, daß seine Aufgabe von Jahr zu Jahr eine schwierigere werden wird. Die wissenschaftlichen Arbeiten der Gegenwart sind zum größten Theil auf den Tag berechnet und unsere Kräfte zersplittern sich in unzähligen kleinen Artikelchen für Journale, für Akademien und Vereinsschriften. Die Fluth kleinerer wissenschaftlicher Publikationen ist zu einer, früher kaum geahnten Höhe angeschwollen und man hat Mühe, sich über dem Niveau der von Tag zu Tag höher gehenden Strömung zu erhalten. Gerade das letzte Dezennium hat in Oesterreich eine erstaunliche Produktivität an botanischen Schriften aufzuweisen. Die Arbeiten von Ambrosi, Facchini und Hausmann über die Flora von Tirol, Hinterhubers und Storchs Verzeichnisse der Flora von Salzburg, Neilreichs Flora von Niederösterreich, Wulfens hinterlassene Flora norica, Berdaus Flora cracoviensis, Schlosser und Vicotinović Syllabus Florae croaticae, Pirona Flora forojuliensis und Noé Flora von Fiume, Visianis fortgesetzte Arbeit über die Flora Dalmatiens, außerdem unzählige größere und kleinere floristische Abhandlungen und Notizen, Lokalfloren und pflanzengeographische Schilderungen in den Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, in den Publikationen des „Lotos" in Prag, in den Schriften der naturhistorischen Vereine in Preßburg, Hermannstadt und Klagenfurt, mehrere Abhandlungen in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie, in der Skofitzischen österreichischen botanischen Zeitschrift und in verschiedenen Schulprogrammen bildeten ein Material von wahrhaft riesigem Umfange, und es gehörte in der That ein außergewöhnliches Talent und eine nicht geringe Geduld dazu, diese oft bunt durcheinander gewürfelten, in Ost und West zerstreuten Arbeiten zu bewältigen und in einige Ordnung zu bringen.

Unter solchen Umständen hatte es Neilreich, der durch seine tiefen Kenntnisse seine unabhängige Stellung und seinen Aufenthalt in der Metropole in der glücklichsten Lage war, vor zwei Jahren unternommen, das im Laufe der letzten Zeit aufgespeicherte

Digitized by Google

Rohmateriale einmal kritisch zu sichten, kurz und bündig zusammenzustellen und so den österreichischen Botanikern einen rothen Faden vorzuzeichnen, mit dessen Hilfe sie sich in dem Labyrinthe der Synonymie so gut als möglich zurecht finden können. — Neilreich hat das Resultat dieser mühevollen Arbeit der zoologisch-botanischen Gesellschaft mitgetheilt und diese hat das Buch als Beigabe zu den Vereinsschriften im abgelaufenen Jahre dem botanischen Publikum übergeben.

Das Buch führt den bescheidenen Titel „Nachträge". Wer dasselbe jedoch mit einiger Aufmerksamkeit durchmustert, findet bald, daß es weit mehr gibt, als der Titel verspricht. Es enthält nämlich nicht nur eine außerordentlich sorgsam zusammengestellte Aufzählung aller seit 14 Jahren publizirten neuen Pflanzen und neuen interessanten Standorte, sondern auch unzählige Berichtigungen und kurze präzise kritische Bemerkungen über die angeführten Arten, wie sie nur ein Mann, der die reichen Schätze der Wiener Bibliotheken und der Wiener Museen zu benützen in der Lage war, geben konnte. — Welche Seite des Buches wir aufschlagen, überall finden wir eine Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, die ihres Gleichen sucht und durch welche sich alle Arbeiten Neilreichs in so hohem Grade auszeichnen.

Bei der Benennung und Feststellung der in dem Buche besprochenen Pflanzenformen hat der Autor jene Grundsätze festgehalten, welche ihn auch beim Schreiben seiner Flora Niederösterreichs geleitet haben, und er hat diesen Grundsätzen gemäß zahlreiche, von älteren und neueren Autoren aufgestellte Arten als Varietäten zu anderen bekannteren, namentlich zu den in Niederösterreich von ihm beobachteten Formen gezogen. Wenn wir uns mit diesem „Zusammenziehen" auch nicht immer einverstanden erklären können, so thut das nichts zur Sache und macht dem großen Werthe des Buches nicht den mindesten Eintrag. Der Kern der Neilreich'schen Arbeit bleibt für denjenigen, welcher die unterscheidbaren Formen als Arten auffassen und mit einfachen Namen benennen will, ganz derselbe, wie für jenen, der es vorzieht, die verwandten Formen als Varietäten einer Kumulativ-Art zu bezeichnen, und der Eine wie der Andere wird, wenn er sich mit der vaterländischen Flora beschäftigt, in Neilreichs „Nachträgen" einen reichen, ja fast unerschöpflichen Schatz an wichtigen Bemerkungen und Andeutungen zu finden wissen.

Eine eingehendere Kritik des streng fachmännischen Werkes zu geben, liegt wohl außer dem Bereiche dieser Blätter; jedenfalls aber war es unsere Aufgabe, die in der Sphäre vaterländischer Pflanzenforschung epochemachende Arbeit hier zu verzeichnen, und alle Diejenigen auf Neilreichs Werk aufmerksam zu machen, welche an der kräftigen Entwicklung und an dem frischen Aufblühen des wissenschaftlichen Lebens in Oesterreich ihre Freude haben.

Zum Schlusse sei uns hier noch die Bemerkung erlaubt, daß der Text des Neilreichschen Buches von der ersten bis zur letzten Zeile mit einer Korrektheit ausgeführt ist, wie sie bei ähnlichen aus unzähligen Zitaten zusammengesetzten Arbeiten nur schwierig zu erreichen ist und wie man sie, namentlich bei Büchern die in Oesterreich gedruckt wurden, nur sehr selten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Digitized by Google

Möge der Autor für seine mühevolle Arbeit einen Lohn in dem Bewußtsein finden, zur Flora seines Vaterlandes einen der wichtigsten Grundsteine gelegt zu haben.

Die Erscheinungen der sogenannten „Eiszeit" und deren naturgemäße Erklärung.

III.

Nordamerikanische Geologen (Dana u. A.) unterscheiden in der posttertiären Periode (Diluvialzeit oder postpliocene Periode Lyells) drei Epochen — eine Gletscherepoche, Champlainepoche und Terrassenepoche — die durch außerordentliche Schwankungen im Niveau der Landmassen und dadurch bedingte großartige klimatische Veränderungen charakterisirt sind. Die „Gletscherepoche", d. i. die Eiszeit Nordamerika's, ist die Epoche einer bedeutenden Erhebung des nordamerikanischen Festlandes. Darauf deuten vor Allem die Fjordbildungen an der Küste von Labrador, Neuschottland und Maine hin. Diese Fjords, d. h. Thäler, welche jetzt das Meer ausfüllt, müssen, wie andere Thäler, durch die Wirkung von fließendem Wasser oder Eis gebildet worden sein zu einer Zeit, als das Land höher war; denn das Meer weitet solche Thäler wohl aus, aber es bildet sie nicht. Durch die Coast Survey ist überdies das Hudson-River- und Connecticut-Riverthal weit ins Meer hinaus unterseeisch verfolgt. In dieser Erhebung des nördlichen Theiles des Kontinentes um mehrere tausend Fuß — 5000 Fuß sind eben so wahrscheinlich als 500 Fuß — finden die amerikanischen Geologen einen vollständig genügenden Erklärungsgrund für die Bildung einer zusammenhängenden Schnee- und Eisdecke, welche einst das Land überzog und auf demselben heute noch erkennbare Spuren zurückgelassen hat.

Driftablagerungen, d. h. Ablagerungen von erratischen Blöcken, von Gerölle und Sand ohne deutliche Schichtung, sind nämlich nach den Beobachtungen von Hitchcock, Lesley, Rogers u. A. beinahe über ganz Canada, Neu-England und Long-Island ausgebreitet. Von Neu-England erstrecken sie sich westlich ins Mississippi-Gebiet und erreichen ihre südliche Grenze im südlichen Pennsylvanien, in Ohio, Indiana, Illinois und Iowa in einer Breite von ungefähr 39 Grad. Die nördliche Grenze ist noch nicht bekannt, der Drift bedeckt nicht bloß das niedere Land, sondern erreicht am Mount Washington (in 44 Grad Breite) eine Meereshöhe sogar von 6000 Fuß. Er erfüllt zum Theile die alten Flußthäler, so daß die jetzigen Flüsse sich ihr Bett von Neuem ausgraben mußten. Er enthält keine Reste von Seethieren und stammt, wie man aus den Gesteinen — Granit, Gneiß, Syenit hauptsächlich — bewiesen hat, von Norden her. Die einzelnen erratischen Blöcke, die gegen Norden größer und größer werden sind

Digitized by Google

jedoch höchstens zehn bis zwanzig deutsche Meilen weit transportirt. Wie in Skandinavien und in den Alpen hat man auch hier abgerundete und geglättete Felsflächen beobachtet. Die Streifen und Furchen auf den Schlifflächen haben im Allgemeinen eine südliche Richtung, die in den großen Thälern von Neu-England und dem östlichen New-York mit der Richtung der Thäler übereinstimmt. Alles das spricht dafür, daß der jetzige Winterzustand Nordamerika's während der Gletscherepoche ein dauernder war, daß der nordamerikanische Kontinent, wie jetzt Grönland, von einer beinahe ununterbrochenen Schnee- und Eisdecke bedeckt war, deren Bewegung in südlicher Richtung stattfand, ohne daß jedoch bei der Ablagerung der erratischen Blöcke schwimmende Eisberge eine Rolle gespielt hätten. Die der Eis- oder Gletscherepoche (Glacial-Epoch) folgende Champlainepoche amerikanischer Geologen (Hitchcock) hat ihren Namen von marinen Ablagerungen an den Ufern des See's Champlain (nördlich von New-York) in einer Seehöhe von 400 bis 500 Fuß. Die entsprechenden Schichten mit Meeresmuscheln lassen sich in einem äußerst ausgedehnten Gebiet und in verschiedener Höhe über dem Meere (an der Barrowstraße z. B. 1000 Fuß über dem Meere) nachweisen und sind ein Beweis, daß der nordamerikanische Kontinent in dieser Epoche eine bedeutende Depression erlitt, welche den Champlainsee, den St. Lorenzo und viele canadische Seen zu Meeresarmen machte. Aus den Resten der damaligen Land-Fauna geht hervor, daß das Landklima während dieser Periode wärmer war, als jetzt; die Gletscher der Eisepoche schmolzen ab, große Fluthen strömten durch die Thäler und gaben Veranlassung zur Bildung mächtiger Alluvialablagerungen in allen Flußthälern und lacustriner Ablagerungen an den Ufern der Landseen. Die Terrassenepoche, die nun folgt, war wieder eine Epoche der Hebung, während welcher die Flüsse eine Stufenfolge von regelmaßigen Terrassen in dem Alluvium der Champlainepoche auswuschen, die in den meisten nordamerikanischen Flußthälern noch jetzt sehr deutlich erhalten sind. Die Hebung scheint in den nördlichen Regionen bedeutender gewesen zu sein, als in den südlichen und gab dem Kontinente seine jetzige Gestalt. Erst der Terrassenepoche folgt als Jetztzeit diejenige Periode, in welcher der Mensch auf dem Schauplatz der Dinge auftrat.

Vergleicht man diese Resultate nordamerikanischer Geologie mit den früher dargestellten Resultaten über die posttertiären Bodenbewegungen in den Alpen (nach Morlot) und im nordwestlichen Europa (nach Lyell), so ist gewiß die völlig übereinstimmende Reihenfolge von Hebungen und Senkungen, wie sie sich aus den Beobachtungen diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans ergibt, eine höchst auffallende und überraschende Thatsache, die nur allzusehr zur Parallelisirung verlockt. Wollen wir uns aber nicht einer zu gewagten und allzuraschen Schlußfolgerung schuldig machen, so müssen wir gestehen, daß es bei dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntniß ganz im Bereich der Hypothese liegen würde, anzunehmen, daß das vergletscherte nordeuropäische Hochlandsmassiv gleichzeitig mit dem vereisten nordamerikanischen Festland bestanden habe, daß die „Eiszeit" beider so weit auseinander liegenden Gebiete eine

Digitized by Google

gleichzeitige gewesen und ebenso die Perioden der Senkung und abermaligen Hebung korrespondirt haben. Im Gegentheil, es lassen sich mancherlei Gründe anführen, die es wahrscheinlich machen, daß während der posttertiären oder postpliocenen Periode ein rauhes kaltes Klima auf der einen Seite des Ozeans durch ein mildes auf der anderen Seite ausgeglichen wurde, in ganz ähnlicher Weise, wie heutzutage. Dana ist der Ansicht, daß die Gletscherzeit der Alpen in die Terrassenepoche Amerika's falle, weil nach Guyot in der Schweiz die erratischen Blöcke und der Gletscherdrift über alten Diluvialschichten liegen, während jene in Nordamerika stets das tiefste Glied der posttertiären Ablagerungen bilden. Lyell aber führt aus, wie zu allen Zeiten Meeresströmungen existirt haben müssen, welche einerseits das kalte Wasser der Polargegenden nach niederern Breiten, andererseits das warme Wasser der Aequatorialzone nach den Polen führten und daß, da während der europäischen Eiszeit kalte Polarströmungen die Küsten Skandinaviens, Schottlands und Irlands bespülten, der mächtige Strom warmen Wassers, welcher den jetzigen Golfstrom bildet, statt den atlantischen Ozean zu durchkreuzen, vom Golf von Mexiko seinen Weg nach den arktischen Regionen vielleicht durch die Gegend, welche jetzt das Mississippithal bildet, genommen und so damals Gegenden erwärmt habe, welche jetzt im Wechsel der Dinge wieder den kalten Polarströmungen ausgesetzt sind. Unter solchen Umständen kann die amerikanische und europäische Eiszeit unmöglich gleichzeitig gewesen sein, sondern die Eine ist der Anderen vielleicht um tausend oder mehr als tausend Jahrhunderte vorangegangen oder nachgefolgt. Nur so, meint Lyell, lasse sich auch verstehen, warum in polaren nnd gemäßigten Zonen so viele Pflanzen- und Molluskenarten der vor- und nachglacialen Periode gemeinschaftlich sind und daß durch die Eiszeit die Fauna und Flora nicht vernichtet wurde. Wir müssen hinzufügen, daß auch die Beobachtung der noch jetzt an der Erdoberfläche stattfindenden säkularen Oscillationen des Bodens erwiesen hat, daß diese Oscillationen keineswegs überall gleichzeitig in derselben Richtung stattfinden, daß vielmehr, wie dies Darwin an den Koralleninseln für den großen Ozean bewiesen hat, abwechselnde Gebiete „in linienförmigen und parallelen Streifen" neben einander bestehen, welche innerhalb einer modernen Epoche die entgegengesetzten Bewegungen von Erhebung und Senkung erlitten haben, „als wenn", wie Darwin sagt, „eine Flüssigkeit von einem Theile unter der festen Erdrinde zu einem anderen sehr allmälig vorwärts getrieben würde". Alles das sind Gründe, welche die Nichtgleichzeitigkeit der amerikanischen und europäischen Gletscherperiode wahrscheinlicher machen, als das Gegentheil.

Betrachten wir schließlich noch diejenigen Länder und Gegenden der südlichen Halbkugel, in welchen Gletscher eine Rolle gespielt haben und noch spielen, so müssen wir gestehen, daß es weit weniger die Spuren großer vorweltlicher Gletscher sind, die uns hier in Erstaunen setzen, als vielmehr die gewaltigen Gletscher der Jetztzeit, welche von den Gebirgen Patagoniens und Neu-Seelands in Gegenden herabsteigen, in welchen Winters kaum Schnee fällt und in welchen eine Vegetation gedeiht, die einen völlig subtropischen Charakter trägt. Ja wenn auf der südlichen

Digitized by Google

Hemisphäre in Breiten, welche der Breite von Wien und Paris entsprechen, Gletscher sogar bis ins Meer sich erstrecken, so müssen dort Verhältnisse, wie sie zur Eiszeit in Europa bestanden haben, noch heute fortbestehen. Diese Verhältnisse sind aber nichts Anderes, als klimatische Verhältnisse, die völlig verschieden von denen der nördlichen Hemisphäre, sich aus der ganz anderen Vertheilung von Wasser und Land auf der südlichen Hemisphäre erklären.

An der Stelle des nördlichen Eismeeres sehen wir auf der südlichen Hemisphäre ein großes, mit ewigem Schnee und Eis bedecktes Polarland mit Gebirgen von 7000 bis 10.000 Fuß Meereshöhe. Dieses Polarland ist umgeben von einem großen Eiswall mit kolossalen Eisbergen, dann von einem breiten, durch keine Kontinentalmasse unterbrochenen Eismeere, in welchem nur einzelne Inseln zerstreut liegen und in welches die südlichste Spitze von Amerika hineinragt. Jene Inseln, die Shetlands-, Orkneys-Inseln, Sandwichland u. s. f. sind wahre Eisinseln, wie Spitzbergen und Jan Meyen, und die großartigen Gletscherbildungen auf der Südspitze Amerika's machen uns anschaulich, wie es zur Eiszeit in Skandinavien ausgesehen haben mag. Nicht bloß auf Süd-Georgien in 54 Grad Breite, auf dem Feuerland und an der Magelhaens-Straße zwischen 56 und 52 Grad südlicher Breite, also in Breiten, die dem nördlichen Deutschland, Holland, Dänemark und England entsprechen, sehen wir die Gletscher bis ins Meer reichen, sondern, wie Darwin erzählt, sogar noch in 48½ Grad Breite am Eyres Sund und im Golf von Penas in 46 Grad 40 Min. südlicher Breite, in einer Gegend, die nur 9 Grade entfernt ist von einer Breite, wo Palmen wachsen, weniger als 2½ Grad von baumartigen Gräsern, und wenn man in derselben Hemisphäre nach Westen blickt — auf Neuseeland — weniger als zwei Grad von parasitischen Orchideen und weniger als einen Grad von Baumfarnen.

Indeß wir sind so viel besser mit der Lage von Orten in unserem eigenen Welttheile bekannt, daß ich nicht umhin kann, hier der geistreichen Betrachtung Darwins Platz zu geben, der uns, was wirklich in der südlichen Hemisphäre stattfindet, dadurch noch anschaulicher zu machen sucht, daß er in Gedanken jeden Ort der anderen Erdhälfte in eine entsprechende Breite im Norden versetzt.

„Nach dieser Voraussetzung", sagt Darwin, „würden in den südlichen Provinzen von Frankreich prachtvolle Wälder mit baumartigen Gräsern vermischt und die Bäume mit Schmarotzerpflanzen überladen, das Land bedecken. In der Breite des Montblanc, aber so weit nach Osten wie Central-Sibirien, würden baumartige Farne und parasitische Orchideen zwischen dicken Wäldern gedeihen. Kolibris würde man so weit nördlich, wie das Innere von Dänemark, um zierliche Blumen herumflattern sehen, Papageien würden sich ihre Nahrung in immergrünen Wäldern suchen, mit denen die Berge bis zum Rande des Wassers bedeckt wären. Nichtsdestoweniger würde der Süden von Schottland eine Insel bilden, die fast ganz mit ewigem Schnee bedeckt wäre, wo sich jede Bucht in Eisklippen endigte, von denen jährlich große Massen sich ablösten, die Felsentrümmer mit sich führen würden. Eine Bergkette, die wir die Cordilleren nennen wollen, und die nördlich

Digitized by Google

und südlich durch die Alpen liefe, aber von einer viel geringeren Höhe als die letzteren, würde jene Insel mit dem centralen Theile von Dänemark verbinden. Längs dieser ganzen Linie würde fast jeder tiefe Sund in kühne und erstaunliche Gletscher endigen. In den Alpen selbst, mit ihrer Höhe zur Hälfte reducirt, würden wir Beweisen von neuen Erhebungen begegnen und gelegentlich würden schreckliche Erdbeben solche Massen von Eis in das Meer stürzen, daß Alles mit sich fortreißende Wellen ungeheure Trümmer zusammenhäufen und in die Winkel der Thäler absetzen würden. Andere Male würden Eisberge mit Granitblöcken beladen von den Seiten des Montblanc sich loslösen und dann auf den benachbarten Inseln des Jura stranden. Im Norden von unserem neuen Cap Horn würden wir nur unvollkommene Kenntniß von einigen wenigen Inselgruppen haben, die in der Breite des südlichen Theiles von Norwegen liegen und von anderen in der Breite der Faeröer. Diese würden in der Mitte des Sommers unter Schnee begraben und von Eiswällen umgeben sein, so daß kaum ein lebendes Wesen irgend einer Art auf dem Lande bestehen könnte. Würde irgend ein kühner Seefahrer über diese Inseln hinaus nach dem Pole zu dringen versuchen, so würde er Tausende von Gefahren zu überwinden haben und nur einen mit Bergmassen von Eis überstreuten Ozean finden."

Ist das nicht ein wahrhaftiges Abbild der nordischen Eiszeit, das uns lehrt, daß Verhältnisse, welche in Europa während einer früheren Periode stattgefunden haben, auf der andern Hemisphäre zu den alltäglichen Erscheinungen gehören? Und wer wird nun die Möglichkeit in Abrede stellen wollen, daß die längst vergangene europäische Eiszeit durch Umstände bedingt war, von denen man weiß, daß sie von den gegenwärtigen verschieden waren, daß sie aber, wie ich früher auseinandergesetzt habe, denjenigen ähnlich waren, welche die gegenwärtige Eiszeit der südlichen Hemisphäre bedingen? Eine gleiche mittlere Jahrestemperatur ist für Orte auf der südlichen und auf der nördlichen Hemisphäre das Resultat eines direkt entgegengesetzten Zustandes der Dinge. Die Länder der nördlichen Halbkugel, mit Ausnahme des ganz besonderer klimatischer Vorzüge sich erfreuenden nordwestlichen Europa's, haben kalte Winter und heiße Sommer; ihr kontinentales Klima ist charakterisirt durch extreme Temperaturverhältnisse und die Jahrestemperatur wird bestimmt, durch weit auseinanderliegende Maxima und Minima. Auf der südlichen Hemisphäre dagegen ist der Winter sehr mäßig, der Sommer nicht sehr warm. Die Temperatur ist Jahr aus Jahr ein eine mehr gleichmäßige. Zugleich ist in Folge der überwiegenden Wasserbedeckung die Luft sehr feucht, die Niederschläge sind häufig und stark. Daraus erklärt es sich, daß eine Vegetation, welche zu ihrem Gedeihen nicht sowohl große Wärme braucht, als vielmehr nur eine gleichmäßige Temperatur ohne Frost, der Linie des ewigen Frostes auf der südlichen Halbkugel viel näher kommt, als auf der nördlichen und daß z. B. auf Neu-Seeland Palmen und Farnbäume in Gegenden üppig gedeihen, in welchen die Weintraube, die einen warmen Sommer verlangt, kaum zur Reife gelangt. Gerade ein solches Klima ist es aber auch, welche die Gletscherbildung außerordentlich begünstigt, da eine niedrige Höhe

Digitized by Google

der Schneelinie und große Entwicklung der Gletscher weniger durch eine niedere mittlere Jahrestemperatur, als vielmehr durch reichliche Niederschläge und eine geringe Sommertemperatur bedingt sind. Daher darf es uns nicht wundern, daß eine üppige Vegetation mit fast tropischem Charakter soweit in die gemäßigte Zone hineinreicht unter demselben Klima, das eine Grenze des ewigen Schnees bei geringer Höhe und ein Herabsteigen der Gletscher bis in das Meer zuläßt. In kommenden Jahrtausenden und in einem Klima, das durch die physischen Veränderungen, wie sie jetzt auf der südlichen Hemisphäre durch säkulare Hebungen und Senkungen vor sich gehen, wesentlich modifizirt wäre, müßten die Wirkungen, welche diese Gletscher hervorgebracht, neben den fossilen Resten der heutigen Flora für Jeden unerklärlich sein, der aus geologischen Thatsachen nicht auf frühere Zustände der Erdoberfläche zurückzuschließen vermöchte, oder die Möglichkeit großartiger Veränderungen an der Erdoberfläche bezweifelte. Er würde vielleicht annehmen zu müssen glauben, daß eine durch kosmische Ereignisse veranlaßte Temperaturkatastrophe jene subtropische Vegetation vernichtet und eine Eiszeit herbeigeführt habe, und würde damit in denselben Irrthum verfallen, wie diejenigen, welche die Eiszeit Europa's durch kosmische Einflüsse erklären wollen.

Alle weiteren Erscheinungen, wie die Fjordbildungen der Westküste, die Driftablagerungen und erratischen Blöcke in den Ebenen Patagoniens und auf dem Feuerlande, welche mit Wirkungen von Eis in Beziehung gebracht werden können, sind so völlig analog denselben Erscheinungen auf Neu-Seeland, welche ich theils aus eigener Anschauung, theils durch die Mittheilungen meines Freundes und früheren Reisebegleiters J. Haast kenne, daß mir wohl gestattet sein wird, zur Erklärung dieser Erscheinungen mich ausschließlich auf neuseeländischen Boden zu stellen, um so mehr, als ich dadurch Gelegenheit finde, eine Reihe ganz neuer, bisher noch nicht bekannt gemachter Thatsachen anzuführen.

Die südliche Insel von Neu-Seeland ist von einer gewaltigen Gebirgskette durchzogen, die mit vollem Rechte den Namen der südlichen Alpen trägt. Ihre höchsten Gipfel, wie der Kaimatau, Mt. Tyndall, Mt. Petermann, Mt. de la Beche Haidinger-Range u. A. erreichen eine Meereshöhe von 10 bis 12.000 Fuß Mt Cook sogar von 13.000 Fuß. Gegen Westen fällt dieses Alpengebirge steil ab und die Küstenlinie ist von Meeresbuchten unterbrochen und von unzähligen schmalen Fjorden, die zwischen hohen Gebirgsrücken meilenweit sich ins Land erstrecken. Gegen Osten bilden Hügelland und weit ausgedehnte Ebenen, den Ebenen Patagoniens vergleichbar, den Fuß des Gebirges. Schon die ersten Seefahrer an den Kusten Neu-Seelands sahen erstaunt die mit ewigem Schnee bedeckten Alpenhöhen; aber bis in unsere Tage blieb das Gebirge eine vom menschlichen Fuße nie betretene Wildniß. Erst in den letzten paar Jahren ist man vorgedrungen bis zu den höchsten Gebirgsstöcken und hat in den Alpenthälern Gletscher entdeckt, welche an Großartigkeit mit den Gletschern der europäischen Alpen wetteifern. Der Forbes, Havelock, Clyde, Ashburton, Tasman, Hooker, Müller, Murchison und viele andere — einem der neuentdeckten Gletscher wurde mein eigener Name beigelegt — sind

Digitized by Google

gewaltige Eisströme, welche in einer Breite von 43 bis 44 Grad von kolossalen Firnfeldern, deren Grenze in 7500 bis 7800 Fuß Meereshöhe liegt, in die Thäler herabsteigen bis zu Meereshöhen von 4000, ja von 3000 und selbst von 2800 Fuß. Man darf wohl sagen, daß diese neuseeländischen Gletscher im Verhältniß zu den Berghöhen und zu der geographischen Breite, in welcher sie liegen, viel bedeutender sind, als die Gletscher der europäischen Alpen, und daß dies einzig und allein dem feuchten insularen Klima Neu-Seelands und der niedrigen Sommertemperatur zuzuschreiben ist.

Allein in demselben Gebirge zeigen sich in „Gletscherschliffen" und „Rundhöckern" allenthalben an den Thalwänden unverkennbare Spuren, daß einst noch weit riesigere Gletscher diese Thäler erfüllten und die Felswände polirten. Die End- und Seitenmoränen dieser alten Gletscher sind es, durch deren Steinwälle in den Thälern, in einer Meereshöhe von 1500 bis 2000 Fuß, eine Reihe von schmalen, aber langen Gebirgsseen aufgestaut ist, welche an die berühmten Alpenseen Oberitaliens erinnern. Mit nicht geringem Erstaunen erfüllte mich diese Thatsache, als ich sie zum erstenmal an dem malerischen Rotoitisee in der Provinz Nelson erkannte; sie wurde durch die weiteren Untersuchungen meines Freundes Haast an den Seen Tekapo, Pukaki und Ohau am Fuße des Mt. Cook vollständig bestätigt. Zu diesen Thatsachen gesellt sich noch eine weitere, nicht weniger überraschende Erscheinung, welche von den großartigsten Veränderungen Zeugniß gibt, welche Neu-Seeland noch in der jüngsten Periode der Erdgeschichte erlitten hat.

Diese Erscheinung besteht darin, daß auf der Südinsel alle Niederungen von einer mächtigen marinen Driftformation — d. h. von Ablagerungen von Geröllen, Sand und Schlamm — bedeckt sind, welche vom Meeresufer aufsteigt und im Gebiet der Alpen sämmtliche Hauptthäler erfüllt. Sie reicht von Thal zu Thal über die niederern Gebirgssättel, so daß man mitten durch 6000 bis 8000 Fuß hohe Gebirgsketten hindurchkommen kann, fort und fort über Geröllstufen und Geröllebenen hinweg, ohne den Fuß nur einmal auf anstehendes Gestein zu setzen. Sie wird in den höchsten Gebirgstheilen bis zu 5000 Fuß Meereshöhe angetroffen, erreicht in manchen größeren Thalbecken eine Mächtigkeit von mehr als 1000 Fuß und ist durch die jetzigen Flüsse und Bäche, welche ihr Bett mit vielfachen, äußerst regelmäßigen Terrassen in die lockeren Massen tief eingegraben haben, nur theilweise wieder entfernt, ohne daß durch diese Erosionswirkungen der frühere Thalboden, das Grundgebirge, bloßgelegt würde.

Man fragt mit Recht, welcher Art die Vorgänge waren, durch welche jene großen Thalbecken zuerst gebildet wurden, durch welche dann die ungeheuren Massen von Gerölle in denselben abgelagert und endlich vermöge der Erosionsthätigkeit der Flüsse wenigstens theilweise wieder entfernt wurden? Bei der Beantwortung dieser Fragen ergeben sich Resultate, die ganz analog sind den oben dargestellten nordamerikanischen Resultaten über die Bodenbewegungen in der posttertiären Periode. Es ist eine direkte Folgerung aus den beobachteten Thatsachen, wenn wir annehmen, daß die südlichen Alpen in einer früheren Periode als ein weit höheres Gebirge,

Digitized by Google

denn jetzt und vielleicht im Zusammenhang mit viel ausgedehnteren Landmassen bereits bestanden hatten, daß damals gewaltige Eismeere die Hochgipfel bedeckten und jene Riesengletscher in die Thäler niederstiegen, deren Spuren wir in den polirten und geschliffenen Felsen, in gewaltigen Endmoränen mit kolossalen eckigen Blöcken noch heute wahrnehmen. Die damaligen Flüsse und Bergströme waren es, welche jene tiefen Thäler ausfurchten, deren Boden die Flüsse heutzutage gar nicht mehr erreichen. Dieser Periode einer bedeutenden Erhebung folgte eine Senkungsperiode. Als das Land allmälig sank, drang das Meer in die Thäler ein und weitete dieselben aus, so daß sie zu tief einschneidenden Buchten und Fjorden wurden; die Eismeere und die Gletscher schmolzen ab, in demselben Maße als die Temperatur bei der Senkung zunahm und ließen den Schutt ihrer Moränen zurück. Erst nach einer langen Periode der Senkung begann jene letzte Hebung, in Folge deren die Thäler von neuem trockengelegt wurden, aber nun hoch ausgefüllt von den unter dem Einfluß des Meeres sowohl während der Senkung, als auch während der Hebung abgelagerten Massen von Sand und Gerölle, und in Folge deren die Gipfel sich von neuem mit ewigem Schnee bedeckten und die jetzigen Gletscher ihren Anfang nahmen. Und nun begannen auch die jetzigen Flüsse ihre Erosionsthätigkeit und schufen während der durch Jahrtausende fortdauernden letzten Hebungsperiode jene Stufenreihe regelmäßiger Terrassen, die jetzt das natürliche Waideland für die Schafherden der Kolonisten bilden und die geebnete Naturstraße, auf welcher der Reisende einzudringen vermag in die einsame Wildniß jener Gegenden. Zahlreiche Thatsachen, welche mit der geographischen Verbreitung der merkwürdigen Thier- und Pflanzenwelt Neu-Seelands im Zusammenhang stehen, bekräftigen die Folgerichtigkeit dieser geologischen Schlußfolgerungen [1]; allein hier darauf einzugehen, würde zu weit führen.

Genug, die Erscheinungen auf der südlichen Hemisphäre können auch der kühnsten Phantasie keinen Anhaltspunkt geben, das unheimliche, unwahre Bild einer durch kosmische Einflüsse verursachten allgemeinen Eiszeit noch weiter auszumalen, im Gegentheil sie können nur das bestätigen, was für eine naturgemäße Erklärung der Erscheinungen der sogenannten Eiszeit auf der nördlichen Hemisphäre durch wirkliche Beobachtung längst festgestellt ist.

Dr. F. v. Hochstetter.

---

* (Ungarische Literatur.) (Akademisches, Toldy's Literaturgeschichte, ein Dichteralbum.) Im Verlage der ungarischen Akademie sind soeben zwei Bände „Török magyarkori emlékek“ erschienen, die eine große Menge von Dokumenten enthalten, welche von Aron Szilády und und Alexander Szilágyi aus den Archiven von Czeglèd, Nagy-Körös, Dömsöd Halas und Szegedin gesammelt wurden. Die Aktenstücke beziehen sich auf die Geschichte Ungarns während der Türkenherrschaft, das ist auf jenen 160jährigen Zeitraum, in welchem der Halbmond den Hauptsitz des magyarischen Elementes, das Alföld, beherrschte. Dieser ganze Zeitraum lag in einem geschichtlichen Halbdunkel, und

1 Vergl. Neu-Seeland von Dr. F. v. Hochstetter, Stuttgart, Cotta'scher Verlag 1863.

Digitized by Google

die zu seiner Beleuchtung nöthigen Dokumente waren in den Archiven begraben. Wir hoffen, daß die Sammlung, deren Berechtigung eine auch von uns anerkannte ist, einigermaßen den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart entsprechen, und sich nicht wieder durch jenen Mangel an Kritik auszeichnen wird der gedankenlosen Quellenpublikationen so häufig anzuhängen pflegt. — Toldy's „Geschichte der ungarischen Poesie" wird demnächst auch in deutscher Uebersetzung erscheinen. Die Uebersetzung besorgt Gustav Steinacker. — Ein Buch, mit welchen von vornherein eine große Reklame getrieben wird, das vom Pesther Literaten-Unterstützungsverein herausgegebene „Részvét könyve" („Buch der Theilnahme"), verläßt in den nächsten Tagen, wie verlautet in prachtvoller Ausstattung die Presse. Es wird ein bisher unpublizirtes Gedicht von Petöfi, den ersten Gesang eines humoristischen Epos von Arany, Gedichte von Tompa, Lévai, Sárossy, Madách Johann Erdélyi, Székács, Nikolaus Szemere, Berecs Gyulai, Koloman Tóth, Andreas Tóth, Flóra, Julia Szendrey, Emerich Cserényi, Dalmady, Tólnay, Adalbert Száß nnd Stephan Fejes; ferner eine mehrere Bogen lange poetische Erzählung von Karl Száß: „Zrinyi der Dichter", endlich Uebersetzungen von Bérezy aus Puschkin und von Karl Száß aus Byron enthalten. Prosaische Arbeiten lieferten: Cötvös, Jókai, Nikolaus Jósika, Degré und Bérczy.

---

* (Böhmische Literatur.) Aus dem jüngst veröffentlichten Berichte der Redaktion der „Bibliotheka klassikú" (Hauptredakteur Prof. Kwíčala) ist zu entnehmen, daß das Unternehmen, griechische und römische Klassiker in böhmischer Uebersetzung zu bieten, gedeihlich fortschreitet. Die Redaktion ist bereits in der Lage, die Sammlung auf nahezu 170 Hefte zu fünf Druckbogen zu veranschlagen; jährlich sollen 16 bis 20 solche Hefte herausgegeben werden. Die erste, bereits erschienene Serie enthält Herodot I. II.; Sallust's Catilina und einige Reden Demosthenes'. Die nächste Serie soll Sallust's Jugurthinischen Krieg, Herodot III., einen Theil von Thukydides und von Tacitus' Annalen bringen. — Unter dem Titel „Mladému pokolení" (dem jungen Geschlechte) ist ein Bändchen Gedichte erschienen, mit welchen Jaroslaw Martinec debütirt. — Ein Autodidakt Namens Johann Dworský ist mit einem dramatischen Bilde aus der böhmischen Geschichte, „Drahomira", der beliebte Erzähler Franz Pravda mit zwei dramatischen Spielen für die Jugend aufgetreten.

---

* Von den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ist der zwölfte Band der fünften Folge (die Jahre 1861 und 1862 umfassend) erschienen. Wir heben aus den Mittheilungen derselben eine von Prof. Höfler herausgegebene Sammlung von Prager Konzilien von 1353 bis 1413 hervor, denen er eine sehr ausführliche Einleitung, und unter Anderem auch den Text des ältesten Canon poenitentialis der böhmischen Kirche vorausgeschickt hat. Daran schließen sich Abhandlungen von J. Dastich: „Rozbor filosofických náhledů Tomy ze Štitného", Ant. Rybička: „O erbích pečetěch a znacich stavu kněžského v Čechach", endlich von J. J. Hanuš: „O methodickém výkladů pověsti slovanských". Prof. Bippart schreibt über die römische Staatsverfassung zur Zeit der Könige, für welche er positive Resultate, insbesondere aus Vergleichen mit dem griechischen Staatsleben, zu gewinnen sucht.

Digitized by Google

* (Slowakische Literatur). Der eifrige Herausgeber slowakischer Schriften, P. Josef Viktorin in Ofen, hat eine neue Ausgabe der Spisny basnické (Gedichte) des Joh. Holý (dritte Auflage) veranstaltet. — Die zur Errichtung der matice slovenská reichlich einfließenden Gründungsbeiträge beziffern sich bereits mit nahezu 45.000 fl

---

* In Brügge erscheint ein archäologisches Journal (in Heften zu je zwei Monaten) „le Beffroi" redigirt von W. H. James Weale, das eine Fundgrube für die mittelalterliche Kunst Belgiens zu werden verspricht. Herr J. Weale gehört zu den emsigsten Forschern und gewissenhaftesten Kunstschriftstellern des heutigen Belgien. Engländer von Geburt hat er, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten, Brügge zu seinem Wohnorte gewählt, um dort seinen Studien sich widmen zu können.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Als zweite Veröffentlichung über die preußisch-asiatische Expedition nach China, Japan und Siam ist ein zweibändiges Werk des Marinelieutenants Werner in Danzig zu bezeichnen der das Transportschiff „Elbe" befehligte und von der Reise aus fleißig Lebenszeichen der Gesellschaft in deutschen Zeitungen von sich gab; diese Briefe (in der „D. Allg. Ztg." veröffentlicht) bilden den Stock des Werkes; sie sind unterhaltend geschrieben und ergehen sich mit kritischem Blicke über Land und Leute der berührten Staaten. „Baierns Hochland zwischen Lech und Isar von J. N. Ingerle" will ein Führer sein in jene Gebirgswelt und zwar populär abgefaßt, ein Gegenstück zu den angeblich zu gelehrten Touristenarbeiten über Baiern; die trefflichen Werke L. Steub's und Brinckmanns, die außer gründlicher Orts-Geschichtskenntniß, auch noch einen stärkenden Humor athmen werden durch dies vorliegende realisirte Bedürfniß schwerlich in den Schatten gestellt werden. Das Leben der vielgenannten „Aurora von Königsmark", das in neuester Zeit von Palmblad und der ganz dazu qualifizirten Feder A. v. Sternbergs geschildert worden ist, hat nun auch einer Dame, (der Verfasserin eines beinahe ungelesenen Romans „Johanna") Stoff zu einem Zeitbilde liefern müssen; es behandelt, absehend von der späteren Carrière der Heldin, deren „Jugendliebe". — Ein neues, nationalökonomisches Unternehmen kündigt sich in der von Julius Faucher redigirten „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte" (Berlin, Herbig) an. — Namen von Klang und Bedeutung stehen dem Herausgeber zur Seite, die Beiträge, wie „das Sparkassenwesen" vom Präsident Lette, „die volkswirthschaftliche Glanzzeit der Niederlande" von Pickford in Heidelberg, „die Baumwollennoth" vom Herausgeber, „die österreichische Bankakte" 2c. drehen sich um wichtige Tagesfragen die im Rahmen einer Zeitung oder Brochüre im großen Chaos leicht verschwinden. — Prof. Gneist in Berlin hat zu seinem, schnell im Handel vergriffenen „englischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht" einen Ergänzungsband erscheinen lassen, der die Geschichte des Selfgovernments in England und die innere Entwicklung der Parlamentsverfassung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts enthält; hiermit kommt gleichzeitig die frohe Kunde, daß das erstgenannte Hauptwerk, umgearbeitet und ergänzt, ebenfalls baldigst wieder in den Handel gelangen wird.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Wir haben ein Buch vor uns, dessen Entstehungsgeschichte zu interessant ist, um sie hier zu übergehen. Es führt den Titel: „Méditations sur la mort et l'éternité. Trad. de l'anglais par Ch. B. Derosne" und leitet seinen Ursprung bis in sehr hohe Kreise. Prinz Albert pflegte nämlich in den letzten Jahren seines Lebens häufig in einem alten deutschen Betrachtungs-

Digitized by Google

buche zu lesen, das nach seinem Tode von der Königin Viktoria als ein kostbares Andenken an den verstorbenen Gatten aufbewahrt und so oft benutzt wurde, bis in der Königin die Idee entstand, gewisse Stellen des Buches ins Englische zu übersetzen und mit eigenen Betrachtungen vermehrt. Anfangs nur in einigen Exemplaren für die königliche Familie und ihre Umgebung drucken zu lassen. Bald kam das Buch in weitere Kreise und jetzt ist es so verbreitet in England daß es fast in jeder Familie sich eingebürgert hat und auch bereits ins Französische übersetzt wurde.

Die Bücher über Mexiko werden häufiger, je tiefer die Franzosen in die mexikanischen Angelegenheiten verwickelt werden. Das zuletzt erschienene heißt: „La Mexique, souvenirs et impressions de voyage par D. Charnay“ und ist die Schilderung einer Reise, welche der Verfasser im Auftrage der französischen Regierung in den Jahren 1858 bis 1861 unternommen hat, um amerikanische Ruinen zu durchforschen. In dem erwähnten Buche ist jedoch sehr wenig von Forschungen, desto mehr aber von allerlei Abenteuern die Rede, bei welchen Räuber und andere Sorten von Hallunken eine große Rolle spielen. Auch eine Besteigung des 17.500 Fuß hohen Vulkans Popocatepetl beschreibt Herr Charnay. Leider ist sie zu kurz und flüchtig, um ein größeres Interesse anzuregen.

Von der jährlich herauskommenden „Année scientifique“ von L Figuier ist gerade der siebente Jahrgang (1863) erschienen. Das Buch verdient und hat auch schon eine sehr große Verbreitung, da es regelmäßig und in populärer Form die Fortschritte der Wissenschaften registrirt und so eingerichtet ist. daß es nicht allein für Techniker und Industrielle, sondern für alle Gebildeten Werth hat

Nicht minder lesenswerth ist folgendes Buch: „Hygiène publique par E. Thévenin“, welches auf die Arbeiten des Conseil de salubrité des Seine-Departements basirt ist und auf alle mit dem öffentlichen Gesundheitszustand in Verbindung stehenden Angelegenheiten eingeht. Der Verfasser weist gleich im Anfang nach. daß jeder durch eigenes Verschulden Kranke ein schlechter Staatsbürger sei. Am Schlusse des Werkchens findet sich eine sehr lehrreiche Tabelle über die Dinge, welche Veranlassung zu Verhandlungen im Conseil de salubrité geben. Mit nicht weniger als 5366 verschiedenen Angelegenheiten, die alle auf den öffentlichen Gesundheitszustand Bezug nehmen. hat sich jene Behörde während zehn Jahren beschäftigt.

In einem kürzlich erschienenen Buch über das Ballspiel (Traité du jeu de paume par Boichard) erzählt der Verfasser, daß an dem Verluste mehrerer Fragmente der Decaden des Livius — das Ballspiel Schuld trägt. Der Ballschlägel wurde nämlich zum größten Theile mit Pergament überzogen, und da letzteres im 16. Jahrhundert selten war so warf man sich in der Spielwuth auf eine Menge kostbarer Manuskripte, die leider von unwissenden Mönchen nur zu leicht den Verfertigern jener Schlägel überlassen wurden. Mehrere Fragmente des Livius gingen auf diese Weise für die Wissenschaft unwiederbringlich verloren und dienten dazu, den Ball in die Luft schnellen zu helfen. Wenigstens erzählt Colomiés, daß einer seiner Freunde, der ein Gelehrter war, beim Ballspielen einst auf seinem Schlägel ein Fragment des Livius entdeckte, das wir nicht besitzen. Das Stück Pergament kam von einem Apotheker, welcher mehrere Bände Handschriften von demselben Verfasser von den Mönchen des Klosters Fontevrault für Apothekerzwecke erhalten und, in gänzlicher Unkenntniß des Werthes, die Bände einem Schlägelverfertiger verkauft hatte.

---

* Es ist allgemein bekannt daß sich die Künstler häufig der photographischen Nachbildung bedienen, wenn sie eines oder das andere ihrer eigenen Werke wiederholt zu malen haben und sich dabei der Mühe der Herstellung einer neuen Zeichnung überheben

Digitized by Google

wollen. Sie lassen in solchen Fällen einfach einen blassen Abdruck entweder auf die grundirte Leinwand oder die Holztafel aufziehen und können sofort mit dem Malen beginnen. Nun hat der rastlos thätige k. Hofphotograph J. Albert in München die Photographie, um deren Vervollkommnung er sich schon so viele Verdienste erworben, neuerlich der Kunst dienstbar gemacht. Er stellte nämlich lebensgroße Bildnisse nach der Natur auf weiße Leinwand her, auf welcher der talentvolle Maler Friedrich Horschelt, die photographische Abbildung benützend, das Porträt mit Oelfarben ausführte. Bildnisse dieser Art unterscheiden sich für das Auge nicht im Mindesten von gewöhnlichen Oelgemälden und bieten außer den erhöhten Chancen für die Aehnlichkeit auch noch den Vortheil, daß das lästige Sitzen bis auf ein Minimum von Zeit wegfällt, welches der ausführende Künstler zur Herstellung einer Farbenskizze nach der Natur nöthig hat. So weit berichtet die „M. Z." und nach ihr viele andere Zeitungen. Wir bezweifeln aber sehr, ob wirklich tüchtige Portraitmaler die auf eine solche Weise „erhöhten Chancen für die Aehnlichkeit" als einen Gewinn für die Kunst betrachten werden.

Nekrolog.

P. A. Knoll.

Am 30. März verschied zu Bozen P. Albert Knoll, in weiten Kreisen als Albertus a Bolsaro bekannt. In ihm verlor der Kapuzinerorden in Tirol eine Zierde, das Land einen ausgezeichneten Theologen. Albert Knoll war zu Bozen am 12. Juli 1796 geboren, der einzige Sohn eines reichen, allgemein geschätzten Kaufmannes. Er sollte dem Berufe seines Vaters folgen, wandte sich aber den Studien zu und entschied sich für die Theologie. 1818 zum Priester geweiht, trat er noch in demselben Jahre in den Kapuzinerorden. Als Kanzelredner und Lektor der Dogmatik wirkte er viele Jahre zu Meran, bis er 1847 zum Ordenskapitel nach Rom berufen ward, wo er als Generaldefinitor sechs Jahre weilte. Hier verfaßte er eine Auslegung der Regel des Franziskusordens und widmete sich mit regstem Eifer dogmatischen Studien. Nach seiner im Jahre 1853 erfolgten Rückkehr nach Tirol lebte er in seiner Vaterstadt als Prediger. Ward er durch seine tüchtige theologische Bildung und durch sein Wirken als Seelsorger in seinem Heimathlande hochgeachtet, so machten seine dogmatischen Werke seinen Namen in weiteren Kreisen, ja in Italien und Frankreich aufs Ehrenvollste bekannt. Schon vor seiner Reise nach Rom verfaßte er, einer Aufforderung der k. k. Hofstudienkommission entsprechend, eine „Generaldogmatik". Während seines Aufenthaltes in der ewigen Weltstadt erschien sein Hauptwerk: „Institutiones theologiae theoreticae seu dogmatico polemicae" in sechs Bänden (Turin 1853 bis 1859). Reiches Wissen, Gründlichkeit und Klarheit, so wie gewandte und korrekte Handhabung der lateinischen Sprache zeichnen diese Dogmatik dergestalt aus, daß Fachmänner ihr nicht selten den Vorzug vor dem vielgenannten Peronneschen Werke zugestehen. Im Jahre 1861 folgten die „Institutiones theologiae dogmaticae generalis seu fundamentalis", welche ebenfalls in Turin veröffentlicht wurden. Ein Auszug aus dem größeren Werke wird nächstens in drei Bänden erscheinen. Z.

Sitzungsberichte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 1. April 1863.

Vorsitzender Herr Dr. Theodor Kotschy.

Nach Bekanntgabe der neu eingetretenen Mitglieder und Vorlage der eingegangenen Schriften, machte Herr Georg Ritter v. Frauenfeld folgende Mittheilungen:

Se. kaiserliche Hoheit der Durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig Viktor haben bei Gelegenheit der Ueberreichung des diesjährigen Bandes gnädigst zu gestatten geruht, daß ihm die Gesellschaftsschriften jährlich vorgelegt werden, und hiefür eine Subvention angewiesen.

Digitized by Google

Der Ausschuß hat in der Sitzung am 30. März d. J. beschlossen, eine umfassende Arbeit des Herrn Friedrich Brauer: „Monographie der Oestriden" in die Verhandlungen des Jahres 1863 aufzunehmen die sonach den P. T. Mitgliedern unentgeltlich zukömmt; da jedoch schon in dem ersten Quartale dieses Bandes 14 Tafeln darunter fünf Doppeltafeln und zwei in Farbendruck beigegeben sind, so erlauben die verfügbaren Geldmittel nicht, den zu dieser Monographie bestimmten Atlas von beiläufig 12 Tafeln auszuführen.

Es wurde hierüber der Beschluß gefaßt, eine Subskription zu eröffnen, und da der Herr Autor sich freundlichst bereit erklärt hat, den Stich der Kupfertafeln zu besorgen, so ist der Ausschuß in der angenehmen Lage, den geringen Betrag von 2 fl. Oe. W. für den ganzen Atlas festzusetzen. Für Kolorirung der Tafeln ist der Betrag von 1 fl 50 kr. zu entrichten.

Schließlich theilte Herr v. Frauenfeld mit daß die Jahresversammlung auf den 10. April verlegt werden müsse.

Herr August Kanitz legte eine Fortsetzung der Reliquiae Kitaibelianae vor, welche sämmtliche noch nicht edirte Reisen Kitaibels, mit Ausnahme der sechs nach dem Banate und einer nach Rang unternommenen, umfaßt und knüpft hieran Bemerkungen über botanische Reisende in Ungarn, so wie über Kitaibels wissenschaftliche Publikationen.

Herr Prof. Simony, machte auf das Verfahren aufmerksam, wie man unter einem nach Bedarf hohen Glassturze dessen unterer Rand so weit unter Wasser steht, daß der Luftzutritt nach dem Innern ganz abgesperrt wird, in eine seichte Wasserschichte oder in nassen Sand eingesetzte Pflanzen jeder Art, mit oder ohne Wurzel, zum Aufblühen bringen und längere Zeit in vollster Blüthe erhalten, ja selbst zu theilweiser Fruchtentwicklung bringen kann. Besonders Alpenpflanzen nach dieser Weise in eine, mit Feuchtigkeit stets gesättigte Luft versetzt, erfreuen Tage ja Wochen lang den Botaniker und Blumenfreund mit ihrer vollen Farbenpracht. Selbst halbverwelkte Pflanzen erholen sich rasch unter der Glasglocke zu ihrer vollen Frische. Der Herr Vortragende bemerkte, daß diese von den Gärtnern auf verschiedene Weise im Großen schon längst angewendete Methode frische Pflanzen zu konserviren und zur Entwicklung zu bringen, auch von den Botanikern und Blumenmalern um so mehr beachtet zu werden verdient, als die Anwendung im Kleinen auf die leichteste und billigste Weise herzustellen ist.

Herr Dr. Gustav Mayr legte eine Abhandlung über die Synonymik sämmtlicher Formiciden vor, wies nach daß eine solche Arbeit ein langgefühltes Bedürfniß sei und besprach die Art und Weise wie dieselbe von ihm durchgeführt wurde.

Herr Dr. H. W. Reichardt besprach von Herrn Stefan Schulzer in Müggenburg eingesendete weitere Beiträge zur Pilzkunde. In denselben wird der Bau von Schizophyllum commune Fr. näher erörtert und ein neuer Pilz aus der Klasse der Mucorineen, Ascospermum Platani beschrieben. Dieser Pilz lebt auf abgestorbenen Blättern der Platane und zeichnet sich dadurch aus, daß er die in den einzelnen Schläuchen gebildeten Sporen allmälig ausstößt.

Ferner las Dr. Reichart eine von Herrn Prof Dr. A. Kerner eingesendete Mittheilung über zwei für die Flora Tirols neue Riedgräser. Sie sind Carex turfosa Fr. und Carex chordorrhiza Ehrk, welche beide in den auch an anderen seltenen Pflanzen reichen Torfmooren der Isarquellen bei Seefeld vorkommen.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte folgende zwei eingesendete Abhandlungen vor.

a. Die Beschreibung einer neuen in Mexiko einheimischen Fischart: Gerres Mexikanus von Herrn Dr Fr. Steindachner.

b. Beschreibungen neuer Spinnen, von Herrn Eugen Grafen Keyserling. In diesem Aufsatz werden sieben neue Arten beschrieben, nämlich: Lycosa vittata, Salti-

Digitized by Google

cus dalmaticus, Cinislo Erberii, Agelena similis, Theridium argentatum, Ero laevigata und Epeira sex tuberculata. Die Mehrzahl dieser Arten wurde von Erber in Dalmatien gefunden.

Schließlich besprach der Herr Vortragende das Werk des Herrn Dr. J. Lorenz über die physikalischen Verhältnisse und die Verbreitung der Organismen im Quarnerogolfe, welches der Gesellschaft vom Herrn Autor zum Geschenke gemacht worden war.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 7. April 1863.

Herr k. k. Hofrath und Direktor W. Haidinger führt den Vorsitz.

Derselbe begrüßt mit einigen Worten die neu einberufenen jüngeren k. k. Montanbeamten. Neun derselben, ein Schichtmeister, sieben Exspektanten, ein Praktikant, waren von dem Herrn k. k. Finanzminister nach Wien zum Anschluß an die Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt einberufen worden. Haidinger bringt in Erinnerung, wie ein ähnliches Verhältniß vor zwanzig Jahren stattfand. Neun jüngere Montanistiker waren nach Wien einberufen, aber er selbst war damals ganz allein zum Vortrag eines Kurses über Mineralogie, an welchen sich bald mehrere Arbeiten anschlossen, so im chemischen Laboratorium unter A. Löwe, in einer Reihe von Vorträgen über Paläontologie von Franz Ritter v. Hauer, der selbst unter den Einberufenen vom Herbst 1843 war. Jahr für Jahr folgten sich die Kurse, bis zur Gründung der k. k. geologischen Reichsanstalt durch Se. k. k. Apostolische Majestät den Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1849 in dem damaligen k. k. Ministerium für Landeskultur und Bergwesen unter dem Freiherrn v. Thinnfeld. Im Jahre 1853 unter Freiherrn v. Bach kam die Anstalt an das k. k. Ministerium des Innern. Einzelne Theilnehmer schlossen sich stets an die Arbeiten der k. k. geologischen Reichsanstalt an, manche davon traten später in näheren Verband mit derselben. Die gegenwärtige Lage ist in dieser Hinsicht nur darum verschieden von früheren, weil eine größere Anzahl von Herren gleichzeitig einberufen wurde. Verglichen mit dem Jahre 1843 stehen auch die Hilfsmittel der k. k. geologischen Reichsanstalt auf einem bei weitem höheren Standpunkte, sowohl was die Mitglieder betrifft, als auch in Bezug auf die reichen Aufsammlungen, auf die seit jener Zeit erst gebildete Bibliothek und überhaupt in dem regeren wissenschaftlichen Leben der Neuzeit. Nicht nur von den Mitgliedern der Anstalt, auch von fachverwandten Freunden, wie von den Herren k. k. Oberbergrath Freiherrn v. Hingenau und k. k. Professor E. Sueß ist lebhafte Theilnahme zu dem gleichen Zwecke freundlichst in Aussicht gestellt. Herr Direktor Haidinger spricht dem Herrn k. k. Finanzminister Edlen von Plener seinen innigsten Dank für diesen Entschluß der Einberufung aus, wodurch wieder die lebhafteste Verbindung des k. k. ärarischen Montanistikums mit der k. k. geologischen Reichsanstalt unter dem Schutze des Herrn k. k. Staatsministers Ritters von Schmerling hergestellt ist und mit ihr eine Reihe innigster freundlicher Beziehungen in unserem Fache zwischen der Metropole und den Kronländern unseres großen Kaiserreiches.

Herr Prof. K. Peters gab Nachricht von einem interessanten Fund von Foraminiferen im Dachsteinkalk des Echernthales bei Hallstadt und besprach die Wichtigkeit, welche diese winzigen Kalkthierreste für die bathymetrische Gliederung der rhätischen Formation erlangen werden. So besteht der Kalkstein des Echernthales bis zu 80 pCt. aus Globigerinen mit einigen Textilarien und Milioliden (Quinqueloculina), also aus Sippen, denen eine außerordentliche Meerestiefe entspricht. Im atlantischen Ozean wurde

Digitized by Google

der Globigerinenschlamm in den größten Tiefen gefunden und im ägäischen Meere reichen Globigerinen und Textilarien bis in die Tiefe von 1700 Faden.

Entsprechend den Lebensverhältnissen der Armfüßler und anderer Weichthiere, deren Reste in dem versteinerungsreichen Kalkstein von Starhemberg bei Piesting vorkommen, zeigt das Mikroskop darin auch Foraminiferen-Typen, die heutzutage in viel geringerer Meerestiefe leben; nahe am Nordrande der östlichen Kalkalpen bei Kleinzell nächst Lilienfeld gibt es in der rhätischen Stufe Kalksteine, die Bryozoen enthalten und der Hauptmasse nach aus Nulliporen zu bestehen scheinen, die also in einer sehr geringen Meerestiefe abgesetzt wurden. So dürften alle Tiefenstufen dieser Meeresgebilde, deren zwischen 60 und 3000 Fuß schwankende Mächtigkeit einen Zeitraum bezeichnet, in dem ein großer Theil von Mittel und Westeuropa trockenes Land war, durch eigenthümliche Gruppen von mikroskopischen Organismen charakterisirt sein. Auch scheinen sich aus den bisherigen Untersuchungen beachtenswerthe Unterschiede in den bathymetrischen Verhältnissen des Dachsteinkalkes der nördlichen und der südlichen Kalkalpenzone zu ergeben.

Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold besprach einen in der „Freiberger berg- und hüttenmännischen Zeitung" erschienenen Aufsatz „Ueber die Blei- und Zinkerzlagerstätten Kärnthens" von Prof. B. v. Cotta zu Freiberg und knüpfte daran einige seinen eigenen Erfahrungen entnommene Bemerkungen rücksichtlich des Alters und der Entstehung dieser Erzlagerstätten. Nach Herrn Lipolds Beobachtungen treten in Kärnthen die Blei- und Zinkerzlagerstätten in den „Hallstätter Schichten", und zwar in ursprünglichen Lagern und gleichzeitigen Bildungen eingesprengt als Bleiglanz und Blende, und zugleich als spätere Bildungen auf Klüften und in Gängen auf, welchen die Erzführung aus den ursprünglichen Lagern zugekommen ist, — entgegen der Ansicht des Herrn v. Cotta, welcher sämmtliche Erzablagerungen als spätere Bildungen betrachtet, entstanden durch in die Klüfte eingeführte metallische Solutionen und durch Imprägnirung des Nebengesteins.

Herr Karl Ritter v. Hauer besprach eine von ihm für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt vorbereitete Zusammenstellung der sämmtlichen im Laboratorium ausgeführten Steinkohlenuntersuchungen, welche in der Absicht unternommen wurden, eine Klassifikation aller fossilen Kohlen der österreichischen Monarchie nach ihrem Brennwerthe daraus zu entwerfen.

Die genauere Betrachtung der physikalischen und chemischen Eigenschaften aller Varietäten der fossilen Kohlen weist dahin, sie als eine Reihe aufzufassen, innerhalb welcher die näherstehenden Glieder sich ähnlicher, die entfernter stehenden successive unähnlicher erscheinen. Es entspricht dies genau der Genesis der fossilen Kohlen, welche in einer bald mehr, bald weniger vorgeschrittenen Umwandlung aufgehäufter Pflanzenmassen besteht. Eine solche Reihe ist nun von Seite der Geologen in Wirklichkeit aufgestellt, es ist die Altersreihe der Formationen, welchen die Kohlen angehören. Es schien nun interessant zu untersuchen, inwieferne sich der Brennwerth der Kohlen, der durch ihre chemische Zusammensetzung in bestimmter Weise fixirt ist, sich der auf Basis der Lagerungsverhältnisse aufgestellten Reihe anpaßt.

Da der Brennwerth der Kohlen, ausgedrückt in Calarien oder in einer, einer gewissen Quantität Holz äquivalenten Gewichtsmenge, durch die sekundären Bestandtheile: das Wasser und die Asche, derartig modifizirt erscheint, daß der Brennwerth der eigentlichen Kohlensubstanz nicht in seiner wahren Bedeutung kenntlich wird, so erschien es nöthig, für den beabsichtigten Vergleich den Brennwerth der Kohlen nach Abzug ihrer sekundären Bestandtheile zu ermitteln, was durch Rechnung, wenn auch nicht absolut, doch sehr annähernd genau möglich ist.

Digitized by Google

Diese Berechnung ergab, daß die verschiedenen, einer und derselben Formation angehörigen Kohlenvorkommen viel ähnlicher sind, als es die direkten Untersuchungen ergeben, so daß die Homogenität der eigentlichen Kohlensubstanz, entlehnt von den entlegensten Lokalitäten innerhalb einer gleichen Formation, sehr deutlich hervortritt In gleicher Weise zeigte sich, daß die Brennwerthe eine dem Alter der Kohlen proportionale Reihe bilden, deren Gesetzmäßigkeit um so deutlicher ersichtlich wird, aus einer um so größeren Anzahl von Einzelnuntersuchungen dieselben als Mittel abgeleitet werden.

Herr F. Freiherr v. Andrian machte eine Mittheilung über das im Sommer 1862 von ihm aufgenommene Terrain, die Umgebung von Deutschbrod und Neu-Reichenau.

Dasselbe ist höchst einförmig zusammengesetzt aus Gneiß und Granit. Der Gneiß nimmt den bei Weitem größten Theil des Ganzen ein. Er unterscheidet sich in rothen Gneiß, der auf die Grenzgegenden zwischen Böhmen und Mähren beschränkt ist, und grauen Gneiß, der wieder in zwei, schon in der Oberflächengestaltung ausgedrückten Varietäten auftritt. Grüne, feinkörnige, kalkhaltige Phyllite bilden die einförmigen Hügelreihen oder niederen Plateaus, welche für den südlichen Theil von Böhmen überhaupt so charakteristisch sind. Sie enthalten Einlagerungen von Granit, Grünstein und Serpentin, ferner die ehemals reichen, jetzt aber den Abbau nicht mehr lohnenden Erzlagerstätten von Deutschbrod und Iglau. Die zweite Varietät ist reicher an Feldspath und grobkörnig; sie bildet den höchsten Gebirgsrücken des Gebietes und erstreckt sich in einem zusammenhängenden Zuge von Stöcken bis in die Gegend von Humpoletz.

Granit kommt in zwei großen Partien vor, gebildet aus sehr gleichförmigem Gemenge mit hellem Feldspath und weißem Glimmer; sie durchschneiden die Schichtung des Gneißes und modifiziren dieselbe, wie sich aus den Beobachtungen bei Switla und Ledeč ergibt.

Herr k. k. Direktor W. Haidinger legt das eben im Drucke vollendete erste Heft des dreizehnten Bandes des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt zur Ansicht vor.

Herr k. k. Bergrath Fr. v Hauer theilt den Inhalt einer von Herrn Dr. J. N. Woldřich für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt eingesendeten Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der geologischen Verhältnisse des Bodens der Stadt Olmütz und ihrer nächsten Umgebung" mit.

Noch legt Herr v. Hauer das eben erschienene große Werk von Herrn Dr. K. G. Schafhäutl in München: „Süd-Baierns Lethea geognostica. Der Kressenberg und die südlich von ihm gelegenen Hochalpen geognostisch betrachtet in ihren Petrefakten. Leipzig 1863", zur Ansicht vor.

Wir kommen auf den dreizehnten Band der k. k. geologischen Reichsanstalt und die Publikationen der Herren Dr. Woldřich und Dr. K. G. Schafhäutl noch zurück.

Ungarische Akademie.

In der am 23. März abgehaltenen Sitzung der historischen, philosophischen und rechtswissenschaftlichen Klassen der ungarischen Akademie, hielt Herr Purgstaller einen philosophischen Vortrag über die Idee der Zweckmäßigkeit, indem er die bezüglichen Erörterungen Kant's reproduzirte. (!) Ein zweiter Vortrag war nicht angemeldet worden.

In der am 30. März abgehaltenen Sitzung, hielt Herr Florian Mátyás einen Vortrag über die Nothwendigkeit, die alten ungarischen Sprachdenkmäler gründlich zu studiren und theilte dann Einiges aus seinem Kommentar des ältesten Sprachdenkmals, nämlich der sogenannten Grabrede, mit.

Digitized by Google

Hierauf hielt Herr Budenz einen Vortrag über den Einfluß, welchen nach dem Vorgehen einiger Philologen die arischen (indogermanischen) Sprachen auf die altaischen Sprachen ausgeübt haben sollen. — Dann wurde ein vom philologischen Komité vorgeschlagener Aufruf verlesen, durch welchen Jedermann, der sich für die ungarische Sprachforschung interessirt, aufgefordert werden soll, seine etwaigen Bemerkungen in Bezug auf das von den Herren Czuczor und Fogarasi verfaßte große Wörterbuch an den Schriftführer des Komités, Herrn Paul Hunfalvy, einzusenden, damit diese Bemerkungen verbreitet und in einem Supplementband veröffentlicht werden könnten. Der Vorschlag und der betreffende Aufruf wurden angenommen.

Nun gestaltete sich die Sitzung zu einer gemeinschaftlichen. Herr August v. Kubinyi machte die Anzeige, daß einige Freunde des verstorbenen Mitgliedes Gustav Szontagh demselben einen Grabstein setzen ließen.

Herr Dr. Balogh erzählte Einiges über die wissenschaftlichen Anstalten Hollands und Belgiens welche er auf seiner Reise im verflossenen Sommer zu besichtigen Gelegenheit hatte. — Hierauf wurden einige Zuschriften der hiesigen Statthalterei vorgelesen.

Dann wurde eine vom statistischen Komité verfaßte Repräsentation verlesen, welche der hohen Statthalterei eingereicht werden soll. In dieser Repräsentation wird die Nothwendigkeit nachgewiesen, ein Regierungsorgan für die Statistik zu bilden und es wird die hohe Statthalterei ersucht, in ihrem Schoße eine besondere statistische Sektion zu errichten. „Pesther Lloyd".

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der letzten Sitzung der Sektion für Handel, Gewerbe und Statistik, verlas Herr Wiechowsky einen Aufsatz, den Herr P. Felix Koch über die Germanisation der ehemaligen Herrschaft Chotěschau dem Vereine eingesendet hat. Auf Grundlage mannigfacher Privaturkunden und namentlich der Pfarrmatriken hat Herr P. Koch seine historischen Resultate gestützt. Die ehemalige Klosterherrschaft Chotěschau liegt heute im Staaber und theilweise im Pilsner Bezirke. Bis zum Jahre 1660 läßt sich auch keine Spur einer deutschen Bevölkerung nachweisen. Von 1660 bis 1680 beginnt das deutsche Element sporadisch in einzelnen Dörfern der Klosterherrschaft aufzutreten. Als die Gräuel des dreißigjährigen Krieges namentlich die fruchtbare Umgebung des Radbuzaflusses fürchterlich ausgesogen und die Bevölkerung bis unter die Hälfte herabgedrückt hatten, begann, begünstigt durch eine Reihe deutscher Klosteräbte von Chotěschau, denen an der Kultivirung der verwüsteten Gründe gelegen war, vom Jahre 1860 an eine massenweise Einwanderung Deutscher von oberpfälzischer Zunge. Diese Mundart haben die Bewohner der Chotěschauer Gegend bis auf den heutigen Tag festgehalten. Vom Ende des 17. Jahrhunderts begann auf der Herrschaft Chotěschau eine stetige Absorbirung der noch vorhandenen čechischen Elemente. Nach diesem Vortrag besprach Herr Prof. Böhme als Grundlage für seinen nächsten Vortrag: „Ueber Zinswucher", das Wesen, die Eintheilung und Erscheinungen des „Kapitals" vom nationalökonomischen Standpunkt. Pr. Bl.

---

* Aus der Czartoryskischen Bibliothek in Paris ist das Manuskript Nr. 1814 (lateinische Chronik des Erzdiakon Boguchwal, Kleinfolio, 168 p.) abhanden gekommen. Der gegenwärtige Besitzer desselben, oder wer sonst Nachricht über dasselbe zu geben vermag, wird aufgefordert, sich an die Adresse des Fürsten Czartoryski in Paris oder Herrn Franz Klunzycki in Krakau zu wenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

A. Legoyt, L'émigration européenne,

ses principes, ses causes, ses effets, avec un appendice sur l'émigration africaine, hindoue et chinoise, par M. A. Legoyt.

(Paris, 1861.)

Jede großartige Erscheinung fordert zwei Perioden der Beobachtung und Erforschung, einmal zur Zeit ihrer größten Entwicklung und das andere Mal zur Zeit, wenn sie in Stillstand gekommen ist und man ihren ganzen Verlauf zu übersehen vermag; in der ersten Periode wird man die bewegenden Kräfte und ihr lebendiges Spiel, in der zweiten die durch sie hervorgebrachte Veränderung, also das Maß ihrer Stärke und des ihnen entgegengetretenen Widerstandes zu ermitteln vermögen; beide Forschungen ergänzen und erläutern sich gegenseitig. Auch jene großartige europäische Auswanderung, welche vor nicht ganz zwanzig Jahren in Irland begann und von 1851 bis 1856 sich über das westliche und nördliche Deutschland, die Schweiz und die skandinavischen Reiche verbreitete und selbst auf Oesterreich, Belgien und Holland nicht ohne Rückwirkung blieb, ist zum Stillstande gebracht worden, und nachdem sie in der Periode ihres Perihelions ihre Beobachter und Forscher gehabt, unter denen wir Roscher in seiner trefflichen Monographie über Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung (zweite Auflage, Leipzig und Heidelberg, 1856) obenan stellen, treten jetzt jene des Aphelions hervor und unter ihnen verdient wohl der eben so emsige als scharfsinnige Verfasser des obengenannten Buches den ersten Platz.

Betrachten wir an seiner kundigen Hand zuerst den Umfang dieser Auswanderung in Vergleichung jener der Jahre vor und nach ihr. In Großbritannien zählte die Auswanderung im Durchschnitte der Jahre 1815 bis 1849 nur 24.600 Menschen des Jahres, aber bereits 1845 hatte sie sich auf 94.000, 1846 auf 130.000, 1847 bis 1849 auf 290.000 erhoben. Im Durchschnitte der Jahre 1850 bis 1859 erhielt sie sich auf 249 000, und zwar stieg sie in den Jahren 1851 bis 1854 auf 337.000, um 1855 bis 1857 auf 189.000, 1858 bis 1860 auf 121.000 zu sinken und seit dieser Zeit ist sie auf weniger als 100.000 des Jahres gefallen. In Deutschland betrug die Zahl der Auswanderer von 1831 bis 1843 durchschnittlich 26.500 des Jahres, 1844 bis 1850 bei 83.000, 1851 bis 1853 mehr als 143.000 und 1854 sogar 252.000, um 1855 bis 1857 auf 103.000, 1858 bis 1859 auf 49.000 und seit dieser Zeit auf das Ausmaß von 1843 zurückzufallen.

Digitized by Google

Die nächste Frage ist nun wohl die nach den Ursachen dieses „Auswanderungsfiebers", wie man es in vielen Beziehungen mit Recht nennen kann. Man wird bleibende Ursachen, die wohl zeitweilig in ihren Wirkungen gehemmt, nie aber gänzlich aufgehoben werden können, und solche unterscheiden müssen, die, nachdem sie eine Zeit lang wirksam gewesen, für immer vorübergegangen sind. Die bleibenden sind: unleidliche politische und Erwerbsverhältnisse, in Folge von hohem Steuerdrucke, gezwungenem Kriegsdienste, grundherrlichen Anforderungen, Gewerbs- und Gutszwange, Uebervölkerung, hie und da auch religiöser Unduldsamkeit. Keine der bestehenden Einrichtungen drängt mehr Leute aus Deutschland als die Konskription, und nichts hat die Auswanderung nach Nordamerika in den letzten Jahren mehr ins Stocken gebracht, als daß auch dort durch den Bürgerkrieg der mehr oder minder gezwungene Kriegsdienst eingeführt worden ist. Verhältnißmäßig die stärkste Auswanderung aus Deutschland findet aus dem so dünn bevölkerten Mecklenburg statt, weil hier die grundherrlichen Rechte, der Bestiftungs- und der Zunftzwang in voller Geltung stehen, im Jahre 1854 verließ hier der 56. Theil der Bevölkerung das Land, und zwar vertheilte sich in den Jahren 1852 bis 1859 der Strom der Auswanderung derart, daß sie von der Bevölkerung der adeligen Güter 1·1 pCt., von jener der Domainen 0·6 pCt. und von jener der Städte 0·3 pCt. durchschnittlich des Jahres betrug; man sieht deutlich, welche Verhältnisse die drückendsten sind. Die Katholiken und Presbyterianer Englands, die Herrnhuter und Mennoniten Deutschlands gehören zu den ersten Ansiedlern Neu-Englands, in unseren Tagen führen gleiche Ursachen die Mormonen an den Salzsee. Die Uebervölkerung veranlaßt die großen Auswanderungen aus Irland, Württemberg Baden und der Rheinpfalz, in ersterem Land steht sie überdies in Verbindung mit dem großen untheilbaren Grundeigenthum, welches die Erwerbung von Grund und Boden dem Einzelnen unmöglich macht. In Irland kam 1851 bis 1854 auf 74 Einwohner ein Auswanderer, während in Schottland auf 280 und in England auf 390 einer fiel. Im stärksten Jahre der Auswanderung (1854) verließ in Baden unter 61 Einwohnern und in Württemberg unter 79 einer das Land, während in Preußen auf 558 und in Oesterreich sogar auf 5055 Einwohner ein Auswanderer gezählt wurde. Was endlich den Strom der Auswanderung in den neueren Zeiten gegen früher bleibend erweitert hat, sind die Aufhebung und Milderung der früheren strengen Auswanderungsverbote und Beschränkungen, die in manchen Ländern eingetretene Obsorge der Regierungen und Gemeinden und einiger menschenfreundlichen Gesellschaften für Beförderung der Auswanderung oder doch für den Schutz der Auswanderer gegen Gewaltthat und Betrug, die Aufmunterungen und Unterstützungen von Seite der bereits Ausgewanderten an ihre Hinterbliebenen, die lebhafteren und häufigeren Personen- und Handelsverbindungen, die zahlreichen Auswanderungs-Agenten und die schnellere, wohlfeilere, sicherere und gesündere Art des Transportes. Sowohl der Preis als die Dauer der Ueberfahrt ist in den letzten zehn Jahren um die Hälfte gefallen; selbst ein Segelschiff fährt jetzt in vierzig Tagen von Hamburg nach New-York; die Sterblichkeit auf den Auswandererschiffen, die

Digitized by Google

noch im Jahre 1854 auf 0·75 pCt. geschätzt wurde, war im Jahre 1859 auf 0.15 pCt. gesunken.

Als temporäre Ursachen der Auswanderung haben während der Zeit des Maximums mitgewirkt: die politische Reaktion in Deutschland und der durch sie niedergehaltene Geist der Unruhe und der Abenteuer, der einen anderen Spielraum suchte; die gesunkenen Getreidepreise, bei welchen Steuern und Kapitalszinsen nicht länger getragen werden konnten; die neu entdeckten Goldfelder in Californien und Australien und endlich nicht in letzter Linie die Ansteckung des Beispiels. In den Niederlanden mußten in den Jahren 1851 bis 1859 die Auswanderer, 15.190 an der Zahl, die Motive ihres Entschlusses angeben; 51·7 pCt. beriefen sich auf ihre Dürftigkeit, 38·6 pCt. auf den unbestimmten Wunsch ihre Lage zu verbessern, 7 pCt. auf ihre dissentirenden religiösen oder politischen Ansichten, 2·7 pCt. wußten keinen anderen Grund als das Beispiel Anderer anzuführen. Einen Beleg, was das Zusammenwirken dieser verschiedenen Ursachen vermöge, hat voriges Jahr die Auswanderung im südwestlichen Schottland gegeben. Die Baumwollnoth hatte die dortigen Manufakturen zum Stillstand gebracht, Regierungsmaßregeln hatten begonnen die Auswanderung nach Neuseeland zu begünstigen, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen diesem Land und den Häfen des Clyde wurde festgestellt; die Auswanderung stieg gegen 1861 auf mehr als das Doppelte, von 3082 auf 8043 Personen.

Der Hauptstrom der europäischen Auswanderung ging während der eben dargestellten Periode, so wie früher, hauptsächlich nach den nordamerikanischen Freistaaten, 80 pCt. der deutschen, 58·5 pCt. der britischen Auswanderung nahmen diese Richtung. Der Grund liegt in der Gesetzgebung jenes Bundesstaates, der vollen politischen, religiösen und gewerblichen Freiheit, der leichten Naturalisation, dem geringen Preise des Grundes und Bodens, der Leichtigkeit sich die Werkzeuge und Hilfsmittel der Bearbeitung zu verschaffen, den bequemen Absatzwegen, der verhältnißmäßigen Nähe und leichten Verbindung mit Europa, dem zusagenden Klima, der homogenen Bevölkerung. In den Niederungen der Tropengegenden ist das tödtliche Klima das große Hinderniß der europäischen Einwanderung, aber selbst auf den dortigen Hochebenen wirkt ihr das religiöse Vorurtheil, die Unsicherheit des Eigenthumes, der Bürgerkrieg und vor Allem die heterogene Bevölkerung theils romanischer, theils indischer Herkunft entgegen. In Australien steht manchen höchst förderlichen Elementen der hohe Landpreis und die schwierige Naturalisation hemmend zur Seite, auch die überhandnehmende chinesische Immigration wirkt hindernd. In Algier ist es das unglückliche Konzessionssystem, welches den Erwerb von Grund und Boden von der Gunst der Regierung und von ihren oft mit dem Interesse und dem Vermögen des Einwanderers nicht übereinstimmenden Verfügungen abhängig macht, und vor Allem der drückende staatliche Zwang, was die Auswanderung abschreckt, man verläßt nicht das Vaterland, um jenseits des Meeres dieselben „ererbten Uebelstände" wiederzufinden. In der Türkei erheben sich abwehrend die öffentliche Unsicherheit, die aufsichtslose Willkür der Provinzialbehörden und die gesetzlichen

Digitized by Google

Schwierigkeiten bei Erwerbung von Grundbesitz gegen jeden Versuch europäischer Ansiedlung, auch hat die Regierung so lange kein Interesse an der Förderung derselben, als der Europäer auch nach seiner Ansiedlung unter der Jurisdiktion seiner Konsuln, ein Staat im Staate verbleibt. Noch viel weniger kann es endlich einem Europäer behagen, in den dicht bevölkerten Ländern Südasiens, selbst wenn sie unter europäischer Herrschaft oder Schutzverwandtschaft stehen, mitten unter Einwohnern, die weniger bedürfen und vielfach so viel leisten, wie er, seinen Wohnsitz zu wählen.

Sehr lehrreich, weil die Voraussetzungen und Folgerungen der Wissenschaft bestätigend, sind auch die Nachrichten, welche Legoyt über die Verhältnisse der Auswanderer mittheilt. Wir gewahren, wie die Zahl der Männer jene der Frauen, der Erwachsenen und in voller Kraft des Lebens stehenden jene der Kinder und Greise weit über das gewöhnliche Verhältniß übersteigt; neue Niederlassungen werden eben nicht durch schwache Arme gegründet. Je seltener die Auswanderung, je unsicherer ihr Erfolg, je weiter der neue Wohnsitz vom alten entfernt ist, je größere Mühen der neue Beruf fordert, desto stärker tritt jenes Mißverhältniß hervor. In Schweden, Preußen, Sachsen wandern bei 60 Männer gegen 40 Frauen, in Frankreich 65 Männer gegen 35 Frauen aus, während dieses Verhältniß in Württemberg 57 : 43, in Großbritannien 56 : 44, in Mecklenburg 55 : 45, in der Rheinpfalz 53 : 47 ist. In Großbritannien, Mecklenburg und Württemberg befinden sich durchschnittlich unter 100 Auswanderern 23 verheirathete, 57 ledige und 20 Kinder, und dem Alter nach 27 unter 17 Jahren, 60 zwischen 17 und 40 Jahren, 9 zwischen 40 und 50 Jahren und nur 4 über 50 Jahren. In Australien, Provinz Viktoria, zählte man auf 100 Männer 60 Frauen und es bildeten sich darum in England Gesellschaften, welche die Versorgung der Kolonie mit Frauen unternahmen. Die fast übertriebenen Vorrechte der Frauen in Nordamerika sind wahrscheinlich aus der ursprünglichen Seltenheit der letzteren entstanden.

Die Größe des Kapitals, welches die Auswanderer mit sich nehmen, hält gleichen Schritt mit dem Kapitalreichthume der Länder, denen sie entstammen und der Schichten, aus denen sie sich ergänzen, und mit dem Berufe, dem sie im Lande der Bestimmung entgegensehen. Ein Engländer und ein Schotte nimmt durchschnittlich dreimal so viel Geld mit, als ein Irländer; mit der Zahl der Auswanderer fällt ihr durchschnittliches Vermögen; die Goldgräber kamen in den Jahren, als noch die Goldwäsche ohne künstliche Vorrichtungen reichen Ertrag bot, mit weit geringeren Beträgen an, als diejenigen, die sich dem Ackerbau zu widmen beabsichtigten.

Auch über das Schicksal der Auswanderer geben Zahlen den klarsten Aufschluß. Ist der Ort der neuen Ansiedlung gut gewählt, so wächst mit den Heirathen die Anzahl der Kinder und die Sterblichkeit sinkt weit unter das in der Heimath gewöhnliche Maß herab, man sieht, das Land hat Raum für Viele. War hingegen die Wahl eine unglückliche, so nimmt die Bevölkerung rasch in steigendem Maße ab, denn zu den physischen Ursachen gesellen sich die moralischen, die träge Resignation, die Muthlosigkeit, die Verzweiflung. Der Wahl des Ortes geht die Art der Bewirthschaftung parallel; auf solche Weise wurde über den Werth der neuen

Digitized by Google

volkswirthschaftlichen Theorien, welche an die Stelle des Privateigenthums und der individuellen Wirthschaft mehr oder minder sozialistische und kommunistische Ideen setzen wollten, wie z. B. über die Niederlassungen Owens und Cabets, in höchster unwiderruflicher Instanz das verwerfende Urtheil gefunden.

Die letzte, aber nicht die unwichtigste Frage, welche die Auswanderung anregt, ist jene ihrer Rückwirkung auf die Ursprungs- und die Bestimmungsländer. Im ersten Augenblicke sollte man glauben, aller Vortheil sei auf Seite der letzteren, aller Nachtheil auf Seite der ersteren, so viel kräftige Arme und befruchtende Kapitalien gehen hier verloren und werden dort gewonnen; allein eine aufmerksame Betrachtung lehrt diese Auffassung einigermaßen beschränken.

Damit eine Kraft von Nutzen sei, muß sie vor Allem die Kosten ihrer Erhaltung decken, in übervölkerten Ländern, wo die Kraft nicht Raum zur vollen Entfaltung findet, ist nun dies nicht der Fall, auch der Ertrag des kleinen Kapitals, das der Auswanderer besitzt, reicht nicht aus, die Lücke zu ergänzen, die Auswanderung ist in diesem Falle ein Glück für das Land. Gehören die Auswanderer überdies, wie es häufig der Fall ist, zu den Unzufriedenen, Aufgeregten, von gefährlichen politischen oder religiösen Grundsätzen Berührten, so ist ihr Exodus auch in höheren Beziehungen ein Gewinn. Irlands Bevölkerung betrug 1841 8·2 Millionen, 1851 war sie bereits auf 6·5 Mill. zusammengeschmolzen und 1862 betrug sie 5·8 Mill. Weit mehr als 2·5 Mill. Menschen sind in diesen zwanzig Jahren ausgewandert, aber der Wohlstand des Landes und seiner Bewohner hat sich ungemein gehoben. Die gleiche Erscheinung ist in Württemberg und Baden hervorgetreten. Daß eine schlecht geartete Bevölkerung für das Land der Bestimmung weder Vortheil noch Freude bringe, ist ebenfalls klar, aber auch in anderer Beziehung vermehrt die Einwanderung oft das Proletariat, die unsteten, zu politischen Bewegungen geneigten, leicht irregeführten Elemente des Bestimmungslandes.

Die Partei der Knownothings in Nordamerika ist darum, wenn auch nicht zu billigen, doch zu begreifen, und wenn die englischen Kolonisten Australiens sich gegen die Zusendung von Deportirten wehren, wenn die Mehrzahl der nordamerikanischen Freistaaten Strafen gegen die Schiffskapitäne verhängen, welche ihnen die Bewohner der Armen- und Zuchthäuser Europa's zuführen, so handeln sie eben so, wie jene Partei, wenn auch in gerechter Selbstvertheidigung und in der Beschränkung auf unverkennbare Exzesse. Doch darf man Eines nicht vergessen: Viele sittliche Gebrechen der Menschen entstehen aus Mangel an Arbeit und aus Elend und Noth, die Leichtigkeit des Erwerbes, die anstrengende und lohnende Thätigkeit in den dem menschlichen Fleiße neu eröffneten Ländern macht sie verschwinden. Der Unruhestifter in Europa wird in Amerika ein thätiger Squatter, die liederliche Tochter der Freude eine treue und fleißige Hausfrau, es ist daher der gewöhnliche Erfolg der, daß die Auswanderung sowohl dem Mutterlande, als jenem der Bestimmung nützt. Die Bevölkerung der nordamerikanischen Freistaaten ist von 1790 bis 1860 von 3·9 auf 31·5 Mill. und hierunter die weiße Bevölkerung von 3·2 auf 27 Mill. gestiegen, und es ist der europäischen Einwanderung die größere

Digitized by Google

Hälfte dieser Vermehrung zuzuschreiben. In noch höherem Maße hat die letztere zu der Zunahme der Bevölkerung Australiens beigetragen: Von 2788 bis 1858 stieg die Bevölkerung der Provinz Neusüdwales von 1030 auf 342.000, jene der Provinz Viktoria von etwa 500 auf 505.000 Seelen. Als im Jahre 1858 plötzlich der Strom der Auswanderung nach Nordamerika abnahm und gegen das Vorjahr die Zahl der Einwanderer um 1,150.000 sich verminderte, berechnete ein New-Yorker Journal den Verlust für das Land auf 28 Mill. Dollars an Kapital, 35 Mill. an Arbeitskraft. Allein so sehr die neuen Welttheile durch die Auswanderung gewonnen haben, Europa hat durch dieselbe keinen Verlust erlitten, es hat sich sein Wohlstand und die Leichtigkeit des Lebensunterhaltes vermehrt. Den größten allseitigen Nutzen übt übrigens die Auswanderung dort, wo das Land der Bestimmung mit jenem des Ursprungs in enger Handelsverbindung steht, wie Nordamerika und die britischen Kolonien mit Großbritannien, der Auswanderer wird aus einem unbeschäftigten oder schlecht bezahlten, zahlungsunfähigen und unterstützungsbedürftigen Erzeuger und Abnehmer ein wohlbelohnter, kauffähiger und kauflustiger.

Wenden wir endlich den Blick höher hinan auf die letzten Zwecke der Menschengeschichte, so finden wir in der Auswanderung das kräftigste Mittel zur Einigung und Gleichstellung der Völker, Versöhnung der Interessen, Verbreitung der Erfahrungen und Kenntnisse, Ideen und Ansichten, und endlich zur wirksamen Bekämpfung eines der ältesten und am tiefsten eingewurzelten moralischen Uebel, der Sklaverei. Mit dem freien Arbeiter und dem Kapitale, dem Werkzeug und der Maschine, die er mit sich bringt, kann die Sklavenwirthschaft den Wettkampf auf die Länge nicht bestehen.

Dr. C. F. H.

Fünf Bücher französischer Lyrik

vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold.

(Stuttgart bei Cotta.)

Der Titel dieses Buches bedarf zuvörderst einer kleinen Berichtigung oder wenigstens Erläuterung. Von den mehr als hundert Gedichten dieses Bandes kommen nämlich zwei, oder von den 268 Seiten vier auf Geibel, zwei Gedichte von Victor Hugo; alles übrige hat Heinrich Leuthold übersetzt. Es war ohne Zweifel freundschaftliches Interesse an dem jüngeren, wenig bekannten Dichter, welches Geibel bewog, in die Gesellschaftsfirma einzutreten, er brachte seinen Kredit dem Geschäfte zu, der Andere die Fonds. Aber die Gerechtigkeit erfordert doch, dieses Verhältniß festzustellen, um so mehr, als bereits an verschiedenen Orten von diesen Nachdichtungen wie von einer wirklichen Kompagniearbeit gesprochen wurde.

Digitized by Google

Ungeachtet der allbekannten Ueberſetzungswuth der Deutſchen iſt bisher wenig Erhebliches geſchehen, um uns mit der Lyrik unſerer weſtlichen Nachbarn bekannt zu machen. Es fehlt uns nicht an vollſtändigen deutſchen Ausgaben der Dichtungen Lamartine's und Hugo's, aber ſie tragen zu ſehr den Charakter beſtellter Arbeit an ſich, um einen Platz neben den vielen Meiſterwerken deutſcher Ueberſetzungskunſt zu verdienen. Unzählige haben ſich an Béranger gemacht, und trotz der beſonderen Schwierigkeiten, welchen die Wiedergabe des Chanſon im Charakter unſeres Volkes und unſerer Sprache begegnet, iſt Seeger, Nathuſius- u. A. Einzelnes ſehr wohl gelungen; Freiligrath beſchenkte uns mit mancher trefflichen Nachdichtung neuerer franzöſiſcher Gedichte. Aber des wirklich Guten bleibt immer auffallend wenig, wenn wir uns des Reichthumes an muſtergiltigen Uebertragungen aus allen anderen Sprachen des Erdballs erinnern. Die Ueberſetzer von Profeſſion laſſen ſchon wohlweislich ihre Finger von einem Idiom, in welchem heutzutage Jedermann ſie kontroliren kann. Der neue Verſuch, den Deutſchen ein überſichtliches Bild der Entwicklung der Lyrik bei den Franzoſen zu geben, iſt nun um ſo dankenswerther, als ihn durchaus der rechte Mann unternommen hat.

Schon die eigenen Gedichte, welche Leuthold (ein junger Schweizer, der in München lebt) zu dem Münchener Dichterbuche beigeſteuert hat, ließen eine ungewöhnliche Formgewandtheit neben poetiſcher Empfindung erkennen, und dieſe Eigenſchaften befähigten ihn, den Gegenſtand, zu deſſen Herrn er ſich gemacht, vollſtändig in die neue uns entſprechende und verſtändliche Form umzugießen. Beinahe überall, wo wir im Stande waren zu vergleichen, fanden wir Gedanken, Bilder, charakteriſtiſche Wendungsart, ebenſo das Versmaß mit aller Treue gewahrt, und hatten doch ſtets den Eindruck einer Originaldichtung. Und das iſt's ja doch wohl, was man von einem Ueberſetzer verlangen kann, wenn auch unlängſt die ſchon den Spaniern gegenüber aufgeſtellte Lehre wieder aufgewärmt worden iſt, die Ueberſetzung müſſe den Charakter der fremden Sprache erhalten, eine Theorie, welcher wir namentlich eine Fülle von Reimereien verdanken, die weder deutſch noch ungariſch ſind und dem deutſchen Leſepublikum eine nichts weniger als richtige Vorſtellung von ungariſcher Poeſie beigebracht haben.

Die fünf Bücher ſind überſchrieben: Vorläufer der Romantik, Romantiker, Chanſonniers, Idylle und Satyre, Epigonen verſchiedener Richtungen; als Anhang endlich ſind einige Proben aus der franzöſiſchen Schweiz gegeben. Viel Ausbeute gibt uns dieſe letzte Abtheilung nicht, hervorheben wollen wir aus der Reihe von Landſchaftsbildern und Nachahmungen Bérangers nur ein ſehr hübſches Gedicht: „Stimmen der Fluth" von dem Genfer Charles Didier. Immerhin iſt es intereſſant, auch einmal einen Blick in dieſe ſonſt ganz unbeachtete Welt zu thun und die eigenthümliche Miſchung von franzöſiſcher und Schweizer Art zu beobachten.

Die Vorläufer der Romantik beginnen mit André Chénier, und welchen beſſeren Chorführer konnte man wählen, als dieſe edle und reine Geſtalt, dieſen reichbegabten Dichter, welcher mitten in den Stürmen der Revolution, deren Ausartung von ihm bei aller Freiheitsliebe mit kühnſtem Muthe bekämpft wurde, der

Digitized by Google

französischen Lyrik des 19. Jahrhunderts die Bahn vorzeichnete? Natürlich wählte der Uebersetzer das berühmte Lied der jungen Gefangenen und seine nicht minder berühmten letzten Strophen. Das erstgenannte möge uns gleich Gelegenheit zum Vergleich geben. Die dritte Strophe lautet:

L'illusion féconde habite dans mon sein;
D'une prison sur moi les murs pèsent en vain,
J'ai les ailes de l'espérance;
Échappée aux réseaux de l'oiseleur cruel,
Plus vive, plus heureuse aux campagnes du ciel,
Philomèle chante et s'élance.

Uebersetzung:

Noch wohnt in meiner Brust die Lust am süßen Schein;
Vergebens engen mich des Kerkers Mauern ein;
Die Hoffnung leiht mir ihre Schwingen.
Es taucht die Nachtigall sich doppelt frei und froh
Ins wolkenlose Blau, wenn sie dem Netz entfloh
Und läßt ihr schmetternd Lied erklingen.

Die Verse, welche er kurz vor seiner Hinrichtung (welche zwei Tage vor dem Sturze Robespierre's erfolgte) niederschrieb und nicht mehr vollenden konnte oder wollte, verdienen wohl ganz hergesetzt zu werden:

So wie ein letzter Hauch, ein letzter Strahl des Gottes
Den Tag verklärt an seinem Schluß,
Rühr' ich die Leier noch am Fuße des Schaffotes;
Wer weiß, wann ich's besteigen muß!
Wer weiß! Vielleicht bevor der Zeiger dort im Kreise
Auf dem geblümten Zifferblatt
Den sechzigfachen Schritt der vorgeschrieb'nen Reise
Helltön'gen Gangs vollendet hat
Liegt schon der Schlaf der Gruft auf diesen bleichen Zügen;
Vielleicht bevor es mir gelang,
Im angefang'nen Vers den Reim zum Reim zu fügen,
Wird zu entsetzensheiserm Klang
Der Todverkündiger, der zum Gerüst der Schrecken
Uns schleppt mit seiner Söldnerbrut,
Das Echo dieses Saals mit meinem Namen wecken — —

Chénier ist der einzige Repräsentant der eigentlichen Revolutionszeit, auffallender Weise ist nicht einmal die Marseillaise aufgenommen während doch Delavigne's Parisienne einen Platz fand. Unseres Bedünkens dürften in einer Blumenlese der französischen Lyrik beide nicht fehlen, und auch das Girondistenlied nicht, welches in den Februartagen gesungen wurde; der hohe Schwung, der gewaltige Rhythmus der Marseiller Hymne, der schon mehr „honnete" Enthusiasmus in dem Juli-Schlachtgesange und die bewußte Kopie der ersten Revolution in dem „Mourir pour la patrie", charakterisiren ja zugleich die Epochen ihrer Entstehung so deutlich!

Zwei Perlen der Uebersetzungskunst sind die Proben von Chateaubriand, „Heimweh" und „Der Sklave", das erste eine reizende Elegie, deren kapriziöses

Digitized by Google

Versmaß Leuthold mit der größten Leichtigkeit und Grazie behandelt, das zweite die glühende Phantasie des Sklaven, den fester als die Kettenringe die Reize seiner Herrin fesseln. Die erste Abtheilung, welche noch einige unbedeutendere Poeten vorführt, schließt mit Lamartine: lauter elegische Klänge, unter denen die ernsten, mitten in der Zeit des tollsten Napoleon-Kultus auf „Buonaparte's" Grabstein geschriebenen Strophen hervorragen. Manches Wort läßt hier schon den späteren Geschichtschreiber der Girondisten ahnen, aber auch andere Wandlungen werden verständlich, wenn man am Ende dieses Strafgedichtes die sentimentale Frage liest: „ob nicht, du Geißel seines Zornes, dein Genius ihm (Gott) als Tugend galt?" So wußte Lamartine sich auch mit anderen Gottesgeißeln auszusöhnen.

Von Victor Hugo, dem Anführer der Romantiker, erhalten wir mehrere der schönsten orientalischen Bilder, Oden und Balladen, auch manche Schrulle, und der Uebersetzer führt hier den vollen breiten Pinsel mit derselben Virtuosität, wie er an anderen Stellen die flüchtigsten Skizzen leicht hinwirft. Mit Meisterschaft wiedergegeben sind die reizenden Romanzen Alfred de Vigny's, „Das Horn" — „Ronceval" und „Der Schnee" — „Eginhard und Emma". Der Klang des Waldhorns mahnt den Dichter an Jagdlust, an den Abschiedsgruß des Waidmanns, seine schwermüthige Weise aber beschwört ihm die Schatten der Ritterzeit herauf:

„Als könnte Rolands Geist in Deinen Felsengründen,
O Thal von Ronceval, noch keinen Frieden finden."

Aehnlich wird das zweite Stück eingeleitet:

„Wie süß doch ists, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus verscholl'ner Zeit,
Wenn schwarz im Walde steh'n die Föhren,
Und Feld und Flur umher der Winter eingeschneit;
Wenn in das blasse Grau des Himmels kahl und jähe
Die Pappel ragt, von Schnee den Mantel umgethan,
Und reglos auf dem Ast sich schaukeln läßt die Krähe,
Wie auf dem Glockenthurm der schwanke Wetterhahn!
— Klein sind die Füße, klein, die hier im Schnee gegangen! . . ."

Es folgt Einzelnes von Sainte Beuve, Quinet, Deschamps und den Schluß macht der französische Heine, Alfred de Musset. Die Auswahl aus seinen Gedichten ist glücklich getroffen, um die verschiedenen Seiten des Poeten zu charakterisiren, nur darf es Wunder nehmen, daß keine von den spanischen Romanzen Aufnahme gefunden hat.

Wir gelangen zu den Chansonniers. Zuerst Desaugiers, der Sänger der Lebensfreude und Ausgelassenheit, dem die Politik gleichgiltig, eher lästig ist, und der sich daher unter der Restauration eben so wohl fühlt, wie sie Béranger zum heftigen Oppositionsmanne machte. Das köstliche „Les inconvéniens de la fortune" ist von Leuthold wieder vortrefflich bearbeitet, so gleich der Anfang:

Depuis que j'ai touché le faîte
Et du luxe et de la grandeur,

Seitdem mir Würd' und Reichthum eigen,
Traf ich noch keinen Mann im Land,

Digitized by Google

J'ai perdu ma joyeuse humeur.
Adieu bonheur!
Je bâille comme un grand seigneur ...
Adieu bonheur!
Ma Fortune est faite.

Den ich beklagenswerther fand.
Das Glück entschwand!
Ich gähne, wie ein Herr von Stand —
Das Glück entschwand!
Jedoch mein Ansehn ist im Steigen.

Debraux könnte man nach den mitgetheilten Proben für einen gleich harmlosen Gesellen halten. Am stärksten ist, wie natürlich, Béranger vertreten, der ja doch unter allen französischen Dichtern uns am nächsten steht, uns am sympathischsten und verständlichsten ist. Die Mehrzahl der französischen Gedichte hat doch eigentlich für uns nur literar- und kulturhistorischen Reiz, das Vorwiegen des deskriptiven Elementes auf der einen, die so oft hinter schöner Form versteckte Gedankenarmuth auf der anderen Seite rufen uns fortwährend zum Vergleich mit unseren nationalen Schätzen auf, und auf welche Seite sich da die Wagschale neigen müsse, kann nicht zweifelhaft sein. Umgekehrt macht Béranger, so bald er zu trällern anfängt, uns mancherlei vergessen, was uns in dem Inhalt eigentlich fremd berühren sollte, etwa wie auch der strenge Musiker unwillkürlich und seinem klassischen Gewissen zum Trotz, eine leichtfertige Opernarie mitsummt. Ueber die Schwierigkeit, das Chanson treu im Geiste und der Form ins Deutsche zu übertragen ist jedes Wort überflüssig. Schon der Refrain ist nicht für das Deutsche gemacht, das weder einen solchen Reichthum an reinen Reimen hat, wie das Französische, noch so nachsichtig ist gegen unreine. Um so mehr Lob verdienen sich die der Mehrzahl nach so tadellosen Wiedergaben. Zum Beispiel gleich:

Les Rossignols.

La nuit a ralenti les heures,
Le sommeil s'étend sur Paris:
Charmes l'écho de nos demeures
Eveillez-vous, oiseaux chéris.
Dans ces instants où le coeur pense,
Heureux qui peut rentrer en soi!
De la nuit j'aime le silence:
Doux rossignols, chantez pour moi!

Die Nacht läßt ihren Schleier fallen,
Es senkt der Schlaf sich auf Paris:
Das ist die Zeit der Nachtigallen,
Die Zeit, die stets mich träumen hieß.
Wenn rings die Schatten niedersteigen,
Heil dem, der schauen darf in sich!
Wie lieb' ich dieser Nächte Schweigen!
Ihr Nachtigallen, singt für mich!

Weniger befriedigt die Uebersetzung von „Ma nacelle". Nicht der geringste Reiz dieses Liedes liegt darin, daß die achte Verszeile um einen Fuß länger ist, als die übrigen: die hüpfenden Wellchen, welche klingend an den Bord des Nachens schlagen, breiten sich da zu einem weiteren, sanfter bewegten Kreise aus, um gleich darauf wieder ihr Spiel zu beginnen.

Sur une onde tranquille,
Voguant soir et matin,
Ma nacelle est docile
Au souffle du destin.
La voile s'enfle-t-elle,
J'abandonne le bord.
Eh! vogue ma nacelle,
Oh doux Zéphyr, sois-moi fidèle!

Digitized by Google

Eh! vogue ma nacelle,
Nous trouverons un port.

Die fenmelodischen Wechsel im Rhythmus hat Leuthold leider nicht beibehalten:

Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Seid günstig ihr kosenden Winde!
Mein Schiffchen, wiege mich linde!
Wir kommen wohl ans Land.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Gedichte einzeln Revue passiren lassen. Natürlich fehlte „Der König von Yvetot", „Das Dachstübchen", „Mein Roß", „Rosette", „Die Schwalben", „Die Ameisen" ꝛc. ꝛc. nicht. Die „Hymnen auf Lisette" und die streng politischen Lieder wurden nicht berücksichtigt. Von Dupont hätten sich doch wohl noch interessantere Proben geben lassen.

Die Abtheilung Idyll und Satyre ist durch Brizeux, Barbier und den anonymen „Löwen vom Quartier Latin" vertreten; die vortreffliche Uebersetzung des letzteren, welche aus einem Münchner Blatte in die meisten Zeitungen überging, rührt, wie wir nun erfahren, eben von Leuthold her. Bei Brizeux hat er beinahe des Guten zu viel gethan; die übersetzten Idyllen sind über die Originale zu stellen. Und gleich darauf leiht er seine Stimme den wuchtigen Versen Auguste Barbiers, den bitteren Zornergüssen über

„Paris, die Lorbeerstadt, die im entzückten Schwunge
Ein Vorbild ganz Europa schien,"

und die

„— Heut' ein Sumpf, nicht zu ergründen,
Der allen Auswurf in sich faßt,
Ein Becken, d'rein die Welt aus ungezählten Schlünden
Speit ihre Ströme von Morast" ꝛc. ꝛc.

und über den „glatthaar'gen Korsen". Doch diese gewaltigen Philippiken dürfen nicht aus dem Zusammenhange gerissen werden.

Bei den „Epigonen" brauchen wir uns nicht aufzuhalten: Souvestre, Gautier, Houssage u. A.

Nicht der deutsche Leser allein, auch und vielleicht mehr noch die Franzosen dürfen Leuthold aufrichtig dankbar sein. Wie Viele werden durch dies Buch angeregt werden, die Dichter selbst zur Hand zu nehmen! B. B.

Czasopismo poświęcone Prawu i Umiejętnościom politycznym,

wydawane pod redakcyą członków wydziału Prawa i Umiejętności politycznych w c. k. Uniwersytecie Jagiellońskim.

Angezeigt von Dr. L. Neumann.

Eine polnische Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaften, von den Professoren der juristischen Fakultät an der altberühmten Jagellonischen

Digitized by Google

Universität in Krakau herausgegeben, und in diesem Augenblicke mit den ersten zwei Monatheften ans Tageslicht tretend, ist gewiß in mehr als einer Beziehung eine interessante Erscheinung. Das Programm verspricht Originalaufsätze im Gebiete der Geschichte und Philosophie des Rechtes und der Staatswissenschaften, insbesondere über österreichisches Recht, nebst Uebersetzungen vorzüglicher, in dieses Gebiet einschlagenden Arbeiten aus fremden Sprachen; kritische Besprechungen juristischer Werke; Mittheilungen richterlicher Entscheidungen; eine fortlaufende Bibliographie des Faches, endlich Aufsätze zur Reinhaltung und Veredlung der polnischen Rechtssprache. Der Aufschwung der öffentlichen Zustände, die neue verfassungsmäßige Ordnung der Dinge, die Thatsache, daß der polnischen Sprache in Amt und Schule in einem gewissen Umfange das Bürgerrecht wieder ertheilt worden, mögen das Bestreben rechtfertigen, zu beweisen, daß die Menschheit eben sowohl an den Ufern der Weichsel, wie an denen der Seine, der Themse und Donau des Fortschrittes fähig ist.

Den Reigen eröffnet der Herausgeber Herr Prof. Koczyński, welcher durch sein in deutscher Sprache geschriebenes Werk über den französischen Civilprozeß und mehrere strafrechtliche Abhandlungen bereits einen anerkannten Namen gewonnen hat, mit einer trefflichen Uebersicht des heutigen Zustandes der Gesetzgebung und Literatur des Strafrechtes. Daran schließt sich eine Abhandlung des Herrn Prof. Burzyński über die rechtliche Stellung der Frauen, welche dieses wichtige Thema auf geschichtlicher Grundlage erörtert, auch die reformatorischen Pläne und Träume der modernen socialistischen Schulen eingehend beleuchtet. Herr Prof. Henyzmann wählte das kirchliche Präsentationsrecht zum Gegenstande einer, sowohl das allgemeine kanonische, als das österreichische Kirchenrecht in dieser Beziehung erörternden lichtvollen Arbeit, welche, wie die früher angeführten, in den nächstfolgenden Heften fortgesetzt werden soll.

Dr. Zoll beurtheilt den ersten Theil des im vorigen Jahre in polnischer Sprache erschienenen Pandektenwerkes von Prof. Zielonacki. Wir beschränken uns auf diese kurzen Anführungen und glauben nach dem hier Gebotenen der neuen Zeitschrift ein günstiges Prognostikon stellen zu können. Tüchtige Arbeitskräfte stehen ihr zur Verfügung, es weht aus ihr ein frischer Geist, der Geist der neueren geschichtlich philosophischen Rechtsschule. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß sie jetzt als das einzige wissenschaftliche Organ für Jurisprudenz in allen Ländern dasteht, in welchen die hochausgebildete, für den feinen und präcisen Ausdruck der Rechtswissenschaft gewiß vollkommen geeignete polnische Sprache gesprochen wird. Die deutsche Rechtswissenschaft — und wenn von spezifisch deutscher Wissenschaft die Rede ist, darf der Deutsche mehr als irgendwo hier mit Fug und Stolz das Wort gebrauchen — die deutsche Rechtswissenschaft kann das jugendliche neue Reis, das ihr entsprossen, von ihr zumeist genährt wird, nur mit Freuden begrüßen und wünschen, daß es gedeihe und zum kräftigen Baume erstarke. Eine wissenschaftliche Unternehmung wie die hier vorliegende, jede Seite der neuen Zeitschrift beweist es, setzt einerseits gründliche und umfassende Studien der deutschen

Digitized by Google

Fachliteratur voraus, muß andererseits diese Studien anregen, fördern und verbreiten. Dies sind die logischen Folgen und Wechselwirkungen des Geisteslebens. Der Deutsche kann ruhiger Freude voll auf die rings um ihn durch seine Lehre und sein Beispiel emporblühende Literatur lebensfähiger und kulturfähiger Nationalitäten blicken. Und wo deutsche Bildung befruchtend und belebend wirkt, sollte deutschem Wesen Eintrag geschehen? Ein größerer Widerspruch zwischen Ursache und Wirkung ließe sich schwer denken.

Und welche Fülle herrlicher, reicher Elemente des Wissens und Handelns wird in der Rückwirkung dieser jugendlich frischen neuen Kulturbildungen dem deutschen Stamme selbst zugeführt! Nur unter dem Schutze gesetzlicher Freiheit kann die so oft mißverstandene und mißbrauchte Gleichberechtigung zur Wahrheit werden. Auf das Wort kommt es nicht an, sondern auf den Begriff, den man damit verbindet. Der schönste Grundsatz, das beste Gesetz bleibt todter Buchstabe, so lange es nicht ehrlich, ohne Argwohn gehandhabt und befolgt wird. Je tiefere Wurzeln bei uns das konstitutionelle Leben fassen, je mehr es sich mit den Anschauungen und Gefühlen des ganzen Volkes untrennbar verbinden wird, desto mehr werden die Schlagworte des Tages in den Hintergrund treten, die Gleichberechtigung zur That werden. Dann wird man von ihr eben so wenig zu sprechen brauchen, als von Duldsamkeit in einem Lande, in welchem alle religiösen Genossenschaften anerkannte gesetzliche Freiheit besitzen. Das konstitutionelle Oesterreich, der Hort und das einigende Band der edelsten Stämme Europa's, weit entfernt die geistige und sittliche Entwicklung derselben zu scheuen, ist vielmehr die Grundbedingung dieser Entwicklung. Kaum haben wir die Schwelle des konstitutionellen Lebens überschritten. Das Riesenwerk des in allen Abstufungen, von der Gemeinde bis zur Reichsvertretung neu zu errichtenden Staatsgebäudes wird die Arbeit langer Jahre erfordern; aber schon weht ein frischer, kräftiger Geist in allen Schichten und Kreisen des Vaterlandes; das Vertrauen und die feste Zuversicht in dies verjüngte Oesterreich, die Achtung des Auslandes halten gleichen Schritt mit dem Gedeihen der Verfassung, mit demselben wachsend und es fördernd. Die Befürchtungen der Aengstlichen, werden zerstreut, die Prophezeiungen unserer Feinde zu Schanden gemacht, Oesterreichs Zukunft eine große, herrliche werden. Aus der Bewegung der Geister, aus dem Kampfe der Interessen, wird das Gute siegreich hervorgehen. Auf dem Boden des Gesetzes muß jene Bewegung durchgemacht, dieser Kampf durchgekämpft werden. Großes und Preiswürdiges ist nicht mühelos zu erringen.

Und das Beispiel des durch verfassungsmäßiges Leben zu neuer Herrlichkeit und Kraft erblühenden Oesterreich wird im besten Sinne des Wortes Propaganda machen, weithin segenbringend wirken, mächtige Sympathien nachbarlicher, verwandter Völker gewinnen. Festungen von Stein dienen zur Abwehr der Feinde und zum Sammelpunkte der Streitkräfte. Aber es gibt Festungen anderer Art, Bollwerke für unvergängliche Eroberungen, Sammelpunkte für jene Streitkräfte, mit welchen man die Geister und Herzen bezwingt. Solche Festungen sind auch die Universitäten, wahre Hochschulen, welche die Wissenschaft der Wissenschaft wegen pflegen, Leucht-

Digitized by Google

thürme, die ihr Licht über Land und Leute, das Leben befruchtend und veredelnd ergießen. Aus den Händen des konstitutionellen Oesterreich, erhält die ehrwürdige Universität der Jagellonen, einst die Lehrerin des Nordens, das Geschenk und die Initiative der freien Lehre. Auf dem weiten Gebiete des alten Polenreiches ist sie, der jüngern Schwesteruniversität in Lemberg nicht zu gedenken, jetzt die einzige vollständige Hochschule. In neuer Weise, den neuen Verhältnissen entsprechend, kann sie ihre alte Aufgabe wieder aufnehmen. Und wenn wir naheliegende Gedanken in Verbindung bringen dürfen, wie segenbringend könnte eine, die reichste Ausstattung überreich lohnende Universität in Hermannstadt wirken, ein wahrer Attraktionspunkt, eine Bildungsschule für die Völkerschaften an der untern Donau, zumal für die vielbegabten und nach höherer Entwicklung ringenden Rumänen! Eine neue geistige Welt würde dort an den Marken des Morgen- und Abendlandes unter dem belebenden Hauche europäischer Kultur entstehen, und wie die Eisenstraße einst unwegsame Pusten zuerst durchziehend, zahlreiche neue Verkehrswege allmälig hervorruft, so wird, von einem solchen geistigen Mittelpunkte ausgehend, die Bildung in Volks- und Bürgerschule verbreitet werden.

Wir wollten eine Anzeige der neuen polnischen Rechtszeitschrift liefern. Wir haben, zu Gedanken, die vielleicht nicht ganz unfruchtbar sind, angeregt, die Grenzen einer gewöhnlichen Anzeige überschritten. Der nachsichtige Leser wird uns diese Ueberschreitung zu Gute halten, wenn er unsere Ansichten theilt, unsere Wünsche der Beachtung nicht unwerth findet.

Die Legenden der osmanischen Münzen

von O. S. W.

Während die klassische und arabische Numismatik zu umfangreichen Literaturfächern anschwoll und auch die osttürkische genügend ausgebeutet worden ist, hat der große westtürkische, der osmanische Staat, bisher keine übersichtliche Darstellung in dieser Richtung aufzuweisen. Der Grund hievon liegt nahe. Die antike Münze reizt durch ihr Alter, ihre Vielfältigkeit und die unvergleichliche Schönheit ihrer Embleme sowohl den Wissenstrieb als auch den Kunstsinn. Das arabische und osttürkische Geld liefert gleichfalls, vermöge seiner Vielfältigkeit, wichtige Behelfe für die geschichtliche Erkenntniß des mohammedanischen Asiens. Die westtürkischen Münzstücke hingegen bieten weder den einen noch den anderen Vortheil. Ohne künstlerischen Werth und einem Reiche angehörig, in welchem das Münzrecht seit dessen Bestand, nur von einem und demselben Herrn ausgeübt wurde, locken sie weder den Aesthetiker, noch den Historiker, ihnen jenen Fleiß zuzuwenden welcher in den beiden anderen Richtungen so erfreuliche Resultate erzielt hat. Trotz ihrer verhältnißmäßigen Jugend und daher leichteren Anschaffbarkeit, gehören daher größere Sammlungen dieser letzteren numismatischen Species zu den europäischen

Digitized by Google

Seltenheiten. Dem Oriente war jede Aufspeicherungstendenz, wenn es sich dabei um mehr als ganz materielle Zwecke handelte, bisher durchaus fremd und hiemit fehlte auch das Mittel, zu einer auf handgreifliche Beweise gestützten, erschöpfenden Erkenntniß des Gegenstandes zu gelangen. Erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, nebst Eisenbahnen, gelehrten Gesellschaften und sogar Industrieausstellungen, auch dieses Element fränkischen Fortschrittsdranges dem ruheseligen Morgenlande einzupflanzen. So zählt nun auch Konstantinopel nicht weniger als drei [1] und zwar nicht unbedeutende Münzsammlungen die ihre Anlage und Entwicklung ausschließlich Mohammedanern verdanken. Die merkwürdigste darunter ist ohne Zweifel jene Ssubhi Beys, türkischen Reichsrathes und früheren Ministers der frommen Stiftungen. Sie umfaßt außer seltenen und zahlreichen antiken Geprägen, die chronologisch geordnete Reihenfolge sämmtlicher islamitischer Münzen seit deren ersten mit dem Namenszuge des Chalifen Omar bis zu den modernsten des gegenwärtig regierenden Sultan's Abdulasis. In Bezug auf diese mohammedanischen Geldsorten ist sie wohl die vollständigste ihrer Art. Auch begnügte sich der verdienstvolle Besitzer nicht damit, den Schatz anzuhäufen, um sich dann als Drache davor zu legen, sondern er schließt ihn freiwillig der allerweitesten Theilnahme auf, indem er dessen Inhalt durch den Druck veröffentlicht. So verbreitete er bereits in seiner Geschichte der Seleuciden und Arsaciden [2], durch die darin gelieferte Abbildung und Beschreibung einiger einschlägiger unedirter Münzen, helleres Licht über manche dunkle Stelle der Parthergeschichte und beschäftigt sich zudem mit der Publikation eines ausführlichen kritischen Kataloges des bemerkten orientalischen Theiles seiner Sammlung, einem Werke das, nach dem wichtigen Funde [3] zu urtheilen, worüber schon dessen Einleitung Aufschluß gibt, der Wissenschaft zur wahren Bereicherung dienen wird. Leider dürften Berufsgeschäfte dem gelehrten Reichsrathe kaum gestatten, in seiner Arbeit so bald bis zur Schilderung der letzten Serie, nämlich der osmanischen Münzen, vorzudringen. Es kann daher nur mit Dank anerkannt werden, daß der gegenwärtige Staatschronist der Pforte, der nicht minder verdienstvolle Dschewdet Efendi, in dieser Beziehung der Zeit vorgegriffen und das vorhandene schätzbare Material der letzterwähnten Kategorie dazu benützt hat, wenigstens eine gedrängte Uebersicht [4] derjenigen Veränderungen zu liefern welche das osmanische Geld in Bezug auf seine Legenden im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Ihr sind die nachstehenden Notizen entnommen die zugleich die einzige zuverlässige einheimische Quelle über den Gegenstand bilden, denn was ein früherer Reichsgeschichtsschreiber, Wasif Efendi (gest. 1807), hierüber bemerkte, beruht mehr auf Hörensagen und wird durch dessen Nachfolger, Dank der persönlichen Einsichtnahme in Ssubhi Beys Sammlung, nur zum Theile bestätigt.

1 Sie gehören den Reichsräthen Ssubhi Bey und Ahmed Wefik Efendi (früherer Botschafter in Paris) und dem ehemaligen Handelsminister Ismail Pascha.

2 Gedruckt in türkischer Sprache zu Konstantinopel 1278 (1862.)

3 Siehe darüber das letzte Heft der D. M. Gesellschaft.

4 Im fünften Bande seiner Reichsgeschichte, S. 301 (Konstantinopel, 1278) (1861.)

Digitized by Google

Daß die ersten osmanischen Münzen unter Orchan, dem zweiten Sultan dieses Volkes, geschlagen wurden, ist schon durch Hammer-Purgstall, nach des türkischen Chronisten Seadeddins Angabe, festgestellt worden und wird nunmehr durch Dschewdet bekräftigt. Dagegen ist in Beziehung auf einen Theil der Behauptung jenes übrigens sehr ehrenwerthen, einheimischen Zeugen begründeter Zweifel gestattet, indem Seadeddin auch von Orchan'schen Goldmünzen spricht, während sich in Esubhi's Sammlung zwar nicht weniger als 13 Stück Silberlinge und eine Kupfermünze aus jener Epoche, aber keine Goldmünzen vorfinden, und auch Wasif's Versicherungen, das erste osmanische Gold sei nicht früher als unter S. Mehmed II geprägt worden, von Dschewdet nicht widerlegt wird. Jene vorhandenen Muster minder edlen Metalls tragen auf einer Seite das mohammedanische Glaubensbekenntniß, auf der andern den Namen Orchans mit dem Segenswunsche: „Gott verewige seine Herrschaft". Diese Form der Legende erhielt sich, mit bloßer Aenderung des Herrschernamens, bis zur Zeit des Eroberers von Konstantinopel. Unter diesem nahm, wie das Reich selbst, auch der Text des Geldes stolzeren Aufschwung und lautete: „Der Präger der Münze, der Herr des Sieges und der Ehre zu Lande und zu Meere" (auf der einen) und „Sultan Mehmed Chan, Sohn Sultan Murad Chans" (auf der anderen Seite) wo auch, als weitere Neuerung, Prägeort und Datum angegeben sind. Nicht weniger als dem berechtigten Selbstgefühle, verdankte diese neue Textirung ihren Ursprung wohl auch der Vorliebe der Orientalen für Reime und Wortspiele, da im Arabischen die Worte „Münze" „Sieg" und „Meere" Assonanzen geben und die beiden ersteren Ausdrücke sich überdies nur durch einen einzigen Punkt in der Schrift von einander unterscheiden. Dieser, nach unseren Begriffen, kindische Geschmack hat sich übrigens bekanntlich bis auf die neueste Zeit in den Aufschriften persischer und indischer Münzen erhalten. Die erwähnte zweite Abart der Legende währte bis Sultan Mehmed III (1595—1605). Unter ihm erscheinen Goldmünzen aus Aleppo, Egypten und einigen westafrikanischen Provinzial-Münzstätten welche auf einer Seite, statt des bisherigen, den veränderten Titel führen: „Der Sultan beider Länder (Rumeliens und Anatoliens) und der Chakan beider Meere (des schwarzen und des mittelländischen)". Wasif schreibt diese Modifikation bereits Selim dem Zweiten (1566—1574) zu, wird aber in dieser Behauptung durch keine vorhandene Münze bestätigt. Mehmed III ist auch derjenige dessen Name zuerst, und vorderhand nur auf den Goldstücken, in der bizarren Form jener Arabeske (Thughra) verschlungen erscheint welche als Siegel des Herrschers schon weit früher in Gebrauch stand. Die Münzen Ahmed's I (1603—1617) zeigen abwechselnd das Thughra und die beiden oben angeführten Legenden. Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern, Mustafa I und Osman II, verschwindet das Thughra zeitweilig, um unter dem nächsten Sultan, Murad IV, abermals und zwar dies Mal auch auf den Silbermünzen wieder aufzutauchen. Erst unter Mustafa II (1695—1703) jedoch vertauscht es seine frühere schwerfällige Gestalt gegen jene zierliche die unter dessen Nachfolger, Ahmed III noch vervollkommet und bis in die Gegenwart beibehalten wurde.

Digitized by Google

Dieser (1703—1730) verwandte überhaupt viel Sorge auf die äußerliche Verschönerung des Geldes. Auch stellte sich auf seinen Münzen eine kleine Veränderung der Legende ein, indem auf einigen derselben der Name des Prägeortes aus „Costantinié" d. i. Konstantinopel, in Istambol d. i. Stambul verwandelt und diesem auf andern auch der Nachsatz „Geehrt sei der Sieg über dasselbe" angehängt wurde. Ahmed des Dritten Münzen dienten als unverändertes Muster bis Abdul Hamid (1774—1789) welcher Goldgeld schlagen ließ das auf einer Seite sein Thughra, auf der andern die Formel: „Geschlagen in der hohen Residenz" (Konstantinopel) und das Jahr der Thronbesteigung führte. Seither haben sich, wie so vieles Alte, die früheren Legenden ganz verloren und nur Thughra, Bezeichnung des Prägeorts und Jahreszahl blieben. Neuerlich kam noch die Ziffer hinzu welche den Piaster- oder Para-Gehalt des Münzstückes angibt.

Prätendenten-, Usurpatoren- und Rebellenmünzen fehlen, wie bereits angedeutet, im osmanischen Reiche gänzlich, da keiner der Empörer, wie dies im arabischen Chalifenreiche so häufig geschah, sich stark genug glaubte oder lange genug zu erhalten wußte, um selbst das islamitische Souveränitätsrecht der Münzpräge auszuüben. Zwar soll der Mamlukenhäuptling Ali Bey der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Egypten durch längere Zeit eine faktische Unabhängigkeit behauptete, nach Volney's Versicherung, dasselbe ausgeübt und im Jahre 1768 wirklich Münze geschlagen haben, doch ist die Existenz solcher Münzstücke bisher durch kein anderes Zeugniß bewiesen. Ebenso können die letzten Chane der Krim, Selim Gerei, Dewlet Gerei und Schahin Gerei, welche gleichfalls eigenes Geld prägten, nicht wohl als eigentliche Rebellen betrachtet werden. Denn eine im Friedenstraktate von Kainardsche zwischen Rußland und der Pforte (1774) angedeutete und später noch mehr betonte Reserve behielt zwar dem Sultan als geistlichem Suzerain die Ausübung des Münzrechtes vor, doch anerkannte andererseits derselbe Friedensschluß die Krim als ein politisch unabhängiges und selbstständiges Land, daher nach europäischer Anschauungsweise der Namen von Aufrührern auf jene tatarischen Herrscher überhaupt keine Anwendung finden kann. Am weitesten in dieser Beziehung ging übrigens ohne Zweifel der letzte der genannten Chane der seinen Namenszug sogar in der Form eines allerdings sehr plumpen Thughra auf seine Münzen setzen ließ, wie der Schreiber dieses auf mehreren zu Bagdsche Serai in der Krim geschlagenen größeren Silberstücken aus jenen Tagen wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes.

Die technische Fakultät an der freien Universität zu Lüttich.

÷ In dem Augenblicke, in dem die höheren technischen Lehranstalten Oesterreichs einer gründlichen Reform entgegengehen, halten wir es für passend, auf die hervorragendsten technischen Lehranstalten außerhalb Oesterreich in umfassender Weise einzu-

Digitized by Google

gehen. Eine solche, ganz eigenthümlicher Art, befindet sich an der „freien Universität“ zu Lüttich. Diese besteht aus der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät, aus der Fakultät der freien Wissenschaften und aus dem cours des écoles spéciales (Kurs der speziellen Schulen für Bergbau, Künste und Manufaktur). Die juridische und medizinische Fakultät haben eine ähnliche Einrichtung wie an unseren Universitäten. An der philosophischen Fakultät werden nur die philosophischen, historischen und philologischen Wissenschaften gelehrt. Die sogenannten freien Wissenschaften, die Mathematik und Naturwissenschaften, bilden eine eigene Fakultät, die faculté des sciences. Außerdem besteht an dieser Universität noch eine technische Schule unter dem Titel: École des arts et manufactures et des mines. welche kraft eines Gesetzes vom 27. September 1835 derselben einverleibt wurde. Obwohl diese Schule nichts weniger als eine vollständige polytechnische Fachschule repräsentirt, so ist sie doch dem Zwecke, für welchen sie eigentlich geschaffen war, vollkommen entsprechend.

Sie zerfällt in drei große Abtheilungen: in die Vorbereitungsschule (école préparatoire), in die spezielle Schule des Bergbaues und in eine Schule für Künste und Manufaktur. Die Vorbereitungsschule hat die Aufgabe, denjenigen Unterricht zu ertheilen, welcher nothwendig ist um als Ingenieur-Eleve des Bergbaues aufgenommen zu werden, und um vom ersten in das zweite Studienjahr der Abtheilung für Künste und Manufaktur und jener der Eleven der Mechanik übertreten zu können. Die spezielle Schule für Bergbau umfaßt jene Gegenstände, welche erforderlich sind, um in das Bergwerkskorps als Unteringenieur aufgenommen zu werden; ferner zur Erlangung des Titel „Sous-Ingenieur honoraire“ oder des Diploms eines Civilingenieurs des Bergbaues. In der speziellen Schule der Künste und Manufaktur werden jene Gegenstände gelehrt, deren Kenntniß nothwendig ist, um das Diplom eines Civilingenieurs der Künste und Manufaktur oder des Mechanismus erwerben zu können.

Die Vorbereitungsschule. Da diese den Zweck hat auf die zwei Fachschulen vorzubereiten, welche sowohl bezüglich der erforderlichen Vorkenntnisse als auch bezüglich ihres Lehrzieles sehr verschieden sind, so ist es nicht gut thunlich, den Unterricht gemeinschaftlich und für Alle, um den Bedürfnissen des Einzelnen gerecht zu werden, in derselben Zeitausdehnung zu ertheilen. Demzufolge bestehen in der Vorbereitungsschule drei Abtheilungen: die Sektion des Bergbaues mit zweijährigem Kurse und die Sektion der Künste und Manufaktur und des Mechanismus, jede mit einjährigem Kurse. Um in eine dieser Abtheilungen als Eleve aufgenommen zu werden, hat man sich laut ministeriellen Beschlusses vom 30. November 1857 einer Aufnahmsprüfung aus folgenden Gegenständen und innerhalb folgender Grenzen zu unterziehen: Aus der französischen Sprache, der Unterrichtssprache, machen die Kandidaten eine grammatische und literarische Analyse eines gegebenen Thema's. Aus der lateinischen Sprache oder einer der drei Sprachen flämisch, deutsch und englisch. Im Latein hat der Kandidat gewöhnlich ein Stück Prosa eines lateinischen klassischen Autors zu übersetzen, und in einer der drei

Digitized by Google

anderen Sprachen muß er einen leichten Text bei offenem Buche explizíren können und eine leichte Konversation in dieser Sprache zu führen im Stande sein. Die Kenntnisse in der Geographie und Geschichte erstrecken sich auf das Allgemeine, mit besonderer Berücksichtigung der Geographie und Geschichte Belgiens. Auch muß der Kandidat im Stande sein, auf der Tafel aus dem Gedächtnisse die Umrisse der bedeutendsten Theile des Globus, sowie die Umrisse jeder Provinz Belgiens mit ihren Hauptrouten und Flüssen zu zeichnen

Die mathematischen Fächer umfassen die Arithmetik, die Algebra einschließlich der Gleichungen des zweiten Grades, der Exponentialgleichungen, der Permutationen und Kombinationen und des binomischen Lehrsatzes, die Plani- und Stereometrie, die ebene und sphärische Trigonometrie und die analytische Geometrie in der Ebene inclusive der Diskussion der allgemeinen Gleichung mit zwei Unbekannten. Aus der darstellenden Geometrie hat der Kandidat die wichtigsten Aufgaben der Projektionslehre lösen zu können. Die Prüfung aus dem geometrischen und Freihandzeichnen besteht in dem Entwurfe eines Grundrisses mittelst der darstellenden Geometrie und in der Anfertigung einer Kopie nach vorgelegtem Originale von einem Kopfe, einem Ornamente oder einer Landschaftszeichnung.

Diese Aufnahmsprüfungen finden im Schullokale, vor einer eigens ernannten gerichtlichen Kommission in den ersten 14 Tagen des Oktober statt. Der Kandidat erhält erst dann den Namen Eleve, wenn er nicht nur diese Prüfung gut bestanden, sondern auch dann wirklich den Uebungen, Repetitionen und Studien seiner Abtheilung fleißig beiwohnt.

Das Lehrziel der einzelnen Abtheilungen in der Vorbereitungsschule ist bedingt durch die speziellen Schulen, auf die sie vorbereiten sollen. So umfaßt die Sektion des Bergbaues als Unterrichtsfächer die höhere Mathematik, die deskriptive Geometrie, die elementare Physik, die französische Sprache und das Zeichnen von Aufgaben aus der deskriptiven Geometrie im ersten Studienjahr; die Stereotomie die analytische Mechanik, die elementaren Lehren der Astronomie und Geodäsie, die allgemeine Chemie, nebst den Arbeiten im chemischen Laboratorium und das Zeichnen von Aufgaben aus der angewendeten deskriptiven Geometrie im zweiten Studienjahr. Die Unterrichtsfächer der Sektion für Künste und Manufaktur sind, zusammengedrängt in einem einjährigen Kurse, die elementare Mechanik, Physik, deskriptive Geometrie und ihre Anwendung, Chemie nebst den Arbeiten im chemischen Laboratorium und das Zeichnen. In der Sektion für Mechanik wird dasselbe tradirt, nur daß statt allgemeiner Chemie bloß die unorganische gelehrt wird und die Eleven außerdem noch in einem Atelier zu arbeiten haben.

Aus diesen Sektionen der Vorbereitungsschule treten die Eleven nach abgelegter und gut bestandener Prüfung über in die betreffende spezielle Schule. Es ist auffallend, daß dieser Kurs Vorbereitungsschule (école préparatoire) genannt wird. Im Allgemeinen ist und soll der Zweck einer Vorbereitungsschule sein, auf die Fachstudien vorzubereiten und als solche ertheilt sie allgemeinen Unterricht. An der technischen Fakultät zu Lüttich hingegen ist sie bereits selbst mehr oder weniger

Digitized by Google

spezielle Schule, indem z. B. ein Eleve, der die Sektion für Mechanik der Vorbereitungsschule besucht, nicht in die spezielle Schule des Bergbaues eintreten kann. Ueberhaupt scheint die Schule des Bergbaues einen bedeutend höheren wissenschaftlichen Standpunkt zu haben, als die speziellen Schulen für Künste und Manufaktur und Mechanik; denn während für jene als Vorbereitungsstudien höhere Mathematik, Stereotomie, Geodäsie ꝛc. gefordert werden, begnügt man sich in diesen mit den elementarsten Kenntnissen. Die Organisation der speziellen Schulen selbst, wird ihre nähere Bestimmung zeigen.

Die Schule des Bergbaues dauert drei Jahre. Im ersten wird angewendete Mechanik, technische Physik, Mineralogie und Decimesie; im zweiten Geologie, unorganische technische Chemie, ein Theil der Metallurgie und der Bergbau, und im dritten Jahre der übrige Theil des Bergbaues, die Topographie, die zweite Partie der Metallurgie, die technische Architektur, die Bergbaugesetzkunde und die industrielle Oekonomie gelehrt. Außerdem ist in allen drei Jahrgängen das Zeichnen obligater Gegenstand. Die Schule für Künste und Manufaktur hat ebenfalls einen dreijährigen Kursus und in allen drei Jahrgängen dieselbe Organisation und dasselbe Lehrziel, wie die Schule des Bergbaues. Nur im zweiten Jahre wird unorganische und organische technische Chemie gelehrt. Diese Uebereinstimmung der beiden speziellen Schulen in ihrer Organisation und in ihrem Lehrziele ist fast unerklärbar bei den so verschiedenen Vorbereitungsstudien; sie mag jedoch dadurch eben bedingt sein, daß die Vorbereitungsschule nicht allgemeine vorbereitende Schule, sondern auch bereits eine, an die Fachschule sich eng anschließende spezielle Schule ist. Als gemeinschaftlich vorbereitende Studien sind wohl nur jene zu betrachten, die bei der Anfnahmsprüfung nachgewiesen werden müssen. Die spezielle Schule für Eleven der Mechanik endlich besteht aus einem zweijährigen Kurse, in dem die angewendete Mechanik, die industrielle Physik und das Zeichnen der Maschinen, die gewerbliche Architektur, der Entwurf von Projekten, die Konstruktion der Maschinen und die Arbeiten im Atelier gelehrt werden.

Das Lehrziel dieser speziellen Schulen an der Universität zu Lüttich zeigt zur Genüge, daß dieselben nicht technische Fachschulen repräsentiren sollen, sondern den Zweck haben, junge Leute für eine bestimmte gewerbliche Richtung heranzubilden, und es dürfte im ersten Augenblicke scheinen, daß dieselben bezüglich der Reorganisationsfrage der technischen Lehranstalten Oesterreichs nichts Interessantes bieten. Was die Organisation betrifft, so mag dies richtig sein; allein die dort eingeführten Prüfungen und die dort gesetzlich bestimmte Ertheilung von Diplomen verdienen jedenfalls eine nähere Berücksichtigung. Die Winkler'sche Denkschrift über die Reorganisation des Joanneums zu Graz, bespricht unter Anderem auch die bisher an den technischen Lehranstalten Oesterreichs üblichen Jahresprüfungen und macht auf deren Unzweckmäßigkeit aufmerksam, indem die Erfahrung zeigt, daß das Abhalten dieser Jahresprüfungen aus den einzelnen Gegenständen, ohne gegenseitige Berücksichtigung der in einer Fachschule vereinigten Fächer, gewöhnlich oder wenigstens sehr oft ein unrichtiges Urtheil über das Wissen eines Schülers zu Tage fördert.

Digitized by Google

Dadurch daß das ganze Jahr hindurch der Professor nur immer tradirt und nie Repetitionen veranstaltet, ist er von der Individualität der einzelnen Schüler gar nicht informirt und es kann so geschehen, daß der nicht fleißige Schüler, vom Glück begünstigt, seine drei Fragen beantwortend, ein sehr gutes Prüfungszeugniß erhält, während der fleißige Schüler oft durch kleine Zwischenfälle mit einem sehr ungünstigen Resultate vorlieb nehmen muß. Die Denkschrift beantragt daher die Aufhebung dieser Jahresprüfungen und schlägt als Ersatz dafür vor, der Lehrer möge während des Studienjahres über das von ihm Vorgetragene Repetitionen veranstalten und sich hierbei von dem Fortschritte der einzelnen Schüler überzeugen, auch am Schlusse des Jahres Prüfungen vornehmen, allein nicht diese einzig als maßgebend nehmen, sondern den Schüler aus den Gesammtleistungen des ganzen Jahres beurtheilen. Sodann mögen aber am Schlusse des Studienjahres die Professoren der betreffenden Fachschule zusammentreten und in einer Konferenz bestimmen, welche von den Schülern als fähig zum Uebertritte in das nächste Studienjahr erklärt werden können. Dies dürfte vielleicht Manche zu dem Ausspruche verleiten, daß es zu sehr den Stempel der Mittelschule trägt. Man bedenke, daß die Universität und die polytechnische Fachschule ganz entgegengesetzte Tendenzen verfolgen. Während bei ersterer es ganz gut möglich ist, einen Theil der Fakultätsstudien zu vernachlässigen, ohne gerade direkt dadurch in den anderen beirrt zu werden, fordert die Organisation der letzteren, daß der Schüler die ihm vorgezeichneten Studien mit Erfolg betreibe, um die daran sich knüpfenden ebenfalls erfolgreich betreiben zu können.

Außerdem schlägt diese Denkschrift die Einführung von einer Art Staatsprüfungen vor, welche die Schüler nach absolvirter Fachschule innerhalb eines bestimmten Zeitraumes vor einer eigens ernannten Prüfungskommission, bestehend aus dem Vorstande und den Professoren der betreffenden Fachschule, abzulegen hätten. Dies kann nicht genug bevorwortet werden; denn dadurch wird eigentlich der Schüler, welcher die gewählte Studienbahn ganz vollendete, von jenem, der vielleicht schon auf halbem Wege stehen blieb, unterschieden; es wird ihm Gelegenheit geboten zu zeigen, welche Kenntnisse er sich eigen gemacht, und das ihm in Folge des guten Bestehens dieser Staatsprüfung ertheilte Diplom gibt ihm gegenüber der technischen Welt einen legalen Beweis seines Wissens. Diese Diplome sollen jedoch eine weitertragende Eigenschaft noch besitzen; sie sollen ihm je nach der betreffenden Fachschule den Titel eines Civilingenieurs, Maschinenbauers u. s. w. geben, und mit dem Titel auch die Rechte, die damit verbunden sind. Dadurch würde das vor Kurzem ins Leben gerufene Institut der Civilingenieure, Maschinenbauer gewiß eine viel größere Bedeutung erlangen und zur Hebung der einheimischen technischen Industrie nicht unwesentlich beigetragen werden.

An der école des arts et manufactures et des mines zu Lüttich bestehen nun sowohl diese strengen Prüfungen, als auch die Uebergangsprüfungen von einem Studienjahre ins andere. Zur Abhaltung derselben ist eine eigene Prüfungskommission ernannt, welche sich zur Abhaltung der Prüfungen der verschiedenen Abtheilungen

Digitized by Google

mehrere Male des Jahres versammelt. Die Prüfungen zur Aufnahme in die verschiedenen Abtheilungen oder in das Bergwerkskorps finden in den ersten vierzehn Tagen des Oktober statt; jene zum Uebergange von einem Studienjahre ins andere für die Eleven des Bergbaues im Monate August und für die Eleven der anderen Kategorien im Monat Juli. Die Austrittsprüfungen für die Bergbaueleven welche das Diplom eines Unteringenieurs erwerben wollen, werden in der ersten Hälfte des Oktober, die für die anderen Abtheilungen gegen Ende des Monats Juli abgehalten. Auf Grundlage dieser Austrittsprüfungen werden dann die Diplome für Civilingenieure des Bergbaues, der Künste und Manufaktur oder des Mechanismus ertheilt. Um das Diplom eines honorirten Unteringenieurs des Bergbaues zu erlangen oder um in das Bergwerkskorps als Unteringenieur aufgenommen werden zu können, ist das Alter von 21 Jahren unerläßlich. Die Prüfungskommission für die Eleven des Bergbaues ernennt der Minister der öffentlichen Arbeiten. Die Prüfungsgebühren betragen a. für die Aufnahme in die Vorbereitungsschule 20 Fr., b. für die Aufsteigung von einem Studienjahr ins andere 25 Fr. und c. für die Austrittsprüfung 50 Fr. Der Kandidat, welcher, wenn er bereits von der Jury einen Tag bestimmt hat, ohne gewichtigen Grund nicht erscheint oder die Prüfung nicht befriedigend besteht, verliert die erlegte Gebühr. Jeder Eleve, welcher sich zum zweiten Male der nämlichen Prüfung unterzieht, zahlt nur die Hälfte der obigen Gebühren. Die Eleven des Bergbaues sind von den Gebühren ganz befreit.

Die Schüler der speziellen Schulen sind ebenfalls den akademischen Gesetzen der Universität unterworfen. Jeder Schüler hat sich jährlich einschreiben zu lassen und dafür 15 Fr. zu entrichten. Der Rektor schreibt selbst die Studirenden in eine Liste, klärt sie auf über die Pflichten, die sie zu erfüllen haben, und läßt sich von jedem den akademischen Handschlag geben, daß er die Universitätsverordnungen beachte und befolge. Ist der Schüler in die Liste eingetragen, so läßt er sich in alle Kurse einschreiben, welche er bezüglich der Prüfungsgegenstände hören muß Hierbei hat derselbe die für die einzelnen Kurse vorgeschriebene Einschreibungsgebühr (Schulgeld) zu zahlen, welches ungefähr so viel [1] beträgt, wie an der Karlsruher Schule.

Schließlich sei noch erwähnt, daß das Universitätsgebäude ganz seiner Bestimmung und Würde entspricht. Die Räumlichkeiten, speziell jene der école des arts et manufactures et des mines, sind sehr zweckmäßig eingerichtet, namentlich die Zeichnungssäle. Das chemische Laboratorium ist seinem Zwecke entsprechend ausgestattet und besitzt eine hübsche Präparatensammlung. Besonders hervorzuheben sind die sehr schön und in großer Anzahl ausgeführten großen kolorirten Wandtafeln,

1 Das Schulgeld beträgt in der Vorbereitungsschule für die Abtheilungen der Künste und Manufaktur und des Mechanismus 200 Fr., für die Abtheilung des Bergbaues im ersten Jahre 220 Fr. im zweiten 240 Fr. In der speziellen Schule des Bergbaues jedes Jahr 120 Fr. und in denen der Künste und Manufaktur und des Mechanismus jährlich 100 Fr. Außerdem sind jährlich 20 Fr. für chemische Manipulationen und 20 Fr. für die Zeichnenkurse zu zahlen.

Hier an dieser Schule existirt gerade das entgegengesetzte Verhältniß rücksichtlich der Karlsruher Schule. Während nämlich an dieser in den Fachschulen ein- und einhalbmal soviel Schulgeld gezahlt wird, wie in den vorbereitenden Klassen, wird an jener in den Vorbereitungsklassen das Doppelte von dem in der speziellen Schule gezahlt. Warum, ist nicht gesagt.

Digitized by Google

welche die einzelnen Fabrikationszweige darstellen. Auch das physikalische Kabinet ist nicht unbedeutend. Außerdem befindet sich an der Schule noch eine eigene technische Bibliothek und eine ganz hübsche Sammlung von Maschinenmodellen. Für die Eleven des Mechanismus besteht ein atelier de construction, in welchem dieselben arbeiten.

So unvollkommen die Lütticher Schule als technische Fachschule, namentlich gegenüber der Karlsruher Schule, scheinen mag, so ist sie doch nach ihrer speziellen Richtung vollkommen entsprechend und läßt uns so manches Gute, Eigenthümliche und Neue erkennen.

Albrecht-Galerie.

Auswahl der vorzüglichsten Handzeichnungen aus der Privatsammlung Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht, photographirt von Gustav Jägermayer.

(Wien, 1868. Erste bis sechste Lieferung.)

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen hat sich in Wien ein Denkmal bleibender Erinnerung durch das Canova'sche Monument für seine Gemalin Erzherzogin Marie Christine in der Augustinerkirche und durch die Gründung der herrlichen Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen gesetzt, welche gegenwärtig Eigenthum des Erzherzogs Albrecht ist. Jedermann kennt die liebenswürdige und liberale Weise, in welcher diese Sammlung von dem heutigen Besitzer und seinem erlauchten Vater dem kunstliebenden Publikum zugänglich gemacht ist. Wir kennen wenige Sammlungen ähnlicher Art in der Welt, wo man in gleich urbaner Weise empfangen, mit voller Muße und Behaglichkeit sich dem Studium der Meisterwerke hingeben kann, welche dort in reicher Fülle vorliegen. Alle Kunstfreunde legen auf diese Art der Behandlung und der Benützung den größten Werth, weil nichts so sehr die Betrachtung von Gegenständen verleidet, als Mangel an Comfort und Unbehaglichkeit der Stimmung, wenn sie durch kleinliche Anordnungen über die Benützung der Kunstwerke herbeigeführt ist.

Diesmal liegen uns die ersten sechs Lieferungen eines photographischen Unternehmens vor, welches den Zweck hat, die vorzüglichsten Handzeichnungen berühmter Meister aus dieser Sammlung weiteren Kreisen von Künstlern und Kunstfreunden zugänglich zu machen. Schon früher hat die Förster'sche lithographische Anstalt ein ähnliches Unternehmen mit Erfolg durchgeführt. Aber die Lithographie reicht mit ihren Mitteln zur Wiedergabe von Handzeichnungen nicht aus; die Blätter selbst sind längst vergriffen und die Photographie bietet heutzutage gerade für diesen Zweck eine so zuverlässige Reproduktion, daß sie, wenn auf irgend einem Gebiete, so auf diesem den größten Anforderungen zu genügen im Stande ist, wie kein anderes technisches Verfahren. In diesen sechs Lieferungen sind dreißig Blätter

Digitized by Google

von hervorragenden Meistern der altdeutschen, der flämischen, der holländischen, und mehrerer italienischen Schulen enthalten.

An der Spitze der altdeutschen steht Martin Schongauer (M. Schön), geb. um 1400, gest. zwischen 1490 und 1492 (nicht 1486), mit einer reizenden Federzeichnung der „Darstellung im Tempel", in welcher alle Eigenthümlichkeiten des größten deutschen Künstlers des 15. Jahrhunderts in wahrhaft vollendeter Weise hervortreten. An ihn reiht sich Michael Wohlgemuth, geb. 1434, gest. 1519, mit einer Federzeichnung, genannt „Die Aebtissin", in der sich die sichere Hand des tüchtigen, innerhalb eines reichbewegten Handwerkerlebens stehenden Nürnberger Künstlers zeigt. Von der feinen Empfindung M. Schöns ist bei Wohlgemuth keine Spur; bei dem Colmarer Künstler geht die feinste Empfindung durch die ganze Zeichnung, in der Vortragsweise sieht man die Schule des Kupferstechers, des Metallarbeiters, in der Auffassung die Richtung der Schule Rogier van der Weyde's. Tiefe der Konzeption vereinigt sich bei Schön mit einer seltenen Wärme und Innigkeit des Gemüthes. Bei Wohlgemuth ist Alles in der Tüchtigkeit erschöpft, die sich in Auffassung und Darstellung zeigt.

Eine hervorragende Stelle nehmen die vier Blätter von Albrecht Dürer, geb. 1470, gest. 1528, ein; sie sind sämmtlich datirt, das älteste ist das berühmte Selbstporträt aus dem 14. Lebensjahre; auf dem Blatte selbst lesen wir mit der späteren Hand des Künstlers: „Daz hab ich im Spigell nach mir selbs kuntirfit im 1484 Jar do ich noch ein Kint was. Albrecht Dürer." Die Zeichnung ist auf Pergament mit Silberstift ausgeführt, sie gehört zu den kostbarsten Blättern der Sammlung. Die Züge des Knaben haben den Typus der Dürer'schen Physiognomie, wie er in bekannten späteren Porträts — eines davon ist in der Albertinischen Sammlung — hervortritt, in charakteristischer Weise; Nase, Auge, das lange Haar ist in bezeichnender Weise wiedergegeben, wie die Jugendlichkeit der Formen in Wangen und Kinn. Eine „Venus auf dem Delphin reitend" vom Jahre 1503, ein sogenannter „Moses" vom Jahre 1511, ein „Christus am Kreuze mit Maria und Johannes" vom Jahre 1521 sind mit der Feder gezeichnet; die zwei letztgenannten Blätter sind in einer wahrhaft meisterhaften Art behandelt. Der deutschen Schule reihen wir ein unter Tizian verzeichnetes Blatt an: „Bildniß einer Dame mit ihren Kindern und der Erzieherin". Den Grund, warum die ältere Frau als Erzieherin bezeichnet wird, können wir nicht einsehen. Die französische Bezeichnung „plutôt Holbein" finden wir vollständig gerechtfertigt, nur bemerken wir, daß „plutôt Holbein" nicht als „zweifelhafter Holbein" zu übersetzen ist. Besser wäre gewesen, das „zweifelhaft" unter die Aufschrift Tizian zu setzen.

Von den Meistern der flämischen Schule ist Peter Paul Rubens, geb. 1575, gest. 1640, mit fünf Blättern, Anton van Dyck, geb. 1600, gest. 1642, mit drei Blättern vertreten. Es ist überflüssig, die eigenthümlichen, in ihrer Art unübertrefflichen Eigenschaften wiederzugeben, welche die männliche Seele des Rubens, und die weichere seines liebenswürdigen Schülers van Dyck charakterisiren. Unter den vorliegenden Blättern sind einige fertige Kompositionen für den Stich berechnet,

Digitized by Google

darunter besonders der „Christus mit der Dornenkrone" von Van Dyck; andere sind Studien zu größeren Bildern, darunter ein „Seesturm" und ein „Decius, der die Soldaten anredet" — das ausgeführte Bild ist in der Galerie Liechtenstein — zwei von ihnen sind als reizende Studien nach der Natur hervorzuheben.

Rembrandt van Ryn, geb. 1608 (nicht 1606), gest. 1669, ein Künstler, in dem sich Genialität und Originalität in wunderbarer Weise vereinigen, ist in drei Bisterzeichnungen, die „Enthauptung Johannes", der „Besuch des Herrn und zweier Engel bei Abraham" und ein „Philosoph", in photographischer Weise wiedergegeben. Es wäre schwer von diesen drei Zeichnungen einer den Preis zu geben; der „Philosoph" zeichnet sich durch die wunderbare Anordnung des Lichteffektes, der „Besuch des Herrn bei Abraham" durch die Großartigkeit der Auffassung, die „Enthauptung des Johannes" durch die Wahl des Momentes in hervorragender Weise aus; in der Radirung desselben Gegenstandes tritt die Kunst Rembrandts, Empfindungen des Momentes zu fixiren, in einer noch geistvolleren Weise hervor.

Die Reihe der italienischen Meister beginnt der berühmte Dominikaner aus dem Kloster San Marco in Florenz, Fra Giovanni da Fiesole, geb. 1387, gest. 1455, mit einer leider so befleckten Zeichnung eines „Christus am Kreuze", daß man fast Anstand nehmen muß, die Wiedergabe einer solchen Zeichnung zu billigen; die Vorzüge der ohne Zweifel echten Handzeichnung werden nur einem sehr engen Kreise verständlich sein.

An Fiesole reiht sich eine interessante Zeichnung eines großen verzierten Kamins des Architekten Bramante, geb. 1444, gest. 1514; eine „Judith" des Architekten Giuliano Giamberti da San Sallo, geb. 1443, gest. 1517; fünf Blätter von Rafael Sanzio di Urbino, geb. 1483, gest. 1520; zwei Blätter von Michel Angelo Buonarotti, geb. 1474, gest. 1564; ein Blatt des Venetianers Tizian, geb. 1477, gest. 1576 — eine Skizze zu dem berühmten Gemälde „Das Martyrium des Dominikaners Petrus und seiner Genossen" — an.

Unter den angeführten Blättern dürften selbstverständlich die von Michel Angelo und Rafael Anspruch auf das höchste Interesse machen. Die Photographien nach Michel Angelo sind Studien zu seinem „jüngsten Gerichte" in der Sixtinischen Kapelle und, was Zeichnung anbelangt, wohl das Großartigste, was in den vorliegenden dreißig Blättern geboten wird. Die Rafael'schen Zeichnungen bilden mit den Dürer'schen, was Reichthum und Schönheit derselben betrifft, bekanntermaßen den Glanzpunkt der Albertinischen Sammlung. Unter den ausgewählten Blättern sind mehrere, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen Als ein bleibendes Zeichen des künstlerischen Wechselverkehrs ist ein Blatt, vorstellend zwei stehende nackte Männer, zu betrachten, auf welchem Albrecht Dürer mit eigener Hand Folgendes verzeichnet hat: „1515. Raphahill di Vrbin der so hoch peim Papst ist geacht gewest hat dyse nackete Bild gemacht vnd hat sy dim Albrecht Dürer gen Nornberg geschickt Im sein Hand zw weisen." Zwei Frauen mit einem Kinde, mit Röthel gezeichnet, sind Studien zu dem „Brande in Borgo"

Digitized by Google

einem Wandgemälde in den Stanzen des Vatikan; die „Charitas", eine geistvolle Federzeichnung zu den theologischen Tugenden der Predella, der Grablegung im Palast Borghese; eine Zeichnung in Röthel „Alexanders Hochzeit mit Roxane", die einst Eigenthum des Rubens gewesen ist, und der geistvolle Entwurf eines Schlachtgewühls aus der früheren Zeit Rafaels, sind höchst bedeutende und lehrreiche Blätter. Ein Blick auf die Zeichnungen Rafaels, Michel Angelo's, Rubens gibt auch deutliche Aufklärungen darüber, wie ganz anders die alten Meister im Vergleiche zu vielen modernen Malern ihre Studien betrieben haben.

Eine neue Serie von sechs Lieferungen befindet sich bereits in Arbeit. Wir zweifeln nicht, daß auch diese eben so interessant sein werden, als die vorliegenden ersten Lieferungen. Das ganze Werk ist auf 60 Lieferungen je zu fünf Blättern berechnet.

Das Unternehmen gereicht dem photographischen Institute, aus dem es hervorgegangen ist, zur Ehre, und wir können nur wünschen, daß die vornehme und kunstliebende Gesellschaft Oesterreichs demselben die Unterstützung verleiht, die es in hohem Grade verdient.

R. v. E.

---

* In Berlin ist Alfred Reumonts „Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia" erschienen. Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die politische, Kirchen- und Literaturgeschichte, der zweite die schönen Künste behandelt. Ein sorgfältiger Namens- und Sachindex ist dem fleißigen Buche beigegeben.

---

* H. B. „Urkundenbuch der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen Herausgegeben von Dr. G. D. Teutsch." (Erster Theil. Hermannstadt 1862.) Urkundenwerke haben in Deutschland in der Regel keinen andern Zweck, als der wissenschaftlichen Verarbeitung des historischen Stoffes zur unentbehrlichen Grundlage zu dienen. Den Einen zum Troste, den Anderen zum Verdrusse ist bei uns die Zeit vorbei, in welcher das unmittelbare praktische Bedürfniß darauf hinwies, schwebende Streitfragen durch Entrollung altehrwürdiger Pergamente zu entscheiden Für unsere Stammesgenossen in Siebenbürgen dagegen, bei welchen ein selbstständiges kirchliches und politisches Leben von innen heraus sich bilden konnte und nicht das Resultat einer sprungweisen Entwicklung ist, haben historische Denkmale einen doppelten, nicht bloß einen wissenschaftlichen, sondern auch einen praktischen Werth.

„Die Verfassung unserer evangelischen Landeskirche, beruht auf ganz historischen Grundlagen auf welchen alle ihre Einrichtungen nach den Bedürfnissen der nie stille stehenden Zeit in fortschreitender Entwicklung organisch sich herausgebildet hatten. Darum ist, wenn man sich nicht theoretischen Versuchen hingeben will, welche leicht zum Schaden der Kirche ausschlagen können, eine genaue und verläßliche Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechtes nothwendig, um in den alten, als heilsam bewährten Einrichtungen auch fortan die festerprobten Stützpfeiler für den Weiterbau zu finden". Dieser Ausspruch des Oberkonsistoriums der evangelischen Landes-

Digitized by Google

kirche Augsburgischen Bekenntnisses und der damit zusammenhängende Beschluß der Herausgabe eines kirchenrechtlichen Urkundenbuches sind die Veranlassung der uns vorliegenden Edition.

Der Verfasser gliedert den Stoff, welchen die Landesarchive und früheren Kompilationen ihm lieferten, sachgemäß in zwei Haupttheile, von denen der erste den Zeitraum von der Reformation bis zum Uebergang Siebenbürgens unter Erbfürsten aus dem Hause Oesterreich umfaßt, der zweite mit der jüngsten Vergangenheit abschließen soll. Innerhalb dieser Perioden wird der Stoff nach Gruppen vertheilt. So werden im ersten Theile — so weit sie kirchenrechtlichen Inhaltes sind — die Beschlüsse der sächsischen Nationsuniversität, die Landesgesetze, die Fürstenbriefe, die Staatsverträge, Synodalartikel, Kapitularstatuten, Superintendential- und Dechanats-Umlaufschreiben zusammengestellt. Der uns vorliegende erste Band schließt mit den Staatsverträgen der ersten Periode. Wie schon diese Titelangaben vermuthen lassen, enthält das Werk, abgesehen von seinen praktischen Zwecken, auch für den Fachhistoriker werthvolle Beiträge. Was die Art und Weise des Abdrucks der Urkunden betrifft, so folgt sie der Methode, die jetzt in Deutschland allgemein als ein äußeres Erforderniß einer guten Urkundenpublikation angesehen wird.

---

* Dr. Med. G. Paßavant: „Ueber Schulunterricht vom ärztlichen Standpunkte." (Frankfurt a. M. 1863.) Ein beachtenswerther, von Humanität und Erfahrung diktirter Beitrag zur Schulreform, der, haltend an dem Sprichworte: „Mens sana, in corpore sano", daß Seinige zu dessen Verwirklichung beitragen will. Er weist als Schäden in der Organisation des Schulunterrichtes die zu lange Dauer des Unterrichtes, die Methode des mechanischen Auswendiglernens und Abschreibens, die Ueberbürdung mit Aufgaben, das zu viel und doch zu wenig des Lehrstoffes nach und gibt kurz die Mittel an, wie jene Nachtheile zu beseitigen wären. Bessere, durchgeistigte, auf Denken basirte Methode, späteres Eintreten der Kinder in die Schule (mit sieben Jahren) werden es ermöglichen, daß bei beschränkter täglicher Unterrichtszeit der Zweck des Unterrichtes: die Entwicklung der geistigen und moralischen Anlagen und die Erlangung der Bedingungen zur weiteren Ausbildung, um so sicherer erreicht werde. Auch Paßavant weist natürlich auf die Kräftigung und Stählung des Körpers durch Leibesübung und praktische Handfertigungen hin, zeigt schließlich, wie verderblich die ärztlichen Wünschen ungenügenden Schuleinrichtungen: die Bänke, Heizung, Lüftung und Reinigung der Schulstube, auf Augen, Rücken und Lungen, kurz auf die ganze Physis der Kinder einwirken, und wie leicht dem abzuhelfen sei. Rathschläge, wie sich die Schulvorstände bei epidemischen Krankheiten zu verhalten und wie sie dafür zu sorgen haben, daß die Schule nicht Herd der Ansteckung werde, sowie der daraus hervorgehende Wunsch, daß im Schulvorstande ein Arzt eine konsultative Stimme haben möge, beschließen das dem Lehrerstande gewidmete Schriftchen. Dr A. H.

---

* Das April-Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale" enthält einen lesenswerthen Aufsatz: „Das englische Haus im Mittelalter", von Jakob Falke. Den Schluß des Berichtes über „die Kirche des heil. Antonius zu Padua", von A. Essenwein. (Mit 12 Holzschnitten); einen Artikel von B. Schöpf, „über die Wandmalereien im Kreuzgange zu Schwaz und über die Urheber desselben", und außerdem eine Reihe von Notizen und kleinen Mittheilungen

---

Digitized by Google

* Prof. D. W. Lübke veröffentlicht soeben eine „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.“ (Leipzig 1863.) Die erste bereits ausgegebene Hälfte enthält die Entwicklung der Plastik bis in die spätgothische Zeit. Die zweite Hälfte soll im Mai erscheinen. Es ist dies der erste Versuch, der gemacht wird, die Geschichte der Plastik durch die ganze Entwicklung der Kunst hindurch zu verfolgen. Wir kommen auf das neueste Werk des unermüdlich thätigen Geschichtschreibers in umfassender Weise zurück.

---

* Von der zweiten Ausgabe der sämmtlichen Werke Joseph Freiherrn v. Eichendorffs, die, redigirt von seinem Sohne, bei Voigt und Günther in Leipzig erscheint, liegen uns bereits die Hefte vor, die die biographische Einleitung und die Wanderlieder und einen Theil der unter den Titel „Sängerleben“ zusammengefaßten Gedichte enthalten. Bei der Bedeutung, die Eichendorff als reinster Vertreter der Romantik in der deutschen Literatur hat, und der Liebe, der sich seine Dichtungen bei so Vielen erfreuen, wird die Theilnahme des Publikums gewiß nicht fehlen, um so mehr als nach dem Prospekt die zweite Auflage mehreres noch Unbekannte aus dem Nachlasse des Dichters bringen wird.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Daß die Einheit eines Buches hauptsächlich durch den Faden bewerkstelligt wird, welchen der Buchbinder beim Einbinden durch die verschiedenen Bogen zieht, ist eine Erscheinung, welche heutzutage häufig in Frankreich zu Tage tritt, wo es immer mehr in die Mode kommt, in Journalen zerstreute Feuilletons noch einmal in Buchform zu ediren. Die neuesten Werke dieser Art sind die „Nouvelles semaines littéraires“ von A. de Pontmartin, und „Portraits d'hier et d'aujourd'hui“ von Gust. Merlet. In den letzteren stehen sehr fremdartige Leute nebeneinander. Das „Portrait d'hier“ ist nämlich Horazens „Maecenas, atavis edite regibus“ und die „Portraits d'aujourd'hui“, welche sich an den alten Maecenas anschließen, heißen: Joubert, Mérimée, Karr, Madame Girardin u. s. w. man sieht, eine hinreichend gemischte Gesellschaft. Ein Buch mit dem etwas räthselhaften Titel: „Le Lion de Lucerne, lettres familières par Arthur de Ponroy“ zeigt sich bei näherer Besichtigung als eine energische Streitschrift in monarchisch legitimistischem Interesse, von der man sogar behauptet, Einzelnes aus ihr stamme von sehr hoher Hand. Der Luzerner Löwe, an welchen sich die Entwicklung der Briefe knüpft, ist das Monument, das die Luzerner Bürger den im Kampf für die Bourbons in Paris gefallenen Schweizer Garden von Thorwaldsen errichten ließen.

Im „Moniteur“ ist der Bericht des Grafen Walewski an den Kaiser über den Schutz des literarischen Eigenthumes und der dahin zielende Gesetzesvorschlag erschienen, welchen die im Jahre 1861 zusammengesetzte Kommission ausgearbeitet hat. Von bekannten Namen gehörten jener Kommission an, außer den Ministern Walewski, Persigny und Rouland: Dupin, Mérimée, Laguéronnière, Flourens, Nisard, Silvestre de Sacy, Augier, Aubert, Theoph. Gautier, Meury u. A. Außerdem hörte man viele Experte, Verleger, Buchhändler überhaupt Leute, die von den Konsequenzen des literarischen Eigenthums berührt werden, an, und nach genauen Erwägungen einigte man sich endlich, wie das in Frankreich nicht anders zu erwarten war, über eine sehr ausgedehnte Berechtigung des Besitzenden. Erst fünfzig Jahre nach dem Tode des Verfassers hört das Eigenthumsrecht auf, das übrigens verkäuflich, erblich und übertragbar ist, kurz jeden denkbaren Schutz genießt.

Digitized by Google

Von besonderem Interesse für Bücherfreunde dürfte es sein, daß der Jahrgang 1862 des „Catalogue annuel de la librairie française“ von Charles Reinwald erschienen ist. Ein Hauptleiden der ausländischen Literatur waren immer die Kataloge, deren Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit sich gleich stark zeigten und grell gegen die nationale Größe deutscher Katalogisirung abstachen. Mag man noch so gering von dem politischen Takt, dem nationalen Verständniß der Deutschen denken, in der Anfertigung brauchbarer Kataloge sind sie unerreicht. Sie können sogar noch den Ueberfluß an Kapital in dieser Richtung dem Auslande vorstrecken. So sorgen in diesem Augenblicke in Paris zwei Deutsche, die Herren Karl Reinwald und Otto Lorenz dafür, daß der Bücherfreund nach dem Muster der Hinrichs'schen Bücherverzeichnisse ordentliche und rechtzeitige französische Jahreskataloge mit Materien-Registern erhält. Diese Kataloge sind allerdings noch nicht so vollständig und verläßlich, wie die deutschen; aber das bei der lockeren Gesammtorganisation des französischen Buchhandels Mögliche ist geleistet, und wenn einmal die in Frankreich so zahlreichen gelehrten Gesellschaften und die Autoren, welche ihre Bücher auf eigene Kosten drucken lassen, eingesehen haben werden, daß es in ihrem Interesse und in dem der Wissenschaft liegt, ihre Publikationen den Bücherverzeichnissen regelmäßig einzuverleiben, so werden die Kataloge vollständiger und der Buchhandel dadurch besser unterrichtet sein. Am tiefsten steht in dieser Beziehung von den drei großen Bücher produzirenden Nationen England. Dort ist die Katalogisirung noch in den primitivsten Zuständen. Der letzte Jahreskatalog (British Catalogue of books) zählt kaum 50 Seiten, während der französische 300, der deutsche gar gegen 700 aufzuweisen hat. Die Naivetät, der Lakonismus und die Unzuverlässigkeit der englischen Kataloge stehen auf gleicher Höhe; darin Auskunft über irgend ein Desideratum zu finden, gehört zu jenen blinden Glücksfällen, welche den Spieler entzücken, wenn er beim Hazardspiele eine Karte oder beim Roulettetische zufällig eine gewinnende Nummer erräth.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 15. April 1863.

Herr Dr. Friedrich Müller, Dozent der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Wiener Universität und Amanuensis an der k. Hofbibliothek, legt vor:

1. „Beiträge zur Lautlehre der armenischen Sprache.“ III.
2. „Beiträge zur Konjugation des armenischen Verbums.“

Die erste Abhandlung bildet eine Fortsetzung zweier früher erschienenen gleichnamigen Aufsätze, in denen der Verfasser eine Charakteristik der wichtigsten Erscheinungen der armenischen Lautlehre nach der sprachvergleichenden Methode zu geben versuchte, während die zweite eine Analyse des wichtigsten Redetheiles der armenischen Sprache, mit steter Rücksicht auf die verwandten iränischen Sprachen darbietet.

Herr Prof. Mussafia legt zwei altfranzösische Epen des Kerlingischen Sagenkreises, aus den Handschriften der St. Marcus-Bibliothek von Venedig („La prise de Pampelune“ und „Macaire“) vor und ersucht, deren Herausgabe durch eine Unterstützung der Akademie zu ermöglichen.

Digitized by Google

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 16. April 1863.

Der Sekretär theilt eine Zuschrift des hohen k. k. Staatsministeriums vom 29. März d. J. mit, welcher zufolge über Allerhöchste Anordnung Sr. k. k. Apostolischen Majestät vom 15. Februar 1863 der wissenschaftliche Theil des „Novara-Werkes" unter der Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben werden soll, wozu ein Betrag von 80.000 fl. aus dem Budget des Staatsministeriums angewiesen wurde.

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. H. Hlasiwetz in Innsbruck übermittelt ein versiegeltes Schreiben mit der Aufschrift: „Resultate einer von H. Hlasiwetz und L. Pfaundler ausgeführten Untersuchung über das Morin und die Morin-Gerbsäure" und ersucht um dessen Aufbewahrung zur Sicherung der Priorität.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Gottlieb in Graz übersendet eine Abhandlung „Ueber die Ammoniumverbindungen der Harnsäure" von Herrn Dr. R. Maly.

Herr Prof. Dr. V. R. v. Zepharovich übersandte unter dem Titel: „Krystallographische Mittheilungen aus dem Laboratorium der Universität zu Graz", Bestimmungen der Krystallformen des chlorwasserstofffauren Biäthyl-Conydrin-Platin Chlorid des jodwasserstofffauren Biäthyl-Conydrin und des chlorwasserstofffauren Coniin, sämmtlich dargestellt von Prof. Dr. Th. Wertheim.

Herr Prof. R. Kner übergibt eine Abhandlung „über eine neue Epicratesart aus Columbien" von Herrn Dr. Fr. Steindachner.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Ami Boué bespricht die zweite Regierungs-Preisaustheilung an die Mitglieder der jährlichen Versammlung der Delegirten aus allen den Provinzial-Gelehrten-Gesellschaften Frankreichs zu Paris. Diese Institution wurde durch Herrn de Caumonts patriotische Bemühungen hervorgerufen und seit 1862 betheiligte sich die Regierung durch Preise daran, da sie die Wichtigkeit einsah, die Provinzial-Gelehrten anzueifern und ihre Namen der Pariser Welt als ebenbürtig bekanntzugeben.

Dr. Boué bespricht ferner die mikroskopische Untersuchung der Gebirgsarten, welche jetzt durch Sorby verbessert, aber schon vor 50 bis 60 Jahren durch Fleurian de Bellevue und besonders Cordier angeregt wurde.

Endlich gibt Dr. Boué eine Uebersicht über den mineralogisch-geologischen Fund und paläontologischen Hauptinhalt des „Gornoi-Journal" oder russischen Bergwerk-Journal für das letztverflossene Dezennium. Es besteht seit 1825 und enthält vieles Werthvolle, sowohl in Abhandlungen, als in geologischen Karten und Durchschnitten über jenes weitläufige Reich. Einen Beweis für den Fortschritt bilden die neu errichteten Vereine, z. B. die St. Petersburger entomologische Gesellschaft, die nomadische jährliche Zusammenkunft der Naturforscher der baltischen Provinzen und die seit zwei Jahren statthabende Wanderversammlung der Naturforscher Rußlands, namentlich zu Moskau und Kiew.

Herr Direktor v. Littrow legt die Fortsetzung seiner Untersuchungen über physische Zusammenkünfte der Asteroiden für das Jahr 1863 vor.

Die ersten 71 Planeten dieser Gruppe, mit Ausnahme der noch immer zu ungenau bestimmten Daphne ergaben eine einzige, in jener Beziehung ziemlich beachtenswerthe Kombination. Pales und Pandora nähern sich Anfangs August einander auf etwa eine Million geographische Meilen und bleiben durch vier Monate in gegenseitiger Entfernung von weniger als zwei Millionen geographischen Meilen. Da jedoch beide Planeten wahrscheinlich zu den kleinsten ihrer Art gehören, so ist man auch hier weit entfernt von Verhältnissen, die irgend merkliche wechselseitige Einwirkungen erwarten ließen. Eine andere Kombination, Metis-Polyhymnia, war schon bei der allge-

Digitized by Google

meinen Behandlung des Problemes zwar für 1863 hervorgehoben, aber zugleich als wegen immer noch zu großer gegenseitiger Entfernung als unbedeutend bezeichnet worden, was sich denn auch bestätigt hat. Uebrigens sind von sieben Asteroiden (Concordia, Angelina, Maja, Leto, Panopäa, Danaë und Asia) die Bahnen nicht hinreichend sicher berechnet, um Kombinationen, in welchen diese Planeten vorkamen, näher untersuchen zu können, und so mußte man sich mit der allgemeinen Angabe begnügen, daß Concordia und Panopäa um den Jahresanfang, so wie Egeria und Leto Ende Juni sich einander in immerhin bemerkenswerther Weise nähern.

Je zahlreicher die uns bekannten Asteroiden werden, desto mehr fällt bei solchen Arbeiten die außerordentliche Häufigkeit optischer Zusammenkünfte auf, in welcher man die Erklärung des so oft vorgekommenen Entdeckens neuer Planeten in der Nähe von bereits bekannten zu suchen hat.

Herr J. Stefan überreicht eine Abhandlung „Ueber die Fortpflanzung der Wärme", in welcher die Frage nach der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme erörtert wird. Diese Frage wurde von dem Verfasser schon in einer früheren Abhandlung gestellt, wo auch der Begriff der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme definirt wurde als die Strecke, über welche sich der Einfluß einer irgendwo in einem Körper hervorgerufenen Temperaturerhöhung binnen einer Sekunde verbreitet. Bei Aufstellung dieses Begriffes wird ein gleichförmiges Fortschreiten dieses Einflusses vorausgesetzt, die Wichtigkeit dieser Voraussetzung wird in dieser zweiten Abhandlung aus neuen Grundlagen der Theorie der Wärmeleitung bewiesen. Auch wird gezeigt, daß die aus diesen Grundlagen gefolgerten Resultate mit der Fourier'schen Theorie übereinstimmen bis auf die Frage nach der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme, für welche die Fourier'sche Theorie einen unendlich großen Werth liefert. Zum Schlusse wird auf Grundlage der neuen Anschauung über die molekulare Konstitution der Gase die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme für diese Körper berechnet und für sie dieselbe Formel gefunden, welche Newton für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles erhielt. Ist dieses Resultat auch nur als erste Annäherung an die Wahrheit zu betrachten, so berechtigt es doch schon zu dem Satze: Die Wärme pflanzt sich fort durch Strahlung mit der Geschwindigkeit des Lichtes, durch Leitung mit der Geschwindigkeit des Schalles.

Herr Prof. Dr. Jos. Böhm legt eine Abhandlung vor, betitelt: „Beiträge zur näheren Kenntniß des Pflanzengrüns".

Herr Dr. G. Tschermak macht eine Mittheilung über die Krystallform des Triphylins. Dieses Mineral ist bisher noch niemals in ausgebildeten Krystallen gefunden worden dagegen zeigt sich an dem sogenannten Pseudotriplit, welcher nichts anderes als veränderter Triphylin ist, die ursprüngliche Form öfters noch gut erhalten. An solchen vorzüglichen Stücken, die sich im Besitze des Herrn Dr. Fuchshofer und des k. k. Hof-Mineralienkabinetes befinden, gelang es dem Vortragenden, mehrere zuverlässige Messungen auszuführen, welche die Form als rhombisch erkennen ließen Ferner zeigte es sich, daß der Heterosit dieselbe Spaltungsform habe, wie der Triphylin und als ein zersetzter Triphylin zu betrachten sei, was auch aus der chemischen Zusammensetzung hervorgeht

Eine fernere Mittheilung des Vortragenden bezieht sich auf eigenthümliche Kalkkugeln, die derselbe als Neubildung im Basaltschutt im Odenwalde beobachtet hatte und die nach der Analyse des Herrn Stud. W. Tettel zum größeren Theile aus kohlensaurem Kalk, übrigens aber auch aus Kieselverbindungen bestehen.

Digitized by Google

Auszug aus dem Protokolle

der am 5. März 1863 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen dritten Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Um die Kirche in Zolkiew und die darin befindlichen Grabmäler der Familie des Königs Sobieski vor weiterem Verfalle zu retten und in würdiger Weise zu restauriren, hat sich ein Komité gebildet, welches unter Darstellung seiner Aufgabe sich an die Centralkommission wendet und dieselbe um ihre Unterstützung bei der Erreichung des vorgesetzten Zweckes ersucht.

Die Centralkommission erklärt sich mit Vergnügen bereit, diesem Ersuchen zu entsprechen, und zwar um so mehr, als es sich dabei um ein für Gesammtösterreich belangreiches Denkmal handelt. Um jedoch im Stande zu sein, über die Angelegenheit der Restaurirung der Zolkiewer Kirche ein fachgemäßes Gutachten abgeben zu können, wird beschlossen, das genannte Komité vor allem Andern zu ersuchen, eine genaue und gewissenhafte Aufnahme, nicht nur des baulichen Bestandes der Kirche und ihrer Grabmäler, sondern auch der im Innern der ersteren befindlichen Wandgemälde zu veranlassen und diese Aufnahmen sodann, begleitet von dem Restaurationsplane, der Centralkommission mitzutheilen.

Der Korrespondent Raisp berichtet über einen in Pettau ausgegrabenen Grabstein aus weißem Marmor mit einer hebräischen Inschrift aus dem Jahre 1304. Dieser Bericht wird dem historischen Vereine von Steiermark zur beliebigen Benützung übermacht.

Der Prager Dombauverein übersendet seine Publikationen mit der Bitte, daß die Centralkommission seinen Bestrebungen auch fernerhin ihre freundliche Theilnahme bewahren möge Es wird beschlossen, den Empfang der erhaltenen Publikationen mit verbindlichstem Danke und mit der Versicherung zu bestätigen, daß die Centralkommission jederzeit bereit sein werde, den Zweck des Prager Dombauvereines im Bereiche des ihr Allerhöchst vorgezeichneten Wirkungskreises mit allen Kräften fördern zu helfen.

Die von Herrn Wenzel Merklas in Leutschau eingesendeten vier Ansichten des Zipser Schlosses werden der Redaktion der „Mittheilungen" zugewiesen.

Der Konservator in Spalato, R. v. Andrich, bringt zur Kenntniß der Centralkommission, daß ein gewisser Candia einen Umbau seines Hauses veranlassen will, wobei ein Theil des Gemäuers eines der antiken Thürme des Diocletianischen Palastes eingerissen werden soll. Die Centralkommission erkennt, daß von hier aus ein wohlthätiger Einfluß auf diese Angelegenheit nur insoweit genommen werden kann, als sie an Se. Exzellenz den Herrn Statthalter von Dalmatien das Ersuchen richtet, die Einleitung zu treffen, daß der gedachte Thurm erhalten werde und die Rechte des Staates geschützt bleiben. Hiervon und von dem Inhalte des hiernach an den Herrn Statthalter zu richtenden Schreibens ist gleichzeitig der genannte Conservator in die Kenntniß zu setzen.

Oberbaurath van der Nüll erstattet seine Aeußerung über das vom k. k. Staatsministerium zur Begutachtung hierhergelangte Projekt zu einigen Herstellungen an der Porta aurea und der Arena zu Pola, indem er erklärt, daß die Nothwendigkeit dieser Herstellungen durch die Vorlagen vollkommen nachgewiesen erscheine, und daß das Projekt im Interesse des genannten höchst merkwürdigen und verhältnißmäßig wohlerhaltenen Römerwerkes von technischer Seite unbedingt gutgeheißen werden müßte.

Die Centralkommission tritt diesem Ausspruche bei und ersucht das k. k. Staatsministerium, die unerläßlich gewordene Herstellung an der Arena um den veranschlagten Betrag von 446 fl. 8 kr. ö. W. veranlassen zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Einheit des Thierreiches.

Wenn Jemand zum ersten Male ein Dorf betritt, dessen Bewohner sich durch irgend welche, wenn auch unbedeutende Eigenthümlichkeiten der Race von den Menschen unterscheiden, unter denen der Besucher bisher zu leben gewohnt war, so ist der erste Eindruck, den er empfängt, jedesmal der, daß alle Leute im Dorfe sich gleich sehen. Die gemeinsamen Kennzeichen sind es, welche ihm zuerst ins Auge treten, und nur nach und nach lernt er die individuellen Verschiedenheiten erfassen. Erst nachdem er die Kennzeichen der einzelnen Persönlichkeiten sich eingeprägt hat, ist es ihm möglich zu lernen, wie diese Einzelnen durch Familienbande aneinanderhängen und ist er im Stande in der Menge die Aehnlichkeiten der Familie neben jenen der Race aufzufinden.

Denselben Weg verfolgt der menschliche Geist bei seinem Streben nach Erkenntniß aller gestalteten Natur; jeder Zweig der beschreibenden Naturgeschichte zeigt diesen selben Prozeß, dieses selbe Vorschreiten von einem allgemeinen Erfassen der Gesammtheit zu einer Unterscheidung und Trennung der einzelnen Formen und von dieser Trennung zu einem Verständnisse der inneren Verwandtschaften der Einzelerscheinungen. Dem Kinde scheinen alle Pflanzen ähnlich; die grüne Farbe, Blätter und Blumen sind einer großen Menge von Vorstellungen gemein, die es nicht zu sondern weiß. Die Dimension, der Grashalm im Vergleiche zur Pappel, drängt sich ihm dann wohl zunächst als verschieden auf. Wie das Kind wächst die Menschheit heran, beobachtend, prüfend und unterscheidend; endlich erscheint ein Linné, der mit scharfen Diagnosen Theilungslinien zieht durch die gestaltenreiche Menge. Noch schwebt dem Systematiker kaum ein höheres Ziel vor, als die Erkenntniß der einzelnen Formen; es ist die Zeit der sogenannten *künstlichen Systeme*. Erst nachdem das große Materiale bewältigt ist, wird es möglich, die Verwandtschaften der einzelnen Formen zu erkennen; erst nach einem Linné folgt ein Jussieu, nach den künstlichen Systemen das *natürliche System*.

In seinem Streben, der Masse von Erscheinungen Herr zu werden, zieht der Mensch scharfe Trennungslinien durch dieselben; er theilt, um zu beherrschen. Ist die Herrschaft, ist der freie Ueberblick des Ganzen gewonnen, so zeigt sich sofort das Willkürliche dieser ersten Trennungslinien. So unterscheidet man denn wieder und wieder, bald mehr bald minder deutlich und unter mannigfachen besonderen Abänderungen drei Stadien der Erkenntniß, von welchen man je nach der Richtung, welche die Forschung in jeder derselben verfolgt, das erste das Stadium der *Aehnlichkeiten*, das andere jenes der *Verschiedenheiten* und das dritte jenes der *Verwandtschaften* nennen möchte.

Digitized by Google

Die Geschichte des Thierreiches ist erst in den beiden letzten Jahrzehnten in dieses dritte Stadium getreten. Nachdem man gefunden hatte, daß in den geschichteten Gebirgen die Reste einer großen Anzahl von Thierarten begraben seien, welche nicht mehr lebend angetroffen werden, griff man sofort zu der Annahme, daß durch irgend welche große Katastrophen diese erloschenen Arten vernichtet und nach ihrem Untergange neue Arten geschaffen worden seien. Zunächst war es die weit verbreitete Nachricht von einer großen Fluth, in welcher man einen Anhaltspunkt für eine solche Erklärung zu finden hoffte. Später sah man ein, daß nach bekannten Naturgesetzen eine solche Fluth doch kaum gleichzeitig auf der ganzen Oberfläche des Planeten eingetreten sein konnte; man erkannte in den erloschenen Wesen die Spuren eines wärmeren Klima's und sah ein, daß solche Veränderungen mehrmals vor sich gegangen seien. Nun wurde an eine Veränderung in der Lage der Axe der Erde gedacht, welche gleichzeitig die Veränderungen des Klima's erklärlich machen sollte. Hier stand wieder die Abflachung der Erde an beiden Polen entgegen, welche zeigt, daß die Rotationsaxe nicht geändert sei und gegen eine Veränderung in dem Winkel der Ekliptik sprach sich das einhellige Urtheil der Astronomen aus. Vergebens suchte man im vorigen Jahrhunderte außerhalb der Erde nach kosmischen Vorgängen, die solche wiederholte Vernichtungen des Lebens auf unserem Planeten nach sich ziehen könnten; man fand sie nicht. Die Thatsache blieb nichtsdestoweniger aufrecht und auch Cuvier, der ebenfalls in den verschiedenen Schichtgruppen verschiedene Thierreste fand, dachte sich die großen Epochen der Erdgeschichte durch große Katastrophen von einander geschieden; er nannte sie Kataklysmata, und froh ein Wort gefunden zu haben, hielt man längere Zeit an dieser Vorstellung fest, ohne auch nur beiläufig zu wissen, welche die Natur dieser Erscheinungen sein konnte.

Es ist jedoch billig, zu bemerken, daß es auch damals Männer gab, welche ein solches Verfahren mißbilligten. Am entschiedensten trat gegen Cuvier der große italienische Forscher Brocchi auf, und wenn auch seine Ansicht heute ebensowenig Verfechter finden dürfte, als die ihr damals entgegenstehende, flößt doch die Selbstständigkeit Achtung ein, mit der sich einzelne hervorragende Geister von der herrschenden Meinung frei hielten. Alle diese Anschauungen sind aber heutzutage so gut wie verschwunden, nicht etwa vor irgend einer schweren und leidenschaftlichen Polemik, sondern vor der genaueren Erkenntniß der Thatsachen. Die Ansicht Cuviers und seiner Vorgänger hat am tiefsten in Frankreich Wurzel geschlagen; aber wohin ist man dort mit der Zeit gelangt? Indem man fortfuhr, die einzelnen Schichtgruppen als durch solche plötzliche Episoden von einander getrennt anzusehen, traf es sich am Ende, daß Einer zwei Kataklysmata, ein Anderer ihrer vier oder fünf, ein Dritter sieben oder acht, ein Vierter (d'Orbigny) endlich ihrer vier- und zwanzig annehmen mußte. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß die ganze Voraussetzung von solchen großen, die gesammte Oberfläche des Planeten berührenden und zu wiederholten Malen alles Leben vernichtenden Revolutionen eine naturwidrige sei.

Digitized by Google

Wenn man zunächst irgend einen Thierrest z. B. einen Trilobiten aus den ältesten Ablagerungen zur Hand nimmt, sieht man leicht, daß seine Einrichtung im Großen, die Gliederung des Panzers, das Prinzip, nach welchem die Organe vertheilt sind, ja selbst die feinsten erhaltenen Theile, wie z. B. die facettirten Augen, so ganz und gar nach denselben Grundzügen gebaut sind, wie jene der heutigen Crustaceen, daß ohne Zweifel die Prozesse des Athmens und der Verdauung, das Nervensystem, kurz alle jene Theile, die wir als die zum Leben wichtigsten betrachten, genau auf dieselbe Weise eingerichtet waren und auf dieselbe Weise funktionirten, wie dies bei den lebenden Crustaceen der Fall ist. Dasselbe gilt eben so von den ältesten bekannten Weichthieren, Strahlthieren und Wirbelthieren, also von allen Hauptzweigen des Thierreiches, und es gibt sogar einzelne Gattungen, wie die Muschelgattung Lingula, welche sich in völlig unveränderter Weise seit den ältesten Zeiten organischen Lebens bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und von der es sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, daß ihre Arten von jeher in den verschiedensten Zeitläuften stets Bewohner geringer Tiefen gewesen, genau so, wie es die lebenden Lingulae sind.

So wie aber der Lebensprozeß dieser ältesten Thiere in physiologischer Beziehung gewiß genau derselbe war, welcher er bei den heute lebenden Wesen ist, so findet man überhaupt unter den vielen Tausenden erloschener Arten keine, die nicht in eine jener vier großen Hauptgruppen (Wirbel-, Glieder-, Weich- und Strahlthiere) sich einreihen würde, in welche man das heutige Thierreich zu zerfällen gewohnt ist. Keine dieser Hauptgruppen ist erloschen, man bemerkt jedoch, daß viele untergeordnete Gruppen, Familien oder Gattungen entweder früher auf der Erde erschienen und seither verschwunden, oder erst später erschienen sind und bis auf den heutigen Tag andauern. Stets gilt aber das höchst bedeutsame Gesetz, daß, wenn eine Familie oder Gattung in mehreren Formationen sich trifft, diese Formationen ihrer Zeit nach unmittelbar aufeinander folgen. *Jede natürliche Abtheilung des Thierreiches ist daher eine geschichtliche Einheit* Jede solche Abtheilung tritt in der Geschichte des Erdballs nur *einmal* auf, sei es nun für längere oder für kürzere Zeit, genau so, wie in der menschlichen Geschichte jede Nation nur einmal sich bildet, um für längere oder kürzere Zeit fortzubestehen, sich aber, nachdem sie einmal gänzlich untergegangen, nicht mit denselben Merkmalen nochmals von Neuem bilden kann. So wie jede dieser Nationen eine eigene Kulturgeschichte besitzt, so erkennen wir innerhalb vieler dieser natürlichen Abtheilungen des Thierreiches eine eigene Entwicklungsgeschichte, die ununterbrochene Aeußerung großer, stetig wirkender Gestaltungsgesetze. Die Aehnlichkeit mit der Menschengeschichte geht sogar noch viel weiter. Wie man in der Kulturgeschichte des einzelnen Stammes Epochen unterscheidet, welche der geistigen Bildung des einzelnen Individuums parallel laufen, d. h. wie man das Kindes-, Jünglings- oder Mannesalter einer Nation unterscheidet, so trifft man in den Entwicklungsstadien, welche diese Thiergruppen durchmachen, auf eine Reihe von Erscheinungen, welche der Entwicklung des einzelnen Individuums vom Embryo zum

Digitized by Google

reifen Wesen auf eine ganz wunderbare Weise parallel läuft. Dieselben Theile des Skeletes, welche bei jungen Wirbelthieren am längsten knorpelig sind und erst beim weiteren Heranreifen des Wesens verknöchern, diese selben Skelettheile bleiben bei vielen Wirbelthieren der ältesten Formationen das ganze Leben hindurch knorpelig. Wenn man z. B. die durch viele Formationen hindurchgreifende Gruppe der schmelzschuppigen Fische vergleicht, sieht man sehr deutlich in den aufeinander folgenden Zeitläuften stets entwickeltere und besser verknöcherte Wirbelformen sich folgen, bis in dem heute in Nordamerika lebenden Geschlechte Lepidosteus die höchste Form knöchern ineinandergelenkter Wirbel erreicht ist.

Zieht man eine andere Familie, z. B. die Labyrinthodonten, zu Rathe, eine Abtheilung der Reptilien, welche der Kohlen-, Zechstein- und Triasformation eigen ist, also gerade über jene Grenze hinübergreift, auf welche in diesen Blättern vor einigen Wochen Werth gelegt worden ist, so bemerkt man zuerst, daß die Struktur der Hautbekleidung, der sonderbare Kehlbrustpanzer, und alle Hauptzüge der Organisation den früheren Labyrinthodonten der Steinkohlenzeit mit ihren Nachfolgern in der Triaszeit gemein sind, daß aber dieselben Theile des Skeletes, welche bei den Fischen der Steinkohlenzeit durchs ganze Leben knorpelig blieben, namentlich das Hinterhaupt und die Wirbelkörper, auch bei einzelnen älteren Labyrinthodonten durchs ganze Leben knorpelig, also auf embryonaler Stufe bleiben (Archegosaurus), während sie bei den jüngeren Labyrinthodonten verknöchert sind. Hier tritt noch eine andere analoge Erscheinung hinzu. Bei jedem lebenden Wirbelthiere geht der Bildung der Lungen die mehr oder minder rudimentäre Bildung eines anderen Systemes von Athmungsorganen, nämlich von Kiemen voraus. Bei den höheren Wirbelthieren ist dieses Auftreten der Kiemen, wie beim menschlichen Embryo, auf eine sehr kurze Zeit beschränkt, und sie treten bei ihnen niemals thatsächlich ihren Dienst als Athmungswerkzeuge an, wenn auch ihre Spuren ganz unverkennbar sind. Bei wenigen Reptilien erhalten sie sich durchs ganze Leben, bei den meisten werden sie, wie bei den Fröschen, bald durch Lungen ersetzt Jedenfalls ist das Athmen durch Lungen als ein reiferes Entwicklungsstadium anzusehen, und wir wissen, daß wenigstens einzelne dieser älteren Labyrinthodonten mit dem unvollkommen verknöcherten Skelete auch zeitlebens durch Kiemen geathmet haben.

Viele ähnliche Beispiele könnten z. B. aus der Abtheilung der Cephalopoden unter den Mollusken, aus den Familien der Raubthiere, der pferdeartigen Thiere u. s. f. angeführt werden. Das bisher Angeführte mag aber hinreichen, um zu zeigen, wie wenig die Summe von Erfahrungen, welche uns heute als die Grundlage einer Geschichte der Thierwelt vorliegt, den älteren Vorstellungen von wiederholten Zerstörungen alles organischen Lebens entspricht. Es stellt sich uns im Gegentheile eine sehr große Menge langer und ununterbrochener Formenreihen dar, welche untrennbar über alle die sogenannten Formationsgrenzen hinübergreifen. In der That kann, wer immer einigen Ueberblick über diese Erfahrungen sich zu schaffen im Stande war, kaum daran zweifeln, daß organisches Leben, seitdem es sich vor Aeonen auf diesem Planeten gezeigt hat, auch nie mehr

Digitized by Google

ganz auf demselben erloschen ist, und daß seine wiederholten Wandelungen durch große, niemals unterbrochene Gesetze geregelt seien.

Wenn dieses Gesammtbild des Lebens früheren Forschern als ein durch wiederholte Störungen unterbrochenes erschienen ist, so hat dies gewiß zum großen Theile seine Erklärung darin, daß uns nur einzelne Phasen dieser großen Geschichte, dieser „Weltgeschichte" in richtigerem Sinne des Wortes, bekannt sind. Je mehr solcher Phasen wir kennen lernen, um so mehr füllen sich die Lücken und um so mehr Einheit gelangt in das Gesammtbild. Die Natur dieser Lücken ist aber von eigenthümlicher Art. Man kann sehr deutlich unterscheiden, daß die Schichtgebilde, z. B. des mittleren Europa, bald in tiefen Meeren, bald in seichten, bald in Süßwasserseen, bald auf festem Lande von Quellen oder Flüssen gebildet seien, und so gut wie heute die Bewohner des Meeres verschieden sind von jenen der Seen, der Flüsse oder des festen Landes, so waren sie es auch von jeher; so folgt denn auch in Ablagerungen verschiedener Art bald einer Meeresfauna eine Landfauna u. s. f. Man unterscheidet leicht, namentlich an den Grenzen sogenannter Formationen, die Einschaltung von Lagen, welche geänderten physischen Verhältnissen entsprechen. Während die Hauptmasse der Schichtgebilde marinen Ursprunges ist, sehen wir die rothen Sandsteine, das Steinkohlengebirge, den bunten Sandstein, den Keuper, den Wealden u. s. f. als Bildungen sich ihnen einschalten, welche gar nicht oder nicht rein marinen Ursprunges sind. Indem aber solche Ablagerungen auf weiten Strecken zwischen den Meeresbildungen sich zeigen, lassen sie uns keinen Zweifel über einstige große Niveauschwankungen der Erdoberfläche, wie sie heute noch in eben so großem Maßstabe an vielen Punkten sich beobachten lassen und wie sie Hochstetter in den letzten Nummern dieser Zeitschrift geschildert hat.

Tritt nach einer Binnensee- neuerdings Meeresbildung in einer Gegend auf, so umschließt sie nicht mehr dieselbe oder nicht mehr ganz dieselbe Meeresfauna, welche vor dieser Binnenseebildung in den dortigen Meeren lebte, aber es läßt sich deutlich erkennen, daß diese Verschiedenheit mit den Erscheinungen des Verdrängens und Wiedererscheinens, d. h. mit der Veränderung der äußeren Lebensbedingungen in einem gewissen Zusammenhange steht, und daß gewisse Familien von Thieren von solchen Ereignissen mehr zu leiden haben als andere. So sind z. B. große Landthiere von der Vegetation, diese wieder von den sehr veränderlichen Zuständen des Klima's und der Luftfeuchtigkeit abhängig, folglich auch leichter einer Verdrängung oder gar dem theilweisen Untergange ausgesetzt, als die Seethiere. Daher kommt es denn auch, daß z. B. die Landthiere, welche in unserer Gegend lebten, als der blaue Tegel von Baden und Vöslau abgelagert wurde, ganz verschieden sind von unseren heutigen Landthieren, ja daß seither unsere Landfauna schon viermal gewechselt hat, während von den in denselben Bildungen begrabenen Meeresconchylien heute noch weit über hundert Arten im Mittelmeere und sonstwo fortleben.

Auch läßt sich leicht zeigen, daß diese Veränderungen stets nur lokale, d. h. auf einen verhältnißmäßig geringen Theil der Erdoberfläche beschränkte, waren, indem

Digitized by Google

viele der Formations-Abtheilungen, z. B. in Nord- und Süd-Europa, sich nicht entsprechen. So trifft man in Böhmen in den ältesten, den silurischen Bildungen auf eine Anzahl von Unterabtheilungen, welche durch scharf gesonderte Faunen von einander getrennt sind. In England trifft man nur auf wenige mit den böhmischen übereinstimmende Arten, doch ist der Gesammtcharakter der silurischen Fauna ein sehr ähnlicher und die Reihe der Aufeinanderfolge der Typen beiläufig dieselbe. Die untergeordneten Glieder der Formation entsprechen sich aber nicht, und während in Böhmen die einzelnen Schichten verschiedene Arten umschließen, greifen in England zahlreiche Arten von einer Schichte in die nächstfolgende über.

So stehen die Erfahrungen heute. Wie in der Botanik auf das künstliche System Linné's das natürliche System Jussieu's gefolgt ist, so ist hier auf die künstlichen Formationstheilungen früherer Jahrzehnte diese ruhigere und naturgemäßere Anschauung der Dinge gefolgt, welche sich dem großen Gesetze Strabo's beugt: „Daß man zur Erklärung solcher Erscheinungen sich nicht auf Außergewöhnliches berufen solle, sondern auf das Gewöhnliche, das man selbst erlebt." Wir erkennen demnach in der Geschichte der Thierwelt die andauernde Aeußerung einiger allgemeiner Entwicklungsgesetze, welche die Aufeinanderfolge der Formen regeln, und wir meinen, daß die sogenannten Formationsgrenzen lediglich veranlaßt seien durch wiederholte Veränderungen in den Existenzbedingungen der einzelnen Faunen, welche gleichzeitig sich sogar in der Veränderung der Beschaffenheit und der Vertheilung des Sedimentes aufs deutlichste verrathen und welche jedenfalls rein tellurischer und kaum anderer Natur waren als jene Veränderungen, die wir heute noch an der Erdoberfläche wahrnehmen können.

Ed. Sueß.

Literarisches aus und über Tirol.

Seit den Tagen, in denen Ludwig Steub seine trefflichen „Drei Sommer aus Tirol" und der geistreiche Lentner „Tirolische Novellen und Dorfgeschichten" geschrieben, entlehnten selten deutsche Touristen und Schriftsteller Stoff und Motive unserem Lande und Volk. Einheimische Poeten walteten unbeschränkt über diese Domäne, besangen die Pracht der großartigen Bergwelt und beschrieben ihre Wanderungen durch die einsamen Thäler. Es genügt, auf Pichlers lehr- und unterhaltungsreiches Buch „Aus den Tiroler Bergen", auf des Genannten und Anderer Dichtungen und auf die in verschiedenen Blättern veröffentlichten Skizzen über Land und Leute von Dr. Rochus Perkmann und Waldfreund hinzuweisen. In neuester Zeit beginnt aber Tirol auch in den Leistungen auswärtiger Dichter und Schriftsteller zu unserer Freude mehr berücksichtigt zu werden. Unseres Wissens gebührt der unermüdlichen Gräfin Hahn-Hahn das Verdienst, unser Bergland wieder in einen Roman hineingezogen zu haben. Denn sie verwob den aufblühenden

Digitized by Google

Kurort Meran in ihre „Regina coeli“. — Ungleich bedeutungsvoller ist der Roman Schmid's „Der Kanzler von Tirol“ (München, Rohsold, 1862). Der Verfasser hatte sich durch seine „Alten und neuen Geschichten aus Baiern“, „Das Schwalberl“ und „Mein Eden“ als Erzähler schon einen beliebten Namen erworben, als er nach der tragischen Geschichte des tirolischen Hofkanzlers Wilhelm Biener griff und daraus einen geschichtlichen Roman in drei Bänden schuf. Mit seltenem Geschicke verstand der Dichter eine spannende, wechselreiche, poesievolle Erzählung auszuspinnen, ohne der historischen Ueberlieferung zu nahe zu treten. Mit beinahe ängstlicher Gewissenhaftigkeit hält er das geschichtliche Gerippe fest, hüllt es aber in reiches, volles, übersprudelndes Leben. Biener, der historische Biener, treu nachgezeichnet, lebt und wirkt vor uns als würdiger und unverrückbarer Mittelpunkt, von dem alle Radien auslaufen, auf den sie zurückkehren. Ein feingebildeter, edler, seine Umgebung und Zeit weit überragender Geist, der treueste Diener seines Fürsten, ein wahrer Freund des Volkes, ein Charkter, rein wie Gold, fest wie Diamant; um ihn entwickelt sich bewegtes Leben mit seinen Parteiungen und Kämpfen im Lande, während in der Ferne die Donner des dreißigjährigen Krieges rollen. Alle Stände sind durch scharf und treu gezeichnete Charaktere vertreten, vom armen blinden Bergmann Schwarze, der heimlich der neuen Lehre huldigt, und dem biedern Passeirer Schildhofer an bis hinauf zu dem eigensüchtigen Montecuculi und Hippoliti und anderen Adeligen, dem ränkevollen Gravenegger und der liebenswürdigen, hochgesinnten Claudia von Medicis. Selbst die geldmächtigen, vom verschwenderischen Adel oft in Anspruch genommenen Juden sind im farbenreichen Bilde nicht vergessen. Reich und vielgestaltig schwebt an uns, immer spannend, das fein ausgeführte Gemälde vorüber, bald entzückend durch Lieblichkeit und Anmuth, bald erschütternd durch dämonische Bosheit und tragisches Geschick — immer getragen und gehoben durch den sittlichen Adel und die Heldengröße des unglücklichen Kanzlers, der, frei von jeder Schuld, als Opfer beleidigten Stolzes und niederträchtigen Neides zu Rattenberg fällt. Zu den nicht geringsten Vorzügen des Werkes zählt die Meisterschaft, mit der unser Dichter das Volksleben und die Gegenden Tirols zu malen versteht. Man hört so oft, Land und Leute unserer Berge hätten etwas Apartes, das nur Einheimische zu begreifen und darzustellen vermöchten. Schmid hat bewiesen, daß ein Nichttiroler, wenn er mit offenem Sinn und Wärme sich in unser Volk und sein Gemüthsleben versenkt, dies wenigstens eben so gut zu leisten vermöge. Sein Buch ist eine Zierde der neuesten historischen Romanliteratur und macht auch in unseren Bergen viel Glück. — Einen schneidenden Gegensatz zu dem ernsten, ja traurig stimmenden Kanzler bildet Steubs heiterer „Schwarzer Gast“ (München, bei Rohsold), der schon in dritter Auflage die weite Welt durchwandert. Eine leichte Skizze voll harmlosen Witzes und blühender Darstellung, die selbst Helden der Glaubensfrage nicht kränken oder ärgern kann. Erzählung möchten wir das Büchlein nicht nennen, es fehlt an Handlung und Verwicklung — es ist ein unterhaltender Dialog, wenn auch nicht in platonischer Manier. Leser, die sich um unsere Glaubensfrage interessiren, finden darin eine

Digitized by Google

anmuthende Unterhaltung und poetischen Genuß. Der vielgewanderte, geist- und witzreiche Verfasser verweilt dermalen im schönen Etschlande, und wir sehen mit Freude den literarischen Früchten dieses Aufenthaltes entgegen. Ein düsteres Gegenstück bildet die Novelle von Paul Heyse: „Der Kinder Sünde, der Väter Fluch“ (Süddeutsche Zeitung, 1863, Nr. 76 ff.), die bei Meran spielt. Das melancholische Naifthal, eine enge Welt voll Zerrissenheit, Trümmer und drohenden Verderbens, ist mit Glück als Ausgangspunkt der dunklen Geschichte, in der sich Verbrechen an Verbrechen reiht, gewählt. Daß Heyse mit wahrer Meisterschaft zu erzählen, interessante Charaktere zu schaffen und psychologische Räthsel zu geben und zu lösen versteht, darf nicht erst bemerkt werden. Heyse wird diesem Nachtstücke zwei andere Erzählungen folgen lassen, die auch in dem paradiesischen Burggrafenamte spielen und lichtere, freundlichere Farben tragen, darunter eine originelle „Saltner-Novelle“. — Einem anderen Genre gehören die Berichte an, welche Dr. Felix Dahn im „Prutzischen Museum“ über Tirol und Oberitalien veröffentlicht. Diese Reisebriefe schildern mit besonders warmer Hingabe Land und Leute an der Etsch, und der gelehrte Verfasser „Des germanischen Königthums“ weiß viele neue Seiten seinem Stoffe abzugewinnen. Namentlich beachtenswerth ist seine klar entwickelte, sicher hingestellte Behauptung, daß die Bauern von Meran, Passeier und Sarnthal nicht dem baierischen Stamme angehören, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern daß sie Nachkömmlinge der Gothen sind. Möchte Dr. Dahn seine lesenswerthen Briefe gesammelt erscheinen lassen.

Frauenbilder aus Frankreichs vergangenen Tagen.

A. Houssaye, „Les femmes du temps passé“.

J. F. Frankreich im 18. Jahrhundert — mit diesem Wort thun sich uns die Pforten auf und wir glauben in einen Schlund der Versunkenheit, in einen Strudel der Laster und der Thorheiten hinabzusehen. Es ist so recht eine unerschöpfliche Fundgrube für den Novellisten, der nach pikanten Stoffen sucht. Es ist aber auch ein Lieblingsgegenstand für manche Geschichtsschreiber, für den Moralisten sowohl, dem natürlich ein solcher Stoff je sündhafter je willkommener sein muß, wie für denjenigen, der gleich dem Novellisten mit stofflichem Reize auf den falschen Geschmack der Leser spekulirt und den glücklich versunkenen Schmutz wieder aufwühlt, um sich dann, wie wir neulich lasen, adlergleich mit reinem Fittich in den reinen Aether emporzuschwingen.

Wir sympathisiren weder nach der einen noch nach der andern Seite, und doch gestehen wir, nicht minder an das denkwürdige Schauspiel gefesselt zu sein, welches uns das vergangene Jahrhundert bietet. Es ist nicht so sehr das Bewußtsein, daß unser heutiges politisches und soziales Leben in den humanitären Bestrebungen

Digitized by Google

der großen Denker und Forscher jener Zeit begründet liegt; es ist nicht sowohl der Glanz und das Verdienst einer für Frankreich wie für uns so glorreichen Literaturepoche: es ist vielmehr zunächst eben diese verderbte, frivole Gesellschaft selbst, welche unsere Blicke auf sich zieht und sie gebannt hält. Das Interesse, das wir an ihr nehmen, ist ein rein menschliches, auch, weil wir den unheilvollen Schluß vorauswissen, ein tragisches, dessen Macht wir uns nicht entziehen können, wenn es auch schwer wird, davon Rechenschaft zu geben. Wir sehen eine ganze Gesellschaft, die schon an sich unter höchst interessanten Formen auftritt, plötzlich aus erzwungener scheinfrommer Gleißnerei sich erheben und ungezügelter Lust sich in die Arme werfen; es packt sie der Dämon der Genußsucht. Wir folgen ihr mit unseren Blicken, wir folgen mit Hoffen und Bangen, mit Furcht und Mitleid, mit Zittern und Zagen, denn wir gewahren, wie sie arglos auf einem Vulkane tanzt, wie sie blindlings einem Abgrunde zutreibt, der Gerechte und Ungerechte verschlingen wird. Und dennoch können wir zuweilen nicht umhin, uns selbst und den Krater zu vergessen und unwillkürlich in die allgemeine Fröhlichkeit, in die Scherze, in das Gelächter mit einzustimmen — es klingt ja alles gar zu unbefangen, zu natürlich, zu lebensfroh! Aber allmälig ändert sich das. Wir merken, wie in dem Geschlecht die Ahnung zu dämmern beginnt, daß der Boden unter seinen Füßen hohl ist, daß er ins Schwanken geräth, daß er sich aufthun könnte. Nun wird es öde und unheimlich: der Freudentaumel verliert seine Unbefangenheit, der Rausch wird wohl gar zu absichtlicher Betäubung. Après nous le déluge! heißt es, und glücklich, wer vor dem Ende der Welt sein eigenes Ende findet! Einzelne wollen sich wohl dem Strom entgegenstellen und das drohende Verderben beschwören, aber vergebens; die wilden Geister sind einmal losgelassen und lassen sich nicht wieder einfangen. Zu spät erschallt das sauve qui peut! Das blutige Amt der Würgengel beginnt, der Boden öffnet sich, das ganze Geschlecht zu verschlingen, und was er übrig läßt, wird vom Sturmwind in alle Weltgegenden auseinander gefegt und geht mit Hunger und Elend zu Grunde.

Dieser Standpunkt der Betrachtung für die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ist es wohl nicht eigentlich, welcher demjenigen Buche zu Grunde liegt, mit welchem wir hier den Leser bekannt machen wollen, aber er zeigt sich doch überall zwischen den Zeilen mit solcher Deutlichkeit, daß wir die drohenden Wetterwolken trotz der lachenden, lustigen Bilder, die sich von ihnen abheben, nicht aus dem Gesichte verlieren. Das Buch nennt sich einfach „die Frauen der vergangenen Zeit", es sind aber die Frauen eben dieser Periode, von derjenigen an, die das letzte Lächeln auf den versteinerten Wangen des alten, grämlichen, bigotten Ludwig hervorzuzaubern wußte, der jungen früh verstorbenen Herzogin von Bourgogne, bis zu jenen, die Leben und Schicksal in die Revolution, in den Untergang ihrer Welt mit hinübertrugen, bis zu einem Gestirn der neuen Zeit, Madame Récamier. Es sind zwar nur die Frauen, die uns vorgeführt werden, aber wer weiß nicht, daß die französische Gesellschaft, ja fast möchte man sagen, die französische Geschichte dieser Epoche in den Frauen beschlossen liegt? Sie führen das Scepter im Hause,

Digitized by Google

sie sind Königinnen im Salon, sie regieren in der Kanzlei und sind die Orakel der Diplomaten, sie senden Armeen aus und kommandiren die Marschälle und mittelbar und unmittelbar sind sie, inspirirend und schreibend, tief beschäftigt in Literatur und Wissenschaft und führen die Feder wie den Pinsel. Wo man nicht ihr Werk erkennt, erkennt man ihren Geist, die Eigenthümlichkeit des Geschlechtes.

Das tritt nun alles deutlich in unserem Buche hervor, obwohl wir auch davon eigentlich nicht sagen können, daß es die Absicht des Verfassers gewesen. Es lag das in seinem Stoff, in seinem eigenen Geist, in der Vielseitigkeit seiner Anschauungen und Kenntnisse, in seiner geistreichen Behandlung. Was Arsène Houssaye geben wollte, ist nichts weiter als ein Salonbuch, aber es ist ein solches im eminenten Sinne geworden. Eine Reihe von Frauenportraits, in vorzüglichen Stichen ausgeführt, ist von biographischen Skizzen begleitet, oder vielmehr umgekehrt müssen wir sagen, denn der Text ist die Hauptsache: es sind biographische Schilderungen, Sittenschilderungen, die sich an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen, deren Portrait beigegeben ist. Und welche brillanten, welch anmuthigen, reizenden Schilderungen voll Geist und Leben, eben so erheiternd und belustigend, wie oftmals wahrhaft rührend! Denn diese Zeit bietet dem der sie zu fassen weiß, alles, was er braucht, um Herz und Sinne des Lesers zu fesseln: den Jubel der Lust und die Thränen der Verzweiflung, das stille, idyllische Glück der Liebe und die höchsten Stürme der Leidenschaften, den blendenden Glanz des Reichthums und den Sturz in das tiefste Elend und dazu einen Wechsel der Lebensschicksale, eine Verkettung der Umstände und Ereignisse, so spannend, so romanhaft, so unwahrscheinlich, daß man sie, wenn erfunden, einem Novellisten kaum verzeihen würde.

Houssaye hat das alles vortrefflich benützt und mit den sprühenden Funken seines Geistes, wie er das versteht, umleuchtet. Wer dafür Sinn hat, wer sich an solcher Darstellung erfreuen kann, wird gewiß mit dem Buche zufrieden sein und ihm mit Vergnügen den Platz im Salon, den es begehrt, einräumen. Nur muß er beachten, daß die Zeit, die er geschildert findet, und so auch die Personen in Sachen der Moral ein sehr weites Gewissen hatten und daß Amusement und Sinnengenuß dieser Gesellschaft die höchsten Ziele des Lebens waren, und somit nicht gerade alles tugendhaft ist, was in dem Buche vorkommt. Aber eben so sehr würde er sich getäuscht finden, wenn er nach eigentlich pikanten und skandalösen Geschichten suchen wollte. Der Verfasser gehört allerdings nicht den moralisirenden Geschichtsschreibern an, die nach den glänzenden Schilderungen der Sünde uns die Predigt nicht ersparen und uns den bittern Wermuth der Moral zu kosten geben, aber um jener Reizmittel zu bedürfen, ist er viel zu geistreich. Erzählen muß er freilich, worin das Wesen der Zeit und der Leute liegt. Er nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und schildert sie unbefangen und vorurtheilslos, nicht entschuldigend, nicht rechtfertigend, aber auch nicht anklagend. Die Personen treten uns lebendig vor die Seele in ihrer Eitelkeit, ihrer Koketterie, ihrem falschen Schein und ihrer Frivolität, in der ganzen Leichtfertigkeit ihres Wesens, freilich auch mit ihrer liebenswürdigen Fröhlichkeit und mit jenen Reizen, mit denen Geist, Bildung und

Digitized by Google

äußere Feinheit sie ausgestattet haben. Wenn sie von einem gewissen Glanze umleuchtet scheinen, so ist das wohl mehr das Verdienst des glänzenden Styles, mit dem der Verfasser sie schildert, als das eigene Licht, das von ihnen ausstrahlt.

Wir fürchten nicht, daß dieses anerkennende Urtheil über das Buch (als das, was es ist) auf viel Widerspruch stoßen wird, aber die Tugendhüter und Kronenwächter der Wissenschaft werden uns vermuthlich vorwerfen, daß wir zuviel Werth auf ein Werk legen, welches jedenfalls nur zu den Arabesken der Literatur gehört, zumal, wenn wir selbst weiter auf seinen Inhalt eingehen. Wir könnten sagen, es seien eben höchst anmuthige und geistreiche Arabesken, worauf der Kunstfreund heutzutage etwas zu geben pflegt, aber es will uns scheinen, als ob ein besserer Grund in dem Interesse der Zeit und der Persönlichkeiten läge, welche die Spitzen jener glänzenden Gesellschaft waren, die Europa Gesetze gab, und welche an den Ursachen der französischen Revolution und somit an der Herbeiführung der modernen Zustände einen bedeutenden Antheil haben. Daraufhin bitten wir den geneigten Leser, uns auch in die nachfolgende kurze Schilderung folgen zu wollen.

Um und über den Hof des alternden Königs Ludwig XIV. hatte sich eisige Erstarrung gelegt; die Salons der Schönheit, die des Geistes, selbst die der précieuses ridicules waren ausgestorben und verödet. Der König liebte sie nicht, weil sie ohne den Sonnenglanz, der von ihm ausging und allein ausgehen sollte, geglänzt hatten, und weil er fürchtete, sie möchten seinen erblaßten Schimmer vollends in den Schatten stellen. Man kam nur zusammen zum Beten — es war die Mode so, welche von oben anbefohlen war — oder zu geheimen Orgien. Die Hoffeste, die doch einmal zur Ordnung gehörten, waren steif, frostig und ohne Leben; wenn die alte, leibeskranke Majestät erschien, gestützt auf Madame de Maintenon und den Pater Letellier, so war aller Frohsinn auf den Gesichtern ausgelöscht, wie man ein Licht ausbläst.

Nur ein letztes Lächeln gab es an diesem verfinsterten Hofe, ein einziges jugendliches Wesen, welches all' der Gravität spottete, sich selbst in das Herz des Königs einschlich und dasselbe ein paar kurze Jahre wieder menschlich fühlen lehrte. Es war die Gemahlin seines Enkels, die Herzogin von Bourgogne, eine Tochter des Herzogs von Savoyen. Sie war nicht schön, eher häßlich, aber von ihrem ganzen Wesen, ihrem Gang und ihrer Gestalt, von ihren Geberden und Bewegungen, von allem, was sie that und sprach, gingen die Grazien aus. Sie war ganz Jugend und Frohsinn, Lust und Leben, schmeichlerisch und ausgelassen zugleich. Alle Welt war entzückt von ihr und fand sie reizend; es war die Anmuth ihres äußeren und inneren Wesens, welche die Herzen eroberte. Sie war die Seele aller Feste und Vergnügungen, soviel es davon noch am Hofe gab, und so leicht und beweglich war sie, wie eine Nymphe, daß sie aller Orten war und an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit zu sein schien. Für den alten König war sie bald alles, er mochte nicht mehr sein ohne sie, ging keinen Schritt ohne ihre Begleitung und ließ sich selbst die Staatsdepeschen von ihr vorlesen. Sie war wie ein Kind mit ihm, zuthulich und zudringlich, sprang ihm an den Hals, umarmte und

Digitized by Google

küßte ihn, quälte und zerrte ihn, lachte und schwatzte und plünderte seine Papiere. Gerade so machte sie es mit der „Alten", Madame de Maintenon. So scheuchte sie die Grämlichkeit und die Langweile von den grauen Haaren hinweg. Eines Morgens blieb sie ganz ungewöhnlich vom Zimmer des Königs aus. „Warum ist die Herzogin von Bourgogne nicht gekommen?" fragte derselbe. „Sie stirbt gerade", lautete die traurige Antwort. Der König war ins Herz getroffen; sofort stürzte er an ihr Bett, sank auf die Kniee nieder und verweilte so eine ganze Stunde unter Schluchzen und Thränen. Als er sich erhob, war die Herzogin nicht mehr. Sie hatte Gift erhalten und, schon eine Zeit lang todtkrank, die Schmerzen bezähmt, um ihre Liebespflicht bei dem König zu erfüllen.

Wir haben eben gesagt, die Herzogin von Bourgogne sei die Einzige gewesen, welche der Grämlichkeit des frömmelnden Hofes gespottet habe. Wir täuschen uns; es war noch die wilde Herzogin von Berry da, des Regenten würdige Tochter, die mit der Hofetikette auch alle Sitte, alle Schicklichkeit mit Füßen trat. Ganz Paris war voll von ihren Extravaganzen; wie eine Grisette lief sie durch die Stadt und hatte nächtliche Abenteuer aller Orten. Erst nach dem Tode Ludwigs XIV., unter der Regentschaft ihres Vaters, kam ihr auf einmal die Zeit der Buße, als alle Welt die fromme Maske abgelegt hatte und das Faunengesicht zeigte. Sie verließ die Welt und ging in das Kloster der Karmeliterinnen, ihr Herz dem gnädigen Gott der Sünder zu opfern. Sie fastete und betete und erhob sich oft des Nachts zu geistlicher Verrichtung; sie weinte über ihre Ausschweifungen und waffnete sich mit den Mitteln der Disciplin gegen die erneuerten Anfechtungen ihrer Leidenschaften. Vergebens, sie mußte wieder zurück in das Leben. In Paris sagte man, die Tochter des Regenten ist aus der andern Welt wieder zurückgekommen. Doch nicht lange; schon 1719 starb sie, viel beweint vom Regenten, der sie wohl mehr als ein Vater geliebt hatte.

Hatte die Herzogin von Berry schon unter dem alten König aller Sitte und Etikette Hohn gesprochen, so that es nun Jedermann, als die strengen, wachsamen Augen auf immer geschlossen waren und der Regent von Orleans die Zügel der Regierung in die leichte Hand genommen oder vielmehr sie losgelassen hatte. Unter Ludwig XIV. hatte sich das Geschlecht wie Götter oder wenigstens wie Halbgötter geberdet, pathetisch geredet und sich pathetisch getragen und, um größer zu sein, sich „Millionen Locken" aufgebaut; nun war das Zeitalter der Menschenkinder angebrochen, das Zeitalter der „verlornen Kinder". Die Gebetbücher wurden weggeworfen und in vielen Herzen der Glaube mit ihnen; die Augen, die gen Himmel gerichtet gewesen, blickten niederwärts in irdischer Leidenschaft; der Mund der Gebete gesprochen, grinste hohnlachend und das ganze eben noch von Frömmigkeit und Demuth gleißnerisch überzogene Gesicht zeigte plötzlich die Satyrmaske. Es war in der That die Periode des verlornen Sohnes, in welche die französische Gesellschaft mit der Regentschaft eintrat, ganz offene, schamlose, ungezügelte Sinnenlust ohne Etikette, ohne Formen, ohne Feinheit, ohne Grazie und ohne allen Geist, den das verderbliche Regiment Ludwigs des Großen aller Orten erstickt hatte.

Digitized by Google

Als Philipp von Orleans, so erzählt seine Mutter, in der Wiege lag, nahten ihm die freundlichen Feen und jede beschenkte ihn mit einer Tugend, mit einem Talent. Da kam aber eine Fee von böser Art, deren Einladung vergessen war und fügte zu den Geschenken die Bestimmung hinzu, daß sie alle umsonst, ohne Resultate und Nutzen sein sollten. Wirklich war der Regent reich begabt. Wäre er nicht Philipp von Orleans gewesen, er hätte ein vorzüglicher Künstler, Musiker, Schriftsteller und anderes sein können; so blieb bei ihm alles in Anlage und Neigung; ein Talent hob das andere auf, und er wurde eben der, wie ihn die Geschichte als Staatsmann und Regenten kennt, als den Freund von Law und Dubois, diesem Mephisto im Karneval der Regentschaft, als den Leichtfertigsten unter den Leichten, als den Gründer der Opernbälle, den Helden der Soupers und der nächtlichen Straßenabenteuer von Paris. Wie er denn gutmüthig war — es war seine beste Tugend — wollte er leben lassen, aber auch selber leben. Des Tags widmete er sich dem Dienst Frankreichs; der Abend und die Nacht gehörten ihm. „Wenn ich mich zu Tisch setze", sagte er, „habe ich mein Tagewerk gethan". Der Staat war dann ganz abgemacht, und wenn ihm seine Freundinnen von Politik redeten und mitregieren wollten, so sagte er, im Gegensatz zu Ludwig XIV: „L'état ce n'est pas moi, c'est Louis XV."

Von diesen Freundinnen, deren er viele hatte, wie ein Anderer Statuen hat, ist wohl die berühmteste Madame de Parabère, die letzte und vielleicht diejenige, die er allein geliebt hat, denn in diesem Punkte war er schwach und stark. Sie war von vollendeter Schönheit, wie denn der Regent seine Maitressen mit dem Kennerauge des Künstlers wählte. Als sie plötzlich und fast unbekannt am Hofe erschienen war, überstrahlte sie alles wie eine Sonne, glänzend in ihren eigenen Reizen, ohne Puder, ohne Roth und ohne Mouchen, die sie gegen alle Sitte verschmähte. Zwei Jahre, die letzten, war der Regent an diese Fee gebunden, die übrigens schon von einem andern Lebens- und Herzensroman erzählen konnte. Als der Regent in seinem Wankelmuth ihrer müde war, wußte sie ihn noch einmal zu gewinnen, um ihn ihrerseits freiwillig zu verabschieden und zu verlassen und sich noch in derselben Nacht auf das Todesbett zu legen, von dem sie sich nicht wieder erhob. Ehe sie aber die Augen schloß, erfuhr sie noch den Tod des Regenten selbst.

Von seiner Gemahlin, einer Tochter des Königs und der Montespan, ist wenig zu sagen, als daß sie faul den ganzen Tag liegend zubrachte, entweder im Bette oder auf dem Sopha; ihre Schwiegermutter, die alte deutsche Pfalzgräfin, die mit ihrer grotesken männlich-derben Erscheinung am Hofe des Königs wie ihres Sohnes gleich sehr eine Dissonanz war, versicherte von ihr, daß sie sie niemals aufrecht gesehen habe. Des Regenten zweite Tochter Louise, Mademoiselle du Charolais genannt, war ein eigenthümliches Seitenstück zu ihrer Schwester, der Herzogin von Berry. Als sie 21 Jahre alt war, setzte sie sich plötzlich in den Kopf, Nonne zu werden. Niemand war wohl ungeeigneter dazu. Sie hatte Talent und Leidenschaft für Tanz und Musik und im Uebrigen vollkommenen Garçongeschmack. Sie liebte Pferde und Hunde und wilde Kavalkaden; den ganzen Tag

Digitized by Google

wüthete sie mit Pulver, schoß unaufhörlich mit Pistolen und machte künstliche Feuerwerke; für gar nichts, was den Frauen sonst gefällt, hatte sie irgend Sinn. Dessenungeachtet konnte ihr niemand ihre Thorheit ausreden, und sie setzte ihren Willen durch. Agnes v. Villars, die Aebtissin von Chelles, wurde abgesetzt und Titel und Amt ihr übertragen. Nun verpflanzte sie in die Abtei die ganze Oper, setzte alle die galanten Bilder Watteau's in Szene, ließ Tänzerinnen und Sängerinnen kommen, verkleidete sie als Hirtinnen und Nymphen und ließ sie auf den Wiesenflächen der Abtei spielen und tanzen, und sie, die Aebtissin, mischte sich in gleicher Verkleidung unter sie. Zuweilen sah man sie auch, wie sie es früher gewohnt gewesen, auf wildem Roß in lärmender Jagd durch die Wälder jagen. Dies Leben dauerte bis zum Tode ihres Vaters, da entschwand ihr die Autorität, die eigene Familie verließ sie, ihre Zimmer, die sonst von der vornehmen Welt angefüllt waren, standen einsam und leer und Niemand blieb ihr treu, als die Bettler, die nach wie vor, um Almosen bittend, die Klosterpforte umlagerten.

Den umgekehrten Weg wie Louise von Orleans ging Madame de Tencin die auch noch zum Kreise des Regenten gehört: sie fing mit dem Kloster an und endete mit der Welt. Ihr Leben, das in den Wirbeln der Leidenschaften dahinfloß, gleicht einem schlechten Buche: da ihre Schönheit und ihr Geist, weil dahingeschwunden, für uns keine Bedeutung haben, so ist ihre Geschichte ohne persönlichen Reiz. Aber sie ist doch eine der am meisten charakteristischen Erscheinungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und bildet in ihrer späteren Zeit mit den Uebergang von der wüsten Periode der Regentschaft zu jenen verfeinerten und geistigen Kreisen, denen Voltaire, Holbach, Diderot, d'Alembert, Rousseau und die anderen großen und berühmten Namen der Literatur angehörten. Sie hat eine große Anzahl Liebhaber gehabt und pflegte ihre Kinder an der Schwelle der Kirchenthüre auszusetzen. So machte sie es auch mit d'Alembert, der hier von einer Glasersfrau aufgefunden und erzogen wurde. Als er berühmt geworden war, wollte ihn die rechte Mutter anerkennen; er aber wies die ausgestreckten offenen Arme zurück und blieb der Pflegemutter treu.

Madame de Tencin wurde 1681 zu Grenoble geboren. Kaum erblühte ihre Schönheit, so fand sie süßen Reiz in dem Gedanken, ihr Herz Gott zu widmen, ehe sie von einer anderen irdischen Liebe wußte. Bei den Bernhardinerinnen von Montfleury legte sie ihr Gelübde ab; sie weinte nicht, aber alle Welt weinte um sie, weil soviel Jugend und Schönheit, das Meisterstück der Schöpfung, auf immer unter den dunklen Arkaden des Klosters begraben und vergessen sein sollte. Aber weder das Eine noch das Andere war der Fall. Ihre Zelle wurde nicht leer vom Besuch der schönen und vornehmen Welt, und nach wenigen Wochen war das Feuer ihrer Gottesminne verraucht und sie sehnte sich nach der Welt zurück. Was Anderen unmöglich gewesen wäre, war es ihr nicht. Eines Abends wirft sie sich dem Direktor der Bernhardinerinnen zu Füßen und gesteht ihm ihre Liebe: „Die Wahrheit ist mir aufgegangen, mein Vater! nicht Gott ist es, den ich liebe, Sie sind es". Am andern Abend, sagt Houssaye, war es der Direktor, der zu ihren Füßen

Digitized by Google

lag. Sie erreichte ihre Absicht und wurde in ein Kloster des Lyonnais als Canonissin versetzt. Als solche hatte sie mehr Freiheit, doch ging sie erst wieder in die Welt, nachdem sie diese eine Zeit lang hatte zu sich kommen lassen. Dann kam sie nach Paris und spielte mit dem Regenten ungefähr dieselbe Szene, wie mit dem Direktor. Sie kam, wurde gesehen und siegte. Aber sie wollte mehr, sie wollte auch ein wenig den Regenten spielen und sie hatte Geist genug dazu. Die Politik jedoch war eben das Feld, welches Philipp von Orleans sich vorbehalten hatte. Er fürchtete sich vor dieser Frau, die ihm zuviel vom Teufel hatte, und als er ihre Absicht merkte, trat er sie seinem Genossen und Minister Dubois ab, den sie mit ihren Künsten und Listen zum Kardinal zu machen wußte.

Sie schwamm nun in Paris auf hoher See, die Venus der Regentschaft. Wir wollen ihr auf dieser Fahrt nicht weiter folgen. Als die Zeit der Passionen für sie vorüber war, eröffnete sie ein Bureau des Geistes und die Hofleute und Diplomaten, die Gelehrten und Künstler kamen in ihren Salon. Sie hatte Geist genug, um viel davon ausgeben zu können, und hinlänglich Einkommen, um die Anziehungskraft des Geistes mit vorzüglichen Diners zu unterstützen. Als sie 1749 starb, war große Trauer unter ihren Freunden, um sie und um ihre Diners.

Ehe wir zu den regierenden Frauen Ludwigs XV., den drei „Königinnen Cotillon", der Herzogin von Chateauroux, Madame de Pompadour und Madame Dubarry übergehen, gedenken wir noch einiger Heldinnen der Bühne, deren Lebensskizzen Houssaye mit Recht in die Zusammenstellung aufgenommen hat. Denn abgesehen davon, daß das Leben dieser Komödiantinnen oft romanhafter ist, als nur ein Phantasieroman, gewinnen sie im 18. Jahrhundert für die Gesellschaft selbst eine große Bedeutung. Bis dahin abgeschlossen, treten sie jetzt auf der Bahn des Ruhmes zugleich in die vornehme Welt ein; es öffnen sich ihnen die Pforten der höchsten und feinsten Salons und sie ihrerseits empfangen die vornehme Welt, Herren wie Damen, im eigenen Hause und geben ihr Feste. Zumeist mit Geist, mit mehr Feuer und Lebenslust, mit größerer Freiheit und Rücksichtslosigkeit ausgestattet, gehen sie ganz auf den freien, leichten, genußsüchtigen Ton der Zeit ein, ja gehen der übrigen Welt darin voraus und ziehen sie nach sich. Berauscht vom Ruhme, von den Huldigungen, die ihnen zu Füßen gelegt werden, von den Glücksgütern, die ihnen zuströmen, leben sie in den goldenen Tagen der Jugend und der Triumphe sorglos um die Zukunft und werfen mit verschwenderischen Händen die Schätze reicher Ernten wieder hinaus, um dafür im späten Alter der Einsamkeit und Vergessenheit zu verfallen und in Elend zu Grunde zu gehen.

Adrienne Lecouvreur, die größte Tragödin der französischen Bühne vor der Rachel, war die erste, welche den Damm der Sitte durchbrach und in die vornehmsten Kreise Eingang erhielt. Sie hatte ihren Nachfolgerinnen den Weg gebahnt, aber sie wurde das Opfer dieses Sieges. Nie hatte vorher eine Schauspielerin so die Herzen schlagen gemacht, so mit Mitleid, mit Furcht, mit Freude, mit Traurigkeit zu erfüllen gewußt; sie goß ihre Seele in die Seele der Zuschauer, und riß sie mit sich, wohin sie wollte. In der Leidenschaftlichkeit und Wahrheit ihres

Digitized by Google

Naturells hatte sie mit dem hohlen Pathos der Periode Ludwigs XIV. gänzlich gebrochen und die Stimme der Natur in höchster Kraft und Energie sprechen lassen. Sie kannte die Natur, und wenn sie auf der Bühne von den Stürmen ihres Herzens sprach, so wußte man, daß das eigene Herz diese Liebesstürme erlebt hatte.

Die ersten Blätter aus dem Buche ihres Lebens sind herausgerissen; ihr frühester Roman ist dunkel geblieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte er von Liebe und Leidenschaft gehandelt, wie das, was uns erhalten ist und was uns erzählt, wie sie von einer Liebe zur andern ging, vom Schauspieler Legrand zum Dichter Voltaire, von Voltaire zu Lord Peterborough, von Lord Peterborough zum Marschall von Sachsen. Dies war ihre letzte Liebe. Es ist bekannt aus dem vielgesehenen Schauspiel, wie sie um dieser Liebe willen durch den Haß und die Eifersucht ihrer Rivalin, der Herzogin von Bouillon, vergiftet wurde. Nie war eine Schauspielerin in ihrem Leben so gefeiert und gesucht worden; jede Herzogin war glücklich, sie an ihrem Tische zu sehen; in ihrer Leichenrede hieß es, sie sei der Schmuck der Gesellschaft und des Theaters gewesen; hunderttausend Livres vermachte sie in ihrem Testament den Armen — und dennoch hatte man das Vorurtheil so wenig überwunden, daß ihre entseelte Hülle von geweihter Stätte ausgeschlossen wurde.

Bald nach ihr war Mademoiselle Gaussin der Liebling des Publikums und nicht minder der vornehmen Kreise, was sie nicht hinderte, mit einem jungen Studenten, Bagnole, eine höchst rührende und romantische Liebesgeschichte zu haben. Sie hatte das Unglück, Ruhm, Schönheit, Triumphe, Glück und Gut zu überleben und sich endlich mit einem unbedeutenden Tänzer in unglücklicher Ehe verheirathet zu sehen. Als er todt war, blieb ihr nichts mehr. Sie, die einst so viel Ueberfluß an Schönheit, an Reizen und an Geist gehabt hatte, die mit vier Pferden vor ihrem Wagen gefahren war, sie, welche die ganze Generation Voltaires zu ihren Füßen gesehen hatte, sie starb arm und einsam, ohne etwas zu haben, wovon ein Testament zu machen, und trauriger noch, ohne einen Freund, dem sie es hätte vermachen können.

Nicht ganz so schlimm erging es ihrer Zeitgenossin, der Tänzerin Camargo, Tochter eines spanischen Edelmanns, der in Brüssel lebte. Mit dreizehn Jahren war sie erste Tänzerin in Brüssel gewesen, mit sechszehn war sie es in Paris und hatte bald alle berühmten Rivalinnen in Schatten gestellt. Sie feierte ungezählte Triumphe und hatte ungezählte Liebhaber, aber nur einmal hatte sie geliebt, wahrhaft geliebt und nur kurze Zeit das Glück der Liebe genossen. Diesen reizenden Roman ihrer Jugend läßt Houssaye sie selbst anmuthig und rührend an Grimm, Helvetius und Andere erzählen, die sie einst in der Einsamkeit ihres Alters in ihrem Zufluchtsort aufsuchten, wohin sie sich mit vierzig Jahren von der Bühne zurückgezogen hatte, um in der Gesellschaft zahlreicher Hunde ein stilles Leben zu führen. Sie starb 1770. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes.

Die polytechnische Schule zu Hannover.

÷ Das Polytechnikum zu Hannover wurde im Jahre 1831 unter dem Namen „höhere Gewerbeschule" gegründet. Sein jetziger erster Direktor Dr. Karl Karmasch, eine europäische Autorität in der technischen Welt, ist ein Schüler des Wiener Polytechnikums, noch aus jenen Zeiten, wo dies letztere sich eines sehr guten Rufes erfreute; aus jenen Zeiten, wo es, eine der ersten deutschen polytechnischen Schulen, noch auf der Höhe der Zeit stand. Karmasch, in den Jahren 1825 und 1826 Assistent der mechanischen Technologie am Wiener Polytechnikum, erhielt bald darauf einen Ruf an eine hannoveranische Gewerbeschule und wirkte bei der Gründung der polytechnischen Schule zu Hannover bereits mit. Ein genaues Studium des Organisationsentwurfes dieser Schule zeigt auch zur Genüge, daß bei dem Entwurfe eine mit der Organisation der Wiener Schule vollkommen vertraute Celebrität mitgewirkt habe. Es ist nicht zu verkennen, daß, namentlich was die Anordnung der einzelnen Lehrkanzeln, dann die Vorbereitungsschule und noch manches Andere betrifft, das damals weit bekannte Wiener Polytechnikum als Muster gedient hat und trotzdem ist die Schule zu Hannover Fachschule und auf der Höhe der Gegenwart stehend, und die Wiener Schule nicht viel mehr als ein Konglomerat von technischen Unterrichtsfächern. Aber gerade diese unverkennbare Analogie in den Grundpfeilern und andererseits diese Verschiedenheit ihres speziellen Lehrzieles, rückt die beiden Schulen einander sehr nahe, denn dies macht es möglich zu zeigen, wie man die Wiener Schule augenblicklich in die nothwendigen Fachschulen gliedern könnte.

Die polytechnische Schule zu Hannover zerfällt in die Vor- und in die Hauptschule, welch' letztere sich in sechs Fachschulen gliedert. Diese Fachschulen sind: a) für technische Chemiker, b) für Landwirthe, c) für Geometer, d) für Mechaniker und Maschinenbauer, e) für Architekten und f) für Ingenieure.

Die Vorschule besteht aus einem einjährigen Kurse und hat die Bestimmung, die Schüler für alle Fachschulen vorzubereiten. Dieselbe muß daher jeder Schüler, welcher in irgend eine Fachschule eintreten will, besucht haben, oder in einer Aufnahmsprüfung die Kenntnisse nachweisen, welche in derselben erlangt werden. Der Lehrkreis der Vorschule umfaßt folgende Unterrichtsfächer: Elementarmathematik einschließlich der ebenen, sphärischen und analytischen Geometrie, Zoologie und Botanik, Mineralogie, freies Handzeichnen (hauptsächlich Ornamente), technisches Linearzeichnen einschließlich der Elemente der darstellenden Geometrie. Die Bedingungen zur Aufnahme in die Vorschule sind das Alter von 16 Jahren, die Beibringung eines Sittenzeugnisses und die Ablegung der vorgeschriebenen Aufnahmsprüfung. Die für diese vorgeschriebenen Kenntnisse sind: a) diejenige Kenntniß der deutschen Sprache und des deutschen Styles, welche befähigt, ein leichteres Thema

Digitized by Google

orthographisch und grammatisch fehlerfrei, und in zusammenhängender Gedankenfolge zu behandeln; b) Geläufigkeit im Zahlenrechnen, einschließlich der Operationen mit Dezimalbrüchen, der zusammengesetzten Regel de tri und der Kettenregel; c) Bekanntschaft mit den Elementen der Buchstabenrechnung einschließlich der Gleichungen des ersten Grades; d) Bekanntschaft mit der ebenen Geometrie; e) allgemeine Kenntniß der Geographie und Geschichte. Um von der Vorschule in irgend eine Fachschule überzutreten, hat der Schüler am Schlusse des Studienjahres in einer Prüfung aus allen, in der Vorschule gelehrten Unterrichtsgegenständen, mindestens einen genügenden Erfolg nachzuweisen. Solchen Schülern, welche in der Fachschule nur Naturwissenschaften zu studieren gedenken, kann die strenge mathematische Prüfung nachgesehen werden; ebenso bedürfen jene Schüler, welche sich für die Fachschule nur zum Handzeichnen oder Bossiren anmelden, nicht des Nachweises der Kenntnisse der Vorschule, sondern man fordert von diesen nur das zurückgelegte 16. Lebensjahr. Außer diesen haben alle Schüler, die in eine der Fachschulen eintreten wollen, 17 Jahre alt zu sein.

Da der Besitz der Kenntnisse der Vorschule genügt, um in jede der sechs Fachschulen einzutreten, wo dann nur mehr spezielle Fachstudien betrieben werden, so ist es um so mehr befremdend, daß in der Vorschule zwei der wichtigsten Unterrichtsgegenstände fehlen und zwar gerade jene, welche dem Techniker das absolut nothwendige Minimum humanistischer Bildung geben sollen: die deutsche Sprache und Literatur, und die Geschichte (wenigstens die vaterländische) und Geographie. Die bei der Aufnahmsprüfung in die Vorschule aus diesen beiden Gegenständen geforderten Kenntnisse sind ganz bestimmt zu gering, sie können nicht hinreichen, dem Techniker jene Ausbildung zu geben, welche er zum schriftlichen und mündlichen Gedankenaustausch benöthigt. So sehr die Vollständigkeit der Fachschulen selbst zur Nachahmung sich empfiehlt, eben so wenig wünschenswerth wäre bei einer allfälligen Reform unserer technischen Lehranstalten eine Vorschule mit diesem Lehrkreise. Es ist wirklich auffallend, daß man bei der Reform der polytechnischen Schule zu Hannover so wenig Gewicht auf diese Studienrichtung legte; denn eine Lücke in dieser Richtung ist am ersten geeignet, eine nach Fachschulen gegliederte technische Hochschule zur Gewerbeschule zu degradiren.

Die Zusammensetzung der einzelnen Fachschulen [1] kann zwar nicht auf jene Vollkommenheit Anspruch machen, wie die an der Karlsruher Schule, allein sie

1 Die einzelnen Fachschulen umfassen folgende, theils theoretische, theils praktische Fachwissenschaften:

a) für technische Chemiker. Erstes Jahr: Reine Chemie, Technologie, reine Physik, technische Physik, und Mechanik. Zweites Jahr: Geognosie oder allgemeine Maschinenlehre, technische Chemie, praktisch chemische Arbeiten. Drittes Jahr: Praktisch chemische Arbeiten.

b) Für Landwirthe. Erstes Jahr: Reine Chemie, Technologie, reine und technische Physik, Mechanik. Zweites Jahr: Allgemeine Maschinenlehre, Baukunst erster Kurs, praktische Geometrie und Situationszeichnen.

c) Für Geometer: Erstes Jahr: Höhere Mathematik erster Kurs, reine Physik, technische Physik, darstellende Geometrie. Zweites Jahr: Praktische Geometrie mit Situationszeichnen, Geognosie, Baukunst erster Kurs.

d) Für Mechaniker und Maschinenbauer: Erstes Jahr: Höhere Mathematik erster Kurs, darstellende Geometrie, reine Physik, Mechanik, Technologie. Zweites Jahr: Allgemeine Maschinenlehre, Maschinenbau, Baukunst erster Kurs, höhere Mechanik. Drittes Jahr: Spezielle Maschinenlehre, höhere Mathematik dritter Kurs, reine Chemie, technische Physik.

Digitized by Google

gibt uns einen Wink, wie es möglich ist, auch mit der geringsten Anzahl von Lehrkanzeln und Lehrkräften eine polytechnische Schule nach Fachschulen zu gliedern. Nur Einiges ist bei der Anordnung der Fachwissenschaften an den einzelnen Fachschulen der polytechnischen Schule zu Hannover besonders auffallend. In der Landwirthschaftsschule werden alle Hilfswissenschaften des Landwirthes gelehrt, nur nicht das für ihn wichtigste, die Landwirthschaftslehre. Wie das Programm zeigt, so existirt für diese Fachwissenschaft gar keine Lehrkraft an dieser Schule. Dieser Umstand ist um so mehr hervorzuheben, da mit Berücksichtigung dessen, daß der landwirthschaftliche Kurs, die Vorschule mit eingerechnet, drei Jahre dauert, nicht anzunehmen ist, daß der Schüler, welcher denselben absolvirt hat, noch überdies eine landwirthschaftliche Lehranstalt besuchen wird oder soll. In der Fachschule für technische Chemiker vermißt man einen Kurs über elementare Baukunst, welche der technische Chemiker doch auch in den Bereich seiner Kenntnisse ziehen soll, um bei Anlage von chemischen Fabriken nicht nur vom chemischen sondern auch vom architektonischen Standpunkte aus sein Votum abgeben zu können. Ebenso dürfte die Anordnung, in dem Kurse für Geometrie, nämlich im ersten Jahre, sowohl reine als auch technische Physik zu hören, nicht gut zu nennen sein, da sich doch die letztere auf die erstere basirt; denn wie kann man z. B. in der technischen Physik mit der Anwendung der Wärmelehre (wie das Programm ausweist) auf Feuerungsanlagen beginnen, wenn in der reinen Physik die Theorie der Wärmelehre erst eine der letzteren Partieen bildet, und die Schüler beide Fächer gleichzeitig hören sollen? Diese hier angeführten kleinen Uebelstände dürften wohl einer Berücksichtigung würdig sein.

Bezüglich des Lehrzieles oder der Ausdehnung der speziellen Fachwissenschaften sei Folgendes erwähnt: Der Unterricht in der Baukunst wird in drei Jahreskursen gelehrt. Der erste umfaßt die Baukonstruktion und Baumaterialien in vier wöchentlichen Vortrags- und acht Zeichnenstunden, dann die Ornamentik in sechs wöchentlichen Stunden. Der zweite schließt in sich Baukonstruktionen (zwei Stunden Vortrag und drei Stunden Zeichnen), Formenlehre der Baukunst (Vortrag drei Stunden, Zeichnen neun Stunden) und Ornamentik und Perspektive (Vortrag zwei Stunden, Zeichnen vier Stunden). Im dritten Jahreskurse umfaßt der Unterricht das Entwerfen öffentlicher und Privatgebäude (sechszehn Stunden), die Baubuchhaltung mit Skizziren von Bauplänen (ersteres vier, letzteres drei Stunden), die Ornamentik mit sechs wöchentlichen Stunden und die Geschichte der Baukunst ebenfalls mit sechs wöchentlichen Stunden. Diese drei Kurse über Baukunst werden gemeinschaftlich von zwei Baurätheu tradirt. Außerdem besteht noch eine eigene Lehrkanzel für

e) Für Architektur: Erstes Jahr: Höhere Mathematik erster Kurs, darstellende Geometrie, reine Physik, Mechanik, Technologie. Zweites Jahr: Baukunst erster Kurs mit Ornamentik, praktische Geometrie mit Situationszeichnen, allgemeine Maschinenlehre, Modelliren oder Bossiren. Drittes Jahr: Baukunst zweiter Kurs mit Ornamentik, Geognosie, Straßen- und Eisenbahnbau, Modelliren oder Bossiren. Viertes Jahr: Baukunst dritter Kurs mit Ornamentik, Brücken- und Wasserbau, reine Chemie.

f) Für Ingenieure des Wasser-, Weg- und Eisenbahnbaues. Erstes Jahr: Höhere Mathematik erster Kurs, darstellende Geometrie, reine Physik, Mechanik und Technologie. Zweites Jahr: Höhere Mathematik zweiter Kurs, Baukunst erster Kurs, praktische Geometrie mit Situationszeichnen, Maschinenbau. Drittes Jahr: Straßen- und Eisenbahnbau, Baukunst zweiter Kurs, höhere Mechanik, Geognosie, technische Physik. Viertes Jahr: Brücken- und Wasserbau, Baukunst dritter Kurs, spezielle Maschinenlehre, reine Chemie.

Digitized by Google

Straßen- und Eisenbahnbau, und eine für Brücken- und Wasserbau. Die speziellen Fachwissenschaften der Maschinenbauschule, werden von drei Professoren gelehrt. Der eine tradirt Mechanik und höhere Mechanik, der andere Maschinenbau und den praktischen Theil der speziellen Maschinenlehre und der dritte allgemeine Maschinenlehre und den theoretischen Theil der speziellen.

Das Lehrpersonale, an der polytechnischen Schule zu Hannover, besteht aus zwei Direktoren, von welchen jeder eine eigene Lehrkanzel vertritt, vierzehn Professoren, fünf Lehrern für freies Hand- und Linearzeichnen, Bossiren und Modelliren, und ferner aus drei Assistenten. Dieser Personalstand ist gegenüber dem anderer polytechnischer Schulen sehr klein zu nennen, indem gerade nur die nothwendigsten Lehrkanzeln systemisirt sind, aber trotzdem ist es möglich, mit ihm die vier Hauptfachschulen ziemlich gut zu besetzen. Auffallend ist es, daß nur der Lehrkanzel der Baukunst, der Lehrkanzel der darstellenden und praktischen Geometrie gemeinschaftlich ein Assistent und der Lehrkanzel der Technologie ebenfalls einer zugetheilt ist.

Nun zur Wiener Schule. Diese hat bekanntlich bis zur Stunde das Prinzip der Fachschulen noch nicht eingeführt, sondern fordert von jedem Schüler, alle technischen Wissenschaften sich eigen zu machen. Daß dies bei der jetzigen Höhe der technischen Forderungen absolut nicht möglich ist, weiß so ziemlich die ganze gebildete technische und industrielle Welt, und es wäre daher gewiß überflüssig, darüber noch etwas zu sagen; aber daß die sämmtlichen technischen Fachschulen an der Wiener Schule mit so geringen Opfern eingeführt werden könnten, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Es ist sehr einladend, namentlich für den mit den Verhältnissen weniger Bekannten, zu glauben, eine so vollständige Reform einer polytechnischen Schule, wie sie die Wiener Schule bedarf, sei mit ungeheuren Opfern verbunden. Nichts weniger als dies. Vergleicht man die Lehrkräfte der polytechnischen Schulen zu Hannover und Wien, so zeigt sich, daß an der Wiener Schule nur drei Lehrkanzeln fehlen; und zwar eine für allgemeine und spezielle Maschinenlehre, eine für Baukunst und eine für die Ingenieurwissenschaften. Ueberdies besteht aber an der Wiener Schule eine eigene Lehrkanzel für Mineralogie und Geognosie, eine für chemische Technologie und eine für Landwirthschaftslehre, welche an der Schule zu Hannover fehlen Ferner ist an der Wiener Schule jeder Lehrkanzel ein Assistent zugetheilt, um, wie man zu sagen pflegt, eine Pflanzschule für künftige technische Lehrkräfte zu haben. Wenn man nun noch berücksichtiget, daß mehrere nicht unwichtige technische Fächer von Dozenten bereits gelehrt werden, so ergibt sich als Resultat, daß, wenn die oben genannten drei Lehrkanzeln kreirt würden, die Wiener Schule dann ein vollständigeres Lehrpersonale aufzuweisen hätte, also um so mehr die Fachschulen besetzen könnte. Da nun die technischen Lehrkanzeln an der Wiener Schule nur mit 1557 fl. systemisirt sind, so würde dies gewiß unbedeutende Mehrauslagen verursachen, welche zu der Summe von 140.000 fl. die die Wiener Schule jetzt jährlich kosten soll, in keinem Verhältnisse stehen Ja noch mehr. Diese Mehrauslage ließe sich vielleicht, wenigstens theilweise, durch Erhöhung des Schulgeldes decken. Obwohl vielleicht manche Stimme eine Erhöhung des

Digitized by Google

Schulgeldes nicht befürworten wird, sprechen doch vielfache Gründe für dieselbe. Das Schulgeld an den Oberrealschulen beträgt jährlich 20 fl., an der polytechnischen Schule zu Wien 24 fl. Es wäre also gewiß mehr als gerechtfertigt, das Schulgeld an der polytechnischen Schule auf 40 fl. zu setzen. Dies ist in Beziehung auf ausländische polytechnische Schulen ohnehin ein Minimum; denn an der Carlsruher Schule beträgt z. B. das Schulgeld 66 fl. südd. Währ. und an der polytechnischen Schule zu Hannover, wo für jedes Kollegium separat gezahlt wird, erreicht dasselbe in den Fachschulen durchschnittlich auch die Höhe von 30 Thalern.

Der Grund, warum man an der Wiener Schule mit der Einführung der Fachschulen zögert, trotzdem man schon seit Jahren davon spricht, dürfte somit ein ganz anderer sein, als der bezüglich des Kostenpunktes. Die Denkschrift, welche von Prof. Winkler in Graz, im Verein mit den übrigen Professoren am Joanneum, über die Reform der polytechnischen Lehranstalten und speziell des Joanneums ausgearbeitet worden ist, zeigt ebenfalls in eingehender Weise, daß das Joanneum durch Kreirung von vier neuen Lehrkanzeln und das k. k. polytechnische Institut zu Wien durch Kreirung von drei neuen Lehrkanzeln alle jene Lehrkräfte besitzen würde, welche nothwendig wären, die Fachschulen vollständig zu besetzen.

Diese wenigen Worte dürften zur Genüge beweisen, daß, so heterogen die Organisationspläne der polytechnischen Schulen zu Hannover und Wien auch im ersten Augenblicke erscheinen, die Divergenz derselben, namentlich bezüglich der erforderlichen Lehrkräfte, doch keine so bedeutende ist, und daß mit ganz geringen Opfern das veraltete und verworfene System an der Wiener Schule gestürzt und ohne jede Unterbrechung das der jetzigen Höhe der technischen Wissenschaften einzig und allein Genüge leistende Fachschulensystem eingeführt werden könnte. Ist dasselbe einmal eingeführt, wenn auch nur in der Weise, wie an der polytechnischen Schule zu Hannover, so bietet die Vervollkommnung desselben zu jener Höhe, welche die Karlsruher- und Züricher Schule einnimmt, eine nur geringe Schwierigkeit dar. Jahrelange Erfahrungen haben die Uebelstände unserer technischen Schulen zur Genüge gekennzeichnet und bieten nebst den Einrichtungen der vortrefflichen ausländischen Schulen mehr als hinlängliche Anhaltspunkte zur Reform. Ist einmal der Wahlspruch „Wissenschaft ist Macht" wenigstens durch und durch in die Träger der Wissenschaft selbst eingedrungen, dann wird auch unaufhaltsam jedes veraltete System fallen, um einem neuen zweckentsprechenden Platz zu machen.

---

* „Die parlamentarische Regierungsform, betrachtet im Hinblicke auf eine Reform des Parlamentes", eine Abhandlung von Carl Grey, ist soeben, übersetzt und versehen mit einem Anhange über die „Aussichten der parlamentarischen Regierungsform in Oesterreich" vom Grafen Leo Thun, im Verlage von Tempsky (Prag. 1863) erschienen. Die Abhandlung gehört bereits dem Jahre 1857 an und wurde damals, wie die Vorrede des Näheren ausführt, angesichts des Bestrebens nach einer abermaligen Reform des Parlamentes abgefaßt. Sie hat mithin im

Digitized by Google

Wesentlichen den Charakter einer politischen Gelegenheitsschrift, und wir zweifeln daran, daß ihr eine viel höhere und bleibendere Bedeutung zuerkannt werden muß, als sehr vielen Schriften ähnlicher Art, welche alljährlich in- und außerhalb Englands über englische Zustände und Verhältnisse geschrieben werden. Damit soll nicht geleugnet werden, daß die Schrift reich ist an geistreichen Aperçus und vielen sehr praktischen und wohlbegründeten Bemerkungen. In den gelegentlichen Urtheilen über amerikanische Verhältnisse scheint der Verfasser doch zu sehr von der Auffassung Tocqueville's beherrscht, als daß nicht seine Ausführungen wesentlicher Ergänzungen und Berichtigungen bedürften. Auch der Satz, daß die parlamentarische Regierungsform überall auf außerenglischem Boden ein staatliches Experiment geblieben sei — ein Satz, dem übrigens Graf Leo Thun eine bei weitem größere Ausdehnung gibt als Lord Grey — würde eine nähere Begründung nöthig machen, als ihm S. 13 und 14 geworden ist. Das Beispiel Belgiens läßt sich beispielweise nicht mit einigen Worten über den persönlichen Charakter des Königs Leopold abthun (vergl. die Note S. 14).

Bei Weitem mehr dürften indeß in Oesterreich die Bemerkungen interessiren, welche Graf Leo Thun an die Ausführungen Grey's in einem Schlußkapitel angeknüpft hat. Er hat sie selbst S. 238 zu folgenden politischen Gnomen zusammengefaßt: „Die parlamentarische Regierungsform hat bisher nirgends als in England dauernde, heilbringende Erfolge gehabt. Was man gegenwärtig in Oesterreich unter dem Namen „konstitutionelles System" anstrebt, ist eine Uebertragung gewisser äußerer Formen und gewisser staatsrechtlicher Grundsätze der englischen Verfassung, müßte sich aber ganz anders als diese gestalten, und würde aller Vorbedingungen ermangeln, auf denen die Möglichkeit des Bestandes und der Erfolge der englischen Verfassung beruht. Nicht eine solche Uebertragung fremdartiger staatlicher Grundsätze ist es daher, was uns noth thut, sondern die Entwicklung der einheimischen Rechtszustände in einer Weise, welche mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit unserer Verhältnisse ein freiheitliches öffentliches Leben mit dem Bestande einer kräftigen Regierung verträglich macht. Eine kräftige Regierung in Oesterreich kann aber nur eine monarchische sein. Ein Versuch, die monarchische Macht nicht nur zu beschränken, sondern deren Wesenheit durch Uebertragung derselben auf eine parlamentarische Versammlung zu zerstören, kann nur, das läßt sich mit Zuversicht vorhersehen, die Zahl ähnlicher mißglückter Nachahmungen der englischen Konstitution um eine vermehren. Was sich aber nicht vorhersehen läßt, das sind die Folgen, die ein so unweiser Versuch für das Heil, die Macht, ja möglicherweise für die Einheit, das ist den Bestand Oesterreichs haben wird."

Eine Kritik dieser im Wesentlichen rein politischen Ausführungen liegt selbstverständlich außerhalb der Aufgaben dieser Zeitschrift. Vom wissenschaftlichen Standpunkte kann nur gegen die, wie uns scheint, im hohen Grade einseitige Darstellung der Grundzüge der englischen Verfassung (S. 191 ff.) Einspruch erhoben werden. Den übrigen Bedenken Raum zu geben, überlassen wir um so mehr den politischen Tagesblättern, als, wie wir bereitwillig eingestehen, auch Rücksichten gegen einen Mann, der in einer früheren Stellung an dem Aufschwunge der geistigen Bewegung in Oesterreich unbestreitbaren und hervorragenden Antheil genommen, eingehenderen Erörterungen entgegenstehen.

---

* Oesterreichische Geschichte für das Volk. Vortrag, gehalten in der 16. Generalversammlung des Vereines zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung von J. A. Freiherrn v. Helfert, Wien 1863. — Die Leser dieser Blätter sind bereits in Kürze mit dem Programm eines Unternehmens bekannt gemacht worden, welches darauf berechnet ist, die Kenntniß der vaterländischen Geschichte und damit liebevolles Interesse für dieselbe in den weitesten Kreisen zu ver-

Digitized by Google

breiten. Die damals gegebenen Nachrichten bedürfen indeß wesentlicher Ergänzungen und Berichtigungen, für welche in dem nun erschienenen Vortrage des Freiherrn v. Helfert reiche Anhaltspunkte vorliegen. Was das Prinzip der Publikation anbelangt, so wird dasselbe dahin formulirt, „daß in jedem Zeitabschnitte der Blick auf das Gesammtgebiet des heutigen Oesterreich, inbegriffen das lombardisch-venetianische Königreich zu richten sei und daß dabei vorzüglich jene Ergebnisse Katastrophen, Umbildungen hervorgehoben werden sollen, die mehrere der heute zusammengehörigen Landesgruppen betroffen haben, die eine Wechselwirkung der einzelnen Länder oder eine Annäherung derselben zu einander wahrnehmen lassen, die endlich auf die Gestaltung der heutigen Zustände nicht ohne sichtlichen Einfluß geblieben sind".

Besonderer Accent wird mithin auf die Entwicklung der inneren Gründe gelegt, welche die Vereinigung der den heutigen Bestand des Kaiserreiches bildenden Länder herbeigeführt haben. Doch soll, wie weiter ausgeführt wird, „das Gemeingefühl der österreichischen Länder und Völker, das großösterreichische Bewußtsein, nicht dadurch geschaffen werden, daß man das Bewußtsein und das Selbstgefühl der einzelnen Länder und Völker verkennt oder unterdrückt, sondern nur dadurch, daß man es erhebt und in einen gemeinsamen Brennpunkt sammelt", und das Streben dahin gerichtet sein, „das wach zu erhaltende Selbstgefühl der einzelnen Theile mit dem gesammtstaatlichen Bewußtsein in versöhnenden Einklang zu bringen, nicht jenes in diesem aufgehen zu lassen, sondern das eine zu dem andern in unzertrennliche Beziehung zu setzen".

Die übrigen Grundsätze ergeben sich aus dem Charakter der Publikation als einer für das Volk berechneten von selbst. Hervorzuheben ist, daß den biographischen Elementen in der Darstellung eine hervorragende Stellung eingeräumt werden, endlich daß das Werk „ohne ein Gebetbuch oder ein politischer Katechismus zu sein, noch weniger, befangen von einer frivolen Zeitrichtung, die Thaten Gottes übersehen, oder verläugnen und an die Stelle einer sittlichen Weltordnung das blinde Werk des Zufalls oder Ungefährs setzen solle".

Auf Grundlage dieser Prinzipien ist nun eine Reihe der ersten Fachgelehrten Oesterreichs angegangen worden, sich an dem Unternehmen zu betheiligen; definitiv gewonnen wurden die Herren Becker, Josef und Hermeneguld Jiriček, Zeißberg, Huber, Höfler, Krones, Gindely, Zahn, A. Arneth, Weiß, Ilwof, Sacher Masoch, Jäger, Werner, Wolf, Helfert. Das ganze Werk wird 17 Bändchen umfassen, deren Ausarbeitung in die Hände der genannten Mitarbeiter in der angeführten Reihenfolge gelegt wird, so daß Herr M. A. Becker die älteste Zeit bis zum 6. Jahrhundert, Freiherr v. Helfert die Befreiungskriege bis zum zweiten Pariser Frieden, welcher den geschichtlichen Abschluß bilden soll, darstellen werden.

Wenn Freiherr v. Helfert, um dies schließlich anzuführen, die Bitte ausspricht, mit Tadel und Bedenken zurückzuhalten, so lange das Unternehmen noch mit keiner Leistung vor die Oeffentlichkeit getreten ist so können wir doch auf der anderen Seite nicht unerwähnt lassen, daß demselben schon vor diesem Zeitpunkte eine Auszeichnung zu Theil geworden ist, die ohne Zweifel nicht ohne die lebhafteste Rückwirkung auf alle dabei Betheiligten bleiben wird. Se. Majestät haben nämlich die Anzeige von dem Projekte mit beifälliger Anerkennung zur Kenntniß zu nehmen und zu gestatten geruht, daß das Geschichtswerk Sr. k. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf gewidmet werde. Gleichzeitig wurde den Leitern desselben ein nicht unbedeutender Beitrag für die Kosten der Drucklegung zur Verfügung gestellt.

Erwähnt möge noch werden, daß seinerzeit eine Prachtausgabe der Volksausgabe folgen wird.

Digitized by Google

* Dr. C. v. Wurzbach hat die Reihe seiner sehr instruktiven Publikationen um eine neue vermehrt. Während sein großes biographisches Werk über die berühmtesten Oesterreicher, das ein unentbehrlicher, weil verläßlicher Führer in die weiten Gebiete geistigen Wirkens in Oesterreich geworden ist, ununterbrochen fortschreitet, hat derselbe Muße und Fleiß gehabt, eine umfangreiche Sammlung von „historischen Wörtern, Sprichwörtern und Redensarten" anzulegen, und sie mit dem entsprechenden literarischen Apparate auszustatten Von diesem großen Werke erhalten wir gegenwärtig eine Auswahl, die bei Kober in Prag verlegt unter dem Titel: „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten" in einem schön ausgestatteten Bande erschienen ist und dem Publikum als eine anregende und geistreiche Lektüre bestens empfohlen zu werden verdient.

---

* Dr. G. Biedermanns „Die Wissenschaft des Geistes. Prag. 1863. Verlag von F. Tempsky" ist soeben in zweiter Auflage erschienen Wir bringen in dem nächsten Hefte einen ausführlichen Bericht über das genannte Werk des österreichischen Philosophen.

---

* (Ungarische Literatur. Akademisches. Neue Publikationen.) Die ungarische Akademie hat soeben ein als Beitrag zur heimischen Geschichte interessantes Werk, nämlich das „Tagebuch des Fürsten Emerich Tököly" (Tököly Imre naplója) herausgegeben. Dasselbe wurde von J. Nagy nach dem in den Archiven des Graner Erzbisthums befindlichen Originale mitgetheilt und umfaßt die beiden Jahre 1693 und 1694. Das Original, auf welchem noch Spuren von Goldsand sichtbar sind, zeigt fünf verschiedene Handschriften, und es scheint, daß der Fürst sein Tagebuch verschiedenen Personen in die Feder diktirte. Die von Tag zu Tag fortgeführten Daten werfen ein interessantes Licht auf den Charakter des unglücklichen Fürsten, so wie auf die Pläne, mit welchen er sich nach dem Untergange seines Sternes auf dem Schlachtfelde von Zernyest beschäftigte. Ferner sind im Verlage der Akademie die von August Trefort zum Andenken an Fallmerayer gehaltene Gedächtnißrede und das erste Heft des zweiten Bandes der von Paul Hunfalvy redigirten „Nyelvtudományi közlemények" und im Verlage von Karl Osterlamm folgende Werke erschienen: „Közügyekről. Nemzetgazdászati ujabb dolgozatok, irta Lónyay Menyhért" (Ueber öffentliche Angelegenheiten. Neuere nationalökonomische Arbeiten von Melchior Lónyay); „Tájék zás a theologia mezején" (Orientirung auf dem Felde der Theologie), von Moriz Ballagi; ferner „Az erdélyhoni evangelico-reformátusok egyházi jogtana" (Kirchenrechtslehre der Evangelisch-Reformirten in Siebenbürgen), von Dr. Alexius Dósa, und der zweite Band der „Monumenta Evangelicorum Aug. Conf. in Hungaria historica" (Historische Denkmale der Evangelischen A. B. in Ungarn), von Andreas Fabó, enthaltend die im Jahre 1765 von Andreas Schmal geschriebenen und jetzt zum ersten Male durch den Druck veröffentlichten „Adversaria, ad illustrandam historiam evangelico-hungaricam pertinentia" und Mathias Basils „Tristissima ecclesiarum Hungariae protestantium facies".

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die Polemik, welche Onno Klopp gegen die Vertreter gothaischer Politik in der Geschichtsschreibung anfänglich in Brochüren geführt, tritt nun in kompakterer Form, bandweise auf; „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister" ist das jüngste Werk betitelt, Häusser, Droysen, Sybel und Bluntschli sind die Gegner,

Digitized by Google

deren Schriften er hiermit von Neuem bekämpft, an deren Autorität er höchst unsanft herumzupft. Der Herausgeber der neuen Auflage von Schenkendorf's Gedichten, Prof. Hagen in Königsberg, hat aus dessen Nachlasse eine Biographie des Dichters, betitelt: „Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten" veröffentlicht, das über die literarischen Bestrebungen während der Freiheitskämpfe interessante Details verbreitet. Von Kapellmeister Schletterer in Augsburg wird uns eine „Geschichte der dramatischen Musik und Poesie in Deutschland" geboten, ein fleißiges auf Quellen gestütztes Werk, dessen erster Band „das deutsche Singspiel vom Anfange bis zu unserer Zeit" abhandelt. Richard Wagner findet sich zur Herausgabe seiner vollständigen Nibelungendichtung „der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend" bewogen, wie es scheint, hauptsächlich um in einer langen Vorrede die Möglichkeit der Bühnenaufführung festzustellen, die vorläufig ein eigens gebautes Haus, von jeder andern Thätigkeit zurückgezogene Künstler und den Geldbeutel irgend eines Potentaten erheischt. Auf schönwissenschaftlichem Felde begegnen wir Herrn H. Riehl mit einem Bande Novellen „Geschichten aus alter Zeit", Putlitz und Melchior Mayr ebenfalls jeden mit einem Bande kleiner Erzählungen. Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart, Verlegerin dieser drei Pieces, versendet gleichzeitig die Schlußlieferungen (13 bis 16) der im Jahre 1859 begonnenen Jubelausgabe der Schiller'schen Gedichte mit photographischen Illustrationen und gibt damit zu der Wahrnehmung Anlaß, daß dieses mit großem Pomp und tüchtigem künstlerischen Anlauf unternommene Werk leider nicht mit demselben Feuer und Geschmack fortgeführt worden ist. Das bevorstehende Shakespeare Jubiläum in London wird zeigen wie der Engländer eine solche Aufgabe anpackt, zu deren Gelingen er an den Nationalstolz seines Volkes und seiner Künstler appellirt.

Schließlich möge noch der Gabe gedacht sein, welche der Oesterreichische Alpenverein seinen Mitgliedern geboten hat und die in der Sammlung gehaltener Vorträge besteht; ein netter Band umschließt dieselben und erläut rt sie theilweise durch unendlich fleißig gezeichnete Panoramen von der Hand des bewährten Simony; dies erste Lebenszeichen, womit sich der Verein an die Oeffentlichkeit wendet, ist äußerlich und innerlich so ansprechender Natur, daß es ihm sicher noch neue Freunde und Anhänger zuführen wird.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Noch ist die sogenannte Facsimile-Ausgabe der Werke Shakespeare's nicht vollständig erschienen und schon liegt bereits der erste Band einer neuen kritischen Ausgabe vor, welche von W. G. Clark und J. Glover besorgt und in der Druckerei der Universität von Cambridge gedruckt wird. Da man eine eben so hübsche, als brauchbare Ausgabe beabsichtigt, so wird diese Cambridge-Edition, welche mit allem Aufwande der modernen englischen Typographie zu Stande kommt und anerkannte Shakespeare-Kenner als Kommentatoren aufzuweisen hat, eine Zierde für jede Bibliothek werden. Die abweichenden Texte, Worterklärungen und kritischen Noten sind am Fuß der Seiten angegeben und am Schluß eines jeden Schauspieles folgen in einem kritischen Anhang jene Hauptpunkte, über welche bei den Kommentatoren Verschiedenheit der Ansichten herrscht. Das Ganze soll acht Bände umfassen und in vier Monaten vollendet sein. Ihm schließt sich später an: „A glossarial index to the plays and poems of Shakespeare by W. A. Wright" in einem starken Bande.

Das große nachträgliche Depeschenwerk Wellingtons, das unter dem Titel: „Supplementary despatches, letters and correspondence of the fieldmarshal duke of Wellington" erscheint, ist bis zum zehnten Bande gediehen und hat alle Aussicht, noch fernerhin stark anzuschwellen, so daß die ganzen Papiere Wellingtons sicherlich einmal zwanzig starke Oktavbände füllen werden. Der eben erwähnte zehnte Band umfaßt nur einen Zeitraum von vier Monaten, aber den wichtigsten für Wellington und einen der wichtigsten für ganz Europa, nämlich die hundert Tage, Napoleons Landung von Elba,

Digitized by Google

die Schlacht bei Waterloo und den definitiven Sturz Napoleons (März bis Juli 1815). In den Briefen protestirt Wellington schon 1815 wiederholt gegen verschiedene Unrichtigkeiten, die sich in die Geschichtschreibung der großen Schlacht eingeschlichen haben Was würde er erst jetzt sagen, wenn er Charras, Thiers und gar erst Victor Hugo läse! Nichts kontrastirt stärker mit dem breiten, grellen Lapidarstyl Victor Hugo's bei Gelegenheit seiner Beschreibung der Schlacht bei Waterloo in den „Misérables", als die einfachen, beinahe mageren Worte, mit denen Wellington das Wesentliche hervorhebt und immer wieder auf die offiziellen Berichte der einzelnen Befehlshaber hinweist.

Die englischen Journale bringen interessante statistische Details über dem Absatz der großen Londoner Blätter, während der Hochzeitstage des Prinzen von Wales. Am 9 März setzten die „Times" 135.000 Exemplare „Daily Telegraph" 230 000 ab, während „Morning Star" und „Standard" zwischen 80 000 und 100.000 brauchten. Am 11. März waren für die „Illustrated London News" 315.000 Exemplare bestellt, es konnten aber nur 200 000 Exemplare geliefert werden. Der Werth der „Times"-Auflage an jenem Tage belief sich auf 16 870 Gulden. Die „Illustrated London News" kostete gar 83 330 Gulden. Der Papierwerth allein der genannten drei Zeitungen überstieg 22.430 Gulden. Solche riesige Verhältnisse finden auf dem Kontinent nirgends ihres gleichen.

Nekrolog.

Ferdinand Redtenbacher.

Der Trauerzug, welcher sich am Abend des 17. April, so meldet die „Karlsruher Zeitung" vom 21. April, durch die Straßen Karlsruhe's bewegte, erwies einem Manne die letzte Ehre, der sich um die Stadt, um das Land, um die deutsche Industrie und Wissenschaft die größten Verdienste erworben hat, dessen Name der polytechnischen Schule und der dort von ihm vertretenen Disziplin in unvergänglichen Zügen eingegraben ist.

Ferdinand Jakob Redtenbacher wurde am 25. Juli 1809 in der oberösterreichischen Stadt Steyer geboren, dem Sitz uralter Eisenindustrie, in einer Gegend, wo ein freierer Geist in den berühmten Klöstern Kremsmünster und St. Florian seit langer Zeit sich ein wissenschaftliches Asyl gerettet hatte. Dort, im Angesicht der sich erhebenden steierischen Alpen, verlebte Redtenbacher seine erste Jugendzeit im elterlichen Hause, trat aber schon mit dem eilften Jahre in ein Kaufmannsgeschäft, so daß die Elementarbildung in dem Augenblick unterbrochen wurde, wo sie am fruchtbarsten zu werden beginnt. Die jugendliche Natur ertrug diese vorzeitige Praxis nicht, sie sträubte sich überdies gegen eine Thätigkeit, deren Grenzen ihr zu eng gesteckt waren. Mit dem dreizehnten Jahre kehrte Redtenbacher zur Schule zurück, diesmal zur Realschule in Linz. Man weiß, wie es, zumal in jener Zeit, mit diesen Anstalten bestellt, wie ihnen die knappste, mechanischste Vorbereitung zur Praxis als ausschließliche Aufgabe gestellt war. Nachdem er sich kaum drei Jahre dem Studium der Mathematik gewidmet hatte, rief ihn schon 1825 die Arbeit des Lebens zum zweiten Male ab; er trat bei der Linzer Baudirektion als Aushilfe (1) zum Zeichnen von Bauplänen ein. Aber zum zweiten Male schüttelte der nun schon selbstbewußtere Geist die Fesseln ab, die seinen höheren Flug zu hemmen drohten; bereits Ende 1825 ergriff der sechszehnjährige Alpensohn den Wanderstab, um durch das schöne Donauthal hinabzuziehen zur Kaiserstadt und auf der dortigen polytechnischen Schule den Grund zu legen zu seiner Lebensarbeit.

Bis Ende 1829 lag Redtenbacher mit der ihm früh eigenen rastlosen Energie dem Studium der reinen und angewandten Mathematik und der mit dem Wasser- und Straßenbau zusammenhängenden technischen Fächer ob. Seine Lehrer, unter denen die Herren Artzberger und v. Ettingshausen (2) ihm eine besondere Theilnahme widmeten, erkannten früh seine hervorragende Begabung und wirkten bereitwillig mit, ihm den Weg zu dem Berufe zu bahnen, für welchen die Natur ihn so reichlich ausgestattet hatte. Er hat ihnen bis zu seinem Lebensende mit wahrhaft inniger Verehrung und Dankbarkeit vergolten, für die er noch während der schweren Leiden seiner letzten Tage wiederholt Worte fand.

Die Anstalt, die ihn gebildet, bot seinen Kräften sofort eine Verwendung; im November 1829 wurde er als Assistent für das Lehrfach des Maschinenbaues angestellt und blieb vier Jahre lang in dieser Thätigkeit (3). Es war

(1) Bei dem k. k. Baudirektions-Ingenieur v. Gebmacher. A. d. R.

(2) Von Ettingshausen, Mohs und Artzberger sprach Redtenbacher bis in seine letzten Stunden als jenen seiner Lehrer, welche auf ihn den größten Einfluß übten. Ettingshausen widmete ihm durch vier Jahre einen täglichen speziellen Unterricht in der höheren Mathematik. A. d. R.

(3) Nach abgelaufener vierjähriger Assistentenzeit war Redtenbacher ohne Stelle und Aussicht; bei uns gab es nur in Wien und Prag damals zwei Kanzeln, auf die er bei Erledigung Anspruch machen konnte, sie waren aber nicht

Digitized by Google

ihm dadurch nicht nur die umfassendste Benützung aller der wissenschaftlichen Hilfsmittel geöffnet, über welche das polytechnische Institut verfügte, sondern er konnte in den Jahren, wo der Geist sich ganz frei nach allen Seiten zu entfalten liebt, den reichen Anregungen einer europäischen Hauptstadt nachgehen. Er konnte in den herrlichen Sammlungen Wiens die ersten Blicke in das Gebiet der bildenden Künste werfen; im Burgtheater gingen die Meisterwerke deutscher Dichtkunst vor ihm auf; das wissenschaftliche Leben stand zwar damals in enge Schranken eingeschlossen, aber Redtenbacher wußte sie zu durchbrechen: schon damals machte er die erste Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie. Das dolce far niente, welches in dem alten Wien gewissermaßen seine Residenz aufgeschlagen hatte, vermochte diese stählerne Natur niemals einzulullen.

1833 führte Redtenbacher die glänzende Empfehlung wissenschaftlicher Kapazitäten als Lehrer der Mathematik und des geometrischen Zeichnens an die höhere Industrieschule zu Zürich, wo er denn schon nach zwei Jahren zum Professor der praktischen Mathematik ernannt wurde. Er blieb in dieser Stellung bis 1841. Das Leben der Schweiz bereicherte seinen Gesichtskreis hauptsächlich in einer Richtung: ihm ging der Begriff des freien Staates, die Bedeutung des politischen Organismus für das Gedeihen nicht nur einer Nation, sondern eben so sehr des einzelnen Individuums auf. Er hat der Schweiz und ihrem gesunden Bürgerthum stets eine liebevolle Anhänglichkeit bewahrt. An sie waren außerdem die Erinnerungen der ersten glücklichen Häuslichkeit geknüpft; denn als Züricher Professor verheirathete er sich im Jahre 1837 mit seiner treuen Lebensgefährtin, Marie Redtenbacher, die ihm zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, schenkte.

1841 berief ihn die großherzogliche Regierung von Baden als Professor des Maschinenbaues an die Karlsruher polytechnische Schule, der er dann volle einundzwanzig Jahre mit der ganzen Kraft seines reichen Geistes gedient hat, deren glänzender Aufschwung mit seiner Wirksamkeit unzertrennlich verknüpft ist (1). Nachdem er am 4. September 1854 in Anerkennung seiner Verdienste zum Hofrath ernannt war, übertrug ihm das Staatsministerium durch Erlaß vom 15. Mai 1857 die Direktion der Anstalt; er hat dieselbe bis zum 18. Jänner d. J. fortgeführt, bis zu einem Moment, wo eine tödtliche Krankheit seine Kräfte bereits zum Aeußersten erschöpft hatte. Wir brauchen hier nicht bei einer Schilderung seiner Verdienste als Lehrer und Leiter der Anstalt zu verweilen, die in Jedermanns Munde leben; die Schule wuchs mit ihm und er mit ihr zu europäischer Berühmtheit. Wenn heute Maschinenbauer, Ingenieure und Architekten aus allen Ländern unseres Erdtheiles, ja aus Nord- und Südamerika in Karlsruhe sich zusammenfinden, so ist Niemand, der dem Todten den Ruhm verweigerte, zu dieser Bedeutung der Schule ganz vornehmlich beigetragen zu haben. Mit seiner hervorragenden Lehrthätigkeit waren aber die umfassendsten wissenschaftlichen Arbeiten verknüpft, welche nicht allein das gesammte Gebiet des eigentlichen Maschinenbaues betrafen, sondern auch die benachbarten naturwissenschaftlichen Disziplinen in ihren Kreis zogen. Indem wir unten ein vollständiges Verzeichniß der Redtenbacher'schen Werke anfügen (2), müssen wir uns mit einer kurzen Charakteristik derselben nach der Mittheilung eines Fachmannes begnügen.

Nachdem Redtenbacher in seinen beiden ersten Werken den Bau der wichtigsten hydraulischen Kraftmaschinen mit wissenschaftlicher Schärfe auf mathematische Prinzipien gegründet hatte, stellte er in den „Resultaten" die Gesammtergebnisse seiner wissenschaftlichen Untersuchungen und praktischen Erfahrungen für den Maschinenbau zusammen. Die vier Auflagen, welche das Buch in zwölf Jahren erlebte, sind der beste Beweis für seine Tüchtigkeit. Darauf gab Redtenbacher in den „Prinzipien der Mechanik" eine allgemein wissenschaftliche Einleitung in das spezielle Studium des Maschinenwesens, in welcher er nicht nur die längst bekannten Grundsätze der Mechanik klar und scharf entwickelte, sondern seine eigenen Ansichten über Stoff und Kraft begründete. Von diesem wissenschaftlichen Fundamente kehrte er sich nun wieder den Details seines Faches zu, dessen Ausbau die „Calorische Maschine", die „Gesetze des Lokomotivbaues" und die „Bewegungsmechanismen" gewidmet sind. Unmittelbar auf das letztgenannte Werk folgte abermals eine allgemein wissenschaftliche Untersuchung, das „Dynamidensystem", die Grundzüge einer mechanischen Physik, basirt auf

unbesetzt. Maschinenfabriken gab es eigentlich fast keine, denn in der ganzen Wiener Gegend arbeiteten kaum ein Paar Dampfmaschinen. Einen Antrag Gerstners, sich bei dem Baue der Sarsko-Selo Bahn bei St. Petersburg zu betheiligen, nahm er nicht an, da gab eine kleine dreizeilige Ankündigung in der „Allg. Augsb. Ztg." die Richtung für sein ferneres Leben. In Zürich war eine Stelle an der Industrieschule erledigt, welche Redtenbachers Kenntnissen entsprach. Mit Empfehlungen von Ettingshausen, Littrow und Prechtl ging er nach vielen überwundenen Paßschwierigkeiten in fünf Tagen nach Zürich und ward von dem Präsidenten des dortigen Unterrichtsrathes, Hirzl, in vierzehn Tagen schon zum Professor ernannt. In Zürich trat er in nahe Beziehung mit der damals schon bestandenen Maschinenwerkstätte Escher's, was auf die praktische Richtung in seinem Fache von bedeutendem Einflusse war. A. d. R.

(1) Im Jahre 1850 hatte Redtenbacher von dem damaligen Minister Bruck einen Ruf als Sektionsrath in sein Ministerium erhalten, welchen Ruf er mit der Bemerkung ablehnte, daß er zum Beamten nicht tauge, doch sonst gerne eine Stelle als Lehrer in seiner Heimath annehme. A. d. R.

(2) Theorie und Bau der Turbinen und Ventilatoren, 1844. Theorie und Bau der Wasserräder, 1846. Resultate für den Maschinenbau, 1848. Prinzipien der Mechanik, 1852. Resultate für den Maschinenbau; zweite Auflage, 1852. Die Luftexpansionsmaschine (Calorische Maschine), 1853. Dieselbe; zweite Auflage, 1853. Die Gesetze des Lokomotivenbaues, 1855. Resultate für den Maschinenbau; dritte Auflage, 1856. Die Bewegungsmechanismen, 1857. Das Dynamidensystem, 1857. Theorie und Bau der Wasserräder; zweite Auflage, 1858. Prinzipien der Mechanik; zweite Auflage, 1859. Theorie der Turbinen; zweite Auflage, 1860. Resultate; vierte Auflage, 1860. Die anfänglichen und die gegenwärtigen Erwärmungszustände der Weltkörper, 1861. Die Bewegungsmechanismen; neue Folge. 1861. Französische Uebersetzung der „Resultate", 1861. Der Maschinenbau; erster Band, 1862. Der Maschinenbau; zweiter Band (noch nicht vollendet). 1863. A. d. Karlsr. Ztg.

Digitized by Google

die früher entwickelten Hypothesen über das Wesen der Materie und der derselben innewohnenden Kräfte. Der Verfasser führt darin mit mathematischer Schärfe die mannigfaltigen Erscheinungen der Wärme und des Lichtes auf mechanische Vorgänge zurück. Die kleine Schrift über die Abkühlung der Weltkörper enthielt eine Anwendung dieser Theorien auf die Entstehung der Weltkörper durch den sogenannten Ballungsakt und suchte die wahrscheinliche Temperatur derselben unmittelbar nach ihrer Bildung und den Prozeß der allmäligen Abkühlung festzustellen.

Wer die Fülle dieser Arbeiten, ohne die wissenschaftliche und praktische Bedeutung derselben taxiren zu können, rein äußerlich übersieht, wer dabei erwägt, daß Redtenbacher wöchentlich zwölf Stunden vor einigen Hundert Zuhörern mit ganzem Kraftaufwand dozirte, daß er fast sechs Jahre die Geschäfte der Direktion in konzentrirtester Form versah, daß In- und Ausland ihn mit zahlreichen Gutachten in Anspruch nahm, der möchte meinen, daß auch die stärkste Kraft von einer solchen Last vollständig okkupirt worden sei. Das Außerordentliche des Mannes, dessen frühen Tod wir beklagen, tritt am augenfälligsten darin hervor, daß alle diese verschiedenartigen großen Leistungen die Elastizität seines Geistes so wenig zu erschöpfen vermochten, daß derselbe mit voller Frische in den weiten Räumen der moralischen Wissenschaften und der bildenden Künste sich nicht nur genießend erging, sondern auch hier noch überall produktiv auftrat, sei es in dem durchaus selbstständigen Urtheil, das sich ihm aus jeder Lektüre ergab, sei es in raschen, scharfen Bleiskizzen oder in ausgeführten Oelgemälden. Nur selten wohl hat ein Mann der exakten Wissenschaften, der in denselben eine so umfassende und hervorragende Thätigkeit entfaltet und der durch seine Jugendbildung so ausschließlich auf sie hingewiesen war, zugleich in Philosophie, Geschichte, Literatur mit der innigen Hingebung an jedes Große, mit der warmen Begeisterung für jedes Edle gelebt, welche Redtenbacher jeder Idee und jeder Persönlichkeit von Bedeutung entgegentrug, mochte sie dem entlegenen Alterthume oder der frischen Gegenwart angehören. Von den abstraktesten Fragen der spekulativen Metaphysik bis zu den Details der Geschichtsforschung faßte sein Geist mit unermüdlichem Eifer und unvergleichlicher Frische jedes wissenschaftliche Problem, eben so hatte er für die mannigfaltigsten Erscheinungen des wirklichen Lebens das regste Verständniß und in Allem war er stets er selber.

In der vollen Blüthe des Mannesalters ergriff ihn die unheilbare Krankheit, welcher er, trotz der liebenden, unermüdeten Pflege der Seinigen und der Sorgfalt der Aerzte, nach fast zweijährigen schweren Leiden in den Frühstunden des 16. April erlegen ist. Der Energie seines männlichen Geistes war hier eine letzte traurige Gelegenheit geboten, sich zu erproben. Nicht genug, daß er seine Vorlesungen bis gegen Ende des vorigen Jahres fortsetzte, blieb er in jeder Richtung ununterbrochen thätig. Das letzte seiner Werke, „Der Maschinenbau", worin er das Wesentliche seiner Vorträge am Polytechnikum zusammenfaßte, gehört wenigstens zum Theile dieser Krankheitsperiode an; bis zum vorletzten Tage vor seinem Tode arbeitete er daran mit seinem erprobten Assistenten, Herrn Hart, welcher ihm thätig zur Seite stand und den zweiten noch nicht erschienenen Band vollenden wird. Daneben ging die ausgedehnteste Lektüre in den verschiedensten Gebieten des Wissens fort, und man konnte den todtkranken Mann über Milton oder die Alterthümer Roms, über Wilhelm v. Humboldt oder die neuesten Kämpfe in Preußen, mit einer Wärme, mit einem eindringenden Verständniß reden hören, als wenn dieser Geist von den Leiden des Körpers gar nicht berührt würde. Er behauptete seine eigenste Natur bis zu dem Augenblick, wo sie dem Schicksal der Sterblichen erlag; sein männlicher, starker, scharfer Geist ging aufrecht bis an den Rand des Grabes. (A. Z.)

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 23. April 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Fr. Stein in Prag, übersendet das Manuskript seines bei der diesjährigen feierlichen Sitzung zu haltenden Vortrages: „Ueber die Hauptergebnisse der neuen Infusorienforschungen".

Das wirkliche Mitglied, Herr Prof. Kner, übergibt eine Arbeit: „Ueber einige fossile Fische aus dem Neocomien von Comen bei Görz und den Tertiärschichten von Pod sused in Kroatien. Von erstgenanntem Fundorte hebt er insbesonders zwei Gattungen hervor, die sich als allgemein interessant erweisen. Die eine stellt sich durch die charakteristischen Schaltwirbel am Caudalende zweifellos als nächster Verwandter der lebenden nordamerikanischen Gattung Amia heraus, weshalb für sie die Benenung Amiurus (pretiosus) vorgeschlagen wird. Die zweite Gattung vereinigt dagegen in sich die Merkmale zweier verschiedener Familien, die derzeit beide zahlreich vertreten sind. Durch Mundbildung, Beschuppung und starke Kielrippen am Vorderbauche gibt dieser Fisch sich als Clupeiden kund, während andererseits das Vorkommen von fa schen

Digitized by Google

Flößchen (pinnulae) hinter der Anale ihn den Scombroiden zunächst bringt Die Benennung Scombroclupea (pinnulata) dürfte demnach für diese vermittelnde Gattung passend erscheinen. — Unter den neuen Funden aus Pod sused verdient das abermalige Vorkommen eines Gadoiden (und zwar der Gattung Brosmius zunächst stehend) Erwähnung, da fossile Fische aus dieser Familie bisher nur wenige bekannt wurden.

Herr k. k. Bergrath Fr. v. Hauer legt die Nummer vom 18. April 1863 des Journales „L'Abbevillois" vor, welche er durch Herrn k. k. Hofrath W. Haidinger zu diesem Zwecke erhalten hatte. Dieselbe enthält die Nachricht von dem Funde der Hälfte eines menschlichen Kinnbackens, in einem thonigen Diluvialsand zu Guignon bei Abbeville durch Herrn Boucher de Perthes, Präsidenten der Société imperiale d'Emulation d'Abbeville. In derselben Ablagerung wurden bei weiteren Nachgrabungen Steinwerkzeuge und später Fragmente von einem Zahne des Elephas primigerius aufgefunden. Der Kinnbacken selbst zeigt Eigenthümlichkeiten, welche auf eine Verschiedenheit der damals lebenden Menschenrace schließen lassen.

Diese merkwürdige Entdeckung wurde durch eine Anzahl der bedeutendsten englischen und französischen Gelehrten, unter welchen wir nur die Herren Dr. Carpenter, Dr. Falconer und Mr. de Quatrefage erwähnen, die die Verhältnisse an Ort und Stelle untersuchten, als in allen Theilen völlig richtig anerkannt; sie behebt definitiv die letzten Zweifel die man etwa noch bezüglich der Existenz des Menschengeschlechtes in der sogenannten Diluvialzeit, als Zeitgenossen des Mammuthes hegen konnte.

Herr Dr. G. Tschermak legt einen Apparat zur Bestimmung des spezifischen Gewichtes vor, der nach seiner Angabe ausgeführt und bei Herrn Lenoir verkäuflich ist. Der Apparat findet seine Verwendung auf Reisen, wo keine feine Wage zur Hand ist und bietet dem jungen Mineralogen, der über keine solche Wage verfügen kann, einen billigen Ersatz für dieselbe. Er besteht aus einem gleicharmigen Wagbalken aus Messing, mit willkürlicher Skale, woran mittelst kleiner Stahlschlingen auf der einen Seite ein Laufgewicht, auf der andern ein Drahtkörbchen aufgehängt und verschoben werden können. Auf letzteres wird das Mineral gelegt und zuerst in Luft, hierauf, nach dem Eintauchen des Minerales in Wasser alles ins Gleichgewicht gebracht die Distanz der Aufhängepunkte vom Drehungspunkt jedesmal abgelesen und darnach das Eigengewicht berechnet. Die Resultate weichen erst in der dritten Stelle um höchstens fünf von jenen Zahlen ab, die mit der feinen Wage erhalten werden. Aber auch bei chemischen Versuchen, die der Mineraloge zuweilen auszuführen hat, lassen sich mit dem Instrumente annähernde Quantitätsbestimmungen ausführen. So z. B. läßt sich der Wassergehalt, der Kohlensäuregehalt der Mineralien und Gesteine mit befriedigender Genauigkeit ermitteln, was besonders für den reisenden Geognosten oft von Wichtigkeit ist. Das Instrument, welches in einem flachen Etui von fünf Zoll Länge seinen Platz findet, ist demnach ein wenig beschwerlicher und nützlicher Reisegefährte.

Herr Dr. S. Šubic legt seine Abhandlung über die absolute Größe der inneren Arbeit, des Aequivalentes der Temperatur, und über den molekularen Sinn der spezifischen Wärme vor.

Die gesammmte innere Arbeit, die zur Transformation des Molekularsystems und die zur Temperaturerhöhung der Gewichteinheit um 1 Grad C. zusammengenommen, ist bei einer großen Gruppe von Körpern der gewöhnlichen spezifischen Wärme proportional.

Das Aequivalent der Temperatur oder die lebendige Molekularkraft für die Einheit der absoluten Temperatur ist eine variable Größe, insoferne man die Molekularsysteme unter den in der Natur gegebenen Verhältnissen der Untersuchung unterwirft, würde sich aber als eine konstante erweisen, wollte man die bezüglichen Beobachtungen bei constantem Volumen an Molekularsystemen vornehmen, die man auf eine und dieselbe Dichte reduzirt hat. Darnach erscheint die absolute Temperatur als das Maß der

Digitized by Google

lebendigen Molekularkraft der Volumeneinheit und die Temperaturerhöhung als das Maß der Vermehrung der lebendigen Molekularkraft in der Volumeneinheit.

Die wahre spezifische Wärme ist der Quotient des Aequivalentes der Temperatur in die Acceleration der Schwere, ist daher keine konstante, sondern eine Funktion der gewöhnlichen spezifischen Wärme, folglich auch der Dichte, dann des äußeren Druckes, des spezifischen Gewichtes und des kubischen Ausdehnungskoeffizienten des Körpers. Die wahre spezifische Wärme erscheint bei konstantem Volumen der Dichte umgekehrt proportional.

Die bei der Temperaturerhöhung der Gewichtseinheit um 1 Grad C. verbrauchte innere Arbeit ist eine Funktion der gewöhnlichen und der wahren spezifischen Wärme, des kubischen Ausdehnungskoeffizienten, des äußeren Druckes und des spezifischen Gewichtes des Körpers.

Die nach den aufgestellten mathematischen Ausdrücken berechneten Werthe lehren, daß im Wasser und in festen Körpern die wahre spezifische Wärme bezüglich der inneren Arbeiten eine kleine Größe ist, während bei den permanenten Gasen gerade das Gegentheil stattfindet.

Jahresversammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 10. April 1863.

Vorsitzender: Herr J. Ritter v. Schröckinger-Neudenberg.

Die Versammlung wurde durch die Rechenschaftsberichte des Herrn Vorsitzenden, der Sekretäre und des Rechnungsführers eröffnet.

Nach den in diesen Berichten enthaltenen Daten gestaltete sich die Thätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1862 in ihren wichtigsten Punkten folgendermaßen:

Se. Majestät geruhten allergnädigst, durch die huldvolle Vermittlung unseres Durchlauchtigsten Protektors, des Herrn Erzherzog Rainer zu gestatten, daß die Verhandlungen der Gesellschaft in die allerhöchste Privatbibliothek aufgenommen werden. Die hohe nieder-österreichische Landesvertretung, bewilligte für die Jahre 1863 — 1864 eine Subvenzion von 800 fl. ö. W. zur Vermehrung und Erhaltung der Sammlungen. Alle größeren Eisenbahnen und Dampfschifffahrtsgesellschaften Oesterreichs bewilligten der Gesellschaft Freikarten für von ihr auf wissenschaftliche Reisen entsendete Mitglieder. Zu der ehrenvollen Erwähnung, welche die Schriften der Gesellschaft auf der Londoner-Ausstellung erhielten, gesellte sich eine weitere Auszeichnung durch Verleihung der großen silbernen Medaille von Seite der k. Landwirthschafts-Gesellschaft für die Zusammenstellung der dem Obst- und Weinbau schädlichen Insekten. Die Zahl der Mitglieder stieg von 1010 auf 1030, die Zahl der Gesellschaften, mit welchen Schriftentausch stattfindet, von 133 auf 157. Die Einnahmen betrugen 7283 fl., die Ausgaben 6169 fl. Der Band 1862 der Verhandlungen ist über 1200 Seiten stark und führt 19 Tafeln. Beigegeben wurde ihm ein von Herrn Grafen Marschall verfertigtes Register, zu den Bänden sechs bis zehn der Verhandlungen. Freikarten für wissenschaftliche Reisen wurden an 15 Mitglieder ausgegeben, die Reisen nach den verschiedensten Richtungen unternahmen. Die zoologischen und botanischen Sammlungen wurden sehr bedeutend vermehrt; namentlich ist hervorzuheben, daß die große, der Gesellschaft im Vorjahre von Se. Durchlaucht dem Fürsten Khevenhüller geschenkte Vogelsammlung vollständig aufgestellt wurde. Mit Naturalien wurden 22 Lehranstalten betheilt, welche 30 Arten Wirbelthiere, 3000 Arten Insekten, 100 Arten Crustaceen und Radialen 2000 Arten Mollusken und 3800 Arten Pflanzen erhielten.

Die Bibliothek erhielt über 1200 selbstständige Werke nnd 230 Zeitschriften.

Digitized by Google

Herr Prof. Dr. Kner sprach über die ältesten Spuren des Menschengeschlechtes und seiner Kultur. Er hob die Wichtigkeit von Untersuchungen in dieser Richtung besonders hervor und forderte die Mitglieder der Gesellschaft auf, ihn bei seinen Forschungen durch Mittheilung von Materiale freundlichst unterstützen zu wollen.

Herr Friedrich Brauer legte seine, als besondere Beilage zu den Verhandlungen der Gesellschaft erscheinende Monographie der Oestriden vor, und besprach die Charaktere sowie die richtige Stellung dieser Familie im Dipterensystem

Herr Dr F. Steindachner sprach über das Vorkommen monströser Kopfbildungen bei Karpfen und theilte zu verschiedenen Fischen des Donaugebietes Bemerkungen von Herrn Prof. Siebold mit.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte mehrere im Verlage der geographischen Anstalt von J. Perthes erschienenen Kartenwerke vor.

Herr A. Tomaschek sprach über die Anwendung der Photographie zu phänologischen Zwecken.

Schließlich beantragte Herr Graf A. Marschall die Versammlung möge Herrn Ritter v. Frauenfeld ihren Dank für seinen unermüdlichen Eifer in der Förderung der Zwecke der Gesellschaft ausdrücken.

Mit Acclamation erhob sich die Versammlung von ihren Sitzen.

Herr Dr. G. Mayr besprach die auf einer Reise nach den quarnerischen Inseln gemachte Ausbeute von Meerthieren und zeigte die wichtigsten Repräsentanten der geschilderten Formen vor.

Herr J. Juratzka berichtete über mehrere für Nieder-Oesterreich neue Laub- und Lebermoose, unter welch' ersteren sich Grunnia tergestina, Eurhynchium androginum, Hypnum pratense und eine neue Art: Barbula pulvinata Jur. befinden, welche er einer näheren Besprechung unterzog Sodann fügte er eine Bemerkung über den Einfluß des Bodens auf die Moose bei, wodurch er die von Herrn Dr. A. Kerner kürzlich geltend gemachte Ansicht über den Einfluß des Bodens auf die Gefäßpflanzen als eine richtige erklärte. Er führte mehrere Moose namentlich an, welche sowohl in Schiefer- als Kalkgebirge vorkommen, und zog aus dem abweichenden Verhalten derselben im letzteren den Schluß, daß diese Erscheinung nur durch die Annahme zu erklären sei daß der Kalk hier als ein diesen Moosen schädlicher Stoff, als ein Gift wirke.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 7. April 1863.

Wir theilen als Nachtrag zu dem in der letzten Nummer veröffentlichten Sitzungsberichte der k. k geologischen Reichsanstalt das Referat über die Werke mit, welche in derselben vorgelegt wurden.

Herr k. k. Direktor W. Haidinger legt das eben im Drucke vollendete erste Heft des dreizehnten Bandes des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt zur Ansicht vor. Außer den laufenden Verhandlungen, Einsendungsverzeichnissen u. s. w. enthält dasselbe Abhandlungen von den Herren: Dr. F. Stoliczka „Uebersichtsaufnahme des südwestlichsten Theiles von Ungarn"; E Sueß „Einstige Verbindung von Nordafrika mit Südeuropa"; F. Karrer „Lagerung der Tertiärschichten am Rande des Wiener Beckens bei Mödling"; D. Stur „Geologische Uebersichtsaufnahme des südwestlichen Siebenbürgen"; G. v. Rath „Die Lagoraikette und das Cima d'Asta-Gebirge": J. N. Woldřich „Das Becken von Eperies"; G. Schupansky „Störungen durch Eruptivgesteine in der Lagerung der Steinkohlenflötze bei Rakonitz" und W. Haidinger „Zur Erinnerung an F. Zippe".

Digitized by Google

Herr Direktor Haidinger fügte noch seinen verbindlichsten Dank Herrn k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer an, unter dessen besonderer Verwendung es gelungen war, auch dieses Heft, wie das frühere, zu der genauen Zeit am Schlusse des Vierteljahres zu vollenden.

Herr k. k. Bergrath Fr. v Hauer theilt den Inhalt einer von Herrn Dr. J. N. Woldřich für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt eingesendeten Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der geologischen Verhältnisse des Bodens der Stadt Olmütz und ihrer nächsten Umgebung" mit.

Herr Woldřich macht zuerst darauf aufmerksam, welch verhältnißmäßig geringen Veränderungen in der natürlichen Gestaltung der Oberfläche durch menschliche Arbeit selbst an einem Punkte hervorgebracht wurden, der, wie Olmütz, seit dem grauen Alterthume ein Schauplatz wiederholten Schaffens und eben so oftmaligen Zerstörens menschlicher Werke war; er geht dann über zur Schilderung der älteren Konglomerat- und Sandsteingebilde, welche in Olmütz selbst den Juliusberg, dann die steilen Felsgehänge längs der Stadtmauer vom Michaeler-Ausfall bis zum Dom, außer der Stadt aber den Galgenberg, den Heiligenberg u. s. w. zusammensetzen. Sie gehören seiner Ansicht nach der Gruppe der flözleeren Sandsteine (Millstone Grit) der Steinkohlenformation an.

Auf diesen älteren Sandsteinen ruhen jungtertiäre und Diluvialgebilde, die hauptsächlich bei einigen Brunnengrabungen und Bohrungen, über die Herr Woldřich sehr interessante Nachrichten mittheilt, aufgeschlossen wurden. Die tiefste dieser Bohrungen, ausgeführt in den Jahren 1832 bis 1841 von der k. k. Fortifikations-Lokal-Genie-Direktion am Ober-Ring, erreichte eine Tiefe von 105 Klaftern (28 Fuß unter dem Spiegel des adriatischen Meeres). Die jüngeren Gebilde reichten bis zur Tiefe von 183 Fuß. Wasser wurde nicht erbohrt. Andere Bohrungen, eine bis zur Tiefe von 122 Fuß, wurden im Jahre 1862 nach den Angaben des Herrn Abbé's Richard im Thale bei Neretein westlich von Olmütz, aber ebenfalls ohne den gewünschten Erfolg ausgeführt.

Noch legt Herr v. Hauer das eben erschienene große Werk von Herrn Dr. K. G. Schafhäutl in München: „Süd Baierns Lethea geognostica. Der Kressenberg und die südlich von ihm gelegenen Hochalpen, geognostisch betrachtet in ihren Petrefakten. Leipzig 1863", zur Ansicht vor In einem Groß-Quartband von 487 Seiten Text dazu einem Atlas mit 98 lithographirten Tafeln und zwei Karten, enthält dasselbe, nebst geologischen und anderen Untersuchungen die Abbildungen und Beschreibungen von 510 Petrefaktenarten des Kressenberges und bei 250 Arten aus den baierischen Hochalpen.

Durch eine Reihe von dem Werke selbst entlehnten Stellen zeigt Herr v. Hauer, daß Herrn Schafhäutls Standpunkt bei Bearbeitung seines Werkes so gänzlich verschieden ist von demjenigen, den die hervorragendsten neueren Geologen der Alpenländer einnehmen und von dem aus auch wir seit einer längeren Reihe von Jahren an der Lösung der wichtigsten Fragen der Alpengeologie theilzunehmen suchen, daß eine Vergleichung der beiderseits erzielten Ergebnisse kaum ausführbar erscheint.

Je weniger wir aber den Ansichten des Herrn Verfassers über die Unausführbarkeit richtiger geologischer Karten und Profile, über die Vermischung von Petrefakten verschiedener Formationen in allen Ablagerungen der Alpen u. s. w. beizustimmen vermögen, um so mehr theilen wir seine Ansicht, daß es noch vieler Detailarbeiten und unermüdlichen Fleißes durch lange Zeiträume bedürfen wird, um alle Probleme über den so verwickelten Bau der Alpen vollkommen befriedigend zu lösen.

Das Urtheil aber ob der von uns, oder der von Herrn Schafhäutl eingeschlagene Weg der richtigere sei, bemerkt Herr v. Hauer, überlassen auch wir „in vollster Ruhe der Alles sichtenden und richtenden Zeit".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Wissenschaft des Geistes.

Von Dr. Gustav Biedermann.

(Prag, 1868. Verlag von Friedrich Tempsky.)

Das obige Werk ist eine Umarbeitung der gleichnamigen, ursprünglich in drei Bänden erschienenen Schrift, welche uns nun in Folge — namentlich im ersten Theile — vorgenommener, wesentlicher Kürzungen in einem Bande vorliegt. Die Bedeutung desselben, welche ganz vorzüglich in dem systematischen Grundrisse seiner Architektonik ruht, konnte durch die frühere, namentlich im ersten Theile etwas breite Ausführung nur verdunkelt werden, und so ist schon dies Aeußerlichste der vorliegenden Umarbeitung ein Mittel, um die unleugbar bedeutsame Arbeit hoffentlich der Würdigung weiterer Kreise zuzuführen.

Zwar ist ihr dieselbe in ihrer früheren Gestalt nicht bloß nicht gänzlich entgangen, vielmehr ist der Verfasser in Folge derselben mit ausdrücklicher Erwähnung des Verdienstes, welches er sich um das Verständniß Kants erworben hat, von der Universität zu Königsberg zum Ehrendoktor ernannt worden. Sie ist aber auch eben so wenig vielfachen Mißverständnissen und jener vornehmen Beurtheilung entgangen, welche jedes eigenthümliche Denken von der selbstzufriedenen Thätigkeit eines auf der ausgetretenen Fahrstraße der Schule einherwandelnden Meinens stets zu erfahren gehabt hat.

Zwar seine Schule verleugnet auch unser Verfasser nicht. Aber er wagt es, bereichert durch die Schätze derselben, auf eigenen Füßen dem Ziele der Wissenschaft zuzuschreiten. Lassen wir ihn selbst sprechen, wo er sein Verhältniß zu Kant und Hegel in folgenden scharfen Zügen kennzeichnet.

„Der Standpunkt des Wissens und die Selbstbewegung des Begriffes — das ist mit zwei Worten die Hinterlassenschaft der zwei Meisterphilosophen (Kant und Hegel), welche jeder Erbfähige anzutreten hat und welche auch die Wissenschaft des Geistes antritt, indem sie die Arbeit des Begriffes auf sich nimmt."

„Standpunkt der Wissenschaft ist also das Wissen. Aber wohlgemerkt, weder wird dasselbe damit als Ausgangspunkt noch als Abschluß aller geistigen Thätigkeit behauptet. Wie keine Lebensstufe sofort in voller Blüthe und Fülle dasteht, sondern einen Zeitraum vorbereitender Bildung durchzumachen, zuletzt aber durch Frucht- und Nutzbarkeit ihr Sein und Wesen zu bethätigen hat: ebenso muß das Wissen nicht bloß die Stufe höchster Entwicklung und Vermittlung seiner selbst, sondern einerseits auch die seiner Begründung, andererseits die seiner Bewährung zur Geltung bringen."

Digitized by Google

„Das Kant'sche Wissen geht nun ganz wissenschaftlich von der Erfahrung aus, erhebt sich von da zur Vernunfterkenntniß, nimmt aber in der Beurtheilung dieser seiner Erkenntniß eine nahezu begriffslose Stellung ein. Daß es die Erfahrung von seiner kritischen Thätigkeit ausschließt, dem unbefangenen Denken gegenüber sich als etwas Besseres fühlt, ohne doch wieder in diesem Bewußtsein selbst sich gegenständlich zu sein, daß es den wurmstichigen Dogmatismus der unkritischen Vernunft über den Haufen wirft, selbst aber noch unerwiesen der Unmittelbarkeit verfallen bleibt — das ist, wie die starke, so auch die schwache Seite seines Standpunktes."

„Hegel erst nennt die Kritik des Seins und Denkens geradezu Wissen und legt in einer so zu sagen unmittelbaren Vermittlung, in der Phänomenologie des Geistes sein Bewußtsein darüber nieder. Denn der Geist wendet sich vermöge seiner Wissenschaftlichkeit in ihr sofort sich selbst zu, ohne jedoch darin sein Interesse und Verweilen zu haben. Anstatt bei sich auszuharren, anstatt sich zu begreifen und den eigenen Inhalt auseinanderzusetzen, brennt er vielmehr vor Ungeduld, mit aller Welt sich zu messen und bleibt so im Ausleben seines Bewußtseins sich selbst ein vielfach ungelöstes Räthsel. — Weil aber, wie Hegel selbst sagt, der Weltgeist die Geduld gehabt, diese seine Formen in der langen Ausdehnung der Zeit durchzugehen und weil er durch keine geringere Arbeit das Bewußtsein über sich zu gewinnen vermochte, so kann auch das Individuum nicht mit weniger sein Wesen begreifen, und darf sich somit nicht erlauben, diesen Inhalt als bereits auf einfache Gedankenbestimmungen herabgebracht vorauszusetzen."

Hiermit hat Biedermann seine gegenüber Hegel ergänzende Aufgabe aufs Bestimmteste sofort dahin bezeichnet: die wissenschaftliche Entwicklung der Lehre vom Bewußtsein, welche Hegel und seine Schule bisher nicht durchgeführt hat, vor Allem ins Auge zu fassen.

„Also nicht etwa werthlos oder geradezu falsch", sagt er, „ist die Hegel'sche Begründung und Vermittlung des Wissens, nur reicht sie trotz aller Berechtigung nicht aus, weder für den Begriff des Bewußtseins und Denkens, noch für den des Wissens selbst. Denn, obgleich von Außen her angeregt, muß der Geist im Bewußtsein eben so für sich sein, denselben Weg und dieselbe Gesetzlichkeit seiner Entwicklung befolgen, wie an und für sich von allem Anfang seines Wisses; muß am Bewußtsein selbst die Macht des Wissens erproben, nicht aber unmittelbar am Dasein der Dinge, muß das Sein und Wesen des Bewußtseins für das Denken ausbeuten und dieses in seinem eigenen Unterschiede sich gegenständlich wissen, nicht aber im Fürsichsein des Denkens an dem Sein und Wesen der Dinge haften und sofort mit gleichen Füßen in den Begriff hineinspringen."

„Auf den so in seinem Grund und Wesen erwiesenen Wissensbegriff stellt sich aber die Wissenschaft des Geistes, und nicht geradezu auf den Kant-Hegel'schen Standpunkt des unmittelbaren Wissens."

Ebenso schließt sich der Verfasser in der Art und Weise der Inhaltsentwicklung an die dialektische Bewegung an, ohne aber auch in diesem Punkte durch die

Digitized by Google

Hegel'sche Philosophie sich unbedingt bestimmen zu lassen. Vielmehr scheint es uns ein wesentlicher Fortschritt zu sein, wenn Biedermann die so unmittelbar hingestellte Dreitheilung Hegels der Willkürlichkeit enthebt, auf die logische Grundlage der Theilung des Begriffes zum Urtheile, so wie der Verbindung des Urtheils im Schlusse zurückführt und zeigt, wie diesem ewigen Gesetze des Geistes ein gleiches in der Natur entspricht, so daß alles System der Wissenschaft nur gefunden werden kann durch das Finden dieser logischen und natürlichen Ordnung im Leben der Natur und des Geistes. Jedenfalls hat die Methode der Wissenschaft hiermit eine bestimmte, Jedem geläufige und von Jedem anerkannte Formel gefunden.

„Wird die Bewegung des Begriffes", sagt der Verfasser, „in Wahrheit dahin bestimmt, daß dieser mittelst des Urtheiles zum Schlusse zu kommen, somit sich auseinanderzusetzen und die unterschiedenen Theile in einer vermittelnden Einheit wieder zusammen zu nehmen habe; so ist damit im Ganzen genommen die Art und Weise der Wissensentwicklung auf den wissenschaftlichen Ausdruck ihrer Gesetzlichkeit zurückgeführt. Die Theilung des Einen in Zwei ist wie Natur-, so auch Denkgesetz; nur daß das zu Grunde liegende Eine, das in der Natur in die Zwei aufgeht, selbstständig neben den herausgesetzten Theilen sich erhält, daher die Dreitheiligkeit als die eigentliche Wissensweise sich herausstellt."

Den Grund aber dafür, daß Hegel den naheliegenden Begriff des Urtheiles für seine Methode nicht besser zu verwerthen weiß, sieht Biedermann in Hegels ungenügendem Begriffe vom Urtheile selbst, indem es demselben entgeht, daß der Inhalt des Gedankens, im Begriffe zusammengefaßt, von diesem selbst im Urtheile wieder auseinandergelegt wird und im Schlusse erst wieder eine Einheit bildet. An der Stelle dieser wirklich genetischen Entwicklung bewegt sich in dem, mit dem Satze identischen Urtheile Hegels ein Begriff zum andern, sodann aber auch wieder dieser zu jenem, an dem er hängen bleibt und, da er nicht zum Schlusse kommt, keinen natürlichen Fortschritt macht, sondern nur mit einem Sprunge aus nutzlosem Hin- und Herbewegen sich retten kann — eine Willkürlichkeit, welche die Hegel'sche Methode, und mit ihrer spezifischen Form auch ihre ganze, doch unleugbare Bedeutung vielfach um den Kredit gebracht hat.

Einen weiteren Fortschritt finden wir dann in der scharfen Scheidung von Vorstellung und Begriff, deren Ineinanderlaufen so viel Verwirrung veranlaßt und welche selbst bei Hegel fast nur dem Namen nach geschieden erscheinen.

„In ähnlicher Weise aber, wie der Begriff zum Urtheile und Schlusse", sagt Biedermann, „verhält sich die Vorstellung zum Gedanken und Begriffe. Daß sowohl Vorstellungen als auch Begriffe an und für sich einfache, ununterschiedene Bestimmungsweisen des Geistes sind, wodurch irgend ein demselben zugebrachter Inhalt mit einem Worte bezeichnet wird, darin besteht vorwiegend der Grund, warum beide bis auf die jüngste Zeit so gut wie gar nicht unterschieden, warum sie noch heutzutage verwechselt werden, obgleich in ihrem durchgeführten Unterschiede das ABC der Wissenschaft liegt und es geradezu allem Wissen zuwiderläuft, sich etwas vorstellen zu wollen, was nur zu begreifen ist, oder den Begriff zur Vorstellung

Digitized by Google

herabzusetzen; etwa vom Geiste eine Vorstellung, oder von irgend einem sinnlichen Gegenstande einen Begriff sich zu machen. Die Vorstellung ist eine in der Sinnlichkeit wurzelnde, durch die Erinnerung an die wahrgenommenen Gegenstände vorgeschrittene Thätigkeitsweise des übersinnlichen Bewußtseins, vermöge welcher der bildliche Gegenstand durch irgend eine Bezeichnung festgehalten und zur Erkenntniß gebracht wird; während der Begriff mit dem Gedächtnisse vorausgegangener Gedankenentwicklung möglicherweise zwar die Erinnerung des diesem Gedanken zu Grunde liegenden Vorstellungskreises sich bewahrt, in seiner Selbstthätigkeit aber zunächst und vor Allem doch nur auf den namentlich festgestellten und auseinandergesetzten Inhalt des Gedankens sich einläßt und damit, frei von aller unmittelbaren Einmischung des Bewußtseins, als rein geistig sich behauptet. Zwischen der Vorstellung und dem Begriffe liegt sonach ein weiter Weg, welcher es jener ein- für allemal unmöglich macht, so ohne Weiteres Begriff zu werden. Auch ist in der That nur der diesen Zwischenraum ausfüllende Gedanke begriffsfähig, nur dieser im Stande, Begriff zu werden, so wie nur der Begriff, nicht aber der Gedanke oder wohl gar die Vorstellung befähigt, im Urtheil und Schluß oder als Schlußsatz (als Definition) sich herauszusetzen. Gerade darin aber liegt der Beweis des Begriffes."

„Ein Denken, welches in genialer Ungebundenheit unmittelbarem Bewußtsein und zufälligen Eingebungen sich überläßt, bleibt wissenschaftlich roh; eine Wissenschaftlichkeit, die allen Ernstes für jeden besonderen Gegenstand eine besondere Methode, für jede Methode aber besondere Kunstgriffe sich vorbehält, hat von der Gesetzlichkeit des Wissens keinen Begriff. Ueberhaupt heißt geistreich sein noch nicht wissenschaftlich sein, macht ein von Bildern und Gleichnissen überströmender und in seinem Flusse Satz für Satz gestauter Feuilletonstyl ebensowenig die Art und Weise des Begriffes aus, als etwa Willkür des Gedankens die gesetzliche Freiheit des Wissens. Solcher Zuchtlosigkeit im Ausdrucke und Gedanken — bei der man die Gesetzlichkeit der Wissenschaft entschuldigen möchte, um ihr den Vorwurf der Systemsucht zu ersparen, der zu Liebe man die Dreitheiligkeit meiden sollte, um der Zerfahrenheit ihrer Einfälle und ihrem Belieben nicht in den Weg zu treten — wäre in der That ein gutes Stück Schulleine zu gönnen, selbst auf die Gefahr hin, vorerst nur äußerlich daran sich fortzuhelfen."

Umfang und Ziel endlich der Wissenschaft des Geistes wird durch den Umfang und das Ziel der Wissenschaft überhaupt mitbestimmt. Der Verfasser stellt sich von Haus aus auf den allumfassenden, im wahren Sinne des Wortes systematischen Standpunkt der Wissenschaft und bezeichnet als die dem Umfange nach alle ihre Theile in sich fassende und das höchste Ziel vor Augen habende Bestimmung den Lebensbegriff, der etwa dem hergebrachten Begriffe des Absoluten entsprechen möchte, sofern sein Inhalt als Gott und Welt sich herausetzt.

Das Leben aber, wie es einerseits nach seiner weltlichen und andererseits nach der göttlichen Seite hin und nicht minder in jeder besonderen Stufe einerseits als Sinnlichkeit, Körperlichkeit, Natürlichkeit, anderseits als Uebersinnlichkeit, Leiblosig-

Digitized by Google

keit, Geistigkeit hervortritt, scheidet überhaupt die Natur und den Geist als die wesentlichen Theile seiner Begriffsbestimmung heraus.

Natur, Geist und das diese ihre Bestandtheile in sich zusammenfassende Leben sind das Alles in Allem; Naturwissenschaft, Wissenschaft des Geistes, und Lebensweisheit ist das System der Wissenschaft, welches alle Theile der Wissenschaft in sich befaßt.

Die Wissenschaft des Geistes, welche uns als der vermittelnde, erlösende Theil der ganzen Wissenschaft entgegentritt — denn der Geist muß vor Allem um sich wissen, bevor er sich seinem Begriffe gemäß in einem Andern ausleben kann — schließt sich natürlich dieser Gesetzlichkeit seiner Entwicklungsweise an, indem sie in der Lehre vom Bewußtsein den durch die Natur unmittelbar bedingten und begründeten Geist, in der Lehre vom Geiste die Geistigkeit an und für sich, endlich in der Seelenlehre den im Leibe und im Leben bethätigten Geist darstellt. Erstere zwei bilden ihren theoretischen, letztere ihren praktischen Theil.

Ueber die Stellung des ersten Theiles, der Lehre vom Bewußtsein, kann kaum Streit entstehen; denn das Bewußtsein ist der natürlichste, geschichtlich thatsächliche, wissenschaftlich festgesetzte Ausgangspunkt des Geistes. Dieses aber erscheint wieder zunächst als sinnliches Bewußtsein, das zum übersinnlichen vorgeschritten im Selbstbewußtsein sich abschließt.

Der Aufbau des zweiten Theiles der Wissenschaft des Geistes, die Lehre vom Geiste selbst, geschieht dann auf dem Gerüste der Begriffe des Denkens, des Wissens und der Wahrheit.

Zur Seelenlehre aber, als dem dritten Theile, gelangt Biedermann durch die Betrachtung, daß der Geist, welcher in den beiden theoretischen Theilen seinem Drange sich selbst zu begreifen unaufgehalten nachgeht, nun, nachdem er sich in seiner eigenen Wesenheit klar geworden, die durchlaufene Bahn nicht etwa gleichgiltig zu überblicken vermag, sondern was er so denkt und weiß, auch zu verwirklichen genöthigt ist. Den so praktisch gewordenen Geist nennt Biedermann die Seele, die wieder als thierische, menschliche und göttliche dargestellt wird.

Wir sehen so, daß in Biedermanns Wissenschaft des Geistes der Geist in einem weiteren Sinne so genannt, in seiner praktischen Bedeutung aber als Seele bezeichnet wird. Gegen diese Stellung der Seelenlehre können vom Standpunkte der gangbaren Auffassung Bedenken erhoben werden und sie sind zum Theile bereits erhoben worden. Einmal ist man gewohnt den Geist als die höhere Form der Entwicklung der Seele zu betrachten, folglich den Begriff der Seele vor jenen des Geistes zu stellen. Sodann behandelt man wohl die praktische Seite der Kräfte und Triebe in der Seelenlehre, nicht aber diejenige des Willens, oder wohl gar die der ethischen Willensformen, während Biedermann alle ethischen Grundbegriffe in der Seelenlehre abhandelt.

Hat aber Biedermann einmal diese in die Seelenlehre aufgenommen, dann ist es begreiflich, daß er ihre Grundlagen, nämlich die Kraft, den Trieb ꝛc. nicht in der Lehre vom Bewußtsein abhandelt, daß er sich bei der theoretischen Seite

Digitized by Google

des Geisteslebens in der Entwicklung desselben nicht aufhalten läßt, sondern hier erst aus dessen tieferen Stufen nachholt, was als Unterlage des praktischen Geistes erscheint. Den eigentlich ethischen Begriffen der Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit geht auch unzweifelhaft die ganze Lehre vom Geiste logisch voran, wie sehr man dies auch immer von der Kraft, dem Triebe und der Begierde bestreiten sollte.

Wie man nun aber auch hierüber urtheilen mag — der Streit über Namen, so berechtigt er auch überall und besonders auf dem Gebiete der Philosophie ist, wird unser Urtheil nicht beirren, welches in den oben angeführten drei Theilen den wesentlichen Inhalt der sonst als Psychologie, Logik und Ethik bezeichneten Disziplinen in streng wissenschaftlichem Zusammenhange aufzeigt, der, im Ganzen richtig, in seinen einzelnen Theilen mit großem Scharfsinne und vielfach in Entwicklungen durchgeführt ist, welche als ganz neu und entschieden glücklich bezeichnet werden müssen. Namentlich gilt dies unseres Erachtens vom dritten Theile, welcher von keinem Schriftsteller über ethische Disziplinen unbeachtet bleiben sollte

Sei es gestattet, etwas näher auf den Gang der Darstellung einzugehen.

Das Bewußtsein wird, wie bereits erwähnt, als sinnliches, übersinnliches und als Selbstbewußtsein unterschieden. Das erste wird durch die Begriffe der Empfindung, Wahrnehmung und Erfahrung, das zweite durch die der Erinnerung, Vorstellung und Erkenntniß, das letzte durch die Begriffe des Gefühles, der Besinnung und des Bewußtseins entwickelt.

„Jede Entwicklungsstufe des Bewußtseins bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes — ebenso jeder Begriff seiner Entwicklungsstufe — trägt aber ebenso die Keime der vorgeschritteneren in sich, die sich in ihr gleichsam unter der Hand schon geltend macht. Mit jeder an den Dingen bethätigten Bewußtseinsstufe wird zugleich ein oder der andere Zweck des Bewußtseins erreicht, mit jedem solchen Zwecke wieder ein Mittel gewonnen, bis endlich das Bewußtsein bei sich selbst angelangt, von seiner Thätigkeit überzeugt und seiner Selbstständigkeit und der Gegenständlichkeit für sich gewiß, in sich selbst das Mittel findet und sich selbst als Zweck setzt, welchen Zweck zu überschreiten, ohne sich selbst aufzugeben, es zwar nie fähig sein wird, dessen Erkenntniß zu erweitern ihm aber unbenommen bleibt."

Hat Biedermann hier in einer Folgerichtigkeit und Gediegenheit, wie sie bisher in diesem Theile nicht zu finden ist, die erste Entwicklungsstufe des Geisteslebens in der Lehre vom Bewußtsein behandelt, so hat er damit zugleich den vollkommenen Zusammenhang ermöglicht, er hat die Brücke geschlagen für die Entwicklung des spezifischen Geisteslebens, die Brücken zwischen den äußersten Endpunkten desselben von der Empfindung bis zum Begriff.

Lassen wir nun auch in der Lehre vom Geiste den Verfasser selbst sprechen und zeigen, wie er zunächst zum Begriffe des Denkens gelangt, dann das Denken zum Wissen, den Gedanken zum Begriffe und zur Idee entwickelt.

„Vor Allem ist nun hier der innere Zusammenhang des Denkens mit dem Bewußtsein hervorzuheben."

Digitized by Google

„Und da stellt denn einerseits dieses eine für sich bestehende Entwicklungsstufe des Geistes dar, ohne mit dem Denken zunächst etwas gemein zu haben. Denn ein Ding empfinden, heißt doch nicht es denken, noch muß Denken mit der Empfindung verknüpft sein. Eben so geht das Wahrnehmen recht gut ohne Denken von statten, geschweige denn daß es selbst Denken wäre. Am wenigsten allerdings wird eine vorgerückte Erfahruug das Denken missen können, obschon auch hier die Nothwendigkeit einer unbedingten Hilfeleistung des Denkens nicht besteht. Gleiches gilt vom übersinnlichen Bewußtsein und vom Selbstbewußtsein. Mit einem Worte: je vorgeschrittener das Bewußtsein, desto weniger kann es ohne Denken bestehen, ohne doch völlig davon durchdrungen zu sein, oder im Denken völlig aufzugehen. Andererseits hängt das ursprüngliche Hervortreten des Denkens derart vom Bewußtsein ab, daß ohne vorhergegangenes Bewußtsein Denken gar nicht möglich ist."

„Kann aber das Bewußtsein durch sich selbst nicht Denken werden, denn es kann ja nicht über sich hinaus, und ist das Denken eben so wenig im Stande, unmittelbar von sich auszugehen, denn es ist ja selbst erst im Entstehen, wo liegt dann der Ausweg, um fortzukommen?"

Die Antwort, welche Biedermann hierauf gibt, möchten wir in unserer Weise in die Worte fassen: Denken ist innerliches Sprechen, ist der Akt, in dem das Objekt des Bewußtseins als Gedanke ausgesprochen, d. i. vom Bewußtsein losgerissen und im Satze ausgedrückt, gesetzt wird.

„Es ist das im Bewußtsein unmittelbar thätige Denken," sagt Biedermann, „welches dasselbe weiter bringt. Das, wodurch das Denken bedingt wird und was es zu werden nöthigt, ist das Bewußtsein, das aber, was so geworden, das Bewußtsein schöpferisch befruchtet und daraus ein Anderes hervorbringt, ist das Denken selbst. Das Auseinandersetzen des Bewußtseins und Denkens ist also ein Losreißen des Denkens von dem ihm zu Grunde liegenden Bewußtsein, das Denken aber, als *diese durch den Satz bestimmte Form des Geistes*, damit wesentlich bestimmt. Denn geht es auch als Gedachtes weder in seinem Inhalte noch in der Form entschieden genug über den Standpunkt des Bewußtseins hinaus, ist der Inhalt so gut wie derselbe, nur ganz allgemein bestimmt (als Ding, Gegenstand, Sein, Wesen), bleibt es in der Form beim Namen, nur daß die Vorstellung dafür nicht ausreicht; so bekommt es dagegen im *Gedanken* eine neue Form, indem besondere Inhaltstheile herausgesetzt und als auf einander bezogen auseinandergesetzt werden, wodurch der Inhalt selbst als ein wesentlich anderer sich herausstellt. Indem aber das Denken trotz aller Selbstvermittlung und Selbstbethätigung am Ende nicht wieder zu denken ist, vielmehr als so unmittelbar in der That *gewußt* wird, ist damit zugleich das Wissen vom Denken in seiner Unmittelbarkeit bereits zum Begriffe gebracht."

„Und nunmehr erst ist es dem so unmittelbar bethätigten Wissen gegönnt, sich in seiner eigenen Thätigkeit gegenständlich zu werden. Bewußtsein und Denken sind eben die nothwendige Grundlage des Wissens, ohne jedoch der eigentliche, innerlichste Beweggrund desselben zu sein, als welcher und damit als selbstständiger Beginn

Digitized by Google

und erste Verwirklichung des Wissens vielmehr der Begriff sich herausstellt; die unmittelbarste, unentbehrlichste Form- und Inhaltsentwicklung des Wissens, von der Vorstellung und vom Gedanken sofort aufs entschiedenste unterschieden, weil nicht bloß das Denken oder wohl gar geradezu Bewußtsein für sich in Anspruch nehmend."

„Denn kommt der Gedanke, über die bloße Vorstellung hinaus, durch ihre Auseinandersetzung zu seinem Inhalt, so nimmt der Begriff dagegen die ihm zu Grunde gelegte Inhaltsentwicklung zusammen, bringt den Gedanken zu Ruh und Abschluß. Gleichsam das letzte Wort des Denkens, in der That aber das erste des Wissens, erscheint der Begriff insofern als das gerade Gegentheil des Gedankens, spricht nicht viel, sondern drückt mit einem Worte aus, was er zu sagen hat, dadurch der Schrankenlosigkeit des Denkens ein Ende machend. Aber auch die Bedenken werden behoben, das Nachdenken erreicht sein Ziel, indem der Begriff zu Stande kommt. Ist doch der Gedanke darin aufgegangen, somit in Betreff des Inhaltes der unmittelbare Begriff selbst. Das entscheidende Merkmal und gleichsam die Probe des Begriffes aber ist es, sich im Urtheil und dieses sein Urtheil im Schlußsatz auszusprechen, von sich als dem Endpunkt einer früheren Entwicklung auszugehen, im Urtheil schöpferisch auseinandergesetzt bei sich zu bleiben, im Schlusse endgiltig sich selbst zu setzen und dadurch sein Schaffen zu beweisen. Damit ist das Denken zum Wissen geworden, dieses aber als Begriff das, was gewußt wird, und insofern der Begriff selbst unmittelbares Wissen, Begreifen."

„Die Idee nun ist die Erweiterung und Vertiefung des Begriffes — sowohl der beschränkte Umfang als auch sein Rest von Unmittelbarkeit wird überwunden — besteht aber, was ihre Form betrifft, unbeschadet als Begriff fort und verhält sich nicht minder in ihrem Inhalte dem Begriffe wesentlich gleich, so daß stets Begriff statt Idee zu sagen unbenommen bleibt, vorausgesetzt, daß man den Begriff der Idee nicht mit dem des Gedankens oder der Vorstellung verwechselt. Begriffe und Ideen sind eben Entwicklungsstufen des Wissens und insofern einander näherstehend als Gedanke und Begriff, oder jener und die Vorstellung Auch wird die Idee, als erweiterter Begriff, als Zweck- und Hauptbegriff, geradezu durch den Begriff bestimmt. Dennoch bleibt der Unterschied immerhin groß genug. Daß der Begriff im Schlusse sein Ziel erreicht oder für erreicht hält, während der Idee, aus Grund der unendlichen Entwicklungsfähigkeit ihres Inhaltes, daß gesetzte Ziel immer wieder in die Ferne gerückt bleibt, in diesem Bewußtsein der Unfertigkeit und in dem Triebe, dieselbe zu überwinden, kommt gerade ihre wesentliche Eigenthümlichkeit zum Durchbruch: dem Umfang nach Gattungsbegriff, ihren Inhalt als eine reichhaltige Gliederung von Artbegriffen festzuhalten, die alle auf die Erreichung und Ausführung des einen Hauptbegriffes losgehen."

„Und sofort mit der Erweiterung des Begriffes zur Idee hängt die Frage nach dem Begriffe und der Entwicklung des Satzes zusammen. Zwar wird der Satz schon in allem Anfang des Bewußtseins als das Mittel benützt, den Inhalt des letzteren mit auszusprechen, allein weder im Bewußtsein, noch im voraus ist

Digitized by Google

der Begriff zu erreichen, seitens sprachlicher Entwicklung des Bewußtseins aber höchstens zur Namensbestimmung vorzudringen. Ebenso kommt das Denken, gleichviel ob unmittelbar im Bewußtsein oder an und für sich, zum Sprechen, ohne im Begriffe der Sprachentwicklung auch nur einen Schritt vorwärts zu thun."

„Den Begriff des Satzes und die Ausdrucksfähigkeit des Begriffes im Satze beweisen sodann die Denkgesetze — der Satz der Gleichheit, des Unterschiedes und der Einheit — welche, die Gesetzlichkeit des Denkens in seiner Begriffsgemäßheit setzend, im Grunde genommen des Wissens Gesetze sind für das Denken und Sprechen. Das Wissen tritt gleichsam unter der Hand auf. Die Denkgesetze bestehen in einer dem Wissen vom Begriffe entsprechenden Entwicklung der Satz- und Denklehre, sind das im Satze begriffsgemäß ausgesprochene Denken, und damit der Nachweis der Begriffsgemäßheit des Satzes selbst. Das also, was das Denken nöthigt, gerade so und nicht anders vorzugehen, ist der Begriff; die Willkür des Denkens wird zur Freiheit in der sich selbst auferlegten Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit."

„Wie aber der Begriff durch sein Urtheil nicht zu Ende geführt ist, so hat auch der Begriff des Satzes seinen Abschluß noch nicht erreicht, so lange sich ergänzende Sätze ohne vermittelnd durchgreifende Schlußfolge ausgesprochen werden. Als Voraussetzung, Begründung und Schlußfolgerung bestimmt, wird der schlußgemäßen Auseinandersetzung das Gepräge einer maßgebenden Vorschrift, zum Wesen zu gelangen, aufgedrückt."

„Mit dem Zweckbegriffe tritt sodann, wie die wesentliche Bestimmung der Idee, so auch die für das Wissen entscheidende Wendung ein. Der Zweck des Begriffes ist das Wissen und dieses hat sich als Idee selbst zum Zwecke; dem Wissen ist es um seinen eigenen Begriff zu thun."

Indem so Begriff und Idee als das Wissen konstituirende Theile gefaßt werden, hat das Wissen sich selbst erfaßt und damit den ganzen Inhalt des Geistes. Indem so das Wissen sich selbst gegenständlich geworden, ist es auch der Geist mit ihm, er ist bei sich selbst angelangt, ist Ich geworden, der höchste Begriff, in dem alle Theilbegriffe des Geistes nur als in einander gelaufen, aber alle gleichwohl als zusammengefaßt erscheinen. Das Wissen hat sich nunmehr als das erwiesen, was es unmittelbar ist, nämlich als Sichwissen.

„Als dieses An- und Fürsichsein, so ansichselbst und selbstfürsich, ist es aber das Ich: der vermitteltste, zugespitzteste Begriff des Wissens, einerseits allen Wissensinhalt in einen Punkt zusammendrängend, in ein Wort zusammenfassend, andererseits am Ende jede Wissensform ausdrücklich oder versteckter Weise auf sich zurückführend, im Unterschiede des Begriffes und der Idee als Kategorie, als der das Wissen überhaupt aussagende Begriff bestimmt."

„Gleichwie die schöpferische Natur zunächst mehr die Gesetze äußerlicher Bewegungen und die der ungebundeneren Abstoßung und Anziehung, als jene der freien Lebenskraft bethätigt, also von beziehungsweise unentwickelteren Stufen zu mehr und mehr ausgebildeteren vorschreitet: ebenso reißt sich die Wissenschaft nur

Digitized by Google

allmälig los von der ursprünglichen Sinnlichkeit des Bewußtseins, überwindet die einseitige Abgezogenheit des Denkens und arbeitet sich zu einem Bewußtsein und Denken vermittelt in sich enthaltenden Wissen hindurch."

„Daß nun dieses in sich und durch sich abgeschlossene Wissen sich erprobe, darauf kann im Vorhinein als auf das letzte Bedürfniß und nächste Ziel der Wissenschaft hingewiesen werden. Jedenfalls wird es vor Allem den möglichst unzweifelhaften Beweis führen müssen, so wie es ist, auf richtigem Wege zu sein. Erst so ist es bewährtes Wissen, erst so Wahrheit und damit erst der letzte Zweck alles Wissens erreicht."

„Die vornehme Pilatusfrage ist sonach nicht mehr ohne alle Antwort."

In dem geschichtlichen Abschnitte der Wissenschaft des Geistes nun findet und liefert Biedermann den nachträglichen Beweis dafür, daß die gegebene Wissensentwicklung der Wahrheit gemäß ist. Indem er aber die Wahrheit, der Bewährung des Bewußtseins, des Denkens und Wissens entsprechend, als die des Verstandes, der Vernunft und des Geistes bestimmt und in diesem ihrem Unterschiede der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft zu Grunde legt, läßt er die Geschichte der Wissenschaft in drei entsprechenden Hauptabschnitten hervortreten.

Wir müssen es uns versagen auf diese dem wissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers entsprechende Behandlung der Geschichte der Philosophie einzugehen, obschon dieser Abschnitt zur Würdigung seines Wissens und Wollens die unmittelbarste Handhabe bietet. Im Einzelnen und Besonderen möchte so Manches zu beanständen und anderweitig zurechtzulegen sein, aber im Ganzen dürfte doch niemand anderer von seinem eigenen Standpunkt aus eine solche wissenschaftlich vermittelte Darlegung der Geschichte der Philosophie in solcher Folgerichtigkeit durchgeführt haben. Nicht nur größere Zeitabschnitte, auch alle bedeutenderen Persönlichkeiten werden als die Träger und gleichsam als die Verkörperung eines oder des andern bestimmten, als Entwicklungsstufe der Wissenschaft sich erweisenden Begriffes hingestellt. Namentlich ist die ausführliche Darstellung der letzten großen Ahnherren, Kant und Hegel, eben so wahrheitsgetreu als scharfsinnig.

Auch über die Seelenlehre gestattet der zugemessene Raum nicht, uns des Weitern auszulassen. Sie ist, wie schon erwähnt, eben so eigenthümlich und wissenschaftlich durchgeführt, wie die Lehre vom Bewußtsein und Geiste und nebenbei voll treffender, tiefgehender Bemerkungen und Gedankenblitze. Wir begnügen uns, um Eins hier zu erwähnen, darauf hinzuweisen, daß der Begriff des Gewissens von dem Verfasser für die Psychologie geradezu erst entdeckt wurde und daß, wie durch das Gemüth die Sittlichkeit, so durch das Gewissen das ganze Rechtsbewußtsein begründet, und wieder mit der Sittlichkeit und Rechtlichkeit, diese beiden ergänzend und veredelnd, die Religiosität als im innigsten Zusammenhange nachgewiesen wird.

Wir haben den Verfasser zumeist für sich sprechen lassen, haben ihn mit seinem Werke mehr eingeführt als dieses kritisirt. Soviel scheint uns aber gewiß, welchen philosophischen Standpunkt man immerhin einnehme, wissenschaftlichen Ernst und

Digitized by Google

Gediegenheit, Ausdauer und Fleiß, diese Tapferkeit des Gelehrten, wird dem Verfasser Niemand absprechen können.

Schließlich sei es noch erlaubt, auf eine Eigenthümlichkeit dieser Wissenschaft des Geistes hinzuweisen, welche kaum einer ihrer geringsten Vorzüge sein möchte, die nämlich, daß sie, durchaus deutsch geschrieben, alle Fremdwörter meidet, und selbst in den terminis technicis der Philosophie, in welchen man bisher der griechischen und lateinischen Wurzeln nicht entbehren zu können vermeinte, der heimischen Ausdrucksweise treu bleibt. Wer sich daher eine philosophische Schrift nicht denken kann ohne das Geklingel und Gerassel von Idealismus und Realismus, Transzendenz und Immanenz, Abstraktion und Reflexion, Potenz und Substanz u. s. w., der wird sich in dieser Wissenschaft des Geistes mit seinem eigenen Wissen etwas fremd vorkommen. Sind wir auch weit entfernt davon, wie man sich in der jüngsten Zeit erlaubt, die Sprache glattweg als eine physische Wissenschaft zu behaupten, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß jede Sprache in dem natürlichen Grund und Boden ihrer Sinnlichkeit wurzelt und erst von da aus zu ihrem geistigen Inhalt sich erhebt.

„Der Name", sagt Biedermann, „ist überhaupt nicht etwa irgend ein zufälliger, gleichgiltiger Umwurf, der nach Belieben heruntergeschlagen und wieder erneuert werden könnte, sondern die nach und nach fest gewordene Schale des darin gereiften geistigen Kernes ist die abgenöthigte Erscheinung sowohl der im Vorstellen unmittelbar nachwirkenden Sinnlichkeit, als auch des in Begreifen wirksamen Gedankens. Was der Begriff ursprünglich bedeutet, das spricht er auch mehr oder weniger aus, und wie er von Haus aus geartet und beschaffen ist, so wird er auch heißen. Seine Benennung ist daher kein leerer Titel, vielmehr sein Eigenname, der ihn als Persönlichkeit hinstellt. Freilich, traut man der gegentheiligen Versicherung, so ist es eben vom Uebel, an die dem Namen eigenthümliche Bedeutung zu denken, den Ausdruck von seinem ursprünglichen, sinnlich vermittelten Inhalt abhängig zu machen oder diesen in seiner Auseinandersetzung auf jenen zurückzuführen, weil durch die Erinnerung an die eigentliche, sinnliche Bedeutung des Namens der wahre Begriff des in ihn hineingelegten Inhalts verloren gehe. Bei Fremdwörtern werde gar nicht daran gedacht, „„was sie wirklich bedeuten mögen, sondern geradezu an den Begriff, den sie bezeichnen"". Das sei ein Vorzug. Als ob der Begriff so blindlings und zufällig in fix und fertig ihm übergebene Namen hineinzuspringen hätte; als ob er unbedingt etwas ganz anderes bezeichnen müßte, als worauf sein Name hinweist; als ob es ein Mißgriff oder eine Schande für den Begriff wäre, sich seiner wörtlichen Bedeutung und ursprünglichen Herkunft zu errinnern. Hat es auch nur den Schein der Wahrheit für sich, daß über die Erinnerung an die eigentliche, sinnliche Bedeutung des Namens die „„Abstraktion"" desselben und damit der Begriff verloren gehe? Muß nicht die geistige Bedeutung von irgend einer natürlichen abstrahirt werden, nicht der übersinnliche Begriff von Haus aus auf irgend einen Zusammenhang mit der Sinnlichkeit sich stützen? — Daß übrigens die Wiedertaufe des Begriffes nach bestem Wissen und Gewissen

Digitized by Google

vorzunehmen und lieber ein ketzerischer Ausdruck beizubehalten, als mit Gewalt deutsch zu machen sei; daß der Name überhaupt nicht gemacht werden dürfe, sondern als die lautgewordene Erkenntniß an der Hand eines gebildeten Sprachgebrauches sprachgesetzlich sich zu entwickeln habe, somit völlig eingebürgerte und unersetzbare Fremdwörter als ebenbürtig anerkannt werden müssen, versteht sich von selbst. Ueberhaupt, Namen zu meistern, ehe man sich der Sache bemächtigt hat, wäre die verkehrteste Art die Sprache zu reinigen". In diesem Sinne hat es der Verfasser auch nur mit der Begriffsbestimmung gehalten, ohne der Sprache selbst oder dem dadurch vertretenen Inhalt irgend eine Gewalt anzuthun Uns aber dünkt diese Reinheit der Sprache nicht nur ein Fortschritt der Wissenschaft, sondern nebenbei auch ein nicht gering anzuschlagendes Hilfsmittel, das Verständniß philosophischer Schriften zu erleichtern. Sollte man doch meinen, daß es keinen gröblicheren Vorwurf gebe, als den, wenn Leute vom Fach immer wieder sich vorhalten, daß Einer den Andern nicht verstehe, weil eben Jeder einen und denselben Ausdruck ganz anders auffaßt und auslegt. Das Eingehen auf die sprachliche Bedeutung jedweder Begriffsbestimmung schneidet solcher Willkür wenigstens zum Theile ihr zufälliges Meinen und einseitiges Verständniß ab.

Die Ausstattung des Werkes muß eine sehr anständige genannt werden.

Dr. L. H.

Die künstlerische Ausschmückung des neuen Opernhauses in Wien.

Im Laufe dieses Sommers wird der kolossale Bau des neuen Opernhauses sich über das Niveau der neuen Ringstraße erheben, und nachdem die Frage wegen der Steinverkleidung in einer den Anforderungen der Kunst entsprechenden Weise entschieden wurde, in gemessener Weise fortschreiten. Für die nächste Zeit ist dieser Bau ohne Frage das wichtigste Ereigniß im Kunstleben Wiens, der einzige Neubau, bei dessen Durchführung höhere Anforderungen in den Vordergrund treten. Je seltener dies der Fall ist, je weniger unsere Zustände es erlauben, daß in solchen Dingen experimentirt werde, um so nothwendiger ist es, dieselben offen zu erörtern. Bei kirchlichen Bauten hat man angefangen, besseren Gesichtspunkten Rechnung zu tragen. Bei anderen öffentlichen Gebäuden wurde nur in zwei Fällen, nämlich bei den Arsenalbauten vor der Belvederelinie und bei dem Bankgebäude im Innern der Stadt, vom Anfang an ein künstlerischer Maßstab festgehalten. Wir sind zwar in Oesterreich auch bei kirchlichen Bauten für die nächste Zukunft nicht über alle Gefahr hinaus. Wohl hat sich der Kreis von Kunstfreunden auf diesem Gebiete in der jüngsten Zeit bedeutend erweitert; aber er ist weder groß genug, noch hinreichend durch Träger aus jenen Kreisen gefestigt, von deren Einsicht und gutem Willen in der kirchlichen Architektur der Fortschritt der Kunst vorzugsweise

Digitized by Google

abhängt. Ist hier ein wachsames Auge wünschenswerth, so ist eine erhöhte Aufmerksamkeit bei Bauten, welche außerhalb kirchlicher Kreise liegen, eine unbedingte Nothwendigkeit.

Das Ungewöhnliche von größeren Aufgaben in der Kunst, die spezifisch Wienerische Uebung, höheren Gesichtspunkten auszuweichen, die Neigung, große Gegenstände mit kleinem Maßstabe zu messen, durch Auskunftsmittel ernste Prinzipien in den Hintergrund zu drängen, sind Hemmnisse, welche sich beim Opernhausbau aus den Gewohnheiten des hiesigen Lebens strengeren künstlerischen Anforderungen von selbst entgegenstellten. Das sind Momente, deren Einfluß auf jedem Gebiete geistigen Lebens nicht zu unterschätzen ist, und die in Betracht gezogen werden müssen. Bei dem Baue handelt es sich gegenwärtig, nachdem der Plan längst schon genehmigt ist, um ein künstlerisch durchgebildetes System der Dekoration im Allgemeinen, und in demselben speziell um den Antheil, welcher dabei der Plastik zufällt, und endlich noch um die Lösung bestimmter architektonischer Aufgaben.

Fassen wir die dekorative Aufgabe des Opernhauses in seiner Totalität ins Auge, so gehört dieselbe ohne Frage zu den größten, welche gestellt werden könnten. Ihrem Gedankeninhalte nach muß sie sich in einer Stadt, welche die erste Musikstadt der Welt zu sein sich rühmt, in der ein Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert gelebt haben, auf der Höhe der strengsten Anforderungen bewegen; ihrem Formgehalte nach gibt es kein Gebiet künstlerischer Thätigkeit, das nicht zur Lösung derselben berufen wäre. Die dekorative Kunst im engsten Sinne des Wortes, als theatralische Dekoration, wie die auf dem Boden des Idealen stehende große Plastik, finden darin eine Stelle. Wenn irgend ein Bau, so wird das Opernhaus der Prüfstein sein, an welchem die spätere Zeit die Kunsteinsicht und die künstlerische Leistungskraft des heutigen Oesterreich wird beurtheilen müssen.

Die ganze künstlerische Ausschmückung setzt ein bestimmtes Programm voraus. Bei dem Umstande, daß die ganze Leitung der Stadterweiterung in den Händen des kunstfreundlichen Grafen Wickenburg ruht, zweifeln wir nicht im Geringsten, daß in dieser Angelegenheit in ähnlicher Weise vorgegangen werden wird, wie bei der Ausschmückung der Altlerchenfelder Kirche und des Waffenmuseums im großen Arsenale. Die Aufgabe der Ausschmückung des Opernhauses ist, sowohl was den Inhalt des Darzustellenden, als das Hereinziehen künstlerischer Thätigkeit betrifft, eine viel größere und komplizirtere, als in den genannten Fällen und das Feststellen eines Programmes die Vorbedingung eines glücklichen Gelingens [1]. Wir sind überzeugt, daß die beiden Architekten, Prof. E. van der Nüll und A. von Sicardsburg, in deren Hände die künstlerische Durchführung des Opernhauses gelegt ist, sich selbst die höchsten Zielpunkte setzen werden; die Bemerkungen, welche wir machen, sind einzig und allein gemacht, um unserem kritischen Gewissen zu genügen, und das außerhalb der betheiligten Kreise stehende Publikum, welches sich

1 Mit Abfassung desselben bei dem erstgenannten Baue war Prof. Führich, bei letzterem in seiner jüngsten Gestalt Prof. Karl Blaas im Vereine mit einigen Fachmännern, wenn wir nicht irren, betraut.

Digitized by Google

für den Bau lebhaft interessirt, zu orientiren. Seit mehreren Jahrzehnten schon haben wir Gelegenheit, letzteres zu beobachten, und wir sprechen daher in dieser Sache als durch längere Erfahrung, von älterem wie von jüngstem Datum, gründlich belehrt. Es hat eine Zeit gegeben, wo wir der Ausschmückung und Umgestaltung des Inneren des Stephansdomes mit der größten Besorgniß entgegengesehen haben — diese Zeit ist glücklich vorüber; wir blicken noch jetzt nach der inneren Ausschmückung der Votivkirche nicht ohne bange Gefühle. Wir haben allerdings in der jüngsten Zeit erfahren, daß bei der Ausschmückung von größeren Innenräumen andere Gesichtspunkte festgehalten werden, als es die sind, welche vom Tapezierer vorgezeichnet werden. Die Herren: Baron Sina, v. Todesco, Drasche u. a. m. haben nachahmungswerthe Beispiele vorgeschrittener Geschmacksbildung auf dem bezeichneten Felde gegeben. Aber trotzdem sind wir nicht ohne Besorgnisse. Während man an anderen Orten das System der Dekoration, zu der auch die Wandmalerei gehört, in einer Weise aufgefaßt hat, daß eine lebendige und gesunde Kunstrichtung daran nicht anknüpfen konnte, leidet das System der gewöhnlichen Wiener Dekoration, wenn der Ausdruck erlaubt ist, an einer gemüthlichen Systemlosigkeit, wie sie anderwärts nicht leicht vorkommt. Die Renaissance mit ihren belebenden und reinigenden Ideen hat in früheren Jahrhunderten hier ihren Sitz nicht aufgeschlagen, dagegen die barocke Kunst sich in den willkürlichsten, stylwidrigsten Richtungen entfaltet. Sie hat hier viel beigetragen, den Geschmack der Massen zu verderben. Die Nachwirkung dieser Schule ist noch in manchen Bauten neuesten Datums zu sehen. Wohl liegt auch darin oft eine Fülle sinnlichen Lebens, hie und da auch eine Heiterkeit und Behaglichkeit, die wohlthut; wohl fühlt man, daß Wien mehr als eine andere deutsche Großstadt alle Elemente in sich hat, um auf diesem Felde zu dominiren, aber noch fehlt Vieles, sehr Vieles, um dieses Ziel zu erreichen. Eine Reinignng und Erhebung der Geschmacksideen thut vor Allem noth.

Die dekorativen Künste müssen bei uns noch einen großen Läuterungsprozeß durchmachen, wenn sie sich über den Kreis der Mode auf ein künstlerisches Gebiet erheben sollen; sie brauchen eine Schule, eine intelligente Pflege, um sich zu entwickeln. Diese ist ihr nur bei großen Bauten geboten, wie es Kirchenbauten, die Arsenalbauten, das Opernhaus sind. Von dem dekorativen System unserer Zinshäuser kann man nur ausnahmsweise eine wirkliche Förderung der Kunst erwarten; zumeist korrumpiren sie den Geschmack. Wenn irgend ein reicher Hausherr etwas Erkleckliches dafür thut, so ist es eine Seltenheit; in der Regel wird selbst in den Fällen, wo derselbe den heroischen Entschluß faßt, Statuen an seinem Hause anzubringen, so schlecht bezahlt, daß man den Maßstab einer künstlerischen Leistung an solche Dinge gar nicht legen kann. Aufträge der Art beschäftigen nur zur Noth den Künstler; aber die Kunst fördern sie gewiß nicht, im Gegentheil. Wir haben hier mehr als einen Künstler kennen gelernt, der von Hause aus begabt und hoffnungsvoll, aus den Lehrsälen der Akademie herausgetreten, unter der erdrückenden Wucht der Tagesarbeit für Bauunternehmer zu Grunde gegangen ist. Alles vereinigt sich, um

Digitized by Google

bei dem üblichen Systeme der Ausschmückung jüngere Künstler zu verderben. Man verlangt die Lieferung der Arbeiten innerhalb einer Zeitfrist, die so kurz bemessen ist, daß der Künstler zum Denken über die Arbeit selbst nicht kömmt, und man bezahlt sie nebenbei auch noch in einer Weise, daß er in der Regel bei diesen Arbeiten nicht soviel verdient, um zu einer anderen Zeit dann etwas Besseres und Durchgebildetes schaffen zu können. Er gewöhnt sich selbst leicht daran, das, was er macht, als ein bloßes Geschäft zu betrachten, und ist er einmal auf dem Standpunkt, sich als Geschäftsmann anzusehen, angelangt, dann ist er für die Kunst verloren. Darum wünschen wir im Interesse der vaterländischen Kunst, daß die Ausschmückung des Opernhauses in dem Geiste geleitet werde, in dem ein Schinkel in Berlin, ein Semper in Dresden, Klenze in München, bei solchen Anlässen ausgegangen sind. Wir würden jede Summe als eine Verschwendung betrachten, die aus diesem Anlasse in anderer Weise verwendet würde.

Unter den Künsten, welche bei der Ausschmückung des Opernhauses werden zur Anwendung kommen, nehmen nächst den eigentlichen sceniſchen Dekorationen und den Ornamenten für die großen, eines Schmuckes bedürftigen Räume, die Historienmalerei und die Plastik eine ganz hervorragende Stelle ein. Wenn sich bessere Ideen über Kunst entwickeln, so ist es dort, wo sie berufen sind, an Einem Monumente harmonisch zusammen zu wirken. Nichts befördert die Einseitigkeit und manierirte Formen in den einzelnen Künsten mehr, als ihre Isolirung; nichts ist zur Fortentwicklung derselben nöthiger, als ein gemeinsames Auftreten an einem und demselben Baue. Dieser ist die wahre, lebendige Schule für alles, was Styl, was Reinheit und Schönheit der Formen betrifft. Würde die Modetheorie von der sogenannten monumentalen Kunst nicht die Kluft zwischen der Kunst, welche sich an größere Bauwerke anlehnt, und jener, die sich an nicht monumentale Werke schließt, erweitert haben, die dekorativen Künste würden besser stehen. Indem man für die sogenannte monumentale Kunst alle und jede Kunst in Anspruch nahm, stieß man diese aus jenen Kreisen hinaus, welche nicht Anspruch darauf machen, monumental zu sein. An ein Gebäude angelehnt, sind alle Künste, Malerei und Plastik dekorativ. Nach dieser Auseinandersetzung fürchten wir nicht mißverstanden zu werden, wenn wir in diesem Falle Malerei und Plastik als Glieder der künstlerischen Dekoration betrachten. Statuen und Wandgemälde sind die erhabenste und schönste Zierde einer Dekoration; es gilt von ihnen, was Rückert von der Rose sagt:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

Die Bühnendekoration hat im neuen Opernhause ein neu zu bebauendes Feld vor sich; was wir im heutigen Opernhause sehen, erinnert an eine längst vergangene Zeit der dekorativen Kunst. In kleineren Theatern hat sie auch bei uns bedeutendere Fortschritte gemacht; die größte Aufgabe ist ihr im Opernhause geboten. Wir sind nicht Lobredner einer überreizten Dekorationskunst, welche die Augen blendet und den Kunstgeschmack korrumpirt; wir wollen darin nur so weit gehen, als es die Würde des Hauses verlangt. In diesem Punkte dürfen auch die

Digitized by Google

Architekten, unter denen Prof. E. Van der Nüll ein Dekorateur par excellence ist nicht fürchten, im Publikum Opposition zu finden. Auch in Beziehung auf die Nothwendigkeit, wirkliche Maler, nicht bloß figuralische Dekorateurs im Foyer oder an anderen Theilen des Theaters zu beschäftigen, wird Niemand auf Widerspruch von Seiten des kunstgebildeten Publikums stoßen. Der Beifall würde allgemein sein, wenn man hören würde, das bei diesem Anlasse Künstler wie Rahl oder Schwind berufen, jüngere talentvolle Künstler nicht vergessen würden. Anders aber dürfte es bei dem Antheile, welcher nothwendigerweise der eigentlichen Plastik zufällt, der Fall sein. Das Publikum hat sich fast abgewöhnt, den Maßstab der Kunst an Figuren anzulegen, die in oder an einem Gebäude vorkommen. Woher dies kömmt haben wir vorher erklärt. Wenn wir die prächtigen Figuren, welche am Thore des Palais Pallavicini am Josephsplatz, wie es heißt, von Zauner's Hand gearbeitet sind, betrachten, so sehen wir nicht nur das Beste, was in unserem Jahrhunderte in der Art geschaffen wurde, sondern wir erhalten auch einen Maßstab zur Beurtheilung der Leistungen der darauf folgenden Zeit. Wir können den großen Rückschritt damit konstatiren, der noch auffälliger wird, wenn man die Werke von Raphael Donner am Mehlmarkte und im Hofe des Magistratsgebäudes und die dekorativen Arbeiten aus der Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen und der Maria Theresia vergleicht.

Wir wünschen, daß man sich diese Thatsache lebhaft vergegenwärtige und erwäge, welche Verantwortung man übernehmen würde, wenn man bei der Durchführung der plastischen Aufgabe des Opernhauses die thatsächliche Lage nicht ins Auge fassen würde. Hier muß ein großes und ein gutes Beispiel gegeben werden. Die Plastik spielt eine große Rolle im Kunstleben der Gegenwart; ohne Plastik ist ein Aufschwung der Kunst undenkbar. Sie ist dem Handwerk nicht minder als der Kunst ein Bedürfniß. Im Vereine mit der Architektur ist sie das vornehmste Mittel die künstlerische Physiognomie einer Stadt zu heben und es wird gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auf diesen Punkt ein ganz besonderes Gewicht legen. Wir werden mit Rücksicht auf die Stylbewegung der heutigen Plastik im Allgemeinen auf diesen Punkt noch besonders zurückkommen, weil manches dabei zu erörtern ist, was wir nicht blos aus Anlaß des Opernhauses gesagt haben wollen.

Wenn wir der Lösung gewisser architektonischer Aufgaben früher gedacht haben, welche während des Baues sich von selbst ergeben dürfte, so wollten wir damit den Wunsch aussprechen, daß den Künstlern jene Freiheit der Bewegung gewährt werde, welche für sie nöthig ist, um es möglich zu machen, bei der Durchführung des Renaissancesystems insbesondere in der Façade jene Einfachheit der Linien und der Formen festzuhalten, welche der höchste Reiz eines Baues im guten Renaissancestyle ist.

Man wird Zeit haben alle diese Dinge gründlich zu erwägen. Die Natur des Steinbaues bringt es mit sich, daß nichts überstürzt wird. Die 300.000 Zentner Stein, welche als Baumateriale verwendet werden, lassen sich nur innerhalb einer gemessenen Zeit bearbeiten. Das „Eile mit Weile" ist eine Lebensregel aller Stein-

Digitized by Google

metzer, aller Architekten, die mit Stein arbeiten. Wer mit Gußeisen und Glas konstruirt, kann die Kurzathmigkeit und Ungeduld unserer Zeit auf die Architektur übertragen; mit einem anderen, solideren Materiale geht das, Gott sei Dank, nicht. — Zeit gewonnen, Ueberlegung gewonnen — und so hoffen wir, daß auch das Alles, was sich auf Plastik und Malerei bezieht, sich seiner Zeit an dem Opernhause einfinden wird. Dieser Bau hat nicht mit dem Viktoria- oder Quaitheater, sondern mit Monumentalbauten in Paris, Berlin, München, Dresden in die Schranken zu treten.

R. v. E.

Frauenbilder aus Frankreichs vergangenen Tagen.

A. Houssaye, „Les femmes du temps passé".

(Schluß.)

J F. Die Herzogin von Chateauroux, früher Witwe de la Tournelle und vom König erst zur Herzogin erhoben, war die erste eigentliche Maitresse Ludwigs XV., die ihn dauernd fesselte. Ihre Persönlichkeit bietet uns wenig Interesse, wer aber an Hofintriguen Geschmack findet und nach einem ausgezeichneten Novellenstoff von dieser Art sucht, der wird in der Erzählung von den Kabalen des Ministers Maurepas und seiner Gemahlin während der Krankheit des Königs in Metz, auf dem Feldzug im Elsaß und Lothringen, die den Sturz der Herzogin herbeiführten, sich höchlich befriedigt fühlen. Er findet hier alles, was er braucht an Apparat zur Spannung und Anregung der Lesermenge: Minister und Marschälle, Jesuiten und Beichtväter, Höflinge, Maitressen und Quacksalber, einen Feldzug ohne Thaten und ein einsam abgeschlossenes königliches Krankenlager, dazu Intriguen und Anschläge in Hülle und Fülle. Erst der Schluß dieses Lebens wird menschlich rührend. Der genesene König, le bien-aimé, kehrt, vom Volke jubelnd empfangen, in seine Hauptstadt zurück, während sich aller Groll der Menge gegen die verstoßene Maitresse wendet. Diese harrt einsam in ihrer Wohnung auf die Rückkehr des königlichen Geliebten, und wirklich, von Sehnsucht getrieben, kommt er heimlich in stiller Nacht, versöhnt sich mit ihr und läßt ihr Genugthuung an ihren Feinden widerfahren Aber die Herzogin ist schon von dem jähen Sturz und dem raschen Wechsel ins Herz getroffen. Als Maurepas sich ihr naht, um Verzeihung zu erbitten, liegt sie bereits auf dem Sterbebett. Den Hof sah sie nicht wieder. Zu großem Schmerz des Königs starb sie im Dezember 1743. Doch der Trost fand sich bald; es wartete schon eine andere, den leeren Platz einzunehmen.

Madame de Pompadour, Cotillon II., eigentlich die Tochter des Generalpächters Lenormant de Tourneheim, der sie auch zu sich nahm und erzog, war geboren Königin zu sein; schön und von stolzer Haltung und dabei voll Liebe für

Digitized by Google

die Macht, den Luxus, die Künste, für alles, was den Glanz des Königthums ausmacht. Ihre Schönheit war untadelig vom Kopf bis zum Fuß (den Couſtou modellirte) und von jener geiſtigen, freien und kokett bezaubernden Art, wie ſie in Geiſt und Geſchmack des Jahrhunderts lag. Damit verband ſie einen reichen und hoch gebildeten Geiſt, ganz dem Zeitalter Voltaire's angemeſſen, ausgebildete Talente für Geſang, Muſik und Zeichnen, eine große Beweglichkeit und außerordentliche ſchauſpieleriſche Anlagen. Sie war eine zweite Parabère, aber ſo verfeinert und vergeiſtigt, wie die Mitte des 18. Jahrhunderts über der Zeit der Regentſchaft ſtand. Mit der Harmonie und Reinheit ihrer Figur in den Linien, mit ihrer noblen Haltung, ihren ſtolzen und doch feinen Zügen, ihrer eleganten und ſchmiegſamen Taille, war ſie das Modell einer ſchönen Frau. und ſie wäre eine vollendete geweſen, wenn ihr nicht etwas abgegangen wäre, die Leidenſchaft und die Tugend.

„Es iſt ein Königsbiſſen", pflegte ihre Mutter von ihr zu ſagen, und ſie ſelbſt hatte, noch jung, die Ahnung des Thrones voraus, und verſtand dann auch, als die Zeit gekommen war, ihn zu erringen und zu behaupten. Schon im Hauſe ihres Vaters verſammelte ſie die Poeten, die Künſtler und die Gelehrten um ſich — ſie blieben auch ſpäter ihr liebſter Umgang — und mehr noch, als ihr Vater ſie mit einem Neffen, Lenormant d'Etioles, der ſchon ein bedeutendes Vermögen hatte, vermählte. Ihr Salon war bald à la mode in Paris und gehörte zu denen, die vom Geiſt und der Schönheit am meiſten geſucht waren. Bei ihr begegneten ſich der alte Fontenelle und der junge Voltaire, Montesquieu und Maupertuis, und der Abbé de Bernis war ihr Haus- und Salon-Abbé. Aber, wie geſagt, ſie ſtrebte nach einem anderen Regiment als dem im Salon.

Ihr Gemahl beſaß im Walde von Senart, wo der König zu jagen pflegte, ein Schloß, Etioles, das ſie prächtig einrichtete und zum Sommeraufenthalt wählte. Oft wußte ſie nun dem König in glänzender Equipage, in glänzender und immer wechſelnder Toilette zu begegnen, um ſo ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, aber noch wachte die Herzogin von Chateauroux über ihn, und alle ihre Bemühungen waren vergebens. Man ſpielte auch Komödie in Etioles und die Hofleute kamen alle dahin, nur der König wollte ſich nicht in der Couliſſe einfinden. Einſt trieb ihn der Sturm wirklich, unter dem Dach von Etioles Schutz zu ſuchen, aber auch diesmal war die Herzogin dabei, und auch dieſer glückliche Zufall ging erfolglos vorüber. Müde und getäuſcht kehrte die Verſucherin nach Paris zurück.

Da ereigneten ſich jene Begebenheiten mit der Herzogin von Chateauroux, denen bald ihr Tod folgte. Der Thron im Herzen Frankreichs war vacant, und es war Gefahr im Verzuge, denn unter Ludwig XV. konnte man auch ſagen: La Reine est morte, vive la Reine! Madame d'Etioles traf zuerſt wieder mit dem König auf einem Maskenballe zuſammen. Dieſer Zuſammenkunft folgte ein Beſuch des Königs in ihrem Hotel, um ihre Kunſtſchätze zu ſehen, und darauf endlich, nach acht Tagen banger, geſpannter Erwartung, die Einladung, in die

Digitized by Google

königliche Residenz zu übersiedeln. So waren Herz und Thron erobert und sollten nun behauptet werden.

Die Aufgabe war auch für eine Marquise Pompadour, welchen Namen sie nun vom König erhielt, nicht gering zu achten, denn das Leiden, welches den König sein Leben lang plagte, war die Langeweile. Madame de Pompadour hätte ihn gerne zum roi artiste gemacht und ihm Geschmack an den schönen Künsten, an Luxus, an großen Bauunternehmungen, überhaupt an geistigen Dingen, die den Glanz des Königthums heben, beigebracht, aber darin war gar nichts mit ihm zu machen. Was sie in dieser Beziehung that, ihr Verkehr mit den Künstlern, die Gründung der Porzellanfabrik von Sèvres, Verschönerungspläne von Paris, das war alles ihre eigene Sache. Den König mußte sie mit allerlei wechselndem Amüsement und mit ihrer eigenen chamäleonartigen Natur unterhalten. Sie war unerschöpflich im Anstiften von Jagden, Promenaden, Festen, Schauspielen, Soupers u. dgl. Ihre eigene Person war alle Stunden des Tages eine andere; mit völliger Gewalt über sich selbst verwandelte sie beständig Gesicht und Stimmung, um dem König immer neu zu erscheinen. Bald war sie schmachtend und sentimental, bald kokett und verliebt; dann sah man sie in Thränen, melancholisch oder träumerisch, dann wieder war sie ausgelassen, muthwillig bis zur Thorheit oder stolz und gebieterisch. Sie war eine Schauspielerin und der König war ihr Publikum. Mit diesen Manieren wechselte sie zwanzig Mal des Tages die Kleidung und erschien, wie ein Proteus, unter allerlei Gestalten, bald als Bäuerin, bald als Hirtin und ließ sich wohl so im Park von ihrem Verehrer überraschen. Als sie wohl Beide dieser Dinge müde wurden, errichtete sie ein Liebhabertheater, an welchem ihre Lieblinge unter den Hofleuten mitspielten und wobei der König zusah. Erst gab man Lustspiele, dann Opern und Ballete, denn in Tanz und Gesang glänzte sie besonders. Bloß zum Vergnügen des Königs, um ihn einmal recht zu überraschen, hatte sie denn auch den berühmten Parc-aux-cerfs ganz nach eigener Erfindung machen lassen. Von außen eine Meierei oder eine Eremitage, mit einem Strohdach sogar, war die Anlage von innen der raffinirteste Aufenthalt der Liebesgötter, von Vanloo, Boucher, Latour mit ihrem sinnlichsten, koketteſten Pinsel ausgemalt. Als der Frühling grünte und alles in schönster Blüthenpracht stand, empfing sie hier den König als ländliches Milchmädchen mit nackten Füßen, zu nicht geringer Ueberraschung desselben.

Durch solche Mittel gelang es ihr denn auch, den König einzuwiegen und selbst unumschränkt zwanzig Jahre zu regieren. Sie leitete Frankreichs Politik in dieser Zeit oder mischte wenigstens ihre Hände entscheidend hinein. Zum großen Theile ihr Werk war die Vertreibung der Jesuiten. Dagegen protegirte sie die Philosophen wie die Künstler, die sich Morgens bei ihrer Toilette gleich den Grands-Seigneurs einfanden; sie behandelte sie alle auf gleichem Fuß.

In den letzten Jahren ihres Lebens bemächtigte sich ihrer eine große Niedergeschlagenheit. Sie fühlte ihre Kräfte erschöpft und aufgerieben und damit die Gunst des Königs erkalten; der frische Glanz ihrer Schönheit war verblüht und

Digitized by Google

sie mußte zu Mouchen, zu Schminken und jenen anderen Schönheitsmitteln greifen mit denen man damals die Hinfälligkeit der menschlichen Natur wegzuheucheln versuchte. Sie ahnte ihren frühen Tod voraus, denn „alle, die den König geliebt", sagte sie, „seien früh gestorben". Lange verbarg sie noch den Tod, der ihr am Herzen nagte, unter dem Lächeln, das sie immer geübt hatte. Sie starb 1764, von Frankreich gehaßt und vom Könige nicht bedauert.

Mit Madame de Pompadour sind wir bereits in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hineingetreten, fern von der Regentschaft, in die Zeit der verfeinerten, vergeistigten Salons, in denen man übrigens gut dinirte und soupirte, in die Zeit der Philosophen und Encyklopädisten. Mit ihrer Nachfolgerin, Madame Dubarry, würden wir schon in die Revolution eintreten. Wir gedenken daher in Kürze erst einiger Frauen, deren Namen sich mit den Männern der Literatur verknüpft haben. Houssaye gibt uns aber bei Weitem nicht alle, die wir etwa gewünscht hätten; z. B. fehlen Madame Geoffrin und Madame du Deffand und Rousseau's Pariser Freundinnen. Unter denen, deren Lebensskizzen wir erhalten, ist die Marquise du Chastelet, eine gelehrte Frau, die sich auf die Philosophie und die Mathematik verstand, Newton und Leibnitz kritisirte und zwanzig Jahre lang die offenkundige Geliebte Voltaire's war, ohne darum für die Liebenswürdigkeit ihrer Mathematiker und Anderer blind zu sein. Pont de Veyle sagte von ihr: „Sie ist eine Schulmeisterin, aber sie lehrt Amor lesen."

Wie Voltaire mit dieser verheiratheten Dame, ähnlich lebte d'Alembert, der Philosoph mit dem löcherigen Philosophenmantel, mit Mademoiselle de Lespinasse. Von eben so dunkler und schuldiger Herkunft wie er, hatte sie der Zufall in das Haus der Madame du Deffand gebracht und dort sie mit der ganzen Welt des Geistes in Verbindung gesetzt. Sie verließ aber dieses Haus wieder, weil in Madame du Deffand, die sich von dem stärkeren Geiste der jungen Dame überflügelt sah, die Rivalität erwachte. Sie gründete nun einen eigenen bescheidenen Salon. D'Alembert, ihr besonderer Freund, zog zu ihr in das Haus und lebte mit ihr einige zwanzig Jahre, bis an ihren Tod, ohne freilich ihr Herz zu besitzen, das einem Andern in grenzenloser Liebe gewidmet war.

Der Frau von Warens, der Jugendfreundin Rousseau's, haben wir an dieser Stelle vor nicht Langem gedacht. Houssaye ist bemüht, ihr Bild, wenn nicht reiner doch liebenswürdiger wieder herzustellen, als es Rousseau in der Stimmung und Färbung seines grämlichen Alters aus der Erinnerung uns hinterlassen hat. Zugleich frischt er die reizenden Tage in les Charmettes wieder auf.

Zwei liebliche Frauenbilder knüpfen sich an die Erinnerung von Marivaux. Die eine ist eine junge, ländliche, blonde Schönheit, deren naive Reize sein sentimental verkünsteltes Herz fesselten und die er zu seiner Frau machte; die andere, beider Tochter, die eben in voller reinster Schönheit erblüht und von der ersten und tiefsten Liebe ergriffen ist, als der Vater sie ins Kloster sendet, weil er kein Vermögen zur Ausstattung hat. Es ist die alte, so einfache, aber ewig rührende

Digitized by Google

Geschichte. Das Herz ist gebrochen, die Wangen erblassen, heute wird sie eingekleidet und morgen liegt sie auf der Bahre.

Hier gedenken wir auch der Madame de la Popelinière, früher Mademoiselle Deshayes, Tochter einer beliebten Schauspielerin und Gattin eines reichen Finanzmannes. Sie machte ein großes und vielbesuchtes Haus und verkehrte in gleicher Weise mit dem Adel des Geistes, wie mit dem der Geburt. Man sagte, sie habe ihr Herz in alle Winde geworfen, und doch hatte sie mehr davon übrig behalten, als Derjenige, dem sie ihren Untergang verdankte, und noch genug, um daran zu Grunde zu gehen. Sie hatte ein langes Verhältniß mit dem Herzog von Richelieu, welches nicht bloß durch ihr trauriges Schicksal, sondern auch durch die geniale Art, wie sie zusammenkamen, damals große Berühmtheit erlangte. Der eifersüchtige Gatte kam endlich dahinter und verstieß sie. Sie hätte wohl mit ihrer Schönheit und ihrem Geist in die Welt zurückkehren können, wie die Welt damals war, und hätte über den Gemahl triumphirt; aber sie wollte das nicht. So lebte sie in Einsamkeit und Verlassenheit und hoffte vergebens auf Richelieu, der mit ihrem Glück sie ebenfalls verlassen hatte und nicht einmal ihre herzergreifenden Briefe beantwortete. Als er sich endlich ihrer erinnerte und sie aufsuchte, traf er sie sterbend an, von Gram und Elend zu Grunde gegangen.

Konnte schon Madame de Pompadour in Erinnerung an ihre Vergangenheit von sich sagen, ihr Leben sei ein bizarres Buch, ein unmöglicher Roman, sie glaube nicht daran, so hätte die Gräfin Dubarry noch ein größeres Recht dazu gehabt zumal, wenn sie ihr Ende hätte voraussehen können. Der Traum ihres Lebens, — kaum mag man es eine Wahrheit nennen — eröffnet sich unseren Blicken in einem Modenmagazin, wo das junge schöne Mädchen grisettenartig mit ihres Gleichen kokettirt, um zur Geliebten eines Roués, des Grafen Dubarry, zu avanziren und an seinen und seiner Genossen wilden nächtlichen Trinkgelagen theilzunehmen. Greifen wir ein späteres Bild aus ihrem Leben heraus, so sehen wir sie, die Gräfin Dubarry, als Herrin in Versailles, in Frankreich gebieten. Erscheinen wir bei ihrem Lever, wie sie eben aus dem Bette steigt: der König sitzt da, ihr den Kaffee zu kochen, zwei Eminenzen, der Nuntius und der Großalmosenier, sind bemüht, ihre Pantoffel zu suchen und sie zu beschuhen; es erscheint der Herzog von Richelieu, der Herzog von Tresmes und andere ihrer Freunde. Wir mögen aus dieser Szene schließen, wie Frankreich regiert wird. Es kostete ihr weniger, Mühe den König zu fesseln, als ihrer Vorgängerin, aber der König war alt und ging seinem Ende entgegen. Schon in seiner letzten Stunde hatte er die Gräfin von sich geschickt und sie harrte bange der verhängnißvollen letzten Stunde; alle Freunde hatten sie verlassen, nicht einer war ihr getreu geblieben, als ihr Stern erblich. Die Nachricht vom Tode des Geliebten war mit dem Befehl des neuen Königs begleitet, nach dem Kloster du Pont-aux-Dames in die Verbannung zu gehen.

Vielleicht wäre die nachfolgende Schreckensgeschichte an ihr vorübergegangen, wenn sie in der Stille der Klostermauern geblieben wäre und ihr Andenken bei

Digitized by Google

den Menschen hätte in Vergessenheit sinken lassen. Allein sie zeigte noch keine Lust, die Rolle der büßenden Magdalena zu spielen und sich an das Kreuz anzuklammern. Sie erhielt von der Güte des Königs die Erlaubniß, nach ihrem Schloß Luciennes zurückkehren zu dürfen, sogar mit einer ansehnlichen Rente. An den Hof durfte sie nicht wieder zurück, aber sie sammelte einen Hof um sich von Künstlern, Philosophen, fremden Fürsten und Diplomaten, und im Glück einer neuen Liebe mit dem Herzog Cossé-Brissac gab sie Feste auf Feste, deren Lärm den stillen Hof und Marie Antoinettens bescheidene Vergnügungen übertönte. Diese Feste dauerten noch fort, als schon die Kanonen der Revolution donnerten, aber sie fanden ein Ende, als plötzlich statt des sehnsuchtsvoll erwarteten Herzogs von Brissac ein wüster Volkshaufe sein blutiges Haupt auf einer Stange in den Garten der Armide zur Feier des Festes hereintrug.

Nicht lange darauf stand sie selbst, nunmehr Citoyenne, vor dem Revolutionstribunal. „Du bist der Rathgeber des Despoten gewesen, welcher dir das Blut seiner Völker geopfert hat.“ Vor diesem Gerichte gab es keine Gnade noch Gerechtigkeit. Sie wurde verurtheilt, weil sie Trauer um den Tyrannen getragen und gegen die Republik sich verschworen habe. Wo die Statue ihres königlichen Geliebten gestanden, war jetzt die Guillotine aufgerichtet. Mit ihrem Bankier, einem Marquis und einem Priester wird sie hinausgefahren. Der Marquis versucht ein letztes Madrigal, der Priester redet ihr vom Himmel, der Bankier fragt, ob sie ihre Schulden dort oben bezahlen wolle. In ihrer Todesangst hört sie weder den einen noch den anderen. Auf das Schaffot hinaufgetragen, will sie vergebens zum Volke reden. Verzweiflungsvoll vertheidigt sie sich gegen den Henker, ringt mit ihm, schwört, daß sie Niemanden habe sterben lassen, vielmehr Begnadigungen bewirkt habe. Umsonst; sie erliegt der Gewalt. „Noch einen Augenblick, Herr Henker, noch einen Augenblick!“ Es ist ihr letztes Wort, das Messer fällt. Woher hätte sie auch aus ihrem ganzen leichten Leben den Muth für diese Todesstunde schöpfen sollen? Monsieur Sanson nimmt das blutige Haupt und zeigt es rundum dem Volke. „Seht da“, sagt er, „diejenige, „welche die Ursache aller unserer Leiden ist!“ In dieses Urtheil stimmt die Geschichte nicht mit ein. Was kam, wäre auch ohne sie gekommen.

Sollen wir an diese Bilder das der edlen Marie Antoinette reihen, nur weil das Schicksal sie damit zusammengestellt hat? sie, die eine geborne Königin war, und als Königin starb; sie, die kaum die Lippen noch an den Zauberkelch setzte, von dem Frankreich trunken war, und doch in den grausen Schlund mit hinabgezogen wurde, sie, die mit kindlich reiner Seele kam und ein Herz voll Liebe dem neuen Vaterland bot, das es schmählich zurückstieß! Houssaye führt sie uns in einigen dramatisirten Szenen mit den bedeutendsten Persönlichkeiten ihres Hofes und besonders in einer Zusammenkunft mit Rousseau vor. Wir wollen uns begnügen, den Leser wenigstens an das bekannte Bild erinnert zu haben.

Nach diesen Frauen, welche auf der großen Weltbühne ihre tragisch endende Rolle gespielt haben, führt uns der Verfasser wieder zu einigen Heldinen der Kunst, welche der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehören.

Digitized by Google

Im kalten Winter des Jahres 1768, da viele Leute in Paris von Elend und Hunger litten, sah man eine Frau ganz allein und unerkannt in die Mansarden zu den Wohnungen armer Leute hinaufsteigen, und wo sie eine Familie ohne Brod fand, da gab sie Geld mit vollen Händen, so viel, daß die Familie ein ganzes Jahr davon leben konnte. Die fürsichtige Polizei ging dieser wohlthätigen Fee, die Niemand etwas davon kund gethan hatte, auf Schritt und Tritt nach und fand in ihr die hochgefeierte Tänzerin Guimard. Diese selbe Dame gehörte zu den verschwenderischsten ihrer Zeit in Paris. Sie baute ein kostbares Palais, gab königliche Soupers und ruinirte selbst einen Generalpächter. Das Hotel, das sie sich baute und welches den Namen „Tempel der Terpsichore" erhielt und von Fraginard ausgemalt war, umfaßte außer ihren Räumen und Salons, einen Sommer- und Wintergarten, eine Bibliothek, eine Gallerie galanter Bilder und ein Theater, wo die gewöhnlichen Schauspieler des Königs nebst den besten Kräften der wandernden Truppen sich ein Vergnügen daraus machten zu spielen. Ebenso hatte sie ein Lusthaus zu Pantin, wo sie ebenfalls spielen ließ. Ihre Wägen, ihre Pferde — sie fuhr stets mit vieren — waren die besten und glänzendsten in Paris. Sie war eben so gesucht um ihres Geschmackes willen, den Marie Antoinette bei ihrer Toilette zu Rathe zu ziehen pflegte, wie durch ihre Soupers, die ausgezeichnetsten in Paris, deren sie drei in jeder Woche gab. Das erste, für die Grands-Seigneurs, vereinigte die schönsten Namen vom alten Frankreich; das zweite war den Poeten, Künstlern und Gelehrten gewidmet; das dritte, zumeist für Schauspieler und Schauspielerinnen und ähnliche Leute von Genie, war ein Bankett des Vergnügens und der Thorheit.

Das ging eine Zeitlang, da hieß es, die Guimard habe ihre Soupers eingestellt. Der Prinz von Soubise, der ihr wöchentlich tausend Thaler auszahlen ließ, hielt, unzufrieden, diese Pension zurück. Trotz der dadurch entstandenen Bedrängniß schlug sie doch die Hand eines deutschen Fürsten aus. Dieser aber entführt sie gewaltsam. Kaum hat der Prinz Soubise davon erfahren, als er dem Entführer nacheilt, ihn einholt, und nach blutigem Kampf die Geraubte befreit und für Frankreich rettet. Dadurch mit ihm versöhnt, kann sie ihr Haus und Theater wieder eröffnen. Aber wie der Ruhm dieser Damen nur eine Weile dauert und die Gunst des Publikums sich jüngeren Sternen zuwendet, so schwindet sie gegen 1780 langsam aus dem Andenken und stirbt endlich allein, unbekannt und vergessen.

Freundlicher endete wenigstens die berühmte Sängerin Sophie Arnould, die sonst nicht minder den Wechsel des Schicksals erfahren hatte. Geboren 1740 in demselben Zimmer, in welchem Coligni ermordet worden, bezauberte sie schon als Kind durch ihre schöne Stimme die Zuhörer in der Kirche. Wider den Willen der Mutter wurde sie auf Befehl des Königs in die Oper aufgenommen, und kaum war sie vierzehn Tage lang aufgetreten, als man schon ihretwegen die Oper stürmte, was Frèron zu der Bemerkung veranlaßte, er zweifle, daß man sich so viel Mühe gebe ins Paradies zu kommen. An romantischen Liebesgeschichten, darunter auch die Entführung spielt, ist ihr Leben reich genug. Kurz vor der Revolution zog sie sich von der Bühne auf das Land zurück, aber sie verlor bald in den Wirren dieser

Digitized by Google

Zeit ihr ganzes Vermögen, das sie klug gesammelt hatte. Von allen alten Freunden verlassen, die auch wohl meistens in der weiten Welt zerstreut waren, verfiel sie in das tiefste Elend, bis sie endlich bei ihrem ehemaligen Friseur, der sein Geringes mit ihr theilte, Zuflucht fand. Zu ihnen gesellte sich noch ein alter gräflicher Freund aus goldenen Tagen, ein heimlich rückgekehrter Emigrant, der nun ebenfalls vom Brot seines Friseurs lebte. Doch hatte Sophie ihren Glücksstern nicht ganz verloren. Als Fouché Minister wurde, setzte er ihr eine Pension von 24.000 Livres aus und gab ihr eine Wohnung. Wiederum sammelte sich um sie eine Anzahl Freunde, es kamen die Poeten und die Schauspielerinnen, aber schon 1802 starb sie.

Seltsamer, abenteuerlicher kann nicht leicht ein Leben beginnen als das der Schauspielerin Clairon. Sie erzählt es selbst in ihren Memoiren. Sie wurde 1723 zu Condé geboren. Dort war es Sitte, in der Zeit des Karnevals sich bei den reicheren Bürgern zu Tanz und Schmaus zu versammeln, woran auch der Pfarrer gleich den Uebrigen Theil nahm. In dieser Zeit brachte ihre Mutter sie als ein Kind von sieben Monaten zur Welt. Sie war so schwach, daß man jeden Augenblick den Tod erwartete, und so schickte die fromme Großmutter sie schnell zur Kirche, damit sie wenigstens die Taufe erhalte. Aber man fand nicht eine Seele, weder in der Kirche noch im Presbyterium. Alle Welt befand sich auf dem Karneval bei einem angesehenen Mann. Dahin begab man sich schleunigst mit dem Kinde. Hier fand man allerdings den Pfarrer sammt seinem Vikar, aber als Harlekins verkleidet. Beim Anblick des Kindes von der Ueberzeugung erfüllt, daß Gefahr im Verzuge sei, machen sie sich, wie sie sind, an das heilige Werk. Vom Buffet werden die ersten besten Geräthe genommen, die zur Handlung nothwendig erscheinen, man hält mit dem Tanz ein, läßt die Violinen einen Augenblick schweigen, vollzieht die Ceremonie in aller Form und läßt das Kind wieder in das Elternhaus zurücktragen. So war der Eintritt von Mademoiselle Hippolyte Clairon in die Welt; ihr Leben war dem Anfang entsprechend.

Es war schon eine seltsame Weise, wie sie, die Tochter einer frommen und harten Mutter, mit zwölf Jahren als Tänzerin an das Theater kam. Es war das der Italiener. Als diese damals Paris verlassen mußten, wurde sie in Rouen engagirt und dort zugleich als Sängerin und Schauspielerin verwendet. Schon war sie der Liebling des Publikums, das ihr mit Begeisterung anhing. Hier war es auch, wo der einzige wirkliche Roman ihres Herzens, ihre unvergessene Jugendliebe, spielte; die ganze Reihe der nachfolgenden Liebschaften mit Prinzen, Marschällen u. s. w. waren eben Verhältnisse nach der Mode. Ihre eigentlichen Triumphe sollte sie aber erst in Paris feiern und zwar in tragischen Rollen, in denen sie bisher noch nicht aufgetreten war. Da sie als Phädra erscheinen sollte und die Probe verweigerte, war ganz Paris auf die Verwandlung der Soubrette gespannt und hoffte sich köstlich am Fiasko zu amüsiren. Aber wie erstaunte man, diese Phädra zu sehen; es war Phädra. Seit Adrienne hat man diese Majestät der Leidenschaft, diese Energie des Zornes und des Hasses nicht gesehen. „Wie ist sie groß! wie ist sie schön!“ hieß es von allen Seiten. Fortan war sie die erste

Digitized by Google

Schauspielerin Frankreichs unter den Lebenden und es waren nicht bescheidene Talente, die nun in die zweite Linie treten mußten. Feinde hatte sie genug und Kabalen gab es nicht wenig, aber sie brauchte nur zu erscheinen und sie triumphirte. Gesucht von der großen Welt nicht minder als die Guimard, lebte sie bescheidener. Sie kaufte das kleine Haus Racine's und profanirte es allerdings ein wenig durch ausgelassene Soupers.

Nachdem sie fünfzehn Jahre auf der Bühne förmlich geherrscht hatte, zog sie sich von derselben zurück, trieb naturwissenschaftliche Studien, verkehrte mit Voltaire, sah aber die Herzen ihrer Freunde und Verehrer erkalten und suchte sie vergebens durch Aufnahme ihres alten Lebens wieder zu erwärmen. Paris betete mittlerweile zu anderen Göttinnen. Im Jahre 1773 folgte sie einer Einladung des Markgrafen von Ansbach und spielte bei ihm eine Reihe von Jahren den regierenden Minister. Dann kehrte sie 1792 nach Paris zurück. Aber die Welt war eine andere geworden; es gab keinen König, keinen Gott mehr, wie hätte noch ein Fünkchen der Erinnerung für die Schauspielerin übrig sein sollen? Auch ihr Vermögen, welches sie in Paris angelegt hatte, war verloren gegangen. So war sie gleich der Guimard, gleich Sophie Arnould dem bittersten Elend preisgegeben, daß sie mit 65 Jahren die Fetzen ihrer Kleider zusammennähen mußte. Ein wenig Stolz war ihr noch geblieben Sie sagt nicht: „Ich bin arm", sondern: „Ich bin Philosophin". Allmälig findet sie jedoch wieder einige Freunde, eine bürgerliche Familie stellt sie soweit vor der letzten Noth sicher, daß sie in Ruhe leben und in philosophischer Stimmung ihre Memoiren schreiben konnte. Sie starb auch so. Ein Priester redete ihr zu, dem Beispiel der Magdalena zu folgen, allein sie wolle Gott kein Herz bieten, sagte sie, welches ein halbes Jahrhundert hindurch von allen menschlichen Leidenschaften entweiht worden sei; Magdalena habe in ihrer Jugend bereut und habe Gott noch viele schöne Tage einer thörichten Leidenschaft am Kreuze opfern können.

Wir übergehen eine Reihe kürzerer Skizzen, um noch mit einigen Worten der Malerin Lebrun und der Madame Récamier zu gedenken, welche die letzten Bilder dieses Buches sind. Elisabeth Lebrun gehört der Kunstgeschichte an, aber ebenso auch der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Sie erzählt selbst, wie sie noch in einer Zeit geboren sei, wo das Glück leicht gewesen, wo man noch an Gott und den König, an Paläste und Schlösser, an die Poesie und die Liebe geglaubt habe. Dieser Zeit gehört ihr Herz, ihre Kunst, sie selbst ganz und gar an; sie ist einer ihrer letzten, aber einer ihrer liebenswürdigsten und reinsten Typen. Nur die Liebe und die Leidenschaft hat sie nicht gekannt, wie diese Zeit, denn dem Gatten, dem sie wider ihre Neigung verheirathet war, bewahrte sie die Treue, obwohl sie ihm ihre Jugend zum Opfer brachte, „eine Jugend ohne Liebe, einen Frühling ohne Rosen." Die Kunst tröstete sie für die Liebe. Vorzugsweise eine Malerin der Frauen, hat sie so ziemlich alle weiblichen Berühmtheiten gemalt, welche noch die letzten goldenen Tage der alten Herrlichkeit gesehen haben oder in die neue Zeit hinübergingen. Zweimal malte sie Madame Dubarry; beim zweiten Mal, im

Digitized by Google

September 1789, hörten sie während der Sitzung die Kanonaden der Revolution. Zweimal malte sie auch die Königin Marie Antoinette 1779 und 1786.

Sie war aber für die vornehme Welt nicht bloß die Portraitmalerin der Mode, sie war auch einer ihrer Lieblinge. Ihre Schönheit ihre Talente für Musik und Schauspiel, ihre Liebenswürdigkeit machten sie zur Zierde eines jeden Kreises. Sie sang und spielte Komödie auf den Schlössern der Großen, wie es damals beliebte Unterhaltung war, und sah dieselben als Gäste bei sich im Hause, wo sie Schauspiele und andere Scherze vortrefflich zu improvisiren verstand. Von dieser Art ist ihr griechisches Souper, die Eingebung eines Augenblickes, durch ganz Europa berühmt geworden.

Als sie sah, daß Frankreich nicht mehr das Land der Künste war, verließ sie dasselbe — es war der Tag, als der König und die Königin nach Paris geführt wurden — und begab sich zunächst nach Italien. In der Fremde fand sie schon auf allen Straßen das alte Frankreich, wie sie es kannte. Von Italien ging sie nach Wien, wo sie der freundlichsten Aufnahme im voraus versichert war. Hier malte sie eine sehr große Anzahl Portraits, von denen sie selbst die Fürstin Liechtenstein, als Iris durch die Wolken dringend, und die Fürstin Esterhazy, wie sie als Ariadne am Strand des Meeres sitzt und träumt, erwähnt. (Beide Bilder befinden sich noch in der Liechtenstein-Gallerie.) Dann ging sie nach Rußland und sie wäre vielleicht dort geblieben, wenn nicht der Tod ihrer einzigen blühenden Tochter ihr den Aufenthalt verleidet hätte. Als sie dann nach solchen Pilgerfahrten nach Frankreich zurückkam, fand sie alles verändert, nur Herrn Lebrun, ihren Gatten nicht, den sie am leichtesten in der Fremde entbehrt hatte. Die neue Welt war nicht die ihre mehr.

Anders war es mit Madame Récamier, der Tochter des Notars Bernard in Lyon. Nur ihre Kindheit gehört noch der alten Zeit an, und es war ein besonderer Zufall, veranlaßt durch ihre außerordentliche Schönheit, welche die Aufmerksamkeit der Königin erregte, daß sie noch einmal als zwölfjähriges Mädchen mit den Spitzen des alten Frankreich in Berührung kam. Als sie 1793 an den Bankier Récamier verheirathet wurde, war sie erst fünfzehn Jahre alt. Bald darauf, als unter dem Direktorium fur Frankreich wieder eine Zeit der Galas und Feste begann, trat sie ihre gesellschaftliche Rolle an. Mit Madame Tallien, Madame Beauharnais u. A. war sie eine der Heldinnen der Salons aus dem Direktorium. Mit jenen ging sie ganz auf das Neugriechenthum ein, trug Sandalen und das Peplum mit nackten Armen und erschien hoch aufgeschürzt auf den Bällen. Den Tanz liebte sie leidenschaftlich und war besonders im Shawltanz berühmt, der in einer Aufeinanderfolge kadenzirter Bewegungen und graziöser Attitüden bestand. Ueberhaupt galt sie als die schönste Tänzerin des Direktoriums. Im Jahr 1798 kaufte Herr Récamier das Hotel Necker, welches sie nach eigenem Geschmack neu aufführen ließ Ebenso wurden alle Möbel, alle Ornamente nach eigenen originalen Angaben oder Zeichnungen gearbeitet. Dies war der Sitz des später so berühmten Salon Récamier, dessen, Hauptschmuck Chateaubriand bildete. Allein da wir damit in das 19. Jahrhundert

Digitized by Google

in die Periode der Restauration, hinübergetreten sind, so gehen wir nicht weiter darauf ein, sondern nehmen hier Abschied von ihr und unserem Buche.

---

* P. v. Radicz. „Das Archiv der krainerischen Landschaft". Ein Vortrag, gedruckt in Laibach bei Kleinmayr. 1863. 14 S. in 4. Im ersten Abschnitt eine gute Darstellung der Geschichte des von der Krainer Landschaft 1586 eingerichteten Archivs bis auf die neueste Zeit. Vom zweiten Abschnitt, nach Inhalt und Bedeutung, wäre zu wünschen, daß er den Gegenstand ausführlicher behandelt hätte und daß in demselben die innere Anordnung des archivalischen Materials mehr ersichtlich gemacht worden wäre. Die gut gemeinten Wünsche am Schluß werden wohl hier, wie an vielen anderen Orten, ohne Erfolg bleiben. Ehe man nicht einmal in Wien sich entschließt, wenigstens die Organisation der dem Staate gehörigen Archive in Angriff zu nehmen und ein gutes Beispiel zu geben, hängt das Heil der ständischen, städtischen und anderer Archive von der Gunst des Zufalls ab — und bis dahin kann noch manches unersetzliche Materiale zu Grunde gehen.

---

* Von dem Grazer Professor der Philosophie, Herrn Dr. Rahlowsky, der durch ein Werk über das „Gefühlsleben" bekannt geworden ist, erscheint demnächst in Allihns „Zeitschrift für exakte Philosophie" eine philosophisch-kritische Arbeit unter dem Titel: „Aesthetische Streifzüge". Ein Separatabdruck wird veranstaltet werden und in den Buchhandel kommen.

---

* (Böhmische Literatur.) Von Šafařjks „Starožitnosti Slovanské" (Verlag von Fr. Tempsky) ist das 15. bis 17. Heft erschienen. Es behandelt die Kärntner Slawen, die Polen, Čechen, Mährer, Slowaken und die Elbeslawen. Von den einzelnen Hauptzweigen der letzteren werden, so weit das Werk vorliegt, die Luticer oder Veleten (Wilten) abgehandelt, welche ihre Sitze an den Mündungen der Oder und Weichsel, ja bis nach Friesland und in die Gegend von Utrecht hin hatten. Das nächste Heft wird sich mit den Obotriten und anderen Stämmen der Elbeslawen befassen. — Der „Slovník naučný" ist in dem kürzlich erschienenen 49. Heft bis zum Schlagworte „Hosius" gediehen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) An Bücher Novitäten ist die verflossene Woche eine der ärmsten seit langer Zeit. Der großen sinaitischen Bibelausgabe in vier Prachtbänden, deren Erscheinen die russische Regierung unterstützt hat, ist von dem Entdecker derselben, Prof. Konst. Tischendorf, auch eine kleinere in einem Foliobande beigesellt worden, die vorläufig nur das Neue Testament umfaßt. Der genau nach dem Originale hergestellte Abdruck, verfolgt dasselbe auch in der äußeren Aehnlichkeit, indem der Inhalt jeder Seite, Kolumne und Zeile sich treu den aufgefundenen Urkunden anschließt und durch keine Interpunktion oder Hinzufügung von Tonzeichen verändert wurde. — Wie die Prachtausgabe, die 200 fl. kostet, ist auch diese Handausgabe, deren Preis nur 6 fl., aus der Brockhaus'schen Offizin hervorgegangen. — Im Jahre 1865 feiert Italien und speziell Florenz den 600jährigen Geburtstag Dante's. — Mit

Digitized by Google

diesem Umstande rechtfertigt ein Herr Julius Braun eine abermalige Herausgabe „der göttlichen Komödie", die er übersetzt und erläutert, so wie mit einer ausführlichen Biographie des Dichters versehen vorzugsweise „dem deutschen Volke" zum Studium anweist.

Der Tod Uhlands hat selbstverständlich die Nachfrage nach seinen Werken wieder wachgerufen, von welchen der dramatische Theil schon vor seinem Tode im Handel vergriffen war. Dieser, aus den beiden Schauspielen „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig, der Baier" bestehend, ist denn jetzt auch wieder in neuem Abdruck in den Handel gelangt

Die von J. G. Seidl, H. Bonitz und J. Mozart redigirte „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" enthält in dem eben erschienenen Doppelheft (4 und 5) außer den Besprechungen von zwölf, in das Lehrfach einschlagenden literarischen Erscheinungen, Erlässen, Personal- und Schulnotizen und Miscellen, zwei größere selbstständige Aufsätze, und zwar von Prof. Brücke „über die sogenannten harten und weichen Konsonanten", von Prof. Wolf in Eger „über Vortrag und Wiederholung im Geschichtsunterricht".

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Es dürfte schwer werden, zu beweisen, daß neue Geschichten der französischen Revolutionen ein dringendes Bedürfniß seien. Indeß beruhigen sich die Franzosen durchaus nicht in ihren Forschungen; es ist im Gegentheil immer ein Lieblingsthema von ihnen, ihre Umwälzungen aufzuzählen und daraus die Größe, Einheit und Macht der französischen Nation abzuleiten. Erst in unserem letzten Berichte hatten wir ein ähnliches Buch von Hipp. Castille angezeigt. Diesmal liegt uns ein neues Werk von einem „Capitaine Paul" vor, das den Titel führt: „Révolutions françaises de César à Napoléon III." und in sieben Bänden die Geschichte Frankreichs als eine Serie von Revolutionen umfassen will. Der erste, bereits fertige Band geht von Cäsar (der also auch schon in die französische Revolution verwickelt erscheint) bis Hugo Capet Dann werden das feudale, das monarchische Frankreich, die Republik, Napoleon I., das freie Frankreich (unter Louis Philipp), die zweite Republik und Napoleon III. folgen.

Der Historiker der Liebe und der Frauenbewunderung, E. Gaboriau, ist mit einem neuen Bande seiner mehr im Feuilletonstyl gehaltenen Forschungen fertig: „Les comédiennes adorées", eine Reihe von beliebten Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen dem Leser aufführend, wie sie die Popularität und der Zufall Herrn Gaboriau in die Feder brachten. Darunter bemerken wir Sophie Arnould, Mad. Raucourt, die Camargo, Mad. Contat, Mad. Molière u. s. w. Das elegante und galante Sujet der beliebtesten Bühnenkünstlerinnen hätte wohl eine etwas hübschere äußere Ausstattung verdient, als sie dieser bescheidene, klein gedruckte Band bietet. Wenigstens scheint da die „Adoration" entweder vom Verfasser nicht getheilt zu werden oder sich doch in einer anderen Richtung zu bewegen.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 21. April 1863.

Herr k. k. Hofrath und Direktor W. Haidinger im Vorsitze.

Wie in unserer letzten Sitzung im Monat April des verflossenen Jahres gibt derselbe einen raschen Ueberblick über den Gang der vorliegenden Beschäftigungen an der

Digitized by Google

k. k. geologischen Reichsanstalt für den künftigen Sommer, für Aufbewahrung in unserem Jahrbuche, so wie zur Kenntnißnahme eines freundlich theilnehmenden Publikums, so wie es bisher immer gehalten wurde. tief durchdrungen von dem Gefühle der Verpflichtung, über dasjenige stets öffentlich Rechenschaft zu geben, was uns für das Allgemeine anvertraut ist.

Zwei wichtige Abtheilungen unserer geologischen Aufnahmen waren im verflossenen Sommer 1862 zum Abschlusse gebracht worden, die Uebersichtsaufnahme des ganzen Kaiserreiches und die Detailaufnahmen zur Gewinnung der geologisch-kolorirten k. k. Generalquartiermeisterstabs-Spezialkarten für das Königreich Böhmen.

Auf die erstere dieser Aufnahmen hatten wir in den letzteren Jahren seit 1856 unsere sämmtlichen verfügbaren Kräfte verwendet Manche andere Aufgabe, welche aus dieser Veranlassung zurückgestellt worden war, kann nun mit größerem Nachdrucke gefördert werden. Der Schluß der Detailaufnahmen in Böhmen gestattet den Beginn ähnlicher Arbeiten in einem weiteren Kronlande des Kaiserreiches. Dieser Grundlage entsprechend begreift unser Plan für den Sommer drei verschiedene Richtungen: 1 die Detailaufnahmen 2. die Arbeiten in unseren Sammlungen, 3. die lokalisirten Aufnahmen, über deren jede hier noch einige nähere Erläuterungen gegeben werden.

In den „Detailaufnahmen" von Böhmen hatten wir rasch in der geologischen Kolorirung der Herausgabe der Kartensektionen in dem Maße von 1 : 144 000 der Natur oder 2000 Klaftern auf 1 Zoll durch das k. k. militärisch-geographische Institut auf dem Fuße folgen können. Gegenwärtig ist dort eben so die Spezialkarte des Königreiches Ungarn in Angriff. Eine größere Anzahl der Sektionen nördlich von der Donau bereits weit vorgeschritten. Uns werden zu den Aufnahmen in gewohnter freundlicher Weise die photographischen Kopien in dem Maße von 400 Klaftern = 1 Zoll, 1 : 238.000 der Natur. mitgetheilt. Wir unternehmen nun die Gewinnung der drei unmittelbar an Mähren und Oesterreich anschließenden Blätter, Nr. 14 Skalitz, Nr. 24 Saffin. Nr. 35 Preßburg, und der darauffolgenden Nr. 15 Trencsin, Nr. 25 Tirnau und Nr. 36 Neutra. In denselben werden nach der Oberflächengestaltung zwei Sektionen für die Aufnahme gebildet, eine westliche, zwischen der Grenze und der Waag, und eine östliche, zwischen der Waag und der Neutra Erstere, die breitere, ist Herrn k. k Bergrath Foetterle als Chefgeologen übertragen, nebst den Herren Sektionsgeologen Wolf, Freiherr v. Andrian und Paul, letztere, die schmälere, Herrn k k. Bergrath Ritter v. Hauer als Chefgeologen und Herrn Sektionsgeologen Dr Stache.

Für die „Arbeiten in den Sammlungen" wird dadurch die wünschenswerthe Kraft gewonnen, daß die westliche Sektion vorzüglich die frühere Sommerzeit bis Ende Juli, die östliche Sektion die spätere Sommerzeit nach dem Ende des Juli für die Arbeiten im Felde benützt, während stets einer der Herren Chefgeologen und einer der Herren Sektionsgeologen in Wien zurückbleibt, zuerst die Herren v. Hauer und Stache, später die Herren Foetterle und Paul. Eine wichtige Aufgabe in dieser Abtheilung der Arbeiten ist bereits unter der Leitung des k. k. Bergrathes Ritter v. Hauer begonnen, die aus unseren Uebersichtsaufnahmen als Ergebniß abzuleitende, zur Veröffentlichung bestimmte geologische Uebersichtskarte des Kaiserreiches, in dem Maße von 1 : 576 000 der Natur oder von 8000 Klaftern auf 1 Zoll. Nur allmälig können diese Arbeiten fortschreiten während sie doch stets die größte Aufmerksamkeit erheischen.

Erst in dem gegenwärtigen Sommer ist es uns möglich, die erste der „lokalisirten Aufnahmen" einzuleiten. welche bereits in unseren allerersten Zeiten vielfach dem Wesen nach für Studien der besonderen Lagerstätten nutzbarer Mineralspezies besprochen waren. Es sind dies Arbeiten in Gegenden, welche noch mehr in das Einzelne gehende Studien erheischen, als es selbst unsere Detailaufnahmen gestatten, und welche durch ihre national-

Digitized by Google

ökonomische Wichtigkeit, namentlich in montanistischer Beziehung, die größte Aufmerksamkeit erfordern, so wie sie auch in wissenschaftlicher Beziehung als Grundlagen weiterer Forschungen dienen. Der Natur der Sache nach beziehen sie sich vorzüglich auf die Gegenden der lebhaftesten montanistischen Thätigkeit, welche nach einander vorgenommen werden sollen, in Bezug auf Gewinnung von Erzen, von fossilem Brennstoff und anderen werthvollen Gaben der Erdrinde. Angeschlossen an diese erheischen auch manche Fragen geologisch-wissenschaftlicher Art die größte Sorgfalt. Beides vereinigt die diesjährige Aufgabe in den nordöstlichen Alpen, das Studium der Steinkohlenflötze daselbst, und der begleitenden Schichtgesteine, welche als westlichste Sektion Herrn k. k. Bergrath Lipold als Chefgeologen und Herrn Sektionsgeologen Stur übertragen ist. Der Schauplatz umfaßt die Gegenden von Hainfeld, Lilienfeld, Kirchberg, Frankenfels, Scheibbs, Gresten, Gaming, Lunz, Hollenstein, Waidhofen mit Grossau und Neustift, Ipsitz.

Mit mancherlei werthvollen Vorarbeiten gibt eine lokalisirte Aufnahme, wie die hier vorliegende, Aufschluß über manches, was bei jenen unbestimmt zurückblieb. Von Detailaufnahmen unterscheiden sie sich dadurch, daß bei letzterer ein gegebener Raum in einer bestimmten Zeit geologisch dargestellt werden soll, hier aber die genaue Forschung von einzelnen Punkten ausgeht, während es gleichgiltig ist, ob irgend eine Sektion, ein Blatt einer Karte vollständig durchgearbeitet werden kann. Einen ganz besonderen Werth legen wir, und gewiß mit Recht, abweichend von Ansichten, über welche Herr k. k. Bergrath Ritter v. Hauer in unserer letzten Sitzung am 7. April Bericht erstattete, auf genau erhobene Durchschnitte und zwar dargestellt, wie man sie findet, auf den genauen Ort bezogen, die Richtung in die Aufnahmskarte eingetragen und nicht beliebig verlängert, sondern nur gerade dasjenige enthaltend, was man „ein an der Stelle aufgenommenes Protokoll" nennen könnte.

Nach einem Ueberblicke auf die erfolgreiche, unseren Lesern aus den Sitzungsprotokollen in vollständigster Weise bekannte Winterthätigkeit der geologischen Reichsanstalt berichten Herr Direktor Haidinger über eine eben erst angelangte werthvolle Sendung von Fossilresten aus dem Rothliegenden des nordöstlichen Böhmens; Herr k. k. Oberbergrath O. Freiherr v. Hingenau über eine ihm von Herrn Anton Felix, k. k. Hüttenmeister in Aranyidka, zugekommene Mittheilung, betreffend die untersuchte jodhältige Salzquelle bei Csiz im Gömörer Komitate; Herr Dr. A. Madelung aus Gotha über eine mineralogisch-chemische Untersuchung des Gesteines von Hotzendorf, südwestlich von Neutitschein in Mähren, in welchem die schönen Pseudomorphosen nach Chrysolit, welche durch Herrn Sapetza in die mineralogischen Museen übergegangen sind, vorkommen.

Da Herr Dr. Madelung die genaueren Resultate seiner Analysen und die aus ihnen gezogenen Schlußfolgerungen nächstens im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt veröffentlichen wird, so kann vorläufig auf diese hingewiesen werden.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle machte eine Mittheilnng über die geologische Beschaffenheit des Gebietes des k. k. Ottočaner Grenzregimentes, das er im verflossenen Jahre übersichtlich aufgenommen hatte, und legte eine hierauf bezügliche geologische Karte vor.

Herr Karl Ritter v. Hauer sprach über eine in neuester Zeit von dem Herrn Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Schönpflug in der Freudenau bei Tulln errichtete Ziegelei.

Herr H. Wolf gab eine kurze Schilderung des Steinkohlenbergbaues in der Grossau, westlich von Waidhofen a. d. Ybbs, und der Lagerungsverhältnisse desselben und legte das Manuskript einer Mittheilung über die Geologie der Stadt und Umgebung von Olmütz vor, worin er namentlich die Verhältnisse der dortigen Wasserquellen erläutert

Digitized by Google

und die Gründe darzulegen sucht, daß die dort bisher ausgeführten Bohrungen artesischer Brunnen ohne Erfolg geblieben sind. Als quellenreicher glaubt Herr Wolf das Gebiet zwischen Gießhübel, Rebotein und Toppolau bezeichnen zu können, wo sich eine größere, von der March nicht durchrissene Mulde befinden dürfte.

Am Schlusse spricht Herr Direktor Haidinger seinen innigsten Dank und reiche Anerkennung den hochgeehrten Herren aus, welche uns am heutigen Abend und den ganzen Winter hindurch durch ihre werthvollen Vorträge erfreuten und uns ihre anregende Aufmerksamkeit, zu wahrem Fortschritte der Wissenschaft widmeten. Auf die Vorträge der Herren Bergrath Foetterle und Ritter v. Hauer, kommen wir noch ausführlicher zurück.

Ungarische Akademie.

In der am 20. April abgehaltenen Sitzung der naturwissenschaftlichen und mathematischen Klassen der ungarischen Akademie hielt Herr Ludwig Kondor als neugewähltes korrespondirendes Mitglied seinen Antrittsvortrag, in welchem er den Gebrauch des Meridiankreises und die theils aus der Aufstellung, theils aus der Konstruktion desselben hervorgehenden Fehler besprach, die vorläufig durch zahlreiche Beobachtungen bestimmt werden müssen, um mit dem Meridiankreis richtige astronomische Beobachtungen vornehmen zu können. Der Herr Professor der Chemie, Karl Than, besprach und motivirte das Verfahren, welches er als Ausgangspunkt bei der Begründung der Atomgewichte in dem Lehrbuche, das er eben vorbereitet, vorgenommen hat.

Than hält die Anwendung der neuen Atomgewichte aus folgenden Gründen für motivirt: 1. Weil diese Atomgewichte der Metalle mit denen der Metalloide, welche aus den Volumengesetzen abgeleitet sind und ziemlich allgemein gebraucht werden, in vollkommenem Einklange stehen; 2. weil die Anwendung dieser Atomgewichte die chemischen Formeln, die Volumengesetze, ferner die Gesetze der spezifischen Wärme und das der Isomorphie ausdrücken, daher von den physikalischen Verhältnissen besser Rechenschaft geben als die Aequivalentformel; 3. weil die Atomgewichtformel, außer der Qualität und relativen Quantität der Bestandtheile, den chemischen Verhältnissen, insbesondere den Metamorphosen, besser entsprechen, als die alten Formeln; 4. weil man durch die mechanische Theorie der Wärme auch auf diese Atomgewichte hingewiesen wird.

Ferner zeigt Herr Prof. Josef Szabó einige vor Kurzem von einer Verespataker Gewerkschaft dem Nationalmuseum eingesendete Goldkrystalle vor. In dem berühmten Verespataker Goldterrain kommt das Gold sehr häufig in Krystallen vor und zwar mit einigen eigenthümlichen, von anderwärtigen Vorkommnissen abweichenden Verhältnissen. In allen Verespataker Goldkrystallen findet man zwar die Formen der Hexaeder und Oktaeder an einigen noch mit Rhombendodekaeder kombinirt; die vorgezeigten Goldkrystalle haben jedoch zum Theil eine eigene Verzerrung, welche dadurch entsteht, daß zwei parallele Oktaederflächen in Folge einer sehr kurzen Centraldistanz sich bedeutend vergrößern und der Kombination einen würfelförmigen Habitus verleihen. Herr Szabó wies nach, daß an den blechartigen Exemplaren die Fläche ebenfals durch die fast kontinuirlich gewordenen zwei Oktaederflächen zu Stande kommt, endlich daß die kleinsten Partikel zu einer Tafel oder blechförmigen Fläche durch das Aneinanderwachsen nach der Oktaederfläche entstehen.

Digitized by Google

K. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Sektion am 20. April, wurde ein von Prof. Dr. Höfler angekündigter Vortrag über die Unionen der deutschen Fürsten und Stände im Anfange des 17. Jahrhunderts gehalten. Im Anschluß an einen früheren Vortrag erörterte Prof. Höfler zuerst den Unterschied jener Verbindungen, welche vorzugsweise von König Heinrich IV. von Frankreich ausgegangen waren, und der des Jahres 1608, welche für die böhmische und deutsche Geschichte so verhängnißvoll geworden ist. Der Redner wies nach, daß letztere, ganz rasch und unvermuthet entstanden, anfänglich von einer Einmischung des französischen Königs nichts wissen wollte; daß ebenso auch nicht die Verwicklungen in Oesterreich unmittelbaren Einfluß auf ihr Zustandekommen gewannen, sondern im Anfange des Jahre 1608 vielmehr das Projekt des Churfürsten von Brandenburg, eine Gesammtunion aller protestantischen Fürsten und Stände des Reiches zu begründen, in den Vordergrund trat. Was die von Raumer und anderen Historikern als Hauptmotiv der Union des Jahres 1608 angeführte Angelegenheit der Reichsstadt Donaumörth betraf die Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärt hatte und welche von dem Herzoge von Baiern als Reichs-Exekutor besetzt worden war, so wurde von dem Redner, gestützt auf seine archivalischen Forschungen, nachgewiesen, daß dieselbe, theils um die Reichsstädte in den neuen Bund hineinzuziehen theils aus Furcht und Besorgniß des Pfalzgrafen von Neuburg, es möchte baierischer Seits von Donauwörth aus ein Angriff auf Neuburg unternommen werden, nach Belieben in den Vordergrund gestellt, dann auch wieder ganz fallen gelassen wurde. Endlich entschied das churpfälzische Interesse und die geschickte Diplomatie des Churfürsten die Sache in rascher Wendung dahin, daß aus der allgemeinen Union eine Partikularunion wurde und statt daß Brandenburg an die Spitze trat Churpfalz das Direktorium und damit die Verfügung über die Bundeskasse und das Bundesheer erlangte, sich so an die Spitze von Oberdeutschland erschwang. Da aber die Hoffnung vorhanden war, der Thron Rudolf's II. werde in Kurzem erledigt werden, so war dadurch für das pfälzische Reichsvikariat und die künftige Entscheidung über die deutsche Kaiserwahl im pfälzischen Interesse die materielle Grundlage gewonnen. Dazu bedurfte man eines Bundes und dieser erklärt auch, warum gerade im Mai 1608, als Kaiser Rudolf von seinen Bruder Mathias bedroht war, die Union zu Stande kam, an welcher so oft und so lange Zeit gearbeitet worden war, ohne daß es bis dahin zu einem Abschlusse hätte kommen können.

In der am 27. April abgehaltenen Sitzung der naturhistorisch-mathematischen Sektion der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften berichtete der Direktor der Prager Sternwarte, Herr Dr. Böhm, über einen in der königlichen Hofbibliothek zu München aufbewahrten Brief von Tycho de Brahe und legte eine durch gütige Vermittlung des dortigen Herrn Oberbibliothekars Dr. Halm erhaltene Kopie desselben vor. Dieses interessante und wichtige Schriftstück liefert einen höchst schätzbaren Beitrag zur Charakteristik des großen Astronomen und wirft zugleich ein nettes Schlaglicht auf die literarischen Gebräuche jener Zeit. — Hierauf sprach Herr Prof. v. Leonhardi über die merkwürdige Pflanzenfamilie der Characeen, welche bekanntlich an der Grenze zwischen den Phanerogamen und Kryptogamen steht und daher von den bedeutendsten botanischen Schriftstellern bald zu den ersteren, bald zu den letzteren gezählt wird. Nachdem der Vortragende einige allgemeine Betrachtungen über die morphologischen und Entwicklungs-Verhältnisse dieser interessanten Gebilde vorausgeschickt hatte, zeigte er die bisher von ihm und einigen anderen Pflanzenforschern, namentlich von Sykora, Opiz, Reuß u. A in Böhmen aufgefundenen Spezies der Gattungen Nitella und Chara vor, woran derselbe mehrere instruktive Bemerkungen über das Sammeln u. dgl. knüpfte.

(Boh.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Bemerkungen über die technischen Mittelschulen und deren Reform.

Durch die Gründung der Realschulen ist in den letzten zwölf Jahren ein großer Schritt im Unterrichtswesen Oesterreichs gethan worden. Es ist eine wichtige Thatsache, daß im Laufe dieser Zeit in allen bedeutenderen Städten, und selbst in minder wichtigen Orten nicht nur aus Staatsmitteln, sondern viel häufiger aus Gemeinde- und Privatzuschüssen mit der anerkennenswertheften Bereitwilligkeit solche Anstalten errichtet und ausgestattet worden sind. Es hat sich gezeigt, daß diese von der kaiserlichen Regierung angeregten und organisirten Institute nicht etwa einem erst vorauszusehenden, sondern einem zunächstliegenden von der Bevölkerung als dringend erkannten Bedürfniß abgeholfen haben, daß sie eine von Jahr zu Jahr steigende Frequenz erhielten und daß sich denselben die Sympathien Vieler zugewendet haben, welche von der Verbreitung nützlicher Kenntnisse eine Besserung der öffentlichen Zustände erwarteten und welche, häufig auch in Vorurtheilen befangen, die Gymnasien, als den Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr entsprechend, nur sehr gering schätzen. Ungeachtet der Neuheit der Realschulen und ungeachtet der unvermeidlichen Uebelstände, welche mit der Auswahl einer plötzlich in so außerordentlichem Maße erforderlichen Lehrkraft nothwendig verbunden sein mußten, ungeachtet endlich mancher anderen Gebrechen, wovon später die Rede sein wird, haben die Realschulen seit der Zeit ihres Bestehens manche Erfolge aufzuweisen, welche in vollem Maße anzuerkennen sind.

So sehr nun aber das öffentliche Urtheil sich für das Prinzip der Realschulen und ihre Leistungen ausspricht und so wenig es hier die Absicht sein kann, auch nur im Geringsten die Verdienste der leitenden und lehrenden Personen zu mißkennen, so dringend muß man sich im gegenwärtigen Augenblicke, in welchem die Reform der polytechnischen Institute bevorsteht, und die Förderung der Gewerbsthätigkeit in erhöhtem Maße eine unabweisliche Aufgabe für Oesterreich geworden ist, mit der Frage beschäftigen, ob die Realschulen in ihrer gegenwärtigen Organisation:

1. die richtige Grundlage für die neu organisirten technischen Hochschulen zu geben im Stande sind, und

2. ob sie auch jetzt noch den, mit der nöthig gewordenen Weiterentwicklung des Gewerbswesens hervortretenden Anforderungen zu entsprechen vermögen.

I.

Die Gründung der Realschulen und der Organisationsplan derselben vom Jahre 1849 waren ein erster Schritt, der in vieler Beziehung den Charakter

Digitized by Google

eines in großem, fast kolossal zu nennendem Maßstabe ausgeführten Versuches an sich trägt und dessen wichtigstes Resultat, wie bemerkt, darin besteht, daß viele neue Anstalten gegründet, die Mittel dazu gewährt, und daß diese Anstalten so zu sagen populär geworden sind.

Bei ihrer Organisation blieben zwei hauptsächliche Gesichtspunkte vorerst noch im Hintergrunde. Damals war nämlich noch nicht ernstlich davon die Rede, die technischen Lehranstalten einer prinzipiellen Reform, einer weitgreifenden Vermehrung ihrer Lehrgegenstände und einer Gliederung in Fachschulen zu unterziehen. Es bestand noch nicht die Absicht, aus diesen Anstalten durch Herbeiziehung der nöthigen Kräfte das zu machen, was sie in den meisten übrigen Ländern Europa's waren und was sie in Oesterreich werden müssen, wenn sie ferner ihren Zweck erfüllen sollen.

Die natürliche Folge hiervon war, daß man auch über die für den Besuch jener Anstalten nothwendige Vorbildung, worüber erst die Zukunft größere Klarheit bringen mußte, nicht weiter forschte.

Andererseits konnte man noch nicht die Anforderungen gehörig in das Auge fassen, welche die Entwicklung unseres Industrie- und Gewerbewesens an die neu zu gründenden Realschulen stellen werde. Man faßte ihren Zweck darin zusammen, daß sie einmal als Mittelschulen für die darauffolgenden technischen Lehranstalten dienen sollten, und daß sie zugleich solchen jungen Leuten, welche sich einem Handwerk widmen und nach dem Besuch der Unterrealschule im vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre die Anstalt verlassen wollen, außer „einem mittleren Grad allgemeiner Bildung" auch noch „einen mittleren Grad gewerblicher Vorbildung", insbesondere in der Physik, Chemie, im Zeichnen und in einigen praktisch-technischen Gegenständen, wie z. B. Baukunst, zu geben hätten.

Allen diesen Anforderungen sollten die neuen Anstalten genügen, ja man ging in ihrer Ausbildung nach oben hin noch weiter, indem man auch noch Maschinenlehre und von mathematischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen sehr Vieles hinzunahm, was den viel reiferen Schülern erst an der technischen Lehranstalt vorgetragen wird.

Es war eine natürliche Folge der verschiedenartigen Zwecke, die man alle mit einem Male durch die Realschule erreichen wollte, daß ein Unterrichtsplan der eigenthümlichsten Art zu Stande kam, daß, wie bemerkt, Schülern von dreizehn Jahren Baukunst gelehrt und Unterricht im Bauzeichnen ertheilt, daß Physik und Chemie Knaben von zehn bis zwölf Jahren vorgetragen wird und diese letzteren Gegenstände durch alle folgenden Jahrgänge hindurch immer wieder im Stundenplan erscheinen, der mathematische Unterricht aber Schülern von ungefähr vierzehn Jahren in einer gehäuften Stundenzahl ertheilt wird.

Die Folgen der Naturwidrigkeiten dieses Planes mußten Jedem, der die Resultate der Realschulbildung zu beobachten Gelegenheit hatte, bald in die Augen fallen. Es zeigte sich zunächst, daß die Schüler, welche sechs Jahre hindurch, vom Knabenalter an, Physik und Chemie hören (respektive auswendig lernen) mußten,

Digitized by Google

kein Interesse, keinen regen Eifer und keine frische Kraft mehr für diese Gegenstände in die technische Lehranstalt mitbrachten, in welcher das eigentliche und strenge Studium derselben erst beginnen sollte. Dieselbe Erscheinung zeigte sich alljährlich beim Studium der Mathematik und zum Theile auch der darstellenden Geometrie an der technischen Lehranstalt; die vieljährige Beschäftigung der ehemaligen Realschüler mit allen jenen Gegenständen hat ihre geistige Elastizität gelähmt, sie hat die Schüler blasirt gemacht, ohne ihnen gründliche Kenntnisse und Selbstständigkeit darin zu geben, sie hat aber auch einen gewissen Dünkel hervorgebracht, indem die Schüler häufig meinen, sie hätten ja das Alles, was man ihnen in den zwei ersten Jahrgängen an der Technik vorträgt, schon lange an der Realschule gehört — und beinahe schon wieder vergessen. Man erkennt, welche Verstöße gegen die Natur des jugendlichen Geistes hier zu Grunde liegen, wie abnorm es ist, die Baukunst Schülern von dreizehn bis vierzehn Jahren vorzutragen, welche dann in den drei folgenden Klassen der Realschule kein weiteres Wort mehr über diesen, doch nur für den gereiften jungen Mann bestimmten Lehrgegenstand zu hören bekommen, den man sogar in die letzten Jahrgänge der Technik zu verlegen für zweckmäßig erachtet.

Diese Bemerkungen reichen zunächst hin, um zu beurtheilen, von welcher Art die wissenschaftliche Vorbildung ist, welche die absolvirten Realschüler *für das technische Studium* mitbringen.

Bezüglich der Schüler, welche bloß die Unterrealschule durchlaufen und dann entweder einem *Handwerke* oder dem Handelsfach sich widmen, verhält es sich nicht viel besser, obgleich diese wenigstens aus der deutschen Sprache, Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte und aus dem Freihand- und geometrischen Zeichnen einige, für ihren weiteren Beruf nützliche und ihrer Fassungskraft angemessene Kenntnisse sich erwerben konnten. Aber sie lernten dabei nichts von dem, was ihren späteren Beruf speziell angeht, *ihr Schulunterricht schließt sich für immer ab*, der doch auch für den künftigen Gewerbsmann in jetziger Zeit nach vielen Richtungen hin noch nöthig wäre. Mit einem Wort, die Unterrealschule gibt solchen Schülern nur eine gewisse allgemeine Vorbildung aber kein Mittel zur *Fortbildung*, wie sie in anderen Ländern durch Gewerbe- und Handwerkerschulen der verschiedensten Art ermöglicht wird.

II.

Hieraus ergibt sich wohl zur Genüge, daß die gegenwärtige Organisation der Realschulen für Diejenigen, welche dem höheren technischen Studium sich widmen wollen, viel zu frühzeitig und in viel zu ausgedehntem Maße mathematische, naturwissenschaftliche und technische Gegenstände vorschreibt und dadurch, den späteren Studien vorgreifend, deren Erfolg abschwächt.

Ein anderer, noch viel bedeutenderer Mißstand liegt darin, daß die Realschule in den Gegenständen der allgemeinen Bildung, wie Geschichte, Sprachwissen-

Digitized by Google

schaft u. s. w. nur Halbwisser hervorbringt, und daß sie die klassischen Studien gänzlich bei Seite setzt.

Wer in gegenwärtiger Zeit Anspruch auf allgemeine Bildung macht, wer seine Studien an einer Anstalt zu Ende führt, welche auf den Charakter und die Stellung einer Hochschule Anspruch macht, wer in seiner praktischen Laufbahn eine Stellung einzunehmen berufen ist, welche ihn mit den Gebildeten aller Stände in Berührung bringt, und wer endlich auch im Staats- und Privatdienste vermöge der Interessen, die er zu vertreten hat, mit Männern verkehren soll, die Universitätsstudien zurückgelegt haben, von dem wird verlangt, daß er, eben so wie Jene, eine umfassende allgemeine Bildung besitze und denselben durch klassische Studien ebenbürtig sei. Ein Ingenieur, ein Architekt, ein Chemiker u. s. w., der nicht einmal die in seinem Fach so häufig vorkommenden, den alten Sprachen entnommenen Ausdrücke zu übersetzen weiß, der, wie dies leider oft genug zu bemerken ist, beim Gebrauche solcher Fremdwörter grobe Fehler macht oder durch sie verblüfft wird, der wird, man mag dies für recht oder unrecht halten, in der Welt einmal nicht zu den Gebildeten gerechnet. Dies ist so richtig, daß es selbst die studirenden Techniker früh schon einsehen und es tief beklagen, daß man sie durch Beschränkung auf die Realschule der Gelegenheit die alten Sprachen zu erlernen beraubt hat.

Dieses Bewußtsein, trotz des langjährigen Schulbesuches nur eine sehr mangelhafte allgemeine Bildung erreicht zu haben und sich bei jeder Gelegenheit von Denjenigen, welche ihre Studien am Gymnasium und an der Universität zurücklegten, in den Schatten gestellt zu sehen, verstärkt sich bei allen begabteren und sich selbst richtig beurtheilenden Technikern mehr und mehr. Man hört von diesen nicht selten die Ansicht aussprechen, daß ein großer Theil des Wissens, welches sie an der Realschule sich erworben haben, während ihrer späteren technischen Studien nur von geringem Nutzen war, und daß sie, zur nöthigen Reife des Verstandes gelangt, zur Einsicht kamen, wie sehr sie in ihren jüngeren Jahren die exakten und die Naturwissenschaften nicht sowohl mit dem Verstand, als vielmehr mit dem Gedächtnisse betrieben haben.

Hierin liegt zugleich, wenigstens theilweise die Erklärung zu der fast an allen Oberrealschulen vielfältig gemachten Erfahrung, daß selbst solche Schüler, die später eine technische Lehranstalt besuchen wollen, den sechsten und wo möglich auch den fünften Jahrgang der Realschule zu umgehen suchen, und daß, um solchen, die Frequenz der oberen Jahrgänge beeinträchtigenden Versuchen entgegenzuwirken, eine eigene Ministerial-Verordnung für nothwendig erachtet wurde, wodurch bestimmt wird, daß, wer den Besuch der Realschule unterbrochen, nicht eher zu den technischen Studien zugelassen werden dürfe, als bis die Anzahl von Jahren verflossen ist, welche zum vollständigen Besuch der Realschule nöthig gewesen wäre. Es ward also eine Maßregel indirekter Nöthigung erforderlich, um in den zwei letzten Jahrgängen eine gehörige Anzahl von Schülern festzuhalten. Die im strengeren Sinne wissenschaftlichen Disziplinen soll man niemals zum Gegenstande einer Art von geistiger Dressur zu machen suchen, indem man, wie dies gegenwärtig an den Realschulen

Digitized by Google

geschieht, die Schüler vom Knabenalter an unausgesetzt, sechs Jahre hindurch mit Mathematik, Physik und Chemie gleichsam verfolgt, denn man erdrückt dadurch, seltene Ausnahmen abgerechnet, wie schon bemerkt wurde, die Schnellkraft des Geistes und stört die harmonische Entwicklung desselben. In der Jugend müssen die Ideen belebt werden, der Geist muß sich in verschiedenen Formen bewegen lernen, und man darf ihn daher, insofern es sich überhaupt um wahre wissenschaftliche Bildung handelt, nicht zu frühzeitig auf spezielle Bahnen drängen, sondern vorzugsweise nur auf denjenigen Gebieten beschäftigen, auf welche ihn die Natur hinweist. Nun befaßt sich die, zumeist auf das Ideale gerichtete geistige Thätigkeit des angehenden Jünglings am erfolgreichsten mit Gegenständen des Gedächtnisses und der Nachahmung, hauptsächlich also mit dem Erlernen von Sprachen, der Geschichte, naturhistorischer Disziplinen, mit Zeichnen u. s. w. und wendet sich erst gegen das achtzehnte Lebensjahr hin mehr und mehr der Verstandesthätigkeit zu. Wie sehr diese von aller Welt anerkannte Thatsache bei der Einrichtung unseres Realschulwesens unberücksichtigt geblieben ist, braucht nicht mehr weiter ausgeführt zu werden. In bester Absicht wollte man den eigentlichen technischen Studien tüchtig vorarbeiten, erreichte aber damit in mancher Hinsicht eher das Gegentheil; es blieb leider unbeachtet, daß die wissenschaftlichen Gegenstände des technischen Unterrichtes in demselben Maße, wie die Universitätsstudien, durch die vorausgegangene allgemeine oder Gymnasialbildung befördert werden.

Wären diese Bemerkungen nicht schon an sich richtig, so könnten sie an zahlreichen Beispielen aus der Erfahrung bewiesen werden. Wer als Lehrer im ersten Jahrgange einer technischen Anstalt gleichzeitig Schüler aus der Realschule und aus dem Gymnasium zu unterrichten hatte, mußte alljährlich die Erfahrung machen, daß eben die Gymnasialschüler, ungeachtet ihrer meistens sehr mangelhaften mathematischen und naturwissenschaftlichen Vorbildung, fast immer dem Unterrichte viel lebhafter folgten, die Lehren viel tiefer erfaßten und die Ideen viel leichter zu generalisiren vermochten als die Realschüler, welche gewöhnlich nur manche Fertigkeiten voraus hatten. Das Auffallendste aber ist, daß die Gymnasialschüler den allerdings sehr bedeutenden Vorsprung der Realschüler im Zeichnen schon nach ein bis zwei Jahren fast immer in sehr befriedigender Weise einholten.

Noch ein anderer Punkt darf nicht unberührt bleiben. Man weiß, daß gar häufig die bestorganisirten Köpfe am Schlusse des Knabenalters noch keine ausgesprochene Tendenz ihrer Anlagen erkennen lassen, und daß sich erst viel später, oft sogar erst gegen das achtzehnte Lebensjahr hin eine Vorliebe für diesen oder jenen Beruf zeigt. Wenn nun dieser natürlichen Bestimmung eines jungen Menschen, welcher eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten soll, schon in dessen zehntem bis zwölftem Lebensjahr dadurch vorgegriffen wird, daß man ihn einer Realschule übergibt, so wird er für immer der Möglichkeit beraubt, einer anderen Richtung seines Studiums, insbesondere der akademischen, wofür er vermöge seiner natürlichen Anlagen vielleicht ausschließlich bestimmt ist, zu folgen, während er vom Gymnasium aus jederzeit, unbeschadet seiner späteren Studien, insbesondere wenn er sich einem

Digitized by Google

technischen Fache zuneigt, zu dem entsprechenden Unterrichte hätte übergehen können. Auch bezüglich des soeben Angeführten hat jeder Lehrer alljährlich Gelegenheit viele und oft nicht erfreuliche Erfahrungen zu machen.

III.

Der Schluß, welcher aus all' diesem zu ziehen ist, liegt sehr nahe. Für Diejenigen, welche die höheren technischen Studien machen wollen, ist der vollständige Besuch der Realschule, und zwar ihrer unteren Jahrgänge nicht so nützlich und nicht so zweckmäßig, als der Besuch des Gymnasiums, dieser letztere dagegen in vieler Hinsicht unentbehrlich. Man lasse darum die für das höhere Studium bestimmten Jünglinge, auch wenn sie sich dem technischen Fach widmen wollen, die sechs ersten Klassen des Gymnasiums (also ungefähr bis zum sechszehnten Lebensjahre) besuchen und sich erst dann entscheiden, ob sie im Gymnasium bleiben oder sich der technischen Richtung zuwenden wollen.

Ist das Letztere der Fall, so genügt der Besuch zweier Jahrgänge der Oberrealschule vollständig, um sich, neben der theilweisen Fortsetzung der allgemein bildenden Unterrichtsgegenstände, für den Besuch einer polytechnischen Schule gehörig vorzubereiten.

Schon bei der Gründung des polytechnischen Institutes in Paris ging man von einer ähnlichen Ansicht aus und machte den Besuch einer gelehrten Mittelschule zur Bedingung der Aufnahme in jenes Institut. Auch am Karlsruher Polytechnikum ist die Aufnahme der für den Staatsdienst im Hochbauwesen sich bestimmenden Schüler von dem vorausgegangenen Besuch eines Gymnasiums abhängig gemacht worden.

Vielleicht wendet man ein, in Folge der vorgeschlagenen Bedingungen werde sich die Zahl der Schüler an den polytechnischen Instituten in Oesterreich beträchtlich vermindern, es werden, mit Ausnahme der beiden oberen Jahrgänge, die Realschulen trocken gelegt, die Gymnasien dagegen überfüllt werden, es werde gar ein Mangel an Technikern entstehen, oder es liege in der Tendenz jenes Vorschlages, die lateinischen Schulen noch mehr in die Höhe zu bringen und die jungen Leute zum Studium der alten Sprachen zu zwingen, die man doch im praktischen Leben nicht mehr brauchen könne u. dgl. m.

Mehrere dieser Einwendungen sind schon oben hinlänglich widerlegt worden. Was nun aber den Einwand betrifft, der Besuch der polytechnischen Institute werde eine große Beschränkung erleiden, so ist hierüber Manches zu sagen.

Obschon in einigen Provinzen die Zahl der Gymnasien nicht größer als jene der Realschulen ist, so hat man doch noch nie darüber klagen gehört, daß es etwa den ärmeren Schülern schwerer falle die akademische Laufbahn einzuschlagen, als eine technische Lehranstalt zu besuchen, und man findet gegenwärtig eben nicht, daß es zu wenig Juristen oder Mediziner u. s. w. gebe. Ebensowenig wird man einen Mangel an Studirenden im technischen Fache ernstlich zu besorgen haben, wenn man sie veranlaßt fünf bis sechs Jahre am Gymnasium statt an der Realschule zuzubringen.

Digitized by Google

Uebrigens ließe sich in der Verminderung des Besuches unserer technischen Lehranstalten weit eher ein Vortheil als ein Nachtheil erkennen.

Frankreich versorgt mit 200 bis 300 Schülern, die es alljährlich in seiner polytechnischen Schule unterrichten läßt, alle höheren technischen Dienstposten des Staates und die Bedürfnisse der technischen Zweige des Militär- und Marinedienstes. In Oesterreich studiren gegenwärtig an den Instituten zu Wien, Prag, Ofen, Lemberg, Brünn und Graz gering gerechnet alljährlich 2000 Techniker, die allerdings nur zum geringsten Theile in den Staatsdienst treten, aber selbst für die Posten im Privatdienst jedes Jahr ein das Bedürfniß weit übersteigendes Kontingent stellen. Hierin liegt nun zum Theile die Erklärung des schon so oft besprochenen Umstandes, daß so viele absolvirte Techniker entweder unbeschäftigt bleiben oder sich zu dienstlichen Verwendungen herbeilassen müssen, wozu nichts weniger als das technische Studium erforderlich oder auch nur nützlich wäre. Man darf sich also nicht länger einer Beantwortung der Frage entziehen, ob es denn überhaupt nicht besser wäre, eher auf eine Verminderung als auf eine Vermehrung der höheren technischen Studien sich Widmenden hinzuwirken. Sehr wichtige Rücksichten sprechen unverkennbar für die Verminderung. Die erste und vorzüglichste derselben wurde bereits angedeutet und beruht darin, daß bei uns der eigentliche Zweck der technischen Institute nur in der Heranbildung von Ingenieuren, Architekten, Mechanikern und technischen Chemikern bestehen kann und soll, und daß das Bedürfniß nach Fachmännern dieser Art kein numerisch sehr großes selbst in der gegenwärtigen Zeit ist, welche mit einer bewunderungswürdigen Konsequenz und Ausdauer, trotz aller Kalamitäten der Zeitverhältnisse, die ihr zugewiesene Aufgabe der Erbauung von Eisenbahnen und der Ausführung anderer, auf der Association beruhender großartiger Unternehmungen zu lösen fortfährt. Ein zweiter Gesichtspunkt betrifft die Vorbedingungen, von welchen die Ertheilung eines erfolgreichen technischen Unterrichtes abhängt. Wer will behaupten, daß es einem, und selbst zwei Professoren mit ihren Assistenten möglich sei, fünfzig und noch mehr Schülern in einem praktischen Gegenstande, wie z. B. im Hochbau, Maschinenbau, Wasser- und Straßenbau, den konstruktiven Unterricht, der eine so große Hauptsache ist, gleichzeitig und erfolgreich zu ertheilen, wer weiß nicht, daß bei einer solchen Schülerzahl der Professor oft nicht ein einziges Mal in der Woche sich mit einem Schüler gehörig befassen kann, und wer hat nicht erfahren, daß gerade in diesem Punkte an unseren größeren Instituten die wesentlichsten Gebrechen liegen.

Mit allem Nachdruck aber muß darauf hingewiesen werden, welche geringe Oekonomie in der Verwendung der menschlichen Kraft es verräth, wenn so viele, ihre Zeit bis zum zweiundzwanzigsten oder dreiundzwanzigsten Jahre an einem polytechnischen Institut zubringende Techniker, welche später keine ihren Kenntnissen angemessene Verwendung finden können, für eine andere nützliche Beschäftigung, insbesondere für den Gewerbestand und die Industrie, in der Regel verloren gehen!

Gibt es also bei uns schon längst nicht nur keinen Mangel mehr an Solchen, die alle technischen Studien durchlaufen haben, sondern besteht darin seit Jahren

Digitized by Google

vielmehr ein Ueberfluß, so scheint es geboten zu sein, die Zahl derselben eher zu vermindern als zu vermehren. Zu demselben Schluß führt der schon bemerkte Umstand, daß hier die Qualität mit der Quantität im umgekehrten Verhältnisse steht, daß sich, je größer die Zahl der Studirenden ist, um so mehr Minderbegabte darunter finden werden, und es um so schwerer auch der besten Unterrichtsanstalt fallen werde, im technischen Fache vorzügliche Erfolge zu erzielen. In jetziger Zeit aber ist mit Mittelmäßigkeiten wenig mehr geholfen und Niemand kann bestreiten, daß gegenwärtig das wahre Bedürfniß nicht sehr viele, sondern verhältnißmäßig nur wenige aber vollkommen theoretisch und praktisch durchgebildete Ingenieure, Architekten, Maschinisten u. s. w. fordert.

(Schluß folgt.)

Der Staatshaushalt des Großherzogthumes Baden.

Ein Handbuch der badischen Staats-Finanzverwaltung.

Von **Dr. Franz Anton Regenauer,**

großherzoglich badischem Staatsminister der Finanzen a. D.

Zu den lehrreichsten Büchern gehören die Darstellungen eines Gegenstandes, von den Männern verfaßt, die ihn geschaffen, großgezogen, bewahrt und erhalten haben und durch jahrelanges Wirken mit allen seinen Eigenthümlichkeiten vertraut geworden sind. Es ist nicht blos ein schätzenswerthes, auf andere Weise nicht zu erlangendes Materiale, das durch solche Verfasser geboten wird, sondern es liegt in ihren Mittheilungen ein eigener Reiz der Ursprünglichkeit, des selbst Erlebten und Gewirkten, man gewahrt den schöpferischen Gedanken, wie er geworden und fortgeschritten ist, die Wege, die er hierin eingeschlagen hat, und wird zu gleicher Thätigkeit angeregt und angeleitet. Zu den Büchern solcher Art gehört das vorliegende, über den Staatshaushalt Badens von einem Manne geschrieben, der mehr als vierzig Jahre demselben gedient, durch vierzehn Jahre ihn geleitet hat, und welches zu den Vorzügen, die wir eben hervorgehoben, eine Klarheit und Durchsichtigkeit sonder Gleichen, einen Geist echter und wohl erprobter Wissenschaftlichkeit und ein warmes Gefühl für alles gesellt, was edel und groß, milde und menschlich ist, und über die Grenzen des einzelnen Landes hinaus das Wohl des gesammten Deutschlands fördert. Es ist eines jener Bücher, aus dessen Inhalte, so trocken er Vielen scheinen mag, man den Verfasser nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Menschen schätzen lernt, und bei der schärfsten Prüfung haben wir nur Zweierlei an dem Buche auszustellen gefunden: daß ein solches Meisterwerk der Finanzverwaltung eines kleinen Staates gewidmet ist und darum in seiner Anwendbarkeit für größere Verhältnisse häufig zweifelhaft wird, und daß es allen um das Wohl Deutschlands ernstlich Bemühten allzuhoch zu stehen kömmt, denn die Muße, es zu

Digitized by Google

schreiben, wurde durch den Austritt des Verfassers aus dem Staatsdienste und dieser Austritt durch eine für ganz Deutschland wie für das Großherzogthum gleich verderbliche Aenderung der politischen Haltung Badens erkauft.

Das Buch, das wir besprechen, folgt dem Gange, welchen auch der Verfasser dieser Zeilen in seiner Darstellung der Finanzverwaltung Frankreichs beobachtet hat. Es gibt die einzelnen Details der Verwaltung und Gesetzgebung und fügt ihnen gleich in Ziffern und Thatsachen die Erfolge, die sie hatten, bei. Nichts führt überzeugender und tiefer in die Sachlage ein, denn man lernt gleichzeitig die Ursache und ihre Wirkung kennen und eine durch die andere beurtheilen. Aber eben diese ununterbrochene Verkettung von Einrichtungen, Thatsachen, Zahlen, das Objektive der Darstellung, welche selten, dem Urtheile des Lesers vorgreifend, die eigene theoretische Ansicht entwickelt, macht es dem Rezensenten schwer, einen kurzen Abriß des gesammten Inhaltes zu geben und das, was er von der Verdienstlichkeit des Buches im Allgemeinen erwähnt, durch Einzelheiten zu erweisen. Was er ausläßt, verursacht eine wesentliche Lücke, was er heraushebt, hat durch den mangelnden Zusammenhang einen Theil seines Werthes verloren. Es geht wie mit einem mathematischen oder naturwissenschaftlichen Buche, dessen wahres Verdienst man nie durch eine Rezension kennen lernt.

Um aber unsere Pflicht als Berichterstatter, so weit es möglich, zu erfüllen, wollen wir mit der Darstellung der letzten Ergebnisse des badischen Staatshaushaltes beginnen, vielleicht gelingt es uns, indem wir dann prüfend auf die Ursachen dieser Erscheinungen zurückgehen, etwas von dem, was wir aus dem Buche gelernt, auch unseren Lesern mitzutheilen.

Im Jahre 1820 betrug die Reineinnahme Badens (ohne die Posteinkünfte) 7·1 Mill. Gulden südd. Währ., jetzt (ohne die Einkünfte der Post und der Eisenbahnen) 11·2 Mill.; die Schulden und Schuldverbindlichkeiten des Landes haben sich seit jener Zeit (wenn man die später zu erwähnenden, zum Baue der Eisenbahnen verwendeten Anleihen abrechnet) nicht vermehrt, sie betragen, auf 5 pCt. reduzirt, 22½ Mill. Gulden, und doch sind mehr als 2 Mill. Gulden an Bezirksschulden abgezahlt, sind mit der Hilfe des Staates, die auf 14·8 Mill. Gulden zu stehen kam, die grundherrlichen Lasten und Zehnten, die Lehenrechte und die Jagd- und Fischereirechte auf fremden Gründen abgelöst, sind über 34 Mill. Gulden außerordentliche Ausgaben, worunter mehr als um 12 Mill. Gulden für Straßen und Straßenverbesserungen, Flußkorrektionen, Hafenanlagen, neue Gebäude, und mehr als 7 Mill. zur Ausgleichung der Folgen der Revolution von 1849 bestritten worden. Das Vermögen des Amortisationsfondes beträgt in verzinslichen Papieren, auf 5 pCt. reduzirt, 8·3 Mill. nebst einem baren Kassebestande von fast 2 Mill., die jährliche Tilgungssumme beträgt bei 600.000 fl., mehr als 3 pCt. der rückzahlbaren Staatsschuld. Der Kredit des Staates ist so gesichert, daß er, ohne Intervention eines Banquiers, aus freier Hand zu 4 pCt. und al pari die nöthigen Gelder entlehnt. Seit 1831 gab es unter den zweijährigen Budgetperioden nur zwei, 1848 bis 1849 und 1854 bis 1855, in denen die Bilanz der

Digitized by Google

ordentlichen Einnahmen und Ausgaben mit einem Defizit (von 630.000 und 350.000 fl.) abgeschlossen hat, in allen übrigen wurde ein Ueberschuß der Einnahmen ausgewiesen, so daß von den erwähnten 34 Mill. außerordentlichen Ausgaben mehr als 20 Mill. aus diesen Ueberschüssen bezahlt werden konnten.

Als Reserve ist stets ein ausreichender Betriebsfond von etwa 4 Mill. in Geld, Materialien und Aktivresten vorhanden, der zeitweise so anwächst, daß bedeutende Beträge für die laufenden Ausgaben oder den Amortisationsfond abgegeben werden können, von 1830 bis 1860 betrugen diese Summen mehr als 8 Mill. Gulden.

Der Staat hat ein Eisenbahnnetz, daß 1859 bereits 48 geographische Meilen betrug, mit einem Kapitalsaufwand von 50 Mill. Gulden auf eigene Kosten gebaut und bezieht aus demselben einen jährlichen Reinertrag von 2·3 bis 2·4 Mill. Gulden, mehr als 5·6 pCt. des Anlagekapitals. Für 1860 bis 1861 hat er dem gleichen Zwecke einen Betrag von 19 Mill. Gulden gewidmet. Der Betriebsfond (zu einem geringen Theile auch der Post gehörig) ist auf 9·5 Mill. Gulden gestiegen, diese Gelder wurden theilweise durch Anleihen aufgebracht, aber auch die Amortisationskasse hat 6·? Mill. beigetragen und Zins wie Kapitalstilgung sind durch die Ueberschüsse der Post-, Eisenbahn- und Telegraphenverwaltung bestritten worden, die von 1842 bis 1860 mehr als 26½ Mill. Gulden betrugen, die Staatskasse selbst wurde nur unbedeutend in Anspruch genommen.

Die Staatsdomänen haben sich an Umfang, Beschaffenheit und Ertrag gehoben; sie betrugen:

	1830	1860
	badische Morgen (= 36 Hectaren)	
Gartenland . . .	330	514
Ackerland . . .	17.300	28.472
Wiesen	14.223	20.375
Rebland	417	135
Sonstiges Gelände .	5.051	621
Zusammen .	37.321	50.117

Ihr Ertrag war in dieser Zeit von 380.000 fl. auf 870.000 fl. gestiegen, ihr Werth wird auf 42 Mill. geschätzt, außerdem liegen aus dem Erlöse früherer Veräußerungen 22 Mill. Gulden bei den verschiedenen Schuldentilgungsfonden.

Der Bestand der Staatsforste beträgt 244.000 Morgen, um 2700 Morgen mehr als 1834, obgleich viele außer dem Komplex der Waldwirthschaft liegende Parzellen hintangegeben und durch Abtretung von 6235 Morgen den Berechtigten die auf den Forsten ruhenden Dienstbarkeiten abgelöst wurden. Der Werth der Staatswaldungen hat gegen die Schätzung von 18¹⁰/₁₅ von 6·9 auf 19·4 Mill., ihr Ertrag von 900.000 fl. im Jahre 1830 auf 1,490.000 fl. im Jahre 1860 sich erhöht. Ein treffliches Kommassations- und ein gut gedachtes und wirksam durchgeführtes Forstgesetz sichern den Domänen wie den Forsten einen lohnenden Ertrag auch für die Zukunft.

Digitized by Google

Die direkten Steuern warfen roh 3,550.000 fl. ab, die Erhebungskosten betragen nur 210.000 fl. oder 5·7 pCt. Die Steuersätze sind sehr gering bemessen; die Grund- und Häusersteuer beträgt 19 kr. von 100 fl. des Steuerkapitals oder 6·3 pCt. des Katastralreinertrages, die Gewerbesteuer 23 kr., die Kapitalsteuer (von Staatspapieren, Aktien, Renten, Kapitalforderungen) sogar nur 6 kr. von 100 fl. des Steuerkapitals, die Klassensteuer vom persönlichen, nicht der Gewerbesteuer unterliegenden Verdienste ist im Prinzipe nicht höher als die Kapitalsteuer, wenn auch in der Praxis die Art der Ermittlung des Kapitals sie höher gestaltet. Unter der Herrschaft dieser Steuern wächst der Volkswohlstand. Der Kapitalwerth des Grund und Bodens ist seit 1829 bis 1859 von 465 auf 538 Mill., der Häuser von 150 auf 188 Mill., der Gewerbe von 139 auf 191 Mill. Gulden, der Kapitalien (nach dem Gesetze vom 30. März 1850) von 1852 bis 1859 von 183 auf 207 Mill., der durch die Klassensteuer getroffenen persönlichen Verdienste seit 1845 bis 1859 von 29 auf 34½ Mill. gestiegen. An Steuernachlässen wegen Uneinbringlichkeit u. dgl. sind jährlich im Durchschnitte nur 5500 fl. abzuschreiben, ungeachtet die Steuerexekutions- (Beitreibs-) Ordnung ausdrücklich anordnet, daß zur Zahlung von Steuerschulden niemals zum Verkauf unbeweglicher Güter geschritten werden dürfe. Eine sorgfältige Landesvermessung und ein tüchtiger Parzellen-Einschätzungskataster, der mit dem Waldboden begann und jetzt auch auf alles andere Gelände ausgedehnt wird, gibt den Realsteuern eine sichere Grundlage.

Einer Besteuerung der Konsumtion unterliegen Wein und Obstwein, Branntwein und Bier, der ganze Ertrag ist 1,380.000 fl. Die Abgabe von Wein und Obstwein ist dem französischen Systeme nachgebildet mit seiner Doppelbesteuerung der Konsumtion im Allgemeinen und des Kleinverschleißes insbesondere, der Steuerfreiheit der Weinproduzenten, der höheren Belegung der bevölkerteren Orte (über 4000 Einwohner) und der Patentgebühr der Weinhändler und Wirthe. Die Biersteuer richtet sich nach dem Rauminhalt der Sudgefäße, man schätzt sie auf 1 fl. 18 kr. für 100 Maß. Die Branntweinsteuer ist nach dem Rauminhalt des Brennkessels und der Zeit seiner Benützung bemessen und wird auf ⅘ bis 1⅘ kr. für den Grad der hunderttheiligen Skala veranschlagt, wenigstens ist jenes der Satz, nach welchem die Steuer für ausgeführten Branntwein von weniger als 60 Grad rückvergütet, und dieses der Satz, nach welchem die Steuer von eingeführtem Branntwein nicht höheren Alkoholgehaltes erhoben wird. Die Fleischsteuer wird bloß vom Rind- und Kalbfleisch und seit 1. Dezember 1862 sogar nur vom Rindfleisch entrichtet, auch sie ist dem Lande nicht lästig, wie der von Jahr zu Jahr zunehmende Fleischverbrauch zeigt, dieser betrug in der Periode 1831 bis 1835 12·73 Pfd. und in der Periode 1854 bis 1858 13·84 Pfd. für den Kopf der Bevölkerung.

Die Erwerbs-, Rechts- und Verwaltungsgebühren werden zum Theile nach alten Gesetzen aus den Jahren 1807 und 1812 eingehoben, die nur, soweit die Aenderungen der Civil- und Strafgesetzgebung es nöthig machten, modifizirt worden sind. Die Erwerbsgebühren bestehen in einer Gebühr von 2½ pCt. des

Digitized by Google

Bruttowerthes beim Kauf und Tausch von Immobilien, und in einer Gebühr vom reinen Werthe der Erbschaften und Schenkungen, wenn sie an andere Personen als Deszendenten, Aszendenten und Ehegatten fallen, und zwar beträgt diese 1½ pCt., wenn die Erwerber Geschwister oder deren Nachkommen, und 5 pCt., wenn sie mit dem Schenker oder Erblasser entfernter oder gar nicht verwandt sind. Die Finanznoth der Jahre 1849 und 1850 machte mit dem Gesetze vom 30. März 1850 eine Erhöhung dieser Erbsgebühren nöthig, die aber im Juni 1862 wieder zurückgenommen wurde. Die Rechts- und Verwaltungsgebühren sind aus einer Stempelgebühr für einzelne Eingaben und aus verschiedenen Taxen, Sporteln, Gerichtsstrafen u. dgl. zusammengesetzt. Der Gesammt-Rohertrag aller Gebühren ist für 1860 und 1861 auf 1,840.000 fl. veranschlagt, wovon etwa 140.000 fl. auf Hebekosten abgehen. Der allgemeine Eingabenstempel ist 3 kr. für den Bogen, nur einige Eingaben in Rechtssachen sind höher belegt.

Der Zoll ist die einzige Abgabe, von der man sagen kann, sie habe im Laufe der Zeit eine Erhöhung erfahren, allein welche Vortheile wurden dem Volke erkauft, der Eintritt in den deutschen Zollverein — Vertrag vom 12. Mai 1835 — die Beseitigung aller Schranken, welche das schmale Land, eines der Ränder Deutschlands, von dem tiefen Hinterlande absperrten, und eben dadurch die Möglichkeit zur Entwicklung einer Industrie, die sich in Kurzem zu einer der lohnendsten des Zollvereines entwickelte. Vor dem Eintritt in den Zollverein, 1833 bis 1834, hatte Baden an Zoll und Wassermäuthen eine Reineinnahme von 1,260.000 fl.; für 1860 bis 1861 konnte sie mit Einschluß der Rübensteuer auf 2,070.000 fl. geschätzt werden.

Das Salz ist Gegenstand eines Monopols, des einzigen, welches das Land kennt, allein früher mußte die Regierung es im Auslande kaufen, während jetzt zwei Salzquellen, bei Rappenau und Dürrheim, eine im Norden und die andere im Süden des Landes, erbohrt sind, welche den Bedarf des letzteren vollständig decken und sogar einen Verkauf ins Ausland gestatten. Der Absatz im Lande hat seit 1830 von 229.000 auf 320.000 Zollztr., von 19·1 Pfd. auf 23·4 Pfd. für den Kopf der Bevölkerung sich vermehrt, die Gebühr beim Verkauf im Großen beträgt nur 2½ kr. für das Zollpfund.

Die Postgebühren sind jene des allgemeinen deutschen Postvereins, dem seit dessen Entstehen Baden angehört. Ungeachtet der hierdurch herbeigeführten Ermäßigung der Gebühren und der großen Auslagen für die 1859 errichtete Landpost welche jeder Gemeinde des Staatsgebiets eine tägliche Postverbindung verschafft, hat der Reinertrag (360.000 fl.) schon jenen vor der Reform (320.000 fl.) überschritten.

Ein günstigeres Bild von der Finanzlage eines Landes, als das hier gegebene, läßt sich kaum denken.

Und die Ursachen? — Hier müßten wir vor Allem den größten Theil der Verfassungsurkunde vom 25. August 1818 abschreiben. Dieselbe sanktionirt vor Allem die gleiche Steuerpflicht aller Staatsbürger. Ferner darf ohne Zustim-

Digitized by Google

mung der Stände keine Auflage ausgeschrieben, kein Anlehen aufgenommen, kein Staatseigenthum veräußert werden; als Ausnahme von diesen Regeln können bestehende Abgaben noch durch ein halbes Jahr nach Ablauf der Periode, für welche sie bewilligt wurden, erhoben werden, wenn die Ständeversammlung aufgelöst wird ehe ein neues Budget zu Stande kömmt, oder, wenn die Berathungen der Stände sich verzögern, ist die Aufnahme von Vorschüssen auf etatmäßige Einnahmen des Budgetjahres gestattet, hat die Amortisationskasse die nach ihren Statuten vorgezeichneten Geldaufnahmen zu vollziehen und gingen die zur Zeit der Errichtung der Verfassung bereits eingeleiteten Veräußerungen von Domänen behufs der Schuldentilgung den gewohnten Weg. Der Erlös aus jedem anderen Domänenverkaufe muß zu neuen Erwerbungen von Grund und Boden verwendet und bis dies ausführbar ist, bei der Amortisationskasse verzinslich angelegt werden. Jede Ausgabe muß im Staatsvoranschlag enthalten, von den Ständen gebilligt und durch die Uebereinstimmung der Staatshaushaltsrechnung mit dem Voranschlage erprobt sein. Posten für geheime Ausgaben, die in der Staatsrechnung vorkommen, bedürfen als Beleg der schriftlichen, von einem Mitgliede des Staatsministeriums kontrasignirten Versicherung des Großherzogs, sie seien zum wahren Besten des Landes verwendet worden. Jedes Finanzgesetz gelangt zuerst an die zweite Kammer und nur dann, wenn es von dieser angenommen worden, zur ersten, die es einfach anzunehmen oder zu verwerfen, aber nicht es abzuändern das Recht hat. Sind die Beschlüsse der beiden Kammern nicht übereinstimmend, so werden die Stimmen beider zusammengezählt und ihre Mehrheit entscheidet, bei Stimmengleichheit gibt in Finanzsachen das Votum des Präsidenten der zweiten Kammer den Ausschlag. Es besteht ein ständischer Ausschuß, welcher in der Zwischenzeit von einer Session zur andern die Zustimmung zu nicht im Staatsvoranschlage vorgesehenen dringenden Ausgaben und namentlich zu solchen für Kriegsrüstungen zu ertheilen, die Verwendung der für letztere bestimmten Summen, dann die Amortisations-, Zehent- und Eisenbahnschuldentilgungskasse zu überwachen hat.

Neben dieser ständischen besteht auch eine administrative Staatskontrole durch die Oberrechnungskammer, ein Preußen nachgebildetes Institut, welches die Rechnungen der Centralkassen und die Anweisungen der Minister prüft und durch Stichproben darüber wacht, daß auch die Rechnungen der untergeordneten Kassen und Aemter von den Rechnungskammern der ihnen vorgesetzten Verwaltungsbehörden vorschriftmäßig censurirt werden. Es ist ein sehr klares Rechnungssystem eingeführt, derart geordnet, daß bei jeder Einnahms- und Ausgabspost die Größe der Vorschreibung, die hierauf erfolgte Abstattung und der noch erübrigende Rest zu ersehen ist, die Behörden monatlich oder vierteljährig zur summarischen Uebersicht des Geldverkehres der ihnen unterstehenden Kassen gelangen und die dokumentirten Rechnungen längstens vier Monate nach dem Schlusse des Jahres allenthalben abgeschlossen und zur Vorlage an die Stände bereit sind. Der Staatsvoranschlag und die Staatsrechnung enthalten nicht bloß die ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben des allgemeinen Staatshaushaltes, die Ausgaben wiederum

Digitized by Google

geschieden in Lasten und Verwaltungskosten, die bei Ermittlung der Einnahmen auflaufen, und in den eigentlichen Staatsaufwand, sondern auch die Einnahmen und Ausgaben der ausgeschiedenen Verwaltungszweige (der Verkehrsanstalten, des Eisenbahnbaues, der Eisenbahn-Schuldentilgungskasse) und den Stand und die Gebarung des allgemeinen und des Zehentschulden-Tilgungsfondes, des laufenden und des stehenden Betriebsfondes und des Staatsvermögen-Grundstockes; es ist so vollständig als möglich.

Regenauer weist auch ausführlich nach, wie durch die Vorlage und Prüfung des Budgets dasselbe allmälig die nöthige Vollständigkeit gewonnen, wie hieraus sich Einsicht in die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der einzelnen Verwaltungsmaßregeln verbreitet habe, wie die Nothwendigkeit der Rechtfertigung des Verfügten vor den Ständen nützliche Reformen veranlaßte, wie große Maßregeln, welche weit die Kräfte des kleinen Staates zu überschreiten schienen, z. B. die Zehentablösung und der Eisenbahnbau, nur durch die Ermuthigung und Unterstützung von Seite der Stände verwirklicht wurden.

Eine zweite Ursache jener finanziellen und volkswirthschaftlichen Fortschritte liegt in der guten Wahl und der langen, ununterbrochenen Amtsthätigkeit der obersten Leiter der Finanzen und den zweckmäßigen Reformen, die sie vornahmen. Die Zahl der Behörden und Beamten wurde vermindert, ihr Zusammenwirken durch eine gesunde Organisation gesichert, man drang auf staatswirthschaftliche, auf technische Studien der Verwaltungsorgane. Eine Berg- und Forst-, eine Domänen-, eine Salinen- und eine Zolldirektion wurde errichtet, und diesen Spezialitäten im Finanzministerium eine sie leitende, über technische Vorurtheile und Liebhabereien hinausgerückte Behörde vorgesetzt, das Einkommen und die Stellung der Beamten und ihrer Hinterlassenen wurde verbessert, die persönliche und die Standesehre in ihnen großgezogen. Kurz der Beamtenstand hob sich zusehends. Als Wirkung und Mitursache dieser moralischen Hebung der Finanzbeamten kann betrachtet werden, daß seit 1847 alle Anzeigers- und Ergreifersantheile aufgehoben sind; die Summen, die früher diesem Zwecke gewidmet wurden, werden jetzt periodisch zur Belohnung verdienter Glieder des ausübenden Dienstes verwendet.

Endlich, übersehen dürfen wir es nicht, eine dritte Ursache des günstigen finanziellen Standes ist die Kleinheit des Staates, welche dem Finanzminister ermöglicht alles mit eigenen Augen zu sehen, von der Größe jedes Schadens und der Zweckmäßigkeit jedes Mittels der Abhilfe sich selbst zu überzeugen, und welche — das wichtigste aus allen — nach den gegenwärtigen europäischen Verhältnissen gestattet, den Aufwand für das Kriegsheer auf ein Minimum zu ermäßigen. Die fünf Großmächte stehen als die Vorkämpfer des Friedens Europa's gerüstet da und auf ihre Kosten genießen die Mittel- und Kleinstaaten die Vortheile eines fast ewigen Waffenstillstandes. Sie wissen, daß für die Momente der Entscheidung ihre Kriegsmacht wenig vermöge und dieses Bewußtsein entbindet sie der Pflicht große Summen auf jene zu verwenden. Wenn nicht die namentlich seit 1848 sehr ver-

Digitized by Google

schärften Zwangsgesetze des Bundes wären, welche jedem Bundesstaate ein Minimum des Präsenzstandes, der Einübung, der Ausrüstung und der Kriegsvorräthe vorschreiben, würde der Militäraufwand der meisten Staaten Deutschlands auf verschwindend kleine Summen herabsinken, aber auch trotz jener Gesetze beträgt der Militäraufwand Badens, ungeachtet er gegen die Zeit vor 1848 sich fast verdoppelt hat (1836 war er nur 1,470.000 fl.), für 1860 nur 2,740.000 fl. oder nahezu 2 fl. für den Kopf der Bevölkerung, während er z. B. in Preußen 70 Millionen Gulden oder 3 fl. 47 kr. für den Kopf, also um nahe 89 pCt. mehr erreicht hat.

Durch die Hervorhebung der Lichtseiten des badischen Staatshaushaltes sind wir übrigens durchaus nicht geneigt zuzugestehen, daß er keine Kehrseiten habe. Eine nicht unbedeutende Zahl größerer und kleinerer Gebrechen werden von Herrn Regenauer selbst im Verlaufe seiner Darstellung aufgezählt. Er tadelt wiederholt, wenn auch in bescheidener möglichst unauffälliger Weise, die Großstaatssucht, welche statt gut bezahlter diplomatischen Agenten geringen Ranges schlecht bezahlte Gesandte unterhält, eigene Konsuln aufstellt, wo Konsuln des Bundes oder des Zollvereins besser am Platze wären; er rügt die Ueberwälzung von Posten auf das außerordentliche Budget, die füglich dem ordentlichen einzureihen wären; die Vervielfältigung der Mittelbehörden für den öffentlichen Unterricht, die hohen Kosten der Verpflegung der Sträflinge, er ist für Verpachtung oder Verkauf der Staatsberg- und Hüttenwerke, spricht sich für Reform der Klassensteuer, der Rechts- und Verwaltungsgebühren aus, befürchtet aus den 1860 begonnenen neuen Eisenbahnbauten eine allzu starke Belastung des Landes u. dgl. m. Auch wir hätten, soweit ohne anschauliche Kenntniß von Land und Leuten ein Urtheil gestattet ist, an jenem Haushalte Manches auszusetzen: Die Ausscheidung einzelner Verwaltungszweige aus dem Staatsbudget, die Sonderung der Amortisations-, der Grundstocks-, der Zehent- und Eisenbahn-Schuldentilgungskassen, die doch alle demselben Zwecke — der fruchtbringenden Anlegung der Einnahmsüberschüsse und der Schuldenverzinsung und Tilgung — dienen, und die Einrichtung, die eingelösten Schuldpapiere des Staates zu Gunsten dieser Kassen zu verzinsen statt sie einfach zu vertilgen, was Verwicklung, Schwerfälligkeit und unnütze Sorgen in die Verwaltung bringt. Viele Mittelbehörden könnten einfach in Abtheilungen der Ministerien verwandelt und hierdurch Schreibereien mancher Art vermieden werden, auch scheinen sechs Staatsminister zuviel für das kleine Land. Der sogenannte Civildiener-Witwenfiskus, die Witwenversorgungskasse für die Staatsbeamten, ist so unbeholfen, wie sein Name, auch die Unverheiratheten müssen in sie einzahlen, weder bei den Einlagen noch bei den Bezügen wird auf das Alter des Versichernden und der Versicherten und die Zahl ihrer Kinder Rücksicht genommen. Das Budget kann wegen der Belege, mit denen es versehen sein soll, stets erst einige Monate nach Beginn der Budgetperiode vorgelegt und genehmigt werden, so daß wenigstens für das erste Jahr seiner zweijährigen Dauer die Vorlage wenig mehr als eine leere Formalität wird. Wir könnten endlich auch die Art der Umlage der Gewerbe-, der Wein- und Brannt-

Digitized by Google

weinsteuer tadeln, wenn nicht ihr langer Bestand und ihre geringe Höhe die ihnen anklebenden Unvollkommenheiten leichter ertragen ließen.

Um schließlich von dem Inhalte des Buches zu ihm selbst zurückzukehren, wollen wir zum Beweise der Aufmerksamkeit, mit der wir es gelesen und wiedergelesen, ein kleines Uebersehen erwähnen, von dem wir übrigens beinahe vermuthen, der Herr Verfasser habe es absichtlich begangen, um dem Rezensenten die Freude der Entdeckung aufzusparen: S. 445 und 446 wird nämlich gesagt, daß das Einkommen der höheren Klassen der Klassensteuerpflichtigen, jener von mehr als 2000 fl., 4 pCt. des gesammten der Klassensteuer unterworfenen Einkommens betrage, während sie 38 pCt. der gesammten Steuer bezahlen; dies ist unrichtig, sie bezahlen nur 9 pCt. dieser Steuer, jene irrige Angabe beruht auf einem Rechnungsverstoß, das aus dem Einkommen zu berechnende Steuerkapital der untersten Klassen ist nämlich um 10 Mill. Gulden zu gering angegeben.

Dr. C. F. H.

Die Anfänge der Kultur und das orientalische Alterthum.

R. Z. Unter diesem Titel ist soeben der erste Band eines neuen Werkes von M. Carriere erschienen, welches „Die Kunst im Zusammenhang mit der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit" (Leipzig, Brockhaus, 1863) behandeln soll. Wie man aus der „Einleitung" ersieht, tritt dasselbe an die Stelle der in seiner „Aesthetik" versprochenen „Philosophie der Kunstgeschichte", welche ihm unter den Händen zu einem „mehr darstellenden als betrachtenden Buche" geworden sei. Es habe bisher an einem Geschichtswerke gefehlt, welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit der Kulturentwicklung erörtere. Kugler und Schnaase hätten für die bildende Kunst, Fortlage, Scherr und Rosenkranz für die Poesie den Weg gebahnt und ein Bild des Ganzen entworfen, Ambros für die Musik. Vieles Andere, namentlich für den Orient, dessen Entwicklung gerade die neueste Zeit am reichsten aufgehellt habe, liege noch zerstreut und in einer Fluth gelehrter Spezialforschung vergraben, wo es das Auge der „Gebildeten des Volkes" nicht zu suchen vermag. Dem Verfasser nun schien es an der Zeit, einmal die Summe dessen zu ziehen, was auf dem Gebiete der allgemeinen Kunstgeschichte für ausgemacht gelten kann. Er ist gefaßt darauf, daß es dazu Vielen selbst in Bezug auf Griechenland oder Deutschland, geschweige denn auf entferntere Nationen noch zu früh scheinen werde, allein, und darin muß man ihm Recht geben, es würde immer zu früh sein, wenn man erst abwarten wollte, bis sich die Einzelforschung selbst für fertig und zu Ende erklärte. Es handelt sich um einen „Abschluß", wenn auch nur um einen „vorläufigen". Tausenden, welche weder Zeit, noch Vorkenntnisse besitzen, um der Spezialforschung auf ihren verschlungenen Pfaden nachzugehen, ist es höchlich willkommen, von deren Ergebnissen

Digitized by Google

auf bequemem Wege anschauliche Kenntniß zu erlangen. Je entlegenere Zeiten und Gebiete die Forschung betrifft, um desto erwünschter, ja beinahe unvermeidlich werden Personen und Bücher, welche das Amt des Vermittlers übernehmen. Das orientalische Alterthum ist selbst für Jene, welche gelehrte Studien gemacht haben, meist schon seiner Sprachen wegen ein unzugängliches Reich, und doch wirken die Umwandlungen, welche die Ansichten über dasselbe in Folge der neueren Forschungen erfahren haben, bereits so mächtig auf unsere Vorstellungen vom klassischen und unserem eigenen germanischen Alterthum zurück, daß eine Bildung, welche das erstere nicht in sich aufgenommen hat, auch in dem gewohnten Kreise nicht mehr für vollständig gelten kann. Wie die Astronomie das Werden des Weltgebäudes, die Geologie die Urzeit unseres Planeten so hat die vergleichende Sprach- und Kunstforschung jene des Menschengeschlechtes uns erschlossen. Aegypter, Chinesen, Indier und Perser betrachten wir jetzt mit ganz anderen Augen, seit die erweiterte Sprach- und Denkmalkenntniß uns in den Stand gesetzt hat, mit jenen mangelhaften Anschauungen, welche eine voreilige Philosophie der Geschichte zu aprioriſchen Nothwendigkeiten zu stempeln versuchte, eben so zu brechen, wie eine fortgeschrittene allgemeine Naturwissenschaft die Kategorien der spekulativen Naturphilosophie in ihrer Hohlheit bloßgelegt hat. Die diktatorische Behauptung, welche die Aegypter für ein bloßes Architekturvolk erklärte, zerfällt in sich, seit die Entzifferung der Papyrusrollen durch Brugsch, Rougé, Birch den Beweis geliefert hat, daß bei ihnen auch Poesie bestand. Wir nehmen Akt davon, daß Carriere, selbst ein ehemaliger Schüler Hegels, geradezu erklärt, es sei aus mit der Ansicht von der Stabilität der Asiaten, als ob dort jedes Volk nur eine gewisse menschheitliche Entwicklungsstufe repräsentire, aber auf ihr stillgestanden sei und selbst große Veränderungen im Fortschritt des Lebens weder erfahren noch hervorgebracht habe. Die Geschichte jedes Volksgeistes ist kein bloßes Produkt logischer Nothwendigkeit, und deßhalb auch nicht auf rein rationalem Wege zu erschließen und zu konstruiren, sondern sie ist auch ein Werk der Freiheit und darum nur durch Erfahrung zu erkennen. Seine Betrachtung will philosophisch, aber sie will zugleich empirisch sein, Erkenntniß des Thatsächlichen, aber mit Einsicht in den Grund und Zusammenhang der Dinge.

Die letztere auf Grundlage der festgestellten Thatsachen zu eröffnen, keineswegs aber Resultate neuer Forschungen mitzutheilen, ist der Zweck des Verfassers. Gerade die in diesem ersten Bande besprochenen Anfänge bewegen sich in Kreisen, für welche viel weniger zusammenfassende Arbeiten bestehen, als für die späteren Zeiten und für die europäischen Völker. Gestützt für Aegypten auf die Arbeiten von Lepsius, Bunsen, Brugsch, Rougé und Birch, für die Semiten auf die Untersuchungen von Rawlinson, Layard, Movers, Ewald, Renan, Ernst Meier, Gustav Baur, für Indien neben Lassens Alterthumskunde auf die Schriften und Aufsätze von Wilhelm v. Humboldt, Fr. und A. W. Schlegel, Bopp, Wilson, Bournouf Max. Müller, Benfey, Brockhaus, Roth, Weber, Kuhn, Holtzmann, Köppen, für den Parsismus auf die Uebersetzungen und Forschungen von Spiegel, Windisch-

Digitized by Google

mann, Haug, Roth und Schack, macht der Verfasser den Versuch, ein zusammenhängendes Kulturbild der asiatischen Menschheit zu entwerfen. Dasselbe beginnt mit der „großen Periode menschheitlicher Entwicklung, ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt", mit der Zeit der Sprach- und Mythenbildung, an welche sich die Schilderung des Ursprunges der Schrift reiht. Es folgt die Schilderung der Naturvölker, zwischen welchen und den eigentlichen Trägern menschheitlicher Entwicklung China „eine Welt für sich" ausmacht. Den Reigen der letzteren eröffnet Aegypten. Hier ist Gott bereits „der eine unsichtbare ewige Schöpfer aller Dinge, der sich offenbart im Sonnenlicht". Semiten und Arier scheiden sich, „um besondere Richtungen des Geistes scharf auszuprägen, dann aber ihre besten Errungenschaften gegen einander auszutauschen". Das Vorwaltende im Semitenthume ist „die religiöse Idee". „Hier wird die Wiege des Christenthumes und des Islams stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne, welche seit ihrem Aufgang in immer weiteren Kreisen die Welt erleuchten. Die Innerlichkeit des Gemüthes und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort, sind das menschheitlich Bedeutende." Als die Aufgabe der Arier dagegen bezeichnet er „den Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine verklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft". Der Gegensatz zeigt, daß der Verfasser die Reminiszenzen der Hegel'schen Geschichtskonstruktion noch nicht völlig überwunden hat. Gerade die neuen Entdeckungen haben gezeigt, daß dem Semitenthume die bildende Kunst nicht fehlte und die religiöse Idee auch im Arierthume die beherrschende war. Die Antithese beider Racen als der exklusiven Träger der religiösen Idee dort, der staatlichen hier, ist dem engen Gesichtskreis des ausschließlichen Hebräerthums einer- und eben so ausschließenden Hellenenthumes andererseits entnommen. Der Gewinn immer fortschreitender empirischer Forschung besteht darin, daß sie den fertigen Rahmen sprengt, wenn er sie nicht mehr zu fassen im Stande ist. So abstrakte Begriffe, wie Religion und Staat, erschöpfen weder der eine den Reichthum des semitischen, noch der andere die Tiefe des arischen Volksgeistes. Die Auffassung „des Kosmos in Natur und Geschichte, in Dichtung, Bild und Wissenschaft" entschädigt für die Armuth der Staatsidee. Sollen nun etwa die Semiten, Babylonier und Chaldäer, die Schöpfer der Astronomie, für die Auffassung „des Kosmos in der Natur" keinen Sinn gehabt haben?

Für Denjenigen, der, wie die übergroße Mehrzahl, sich nicht an die Werke der Forschung erster Hand wenden kann, bietet das vorliegende Buch eine Fülle anmuthiger und zugleich verläßlicher Belehrung dar. Die bekannte idealistische Wärme des Verfassers, die sich dem Leser wohlthuend mittheilt, verbunden mit der trefflichen Auswahl charakteristischer Dichterstellen, belebt das Ganze und eignet es zu einer eben so anziehenden als empfehlenswerthen Lektüre.

Digitized by Google

Das Buch der Geister.

Nach der Belehrung, welche von den höheren Geistern mittelst verschiedener Medien gegeben wurde, gesammelt und geordnet von Allan Karder. Ins Deutsche übertragen von Konst. Delhez.

(Wien, 1863.)

Ein Buch, wie das vorliegende, fordert nothwendig den Spott und die Lustigkeit der ernsthaftesten Personen, ja vorzugsweise der Denker und der Forscher heraus, während eher Individuen, die sonst nichts in der Welt ernst nehmen, was nicht unmittelbar ihrem Nutzen dient, sich von den hier mitgetheilten Behauptungen und angeblichen Thatsachen einigermaßen verblüffen lassen können, obgleich der komischen Geständnisse genug sich einschleichen, um selbst dem etwa erweckten naiven Glauben der Unwissenden an die Wahrheit des „Spiritismus" die Dauer zu benehmen.

Allan Karder ist der Großmeister der Geisterseher in Frankreich, namentlich derjenigen, die ihre spiritistische Erleuchtung von dem Aufkommen des „Tischrückens" datiren, also eine sehr junge Geschichte haben. Allan Karder hat die Lehre, die er vertritt, nicht nur in zahlreichen Schriften verbreitet, zu welchen außer der hier in Uebersetzung vorliegenden auch eine „Voyage spirite en 1862" gehört, er ist auch der Herausgeber einer spiritischen Monatschrift, „Revue spirite", welche sich zwar ein Journal psychologischer Studien nennt, zugleich aber gesteht, daß sie es wesentlich mit den sich manifestirenden Thaten der Geister zu thun hat und alle auf das Geisterleben bezüglichen Nachrichten enthält. Geisterleben ist ein richtigerer Ausdruck als Geistersehen, weil selbst die Gläubigen der spiritistischen Lehre bekennen, daß sie die Geister selbst niemals zu sehen bekommen, sondern bloß ihre — Handschriften. Die Spiritisten legten ihrem Glauben zuerst eine imponirende Grundlage, indem sie dazu eines der stolzesten Worte der Wissenschaft entlehnten; sie riefen nämlich mit Galiläi: „Und sie bewegt sich doch!" Nur meinten sie damit nicht die Sonne — sondern die Tischplatte.

Damit war indessen wenig gewonnen. Eine Macht, welche die Tische bewegt, ohne selbst sichtbar zu werden, konnte sogar von den spöttischsten Skeptikern zugestanden werden, denn es gibt mechanische Bewegungskräfte genug, welche nicht in die Augen fallen. Das Zittern der Hände z. B., welche einen Tisch berühren, ist nicht sichtbar, übt aber doch die Wirkung, den Gegenstand, mit dem es sich in Verbindung brachte, zu bewegen. Allan Karder jedoch sagt — und das Geständniß ist merkwürdig bezeichnend — „man glaubte zu entdecken, wir wissen nicht, bei welcher Veranlassung, daß der den Gegenständen gegebene Impuls nicht das Produkt einer blinden mechanischen Kraft allein war, sondern daß es in dieser Bewegung die Einwirkung einer intelligenten Ursache gab." Der Großmeister der Spiritisten weiß also nicht einmal, was die Veranlassung war, zuerst an Geister zu glauben, während doch jene Veranlassung zu kennen das einzige Mittel wäre, um die Vernunft nicht schon von vornherein als ein dem ganzen Treiben völlig entfremdetes Element zu zeigen.

Digitized by Google

Doch sehen wir weiter, wie der Geisterglaube sich befestigte. Man nahm es für eine „intelligente“ Kundgebung, daß Tische sich heben und mit einem ihrer Füße „Schläge klopften“. Diese Schläge bedeuteten, auf gestellte Fragen folgend, Ja oder Nein. Wie das Einverständniß zu Stande kam, welche Art von geklopften Schlägen für affirmativ gelten sollte und welche nicht, wird nicht gesagt. Später bekam man förmliche Antworten, indem man die Anzahl der Schläge mit der Ordnungszahl der Buchstaben im Alphabet in Einklang brachte und auf diese Weise Wörter und Sätze bildete. Sehr verdächtig ist nun der Uebergang von dieser langsamen und unbequemen Mittheilung zu der raschen und einfachen durch das „Medium“.

Die in Folge der aufgelegten Menschenhände klopfenden Tische klopften ihren Andächtigen die Kunde zu, daß eine Bleifeder das Klopfen ersetzen könne, wenn sie an dem durch das „Fluidum“ in Drehung gebrachten Gegenstand befestigt und dieser auf ein Blatt Papier gestellt werde. Die Bleifeder hätte dann wirklich „die höchsten Fragen der Philosophie, Moral, Metaphysik, Psychologie u. s. w. behandelt, und das mit so großer Schnelligkeit, als wenn man mit der Hand schriebe.“ Nun die menschliche Hand ist auch immer dabei, da sie die Drehung bewirkt, die hinwieder die Schrift hervorbringt. Allein auch dies war den Stockgläubigen noch zu umständlich, obgleich sie den Gegenstand, an dem die Bleifeder zu befestigen war, bis zur Kleinheit eines Brettchens herabsetzten. War es nicht viel einfacher, die Bleifeder an der Hand selbst zu befestigen, statt an dem Stückchen Holz, das durch das Fluidum der Hand in Bewegung gesetzt wurde? Die Hand konnte dann unmittelbar schreiben, freilich mußte sie einer „mit einer speziellen Macht begabten Person“ angehören, einem Vermittler zwischen den Menschen und den Geistern, einem Medium.

Die erste Frage des Unbefangenen ist nun, worin besteht jene spezielle Macht, oder vielmehr, woran erkennt man sie, um sich zu überzeugen, daß die Hand, an welcher der Bleistift befestigt ist, nicht selbst schreibt, etwa das Pensum, das ihr Besitzer eingelernt hat, oder was ihm seine Geistesgegenwart diktirt, die er für Gegenwart der Geister ausgibt? Kurz, was befähigt zu einem Medium? Darauf erhalten wir die Antwort: die Bedingungen, welche diese Macht geben, sind von zugleich physischen und moralischen, noch unvollkommen bekannten Ursachen abhängig.

Man sieht, der Hocuspocus ist ziemlich durchsichtig und jeder „Prestidigitateur“ muß sinnreichere Mittel in Anwendung bringen, um Diejenigen zu täuschen, die schon mit der Ueberzeugung kommen, daß er es nicht mit übernatürlichen Kräften zu thun hat. Wer jedoch im Gegentheile den Glauben an solche Kräfte schon mitbringt, ist allerdings durch wohlfeilere Mittel zu täuschen, d. h. in seiner Täuschung zu bestärken.

Sehr komisch ist die Vertheidigung der „Geister“ gegen den Vorwurf, daß sie, selbst wenn sie sich als die Geister von solchen Verstorbenen präsentiren, die im Leben auf der geistigen Höhe ihrer Zeit standen, zuweilen höchst unorthographisch

Digitized by Google

geschriebene Mittheilungen aus der Feder des Mediums fließen lassen, welches doch angeblich der Bewegung seiner Hand durch die Geister sich kaum bewußt ist. Die Wahrheit mag sein, daß der Bildungsgrad der Leute, die sich zu „Medien" hergeben, in genauester Uebereinstimmung mit der Schreibweise der Geisteroffenbarungen steht. Der Großmeister des Spiritismus hat aber natürlich eine andere Erklärung. Für die Geister, sagt Herr Allan Karder, ist die Idee Alles, die Form Nichts. Man begreift, daß die Geister wenig Wichtigkeit der Kinderei der Orthographie beilegen, namentlich wenn es sich um ernsthafte Belehrung handelt.

Wollte man dieser ganzen komischen Narrheit ein ernsthaftes Wort entgegensetzen, so könnte man fragen, wie kommt es, daß der Geist eines Voltaire oder Fenelon — um bei der Landsmannschaft des französischen Verfassers zu bleiben — wenn dieser Geist schon die irdische Gewohnheit schriftlicher Mittheilung beibehalten hat, sich plötzlich einer Orthographie bedient, die im Leben nicht seine Gewohnheit war? Haben die Geister einen besonderen Schulmeister und müssen die Armen noch einmal zu lernen anfangen?

Es wäre jedoch der ganze Geisterspuck zu verzeihen, wenn die Geister nur — Geist hätten. Wäre anzunehmen, daß hier ein Mann von etwas frivolem Charakter, überzeugt, daß mit soliden Mitteln auf diese raffinirte Zeit nicht zu wirken ist, sich einer Aufsehen erregenden Form bedient, um seinen ernsthaften und tiefen Gedanken Eingang zu verschaffen, man könnte um des Werthes der letzteren willen über die unsittlichen Kunstgriffe, sie zur Geltung zu bringen, hinwegschlüpfen. Allein diese Voraussetzung wird durch das Buch gründlich aufgehoben, obgleich es zum größten Theile aus „Antworten der Geister" auf kosmologische, psychologische, metaphysische Fragen ꝛc. besteht. Freilich behauptet Allan Karder, diese Antworten hätten in gewissen Fällen ein solches Gepräge von Weisheit, von Tiefe und Trefflichkeit, sie enthielten so hohe, so erhabene Gedanken, daß sie nur einer höheren, von der reinsten Moral durchdrungenen Intelligenz entquellen können Nun dieser „reinsten Moral" begegnet man in jedem Lesebuch für die reifere Jugend; es hat somit keiner „höheren Intelligenz" bedurft, solche Moral ausfindig zu machen. Was aber die „Weisheit, Tiefe und Trefflichkeit der Gedanken" betrifft, so wird kein gebildeter Mensch, namentlich kein gebildeter Deutscher einen Augenblick anstehen, das Buch hinsichtlich seines angeblichen philosophischen Gehaltes mit der größten Verachtung unter den Tisch zu werfen. Denn die überirdischen Aufschlüsse bestehen aus den geistig niedrigsten irdischen Gemeinplätzen, vor denen selbst ein Franzose schaudern muß, wenn er jemals auch nur von der Existenz eines Descartes etwas vernahm. Wahrhaft schrecklich aber ist es zu denken, welchen Geistes der deutsche Uebersetzer sein mag um mit so viel Hingebung, Geduld und wahrscheinlich auch materiellen Opfern die Verbreitung eines „philosophischen" Inhaltes zu übernehmen, über dessen Beschaffenheit, wenn sich der Mann schon mit solcher Materie beschäftigen will, ihm gerade die deutsche Literatur in Hülle und Fülle die Aufklärung geben würde, daß er es hier mit nichts weiter, als mit den abge-

Digitized by Google

droschensten, ausgelebtesten Vorstellungen, Theorien und Bildern zu thun hat, gut zu wissen für Leute, die nichts zu wissen brauchen.

So viel im Ernste, weil es unter der Würde einer Zeitung wäre, von einer so albernen Abgeschmacktheit überhaupt zu sprechen, ohne den ernsthaften Ausdruck des Bedauerns und der Verwunderung — welche Erscheinungen in dieser sich so klug und vorgeschritten dünkenden Zeit möglich sind — mit einzuflechten. Nachdem dieser Rücksicht Genüge geschah, können die übrigen Mittheilungen aus dem Buche rein dem Spaß dienen, für welchen das Buch auch allein vorhanden zu sein scheint.

Die Geister zerfallen in drei Klassen nach dem Grade ihrer Tugenden und ihrer Intelligenz. Die Geister bleiben nicht ewig in den untern Klassen, sie „verbessern sich, indem sie die verschiedenen Stufen der spiritischen Hierarchie durchleben". Diese Verbesserung besteht in der Wieder-Einverleibung, daß soll heißen, die Geister werden, was den Einen als Buße, den Andern als Mission auferlegt wird, wieder in verschiedene Körper gebracht, und in diesen wieder auf unsern armen Planeten versetzt. Die Prüfung des materiellen Lebens müssen alle Geister ausstehen und zwar mehrmals, sie werden auf diese Weise geläutert, *gesiebt*. Man kann alle Geister anrufen, sowohl diejenigen welche unbekannte Menschen, als die, welche berühmte Persönlichkeiten, zu welcher Zeit immer, belebt haben.

Liest man nun die Antworten und Lehren, welche die also angerufenen Geister ertheilen, so muß man unwillkürlich glauben, daß der verstorbene Volksdichter Raimund den Spiritismus bereits gründlich inne hatte. In einem seiner Stücke läßt er den in Verzweiflung gerathenen Helden auch einen Geist anrufen, der Aufschluß und Hilfe bringen soll. Der Geist erscheint und spricht die tiefen Worte:

„Ich bin der Geist Cephises
Und sage Dir nur dieses."

Und er verschwindet wieder.

So in den vorliegenden Antworten. Manchmal belehrt uns auf Fragen nach den Geheimnissen der Schöpfung u. s. w. der Geist: „es gibt Dinge, welche über den Verstand der verstandvollsten Menschen reichen und für welche in euerer auf euere Ideen und Gefühle beschränkten Sprache der Ausdruck fehlt". Manchmal wieder weist uns der Geist kurz ab: „glaubt mir, forschet nicht." Dazu also Räuber und Mörder, d. h. Geister und Gespenster! Eine Blumenlese solcher Antworten, von denen wir von den Geistern bald grob angefahren, bald auf unsern eigenen Verstand, bald wieder auf die Unmöglichkeit verwiesen werden, einem so kurzen Verstande etwas deutlich zu machen, wäre langweilig. Darum sei nur noch der komische Widerspruch festgestellt, daß die Geister nach ihrem eigenen Geständniß keine Erinnerung an ihre Existenz als Mensch haben (S. 241) während es doch zu Anfang des Buches heißt, daß sie sich als die Geister bestimmter Menschen, z. B. berühmter Persönlichkeiten, präsentiren. Dieser Widerspruch geht nun unausgeglichen durch die wesentlichsten Kapitel, wie sie von den Geistern in der Form von Antworten vorgetragen werden. So erkennen die Geister im Geisterreich

Digitized by Google

Diejeingen wieder, die sie auf Erden geliebt haben; so wohnen die Geister dem Begräbniß ihrer Leiber und der Enthüllung ihrer Monumente bei u. s. w.

Wir wollen mit der Bemerkung schließen, daß, wenn es eine Entweihung der Wissenschaft wäre, gegen solche Faseleien dasjenige anzurufen, was Kant über Swedenborg in der Anthropologie und in den „Träumen eines Geistersehers" sagte, doch auch diesen neuesten Hallucinationen gegenüber der Satz feststeht: der Narrheit muß Alles erlaubt sein, nur nicht, sich vom Narrenhaus zu emanzipiren.

Hieronymus Lorm.

La vie de Thomas Platter,

écrite par lui-même.

(Genève. Impr. de Jules-Guillaume Fick. 1862.)

J. F. Wenn uns nicht die Jahreszahl eines Anderen belehrte, so könnten wir auf den ersten Blick glauben, wir hätten ein Druckwerk des 16. Jahrhunderts vor uns, so täuschend und wohl gelungen ist die Imitation, vom schweinsledernen, mit eingepreßter Goldvignette verzierten Einbande an bis auf das kräftige geschöpfte Papier. Die Buchdruckerei von J. G. Fick in Genf hat sich durch Ausgaben dieser Art bereits einen ausgezeichneten Namen in der typographischen Welt erworben. Schon hat sie eine ganze Reihe von Werken wiederveröffentlicht, welche sich fast alle auf die Geschichte Genfs im 16. Jahrhundert beziehen und in der Art den Charakter von Originalausgaben tragen, daß sie allgemein als Meisterwerke, nicht der Buchdruckerei, sondern der Buchdruckerkunst anerkannt worden sind. Unter ihnen befindet sich auch die äußerst naive und lebendige Chronik Genfs von Anthoine Fromment.

Mit dem Werke, dessen Titel wir vorangestellt haben, eröffnet Dr. Eduard Fick, Sohn von J. G. Fick und Herausgeber der „Bibliothèque universelle", einen neuen ähnlichen Cyklus, der mit seinem Inhalt über sein engeres Vaterland hinausgeht. Wie wir hier eine französische Uebersetzung von der allgemach berühmt gewordenen Lebensbeschreibung Thomas Platters, des Baseler Druckers und Gelehrten und ehemaligen ABC-Schützen und fahrenden Schülers erhalten, so soll noch eine Reihe derartiger Biographien des 16. Jahrhunderts folgen, des Felix Platter, Sohnes von Thomas, des bekannten Ritters Hans von Schweinichen, die des norddeutschen Bürgers Sastrow u. A., auf welche neuerdings das deutsche Publikum wieder durch Freitags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" aufmerksam gemacht ist. Diese Bücher, zu denen man noch das Leben Götzens von Berlichingen und Sebastian Schärtlins von Burtenbach rechnen muß, sind von so äußerster Merkwürdigkeit und so tiefem Interesse für die Geschichte des Volksgeistes im Zeitalter der Reformation, daß man sich fast wundern muß, daß wir in Deutschland sie noch nicht in einer Volksausgabe vereinigt haben. Die Franzosen

Digitized by Google

sind somit glücklicher als wir, und wir zweifeln nicht, daß sie sehr erfreut darüber sein werden, zumal sie von jeher für die Seiten geschichtlichen Lebens, welche durch solche Werke aufgeschlossen werden, viel mehr Interesse gezeigt haben, als die deutschen Geschichtschreiber. Auch die anziehende Form, in welcher der Herausgeber ihnen diese Lebensbeschreibungen bietet, werden sie zu schätzen wissen.

Die Uebersetzung von Herrn Eduard Fick, der somit als Drucker, Verleger und Uebersetzer in einer Person erscheint, ist die erste vollständige in französischer Sprache. Bisher waren nur die Bruchstücke, welche Freitag mittheilt, in mehreren Zeitschriften übersetzt worden. Zu Grunde gelegt ist die vollständige deutsche Ausgabe, welche Fechter im Jahre 1840 von dem Leben Thomas Platters, zugleich mit dem seines Sohnes Felix, mit äußerster Sorgfalt veranstaltet hat. Mit dieser Ausgabe haben wir die Uebersetzung verglichen und können sie als eine wohlgelungene bezeichnen. Die Aufgabe, das archaistische Deutsch des 16. Jahrhunderts in das moderne Französisch zu verwandeln, und dabei die ursprüngliche Naivetät, Treuherzigkeit und Schlichtheit vollkommen zu wahren, ist nicht gerade leicht. Die langen Sätze des Originals mit den vielen Zwischen- und Nebensätzen mußten natürlich in kurze Sätze aufgelöst werden, wodurch die Einfachheit nur gewinnen konnte. So liest sich die Uebersetzung nicht moderner, als es etwa bei einer Verneudeutschung der Fall sein würde. Vorausgeschickt ist vom Uebersetzer eine ausführliche Vorrede worin der Leser Mittheilungen erhält über die Geburtsstätte Platters, über das Wesen der fahrenden Schüler in Deutschland und ihrer ABC-Schützen, über das Verhältniß Platters zu Oswald Myconius, Ulrich Zwingli u. A., über seine Verdienste als Buchdrucker, Gelehrter und Pädagog in Basel, über seine Familie und seine Nachkommen u. s. w.

Was die Ausstattung betrifft, so heben wir noch hervor, daß das Werk mit einer Anzahl Illustrationen versehen ist, von denen ein Porträt Platters äußerst glücklich die Holzschnittporträts des 16. Jahrhunderts imitirt. Das Original zu demselben befindet sich im Besitz der Familie Passavant, in welche die Letzte des Hauses Platter übergegangen ist. Eine Reihe illustrirender Radirungen, die nicht im Kostüm, wohl aber in der Kunsttechnik einen etwas späteren Charakter tragen, wären vielleicht, um die Zeittreue des Ganzen vollständiger zu erhalten, ebenfalls besser durch Holzschnitte ersetzt worden.

---

* Herr Prof. O. Lorenz ersucht uns um Aufnahme der nachfolgenden Erklärung, welcher wir mit dem Bemerken Raum geben, daß wir gelegentlich noch auf die Streitfrage, so weit sie wissenschaftlicher Natur ist, zurückkommen.

„Eine vor mehr als einem Jahre erschienene Abhandlung von mir, „Joseph II. und die belgische Revolution vom Jahre 1787", hat in den letzten Wochen in Wien Anlaß gegeben zu einigen Anklagen — meiner Person fast mehr, als meiner Schrift. In Betreff der Auffassung der Regierung Kaiser Josephs, besonders in Belgien, befinde ich mich in einer so wesentlichen Uebereinstimmung mit allen bedeutenden Sachkennern, wie: Schlosser, Häusser, Gerlach, Gerard und vor allem Borgnet, welche das Verfahren des Kaisers in Belgien einstimmig verurtheilt haben, daß ich nicht geglaubt hätte, in Wien einer so gänzlichen Unkenntniß dieser Literatur zu begegnen, wie das besonders in einer anonymen Broschüre, die meinen Namen auf dem Titel trägt und dieser Tage erschienen ist, hervortritt. Wenn eine Hinweisung

Digitized by Google

in meiner Schrift auf die Revolution des 16. Jahrhunderts mancherlei Anstoß erregte, so hat man dabei übersehen, daß nicht ich ursprünglich, sondern die Stände in Belgien diesen Vergleich gemacht haben, eine Sache, die so einleuchtend ist, daß selbst Adam Wolf, der gewiß auf einem ganz anderen Standpunkt steht, in seinem neuesten Buche über „Marie Christine" auf dieses Faktum hinweist, wenn er bemerkt, daß die Stände und auch Marie Christine lebhaft an Philipp II. in Belgien erinnert hätten (I, S. 245 und 252).

Wenn man übrigens eine Vergleichung mit dem Könige Philipp II. von Spanien als etwas Diffamirendes ansieht, so beweist das nur, daß selbst ein so verbreiteter Schriftsteller, wie Ranke, bei uns noch wenig bekannt zu sein scheint. Der Diskussion der Fragen selbst habe ich indessen nicht die Absicht aus dem Wege zu gehen, und hoffe noch in weiteren Arbeiten über die Zeit Kaiser Josephs auf dieselben später zurückzukommen. Bis dahin werde ich mich gegenüber von Angriffen, wie die bezeichneten, der Zustimmung erfreuen dürfen, welche meine absichtslose Veröffentlichung der Korrespondenz des Grafen Murray von Seite geschätzter Fachgenossen und Sachkenner in vielen Zeitschriften erfahren hat.

Dr. Ottokar Lorenz,
Professor der Geschichte an der k. k. Wiener Universität.

---

* Das Maiheft der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale", bringt folgende Aufsätze: „Die Taufe Christi im Jordan" (mit zwei Holzschnitten) von Ch. Riggenbach; „Werke von Albrecht Dürer" in der k. k. Ambraserſammlung von Ed. Freiherrn von Sacken (mit einer Tafel und zwei Holzschnitten); „die große Markthalle zu Krakau, genannt Sukiennice" (Tuchhalle) von Dr. K. Schenkl (mit vier Holzschnitten); „Die Architekten und Bildhauer Breslau's vor der Einführung der Reformation", von Alwin Schulz und eine Reihe kleiner Mittheilungen.

---

* Ueber Ambros' „Geschichte der Musik" findet sich — etwas verspätet — im „Deutschen Museum" nachstehendes Urtheil: Ein überaus gründliches Werk, die Frucht eben so umfangreicher wie selbstständiger Studien, das eine dauernde Zierde unserer musikalischen Literatur zu werden verspricht. Freilich ist die Anlage sehr weitläufig und der Verfasser wird sich begnügen müssen, wenn nur das kleine Häuflein der wahren Kenner Muth und Ausdauer genug besitzt, ihn auf seinen mühseligen Wanderungen zu begleiten. Insbesondere gilt dies von dem vorliegenden ersten Bande, der sich ausschließlich mit der Musik der alten Welt beschäftigt. Der Verfasser selbst bezeichnet das bekannte Handbuch der Kunstgeschichte von Franz Kugler als das Muster, das ihm bei der Disposition des Stoffes vorgeschwebt hat; wie Jener mit den Vorstufen künstlerischer Gestaltung bei den barbarischen Völkern des nordeuropäischen Alterthumes, Nordamerika's, der Südsee-Inseln ꝛc. beginnt, so bespricht der Verfasser in dem ersten Buch, betitelt „Anfänge der Tonkunst", zunächst die Aeußerungen des Tonsinnes bei den Naturvölkern, um sodann zur asiatischen Musik, speziell zur Musik der Chinesen überzugehen. Die Ansichten und Behauptungen des Verfassers (in diesem und den folgenden Büchern) im Einzelnen zu prüfen, ist hier natürlich nicht der Ort, auch werden nur sehr Wenige dazu im Stande sein, da nach Dehns vorzeitigem Hingange der Verfasser wohl kaum einen Zweiten in ganz Deutschland neben sich hat, der sich mit ihm an Umfang und Gründlichkeit der Kenntnisse vergleichen ließe. Jedenfalls besitzt das Buch für den, der dem Verfasser zu folgen fähig ist, eine große anregende Kraft und werden die Wirkungen desselben auf die gesammte Auffassung der Musik in ihrer geschichtlichen Entwicklung gewiß nicht ausbleiben.

Digitized by Google

* Bei O. A. Schultz in Leipzig erschien soeben: „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden. Treu nacherzählt und für Jung und Alt herausgegeben von Reinhold Bechstein." Prosaische Erzählungen, wie sie das 15. Jahrhundert darbietet, sind hier in anziehender Weise verwerthet worden und geben neben der Unterhaltung, die jene köstlichen Erzeuguisse gewähren, auch ein Bild von der Beschaffenheit unserer älteren deutschen Prosa. Das Buch, auf das wir zurückzukommen uns vorbehalten, dürfte, durch anmuthigen Inhalt und geschmackvolle Form empfohlen, sich zum Festgeschenk eignen.

St. Von der neuen (siebenten) Auflage des Stein-Hörschelmann'schen Handbuches der Geographie und Statistik sind abermals drei Hefte, das vierte, fünfte und sechste des vierten Bandes erschienen, welche Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover und Württemberg enthalten. Bei der allgemeinen Verbreitung des vorliegenden Werkes wäre es wohl überflüssig, auf die Einrichtung desselben näher einzugehen; doch möge es uns erlaubt sein, einige Vorzüge der neuen Bearbeitung aus der Feder des rühmlich bekannten Professors Dr. H. F. Brachelli, dessen unermüdlicher Fleiß und seltene Gewissenhaftigkeit wir schon öfters hervorzuheben Gelegenheit hatten, insbesondere zu erwähnen. Sie bestehen vornehmlich darin, daß bei der Darstellung der Verfassung und Verwaltung der angeführten Staaten die Gesetzgebung bis gegen das Ende des Jahres 1862 berücksichtigt erscheint, was bei den mannigfachen Reformen, welche namentlich auf dem gewerblichen Gebiete stattgefunden haben, so wie bei der landwirthschaftlichen Legislation von großem Gewichte erscheint. In ähnlicher Weise sind auch die in Ziffern ausgedrückten Daten fast ausschließlich den amtlichen Originalquellen entnommen und wohl nirgends sonst in solcher Vollständigkeit veröffentlicht. So wurde, um nur Eines Beispieles zu erwähnen, das Resultat der neuesten, in den Zollvereinsstaaten unter dem 3. Dezember 1861 unternommenen Volkszählung durchgängig und insbesondere auch bei der so ungemein reichhaltigen Topographie benützt. In der Darstellung des Königreichs Baiern ist die neueste Gerichtsverfassung vom 10. November 1861 und die seit dem Sommer des Jahres 1862 eingeführte Eintheilung in die neuen Verwaltungsdistrikte bereits vollständig aufgenommen und in der Topographie gleichfalls durchgeführt. Ebenso findet sich die gewerbliche Statistik des Königreichs Hannover auf Grundlage fleißig benützter amtlicher Nachweise in einem Umfange dargestellt, wie es noch in keinem andern Fachwerke der Fall war, so daß man mit Recht sagen kann, die vorliegende Arbeit biete das Neueste in möglichster Vollständigkeit und Verläßlichkeit. Vorzüge, die an einem statistischen Werke besonders ins Gewicht fallen. Auch die literarischen (und kartographischen) Nachweise lassen kaum etwas zu wünschen übrig und ebenso verdient die Uebersichtlichkeit und Gefälligkeit der Darstellung die vollste Anerkennung. Wir können nur den Wunsch aussprechen, daß das umfangreiche Werk so rasch als möglich seiner Vollendung entgegengehen möge.

---

* In Florenz starb am 10. v. M. der gelehrte Giambattista Amici, der bekannte Optiker und Astronom, welcher im Jahre 1784 in Modena das Licht der Welt erblickte. Schon von seinen Jünglingsjahren an beschäftigte er sich mit der Konstruktion astronomischer Instrumente, und war mehrere Jahre hindurch Professor der Mathematik in Modena an der dortigen Universität und von 1831 an Direktor des dortigen astronomischen Observatoriums. In dieser Eigenschaft bereicherte Amici die astronomische Wissenschaft mit wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen; er beschrieb die Doppel-

Digitized by Google

sterne, berechnete mit einem neuen Mikrometer den Polar- und Aequatorial-Diameter der Sonne u. s. w. Besonders zeichnete sich indeß G. B. Amici durch die von ihm erfundenen und vervollkommneten optischen Instrumente aus, denn schon im Anfang dieses Jahrhunderts konstruirte er Teleskope von großen Dimensionen, bei welchen er sich elektrischer Spiegel bediente, um die sphärische Abweichung zu vermindern. Unter den vielen, von ihm erfundenen optischen Instrumenten verdient besonders das akromatische Mikroskop erwähnt zu werden, mittelst dessen er die Zirkulation der Pflanzensäfte, die Infusorien und die Geheimnisse der Befruchtung der Pflanzen beobachtete und die Ergebnisse den zahlreichen Akademien mittheilte, deren Mitglied er war. In den letzten Jahren seines Lebens unternahm er die Konstruktion eines konkaven Spiegels von 5 Grad Diameter, zu welchem Behuf ihm die Laboratorien der Kanonengießerei von Pavia zur Verfügung gestellt wurden. „Augsb. Allg. Ztg."

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Dr. Joh. Janssen in Frankfurt hat aus dem dortigen Stadtarchive unter dem Titel: „Frankfurts Reichskorrespondenz von 1376 bis 1519" eine Sammlung von 2400 Schriftstücken deutscher Geschichte herausgegeben, die größtentheils auf Frankfurter Gesandtschaftsberichten fußend, aus zahlreichen Schreiben der Kaiser an den Frankfurter Rath, Briefen deutscher und fremder Fürsten, Aufzeichnungen über die Königswahlen, Verträgen und Bündnissen der Reichsstadt bestehen; der erste Band dieser Sammlung (1376 bis 1439) ist eben in den Handel gelangt. „Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte" betitelt sich ein Werk des Professors der k. Kunstschule, Dr. A. Haakh, das zuerst aus vier Vorträgen, kunstgeschichtlichen Skizzen, dann in der zweiten Abtheilung aus Künstlerbriefen, vornehmlich von und an G. Schick, den Historienmaler, besteht. — Aus dem Schooße des hiesigen Alterthumsvereins und veranlaßt durch die von ihm veranstaltete Ausstellung entstand eine archäologische Skizze „Ueber den Krummstab" von Dr Karl Lind, ein sauberes, mit Zinkographien geschmücktes Heftchen. — In der Geschichte der Kartenspiele, einem Felde, das, von Leibnitz an, namhafte Philosophen, wie Erdmann, Schaller, Lazarus durch Essays bebauten, ist wieder ein neues Werkchen aufgetaucht, „Geschichte des l'Hombre" das den bekannten Dr. G. Schwetschke in Halle zum Verfasser hat. Halle ist die Stadt, wo das erste deutsche l'Hombrebuch erschien und noch jetzt erfreut sich diese Stadt eines besonderen Kultus dieses Spieles, der sich von Zeit zu Zeit sogar in großen Festen Luft macht. — Die polnische Frage, das Hauptthema der Zeitungen, läßt natürlich in Hülle und Fülle in allen Sprachen Sprecher und Kämpfer erstehen; die jüngste Woche präsentirt deren wieder zwei, Aurelio Buddeus, einen in vorzugsweise russischen Verhältnissen wohlbewanderten Autor, mit einer Schrift „Rußlands soziale Gegenwart und der Aufstand in Polen", und O. Agricola, der in einem Hefte: „Polens Untergang und Wiederherstellung", der deutschen Schwärmerei für dies Volk die Wirklichkeit und die Geschichte entgegenstellt. — „Der Feldzug 1859 in Italien", bearbeitet von einem preußischen Offizier (Thorn, Lambeck), bringt wieder neues Materiale zu einer Geschichte dieses kurzen Kriegsdrama's zusammen, das zwei Bände zu füllen bestimmt und in dem ersten bis zum Schlusse des Treffens von Palaestro verarbeitet ist.

Von dem literarischen Schaffen an der Hochschule Zürich zeugen wieder Werke von zweien ihrer Lehrer; von dem Kriminalisten Osenbrüggen liegen vor: „Das Strafrecht der Longobarden" und ein Vortrag, „Die Raben des h. Meinrad"; von H. Escher beginnt ein „Handbuch der praktischen Politik" zu erscheinen, ein Werk, dem wir mit Hinblick auf die unvollendeten Arbeiten Dahlmanns, Hildebrands und Froebels baldige Förderung wünschen möchten.

Digitized by Google

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Einer der geachtetsten und gelehrtesten Kritiker Frankreichs war zur Zeit des ersten Kaiserreichs J. F. Boissonade, dessen Arbeiten theils im „Journal de l'Empire", theils im „Mercure de France" und im „Journal des Débats" sowie im „Encyclopédien" erschienen und jetzt fast vergessen sind. Damit so viel gesunder Sinn, kritischer Takt und Belesenheit nicht für immer verloren gehen, haben sich einige Schriftsteller entschlossen, einen Theil der Arbeiten Boissonade's noch einmal in Buchform zu ediren. Dies Sammelwerk ist betitelt: „Boissonade, critique littéraire sous le premier Empire, publié par F. Colinchamp, précédé d'une notice historique sur Boissonade par Naudet", beginnt mit einer Biographie des Kritikers und bringt dann in zwei Bänden: Critique grecque, Critique latine, Curiosités philologiques, Biographies, Critique étrangère, Critique française, Morceaux inédits, Correspondance und Ephémérides. Welch' ein vielseitig gebildeter Mann Boissonade war, möge man daraus entnehmen, daß er auf griechische und lateinische gelehrte Werke eben so gründlich eingeht, wie auf die Kritik der französischen und namentlich der englischen Tagesliteratur, ja daß er sogar in orientalischen Sprachen sattelfest ist. Dagegen haben wir in den vorliegenden zwei Bänden nichts über deutsche und italienische Bücher gefunden, obgleich der Kritiker des premier Empire gewiß auch hier unterrichtet war.

In den Schriften der belgischen Akademie der Wissenschaften erscheint eine interessante neue Ausgabe des ersten Buches der Chronik Froissarts nach der Handschrift der vatikanischen Bibliothek: „Le premier livre des chroniques de Jehan Froissart publié par le baron Kervyn de Lettenhove". Schon im Jahre 1857 hat Baron Kervyn v. Lettenhove eine „Étude sur Froissart" in zwei Bänden herausgegeben, welche ihm einen Preis der französischen Akademie eintrug. Die von ihm edirte vatikanische Handschrift ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie aus dem späten Alter Froissarts datirt und manche Stellen hat, die in einer viel reiferen Anschauung des Chroniqueurs wurzeln und in anderen Ausgaben nicht vorkommen. Das Ganze dürfte etwa vier Bände umfassen. Die Ausstattung ist sehr solid und hübsch.

Von gelehrten Büchern neuesten Datums, an welchen es in Frankreich nicht mangelt, citiren wir noch: „Origines du droit. Essai historique sur les preuves sous les législations Juive, Egyptienne, Indienne, Grecque et Romaine, avec quelques notes touchant les lois barbares et le vieux droit français par C. Le Gentil". Der Verfasser dieses nur in geringer Anzahl abgezogenen stolzen Quartbandes gehört dem französischen Richterstande und mehreren gelehrten Gesellschaften als Mitglied an.

Ferner ist der alte Swedenborg von dem bekannten Matter wieder ans Tageslicht gezogen und den Franzosen in einem neuen Buche: „Swedenborg, sa vie, ses écrits, sa doctrine" vorgeführt worden.

Zum Schluß erwähnen wir ein eigenthümliches Buch von A. Toussenel, dem Verfasser eines trefflichen Werkes über das Leben der Vögel. Es ist betitelt: „Tristia. Histoire des misères et des fléaux de la chasse en France" und führt das bedeutsame Motto auf dem Titel: „Le lendemain du jour où la France aura congédié ses six cent mille soldats, le monde sera à elle". In diesem Büchlein, das scheinbar nur von dem Verschwinden der nützlichen Vögel in Frankreich handelt, ist nämlich von allen möglichen Dingen die Rede, die in die Gebiete der Religion, der Politik und des öffentlichen Lebens einschlagen. Der Verfasser will im Ganzen nachweisen, daß man in Frankreich in vielen Dingen auf falscher Fährte ist und dem Ruine des französischen Geistes entgegeneilt, daß, wie die

Digitized by Google

Schnepfen und Hasen und alles feine Wild durch die Jagdfreiheit ausgerottet worden, durch andere, fremden Nationalitäten nachgeahmte Bestrebungen auch der französische Geist, die französische Sitte allmälig untergehen, um einem derberen, materielleren und plumperen, den Engländern entlehnten Wesen Platz zu machen. Der Titel „Tristia" zeigt auf den melancholischen Gegenstand des Buches deutlich genug hin, sowie denn Louffenel sich als eine Art von Cassandra betrachtet, die das drohende Uebel voraussieht und die Landsleute davor warnt, mit der stillschweigenden Ueberzeugung jedoch, daß die Warnung nicht beachtet wird und daher den hereinbrechenden Ruin nicht aufzuhalten vermag. Des Verfassers Steckenpferd ist die französische Revolution, auf deren Vortrefflichkeit er immer wieder zurückkommt und die er gleichsam als ein Dogma voraussetzt. Das Herbeiziehen des Thierlebens zum Vergleich mit menschlichen Verhältnissen, die Beobachtung der Gewohnheiten, des Instinktes und der Entwicklung sowie der Vertilgung der Thiere, die Raubthiernatur des Menschen alles das sind Gegenstände, die der Verfasser mit besonderem Geschick und mit großer Vorliebe behandelt. Die Fragen der Landwirthschaft und der Nationalökonomie laufen dabei mit unter und geben dem Ganzen einen hinlänglich ernsten Hintergrund.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Das beliebte „Dictionnaire de l'économie politique" hat jenseits des Kanals eine Nachahmung gefunden in einem „Dictionary of political economy, biographical, bibliographical, historical and practical by H. Dunning Macleod". Natürlich handelt es sich hier nicht lediglich um eine Wiederholung oder Uebersetzung des in dem französischen Buche Gesagten, sondern um neue Ansichten und neue Erklärungen, da bekanntlich die Meinungen der französischen und englischen National-Oekonomen oft weit auseinandergehen. Auch scheint das englische Werk eine größere Ausdehnung erlangen zu sollen, denn der erste sehr starke Band im größten Oktav umfaßt nur die drei Buchstaben A, B und C. Beim flüchtigen Durchblicken haben wir drei besonders ausführlich gearbeitete Artikel bemerkt, „Banken", „Capital" und „Credit", Begriffe, die in dem letzten Decennium so viele Federn in Bewegung setzten. In den „Banken" ist von allen möglichen Bankinstituten der Welt die Rede, von England, Schottland, Irland, Amerika, Frankreich, Schweden, sogar von China; nur über deutsche Banken haben wir nichts finden können. Aus welchem Grunde Mr. Macleod über die Banken von ganz Central-Europa die Augen schließt, um sich mit hochasiatischen Instituten zu beschäftigen, ist uns nicht ganz klar. Vielleicht holt er an anderer Stelle das Versäumte nach. Es würde dies sonst eine empfindliche Lücke sein.

---

* Der „Novara"-Reisende, Maler Selenz beschäftigt sich seit längerer Zeit mit einem höchst interessanten Unternehmen — mit Charakterbildern der Erde. Die Zahl der Bilder ist zwölf, jedes 4½ bis 5' hoch, 7 bis 8' breit. Sie sind die Frucht einer vorzugsweise auf der „Novara"-Reise erworbenen Weltanschauung und geben Bilder der Erde in künstlerischen, mit gründlichem Naturstudium gesättigten Formen. Es ist zum ersten Male, daß ein Künstler Versuche der Art, im landschaftlichen Fache macht. Wir haben zwei Kartons gesehen, den fertigen Karton der vulkanischen Insel St. Paul

Digitized by Google

im Weltmeere und den begonnenen der Tempel von Mahamalalburam. Sie gehören zu dem Geistreichsten dieser Art, was uns bekannt ist. Wenn das Unternehmen, wie bei der Begeisterung des Künstlers zu erwarten steht, in gleicher Gediegenheit fortschreitet, so werden wir zwölf Bilder erhalten, die einen würdigen Schmuck eines Universitätssaales oder sonst eines großen öffentlichen Lokales bilden und zugleich geeignet sein werden, ein bleibendes Denkmal der „Novara"-Expedition zu bilden. Die Charakterbilder würden folgende Gegenstände darstellen: 1. Südamerikanischer Urwald; 2 Mangrovenwald auf den nikobarischen Inseln; 3. Laguna encantada. Kratersee auf Luzon: 4. Australischer Wald. (Illawarra); 5. Cap der guten Hoffnung; 6. Insel St. Paul (im südlichen Ozean); 7. Die Tempel von Mahamalalburam; 8. Pangerango, Gebirgsbild aus Java; 9. Pagode Makok mit dem heiligen Haine. Bild chinesischen Volkslebens; 10. Korallen-insel Sikayana; 11. Waikato River in Neuseeland; 12. Val di Indipendencia mit den Cordilleren.

---

* Der Katalog der „Kunstausstellung der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag im Jahre 1863" enthält 295 Nummern. Unter diesen fallen 268 auf Oelgemälde, je eines auf Plastik und Glasgemälde, die anderen vertheilen sich auf Pastelle, Aquarelle u. s. f Von den ausgestellten Oelgemälden gehören 63 Düsseldorf, 96 München, 26 Prag 19 Wien, 9 Venedig, 6 Berlin, 4 Dresden, 3 Hamburg, 2 Innsbruck, je eines Elbogen, Teplitz, Salzburg, Brünn, Stuttgart, Braunschweig, Quedlinburg, Weimar, Karlsruhe an. Die Ausstellung ist eine deutsche Ausstellung im eigentlichsten Sinne des Wortes. Ein hervorragendes Kunstwerk ist auf der Ausstellung nicht zu finden, dagegen eine Reihe ganz guter Bilder, wie sie eben für Kunstvereine passen. Frankreich und Belgien ist unvertreten. In den Bildern der Prager Künstler herrscht das Genrefach vor.

Sitzungsberichte.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 14. April 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann führt den Vorsitz.

Zu ordentlichen Mitgliedern wurden gewählt: die Herren G. Ritter v. Gröller, k. k. Fregatten-Kapitän in Triest, und B. Zafauk, Lieutenant im k. k. 2. Artillerie-Regimente.

Im Namen des Ausschusses brachte der erste Sekretär einen Antrag auf Ergänzungen zu der bisherigen Geschäftsordnung der Gesellschaft in Betreff des Vorganges bei den Wahlen von Funktionären der Gesellschaft vor, der seiner ganzen Ausdehnung nach einstimmig angenommen wurde, und wodurch die bisherige Gepflogenheit des Vorschlages durch den Ausschuß eine Bestätigung fand.

Aus den „Annales de la propagation de la foi", Märzheft 1863, theilte der Sekretär einen ihm vom Herrn Oberst Pechmann übergebenen Auszug mit aus einem Berichte des apostolischen Präfekten auf Madagaskar, P. Jouen in Tananarivo, worin dieser die Feierlichkeiten bei der am 23. September 1862 erfolgten Krönung des gegen-

Digitized by Google

wärtigen Königs von Madagaskar, Radama II. beschreibt. Wir kommen auf die Beschreibung dieser Feierlichkeit in diesem Blatte noch zurück.

Herr k. k. Schulrath Dr. M. Becker sprach über die Pflege der Topographie in Nieder-Oesterreich. Die topographische Form der Geographie, nach welcher der Ort zum Ausgangspunkte für das Wissenswerthe genommen werde, sei überhaupt die zuträglichste zur Verbreitung allgemeiner Bildung, indem sie von Bekanntem ausgeht, an Bekanntes anknüpft, den materiellen Vortheil des Fortschrittes vor Augen legt und das Streben nach Verbesserung des Bestehenden weckt.

In Nieder-Oesterreich ging die Pflege der Landeskunde von den Ständen aus, in deren Auftrage und auf deren Kosten der Geograph Georg Matthäus Vischer 1670 seine große Karte von Nieder-Oesterreich, und sein topographisches Bilderwerk „Conterfei aller Stätt, Cloester und Schlößer" zu Stande brachte. Die nieder-österreichischen Stände haben demnach zuerst die Landeskunde als ein Landesbedürfniß gefühlt und die Sorge dafür übernommen. Ihre Unterstützung verblieb dem Gegenstande auch in der Folgezeit, aber nur für begrenztere Publikationen, die zur Landeskunde Material lieferten, während die Gesammt-Topographie dem Privateifer anheimgestellt blieb. Daher kam es, daß erst hundert Jahre nach Vischer, im Jahre 1769, eine mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse vollständige Topographie von Nieder-Oesterreich erschien, die den Hofschauspieler Fried. Wilh. Weickern zum Verfasser hat und daß wieder erst 47 Jahre nach Weickern (1816) ein Oesterreicher (Blumenbach) den Muth haben konnte, ein Handbuch der Landeskunde von Nieder-Oesterreich vor das Publikum zu führen. Das Handbuch Blumenbach's erlebte nach achtzehn Jahren eine zweite Auflage (1834). Mit ihm und Weickern schließt sich die Literatur derjenigen Schriften ab, welche die Darstellung des ganzen Landes in gemeinfaßlicher Form zum Gegenstande haben. Die letzte Veröffentlichung von „Beiträgen zur Landeskunde von Nieder-Oesterreich" auf Veranlassung der nieder-österreichischen Stände datirt auch vom Jahre 1834. — In Laufe des Vortrages wurde der literarischen Behelfe erwähnt, die den genannten Bearbeitern der Topographie zur Benützung vorlagen, der Umstände, die bisher eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe verhindert haben und des ungeheueren Vorrathes von Material, welches dem künftigen Topographen von Nieder-Oesterreich zu Gebote steht und dessen werthvollsten Theil, wenn man die noch ungehobenen Schätze des k. k. Quartiermeisterstabes nicht in Anschlag bringt, die letzten fünfzehn Jahre geliefert haben, wo die wissenschaftlichen Vereine in Wien ihre Thätigkeit entfalteten. Geschichte, Naturkunde, Klimatologie, Statistik, Ackerbau und Gewerbekunde bieten mit vollen Händen, was der Topograph benützen und zum Nutzen des bildungsfähigen größeren Publikums lokalisiren kann. „Wie reich" schloß Herr Dr. Becker, „sei dieser, ehe er die Hand anlegt, gegen den alten fleißigen Weickern, der, ohne Behelfe über Bewohnerzahl, Flächenraum, Straßenzug, Bodenproduktion, sich mit mageren topischen und wenn's hoch ging, mit einigen historischen Notizen begnügen mußte".

Schließlich hielt Herr k. k. Ministerialkonzipist L. V. Goehlert einen Vortrag über die verschiedenen Religionssekten in Oesterreich, ihre verschiedenen typischen Gebräuche und ihre Verbreitung. Unter diesen sind die Lippowaner in der Bukowina am meisten verbreitet, die Menoniten in Galizien, die Johannesbrüder (Neu-Selemiten) in Wien und Umgebung, die Nachfolger Christi (Nazaräer) in Ungarn, die Unitarier in allen Ländern der Monarchie, dann Mohamedaner im Banat und Karaiten in Galizien am meisten bemerkenswerth.

Digitized by Google

Ungarische Akademie.

In der letzten Sitzung der philosophischen, rechtswissenschaftlichen und geschichtlichen Abtheilung der ungarischen Akademie hielt Martin Nagy einen Vortrag über die Erziehung im Orient, insbesondere über die Erziehung in China und in Indien, indem er die Familien- und Kastenerziehung dieser beiden Völker mit einander verglich. Hierauf wurden die Beurtheilungen von Cyrill Horváth und August Greguss über das vom reformirten Seelsorger Stephan Szalay zur Herausgabe eingereichte Werk „Elméleti lélektan" (Theoretische Seelenlehre) vorgelesen. Beide bezeichnen das Werk als mittelmäßig und empfehlen im Falle der Herausgabe dessen Umarbeitung. Wird dem Verfasser zurückgestellt werden. — Sodann wurde die an Se. Exzellenz den Herrn königlichen Statthalter Grafen Moriz Pálffy gerichtete Adresse der archäologischen Komission verlesen, worin die bezüglich der Corvina gestellten Anfragen beantwortet werden. Die Kommission spricht ihren wärmsten Dank für das rege Interesse Sr. Exzellenz an dieser Angelegenheit und die Ansicht aus, daß durch geeignete nach Konstantinopel zu entsendende Individuen ein Verzeichniß der Ueberreste jener Bibliothek zu verfassen und auf Grund desselben sodann die Kopirung zu veranlassen wäre. Ein Unternehmen, welches nur mit Hilfe des Landes oder des Monarchen verwirklicht werden kann, in welcher Beziehung die gnädige Befürwortung Ihrer Exzellenzen des Herrn königlichen Statthalters und des Herrn Hofkanzlers Hoffnung gewähre. — Emerich v. Palugyai, königlicher Rath und Akademiemitglied, gibt bekannt, daß er sein demnächst erscheinendes Werk über Kroatien und Slawonien der Akademie widme; wurde mit Dank angenommen — Zum Schlusse kam der Bericht der Behufs Regulirung der Akademie-Bibliothek entsendeten Kommission in Verhandlung.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der letzten Sitzung der Sektion für Handel, Gewerbe und Statistik hielt Herr Prof. Böhme den ersten Theil seines angekündigten Vortrages „Ueber Zinswucher und seine Folgen". Nachdem der Herr Professor den Begriff des Zinswuchers als eine gewinnsüchtige Benützung des Nothstandes eines Andern bei Darleihen festgestellt hatte, bemerkte er noch, daß der Zinswucher durchaus nicht eine gewisse Größe des Zinsfußes zum Kriterium habe. Gerade der Handel verlange gebieterisch eine Aufhebung des Zinsfußes, da der Handel ein rasches und gewinnreiches Umsetzen des Kapitals erheische. An der Hand der Geschichte beleuchtete hierauf der Vortragende die Verhältnisse des Kapitals bei den alten Völkern. Moses, der Gesetzgeber der Juden, der dieselben aus Aegypten in eine neue Heimath, welche sie sich erst erkämpfen sollten, führte, brauchte ein einiges, nicht durch schroffe Gegensätze des Vermögens zerklüftetes Volk. Er verbot daher den Israeliten jedes Nehmen irgend eines Zinses. Aehnlich standen die Verhältnisse bei den Spartanern. Eine gleichmäßige Vertheilung des Grundbesitzes, ausschließliche Beschäftigung mit den Waffen, schweres Geld aus unedlem Metalle, Verachtung des Luxus und der Künste, möglichst geringe Bedürfnisse ließen dort eine häufige Nachfrage nach Geld nicht aufkommen. In Athen dagegen hatte sich bei entwickeltem Handel und blühenden Künsten und einem unbeschränkten Zinsfuß (der bis 36 pCt. stieg) rasch eine unendliche Menge von Kapital aufgestapelt, das dem kleinen Staate ermöglichte, großartige Bauwerke aufzuführen und kostspielige Kriege zu führen. — In seinem nächsten Vortrage wird Herr Prof. Böhme die römischen, dann die Zinszustände des deutschen Mittelalters bis zur Neuzeit darlegen, und endlich zu den Mitteln übergehen, welche, ohne den freien nationalökonomischen Umsatz des Geldes zu hindern, den schädlichen Absichten des Wuchers doch begegnen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Volkswirthschaft in den Niederlanden im 17. und 18. Jahrhundert.

Etienne Laspeyres' „Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur."

(Leipzig, 1863.)

I.

Die Erforschung des Güterlebens nimmt in neuerer Zeit besonders viele tüchtige Kräfte in Anspruch und die Lektüre wirthschaftlicher Schriften dringt in immer weitere Kreise. Die jüngste der Wissenschaften, die Nationalökonomie, hat in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume eine hohe Stufe der Ausbildung erlangt; ihre erste wissenschaftliche Begründung und weitere systematische Entwicklung sind das Resultat der anhaltendsten Thätigkeit hervorragender Denker der letzten Dezennien. Die außerordentliche Bedeutung der politischen Oekonomie ist heute eine anerkannte Thatsache, und schon sind in vielfacher Beziehung Anzeichen bemerkbar, daß die Kenntniß der wirthschaftlichen Gesetze in nicht ferner Zeit einen Theil der Volksbildung ausmachen werde. Auch die Geschichtsforschung hat sich mit Eifer und Erfolg die Aufgabe gestellt, der wirthschaftlichen Entwicklung der Völker nachzugehen, von der richtigen Ansicht durchdrungen, daß die geistigen und materiellen Faktoren, welche auf die Geschicke der Völker eingewirkt, im innigsten Zusammenhange stehen. Die Formen des Güterlebens sind mannigfach und weisen nirgends feste, dauernde Zustände auf; wie überhaupt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit sich dem Wechsel entziehen kann. Dieser ist jedoch nichts Zufälliges, Willkürliches, auch hier waltet unerbittliche Nothwendigkeit und strenge Gesetzmäßigkeit.

Es ist ein Hauptverdienst Roschers, die ersten Bausteine zu einer wirthschaftlichen Literaturgeschichte zusammengetragen zu haben. Seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind geradezu epochemachend. Ihm schließt sich eine Reihe jüngerer Kräfte an, die durch ihn angeregt, zum Theile unter seiner Leitung weiter arbeiten. In den letzten Jahren sind mannigfache Werke zu Tage gefördert worden, welche eine wahrhafte Bereicherung der Literatur bilden. Unter ihnen nimmt die Arbeit Laspeyres' eine bedeutende Stellung ein.

Die Geschichte des Handels und der Industrie in den vereinigten Staaten der Niederlande ist vielfach bearbeitet und in recht ansprechender Weise dargestellt worden. Von der Reichhaltigkeit der volkswirthschaftlichen Literatur, welche sich innerhalb zweier Jahrhunderte, der Glanzzeit des wirthschaftlichen Lebens in den Niederlanden, entwickeln mußte, hatte man bisher nur eine höchst unklare Vor-

Digitized by Google

stellung. Es war ein glücklicher Gedanke der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft, eine quellenmäßige Darstellung der nationalökonomischen Literatur in Holland bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts zum Gegenstande einer Preisfrage zu machen. Der glückliche Preisträger hat die Aufgabe weiter gefaßt und auch das 18. Jahrhundert in den Kreis seiner Darstellung hineingezogen. Er hat sich hierbei von einem ganz richtigen Gefühle leiten lassen. Der Verfall des wirthschaftlichen Lebens in den Niederlanden ward durch mannigfache Ereignisse im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts beschleunigt und es bot sich hier schon aus diesem Grunde ein passender Abschluß dar. Andererseits erschien damals das epochemachende Werk von Adam Smith, welches eine neue Aera in der Geschichte der Volkswirthschaft inaugurirt. Der Fleiß, den der Verfasser auf seine Arbeit verwendet, ist in der That Erstaunen erregend. Während der kurzen Zeit von fünf Monaten Tausende von Schriften durchzusehen, das Taugliche zu excerpiren, hierzu gehört eine fast herkulische Ausdauer.

Die Hauptfundgrube für die Geschichte der volkswirthschaftlichen Ansichten in den Niederlanden sind Reisebeschreibungen, Pamphlete, Broschüren, Dramen, Gedichte. Fast sämmtliche für die Nationalökonomie interessanten Schriften sind Streit- und Parteischriften, welche den brennenden Tagesfragen, an denen es nie fehlte, ihre Entstehung verdanken. Jene Gegensätze, welche auch unser heutiges industrielles und merkantiles Leben bewegen, traten damals mit noch größerer Schroffheit auf; die Wissenschaft hatte noch nicht jene festen Gesetze des wirthschaftlichen Lebens bloßgelegt und begründet, und das jeweilige Interesse entschied die Parteinahme für die eine oder andere Sache. „Da ist die Eifersucht zwischen den altangesessenen Familien Hollands, welche die Befreiung der Niederlande durchsetzten, und den Eingewanderten aus dem Süden, welche Handel und Industrie dem Norden zuführten; da ist der wohl manchmal schlummernde, aber nie ersterbende Haß zwischen den Statthalterlichen und Antistatthalterlichen; der Gegensatz zwischen den industriellen und handeltreibenden, zwischen diesen und den landbauenden Provinzen, der Widerwille des vom englischen Handel lebenden Seelands gegen das den Verkehr mit Frankreich begünstigende Amsterdam. Das alles erzeugt einen Haß von Provinz gegen Provinz, von Stadt gegen Stadt, von Stadt gegen Land, von Kaufmann gegen Fabrikanten u. s. w." Der Verfasser hat dieses ungemein reichhaltige Material mit riesigem Fleiße bewältigt und auch die Darstellung, so weit sie auch von künstlerischer Abrundung und Anordnung entfernt sein mag, ist eine gefällige und fließende. In mehreren Abschnitten entrollt uns Herr Laspeyres ein anziehendes Bild der wirthschaftlichen Schriften über die hervorragendsten Fragen, welche Köpfe und Sinne damals beschäftigten. Ehe wir es versuchen die wirthschaftliche Glanzzeit der Niederlande zu schildern, wollen wir eine gedrängte Skizze der merkantilen und industriellen Entwicklung der niederländischen Provinzen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts vorausſenden.

Die Bewohner des heutigen Hollands und Belgiens haben schon frühzeitig in industrieller und merkantiler Hinsicht eine hervorragende Stellung eingenommen.

Digitized by Google

Auf diesem Boden, der erst mit harter Mühe und angestrengter Arbeit den Meeresfluthen abgewonnen werden mußte, entwickelte sich ein tüchtiges, kraftvolles Geschlecht. Die großen betriebsamen Handelsstädte Amsterdam und Rotterdam sind allein durch Dämme und Deiche erst möglich geworden. Frühzeitig tummelten sich die Bewohner auf dem Ozean herum, beschäftigten sich mit Schifffahrt und Handel und legten auf diese Weise den Grund zu dem späteren kolossalen Handels- und Gewerbeleben. Die angespannteste Thätigkeit, der rastloseste Fleiß, die größte Sparsamkeit waren die Mittel, wodurch die oft übermächtigen Hindernisse beseitigt wurden. Die Grafen und Fürsten, welche im Mittelalter diese Gegenden beherrschten, wendeten dem Verkehr und der Gewerbethätigkeit große Aufmerksamkeit zu. Die Jahrmärkte waren fest geregelt, mannigfache Normen über Schifffahrt und Fischfang erlassen, die Zölle ermäßigt. Besonders ragte Flandern hervor. Die Industriethätigkeit Gents, Yperns und Brügge's erlangte im 14. und 15. Jahrhundert einen hohen Aufschwung. Brügge war der Mittelpunkt eines ungemein schwunghaften Handels. Fast alle handeltreibenden Nationen jener Epoche, Franzosen, Engländer, Deutsche, unter ihnen namentlich die Hanseaten, besuchten die Märkte dieser Stadt, um hier die Erzeugnisse des Südens und Westens gegen die des Ostens und Nordens umzutauschen. Was Mannigfaltigkeit der Waaren, Vollständigkeit der Assortirung anbelangt, konnte sich keine Stadt im 14. Jahrhundert mit Brügge messen. Die brabantischen und limburgischen Städte begannen im 14. Jahrhundert mit Flandern zu wetteifern. Mecheln, Antwerpen, Limburg, Herzogenbusch, Brüssel, Nivelles und Mastricht wurden allgemach bedeutende Orte.

Erst viel später griffen Hollands, Frieslands und Seelands Städte in das Getriebe des kaufmännischen Lebens ein. Nur Dortrecht war schon im 9. Jahrhundert ein für die damalige Zeit ansehnlicher Handelsplatz und behauptete sich in seiner Stellung, bis das günstig gelegene Amsterdam im 14. Jahrhundert die Konkurrenz eröffnete. Der Fischfang war der einträglichste Nahrungszweig der nördlichen Provinzen; doch verabsäumte man die Pflege der Landwirthschaft und der Viehzucht nicht. Einzelne Industrieartikel, wie die Wollentücher des gewerbethätigen Friesenvolkes, eroberten sich in alter Zeit ihren Markt in ganz Deutschland; die landwirthschaftlichen Gewerbe, die Bierbrauerei, Ziegel- und Kalkbrennerei wurden in manchen Distrikten mit besonderem Eifer betrieben. Der Verkehr mit England brachte einen wichtigen Handelsartikel, die Wolle, und die später so wichtigen Beziehungen zum Nordosten Europa's wurden schon frühzeitig angeknüpft. Die holländischen Städte traten hier als Mitglieder der Hansa auf und wurden später die Konkurrenten derselben. Die Könige Schwedens, Norwegens und Dänemarks, dahin strebend, die hansische Uebermacht zu brechen, begünstigten mit großer Schlauheit die Holländer. Durch eine Reihe glücklicher Verhältnisse wurde Amsterdam die hervorragendste Handelsstadt Hollands im 15. Jahrhundert. Der Häring, früher ein einträglicher Handelsartikel der Hanseaten, zog sich um das Jahr 1411 von der Küste Schonens, wo sich hauptsächlich die betriebsamen Hansestädte mit dem Fange beschäftigten, an die holländische Küste und wurde eine Hauptquelle des

Digitized by Google

Reichthums für viele niederländische Städte, besonders für Hoorn und Enkhuizen.

Die Vereinigung mehrerer Provinzen unter dem französisch-burgundischen Hause trug zur Vergrößerung und Entwicklung des Handels und der Gewerbe viel bei. Gewaltige Störungen traten erst mit dem Aussterben des burgundischen Mannsstammes ein. Brügge, damals im Zenith seines Glanzes, verlor ungemein. In Folge der Streitigkeiten zwischen den flandrischen Kommunen und Maximilian, dem Gemahl Maria's von Burgund, verließen die in Brügge anwesenden fremden Kaufleute die Stadt und verlegten den Stapel nach Antwerpen, welches nun Hauptsitz des niederländischen Handels und das erste Emporium für ganz Europa wurde und ein Jahrhundert lang blieb. Die Stadt, an den Ufern der Schelde halbbogenförmig gelegen, war eine der schönsten Europa's. In dem stattlichen Börsengebäude versammelten sich täglich über fünftausend Kaufleute; im Hafen lagen oft 2500 Schiffe zu gleicher Zeit, bei fünfhundert fuhren täglich ab und zu, fast alle Zweige des Gewerbefleißes hatten sich hier eingebürgert.

Unter Philipp II. trat ein gewaltiger Umschwung ein. Karl V., so sehr er überall und immer für die Sache des Katholizismus in die Schranken trat, verfolgte den Niederländern gegenüber eine ungemein rücksichtsvolle Politik. Das Streben Philipps, dem Protestantismus in den Niederlanden durch Einführung der Tridentiner Beschlüsse und Kreirung neuer Bisthümer entgegenzuwirken, erregte Unmuth und Widerstand. Die Unruhen und Empörungen störten den Handel und hemmten die Industrie. Alba's Willkürherrschaft trieb eine bedeutende Anzahl der Bewohner Antwerpens weg, die fremden Kaufleute wanderten ebenfalls aus und die Plünderung der Spanier nach ihrer Eroberung 1575 versetzte der kommerziellen Blüthe der Stadt den Todesstoß.

Seit dieser Zeit schwang sich Amsterdam zur Metropole des Handels empor. Die südlichen Provinzen hatten unter den Stürmen der Kriegsjahre unendlich viel gelitten, das Land war im Anfange des 17. Jahrhunderts im traurigsten Zustande, die Städte entvölkert, viele Gegenden verödet; von der Zerstörung ihres Wohlstandes durch die Spanier konnten sie sich schwer erholen und erst im 18. Jahrhundert unter Habsburgischer Herrschaft zeigten sich wiederum vielversprechende Keime eines erneuten Industrielebens. Ein ganz anderes Bild zeigen seither die Nordprovinzen, welche den Riesenkampf gegen spanischen Despotismus glücklich durchgefochten. Während des Kriegsgetümmels legen die Holländer und Seeländer die Grundlagen zu ihrem im 17. Jahrhundert blühenden Handels- und Verkehrsleben. So viele Anregungen das Industrieleben der Nordprovinzen durch die Flüchtlinge, welche sich aus den südlichen Gegenden hier niedergelassen, empfangen, die merkantile Bedeutung ist weit größer als die gewerbliche. Durch Fleiß und Ausdauer, Sparsamkeit, Unternehmungs- und Erfindungsgeist schwangen sich die Holländer zu jener tonangebenden Stellung empor, welche sie bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts einnahmen. Die freien religiösen und politischen Institutionen brachten die Kräfte dieses gesunden und tüchtigen Menschenschlages zur Reife,

Digitized by Google

während im übrigen Europa sich kaum die Keime einer gesunden Politik angesetzt hatten und das Bevormundungssystem in vollster Blüthe stand.

Noch während des Unabhängigkeitskampfes begannen die vereinigten Staaten der Niederlande mit den überseeischen Ländern, wohin bisher blos Spanier und Portugiesen Expeditionen ausgeschickt, in Verbindung zu treten, um sich an dem damals so wichtigen europäisch-indischen Verkehre zu betheiligen. Philipp II verbot den Holländern nach der Vereinigung Portugals mit Spanien 1580, den Verkehr mit den spanischen und portugiesischen Häfen. Die ostindischen Waaren hatten jedoch eine viel zu große Bedeutung erlangt, als daß die Holländer sie hätten entbehren können. Unter fremder Flagge holten sie die Produkte Indiens aus Lissabon, bis der spanische Herrscher das Verbot, mit Holland Handel zu treiben, verschärfte und fünfzig holländische Schiffe in Lissabon wegnehmen ließ. Dies brachte bei dem unternehmenden freien Volke den Entschluß zur Reise, den Versuch zu wagen, direkt nach Ostindien zu gehen und den Kampf mit der spanischen Monarchie auch hinsichtlich des Kolonialhandels aufzunehmen. Die ersten Expeditionen lieferten ein erfreuliches Resultat und zahllose kleine Gesellschaften entstanden, welche an den Fahrten nach Ostindien sich betheiligen wollten. Im damaligen Handelsleben waren Kompagnien eine fast allgemein vorkommende Erscheinung. Die großen Kapitalien, welche zum Betrieb des überseeischen Handels nothwendig waren, die damit verbundene Beschwerlichkeit und Gefahr, die Nothwendigkeit einer bewaffneten Macht, machen die Entstehung derselben erklärlich. In Holland erhielt die holländisch-ostindische Kompagnie, welche aus der Vereinigung mehrerer schon bestehenden Gesellschaften gebildet wurde, ein Privilegium im Jahre 1602 auf zwanzig Jahre. Die Erfolge welche die Gesellschaft in dem ersten Dezennium erlangte, waren ungemein belangreich. Die Portugiesen wurden mit der Zeit aus dem ostindischen Verkehre fast vollständig verdrängt und Holland beherrschte fast ein Jahrhundert lang den europäisch-indischen Verkehr.

Nicht blos im Osten bekämpften die Holländer den Erbfeind, sie waren auch eifrig bemüht, den Spaniern im Westen den Vorrang abzulaufen. Die Kaufleute bezweckten schon im Beginne des 17. Jahrhunderts die Gründung einer Gesellschaft für den Handel mit Amerika und Westindien, wurden aber abgewiesen, weil man durch die Ertheilung eines Privilegiums die angeknüpften Friedensunterhandlungen mit Spanien zu stören glaubte. Erst 1621 fand die Kaufmannschaft ein geneigtes Gehör bei den Generalstaaten, nachdem die spanische Regierung den Krieg wieder aufnehmen zu wollen schien. Die Generalstaaten bestätigten die niederländisch-westindische Gesellschaft am 3. Juni 1621, welche auf vierundzwanzig Jahre das ausschließliche Recht des Handels und der Schifffahrt an der afrikanischen Westküste bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, an den amerikanischen Küsten, über alle Inseln des stillen Meeres bis zu den Molukken erhielt.

Diese Gesellschaften nun gaben Veranlassung zu volkswirthschaftlichen Schriften, in denen sich die Anschauungen und Ansichten der damaligen Zeit widerspiegeln. Als die ersten Unterhandlungen zwischen Spanien und den vereinigten Staaten

Digitized by Google

stattfanden, lag diesen natürlich viel daran, die Anerkennung ihres ostindischen Handels und der in Ostindien bereits erworbenen Besitzungen zu erlangen. Spanien bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Forderung und Hugo Grotius wurde mit Vertheidigung der von den Niederlanden gestellten Forderungen beauftragt. Er entledigte sich seines Auftrages in seinem berühmten „Mare liberum", worin er mit eminenter Gelehrsamkeit und großem Scharfsinne beweist, daß alle Titel, auf welche die Portugiesen ihr Recht auf die Herrschaft des Meeres basiren, nichtig seien. Mit vortrefflichen Argumenten deckt er die Folgen des Monopols durch die Preissteigerung in den indischen Produkten auf. Die ostindische Kompagnie behauptete sich bis ins vorige Jahrhundert in ihrer hervorragenden Stellung im Weltverkehre, bis Englands Konkurrenz in Indien von großer Bedeutung zu werden begann. Obwohl die Gewinne in der ersten Zeit beträchtlich waren, eiferten die Aktieninhaber doch gegen Mißbräuche aller Art, ähnlich wie man in unserer Zeit gegen das Gebaren von Kreditinstituten auftritt. Es ist ungemein interessant, diese kleinen Kämpfe in Pamphleten und Broschüren zu verfolgen, welche das Salomonische Wort: „es gibt nichts Neues unter der Sonne" bekräftigen. Viel nachhaltiger und in vielfachen Punkten belangreicher waren die Angriffe, welche sich die holländisch-westindische Gesellschaft zuzog, die eine ganze Literatur über Handelskompagnien hervorrief. Den praktischen Kaufleuten Hollands konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß der durch Gesellschaften betriebene Handel nicht immer in der wünschenswerthesten Weise geführt wurde. Der Streit zwischen Angreifern und Vertheidigern wurde in Flugschriften und Pamphleten erörtert, ohne daß man jedoch sich auf eine prinzipielle Erörterung, ob Monopol oder Freihandel einließ. Man griff spezielle Fragen heraus und ventilirte diese auf eingehende Weise.

Nach der Eroberung Brasiliens stellte sich bald mit Evidenz heraus, daß daselbst alle Waaren und besonders Lebensmittel entweder gar nicht oder nur zu exzessiven Preisen zu haben waren. Man behauptete nun vielfach, daß die Kompagnie die verlangten Güter gar nicht oder nur sehr theuer liefern wollte. Innerhalb und außerhalb der Kompagnie bildeten sich Parteien, welche für und wider mit großer Lebhaftigkeit polemisirten. Amsterdam erhob das Banner des Freihandels, während Zeeland für das Monopol der Gesellschaft kämpfte. Der Eroberer und Gouverneur von Brasilien, Graf Johann Moriz von Nassau-Siegen, erklärte sich für den freien Handel, der schließlich den Sieg davontrug, und 1638 erließ die Kompagnie selbst ein Reglement für denselben. Anfangs zeigten sich als natürliche Folge der Maßregel große Preisschwankungen, was wiederum benützt wurde, um die Verderblichkeit des Freihandels darzuthun. Es mangelte, wie ein Schriftsteller ganz treffend bemerkt, die nöthige Einsicht, daß das Gleichgewicht der Preise sich von selbst wieder herstellen müsse. Die Theilhaber der Kompagnie wurden nicht müde, zu behaupten, daß der Freihandel einzig und allein den Verfall der Kompagnie herbeigeführt habe. Usselincx, ein Antwerpener Kaufmann, nahm den Fehdehandschuh für die Kompagnie auf, Andere folgten. Doch fehlte es andererseits auch an Schriftstellern nicht, die auf eine gründliche Weise den nationalen

Digitized by Google

und internationalen Freihandel vertheidigten. Der ungenannte Verfasser der „Consideratie over de tegenwoordige ghelegentheydt van Brasil", 1644, verlangt für alle Völker das Recht, frei nach Brasilien zu handeln, weil der Zwang, Alles über die Niederlande dahin zu führen, zu sehr vertheure, und sucht diese Ansicht mit zum Theile treffenden Argumentationen zu begründen. Am entschiedensten sprach sich de la Court, geb. 1618, gest. 1685, Gelehrter, Wollenfabrikant und Händler, einer der bedeutendsten volkswirthschaftlichen Schriftsteller überhaupt, der bedeutendste vor Adam Smith, für das Freigeben des Handels nach beiden Indien und für Abschaffung der Kompagnien aus. „Diese Ansicht ist", wie Laspeyres treffend bemerkt, „bei ihm keine für sich allein dastehende, sondern ist nur eine für diesen Fall gezogene Konsequenz aus seiner ganzen Anschauungsweise, aus seinem Grundprinzip der Freiheit in Politik, in Religion, in bürgerlichem Erwerb, in Allem, folglich auch im Handel auf Indien". Besonders eifert de la Court gegen alle Gesellschaften im europäischen Handel. Er erkennt es an, was heute so ziemlich allgemein angenommen wird, daß alle Kompagnien, die sich den Betrieb des überseeischen Handels zur Aufgabe setzten, Anfangs von großem Nutzen waren, weil sie gegen den Feind gerichtet waren und der Verkehr überhaupt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Im weiteren Verlaufe seien sie gegen die Wohlfahrt des Landes, welche als Prinzip verlangt: große Geschäfte mit kleinem Gewinn, während die Kompagnie sagt: kleine Geschäfte mit großem Gewinn. De la Court stand mit seiner Ansicht ganz vereinzelt. Die Mehrheit der Nation wünschte wohl Beseitigung mancher Mißbräuche, Beschränkung des ausschließlichen Monopols der Kompagnien, jedoch zu dem Gedanken einer gänzlichen Abschaffung derselben konnte man sich nicht emporschwingen.

Adolf Beer.

Bemerkungen über die technischen Mittelschulen und deren Reform.

(Schluß.)

IV.

Die vorstehenden Betrachtungen führen zu dem Gedanken, daß es in Oesterreich vor Allem wünschenswerth wäre, Eine Anstalt zu besitzen, die mit den besten Lehrmitteln und Lehrkräften ausgestattet, nur eine mäßige Anzahl von Schülern zuläßt, welche von vorzüglicher Befähigung sind und sich bereits eine wahre allgemeine Bildung erworben haben, also gleichsam als die Elite Derjenigen zu betrachten wären, welche sich für technische Studien bestimmen wollen. Zu einer solchen Anstalt, welche nur auf diesem Wege sich zum Rang des allerwärts als Muster betrachteten Pariser Instituts erheben könnte, eignet sich vor allen andern die polytechnische Schule in Wien, und darum sollte mit dieser in der bezeichneten Richtung der Anfang gemacht werden. Der Umstand, daß noch fünf

Digitized by Google

technische Lehranstalten in den Provinzen bestehen, welche sich aus verschiedenen Rücksichten einer solchen Organisation des Wiener Institutes nicht konformiren können oder wollen, ist kein ernstliches Hinderniß. Seitdem die Kronländer ihre Autonomie wieder erlangt haben und bereits im Begriffe stehen, ihre Unterrichtsanstalten mehr oder weniger nach eigenem Ermessen umzugestalten, wird ohnehin, wenigstens in nächster Zeit, eine vollständige Gleichförmigkeit dieser Anstalten sich nicht bewirken lassen. Eine größere Uniformität liegt übrigens nicht unmittelbar im Interesse der Sache selbst und hätte um so mehr nur eine äußerliche Bedeutung, als die Kronländer nicht nur auf sehr verschiedener Kulturstufe stehen, sondern in technischer Beziehung auch sehr verschiedenartige Bedürfnisse haben. Es ist vielleicht nicht sehr gewagt anzunehmen, daß sie nach und nach von selbst zu den ihren speziellen Bedürfnissen am meisten angemessenen Einrichtung ihrer technischen Anstalten gelangen werden und dies läßt sich mit noch größerer Sicherheit erwarten, wenn einmal das Wiener Institut als das beste und durch seine Leistungen hervorragende anerkannt dasteht, und wenn man sich überzeugen wird, daß diese Anstalt wissenschaftlich durchgebildete Techniker für das ganze Reich in genügender Anzahl liefert. Man wird dann vielleicht in Erwägung ziehen, ob es noch zweckmäßig sei, mehrere andere vollständige polytechnische Schulen aufrecht zu erhalten und ob es nicht besser wäre, einige derselben in andere, entweder weniger vollständige oder weniger in die Höhe strebende, aber mehr den speziellen Landesbedürfnissen entsprechende Institute in ähnlicher Weise umzugestalten, wie dies in den Provinzialstädten Frankreichs, Belgiens und in den Kantonen der Schweiz der Fall ist.

Wie sich indessen alle diese Dinge in der Zukunft auch gestalten mögen, immerhin ist so viel gewiß, daß es gegenwärtig vor Allem Sache der Staatsregierung sein wird, mit ihrem eigenen und größten Institut in Wien den richtigen Weg zu betreten.

Diese Erörterungen betreffen, wie man sieht, zunächst die Organisation der letztgenannten Anstalt und setzen natürlich voraus, daß man die jetzt angestrebte Errichtung von Fachschulen durchführen wolle. Sie betreffen aber in noch größerem Maße die Vorbildung der Schüler und setzen ferner voraus, daß diese vor dem Eintritt die sechs untern Gymnasialklassen und hierauf zwei Jahrgänge der Oberrealschule besucht haben. Hält auch das Wiener Institut an dieser Vorbedingung ganz strenge fest, so stehen vorläufig den Schülern, welche dieselbe nicht erfüllen können, immer noch die Provinzial Lehranstalten offen, so daß sich auch in dieser Hinsicht den obigen Vorschlägen kein erhebliches Hinderniß entgegenstellt.

V.

Für die Zwecke einer nach diesen Vorschlägen eingerichteten polytechnischen Schule, sowie nicht minder der Bergakademien würden die vier unteren Jahrgänge der Realschule ganz wegfallen und man gelangt nun sofort zu der, die Umgestaltung der Realschulen betreffenden Frage. Diese Anstalten hätten sich ein anderes und zwar viel bestimmteres Ziel als gegenwärtig zu setzen. (Daß an die

Digitized by Google

Aufhebung oder Verminderung derselben Niemand denken kann, dem es mit dem öffentlichen Unterricht Ernst ist, braucht kaum bemerkt zu werden.) Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Doppelzweck, welchen der ursprüngliche Plan für Realschulen im Auge hatte, die Hauptursache der geschilderten Uebelstände und ihrer nach keiner Richtung völlig genügenden Leistungen ist, und daß es in Zukunft nicht mehr ihre Aufgabe sein darf, die Vorbildung für die wissenschaftlich-technischen Institute zu geben. Die Reorganisation der Realschulen müsse also vor Allem von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß dieselben der Beförderung des Gewerbewesens zu dienen haben.

Die beiden untern Jahrgänge hätten, im Ganzen genommen, wie gegenwärtig fortzubestehen, die nächstfolgenden Jahrgänge aber müßten sich mit dem speziell gewerblichen Unterricht befassen, welchen die bereits in die Lehre getretenen aber zum Besuch des Unterrichtes befähigten jungen Leute, so wie diejenigen, welche dem Gewerbstande sich widmen ohne in die Lehre einzutreten, drei oder vier Jahre hindurch fortbesuchen können. Die Realschulen würden also in ihren unteren Jahrgängen in eigentliche Gewerbeschulen von sehr vollkommener Art übergehen. Wie sie im Detail zu organisiren wären, darüber geben die in verschiedenen Ländern, auf langjährige Erfahrungen gegründeten Muster-Anstalten die besten Anhaltspunkte; denn man hat dort schon lange auf den gewerblichen Unterricht das größte Gewicht gelegt und sich weniger auf bloß halbwissenschaftliche Anstalten, die keinem klar ausgesprochenen Zwecke dienen, eingelassen. Das kleine Württemberg z. B. zählt bereits über achtzig Gewerbeschulen! Auf die spezielle Organisation braucht also hier noch nicht näher eingegangen zu werden. Was die zwei obersten Jahrgänge der Real-schulen mit sechs Klassen betrifft, welche die vom Gymnasium kommenden und sich für das polytechnische Institut vorbereitenden Schüler zu besuchen haben, so müßten auch diese Jahrgänge eine entsprechende, insbesondere auf den Unterricht in der Mathematik, im Zeichnen und in den Naturwissenschaften sich beziehende Modifikation erhalten. Sie könnten übrigens, außer den genannten Schülern, auch noch von solchen besucht werden, welche zuvor die Gewerbschule frequentirt haben oder nach Ablegung einer Aufnahmsprüfung ihre Befähigung nachzuweisen im Stande sind. Hauptsächlich aber würden jene zwei Jahrgänge für Diejenigen von Nutzen sein, welche, nachdem sie die Gewerbeschule ganz oder theilweise besucht und dann einige Jahre bei einem Bauunternehmer praktisch gearbeitet haben, später an einer technischen Lehranstalt einige Jahre, wenn auch nur als außerordentliche Schüler, den Unterricht in den Baufächern besuchen wollen, um sich als Werkmeister und Bauunternehmer auszubilden.

Bezüglich der Lehrkräfte würden keine beträchtlichen Aenderungen nöthig sein, indem die bisherigen Lehrer den Unterricht an der Gewerbeschule und zugleich an der technischen Vorschule — wie sich dann die bisherigen zwei obern Jahrgänge der Oberrealschule bezeichnen ließen — nach wie vor ertheilen könnten.

Der „praktische Jahrgang", welchen der Realschulplan ursprünglich im Auge hatte, welcher aber, theils weil er vermöge seiner Lehrgegenstände diesen Namen

Digitized by Google

nicht verdiente und auch nur einjährig sein sollte, theils weil er durch die nächst höheren Jahrgänge in den Hintergrund gedrängt und von den Schülern übergangen wurde, nirgends recht zur Entwicklung kam, würde nunmehr erst vollständig und in wirklich praktischer Weise ins Leben treten, und dadurch, daß er statt bloß einem jetzt drei bis vier Jahre dauert, den Schülern oder Lehrlingen mit dem ihrem speziellen Beruf angemessenen Unterricht an die Hand gehen. Es leuchtet ein, daß dem Gewerbe- und Industriewesen auf diese Art unvergleichlich bessere Dienste als gegenwärtig durch die Realschulen geleistet würden Denn, wie hoch man auch den praktischen Nutzen des Unterrichts in der Mathematik, Physik und Chemie anschlagen möge, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die unmittelbaren Anwendungen, welche der Arbeiter und Gewerbsmann von jenen Wissenschaften machen kann, bei Weitem nicht erheblich genug sind, damit sich der Unterricht jahrelang auf dieselben konzentriren dürfte und die gänzliche Vernachlässigung des Praktischen, wie es die Gewerbeschulen pflegen, rechtfertigen ließe.

Allerdings wird die hier vorgeschlagene Umgestaltung der Realschulen sich nicht mit einem Male und überall durchführen lassen und es wäre auch nicht gut, wenn es geschehen würde, denn, auch in dieser Frage wird die Erfahrung der beste Wegweiser sein. Aber es gilt hier einen Anfang zu machen, wie oben für das polytechnische Institut vorgeschlagen wurde. Man kann auch hier darauf rechnen, daß selbst an solchen Anstalten auf deren spezielle Einrichtung die Staatsregierung keinen unmittelbaren Einfluß ausüben kann oder will, das gute Beispiel bald Nachahmung finden würde. Auch bei den Realschulen muß man wie bei den technischen Lehranstalten im Interesse der Sache von dem Grundsatze der völligen Gleichförmigkeit in allen Ländern, auf welche häufig ein viel zu großes Gewicht gelegt wird, abgehen, denn das Gewerbe- und Industriewesen bildet nicht nur in den verschiedenen Provinzen, sondern auch an sich ein so mannigfaltig gegliedertes Ganzes, daß ihm mit einer schematischen Behandlung, auch in Sachen seines Unterrichtes nicht gedient werden kann.

Oesterreich braucht geschickte Arbeiter, wie England, Frankreich, Belgien, die Schweiz u. s. w. ohne weit gehenden theoretischen oder rein wissenschaftlichen Unterricht sich dieselben heranbilden.

In der Heranbildung geschickter Arbeiter liegt der wichtige Hebel für die Entwicklung unserer Industrie, darum sollen Schulen geschaffen werden, welche diesem Bedürfniß sicherer abhelfen, als dies gegenwärtig unsere wesentlich theoretischen Realschulen thun oder die sonst projektirten Realgymnasien oder höheren Bürgerschulen thun würden.

Digitized by Google

Die Petition der Wiener photographischen Gesellschaft an das Justizministerium.

Kaum eine der Erfindungen unseres Jahrhunderts dürfte in der Mannigfaltigkeit der Interessen, denen sie dient, in der Masse der Personen, denen ihre Dienste zugänglich sind und zu Statten kommen, und in der noch unbeschränkten Dehnbarkeit dieser Kreise ihrer Wirksamkeit der Photographie an die Seite zu stellen sein. Sie dient den Zwecken der Wissenschaft und Kunst sowie des geselligen Verkehrs, dem öffentlichen Leben sowie den Kreisen der Familie und der Freundschaft; was früher nur dem Reichen und nur ausnahmsweise zugänglich war, hat sie zum Gemeingute und zur Alltäglichkeit gemacht; sie hat endlich die bürgerliche Gesellschaft mit einer Menge neuer Erwerbskreise und Existenzen bereichert. Kein Wunder, wenn sie für solche Dienste nun auch ihrerseits Ansprüche an die Gesellschaft macht; kein Wunder, wenn sie nun auch an die Thore der Gesetzgebung klopft, und Einlaß begehrt für die von ihr geschaffenen Verkehrskreise; kein Wunder endlich, wenn diese in unsern bisherigen Gesetzen, die noch aus der Zeit vor Erfindung der Photographie oder aus der Kindheit derselben datiren, keinen genügenden Rechtsschutz finden! Eine solche Mahnung um Beachtung und Schutz enthält nun die oberwähnte Petition der photographischen Gesellschaft an das Justizministerium; und es dürfte von allgemeinem Interesse sein, die darin gestellten Begehren kennen zu lernen und zu prüfen, inwiefern sie gerechtfertigt erscheinen und wie ihnen willfahrt werden könne.

Die Produkte der Photographie sind Bilder, und als solche ganz gleichartig mit Bildern, die auf anderem Wege entstanden sind. Da nun bezüglich solcher Bilder, welche als artistische Erzeugnisse zu betrachten sind, ein Schutz gegen unbefugte mechanische Vervielfältigung zu Gunsten ihres Urhebers durch unser bestehendes Gesetz zum Schutze des literarischen und artistischen Eigenthums gewährt wird, so lag es nahe zu fragen, ob die Bestimmungen dieses Gesetzes nicht unmittelbar auch auf photographische Bilder Anwendung finden? Und zwar mußte man sich fragen, ob durch photographische Darstellung eines fremden artistischen Erzeugnisses das ausschließliche Recht des Urhebers zur Vervielfältigung verletzt werde? und ob die photographische Darstellung irgend eines Gegenstandes für den Photographen selbst ein solches ausschließliches Urheberrecht an seinem Bilde begründen könne?

Was nun die erste Frage betrifft, so dürfte an deren Bejahung schon nach den bestehenden Gesetzen wohl kaum ein österreichischer Richter zweifeln. Der § 3 unseres Nachdruckspatentes vom 19. Oktober 1846, verbietet jede ohne Genehmigung des Urhebers oder seines Rechtsnachfolgers *auf mechanischem Wege* unternommene Vervielfältigung von Werken der Kunst. Es steht fest, daß der zunächst von der Drucklegung hergenommene Ausdruck „auf mechanischem Wege" jedes Verfahren treffe, durch welches ein literarisches oder artistisches Werk mittelst einer und derselben Vorrichtung sogleich in einer Mehrzahl von einander gleichen

Digitized by Google

Exemplaren hergestellt werden kann, also auch wenn dabei andere als mechanische Kräfte wirksam sind. Auch unser Strafgesetzbuch, welches ja selbst das Vergehen des Nachdrucks verpönt (§ 467), erklärt von vorneherein, daß es den Erzeugnissen der Druckerpresse alle „durch was immer für mechanische oder chemische Mittel" vervielfältigten Erzeugnisse des Geistes und der bildenden Kunst gleichgehalten wissen wolle. Wenn daher der erste Punkt der gedachten Petition dahin gerichtet ist, „die Photographie bezüglich der Nachdrucksfrage den anderen Vervielfältigungsmitteln der zeichnenden und bildenden Kunst anzureihen, daher auch eine photographische Nachbildung in allen jenen Fällen als gesetzlich unzulässig zu erklären, in welchen das Gesetz gegen Nachdruck und unberechtigte Nachahmung und Vervielfältigung überhaupt Schutz gewährt", — so scheint uns zwar dieses Begehren überflüssig, weil schon durch die bestehende Gesetzgebung erfüllt; da aber die Petition nur eine „Interpretation" des bestehenden Gesetzes in dieser Richtung „von Seite der hohen Staatsverwaltung" wünscht, so steht allerdings auch nichts im Wege, daß das Justizministerium etwa eine solche, den geltenden Gesetzen durchaus konforme Interpretation erlasse.

Schwieriger und zweifelhafter ist die Beantwortung der zweiten Frage, ob für eine Photographie selbst der Schutz gegen unbefugte Vervielfältigung nach dem bestehenden Gesetze in Anspruch genommen werden könne? Das Gesetz gewährt diesen Schutz überhaupt „artistischen Erzeugnissen", „Werken der Kunst." Jene Frage löst sich also einfach in der Frage auf, ob Photographien als „artistische Erzeugnisse" im Sinne des Gesetzes zu betrachten sind? Die Petition will dies bejahend entschieden wissen, indem sie in ihrem zweiten Punkte eine Interpretation des Gesetzes von Seite der hohen Staatsverwaltung dahin verlangt, „jede photographische oder auf anderem Wege erzeugte Nachahmung oder Vervielfältigung einer photographischen bildlichen Darstellung sei dann als unberechtigt zu erklären, wenn sie durch Kopirung oder Nachahmung eines positiven Abdruckes zu Stande gebracht wurde, welcher mit der Formel „gegen unberechtigte Nachahmung und Vervielfältigung geschützt" sowie mit der Stampiglie des Photographen oder der Firma des Verlegers versehen war. Hingegen sei jede selbstständige Abbildung oder photographische Aufnahme eines bereits von einem Andern photographirten Objektes als ein selbstständiges Erzeugniß und nicht als unberechtigte Nachahmung oder Vervielfältigung zu betrachten".

In der, der Petition vorangeschickten Motivirung, wird diese Forderung des Schutzes für Photographien mit Argumenten begründet, die allerdings nicht ganz stichhältig sind. Es wird gegen die Einwendung, daß ein photographisches Bild blos auf optisch-chemischem Wege erzeugt werde, ohne daß eine künstlerische Hand irgendwie schaffend und geistig bestimmend eingreife, und daß es deshalb nicht als „artistisches" Erzeugniß gelten könne, bemerkt, daß die Photographie doch jedenfalls mindestens ein Kunstmittel und auch ein Vervielfältigungsmittel bildlicher Darstellungen sei und als solches unzweifelhaft mit den Vervielfältigungsmitteln anderer Art auf gleicher Stufe stehe, und daß beispielsweise die gelungene

Digitized by Google

Photographie eines Kaulbach'schen oder Rahl'schen Kartons einen höheren Werth besitze, als eine schlechte Lithographie desselben, welch' letztere doch gegen unbefugte Nachahmung und Vervielfältigung geschützt sei. Allein damit wird jener Einwendung nicht begegnet; denn diese geht von der Anschauung aus, daß eben das Darstellungs- oder Vervielfältigungsmittel allein noch nicht das Wesen eines artistischen Erzeugnisses ausmache, sondern hierzu noch erforderlich sei, daß das Dargestellte irgendwie als individuelle Geistesschöpfung des Darstellers erscheine, ohne Rücksicht übrigens auf den Kunstwerth. Bei der schlechtesten Lithographie sei aber dies noch der Fall, denn sie gehe doch aus der Hand des Zeichners selbst hervor und sei immer ein Produkt individueller Auffassung, während bei der Photographie sich das Objekt im Apparat selbst abzeichne und das Bild gar nicht als Geistesschöpfung des Photographen gelten könne. Diese Anschauung ist jedenfalls durch die vorgebrachten Bemerkungen nicht aus dem Felde geschlagen.

Eben so wenig dürfte der andere Grund, welcher in der Petition für den Schutz der Photographien gegen beliebige Vervielfältigung geltend gemacht wird, als treffend erkannt werden. Er wird darin gesagt, „daß ein Gesetz gegen Nachdruck neben den geistigen Interessen auch die materiellen Interessen oder das materielle Eigenthum schütze, und daß jede Photographie, abgesehen von ihrem möglichen Kunstwerthe, auch ein materielles Eigenthum begründe, durch die Regiekosten des Ateliers und die außergewöhnlichen Auslagen der Herausgabe mancher photographischen Erzeugnisse, so daß in vielen Fällen ein solches Unternehmen ohne anzuhoffenden Schutz als zu gewagt erscheinen und unterbleiben dürfte". Allein daß die auf irgend ein Unternehmen verwendeten Kosten für den Unternehmer schon ein materielles Eigenthum begründen, läßt sich doch nicht behaupten. Was für ein materielles Eigenthum sollte für Denjenigen begründet sein, der etwa sein ganzes Vermögen aufgewendet hat, um eine bestimmte Erfindung zu machen, ohne daß ihm dies gelungen wäre? Verzehrt hat er dabei materielles Eigenthum, begründet keines. Doch dürfte hier mehr der Ausdruck verfehlt sein als der Gedanke; es ist eben der unausrottbare Spuck des Eigenthumsbegriffes auf diesem Gebiete, der zu solchen Behauptungen führt. Der eigentliche Gedanke ist wohl der, daß viele photographische Darstellungen wegen der, mit der ersten Aufnahme verbundenen Kosten oder persönlichen Mühen gar nicht unternommen werden könnten, wenn die so erzeugten Bilder sofort der Konkurrenz photographischer Nachbildungen preisgegeben würden, die ohne jene Kosten und Mühen einfach nach den Originalbildern erzeugt und daher leicht unter dem Kostenpreise der letzteren abgegeben werden könnten. Da nun dies genau der Grund ist, warum man überhaupt den Urhebern literarischer und artistischer Werke das ausschließliche Recht zur mechanischen Vervielfältigung derselben für eine bestimmte Zeit zuerkannt hat, so scheint die Gleichheit des Grundes auch für die Gleichheit der Folgen zu sprechen, und demnach die Ausdehnung jenes ausschließlichen Rechtes auch auf Photographien zu rechtfertigen.

Und dieser Gedanke wird wohl vor der Jurisprudenz Gnade finden müssen, obschon deren heutige Theorie über die Merkmale „artistischer Erzeugnisse", zu

Digitized by Google

deren Verkündern ich übrigens selbst gehörte, dieser Anforderung keineswegs günstig ist. Die Gesetzgebung, welche den Urhebern literarischer und artistischer Erzeugnisse zeitweilig das ausschließliche Recht der mechanischen Vervielfältigung vorbehält, ist unmittelbar aus den Bedürfnissen des Verkehrs mit solchen Erzeugnissen hervorgegangen, und die Theorie suchte erst nachträglich dasselbe auf gewisse Prinzipien zurückzuführen. Wenn nun im Verkehre sich neue Bedürfnisse entwickeln, welchen nach den bisher aufgestellten Prinzipien nicht Rechnung getragen werden könnte, so wird es nicht angehen, diesen Prinzipien zuliebe jene Bedürfnisse zu ignoriren, sondern man wird die doch nur aus der Erfahrung gezogenen Prinzipien den erweiterten Forderungen des Verkehrs anpassen müssen. Ein solches Prinzip ist nun das, daß nur eine „individuelle Geistesschöpfung" Anspruch auf das ausschließliche Recht zur Vervielfältigung gewähren könne. Wie viel mußte man bisher schon eben mit Rücksicht auf die Forderungen des Verkehres von diesem Prinzipe nachlassen, in welch' homöopathischer Verdünnung mußte man noch eine solche „Geistesschöpfung" als vorhanden annehmen! Wenn man ein Adreßbuch, eine Sammlung von aus der nächstbesten Kanzlei entnommenen Formularien als „literarisches Erzeugniß" gelten läßt, worin liegt hier die individuelle Geistesschöpfung anders, als in dem Einfalle, eine solche Zusammenstellung zu machen? Das so Zusammengestellte selbst ist doch kein Geistesprodukt des Zusammenstellers. So nöthigt uns das Bedürfniß des literarischen Verkehrs, Anthologien, Sammelwerke überhaupt, die Herausgabe eines neu aufgefundenen Manuskriptes irgend eines Klassikers oder aufgefundener Briefe berühmter Persönlichkeiten als „literarisches Erzeugniß" gelten zu lassen; und was ist, wenn wir aufrichtig sein wollen, die „individuelle Geistesschöpfung" des Herausgebers in allen diesen Fällen, als — eine Fiktion? — Und wenn nun ein Photograph den „Einfall" hat, daß eine bestimmte Ansicht eines gewissen Gegenstandes ein ganz gutes Bild geben würde, und dasselbe aufnimmt; oder wenn er eine ganze Suite von Bildern zur Veranschaulichung irgend einer Landschaft, eines Kreises historischer Persönlichkeiten, verschiedener Volkstrachten u. s. w. anfertigt, sollten diese Bilder nicht mit gleichem Rechte als „artistische Erzeugnisse" gelten können, und sollte sich bei ihnen das juristische Gewissen mit dem Erforderniß der individuellen Geistesschöpfung schwerer abfinden, als bei jenen „literarischen Erzeugnissen?" Wenn es nun unbestreitbar ist, daß viele photographische Bilder die zu deren Aufnahme nöthigen Kosten und Mühen nicht lohnen könnten, wenn sie nicht eine Zeit lang gegen die Konkurrenz fremder Nachbildungen geschützt würden, und daß in Folge dessen gerade die im gemeinen Interesse wünschenswerthesten photographischen Aufnahmen unterbleiben müßten, so wird es nicht schwer fallen, auch Photographien zu jenen „artistischen Erzeugnissen" zu rechnen, denen das Gesetz ohne nähere Bestimmung dieses Begriffes aus eben diesem Grunde einen derartigen Schutz gewährt hat, und von der Strenge der bisherigen Theorie auch zu ihren Gunsten abzugehen. Eben deshalb würde auch das Justizministerium zum Erlasse einer solchen Interpretation im Sinne der Petition wohl für sich allein berechtigt sein.

Digitized by Google

Wir können uns demnach auch mit dem zweiten Punkte der Petition in der Hauptsache einverstanden erklären; nur glauben wir denselben in Etwas beschränken zu müssen. Daß jede Photographie durch die bloße Bezeichnung mit der entsprechenden Formel gegen eigenmächtige Kopirung des positiven Abdruckes geschützt werde, dürfte nicht in den Forderungen des Verkehrs liegen, sondern eher denselben widerstreiten; und so wie die Bedürfnisse des Verkehres den Grund der ausschließlichen Berechtigung bilden, so bestimmen sie auch die Grenze derselben. Wenn bei einer einfachen Porträtaufnahme der Photograph die Bilder etwa mit jener Formel bezeichnet, so könnte dann der Eigenthümer eines solchen Bildes, wenn ihm später daran liegt, noch ein Exemplar davon zu haben, sich ein solches nur von demselben Photographen besorgen lassen, ungeachtet er vielleicht an einem sehr entfernten Orte wohnhaft und der Bezug des Bildes von dort mit allerlei Schwierigkeiten und Belästigungen verbunden ist. Das wäre kein Schutz, sondern nur eine Beengung des photographischen Verkehrs. Man würde also wohl photographische Porträts und vielleicht überhaupt Bilder, deren Aufnahme gar nichts als die gewöhnliche photographische Einrichtung voraussetzt und ohne irgend einen speziellen Aufwand von Mühe oder Kosten bewerkstelligt wird, von jenem Schutze ausnehmen müssen; bei diesen kann die unbefugte Kopie ohnehin nicht billiger hergestellt werden als die befugte, und fällt daher auch das Bedürfniß des Schutzes weg. Natürlich ist die angegebene Beschränkung nicht etwa als Formulirung eines Gesetzesvorschlages zu betrachten; es soll nur der Gedanke angedeutet sein, durch den sie begründet wird. Auch würde es zu weit führen, hier noch in Nebenfragen über diesen Punkt einzugehen.

Der dritte Punkt der Petition betrifft endlich die Rechte des Bestellers photographischer Bilder. „Der Besteller einer Photographie soll, von besonderen Verabredungen abgesehen, unumschränkter Eigenthümer „„des Bildes““ werden und in Konsequenz dessen von dem Photographen verlangen können, daß jedwede öffentliche Schaustellung oder jedweder Verkauf von Abdrücken unterbleibe, ja daß nach genommenen Abdrücken die Matrize selbst zerstört werde; nur einen oder den anderen Abdruck dürfe der Photograph in seiner Mustersammlung als unveräußerliches Probebild aufbewahren.“ Hier begegnen wir wieder dem mißverstandenen Eigenthumsbegriffe. Der Besteller ist nach Empfang der bestellten Abdrücke von nichts Eigenthümer als von den bestellten Abdrücken; er ist kein Eigenthümer „des Bildes“ an sich, des Bildes in abstracto, weil man eben nicht Eigenthümer eines bloß gedachten Dinges sein kann, sondern nur Eigenthümer der konkreten übergebenen Bilder. Dieses Eigenthum wird aber offenbar durch eine Schaustellung oder durch den Verkauf von anderen Abdrücken desselben Bildes gar nicht berührt, und es kann daher auch keine Konsequenz dieses Eigenthumes sein, jene Schaustellung oder jenen Verkauf untersagen zu können. Allerdings kann aber die ausdrückliche Uebereinkunft bei Bestellung des Bildes dahin getroffen werden, daß solche Schaustellung und solcher Verkauf unterbleibe, oder gar daß die Matrize zerstört werde, und dann ist der Photograph natürlich daran gebunden; ja

Digitized by Google

es könnte dies, wie sich die Verkehrsverhältnisse in dieser Beziehung gestaltet haben, schon als stillschweigende, selbstverständliche Vertragsbestimmung gelten, so daß das Gegentheil ausdrücklich bedungen sein müßte. Doch würde dies wohl nur von der Schaustellung und dem Verkaufe solcher Abdrücke behauptet werden können; die Zerstörung der Matrize ist aber gewiß keine schon in der Natur der Verhältnisse begründete Vertragsbestimmung, da die Matrize vielmehr regelmäßig aufbewahrt zu werden pflegt, um dem Besteller später auf Verlangen noch weitere Abdrücke machen zu können.

Das ist es nun auch eigentlich, was dieser Punkt der Petition will; es soll das Verbot jener Schaustellung und jenes Verkaufes als stillschweigende Bestimmung des Bestellungsvertrages erklärt werden, mit dem ganz passenden Vorbehalte bezüglich des Probebildes für die Mustersammlung. Eine verbindliche Erklärung dieser Art könnte aber nicht im Wege einer bloßen „Interpretation" von Seite des Justizministeriums erfolgen. Denn das Rechtsverhältniß zwischen dem Besteller und dem Photographen ist gemäß unseren Gesetzen (§ 1158 bürgl. Gesetzbuches) nach den allgemeinen Bestimmungen über den Kaufvertrag zu beurtheilen; sollen nun für diese spezielle Art des Kaufes besondere Bestimmungen Geltung erlangen, so kann dies nur im Wege der Gesetzgebung, also durch die verfassungsmäßigen Faktoren derselben, und nicht einfach durch das Justizministerium geschehen. Vorläufig dürfte aber eine umfassende Regelung dieser Verhältnisse durch die Gesetzgebung noch verfrüht sein, und es passender erscheinen, den Verkehr in dieser Richtung sich noch weiter entwickeln zu lassen, und es einstweilen dem Richterstande zu überlassen, den Bedürfnissen desselben durch eine rationelle und freiere Handhabung der bestehenden Gesetze nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Dr. P. Harum.

Die Reichshofbeamten der staufischen Periode.

Von Dr. J. Ficker.

(Aus den Sitzungsberichten der historisch-philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften.)

H. B. Es ist ein, der deutschen Verfassungsgeschichte eigenthümlicher Zug, daß das allgemeine Band zwischen Herrscher und Unterthan sich unaufhaltsam lockert, während das Königthum zum Ersatz dafür in persönlichen und privatrechtlichen Beziehungen seinen Haltpunkt sucht, und in dieser Hinsicht immer engere und engere Kreise um seine nächste Umgebung zu ziehen gezwungen wird. Schon unter der freien Gauverfassung hatte der Princeps — und nur dieser — sich mit Gefolgsleuten umgeben. Das fränkische Königthum begnügte sich nicht mehr mit einem bloß persönlichen Fidelitätsnexus, sondern schuf durch Verbindung der Vasallität mit dem Beneficialwesen im Lehensverbande ein Doppelverhältniß persönlicher

Digitized by Google

Verpflichtung und materieller Abhängigkeit, das die alten, einfachen Grundlagen des Staates bis ins Tiefste zersetzte. Im Laufe der Zeit war durch das Erblichwerden der Lehen auch dieses Band zu schlaff geworden und das Reichsoberhaupt griff von den Lehensmannen auf die Dienstmannen, auf die eigenen unfreien Leute, die Ministerialen. Hiemit war so zu sagen der letzte Trumpf ausgespielt. Als auch dieses Mittel verbraucht war, behielt das deutsche Königthum nichts mehr als den Namen und den Schein der früheren Größe. Die Zeit, in welcher auch jener engste Kreis, wie ein Wellenkranz, den ein Steinwurf auf ruhiger Wasserfläche erzeugt, sich allmälig aufzulösen begann, war die hohenstaufische Periode.

Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus gewinnt der scheinbar trockene Stoff, den Fickers Abhandlung zum Gegenstande hat, erhöhtes Interesse. Um einige wesentliche Schwierigkeiten bezüglich der Stellung der obersten Reichsministerialen lösen zu können, mußte vorerst die Reihenfolge derselben für den in Frage kommenden Zeitabschnitt bekannt sein. Der Verfasser hat daher zumal aus den Zeugenreihen in den Kaiserurkunden die obersten Reichshofbeamten der staufischen Periode zusammengestellt und zieht dann auf Grund der gewonnenen Uebersicht Konsequenzen allgemeiner Natur.

Im 12. Jahrhundert gab es nur eine Vierzahl oberster Hofämter, das des Marschalls, Truchsessen, Schenken und Kämmerers. Anfangs des 13. Jahrhunderts wurde das Reichsküchenmeisteramt als ein fünftes errichtet, weil zwei Geschlechter zugleich Anspruch erhoben auf das Truchsessenamt, welches damals, wie die übrigen Hofämter, bereits den Charakter der Erblichkeit angenommen hatte.

Gegen Huillard-Bréholles, welcher in seiner urkundlichen Geschichte Friedrichs II. zu dem Schlusse kommt, daß es mehrere Reichshofbeamte gab, welche gleichzeitig ein und dasselbe Amt versahen, stellt Ficker die einfache Besetzung als allgemeine Regel hin. Wenn in den Urkunden gleichzeitig mehrere Personen mit demselben Amtstitel sich finden, so lassen sie sich den an häufigsten vorkommenden Namen gegenüber als Neben-, Vice-, oder Unterbeamten oder als bloße Prätendenten nachweisen.

Ursprünglich besetzte der König die Aemter nach Willkür aus seinen Ministerialen ohne alle Beschränkung. Dies Prinzip hielt sich aufrecht, so lange die persönliche Seite des Verhältnisses die überwiegende war, auch nachdem die eigentlichen Dienstleistungen der Reichshofbeamten gegen ihre Verwendung in den wichtigsten Staatsgeschäften schon längst in den Hintergrund getreten waren. Dem freien Besetzungsrechte des Königs scheint zunächst ein Anspruch der Beamten des Vorgängers auf Fortführung des Amtes entgegengetreten zu sein. Namentlich mag hiezu der Umstand beigetragen haben, daß Otto IV. nach seiner Anerkennung von Seite der staufischen Partei, durch die Macht der Umstände gezwungen, sämmtliche Beamte König Philipps beibehielt. Als Friedrich II. bei seinem Regierungsantritte die Hofämter aus Familien besetzte, welche sie bis dahin niemals inne hatten wurden bereits sämmtliche Ernennungen von den Beamten des Vorgängers und zwar zum Theil mit Erfolg bestritten.

Digitized by Google

Der auffallend rasche Uebergang von scheinbar ganz willkürlicher Besetzung zu kaum bestrittener Erblichkeit der Hofämter, welcher sich zu Anfang des 13. Jahrhunderts vollzog, findet seine Erklärung in der Thatsache, „daß es bereits vorher in jedem Amte eine bevorrechtete, gleichsam an der Spitze aller Amtsgeschlechter stehende Familie gab, aus welcher herkömmlich auch die obersten Hofämter vorzugsweise besetzt wurden". Die Entwicklung schloß damit ab, daß die Reichsämter geradezu als Reichslehen verliehen und nach den Grundsätzen des Reichslehenrechtes vererbt wurden, so daß es dem König nicht einmal, wie in der Uebergangsperiode, freistand aus dem bevorrechteten Geschlechte der Beamten nach Belieben zu wählen. Während des Interregnums lag es sogar nicht mehr in der Macht der Könige, statt der erbberechtigten Hofbeamten, von welchen sie nicht anerkannt wurden, Gegenbeamte aufzustellen. Die nähere Beziehung zur Person des Königs war gänzlich verschwunden. Nur bei feierlichen Gelegenheiten wurde das Amt noch persönlich versehen; es war ein, mit bestimmten Einkünften und Lehen verbundener Titel geworden. So sehen wir denn auch hier den allgemeinen Prozeß der hinschwindenden Centralisationskraft des deutschen Königthums sich verhängnißvoll bewähren.

Bogumil Goltz über die Frauen. — Denkwürdigkeiten aus Jean Paul's Leben.

Mit dem Motto: „nec sine ira, nec sine studio", dem sprichwörtlich gewordenen Satz des Tacitus widersprechend und in der That nicht ohne eine gewisse Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit, liefert Bogumil Goltz eine „Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen", welche bereits in zweiter Auflage aus dem Verlag von Otto Janke (Berlin 1863) hervorgeht.

Bogumil Goltz lebt in Westpreußen, nahe der polnischen Grenze und hat vielleicht aus dem unausgesetzten Anblick der Kämpfe, der Mischungen, der Abenteuer gleichsam, welche die deutsche Kultur zu bestehen hat, wenn sie sich der zum Theil verwilderten Natur eines fremden Volkes bald anschmiegen, bald entgegensetzen soll, die Neigung zu absonderlichen Sittenstudien geschöpft. Das Absonderliche nimmt er dann auch in die Darstellung seiner Beobachtungen auf, angefangen von einer mit humoristischen Grimassen ausgestatteten Bespieglung seiner Subjektivität in den Gegenständen, so daß man z. B. in seiner Reise nach Egypten weit weniger erfährt, wie das Land ihm, als wie er sich in dem Lande vorkömmt, bis herab zu den Schrullen der Ausdrucksweise, zu den Manieren des Styls.

Bei dieser scheinbaren Originalität, bei dieser subjektiven Willkür ist er doch nichts weniger als ein Romantiker. Durch den schillernden Flitter seiner individuellen Freiheit blickt vielmehr ein starkes Gebundensein hindurch. Zunächst bemerkt man

Digitized by Google

die Fesseln eines provinzialen Kleinlebens, woraus sich natürlich ein Grundzug der Betrachtung ergibt, welchen man den des Philisterthums nennen könnte, wenn er bei ihm nicht durch autodidaktische Bildung und durch Berührung mit der großen Welt auf Reisen gemildert wäre. Stärker noch ist er an den, in den denkenden Geistern Norddeutschland's vorherrschenden Trieb gebunden, die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf eine gleichmäßige Norm zurückzuführen, aus welcher sie alle zu erklären wären. Dieser Drang, die Welt um jeden Preis als ein Ganzes zu begreifen, selbst um den Preis, die Einzelheiten, die sie allein zu einer belebten Welt machen, todtzuschlagen, kann viel des Lehrhaften, aber unmöglich etwas Schönes hervorbringen. Nun muß man der Wissenschaft, weil sonst keine möglich wäre, allerdings gestatten, daß sie durch fiktive Gesetze der Zusammengehörigkeit, der Gattung, in die Anarchie der Dinge eine begriffliche Ordnung bringe. Allein der fanatische Eifer, der vorzugsweise dem protestantischen Deutschland eigen ist, Alles, selbst die unergründlichsten, durch kein endgiltiges Prädikat zu bestimmenden Erscheinungen einem Prinzip des Verstandes zu unterwerfen, fühlt sich zu diesem Zwecke sogar angetrieben, mit Gewalt zu einer „Wissenschaft" machen zu wollen, was niemals eine solche, sondern ewig nur Gegenstand unendlich verschiedener, individueller Erfahrungen sein wird. So hat schon Riehl von einer „Wissenschaft" vom Volke gesprochen, eine Naturgeschichte des Volkes geschrieben; so liefert hier Goltz eine „Naturgeschichte der Frauen".

Gebiete, welche nur von der Kunst und Poesie auszubeuten und auszudeuten sind, sollen, „wissenschaftlich" umgeackert, nicht mehr Kunstwerke, sondern — Doktrinen hervorbringen. Wo mit der Schönheit der Ahnung eine Unendlichkeit gegeben ist, soll eine verständige Begrenzung, die mathematisch auszumessen ist, die Natur selbst belehren, daß ihre Mannigfaltigkeit, die nichts weiter als lauter individuelle Ausnahmen zu allgemeinen Regeln erschafft, entweder nicht berechtigt oder gar nicht vorhanden ist.

Gleichmüthig gehen Kunst, Geschichte, Natur und Leben über solche „Wissenschaften" hinweg, wie die Meereswellen über Dämme, von spielenden Knaben aufgeführt. Eine Naturgeschichte der Frauen! Warum nicht gleich aus dem ganzen Menschenleben mit allen seinen Vorkommnissen, Möglichkeiten und Unerforschlichkeiten ein theoretisches Lehrbuch konzipiren? Es wäre schwerer zu erlernen, als die griechische Grammatik und in dieser Grammatik des Lebens wären die Frauen obendrein die irregulären Verba.

Bogumil Goltz geht, wie es eine „Naturgeschichte" fordert, sehr systematisch zu Werke. Er beginnt mit einer vergleichenden Charakteristik der Frauen und Männer, bevor er die weibliche Natur und was ihn berechtigt sie eine elementare zu nennen, besonders entwickelt. Nachdem er in eigenen Abschnitten über Grazie, Liebenswürdigkeit, Schönheit und Liebe gesprochen, faßt er das Verhältniß der Frauen zum bürgerlichen und praktischen Leben in den zwei Abhandlungen zusammen: Zur Apologie der Frauen und Denunziationen gegen das weibliche Geschlecht.

Digitized by Google

Daran reihen sich Winke für Heirathskandidaten und Bemerkungen über die Schulbildung der Frauen und ihre Emanzipation.

Man wird von dem Buche angezogen durch Schärfe der Beobachtung und gleiche Schärfe des Ausdrucks, der nur zuweilen im Drang möglichst genau und deutlich zu charakterisiren pleonastisch überladen ist. Man findet hier mit einem Wort Dasjenige, was Alle, wenn sie offene Augen und Ohren haben, an und mit den Frauen erfahren können. Was aber Jeder an und mit den Frauen erfährt, und was keines Andern Erfahrung sein kann, weil sich die Individuen nicht wiederholen, weder in dem Manne, der die Erfahrung zu machen hat, noch im Weibe, dem passiven Objekt der Erfahrung; das kann füglich nicht in einem System Platz finden. Was Jeder erfährt, das spricht als etwas Neues, seinem Innersten Entsprossenes Jeder aus, vorausgesetzt, daß er zu diesem Zweck ein Dichter oder Künstler ist.

Da aber gerade in diesen subjektiven Erlebnissen die eigentliche Wahrheit über die Frauen zu stecken scheint, woher es auch kommen mag, daß das Thema anerkanntermaßen ein unerschöpfliches ist — glaubt doch Jeder eine bisher noch nicht dagewesene Variation dazu liefern zu können — so wird wohl eine Wissenschaft, eine Naturgeschichte der Frauen überhaupt nicht möglich sein. Die Frauen sind keine Gattung, recht erkannt, ist Jede ein eigenes Geschlecht, immer etwas hinausreichend über die Erde, sei es aufwärts in himmlische Höhe oder abwärts in höllische Abgründe.

Angemessener, zweckentsprechender, einer allgemeinen Wahrheit über die Frauen, die niemals endgiltig festgestellt werden kann, durch einzelne Wahrheiten näherkommend, scheint uns daher das Verfahren der Franzosen zu sein, die in speziellen Anthologien aus den Schriftstellern alter Zeiten und Völker aneinanderreihten, was von den Frauen Gutes gesagt wurde und was von den Frauen Böses gesagt wurde. Hier dürfen die Widersprüche freundschaftlich nebeneinanderstehen. Und Widersprüche gehören zum Wesen, zur inkommensurablen Natur der Frauen. In einem und demselben Weibe können die entgegengesetztesten Eigenschaften sich die Hände reichen. Die Natur eines Weibes ist also schon an sich etwas Grundverschiedenes von der Natur eines — Systems. Ein System kann nicht bestehen, wenn nur ein einziger Widerspruch in ihm nachzuweisen ist.

Vorsichtig, diplomatisch haben von jeher kluge und zugleich feinfühlende Schriftsteller sich eingelassen, wenn sie eine Wahrheit aussprechen wollten, die für alle Frauen gelten sollte. So sagt z. B. Jean Paul — und er sagt damit vielleicht mehr in wenigen Worten als Bogumil Goltz in seinem ganzen Buche: „Ueber die Weiber hege ich nicht bloß eine, sondern zwei recht vernünftige Meinungen, die ich aber, weil sie sich widersprechen, in verschiedenen Zeiten annehme; bald setze ich litteras laureatas für sie auf, bald Klaglibelle. Sie haben andere Tugenden als wir und in der Liebe leihen wir ihnen unsere dazu: das ist der Fehler".

Diese Stelle ist dem ersten Bande der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter", herausgegeben von Ernst Förster (München 1863),

Digitized by Google

entnommen. Bereits haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die ungeheuren Schätze bloß reflektirender Weisheit, die in Jean Paul's Schriften, von den Zeitgenossen zu wenig geachtet, aufgespeichert liegen, eine Vermehrung des ohnehin Ungenossenen kaum als Bedürfniß erscheinen lassen. Dieser erste Band, der den Briefwechsel mit Osmund, Oertel und Thierrot enthält, ist ein Denkmal der Männerfreundschaft, wie solche noch zu Anfang des Jahrhunderts aufgefaßt wurde, nicht ohne daß diesem Felsen treuer Freundschaft eine starke, für unsere Zeit fast unerträgliche Schichte Empfindsamkeit nachzuweisen wäre. Am erfreulichsten ist noch das Wenige, was sich zwischen diesen Reflexionen und Gefühlsausbrüchen von konkret Thatsächlichem verzeichnet findet. Zu manchen Gedanken und Vergleichen mit der Gegenwart regt es z. B. an, wenn man den Briefen Jean Pauls entnimmt, welche werkthätige Begeisterungen sein „Hesperus" hervorbrachte nnd wie er nicht nur durch die Verleger, auch durch anonyme Geldsendungen unbekannter Verehrer einer Lage entrissen wurde, in der er alle Papiere den Höckern hatte verkaufen müssen, um mit seiner Mutter nicht zu verhungern. Eine literarische Erscheinung konnte damals einen Enthusiasmus erregen, wie heutzutage — eine Sängerin.

Diese Briefe waren die Quelle für manche überschwengliche und nicht in allen Theilen genießbare Schrift über Jean Paul. Solche Arbeiten wären erspart geblieben, wenn man das Publikum gleich unmittelbar an die Quelle gesetzt hätte.

Hieronymus Lorm.

Kaiser Joseph II. und Herr Ottokar Lorenz.

(Wien, 1863.)

Eine Reihe von Angriffen, welche in diesen Tagen gegen eine vor längerer Zeit erschienene Schrift von Prof. Ottokar Lorenz gerichtet wurden, und zum Theile ihre Veranlassung in der vorliegenden Broschüre fanden, geben der Redaktion dieser Blätter Gelegenheit, ihren Standpunkt zu der Frage mit einigen Worten zu erörtern. Wir wollen gerne annehmen — wir haben eben keinen ausreichenden Beweis vom Gegentheile — daß ein an sich korrektes Gefühl diesen Angriffen zu Grunde lag, daß in der That das volksthümliche geschichtliche Bewußtsein nur einen Akt der Selbstvertheidigung zu vollziehen meinte, als es sich gegen Resultate erhob, durch die es aus behaglicher Sicherheit aufgestört wurde. Das große geschichtelesende Publikum hat ohne Zweifel ein Recht darauf, daß vollkommene Klarheit in die Sache gebracht werde, es kann ihm nicht verargt werden, wenn es sich zunächst mißtrauisch, selbst ablehnend gegen ein wissenschaftliches Ergebniß verhält, das es mit allen seinen liebgewonnenen und sorgfältig gepflegten Vorstellungen im Widerspruche glaubt. So lange die Wissenschaft besteht, hat es nie an Vertheidigern der Tradition, glücklicherweise auch nie an selbstständigen und unabhängigen Forschern gefehlt, und gewiß ist, daß nur aus dem Kampfe, welcher zwischen beiden gekämpft wurde, das

Digitized by Google

geringe Maß geschichtlicher Wahrheit, dessen wir uns heute erfreuen, zu unserem Eigenthume geworden ist.

So wenig wir also an sich die Berechtigung der Opposition bestreiten, welche sich gegen die von Lorenz aufgestellten Sätze erhoben hat, so lebhaft müssen wir uns gegen Ausführungen erheben, welche ihre Spitze gegen die Untersuchung selbst richten, und die traditionellen Anschauungen mit einem Walle umgeben wissen wollen, der sie für immer vor der Zudringlichkeit der wissenschaftlichen Forschung bewahren möge. Die Frage, welche Herr Lorenz vor das Publikum gebracht und zu beantworten versucht hat, ist eine rein wissenschaftliche. Es handelt sich um das historisch-politische Urtheil, ob die Josephinische Politik in Belgien gut an dem Versuche gethan, die ständischen oder, wenn man das Wort lieber hört, die Verfassungselemente in Belgien zu brechen und zu beseitigen, oder ob es nicht politisch einsichtsvoller und weiser gewesen wäre, diese Elemente umzubilden und zu benützen. Das ist, wie gesagt, eine rein wissenschaftliche Frage, und man hat geradezu ihren Standpunkt verrückt, wenn man, veranlaßt durch einen gelegentlichen Vergleich, der für den Historiker von Fach wenigstens nichts Verletzendes hat, die Erörterung auf ein Gebiet verlegt, welches die Forschung zunächst nicht aufgesucht hat, wenn man die Persönlichkeit Kaiser Josephs II. in einer Weise in die Diskussion zog, welche jede weitere Arbeit nach der von Lorenz angeregten Richtung hin, von vornherein verdächtigt und mit dem Stempel der Illoyalität oder persönlicher Rücksicht versieht. Der dämmernde Heiligenschein historischer Unantastbarkeit, welchen man um das Haupt des Kaisers zu ziehen bemüht ist, hätte — das wenigstens können wir versichern — ihm selbst so wenig behagt, als er mit den Prinzipien der Wissenschaft, mit den Forderungen der Gegenwart verträglich ist.

Denn was wir in erster Linie zu fordern berechtigt sind, das ist die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, und man verkümmert sie, wenn man ihr die Richtungen vorschreibt, oder ihre Resultate — sie mögen die subjektivsten sein — mit einer Kritik beantwortet, welche an Angriffe persönlichster Art anstreift. Der Wissenschaft ist nichts so hoch, daß sie es nicht in den Kreis ihrer Forschung ziehen dürfte; sie sucht und findet das Korrektiv dieser Forschung nur in sich selbst. Wenn wir daher oben gesagt haben, daß das Publikum ein Recht darauf besitzt, möglichst rasch Klarheit in die Sache gebracht zu sehen, so ergibt sich von selbst daraus, daß wir von ganzem Herzen wünschen, daß einige der Wissenschaft angehörige Männer sich der Frage bemächtigen und sie zum Abschlusse bringen.

Wir müssen mithin gegen die Anonymität der vorliegenden Broschüre lebhafte Einsprache erheben. Bei Wissenschaften, deren Resultate so wesentlich auf Autorität beruhen, wie die historischen, sollten in der That zur Entscheidung von Fragen, welche das geistige Interesse des Volkes berühren, nur die Auserwählten von den Berufenen das Wort ergreifen wollen. Das Urtheil des Publikums für sich zu gewinnen, wenn man die Sympathieen auf seiner Seite hat, ist leicht und bequem, aber daraus unedles Kapital zu machen, das sollte wenigstens von der Wissenschaft bleibend gerichtet werden.

Digitized by Google

Das Beispiel des Vorgehens, welches gerade Lorenz gegenüber von anderer Seite geübt worden ist, liegt zu nahe, um hier nicht mit angeführt zu werden. Eine Schrift, welche sich mit der Winkelried-Tradition in scharfer Weise beschäftigte, hat das schweizerische Nationalgefühl in nicht minder lebhafter Weise zur Opposition wachgerufen, als die Ausführungen über die belgische Politik Josephs II. die gäng und gäben Anschauungen in Oesterreich. Es ist uns aber nicht bekannt geworden, daß die Polemik in anderen Formen, als jenen, welche der Anstand und gute Geschmack der Gegenwart sanktionirt hat, geführt worden oder eine Waffe in Anwendung gebracht worden sei, welche eine wissenschaftliche Führung des Streites ausschlösse. In Oesterreich aber hat man in dieser Beziehung noch in jüngster Zeit die unerquicklichsten Erfahrungen gemacht. Der Streit, welcher um die Echtheit der Königinhofer Handschrift entbrannte und bis vor die Schranken des Gerichtes gebracht wurde, gibt wahrlich nicht Zeugniß dafür, daß es immer Männer der Wissenschaft sind, die sich wissenschaftlicher Aufgaben bemächtigen. Und wenn man den weiten Kaisermantel der Geschichte als Hülle anführt, hinter welche sich individuelle Winzigkeit verbirgt, so hätte man selbst wenigstens nicht Ursache haben sollen, sich hinter der Anonymität, einer noch bei Weitem sichereren und bequemeren Hülle zu bergen.

Für den vorliegenden Fall wenigstens scheint es, daß Jene, welche so sehr mit den geistigen Errungenschaften Josephs II. prahlen, deren Erbschaft sie angetreten haben wollen, keine Veranlassung haben, sich von den Grundsätzen loszusagen, zu welchen er sich selbst sehr bestimmt bekannt hat [1]. Denn wenn es sich in der That um Fragen von hoher Bedeutung handelt, wie eben von den Gegnern der Lorenz'schen Ausführungen behauptet wird, ist die Forderung keine unbillige, daß das Publikum die Kämpfer kennen lerne und in ihrer Gänze zu beurtheilen im Stande sei. Bis dahin scheint uns jeder nicht rein sachliche Angriff vom Standpunkte der freien wissenschaftlichen Forschung abgewiesen werden zu müssen. Die Zeit ist in Oesterreich keine entlegene, in welcher der Staat die Grundsätze formulirte, nach welchen ein wissenschaftliches Buch geschrieben werden müsse; es wäre traurig, wenn man einem Häuflein von Schriftstellern, die dafür nicht einmal mit ihrem Namen einzustehen den Muth haben, Ansprüche zugestehen wollte, welche man nunmehr dem Staate mit vollem Rechte verweigert hat.

---

* Es ist in jüngster Zeit in einigen österreichischen Tagesblättern Sitte geworden, die Stellung namhafter Gelehrten in einer Weise, welche auf nicht absichtloses Vorgehen schließen läßt, in hohem Grade verletzenden Erörterungen zu unterziehen. Insbesondere richten sich die Angriffe auf eine Reihe aus dem außerösterreichischen Deutschland berufener Männer, welchen man eben nichts Anderes als ihre Berufung vorzuwerfen hat. Das Beispiel einer Kronlandsvertretung welche den Kreis, aus dem sie die nöthi-

1 An die Censurkommission, 26. Oktober 1781: „Bei was immer für Kritiken oder Büchern, die hier in Druck gegeben werden, (ist) keines, es mag noch so unschuldig, noch so gut sein, zuzulassen, wenn nicht der Name des Autors darauf steht" u. s. w.

Digitized by Google

gen Lehrkräfte holen will, noch enger gezogen hat, ist also kein vereinzeltes, und es thut Noth, daß endlich einmal gegen dieses Vorgehen ernstlich Protest eingelegt werde. Ohne Zweifel erinnert man sich der Zeit nicht mehr, in welcher Oesterreich geistig isolirt dastand, und hat vergessen, wohin die einseitige Pflege der Wissenschaft, welche man von dem Boden, auf welchem sie erwachsen war, losgerissen hatte, diese selbst gebracht hat. Einiges Nachdenken über diese Punkte aber könnte nur von Vortheil sein, und hoffentlich Diskussionen ein Ende machen, welche die gebildeten Kreise überhaupt nicht minder verletzen, als jene Personen, gegen welche die Angriffe gerichtet sind.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die „Staatengeschichte der neuesten Zeit", eine in Leipzig bei S. Hirzel erschienene bändereiche Unternehmung, die beinahe ins Stocken gerathen zu sein schien, verfolgt, wie heute mit Freude konstatirt werden kann, wenn auch in langsamerem Tempo, doch das ausgesprochene Programm, indem sie den vorhandenen Bänden: Frankreich von Rochau, Italien von Reuchlin, jetzt die Geschichte Oesterreichs, und zwar seit dem Wiener Frieden 1809 beigesellt. Für die Bearbeitung dieses Theiles ist Anton Springer gewonnen, der, Oesterreicher von Geburt, gegenwärtig als Professor in Bonn wirkt. Ihm liegt die schwere Aufgabe ob, ein gedrängtes Bild der Schicksale seines Vaterlandes während der letzten fünfzig Jahre und mit dieser Arbeit eine Ergänzung zu liefern zu den Geschichtswerken Mailáths u. A., die dort aufhören, wo Springer beginnt. Der erschienene erste Band schließt mit der Einverleibung Krakau's 1847; ein zweiter Band wird die Sturm- und Kriegsperiode bis zur Einlenkung in konstitutionelle Bahnen behandeln. — A. Oppermann, der Verfasser der höchst ansprechenden „Bilder aus dem Bregenzer Walde", hat aus dem Nachlasse Ernst Rietschels ein Lebensbild dieses zu früh verstorbenen Künstlers zusammengestellt, wozu ihm, dem Schwager Rietschels, dessen Aufzeichnungen und Tagebücher, theilweise auch der Briefwechsel zur Verfügung standen. Wir gedenken auf dieses in sinniger Pietät entworfene Lebensbild eines großen Zeitgenossen noch ausführlich zurückzukommen. — Der kurzen Uhland-Biographie Jahns ist eine zweite, ausführliche, aus der Feder Fr. Notters gefolgt, die uns bei Schilderung seiner dichterischen Entwicklung mit neunundzwanzig bisher ungedruckten Poesien, unter denen ein Trauerspielfragment: „Alfer und Auruna", bekannt macht. — Die Schnorr'sche „Bibel in Bildern", ein Kupferwerk, das, obgleich in Deutschland geboren, seinen Hauptabsatz in England gefunden hat, hat einen erklärenden Wegweiser, einen quasi-Text hervorgerufen, der unter dem Titel „Bildergespräche" erschienen ist und einen Schuldirektor Bruckbach als Verfasser nennt. — „Lessing, Schiller und Goethe" betitelt sich ein Werkchen von Fr. Bloemer, das aus einer Zusammenstellung von Erörterungen besteht, die bei Gelegenheit der Denkmalssetzung in Berlin erhoben wurden. Weniger dieses lieber zu verschweigenden als zu beleuchtenden Streites, als der zweiten Hälfte des Buches zu Liebe, die aus gesammelten Blättern zum Andenken und zu Ehren Lessings besteht, möchte diese Publikation einer Erwähnung werth sein. — Die schon mehrfach besprochene „Korrespondenz zwischen Goethe und dem Großherzog Karl August ist jetzt so weit geordnet, daß sie Ende Juni zur Veröffentlichung kommen wird Nachdem aus dem weimar'schen Haus- und Staatsarchiv die Briefe Goethe's, von der Familie Goethe die des Großherzogs zur Drucklegung überlassen wurden, hat sich der geheime Hofrath Dr. Vogel, ein Zeit- und Amtsgenosse Goethe's, der Zusammenstellung dieser nahe an sechshundert Nummern enthaltenden Korrespondenz unterzogen und sie dem Verlage von dVoigt und Günther in Leipzig und Weimar übergeben Wir vernehmen, daß außer iesem Verleger und F. A. Brockhaus in Leipzig auch noch eine bedeutende Wiener

Digitized by Google

Verlagsfirma in die Konkurrenz um dies werthvolle Werk eingetreten war, jedoch der Rücksicht, dasselbe in Weimar gedruckt zu sehen, weichen mußte.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) In Rouen hat sich eine „Société des bibliophiles normands" gebildet, die nach dem Vorgang anderer ähnlicher Gesellschaften in Frankreich, Schriften publiciren wird, welche speziell Bezug auf die Normandie haben, und theils noch gar nicht gedruckt, theils sehr selten sind. Man wird nicht mehr als 50 Exemplare jedes Werkes drucken und diese ausschließlich an die Mitglieder der Gesellschaft vertheilen. Werke von allgemeinerem Interesse sollen ausnahmsweise in 150 Exemplaren abgezogen und auch in den Handel gebracht werden.

Unlängst hat die Veröffentlichung eines neuen Lexikons sämmtlicher Gemeinden Frankreichs begonnen, das die Namen aller Gemeinden, ihre administrative Eintheilung, Bevölkerungsverhältnisse nach der letzten Zählung, Schlösser, Post-, Eisenbahn- und Telegraphenämter, Bodenprodukte, industriellen Etablissements u. s. w. enthalten soll. Es führt den Titel: „Nouveau dictionnaire complet des communes de France, de l'Algérie et des autres colonies françaises etc. par Gindre de Mancy". Die Daten dieses Buches sind um so wichtiger, als die letzten derartigen Werke fast alle des beträchtlichen Nachtrages der jüngsten zehn Jahre entbehren.

Von Figuiers „Année scientifique" hat gerade der siebente Band (1863) die Presse verlassen. Der Inhalt der erwähnten „Année", besteht aus der populären Aufzählung der bedeutendsten Erfindungen des abgelaufenen Jahres. Die Idee des Ganzen war eine so glückliche, daß sie bereits mehrfache Nachahmungen hervorgerufen hat. Und nicht allein in dieser Richtung sind Nachbildungen aufgetreten. Der Verleger der „Année scientifique" selbst hat schon den Versuch mit verschiedenen anderen „Années" gemacht und eine „Année historique", eine „Année littéraire", eine „Année musicale", eine „Année agricole par Heuzé" und eine „Année géographique par St. Martin" herausgegeben — alles populär-wissenschaftliche Jahresübersichten der Leistungen in den bezüglichen Fächern. Doch behauptet die eigentliche Mutter dieser Ideen, die „Année scientifique", in Bezug auf Verbreitung immer noch den Vorrang über alle anderen.

Von den Werken des Kaisers Julian erschien eine französische Uebersetzung: „Oeuvres complètes de l'empereur Julien. Traduction nouvelle, accompagnée de sommaires, notes, éclaircissements etc. et précédée d'une étude sur Julien par Eug. Talbot." In der Studie über Julian hebt der Herausgeber und Uebersetzer namentlich die zwei wichtigen Punkte hervor: Julian als Schriftsteller der ersten christlichen Zeit und Julian als Staatsmann.

---

* De Biefve's Gemälde „Sabine von Baiern, Gemahlin Egmonts, in der Kirche für ihren Gatten betend, nachdem sie vom Verhaftsbefehle desselben gehört hat (1567)" — ist in diesem Momente im österreichischen Kunstvereine ausgestellt. Das Bild besteht aus einer einzigen Figur, einer knieenden schwarz gekleideten Dame, in heftiger Gemüthsbewegung betend. Aus dem Wappen an ihrer Tasche erkennt der wappenkundige Kunstfreund das fürstliche Geschlecht, aus dem dieselbe stammt. Daß sie für ihren verhafteten Gatten betet, erfährt der Beschauer nur aus dem Kataloge. Bei einer Komposition, wie

Digitized by Google

es die Bieſve's iſt, wurde nicht im geringſten darauf gedacht, den Gegenſtand als ſolchen deutlich zu machen; dies ſcheint die geringſte Sorge des berühmten Malers geweſen zu ſein. Denn mit einer Kompoſition, deren Alpha und Omega eine einzelne Figur iſt, läßt ſich der Vorgang auch nicht klar machen. Dem Künſtler war offenbar an nichts weiter gelegen, als an dem Bilde einer ſchmerzhaft bewegten ſchwarz gekleideten Dame mit blonden Haaren, für welche man ſich um des Schmerzes willen, den ſie ausdrückt, und der ſchön gemalten Gewänder wegen, die ſie trägt, intereſſirt. Und dies, aber allerdings auch nur dies iſt dem Künſtler vollſtändig gelungen.

Sitzungsberichte.

Kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften.

Sitzungen der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe vom 22. und 29. April 1863.

Der Klaſſe wird vorgelegt, die von Herrn Prof. Biſchoff eingeſandte Sammlung von Urkunden zur Geſchichte der Armenier in Lemberg.

Die Kommiſſion, welche mit der Prüfung des der Akademie vermachten handſchriftlichen Nachlaſſes des Freiherrn v. Hammer-Purgſtall beauftragt worden war, erſtattet ihren Bericht. Das von ihr mitgetheilte Verzeichniß der darin vorgefundenen Werke und Aufſätze des Nachlaſſers wird in den Sitzungsberichten der Klaſſe bekannt gemacht werden. Es hat ſich nichts Druckfertiges darunter gefunden.

Ferner wird der Klaſſe ein von Herrn Prof. Dr. Karl Schenkl in Innsbruck eingeſandter Aufſatz vorgelegt: „Zur Kritik ſpäterer lateiniſcher Dichter".

Sitzung vom 13. Mai 1863.

Herr Prof. Albert Jäger lieſt: „Ueber das rhätiſche Alpenvolk der Breuni oder Breonen".

Unter den rhätiſchen Alpenvölkern, welche durch die Stiefſöhne des Cäſar Auguſtus, Druſus und Tiberius, im Jahre Roms 739, vor Chriſtus 15, der römiſchen Herrſchaft unterworfen wurden, nennen gleichzeitige Schriftſteller und Denkmäler auch die Breuni oder, wie ſie ſpäter genannt wurden, die Breones.

Dieſes Volk muß, wie mehrfache Gründe anzunehmen berechtigen, eine beſondere Wichtigkeit gehabt haben. Zunächſt ſpricht ſchon der Umſtand dafür, daß es unter den vierundvierzig beſiegten Alpenvölkern, welche das Trophäum des Auguſtus kennt, von Horatius neben den Genaunen und Vindelikern vorzugsweiſe genannt wird, worin wir ohne Zweifel den Beweis erblicken dürfen, daß es ſich im Vereine mit den Genaunen im Kampfe gegen die Römer vor den übrigen Stämmen ausgezeichnet hat. Dann zeigt uns die Geſchichte die merkwürdige Erſcheinung, daß dieſes Volk der Breuni die Schickſale aller anderen mitunterjochten rhätiſchen Alpenvölker und der Provinz Rhätien ſelbſt, ja ſogar die Stürme und Umwälzungen der Völkerwanderung überdauerte und immer wieder als fortbeſtehend zum Vorſchein kam. Während die Namen der Lepontii, Triumpilini, Camuni, Rugusci, Venonetes, Isarci, Genauni u. ſ. w. im Laufe der römiſchen Herrſchaft ſämmtlich in dem allgemeinen Namen der Rhätier untergingen; während ſo-

Digitized by Google

gar der geographische Begriff Rhätiens sich allmälig verengte und vom 6. Jahrhundert an selbst der Name zu verschwinden anfing, begegnen uns die Breuni oder Breones im 6. Jahrhundert in den Schriften des Cassiodorus, des Jordanes, Venantius Fortunatus und Gregors von Tours, im 8. Jahrhundert in den Schriften Aribos und Paul Warnefrids, ja noch in Urkunden des 9. Jahrhunderts.

Unstreitig ist dies eine auffallende Erscheinung, und die lange dauernde, den Untergang aller anderen rhätischen Stammspezialitäten und die römische Herrschaft und Provinzeinrichtung und selbst die Zeit der neuen Völkergründung überlebende Fortexistenz eines eben nicht großen Volksstammes kann ohne besondere Ursachen nicht gedacht werden. Entweder besaßen und wahrten die Breuni eine solche Fülle unvertilgbarer Volksthümlichkeit, daß sie sowohl dem Alles absorbirenden römischen, als auch später dem gothischen und selbst bajovarischen Einflusse zu widerstehen vermochten, oder die Fortdauer muß äußeren Umständen oder beiden zugleich zugeschrieben werden.

Die seltene Erscheinung ist ohne Zweifel einer Untersuchung werth; darum soll es Aufgabe der vorliegenden Abhandlung sein, sie zu erforschen. Zu diesem Zwecke beschäftigt sich die Abhandlung zunächst mit dem Nachweise, wie lange wir die sicheren Spuren des Daseins der Breuni verfolgen können; sie geht dann zur Untersuchung über, in welchem Gebiete der Alpen wir ihre Wohnsitze finden, und schließt mit der Darstellung ihrer Eigenthümlichkeiten und Verfassungszustände, ihrer Schicksale und ihres allmäligen Verschwindens.

Herr Prof. Pfeiffer legt vor: „Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

Herr Prof. Aschbach liest: „Eine historisch-archäologische Abhandlung über Livia, die Gemahlin des Kaisers Augustus".

Die erste Abtheilung der Abhandlung ist der Geschichte der Livia gewidmet und es werden zunächst mitgetheilt ihre früheren sehr bewegten Lebensschicksale bis auf ihre Verheirathung mit dem Triumvir Oktavianus. Sodann wird sie als Gemahlin des Augustus sowohl im häuslichen, wie im öffentlichen Leben geschildert und nicht nur die Art und Weise dargelegt, wie sie verstand dauernd ihren Gemahl zu fesseln, sondern auch ihr mächtiger Einfluß auf alle Regierungsangelegenheiten und ihre Stellung zur kaiserlichen Familie beleuchtet. Sie wird in letzterer Beziehung gegen manche nicht erwiesene gehässige Anschuldigung von verübten Verbrechen zur Erhebung ihres Sohnes Tiberius in Schutz genommen, obschon zugestanden werden muß, daß es recht eigentlich ihr Werk war, daß Augustus den Tiberius zu seinem Nachfolger in der Kaiserherrschaft bestimmte. In dem weiteren Abschnitte erscheint die Livia, nun Julia Augusta genannt, und zur Priesterin des vergötterten Kaisers bestellt, als Mitregentin ihres Sohnes, dessen grausamer Herrschaft sie sich so lange sie lebte mit Entschiedenheit widersetzte, wodurch sie in vielfache Zerwürfnisse mit demselben gerieth. Endlich wird von ihrer unter Kaiser Claudius erfolgten Konsekration und dem für die Verehrung der Diva Julia Augusta eingeführten Cult, wie auch von den sie sonst noch betreffenden Denkwürdigkeiten gehandelt.

In der zweiten oder archäologischen Abtheilung werden die der Livia gewidmeten Bildwerke — Statuen, geschnittene Steine, Münzen — besprochen, welche in den großen Sammlungen zu Wien, Paris, St. Petersburg, Neapel Florenz ꝛc. noch aufbewahrt werden. Da auf den beiden zu Wien und Paris befindlichen Cameen, deren Darstellung gewöhnlich unrichtig die Apotheose des Augustus genannt wird, auch die Kaiserin Livia vorkommt, so wurde diesen zwei Kunstwerken eine nähere, und zwar vergleichende Betrachtung gewidmet, und die eingehende Untersuchung hat zu Ergebnissen geführt, welche die Erklärungen deutscher und französischer Archäologen in mehrfacher Beziehung ergänzen und berichtigen.

Digitized by Google

Herr F. Kanitz legt eine Abhandlung vor, betitelt: „Alt- und neuserbische Kirchenbaukunst". (Mit zwei Tafeln.)

Der Verfasser erörtert die charakteristischen Grundzüge der kirchlichen Monumente Serbiens, an einer seiner ältesten und besterhaltenen Bauten, an der Kirche zu Pavlica am Ibar. Er zeigt sodann an einer Reihe bedeutender kirchlicher Denkmäler aus dem 12. und 14. Jahrhunderte die occidentalen Einflüsse auf die altserbische Bauweise und geht dann zur Beleuchtung der neueren Leistungen kirchlicher Baukunst im Fürstenthume Serbien über.

Während unter der türkischen Herrschaft jede Restauration der verschonten Kirchen und Klöster unterbleiben mußte, beeilte man sich nach Verjagung der Türken das Versäumte mit unbedachtem Eifer nachzuholen.

Bulgarische und zinzarische Baukünstler verstümmelten durch stylose An- und Zubauten die herrlichsten Bauten. Denselben primitiven Baukünstlern aus den macedonischen Gefilden, wurde auch die Erbauung neuer Kirchen anvertraut. Ohne Verständniß für die einfache aber organische und stylgerechte Anlage und Gliederung der alten Denkmale glauben sie Neues und Besseres schaffen zu müssen. So entstanden die kostspieligen Kirchen von Belgrad, Šabac, Valievo, Užica, Alexinac u. A. die weder dem Rituale des griechischen Kultus, noch der mit ihm enge verknüpften byzantinischen Bauweise entsprechen.

Die in den Ländern der unteren Donau vielgerühmte neue Kirche von Semendria vergleicht Herr Kanitz, mit den phantastischen Zwittergebilden des Fabelreiches. Der Erbauer entlehnte nämlich die Stirnfaçade und den aus derselben aufsteigenden Thurm den im Roccocostyle gebauten ungarischen Stadtkirchen; während die Apsis und der Transept eine schlechte Kopie der byzantinischen Klosterkirche Manassia zeigt.

Aber auch die auf occidentalen Schulen gebildeten Ingenieure, haben in Serbien große Versündigungen gegen strenge Kunstgesetze begangen. Nur ein ernstes Studium der alten Monumente und die durchdachte Fortbildung ihrer charakteristischen Grundprinzipien dürften nach der Meinung des Verfassers zu einer Wiedergeburt der sehr im Argen liegenden orientalischen Kirchenbaukunst führen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 15. Mai 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger, legt die von Herrn Ober-Medizinalrath Wöhler mitgetheilte Analyse des Meteorsteines von Parnalle vor, welche in dessen Laboratorium Herr E. Pfeiffer von Jena mit größter Sorgfalt ausgeführt hatte. Er enthält 39.784 Prozent in Säuren unlösliche Theile, die mit Labrador verglichen werden, 39 501 lösliches Silikat mit Olivin verglichen, Wasser 0.684, Meteoreisen 10.289, Eisensulfuret 7.485, Phosphor 0.1, dazu noch Spuren von Kupfer, Zinn, Zink und Chromeisenstein. Die Probe, welche zur Analyse diente, war von Haidinger an Wöhler gegeben worden und kam von Prof. Charles A. Young in Western-Reserve-College, Hudson, Ohio in Nordamerika, wohin der kleinere (37 Pfund schwere) der beiden bei Parnallie unweit Madura in Süd-Hindostan am 28. Februar 1857 gefallenen Steine durch den ersten Berichterstatter H. S. Taylor, Chef der amerikanischen Mission in Madura, gesandt worden war. Der größere Stein (130 Pfund schwer) früher in Gouvernement-Central-Museum in Madura, war von dort für das britische Museum in London requirirt worden. Von demselben sandte noch Kapitän Mitchell von Madras, Kustos des Museums, freundlichst einen Gipsabguß an die k. k. geologische Reichsanstalt.

Digitized by Google

Herr Ministerialrath Dr. Marian Koller, legt ein nahezu vollendetes Manuskript des verstorbenen Akademikers Dr. K. Kreil „über die Klimatologie von Böhmen" vor und bespricht den Inhalt desselben.

„Versteht man", sagt Kreil in seiner Einleitung, „unter Klima den gegenseitigen Einfluß, welchen die Vorgänge in der Atmosphäre unseres Planeten auf dessen Oberfläche und die darauf befindlichen Organismen ausüben, so greift dasselbe tief in die meisten Fächer der Naturwissenschaften ein, und eine Klimatologie wird desto vollendeter sein, je sicherer und zahlreicher die von ihr angeführten, durch Beobachtungen festgestellten Thatsachen und je größer die Anzahl der Orte ist, an denen man sich damit beschäftigte. — Ein wesentlicher aber schwieriger Punkt, sagt Kreil ferner, ist die Begrenzung des Begriffes der Klimatologie der Meteorologie gegenüber; er stellt in dieser Beziehung den Grundsatz auf, daß der Charakter der ersteren vorzugsweise historisch und beschreibend, jener der letzteren forschend und erklärend sein soll".

Kreil geht weiter zur Geschichte der meteorologischen Beobachtungen in Böhmen über. Sie wurden in Prag von dem für Wissenschaft und höhere Studien so verdienten Astronomen Stepling um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführt, von Strnadt, David, Hallaschka, Kreil selbst (der auch im Jahre 1839 daselbst die magnetischen Beobachtungen ins Leben rief,) und Böhm fortgesetzt.

Schon unter Strnadt hat sich ein kleiner Verein thätiger, im ganzen Lande zerstreuter Beobachter gebildet; auf David's Antrag wurden 1816 unter die Beobachter meteorologische, auf der Sternwarte vorher geprüfte Instrumente in den verschiedenen Kreisen Böhmens von der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag vertheilt, und schon im nächsten Jahre war das neue Beobachtungsnetz in voller Thätigkeit und wirkte durch 30 Jahre unermüdet und erfolgreich fort, bis es nach Entstehung des großen österreichischen Netzes mit diesen verschmolz.

Kreil mustert nun mit kritischem Blicke das ihm zu Gebote stehende Beobachtungsmaterial im Allgemeinen und speziell für jede Beobachtungsstation, deren er im Ganzen 53 anführt und zieht die Resultate (für jeden einzelnen Ort) in Beziehung auf Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Bewölkung, Gewitter, Niederschlag und Luftströmung. Diese verbindet er nun zur naturgetreuen Darstellung einer Klimatologie von Böhmen.

Es würde zu weit führen, Kreil auf dem Wege den er zu diesem Zwecke eingeschlagen, hier weiter zu folgen, es mag die allgemeine Bemerkung genügen, daß diese ausgezeichnete Arbeit einen neuen Beweis seines unermüdlichen Fleißes, seiner gründlichen Genauigkeit und seines gewissenhaften Forschungssinnes bietet.

Leider blieb der letzte Abschnitt, welcher von den Windesverhältnissen Böhmens handelt, durch seinen eingetretenen Tod unvollendet und erwartet eine ergänzende Hand, welche diese mit eben so viel Liebe als Scharfsinn und Ausdauer begonnene und nahezu durchgeführte Arbeit vollkommen abschließt.

Herr Ed. Sueß legte eine Abhandlung über die Verschiedenheit und die Aufeinanderfolge der tertiären Landfaunen der Niederung von Wien vor. Nachdem die Wasser bewohnenden Thiere der Tertiärschichten dieser Niederung in den letzten Jahren sehr gründliche Bearbeitungen erfahren haben und es sich feststellen ließ, daß hier auf eine beschränkte Süßwasserbildung eine marine, auf diese eine brackische, endlich eine lakustre Bildung gefolgt sei, handelte es sich darum, festzustellen, in welcher Weise diese Veränderungen ihren Einfluß auf die gleichzeitigen Bewohner des festen Landes geäußert haben. — Es zeigt sich nun, daß eine und dieselbe Vergesellschaftung von Mastodonten, Dinotherien, pferde-, tapir-, schweinsähnlichen und anderen Säugethieren ohne bemerkbare Veränderung ihrer Artmerkmale in den unteren Süßwasser-, den marinen und den brackischen Schichten ihre Reste zurückgelassen hat, daß aber in der lakustren Schichten-

Digitized by Google

gruppe eine ihrem allgemeinen Charakter nach ähnliche, ihren Arten nach jedoch verschiedene Fauna begraben liege.

Die erste dieser Landfaunen wird in den Ablagerungen von Sansans, Georgensgmünd, Oeningen und an anderen Orten gefunden; ihr Beginn scheint mit der Bildung der Niederung von Wien, ihr Ende mit jener großen Faltung der Tertiärgebirge zusammenzufallen, welche man in der Schweiz wahrnimmt. Die zweite Fauna findet sich bei Eppelsheim, bei Athen und an vielen andern Orten. Eine dritte ähnliche Landfauna, welche z. B. im Arnothale bei Florenz bekannt ist und nach dieser zweiten folgen sollte fehlt bis jetzt in der Niederung von Wien, doch läßt sich aus den Lagerungsverhältnissen nachweisen, daß zu jener Zeit hier Festland, also nicht die Gelegenheit zu ausgedehnten Ablagerungen war. Eine vierte ist die diluviale Landfauna mit dem Mammuth, dem Nashorn mit getheilter Nase, dem Rennthier und dem Moschusochsen.

Herr Dr. Hörnes legte die zweite Abtheilung der Arbeit über die Familie der Rißoiden von Herrn Gustav Schwarz v. Mohrenstern vor. Dieselbe enthält das Geschlecht Rissoa, während die in dem 19. Bande der Denkschriften veröffentlichte erste Abtheilung das Genus Rissoina behandelte.

Genaue anatomische Untersuchungen haben den Verfasser zu dem Resultate geführt, daß die 532 Arten von Gasteropoden, welche als Rissoen beschrieben wurden, nicht nur nach den charakteristischen Merkmalen der Thiere in bestimmte Gruppen zerfallen und sich darnach in eine Anzahl wohlbegründeter Gattungen, wie sie theilweise Henry und Arthur Adams in ihrem Werke „Genera of recent Mollusca“ angenommen haben, eintheilen lassen, sondern auch zu dem Ergebniß geführt, daß auch ohne Berücksichtigung der anatomischen Gattungscharaktere des Thieres die Arten sich schon nach der äußeren Form und Verzierung des Gehäuses mit Bestimmtheit generisch deuten und in die ihnen gebührende Stelle im Systeme einreihen lassen

Es fallen nun von den oben erwähnten 532 Arten, nach Ausscheidung aller Synonyma, der Gattung Rissoa nur 47 Arten zu, die genau beschrieben, auf 4 Tafeln abgebildet, vorgelegt wurden.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Am 6. Mai 1863.

Vorsitzender Herr Prof. Friedrich Simony.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld machte folgende Mittheilungen:

Von Herrn Ferd. Schmidt in Laibach wurde für die Typensammlung der Gesellschaft eine höchst werthvolle Gabe, nämlich 23 Arten Grottenkäfer aus Krain eingesendet.

Herr Markus Baron v. Jabornegg jun. in Klagenfurt schickte an die Gesellschaft, sich an einer nach Dalmatien von ihm im Mai d. J. zu unternehmenden Reise durch Abnahme von Aktien zu betheiligen. Der Preis einer Aktie beträgt 5 fl. ö. W. und es kann für dieselbe nach Wunsch je eine Centurie Pflanzen, oder Coleopteren, oder Conchylien bezogen werden.

Herr J. Juratzka besprach einen, von Herrn Dr. J. Milde eingesendeten Aufsatz, über einige deutsche Equicetenformen, in welchen E. trachyodon, Ehremabe und paleacaem Schlch. kritisch bearbeitet werden

Ferner legte er einen Bericht von G. A. Zwanziger in Salzburg, über eine in Gemeinschaft mit den Lichenologen A. Metzler aus Frankfurt a. M. im Juli v. J.

Digitized by Google

über den Radstädter Tauern nach Mauterndorf im Lungau und ins Großarler Thal im Pongau unternommene Reise. Außer werthvollen Details über die horizontale und vertikale Verbreitung der Phanerogamen, Farne und Flechten (unter vorzüglicher Berücksichtigung der Unterlage) in diesen interessanten und in diesen Beziehungen wenig bekannten Gegenden führt der Aufsatz nicht weniger als 54 Arten an, die theils für das Kronland, theils für den Kaiserstaat neu sind. Unter letzteren ist die seltene **funaria mierostoma**, welche der Vortragende der Versammlung vorwies, besonders hervorzuheben.

Schließlich besprach Herr J. Juratzka einen, von Herrn Metzler eingesendeten Aufsatz, über die Flechten des Radstädter Tauern.

Herr Dr. H. W. Reichardt besprach von Herrn P. Anton Kerner eingesendete Nachträge zu Rendtwichs **Enumeratio plantarum territorii Quinque Ecclesiensis**, in welchen aus dem schriftlichen Nachlasse Rendtwichs eine bedeutende Zahl von dort noch nicht bekannten Pflanzenarten namhaft gemacht wird. Ferner legte er einen von Herrn Dr. Bernhard Müller eingeschickten Beitrag zur Flora der Marmaros vor, in welchem beiläufig 200 Pflanzen aufgezählt werden, die auf einer im Jahre 1835 unternommenen Reise gesammelt wurden.

Schließlich zeigte Dr. Reichardt eine interessante ringförmige Fasciation von Taraxakum vor, und besprach die wahrscheinliche Bildungsweise derselben.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 28. April 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann führte den Vorsitz.

Unter den, von dem Herrn Sekretär Foetterle vorgelegten Druckwerken, erwähnte derselbe insbesondere des Archivs für vaterländische Geschichte und Topographie von Kärnten, das in mehreren interessanten Aufsätzen der Herren v. Jabornegg-Altenfels, Dr. K. Flor und Dr. J. Tomaschek manche wichtige Beiträge für die Topographie des Landes liefert; ferner des Berichtes des Museum Carolino-Augustum in Salzburg, in dem Herr L. Reissacher einige geschichtliche Nachrichten über die Metallbergbaue von Böckstein, Fusch und Rauris gibt, wo sie von den Tauriskern vor etwa 3000 Jahren begonnen wurden, und deren Blüthezeit in das 15. und 16. Jahrhundert fällt. Endlich legte Herr Foetterle die letzten 10 Blätter vor, des großen vaterländischen Kartenwerkes der „Administrativkarte von den Königreichen Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthume Krakau und den Herzogthümern Auschwitz, Zator und Bukowina in 60 Blättern. Sr. k. Hoheit dem Durchlauchtigsten Erzherzoge Karl Ludwig in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Karl Kummerer Ritter v. Kummersberg, k. k. Hauptmann". Der Letztgenannte hatte im Vereine mit dem k. k. Hauptmanne Max Freiherrn v. Liechtenstern bereits im Jahre 1849 es unternommen, auf Grundlage der reichen, geschätzten Materialien der k. k. Katastralvermessung, ein allen billigen Anforderungen in geographischer und statistischer Beziehung entsprechendes Kartenwerk über Galizien herauszugeben. Es wurde hierzu der Maßstab von 1600 Wiener Klafter auf einen Wiener Zoll gewählt, und wurde hiefür die Form von Kreiskarten bestimmt, um dieselben für alle möglichen Bedürfnisse zugänglicher zu machen. Schon im Jahre 1849 wurden in dieser Art die Karte des Großherzogthumes Krakau und des Wadowizer Kreises publizirt. Später wurde diese Form der Publikation aufgegeben, und Herr Hauptmann v. Kummersberg unternahm allein die Ausführung des erstenerwähnten großen, zusammenhängenden Kartenwerkes. Der Natur der Sache entsprechend, konnte ein derartiges Werk

Digitized by Google

nur langsam fortschreiten, da es namentlich auch von dem Fortschritte der Arbeiten des k. k. Katasters in Galizien abhing. Als letzterer im Jahre 1857 seine Arbeiten vollendete, war auch eine raschere Beendigung dieses Kartenwerkes ermöglicht und wünschenswerth. Diese erfolgte nun auch rasch, als Herr A. Artaria vor etwa drei Jahren die Sache in die Hand nahm, und sowohl das Verlags- wie das Eigenthumsrecht sich erwarb. Denn heute schon sehen wir ein Werk vollendet, daß der Privatindustrie auf dem kartographischen Gebiete in Oesterreich unstreitig zur größten Ehre gereicht. Jedes Blatt hat 18¾ Zoll Länge und 12½ Zoll Höhe inneren Randes und umfaßt einen Flächenraum von 37 Quadratmeilen; um nicht mit der Landesgrenze abzuschneiden, erscheint auch das anstoßende Gebiet nach Verhältniß des Raumes im Croquis dargestellt, und außerdem sind die Pläne von Krakau, Lemberg und Czernowitz in dem Maßstabe von 150 Klaftern auf einen Zoll ausgeführt. Außer dem Fluß-, Straßen- und Grenznetze, der Ausscheidung von Wald, Wiesen und Sumpfgebieten, ist durch 43 konventionelle Zeichen für alle nur möglichen Bedürfnisse eines guten Kartenwerkes gesorgt, und den Mangel einer Terraindarstellung ersetzen zur Genüge die allenthalben in sehr großer Anzahl angebrachten trigonometrisch bestimmten Höhenzahlen.

Der Herr Präsident Oberst Pechmann hob nochmals die Genauigkeit des vorgelegten Kartenwerkes hervor, das sich darin den Arbeiten des Katasters unmittelbar anschließt und sprach im Namen der Gesellschaft den beiden Herren v. Kummersberg und A. Artaria die wohlverdiente Anerkennung und den Dank der Gesellschaft für das Zustandebringen dieses wichtigen und werthvollen Kartenwerkes aus.

Herr Foetterle berührt noch in der Kürze die in den letzten Heften von Petermann's Mittheilungen näher erwähnten Untersuchungen v. Heuglin's am oberen Nil, sowie Freiherrn v. Decken's und Livingstone's an der Ostküste von Afrika, welch' Letzterem es gelang, den Nyassa-See auf eine Länge von etwa 200 englischen Meilen zu durchschiffen, sowie endlich die Untersuchungen von Hague der Guano-Insel im amerikanischen Polynesien.

Herr k. k. Ministerialkonzipist Dr J. R. Lorenz überreichte der k. k. geographischen Gesellschaft sein Werk „Physikalische Verhältnisse und Vertheilung der Organismen im Quarnerischen Golfe", das auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften gedruckt wurde, und knüpfte daran einige nähere Mittheilungen über die von ihm zur Erlangung der erzielten Resultate angestellten zahlreichen Beobachtungen und Untersuchungen.

Herr Prof. F. Simony hebt die Wichtigkeit der vorgelegten Arbeit des Herrn Dr. Lorenz noch insbesondere hervor, die sie durch die Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den physikalischen Verhältnissen des Meeres und dessen Organismen erlangt, da sie gerade in dieser Richtung vereinzelt dasteht, und indem er die Herrn Dr. Lorenz bereits allenthalben zu Theil gewordene Anerkennung besonders betont, hofft er, daß dessen Arbeit zu weiteren derartigen Untersuchungen und Mittheilungen Veranlassung bieten werde.

Herr k. k. Corvettenarzt Dr. W. Winternitz. gab eine Skizze der klimatologischen Verhältnisse von Corfu, wozu er das Material in Corfu selbst zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte. Der Hauptcharakter des Klima's der Insel ist dessen Unbeständigkeit, da in allen vier Jahreszeiten große Sprünge genug häufig sind; obwohl es auch nicht selten Jahre gibt, deren Klima jenes von Palermo noch übertrifft doch selbst die ungünstigsten Monate bieten täglich schöne warme, Stunden. Günstiger als auf der Ostküste gestalten sich die klimatischen Verhältnisse auf der Westküste der Insel, wo es Punkte gibt, wie z. B. in der Nähe des alten Paleokastro, die durch entsprechende Einrichtungen dem berühmten Palermo und selbst Madeira bis zu einem gewissen Grade Konkurrenz machen könnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Aufhebung des Schulgeldes an der Volksschule.

Beleuchtet von **Dr. Adolf Ficker.**

So vielfältig die Frage des Schulgeldes bei dem Elementarunterrichte schon verhandelt wurde, immer kam es wieder darauf hinaus, daß sie vor Allem und in erster Reihe eine theoretische ist.

Zwar lasen wir erst vor einigen Tagen in einer „Zeitschrift für den vaterländischen Lehrstand", die in Rede stehende Frage sei durch die „meisten der modernen Staatsverfassungen" und selbst durch die heimische Gesetzgebung bereits im Sinne der Unentgeltlichkeit des Volksunterrichtes praktisch gelöst. Aber eine solche Behauptung ist eben nichts, als eine leere auf keine Realität sich stützende Phrase, wie man deren in dieser Sache leider mehrere hört.

Das einzige Citat, mit welchem jene Zeitschrift den ersten Theil ihrer Behauptung stützen will, ist gleich ein höchst unglücklich gewähltes. Allerdings steht in der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Jänner 1850 der Artikel 25: „In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt", aber auch der Artikel 112, welcher sagt: „Bis zum Erlaß eines Unterrichtsgesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen", und dasselbe Blatt der bezeichneten Zeitschrift, in dem sich das Citat des Artikels 25 findet, enthält auch die Notiz, daß „die preußische Regierung nicht gesonnen ist, der Landesvertretung in dieser Session das längst verheißene Unterrichtsgesetz vorzulegen". Die nur zu wohl begründeten Klagen über diese Zögerung ändern an der Thatsache nichts, daß der Artikel 25 bisher noch nicht einmal zur verfassungsmäßig berechtigten Existenz gelangt ist.

Außer diesem Artikel und einem ähnlich lautenden der kaum drei Jahre in Wirksamkeit bestandenen Verfassung von Anhalt-Dessau, hat unseres Wissens keine der seit dreißig Jahren in das Leben getretenen Konstitutionen die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichtes ausgesprochen. Das Frankfurter Parlament nahm allerdings (ungeachtet fast keine Debatte vorausging, nur mit 193 gegen 163 Stimmen) diesen Satz in den § 19 der deutschen Grundrechte auf; das Einführungsgesetz vom 27. Dezember 1848 reihte ihn aber nicht unter jene Bestimmungen, welche sofort in das Leben treten sollten, sondern zählte ihn der Kategorie derjenigen zu, für deren Durchführung erst neue Landesgesetze im verfassungsmäßigen Wege erlassen werden müßten, und bestimmte, daß bis zur Erlassung derselben für die betreffenden Verhältnisse die bisherigen Gesetze in

Digitized by Google

Kraft bleiben sollten. Alle späteren Entwürfe, welche darauf abzielten, der Reichsverfassung sammt den Grundrechten wenigstens in einem engeren Deutschland Geltung zu verschaffen, haben den mehrberührten Satz bereits vollständig ausgeschieden.

Noch mißlicher als mit der Behauptung, die meisten modernen Staatsverfassungen hätten den fraglichen Satz aufgenommen, steht es mit der weiteren: „der Grundsatz der Bestreitung des Volksschulunterrichtes aus allgemeinen Mitteln sei bereits bei uns faktisch anerkannt, und die Großkommune Wien mache eine Ausnahme von der Regel". Von einer Zeitschrift für den vaterländischen Lehrerstand durfte man erwarten, daß sie mindestens über die österreichischen Gesetze etwas genauer unterrichtet sein sollte, als über die „meisten der modernen Staatsverfassungen."

Wie steht es nun mit den zum Beweise herbeigezogenen Gesetzen? Das am 26. März 1863 für Oesterreich unter der Enns votirte Landesgesetz „über das Schulpatronat und die Kostenbestreitung für die Lokalitäten der Volksschulen" weist diese Kosten, welche früher von der sogenannten Schulkonkurrenz (also nicht aus dem Schulgelde) bestritten wurden, eventuell den Ortsgemeinden zu. Wie diese Kosten gleich anderen Kommunalerfordernissen aufzubringen sind, darüber beruft sich der § 9 jenes Gesetzes auf die „Bestimmungen des fünften Hauptstückes des Gemeindegesetzes" und dieses bestimmt im § 68: „Alle Ausgaben für die Gemeindezwecke sind zunächst aus den in die Gemeindekasse fließenden Einkünften zu bestreiten" — wozu gewiß auch das Schulgeld gehört, wo es von der Gemeinde erhoben wird — und fügt erst im § 73 bei: „Zur Bestreitung der nach § 68 nicht bedeckten Ausgaben zu Gemeindezwecken kann der Ausschuß die Einführung von Gemeindeumlagen beschließen". Die Konkurrenz eines öffentlichen Fondes für diese Kosten und für alle Schulauslagen tritt regelmäßig dann und insoweit ein, wenn und inwieferne Bestimmung und Umfang einer Schule aus öffentlichen Rücksichten über das Bedürfniß und somit auch über das Maß der Verpflichtung einer Gemeinde hinausgeht (z. B. wenn sie mit einer Lehrerbildungsanstalt verbunden ist); sie enthebt also niemals die Gemeinde der auf sie entfallenden Obliegenheiten und ändert nichts an der Art, wie dieselben erfüllt werden sollen. Subsidiarisch und zeitweilig hilft ein öffentlicher Fond in jenen Fällen aus, für welche auch der Landtagsbeschluß vom 12. Februar 1863 einen Beitrag an die Gemeinden aus Landesmitteln bewilligt hat, nämlich dort, wo die bezüglichen Gemeinden nicht im Stande sind, die Schulauslagen zu bestreiten, folglich erst dann, wenn sämmtliche in den §§ 68 und 73 des Gemeindegesetzes vorgesehenen Quellen dieser Bestreitung sich als unergiebig erwiesen haben.

Die durch alle jene Gesetze aufgestellte oder vielmehr neuerdings anerkannte Regel lautet demnach folgendermaßen: „So weit die Erhaltung einer Volksschule unseres Landes innerhalb der Verpflichtung einer Gemeinde liegt, hat die Kommune die bezüglichen Auslagen zunächst aus den in die Gemeindekasse fließenden Einkünften, sodann aber aus den Gemeindeumlagen zu bestreiten, und kann nur im

Digitized by Google

Falle ihrer Unvermögenheit eine Subsidie aus Landesmitteln oder aus einem öffentlichen Fonde in Anspruch nehmen". Die Erhebung des Schulgeldes an den Kommunal-Volksschulen Wiens entspricht somit vollkommen der Regel und würde ihr entsprechen, wenn auch sein Betrag ein viel höherer, als der gegenwärtige wäre. Der gehässige Vorwurf, sie „mache eine Ausnahme von der allgemeinen Regel", ist so vollständig aus der Luft gegriffen, daß man ihn fast mit einem härteren Ausdrucke kennzeichnen möchte.

Die Wahrheit ist also: Weder eine der in Kraft bestehenden modernen oder nicht modernen Staatsverfassungen (unseres Wissens nur jene der Kantone Lucern, St. Gallen, Solothurn und Neuenburg ausgenommen) noch die heimische Gesetzgebung legt den Gemeinden, als deren eigenste Angelegenheit die Volksschule immer mehr anerkannt wird, irgend eine positive Verpflichtung auf, das Schulgeld an derselben zu beseitigen. Ja selbst dort, wo vor sieben Jahrzehnten der Grundsatz vollständiger Unentgeltlichkeit des Primärunterrichts obligatorisch ausgesprochen wurde, in Frankreich, bestand die Ausnahmslosigkeit dieses Grundsatzes fast nur während der drei Jahre, in welchen es daselbst eigentlich gar keinen Primärunterricht gab. Schon im Jahre 1795 wurden die versprochenen Freischulen für Alle auf eine bestimmte Zahl von Freistellen reduzirt, und das Gesetz vom 28. Juni 1833, welches zuerst ein umfassendes System von Primärschulen für Frankreich schuf, beschränkte das Recht, unentgeltliche Aufnahme in eine Kommunal-Elementarschule zu fordern, auf Kinder, deren Dürftigkeit gehörig bezeugt ist. Auch in jenen Staaten der nordamerikanischen Union, welche noch dem Prinzipe der Freischulen huldigen, ist dieses Prinzip nicht gleichbedeutend mit voller und unbedingter Unentgeltlichkeit des Primärunterrichtes, indem es den Bewohnern der einzelnen Schuldistrikte überlassen bleibt, den Theil der Schulauslagen, welchen die allgemeine Umlage nicht deckt, durch das Schulgeld hereinzubringen oder aber den Unterricht in gleichem Verhältnisse der Zeit oder dem Umfange nach einzuschränken.

Vielleicht aber liegt, abgesehen von jeder positiven Gesetzgebung, in der Natur des Schulgeldes etwas, was seine Auferlegung rechtlich unzulässig macht?

Diese Frage fällt mit jener nach der rechtlichen Zulässigkeit von „Gebühren" überhaupt zusammen, deren Theorie neuerdings zu erörtern allerdings hier nicht der Platz ist. Die Thätigkeit oder Anstalt des Staates, des Landes oder der Kommune, für welche eine Gebühr besteht, geht mit Nothwendigkeit aus den Pflichten des Staates, des Landes oder der Kommune gegen ihre Angehörigen hervor. Sie tritt nicht wegen der an sie geknüpften Gebühr in das Leben und könnte, ohne ihr Wesen im mindesten zu ändern, ganz unentgeltlich sein; aber es ist im Allgemeinen weder ungerecht noch schädlich, von dem Einzelnen bei Benützung jener Thätigkeit oder Anstalt eine Gebühr als theilweise Vergütung des allerdings nicht bloß für sein Privatinteresse gemachten, wohl aber ihm zunächst und speziell zu Gute kommenden Aufwandes der Verwaltung einzuheben. Deshalb kann die Verwaltung eines Staates, eines Landes, oder einer Kommune bei sehr vielen Leistungen an ihre Angehörigen von einer besonderen Vergütung absehen,

Digitized by Google

ohne daß nur im Entferntesten daraus folgen würde, auch alles Andere müsse unentgeltlich dem speziellen Gebrauche des Einzelnen überwiesen werden. Deshalb werden andererseits die Gebühren im Ganzen von jeder staatswirthschaftlichen Schule, welche nur überhaupt eine Mehrheit von Abgaben bei dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Haushaltes für unentbehrlich erklärt, auch stets gebilligt, während fast jede einzelne Gebühr bald von dieser, bald von jener Seite, bald aus diesem, bald aus jenem Motive Zweifeln und Angriffen ausgesetzt ist.

Wir meinen dabei nicht die Zweifel und Angriffe von Seite der eben im Momente Gebührenpflichtigen. Wenn man nur jene Abgaben beibehalten will, welche jeder Verpflichtete mit Freuden zahlt, so verzichtet man im Vorhinein auf alle; diejenigen Bürger, welche einen Stolz darein setzen, eine Steuer oder Gebühr entrichten zu dürfen, sind so sparsam gesäet, daß ihnen selbst in den Staaten des ausgebildetsten Selfgovernment eine hundertfache Zahl ganz anders Denkender gegenübersteht. — Das allergeringste Gewicht aber ist solchen Aeußerungen beizulegen, welche eben nur die momentan zu entrichtende Abgabe detestiren und sich zur Zahlung unter irgend einer anderen Form vollkommen bereit erklären. Derlei Individuen kennen und fühlen zwar die Last, deren sie sich entledigen möchten, sie haben jedoch keinen oder nur einen sehr unbestimmten Maßstab für den Widerwillen, mit welchem sie über kurz oder lang die neue Form der Abgabe tragen werden. Sie klagen jetzt und werden, wenn ihrem Wunsche nach Veränderung einmal willfahrt ist, in nicht gar zu ferner Zukunft wieder klagen, vielleicht sogar noch mehr und begründeter klagen, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Also nicht, ob geklagt wird, sondern ob mit Grund geklagt wird, ist hier die Frage, und abermals sieht man sich auf das Feld der theoretischen Erörterung gewiesen.

Das Schulgeld an der Volksschule ist als Abgabe zunächst mit den Gebühren für Rechtsgeschäfte verwandt.

Noch vor der Verpflichtung, das leibliche und geistige Wohl seiner Bürger zu fördern, kömmt für den Staat die Verpflichtung zur Herstellung und Erhaltung der Rechtssicherheit. Selbst wenn man bei der Privat- (oder Civil-) Rechtspflege stehen bleiben will, so nützt das Vorhandensein und die Thätigkeit der Rechtsinstitute des Staates nicht ausschließend jenen Personen, welche eben unmittelbar davon Gebrauch machen; auch alle übrigen Staatsangehörigen partizipiren an den negativen und positiven Vortheilen des stets bereiten Rechtsschutzes, und die Gesammtheit hat ein so lebhaftes Interesse daran, statt der Selbsthilfe eine geordnete Rechtspflege Platz greifen zu sehen, daß sie keinem Einzelnen gestatten kann, von der Benützung der letzteren vorkommenden Falles Umgang zu nehmen. Aber aus allem Diesen folgt nur, daß es rechtlich unzulässig wäre, sämmtliche Kosten für die gerichtlichen Akte, welche zunächst einen Einzelnen betreffen, von ihm tragen zu lassen; es ist jedoch ganz wohl zu rechtfertigen, daß einen angemessenen Quotienten dieser Kosten die Partei übernehme, in deren nächstem Interesse die gerichtlichen Akte stattfinden. Die „Konsequenz des Systems"

Digitized by Google

fordert nur, daß dieser Quotient ein angemessener sei, keineswegs aber, daß auch dieser Quotient von der Gesammtheit übernommen werde.

Eben so ist es mit dem Schulgelde an der Volksschule. Der in einer Volksschule ertheilte Unterricht kömmt ohne allen Zweifel nicht bloß den jene Schule benützenden Kindern und ihren Familien, sondern auch der Gesammtheit zu Gute, welche in der Erziehung und Bildung aller ihrer Glieder unerläßliche Bestandtheile ihres kommunalen oder nationellen Reichthumes erkennt und schätzt, und diese Gesammtheit hat ein so lebhaftes Interesse daran, jedes ihrer Kinder in den nothwendigsten Kenntnissen unterrichtet und durch den Unterricht erzogen zu sehen, daß sie den Eltern und ihren Stellvertretern nicht gestatten kann, denselben diesen Unterricht und diese Erziehung zu versagen. Die „natürliche und nothwendige Folge hiervon" ist aber noch weitaus nicht die volle Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichtes, sondern nur die Forderung, daß nicht etwa die ganzen Kosten des Bestehens solcher Schulen den Zöglingen aufgebürdet werden; es läßt sich jedoch allerdings ganz wohl rechtfertigen, daß einen angemessenen Quotienten jener Kosten Diejenigen übernehmen, deren Angehörige oder Pflegebefohlenen die Schule besuchen. Die „Folgerichtigkeit" besteht nicht darin, daß auch dieser Quotient von der Gesammtheit übernommen werde, sondern bloß darin, daß er wirklich ein angemessener sei.

Die Analogie zwischen den Gebühren für den Volksschulunterricht und für die Rechtsgeschäfte spricht sich auch darin aus, daß in beiden Beziehungen um des allgemeinen daran geknüpften Interesses willen weder Schulbesuch noch Vornahme gerichtlicher Akte den Zahlungsunfähigen (das Wort in möglichst freisinniger Weise aufgefaßt) verweigert werden darf, und daß der gerechte Maßstab für die Beitragspflicht der Zahlungsfähigen nur in einer billigen Abschätzung des Verhältnisses zwischen ihrem speziellen Interesse an dem Bestehen und der Thätigkeit jener Institute und zwischen dem allgemeinen Interesse der Gesammtheit an jenem Bestehen und jener Thätigkeit liegt. Diese Abschätzung ist keineswegs leicht, individuell sogar unmöglich; einen nicht zu verachtenden Anhaltspunkt für die Gewinnung einer Durchschnittsziffer bietet die Betrachtung des Vorganges einer größeren Zahl von Staaten, Ländern oder Gemeinden unter ziemlich gleichen oder doch sehr ähnlichen Verhältnissen.

Selbst der Geschichte ist jene Annalogie zwischen dem Schulgelde für den Elementarunterricht und den Gebühren für Rechtsgeschäfte nicht ganz fremd geblieben. In derselben Zeit, in welcher Frankreich die Unentgeltlichkeit des Primärunterrichtes proklamirte, bestimmte auch die Konstitution vom 13. September 1791: „La justice sera rendue gratuitement", und, so wie jene Unentgeltlichkeit eigentlich niemals in das Leben trat, so erhielt Frankreich noch unter der Direktorialregierung ein Stämpel- und Gebührengesetz, umfassender und strenger, als viele andere, und, von den letzten Tagen Ludwigs XVIII. abgesehen, war jede weitere Entwicklung dieser Gesetzgebung zugleich eine Verschärfung.

Digitized by Google

Nach dem Gesagten ist es also unzweifelhaft, daß ohne irgend eine Widerrechtlichkeit ein angemessener Theil der Kosten des Volksschulunterrichtes durch das Schulgeld aufgebracht werden kann, und es wird zu einer bloßen Frage der Zweckmäßigkeit, ob dieser Theil auch wirklich durch das Schulgeld oder in irgend einer anderen Art aufgebracht werden soll.

(Schluß folgt.)

Die Volkswirthschaft in den Niederlanden im 17. und 18. Jahrhundert.

Etienne Laspeyres' „Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur."

(Leipzig, 1863.)

II.

Nicht bloß in Asien und Amerika rissen die Holländer den gesammten Handel damaliger Tage an sich, auch in Europa gewannen ihre Handelsbeziehungen an Extensität und Intensität. Mannigfache Faktoren haben hierzu mitgewirkt. Die freie Religionsübung trieb nicht die Einheimischen ins Ausland und entzog dem Lande tüchtige Kräfte, sondern lockte andererseits viele Fremde an, die in den Niederlanden ein Asyl fanden, während in den romanischen Landen die Verfolgungssucht um sich griff. Intelligenz und Kapital flossen reichlich zu. Ueber die Ursachen der niederländischen Handelsblüthe haben sich viele gleichzeitige Schriftsteller ausgesprochen und vornehmlich die Engländer haben mit ungemeiner Schärfe jene Momente hervorgehoben, welche die wirthschaftliche Entwicklung in Holland befördern halfen. Bis zum Münster'schen Frieden beschäftigt dieses Problem alle Nationen. Die Niederländer begannen erst im 17. Jahrhundert sich mit den Gründen ihrer kommerziellen Blüthe zu beschäftigen, nachdem manche Geschäftszweige schon etwas gelitten hatten. Die Schriftsteller Hollands heben folgende Punkte besonders hervor: „Die Freiheit der bürgerlichen Nahrung, die Freiheit der Niederlassung läßt dem Einzelnen die Art des Vermögenserwerbes frei und erleichtert die Volksvermehrung. Eine freie Regierungsform sichert das Erworbene gegen Willkür der Fürsten, eine gute Justiz gegen die Gelüste der Mitbürger, eine gute Kriegsflotte gegen die Raubluft fremder Fürsten und der Seeräuber. Gute Häfen schützen gegen die Stürme der See, starke Deiche gegen die Wogen des Meeres, gute Versicherungsgesellschaften vertheilen den durch Naturereignisse entstandenen Schaden auf die Gesammtheit; der Erwerbseifer, die Sparsamkeit bewirken, daß auch die geringsten Kapitalien in freien oder privilegirten Kompagnieschaften aller Art ohne Anstrengung des Besitzers nutzbar angelegt werden. Der niedere Zinsfuß, freilich erst durch den Handel geschaffen, begünstigt wieder seinerseits durch leichtes Kredit-

Digitized by Google

geben des ganzen Landes an das Ausland und der Einzelnen untereinander im Inlande. Ein ausgebildetes Maklerwesen hebt den Verkehr in der Heimath, ein kräftiges Konsulatwesen im Auslande. Gute Landstraßen, natürliche und künstliche Wasserwege erleichtern in jeder Weise die Verbindungen von Provinz zu Provinz." Man entnimmt aus dem Angeführten leicht, welch' richtigen Einblick die Holländer in die Normen der Wirthschaft hatten.

Die Schifffahrtsakte Cromwells, theilweise aus politischen Motiven erlassen, die Tarife Colberts von 1664 und 1667 waren direkte Angriffe gegen Holland. Schweden und andere Staaten folgten mit ähnlichen Gesetzen bald nach. Durch das Navigationsgesetz sollte die holländische Rhederei, durch die französischen Normen die holländische Industrie hart getroffen werden. Man blieb dabei nicht stehen. Durch alle möglichen Chikanen versuchte man den Holländern den Todesstoß zu versetzen; man griff die Schiffe der Holländer auf, legte Arrest auf ihre Fracht und ihre Güter im Ausland. Da auch diese Mittel nicht ausreichten, fing man Krieg an und versetzte das unkriegerische, friedliebende Volk zeitweilig in eine traurige Lage. Die wirthschaftliche Literatur damaliger Tage beschäftigt sich vielfach mit den Colbert'schen Maßnahmen und der Navigationsakte Englands, und mannigfache Vorschläge tauchten in den verschiedenartigsten Broschüren auf, auf welche Weise man dem Uebel begegnen solle. Man hat damals die Colbert'schen Prohibitivgesetze und die englische Schifffahrtsakte vielfach überschätzt, und heute noch theilen eine ganze Schaar von Schutzzöllnern diese Ansicht. Indeß blieb der Handel der Holländer mit Frankreich, den mannigfachen Irrungen und Hemmnissen ungeachtet, einer der ergiebigsten, und erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stellte sich die Bilanz günstiger für Frankreich. Mit England blieben die Holländer nach wie vor in Verbindung und schmuggelten viele Waaren anderer Völker ein, welche sie für holländische ausgaben. Der Schaden, welcher den Holländern zugefügt wurde, war nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich anzunehmen bereit ist. Nach unserem Dafürhalten hat man den Werth des Navigationsgesetzes für England viel zu hoch angeschlagen.

Hinsichtlich der von den Niederländern verfolgten Handelspolitik kann man mehrere Perioden unterscheiden. Bis zum westphälischen Frieden standen Industrie und Handel in hoher Blüthe und bedurften weder der Aufmunterung noch des Schutzes. Einzelne Stimmen, welche schon früher für den einen oder den anderen Industriezweig Schutzzölle verlangten, drangen nicht durch. Unter den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts sind in den Niederlanden nur zwei als Anhänger Colberts zu betrachten. Arend-Tollenaeer, der 1672 mit mehreren Pamphleten hervortrat, worin er die Eingangszölle für Holland durch die französische Zollgesetzgebung rechtfertigt, Einfuhrverbote fordert und zum Schutze der Industrie u. a. auch vorschlägt, daß Alle, welche Remunerationen vom Staate empfangen, sammt ihren Familien inländische Stoffe gebrauchen müssen. In einer anderen Schrift wünscht Tollenaeer das Gebot auf alle Einwohner der Niederlande ausgedehnt zu sehen. Ein krasser Merkantilist und Schutzzöllner ist Johannes Voetius, geb. 1647, gest. 1714. Er

Digitized by Google

fordert Ausfuhrverbote auf Güter, die zum Lebensunterhalt dienen, Einfuhrverbote, damit nicht die Gewerbe leiden, das Geld nicht aus dem Lande gehe, der Luxus nicht überhandnehme, der Ruf aller inländischen Waaren durch Untermischung mit schlechter fremder Waare nicht untergraben werde. Anonyme Schriftsteller, welche Repressalien gegen Frankreich forderten, brachten auch die wunderlichsten Vorschläge zu Tage. So meinte Jemand, man sollte alle Korrespondenz nach Frankreich verbieten, damit kein Wechsel dahin geschickt werden könne.

Seit der Einwanderung der Hugenotten aus Frankreich entstanden in den Niederlanden eine Anzahl Industrien, welche Anfangs mit den französischen Manufakten zu konkurriren im Stande waren. Es waren dies hauptsächlich Mode- und Luxusartikel. Als nun die Pariser Mode den Weltmarkt zu beherrschen anfing, litten die niederländischen Fabriken ungemein, und seit dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts eifert eine neue Art von Protektionisten in Wort und Schrift gegen den Luxus in ausländischen Waaren und die Fabrikanten verlangen in zahllosen Gesuchen Schutz und Unterstützung aller nur möglichen Art. Die Benützung der fremden Stoffe ließ sich jedoch nicht hindern; die niederländischen Aristokraten fanden an dem Beispiele, welches einige Mitglieder des oranischen Hauses durch ausschließliche Verwendung inländischer Bekleidungsstoffe gaben, keinen Geschmack. Die Fabrikanten überschütteten im 18. Jahrhundert die Provinzial- und Generalstaaten mit einer Fluth von Petitionen, um durch Verbote oder Zölle die fremden Waaren vom Lande fernzuhalten. Kaum ist ein Gewerbe zu nennen, welches nichts verlangt oder erbeten hätte. Die mannigfachsten, oft wunderlichsten Gründe werden für den Schutz geltend gemacht.

Dennoch würde man irren, wenn man die Wirthschaftspolitik der Niederländer nach den Petitionen der Industriellen oder nach den Resolutionen der Generalstaaten beurtheilen wollte. Die Zahl der Schriftsteller, welche für Freigebung des Handels, Beseitigung aller hemmenden Fesseln ihre gewichtige Stimme erheben, ist ungleich bedeutender, und im Allgemeinen neigte sich auch die gesunde Anschauungsweise und richtige Politik der Niederländer dem Freihandel zu. Grotius und Graswinkel erwarben sich großen Ruhm durch den Kampf um das Mare liberum, und im Wesentlichen hielt man auch später mit geringen Modifikationen, welche das zeitweilige Interesse erheischte, an diesem Standpunkte fest. Die Niederländer waren im Merkantilismus nicht so befangen, als die übrigen Nationen. Treffend sagt Herr Laspeyres: „Mag die Partei der Gewerbefreunde und Schutzzöllner auch sehr groß erscheinen, die Partei derer, welche Freiheit wünschen, ist doch noch viel größer, sie tritt nur nicht allezeit hervor, denn die Freiheit, als das Natürliche, wird nur geltend gemacht, wenn sie beeinträchtigt werden soll. Jeder, der nicht ausschließlich für einen Schutz sich erhob, war ein Freihändler, freilich, wenn man so sagen darf, ein latenter. Wie man fast von jedem Menschen hört, welcher Hungers gestorben ist, nicht aber von denen, welche es nicht sind, so hört man auch nur von denen, welche die natürliche Freiheit gefesselt haben wollen, nicht von denen, welche mit dem Zustande der natürlichen Freiheit sym-

Digitized by Google

pathisiren. Nur Diejenigen müssen öffentlich hervortreten, welche mit Rath und That die Beeinträchtigung der Freiheit fordern, und Jene, welche sich dagegen stemmen. Die Frage nach dem freien Verkehr in den Produkten des Inlandes und des Auslandes kommt also meistens nur zur Sprache, wenn die Frage des Schutzes auftaucht. So auch in den Niederlanden. Es gab auch daselbst eine bestimmte freihändlerische Partei, aber nicht in dem Sinne, wie A. Smith und seine Nachfolger, welche die Konsumenten vertreten, sondern eine Partei Derer, welche ihre eigenen Interessen wahren und selbstständig neben den Gewerbetreibenden und den Landleuten stehen: die Kaufleute. Der Kaufmann war Freihändler nach allen Seiten er wollte keine Ausfuhrsbeschränkung, um recht viel auszuführen, keine Einfuhrbeschränkung, um recht viel einzuführen; er wollte endlich keine Durchfuhrbeschränkung, um recht viel ein- und wieder auszuführen. Eine ungemein einfache Politik, wenn nicht dagegen andere Berufsklassen andere Interessen hatten oder zu haben meinten. Ein Streit über den freien Handel entbrannte jedoch nicht nur zwischen diesen, sondern oft genug auch innerhalb des Kaufmannsstandes, denn die einzelnen Kaufleute waren durchaus nicht allezeit für die freie Bewegung Aller im Handel."

Nur eine einzige Stadt hielt jederzeit an der freihändlerischen Richtung fest. Es ist dies Amsterdam. Eigenthümlich sind die Argumente. Die Protektionisten betonen, daß das Wohl und Wehe der Niederlande vom Zustande der Gewerbe abhänge; die Freihändler heben hervor, daß der Handel die Haupterwerbsquelle sei. Zu einer prinzipiellen Auffassung und theoretisch-wissenschaftlichen Begründung der Freihandelslehre kam es nicht. Nur de la Court macht auch hier in gewisser Hinsicht eine Ausnahme, der in den Niederlanden als Vorkämpfer des Freihandels galt. Interessant ist eine 1770 erschienene Dissertation: „De libertate commerciorum" u. s. w., von J. Bruistens. Die Nothwendigkeit des Verkehres unter den Völkern wird aus der verschiedenen Begabung der Menschen und der verschiedenen Natur der Länder hergeleitet. Dieser Verkehr dürfe nicht gestört werden, da die ganze Welt darunter leide, wie der ganze Körper, wenn ein Glied untauglich wird.

Fast alle Zweige des Gewerbefleißes hatten sich in den Niederlanden eingebürgert, und bis ans Ende des 17. Jahrhunderts konnten die Fabriken und Manufakturen anderer Länder keinen Vergleich mit den holländischen aushalten. Amsterdam, Leyden und Harlem überragten alle übrigen Städte Europa's. Die Einrichtung der Gewerbe war hier fast dieselbe, wie im übrigen Europa; Gilden und Zünfte hatten hier wie anderswo im gewerblichen Leben Platz gefunden; Bestimmungen, zum Theile die allertollsten, über die Art der Fabrikation, über Modalitäten des Verkaufes, obrigkeitliche Begutachtungen fehlen nicht. Besonders der Häringsfang hatte sich der zärtlichen Fürsorge von Seiten der Staaten und Städte zu erfreuen, Man war im Allgemeinen überzeugt, daß gute Reglements und Ordonantien wesentlich zur Blüthe der Industrie beitragen; den Gesetzen soll Leyden den Ruhm seiner Gewerbe verdanken. Selbst als im 18. Jahrhundert die industrielle Blüthe der niederländischen Provinzen geknickt war, wird das Bestehen von

Digitized by Google

Gilden und Hallen nicht als Grund der dahinsiechenden Gewerbethätigkeit angesehen.

Hier ist es wieder de la Court, der seine Zeitgenossen weit überragt, und in seinem 1659 geschriebenen, aber erst 1845 durch Wethwaal zu Tage geförderten Werke: „Het Welwaeren der stad Leyden" die Bedingungen einer blühenden Gewerbethätigkeit klar, nüchtern und wahrhaft wissenschaftlich auseinandersetzt. Nicht zwingenden Bestimmungen und lästigen Anordnungen, meint de la Court, sondern den freigelassenen Gewerben verdankt Leyden seinen industriellen Flor. In Religion und Besteuerung müsse jede nur irgend mögliche Freiheit gelassen werden. Man dürfe die Fremden nicht stärker mit Steuern belasten, als die Einheimischen, denn damit lockt man dieselben gewiß nicht an. In der Fabrikation darf man nicht bloß auf die innere Güte als auf die Mode sehen, auch wenn diese albern sein sollte. Betrügliche Waaren zu verbieten ist Unsinn, denn Betrug liegt nur da vor, wo man etwas Anderes liefert, als man versprochen hat, dagegen gibt es aber Rechtsmittel. Wenn man nicht ansieht, was man kauft, betrügt man sich selbst. Obrigkeitlicher Stempel macht keine Waare besser, als sie ist. Die Gilden sind schädlich. Je mehr Bäcker, Brauer, Kleidermacher u. s. w. in oder bei der Stadt wohnen, um so besser. Wenn auch Einzelne aus Mangel an Gewinn zu Grunde gehen, die Gesammtheit hält sich so lange, als die Stadt volkreich ist. De la Court erklärt sich gegen die lästigen Meisterstücke, gegen die Bestimmungen über die Lehrlingszeit. Was die Lehrjahre angeht, wäre es klar, daß ein Mensch wohl dreimal schneller ausgelernt haben kann als der andere, und überdies ist es ein Ballast für den Gescheidten, so lange lernen zu müssen, wie die Dummköpfe.

De la Court stand mit seinen Ansichten wohl nicht vereinzelt da, es gab in den Niederlanden immer helle Köpfe, welche die Mängel der Gewerbeordnung einsahen, deren Vertheidiger die sonderbarsten Argumente geltend machten. So behauptet ein gewisser Poelman, „durch Errichtung der Gilden werden die Menschen verhindert nur in diejenigen Gewerbe zu gehen, welche großen Gewinn abwerfen, so daß sich auch für die minder lukrativen Liebhaber fänden"! In der Praxis hielt man jedoch an der Ansicht fest, daß die General- und Provinzialstaaten Verordnungen zur Aufrechterhaltung der veralteten Reglements erlassen müssen, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir Verbote der Verfälschung von Hopfen, Milch und Käse, Butter, Indigo; Verbote, auf dem platten Lande Gewerbe, wie Brauereien, Mühlen und Wollenfabriken zu betreiben, Vorschriften über die Art der Wollenweberei, der Färberei, der Hanfbereitung, der Kette für Segeltuch u. s. w. Nur in der Aufnahme von Fremden, besonders der flüchtigen Hugenotten, war man ungemein liberal. Die Ankömmlinge brachten neue Gewerbe und bereiteten den heimischen Meistern keine Konkurrenz und überdies fürchtete man, daß diese, aus Holland zurückgewiesen, sich nach anderen Gegenden wenden würden. Im vorigen Jahrhundert erhoben sich allerdings einige Stimmen für eine Reform, aber sie suchten eine Heilung nur in Herstellung einer absoluten Gilden-Autonomie. Bei diesem Stande kann man sich allerdings wundern, daß die Nieder-

Digitized by Google

länder in der Industrie eine solche hohe Stellung einnahmen, aber man muß bedenken, daß es in anderen Ländern noch viel schlechter stand und die Bevormundungsmaßregeln noch viel schroffer aufrecht erhalten wurden. Erst die Revolution schnitt hier wie anderswo tief ein.

Der Kornhandel war von jeher einer der wichtigsten Zweige des niederländischen Verkehrs; Amsterdam und andere Städte hatten schon unter spanischer Herrschaft und noch früher einen ausgedehnten Getreidehandel aus der Ostsee nach den mittelländischen Meergebieten betrieben. Seit der Errichtung der Union nahm besonders der Handel nach Italien ungemein zu. Die große Bedeutung und Wichtigkeit dieses Verkehrsartikels erklärt es ganz einfach, daß in Holland über den Kornhandel so viel geschrieben wurde. Die Jahre 1620 bis 1630 zeigten große Schwankungen in den Getreidepreisen und die Frage ward in vielen Broschüren diskutirt, welche Mittel gegen die Preissteigerung anzuwenden seien. Man verlangte vom Staate die Sorge für Kornvorräthe, obrigkeitliche Preisbestimmungen des Korns oder doch des Brotes, wenigstens in theueren Zeiten. Man kam diesen Anforderungen auch mit Bereitwilligkeit nach. Man sieht, es sind dieselben Palliativmittel, die auch anderwärts vorgeschlagen und in den kindheitlichen Zeiten der Volkswirthschaft angewendet worden sind. Einen Hauptgrund der hohen Preise sah man in dem Spekulationshandel, in dem Vorkaufe u. dgl. m. Unter der großen Reihe von Schriftstellern, die sich mit dieser Frage beschäftigten, gibt es in den Niederlanden nach Herrn Laspeyres nur zwei, welche den Anschauungen ihrer Zeit nicht huldigten und fast in allen Beziehungen über dem gemeinen Vorurtheil standen: Dirk Graswinkel und Jan de la Court, der jüngere Bruder des schon oft erwähnten Schriftstellers. „Die allgemeine Klage über Vermehrung der Kornwucherer", behauptet der erstere, dessen Schrift zu den besten Arbeiten gehört, „widerlegt sich von selbst, denn je mehr sogenannte Kornwucherer in einem Lande existiren, um so weniger ist an ein Monopol zu denken. Die Mittelpersonen zwischen dem, der Korn baut, und dem, der es verzehrt, vertheuern das Korn nicht, weil das Ausbieten durch die Bauern mit dem oftmaligen Fahren auf die Wochenmärkte jedenfalls viel mehr Zeit und Geld kostet, als der Gewinn der Zwischenhändler beträgt". Auf ähnliche Weise erklärt sich Jan de la Court über die eingebildeten Monopolien. „Jeder", sagt er, „darf seine Güter so hoch taxiren, als er will, er erhält darum doch nicht mehr, als sie werth sind. Der Kornhändler braucht aus christlicher Liebe dem Armen das Korn nicht billiger zu geben, als irgend ein anderer Mensch. Almosen hat mit Kaufmannschaft nichts gemein. Die Obrigkeit soll sich nirgends einmischen durch Preisbestimmungen, welche fast immer an dem Gebrechen leiden, daß sie die Vorkäufer mehr begünstigen, als die Käufer."

Leider hatten derartige nüchterne und klare Ansichten auf die Gesetzgebung gar keinen Einfluß. Nach wie vor erließen die Staaten Ausfuhrverbote, obwohl Amsterdam und Rotterdam sich für den freien Getreidehandel erklärten. Ihre Stimmen verhallten, die Forderung der Menge war maßgebend. Die Frage über

Digitized by Google

die Zweckmäßigkei des Ausfuhrverbotes von Landbauprodukten beschäftigte am Ende des vorigen Jahrhunderts derart die Gemüther, daß Privatleute eine Preisfrage hierüber anregten. Eine merkwürdige Erscheinung bleibt es, daß, obwohl der Ackerbau in Holland ungemein sorgfältig gepflegt wurde, die physiokratische Lehre keine Anhänger hatte. Die Befreiung vom Joche der Gutsherren war in den Niederlanden schon im 17. Jahrhundert vorgenommen worden. Die Beseitigung der bäuerlichen Lasten hat unstreitig viel zur intensiveren Bebauung des Grundes und Bodens beigetragen.

Wir können uns nicht in eine weitere Ausführung der verschiedenen Abschnitte einlassen, so viel Interessantes Herr Laspeyres auch über Steuerwesen, Zins, Wucher, Geld u. dgl. m. beibringt. Nur einen einzigen Punkt wollen wir noch hervorheben. Eine große Ausdehnung erhielten in Holland die Kreditgeschäfte, welche bei einem solch' entwickelten Handels- und Verkehrsleben in den verschiedenartigsten Formen betrieben wurden. Der Wechselverkehr war besonders lebhaft. Die meisten südlichen Handelsstädte Europa's bedienten sich der holländischen Vermittlung. Eben so wurde der Aktien- und Effektenhandel nirgends schwunghafter betrieben, als in Holland. Schon die Papiere so vieler Handelsgesellschaften, welche je nach der Dividende höher oder niedriger im Preise standen, waren beim Ein- und Verkauf Gegenstand der Spekulation. Dazu kamen noch die vielen Geldanleihen auswärtiger Fürsten, die in Holland, wo das Kapital bei dem äußerst sparsamen Volke sich rasch ansammelte, aufgenommen wurden. Doch wurden die Käufe und Verkäufe der Effekten auf der Amsterdamer Börse, welche im 18. Jahrhunderte der Mittelpunkt für derartige Geschäfte war, meist reell betrieben; das Aktienspiel war in der öffentlichen Meinung verpönt. Indessen konnte es nicht fehlen, daß auch der Spielgeist zu gewissen Perioden sich hier mächtig entwickelte. Vor dem Entstehen der gewaltigen Staatsschulden waren die Antheile an den beiden großen Kompagnien für den indischen Handel Hauptgegenstand kaufmännischer Spekulation. Man kaufte und verkaufte Aktien wie Waaren. Im Allgemeinen hielt man das für ungemein schädlich, wenn es nur in der Absicht geschehe, um bei niedrigen Kursen billig zu kaufen und beim Steigen derselben schnell wieder zu verkaufen, und die Generalstaaten verboten zu verschiedenen Malen die Spekulationskäufe in Aktien, konnten aber mit ihren Ordonnanzen um so weniger durchdringen, als gerade die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung am meisten spekulirten. Verbote der Aktienspekulation wurden immer erneuert, aus dem seltsamen Grunde, damit Witwen und Waisen nicht Schaden litten, der Preis der Aktien gedrückt, der Kredit geschwächt würde. Der Schriftsteller Nikolaus Muys van Holly eifert in einer Schrift vornehmlich gegen den Aktienhandel. Die Erbitterung gegen die Aktieninhaber steigerte sich besonders, wenn Einzelne oder ganze Klassen der Bevölkerung Verluste erlitten.

Schwindelperioden waren in Holland selten; die Tulpenmanie in den Jahren 1634 bis 1638 war bloß vorübergehend. Die meisten Hauptstädte der Niederlande waren damals in diesen Schacher verwickelt, als der Preis der Tulpen „höher als ihr Gewicht in Gold stand. Man spekulirte damals in Tulpen in ähnlicher Weise,

Digitized by Google

wie in unserem Jahrhundert in Eisenbahnen, Promessen und Kreditaktien. Man schloß Kontrakte ab, bezahlte Tausende von Gulden für Tulpen, die Niemand gesehen hatte. Zur Zeit des Law'schen Bankschwindels in Frankreich, der englischen Südseekompagnie in England ward auch in den Niederlanden der Schwindelgeist wach, aber erst dann, als er in den anderen Ländern schon ausgetobt hatte. Herr Laspeyres irrt, wenn er meint, daß diese niederländische Schwindelperiode bei uns in Deutschland nicht bekannt sei. Horn hat in seiner Schrift „Jean Law", (Leipzig, 1858), diese Epoche eingehend geschildert. Der Aktienschwindel in den vereinigten Niederlanden nahm große Ausdehnung an. In einem Zeitraume von etwa zwei Monaten, von Mitte August bis Ende September, wurden nicht weniger als dreißig Aktiengesellschaften gegründet. Die meisten Unternehmungen gingen von der Provinzial- oder Stadtbehörde aus und hatten fast alle die Hebung eines bestimmten Handelszweiges zum Zwecke. Es tauchten oft die tollsten Projekte auf. So wollte die Stadt Utrecht einen Kanal nach der Zuidersee graben, obwohl Utrecht viel höher lag; sie mußte sich deßhalb noch viel später in Pamphleten und Flugschriften Spott allerlei Art gefallen lassen. Der Utrechter Graben ist in Holland fast sprichwörtlich geworden. Je unbedeutender die Städte, um so größer war die Zahl ihrer Unternehmungen, um so größer die Summen auf dem Papiere. Von solch' ausschweifenden Unternehmungen jedoch, wie wir sie gleichzeitig in Frankreich und England auftreten sehen, hielten sich die praktischen, nüchternen Holländer ferne; zu einer Gesellschaft für die Ausbeutung des perpetuum mobile oder für die Erzeugung von Eichenbutter gaben die praktischen Geldaristokraten ihre Unterschrift doch nicht her.

Im 18. Jahrhundert vollzog sich in Holland ein totaler Umschwung. Mit Recht behauptet ein holländischer Schriftsteller, daß man seit dem Utrechter Frieden ein anderes Volk mit anderen Sitten und mit einem anderen Gemeinwesen anzutreffen meine. Die ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts zeigen uns zwar ein im Ganzen ungeschwächtes reges Handelsleben, aber auch Trägheit und Genußsucht, Gleichgiltigkeit gegen die wichtigsten und heiligsten Interessen eines nationalen Lebens. Während das rivalisirende England alle Kräfte anspannt, um seine merkantile, industrielle und politische Suprematie zu begründen, tritt in Holland ein Stillstand ein, der immer und überall zum Rückschritte führt. Man würde indeß irren, wenn man, wie dies oft geschehen, einen gänzlichen Verfall des holländischen Handels annehmen wollte. Auch Herr Laspeyres scheint dieser Ansicht zu huldigen, die unseres Erachtens jedoch keine richtige ist. Freilich, die holländischen Kaufleute befanden sich jetzt nicht mehr wie ehedem im ausschließlichen Besitze des europäischen und indischen Handels. Ueberall nahm die Wirthschaft einen erhöhten Aufschwung, der Wohlstand hatte sich in weitere Kreise verbreitet, Genüsse und Bedürfnisse sich vermehrt, die Bevölkerung überall zugenommen. In einzelnen Zweigen begannen die verschiedenen europäischen Nationen mit den Holländern erfolgreich zu konkurriren, in anderen behaupteten die Holländer ihre Superiorität. Aber es traten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts manche Gebrechen zu Tage,

Digitized by Google

die man früher nicht beachtet oder nicht beachten wollte; man verabsäumte es, den Weg der Reform zu betreten. Besonders traten die Uebelstände bei den verschiedenen Handelskompagnien zu Tage. Die westindische Gesellschaft hatte durch den Verlust Brasiliens bedeutende Nachtheile erlitten und in Ostindien traten die Engländer als Konkurrenten auf. Zu äußeren Unglücksfällen, die in Indien eintraten, gesellten sich innere Gebrechen; die Gesellschaft verstand es nicht, die indischen Souveraine an sich zu ketten. Mit Mühe konnte man sich gegen das fortschreitende England behaupten. Aber alle diese Verluste hätte man wahrscheinlich bald verschmerzen können, da brach die französische Revolution aus, und diese ist es, welche dem holländischen Handel die härtesten Schläge versetzte.

Adolf Beer.

Der erste österreichische Reichstag zu Linz im Jahre 1614.

Von **Anton Gindely.**

(Sitzungsberichte der historisch-philosophischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften.)

H. B. Die Geschichte Oesterreichs weiß genug zu erzählen von den Trennungsgelüsten einzelner Reichstheile. Um so vereinzelter steht der Fall da, daß die Opposition gegen den Fürsten einen politischen Verband zwischen den verschiedenen Ländern aufzurichten sich bestrebt, um gegen das gemeinschaftliche Oberhaupt mit gemeinschaftlicher Macht anzukämpfen.

Als Mathias auf den Sturz seines Bruders Rudolf II. hinarbeitete, war er auf die Hilfe der oppositionellen Stände angewiesen. Diese wußten seine Lage auszubeuten und ihm eine Konzession nach der anderen abzuzwingen. So hatten denn damals die Böhmen auch die Forderung gestellt, eine Konföderation sämmtlicher österreichischen Stände zu bilden. in der Art, daß ein Ausschuß derselben die gemeinschaftlichen Interessen wahrnehmen sollte. Mathias hatte zugesagt, außer Stande zu verweigern. Allein begreiflicher Weise zögerte er hinterher, ein Versprechen zu halten, dessen Erfüllung den Schwerpunkt der Macht vom Königthum auf die Stände, also damals auf den Adel übertragen hätte.

Um sich zum bevorstehenden Kampfe mit den Ständen zu rüsten, mußte der Kaiser vor Allem an die Aufstellung eines stehenden Heeres denken. Da alle Mittel fehlschlugen, von außen her Subsidien zu erlangen, so sah sich Mathias genöthigt, von den Ständen selbst die Aufbietung einer Truppenmacht zu verlangen. Ein mit der Türkei drohender Krieg. diente zur Begründung des Begehrens. Vorerst versuchte Mathias die Landtage alle einzeln zur Türkenhilfe aufzufordern; allein als er mit den Böhmen den Anfang machte, beschlossen diese, statt auf die königlichen Propositionen einzugehen, zuerst darüber zu berathen, was denn bezüglich der Konföderation zu geschehen habe.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen war es ein kühner Schachzug, als der Kaiser Ausschüsse sämmtlicher Länder nach Linz zu einem Generalkonvente berief, der sich nicht mit der verlangten Konföderation, sondern ausschließlich mit der Kriegsfrage beschäftigen sollte. „Daß dem Kardinal Khlesel, dem Urheber dieser Idee, die Absicht vorgeschwebt haben sollte, mit dem Linzer Reichstage eine Art von Reichsparlament zu inauguriren, darüber gelang es nicht die leiseste Spur in den Archiven ausfindig zu machen; es hieße aber den staatsmännischen Blick dieses Mannes sehr gering schätzen, wenn man nicht annehmen wollte, daß er bei der Linzer Versammlung Pläne für die Zukunft gefaßt oder wenigstens Träumereien sich hingegeben haben sollte, wie unter den Ländern der Monarchie eine wirksame Verbindung errichtet werden könnte".

Da die Böhmen sich weigerten, den Generalkonvent zu beschicken, so befahl der Kaiser den Statthaltern, den Beisitzern des Landrechts, des Hof- und Kammergerichtes und den Defensoren, einen Ausschuß aus ihrer Mitte zu wählen. Am anhänglichsten erwiesen sich Vorder- und Innerösterreich. Die Tiroler wählten, widerriefen aber den Generalkonvent. „Es könnte nämlich die Verhandlung in Linz einen Gang nehmen, der dem Kaiser nichts weniger als genehm sein dürfte. Besser wäre es, wenn Mathias Vertrauenspersonen aus den einzelnen Ländern, katholische wie protestantische, beriefe und einer solchen aus seiner eigenen Wahl hervorgegangenen Versammlung die Erörterung über die einzuschlagende Politik überließe".

Die königlichen Propositionen beschränkten sich auf die Fragen, ob man den Türken die Verletzung des Friedens ungestraft hingehen lassen, ob man ihnen Siebenbürgen aufopfern solle oder nicht. Die Ungarn, von deren Haltung das meiste abhing, gaben zwar das Faktum des Friedensbruches zu, riethen aber dennoch zu keinem Kriege, sondern nur zu einer Absendung einer Gesandtschaft an den Sultan, damit dieser zur Einhaltung des Friedens gemahnt werde. Zudem erklärten sie, fürderhin in ihren Grenzfestungen weder deutsche Soldaten, noch deutsche Befehlshaber, überhaupt keine Volks- sondern nur eine Geldhilfe haben zu wollen. Die Böhmen verweigerten jedes Votum; ohne Vollmacht vom Landtage seien sie inkompetent. Mährer, Schlesier, Oberlausitzer schlossen sich im Ganzen der Haltung der Böhmen an, während die Niederlausitzer vollständig in die Wünsche des Kaisers eingingen und schleunige Aufstellung eines Heeres verlangten. Die Inner- und Vorderösterreicher erklärten das Aeußerste beisteuern zu wollen, wofern Ungarn, Böhmen und Deutschland das Ihrige thäten. Die Niederösterreicher beschuldigten den Kaiser, er habe die Türken durch kriegerische Rüstungen selbst aufgereizt, der Friede müsse um jeden Preis erhalten werden. Sollte dennoch der Krieg losbrechen, so habe der Kaiser bei den einzelnen Landtagen und nicht bei einem Generalkonvent um Hilfe anzusuchen. Aehnlich lautete das Votum der oberösterreichischen Stände.

Nachdem die Ausschüsse auf diese Weise ihre Vota einzeln abgegeben hatten, erstatteten die Erzherzoge dem Kaiser Bericht und riethen auf Grund der gefaßten Beschlüsse, er möge den Frieden mit der Türkei zu erneuern trachten. Schließlich

Digitized by Google

berief Mathias die Ausschüsse selbst vor sich, dankte ihnen für ihre Bemühungen und versprach sich betreffs der türkischen Angelegenheiten nöthigen Falls an die einzelnen Landtage wenden zu wollen.

So war der Versuch des Kaisers, mit Hilfe der Stände ein Heer aufzustellen, am Generalkonvente zu Linz gescheitert. Der Kampf zwischen dem Landesherrn und den Ständen dauerte ununterbrochen fort. Daß jener den Böhmen seine Zusage bezüglich der Konföderation nicht erfüllte, war eine der Ursachen zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, in dessen Verlauf, wie bekannt, die provinziellen Selbstständigkeitsgelüste des Adels gebrochen wurden.

Botanische Literatur.

„Beiträge zur Morphologie und Biologie der Familie der Orchideen" von J. G. Beer.

(Gerold, 1863. Folio mit 12 lithographirten und in Farbendruck ausgeführten Tafeln.)

Ein Gefühl der Freude ergreift den vaterländischen Naturforscher bei der Durchsicht dieses eben vollendeten Werkes, das nicht nur einen ausgezeichneten Mann unseres Vaterlandes zum Verfasser hat, sondern auch dessen künstlerischer Theil in einer vaterländischen Anstalt und zwar von Anton Hartinger und Sohn auf das Glänzendste ausgeführt ist.

Auch dem flüchtigen Beobachter der Natur dürfte das räthselhafte Erscheinen der Orchideen kaum entgangen sein. Das in gewissen Jahren an ihren Fundorten häufige Vorkommen unserer Orchideen und das gänzliche Fehlen derselben in darauffolgenden Frühlingen; die so vielgestaltige Umwandlung der Blüthenorgane, insbesondere der Befruchtungsorgane derselben; ihre Lebensweise unter eigenthümlichen Bedingungen u. s. w. haben seit jeher die Orchideen dem Naturforscher höchst anziehend und interessant erscheinen lassen.

Am genauesten wurde bisher der außerordentlich verwickelte Bau der Befruchtungsorgane der Orchideen studirt und insbesondere durch den großen Forscher Charles Darwin die Art und Weise des natürlichen Befruchtungsaktes bei diesen Gewächsen (On the various Contrivances by which britsh and foreign Orchids are fertilised by Insects, and on the good effects of intercrossing) mit größter Sorgfalt untersucht und gezeigt, daß dieser Akt nur mit Beihilfe von Insekten vollführt werden kann, und daß einige Arten Orchideen von besonders komplizirtem Bau ihrer Befruchtungsorgane nothwendig aussterben müßten, wenn die zu ihrer Befruchtung geschickten Insekten aussterben würden.

Bei der außerordentlichen Seltenheit der vollkommen entwickelten Früchte in der Natur selbst, sowohl in unserem Himmelsstriche als insbesondere in den Tropenländern, und bei dem Umstande, daß man in Glashäusern ohne künstliche Befruchtung

Digitized by Google

nur selten reife Früchte erzielt, ist nothwendiger Weise die Kenntniß der bei den Orchideen vorkommenden Fruchtformen sehr mangelhaft geblieben. Noch weit mehr sind die Naturforscher in der Kenntniß über die Beschaffenheit der inneren Theile der Frucht und insbesondere über die Gestalt und den Bau des Samens zurückgeblieben.

Herrn Beer, dem Verfasser der „Praktischen Studien an der Familie der Orchideen", Wien, Gerold, 1854, dem Entdecker eines Schleuderorganes in den Früchten verschiedener Orchideen (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1857, p 23), ist es durch seine vieljährigen kostspieligen Untersuchungen und Beobachtungen der Orchideen gelungen, nicht nur die Angaben von Irmisch und Prillieux vielfach zu ergänzen und unsere Kenntniß über Keimung von Samen und fernere Entwicklung der Pflänzchen bis zur vollkommenen Ausbildung bei den Orchideen wesentlich zu vervollständigen, sondern er war auch im Stande, sich eine außerordentlich reiche Sammlung von reifen Fruchtformen und Samen aus allen Gruppen dieser Ordnung, sowohl trocken als in Weingeist aufbewahrt zusammenzustellen, die bisher gewiß einzig dasteht.

Die darauf bezüglichen Erfahrungen legt nun Beer in dem oben angeführten Prachtwerke vor, dessen Inhalt aus Folgendem ersichtlich wird.

Nach einem kurzen, den Stand der Kenntnisse über die Orchideen skizzirenden Vorworte, spricht Beer über allgemeine Erscheinungen bei der Keimung der Orchideensamen und über den Aufbau der Pflanze. Die zu diesem Abschnitte gehörigen Abbildungen findet man auf den Tafeln I und II. Das aufschwellende Keimknöllchen bricht den Samenmantel durch, wird größer, an seinem Grunde sprießen eigenthümliche Haft- und Ernährungsorgane, an seiner Spitze wächst das Zäpfchen, aus dessen Längespalte die Gewebemasse des Zäpfchens sich blattartig ausbreitet. Es folgt immer in größeren Abständen ein zweites und drittes u. s. w. Scheidenblatt. Die Wurzelbildung beginnt mit dem dritten Scheidenblatt. Das Keimknöllchen schwindet zugleich mit der Entwicklung der Erd- oder Luftknollen oder des Stammes.

Im nächstfolgenden Abschnitt über die besonderen Erscheinungen wird die Entwicklung der Keimpflänzchen dargestellt in den vier Gruppen: 1. erdknollenbildende, 2. luftknollenbildende, 3. stammbildende Orchideen mit unbeschränktem, 4. stammbildende Orchideen mit beschränktem Wuchse. Wir erlauben uns hier der eigenthümlichen Funktion der ersten Adventivwurzel oder der primären Wurzel der erdknollenbildenden Orchideen mit wenigen Worten zu erwähnen. Die erste Adventivwurzel dient, nach den Entdeckungen Beers, dem Keimpflänzchen der ersten Gruppe nicht bloß als Ernährungsorgan, sondern zugleich noch als Förderungswerkzeug in die Tiefe der Erde, wo es, vor den schädlichen wechselnden Einflüssen der Wärme und Kälte gesichert, leichter fortkommt. Dies kann nur dadurch bewerkstelligt werden, daß sich der obere ältere Theil der Wurzel rasch verkürzt, während die Spitze derselben eben so rasch nach abwärts wächst, woraus eine Bewegung resultiren muß, die die noch sehr kleine Erdknolle tiefer und tiefer in die lockere Erde

Digitized by Google

hineinzieht. Die Zusammenziehung des älteren Wurzeltheiles wird durch eine Menge von ringförmigen oder schraubenförmigen Runzeln an demselben angedeutet. Ferner verdient aus diesem Abschnitt besonders hervorgehoben zu werden, wie es Beer durch Anbringung einer eigenthümlichen Vorrichtung an einem Plößl'schen Mikroskope, „welche es erlaubt, einen Theil der Pflanze nach vielen Richtungen in ihrem Standorte zu beobachten", gelang, die so wichtigen Wurzelhaare, welche die Wurzel und der Stamm der Goodyera repens in zahlloser Menge nach allen Richtungen zwischen Moosblättchen aussendet, bis zu ihrem Ende zu verfolgen. Die Wurzelhaare dieser Pflanze verwachsen stellenweise und treten wieder auseinander, bis endlich jedes einzelne etwas verdeckt auf einem Moosblättchen auffitzend gefunden wird. aus welcher Beobachtung Beer auf den wenigstens zeitweiligen Parasitismus der Goodyera repens schließt.

Ein weiterer Abschnitt handelt über den Bau und Entwicklung der Orchideenfrucht von der Zeit des Oeffnens der Blüthe an bis zur Samenreife. Hierher gehören die auf Tafel V bis XII zusammengestellten Abbildungen der verschiedenen Fruchtformen, in fünf Sippen abgetheilt. In mehr als 180 Figuren findet man hier die Früchte von über 150 Arten von Orchideen dargestellt.

Hierauf folgen Betrachtungen über Veränderungen im Verhalten einzelner Blüthenorgane in Folge künstlicher Befruchtung; die Uebersicht der wichtigsten zur künstlichen Erzeugung von Früchten verwendeten Gattungen; die Darstellung der Samenformen von mehr als 150 Arten Orchideen, mit Abbildungen derselben auf Tafel II bis IV mit hundertfacher Vergrößerung; Charakteristik der Orchideensippen und eine spezielle Abhandlung über die Gattung Vanilla.

Die Vanilla trägt bloß in Amerika Früchte durch natürliche Befruchtung. Auf Java gedeiht sie künstlich befruchtet und reift im siebenten Monate. Beer gelang es in seinem Ananashause eine reiche Ernte an vollkommen reifen Früchten der Vanilla zu erzielen. Die Frucht der Vanilla planifolia bedurfte aber hier zwölf Monate zur vollkommenen Reifung. Zum Schlusse folgt die Erläuterung der Tafeln.

Eigenthümlich ist die ganz anspruchlose Form der Zusammenstellung dieser sehr werthvollen unzähligen Beobachtungen und Resultate der rastlosen Bemühungen Beers; sehr erfreulich und lobenswerth die möglichst vollendete künstlerische Ausstattung des Werkes, der es sichtlich darum zu thun war, die Natur darzustellen; allgemeinen Beifall erregend die Widmung des Ganzen einem um die Wissenschaft höchst verdienten Manne Oesterreichs, dem Herrn Hofrathe W. K. Haidinger, der immer und zu allen Zeiten unseres halben Jahrhunderts Einer der Ersten in der ersten Reihe dort zu sehen war, wo es sich darum handelte, Hand anzulegen um zu handeln, zu fördern und zu unterstützen.

Es gereicht das besprochene Werk nicht nur dem geehrten, ausgezeichneten Verfasser und der k. k. Gartenbaugesellschaft, die ihn ihren Generalsekretär nennt, zur Ehre, ganz Oesterreich hat guten Grund auf die Leistungen Beers stolz zu sein.

Dr. Stur.

Digitized by Google

J. R. Lorenz: Physikalische Verhältnisse und Vertheilung der Organismen im quarnerischen Golfe.

(Auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften; 8. Wien, 1863.)

Der außerordentliche Formenreichthum der belebten Natur bringt es mit sich, daß die Dauer eines Menschenlebens schon lange nicht ausreicht, um die Masse des bereits Erkannten dem Geiste eigen zu machen. So ist die beschreibende Naturgeschichte in eine große Anzahl von Spezialfächern zerfallen und das gründliche Studium einer einzelnen Thierklasse wird als eine Aufgabe betrachtet, die allein ein ganzes Dasein auszufüllen vermag. Es sind sogar die Beispiele nicht selten, daß die Vertiefung in solche Einzelstudien den Sinn für den Zusammenhang mit dem Ganzen in den Hintergrund treten ließ; man hat sich nach und nach nur zu sehr daran gewöhnt, statt der Natur selbst kleine Stückchen der Natur zu betrachten und hat die Anschlußflächen vernachlässigt, mit welchen sich diese Stückchen zu dem großartigen Mosaik aneinanderfügen. Neben zahlreichen Detailbeschreibungen und Katalogen, welche ihr Verdienst hauptsächlich nach der verwendeten Mühe geschätzt wissen wollen, sind jene Bücher bei uns noch zu selten, welche entweder geradezu die Aufsuchung allgemeiner Gesetze oder welche wenigstens eine umfassendere Anschauung der Lebenserscheinungen in ihrem Zusammenhange zur Aufgabe haben.

Es ist kürzlich ein vortreffliches Buch von letzterer Art, nämlich Kerners „Pflanzenleben der Donauländer" von sachkundiger Seite in diesen Blättern besprochen worden, ein Buch, welches auch dem Laien einen tiefen Einblick in die zahllosen, physischen und sozialen Verhältnisse gibt, von denen die Entwicklung unserer Pflanzendecke abhängig ist und welches an einem großen, lebensvollen Bilde alle die Grundsätze der Pflanzengeographie darlegt. Es ist uns heute eine angenehme Pflicht, auf ein anderes Werk hinzuweisen, welches auf schwierigerem Gebiete eine ähnliche Aufgabe in eben so ausgezeichneter Weise löst. Die Pflanzendecke der Erdoberfläche ist uns allenthalben sichtbar; die Einflüsse des Bodens, der Wärme, der Feuchtigkeit, der Vergesellschaftung und alle anderen Faktoren, welche die Ausdehnung einer Art befördern oder hindern, lassen sich in den meisten Fällen einer unmittelbaren Beobachtung unterwerfen. Nicht so ist es im Meere. Nur ein ganz unbeträchtlicher Bruchtheil der Wohnsitze der Organismen ist uns hier sichtbar, der Gesammteindruck der Standorte fehlt uns und wir sind gezwungen, mit den rudimentären Aufschlüssen uns zufriedenzustellen, welche das Schleppnetz bringt. Andere Gesetze regeln hier die Verbreitung der Wärme, des Lichtes, kurz alle physischen Momente und selbst diese physischen Gesetze müssen in vielen wesentlichen Punkten erst erforscht werden.

Die Vertheilung der Organismen in den Tiefen des Meeres zu studiren, ist eine so schwierige Aufgabe, daß sie trotz ihrer großen Wichtigkeit erst von Wenigen versucht worden ist. Die Arbeiten von Oersted im Oresund, von E. Forbes im

Digitized by Google

ägäischen Meere, von Audouin und Milne Edwards an den französischen Küsten und von M'Andrew in den portugiesischen und nordamerikanischen Wässern, bilden fast die ganze Literatur dieses Zweiges der Naturgeschichte. Das Werk, welches wir hier zu besprechen haben, schließt sich diesen nicht nur in würdiger Weise an, sondern es zeichnet sich vor denselben insbesondere durch die sehr gründliche Untersuchung der physikalischen Verhältnisse aus, welche in einzelnen Fällen zu höchst bedeutsamen Ergebnissen geführt hat.

Das Werk zerfällt demnach, wie auch sein Titel andeutet, in zwei Hälften, deren erste die physische Geographie des Quarnero, die andere aber die Fauna seiner Gewässer bespricht. Der Verfasser hat nun seiner Aufgabe einen großen Umfang gegeben, indem er auch die physischen Verhältnisse des umschließenden Landes mit in Betracht zog, und man darf sagen, daß fast jedes Kapitel dieses Abschnittes eine Anzahl unerwarteter Angaben enthält. Zu den interessantesten gehört jenes über die Winde, von denen die Bora des Quarnero allbekannt ist.

Die habituelle Bora wird als ein aus NNO. bis O. senkrecht auf die Streichungslinie des Küstenkarstes, besonders zur Winterszeit aus einer dichten, auf den Karsthöhen lagernden Wolkenmasse bei sonst heiterem Himmel über die Karstgehänge herabströmender Wind bezeichnet, der sich durch seine außerordentliche Heftigkeit und insbesondere durch die in Pausen wiederkehrenden ganz spezifisch starken Stöße (Refoli) von anderen Winden unterscheidet, und gewöhnlich drei, neun oder fünfzehn Tage andauert. Diese berüchtigten Refoli, kommen durch die Spaltenthäler des Karstes herab, welche gegen den Quarnero münden; die Abschüssigkeit des Karstes gegen das Meer und die Differenz der Temperatur auf der Höhe des Karstes und am Meere reichen nicht hin um ihre große Gewalt zu erklären. „Unter allen, in der Aerodynamik betonten Agentien ist es nur die Verengerung des Ausströmungskanales oder ein damit gleichwerthiger Druck auf die früher ohne Druck dahinströmende Luft, woraus sich eine solche Verdichtung und gesteigerte Geschwindigkeit erklären läßt". Eine genaue Erwägung der Umstände, unter denen sich die habituelle Bora einstellt, führt mich zur Ueberzeugung, daß die gesuchte Ursache in mächtigen oberen atmosphärischen Gegenströmungen, vorzüglich in oben hinwehenden Sirocco-Winden bestehe, welche nahezu horizontal und in wechselndem vertikalen Abstande über die Bora hinschleifen. Hiedurch muß gerade über dem Plateaurücken und den Kämmen des Karstgebirges, welche gleichsam die untere Lippe der für den Durchgang der Bora offenbleibenden Spalte bilden, eine bedeutende Verengung der Windbahn eintreten". Die gleichzeitige Existenz des Sirocco über der Bora läßt sich zunächst aus dem entgegengesetzten Wolkenzuge in der Höhe, dann aus der dichten Wolkenbank entnehmen, aus welcher die Bora zu blasen scheint, nämlich die Wolkenmassen, welche aus dem im Binnenlande sich tiefer senkenden Sirocco kondensirt werden und mit ihm sinken, bis sie von der oberen Grenze des Borastromes ergriffen und sofort aufgezehrt werden". Endlich spricht für die neue Erklärungsweise die verhältnißmäßig hohe Temperatur, von welcher die habituelle Bora begleitet ist. — Nicht weniger wird

Digitized by Google

es überraschen zu hören, daß im Quarnero und der ganzen östlichen Adria die Gezeiten nur einmal im Tage eintreten sollen, während sie schon in Triest und in der ganzen westlichen Adria zweimal auftreten, — daß die Eigenfarbe des Meeres ein reines Blau, jedes Grün aber die Folge von beigemengten gelben Strahlen sei, welche vom Grunde oder von trübenden Theilchen zurückgeworfen werden u. s. w.

Die zweite Hälfte des Buches, stellt nun die Abhängigkeit des Pflanzenlebens wie des Thierlebens im Meere von solchen physischen Erscheinungen dar. Bei der bekannten Abnahme der Meerestemperatur gegen die Tiefe, welche hauptsächlich durch die größere Schwere des kälteren Wassers hervorgerufen wird ist es erklärlich, „daß im Quarnero erst die Schichten um 35 Faden herum dieselben organischen Typen darbieten, welche nach Oersted im Oresund schon um 15 bis 20 Faden herum dominiren, und daß umgekehrt die mediterraneen Formen, welche nach Forbes im wärmeren ägäischen Meere 4 bis 6 Faden tief ihr Maximum erreichen, im minder warmen Quarnero um etwa zwei Faden höher heraufsteigen". Wir wollen hier nicht in die höchst ausführliche Darlegung der einzelnen botanischen und zoologischen Zonen und „Facies" des Meeresgrundes eingehen, die den größten Theil dieses Abschnittes füllen, sondern nur die folgende Erscheinung aus der Menge des Gebotenen hervorheben.

Es ist bekannt daß in großen Tiefen, z. B. an der Westküste Schottlands, ganz isolirte Flecken vorkommen, welche von hochnordischen Seethieren bewohnt sind. Edw. Forbes war der Erste, welcher diese „outliers" als die Reste der zur Diluvialzeit weit nach Süden ausgebreiteten, arktischen Meeresfauna auffaßte, ebenso wie er die arktische Flora der Hochalpen als einen solchen Rest der alten Landflora betrachtete. An den tiefsten Stellen des nördlichen und mittleren Quarnero nun finden sich Schwärme des Nephrops Norwegicus, eines langschwänzigen Krebses, der der nordischen Meeresfauna angehört, und sonst dem ganzen Mittelmeere fehlt. Er kömmt täglich korbweise unter dem Namen „Scampi di Fiume" auf dem Markt. „Mit dem Nephrops zugleich wird bisweilen eine andere, im Mittelmeere — ja überhaupt in der ganzen lusitanischen Provinz — bisher nirgends gefundene, an den Norden erinnernde Thierform gefischt, die Virgularia multiflora Kner, eine stellvertretende Art der Virg. mirabilis". Ein Alcyonium, eine Pennatula und von Krustaceen einer Galathaea werden an denselben Punkten häufiger gefunden als sonstwo. — Wir haben also hier einen ganz typischen „outlier" vor uns, der um so auffallender ist weil die ähnlichen Vorkommnisse durch so große Entfernungen von ihm getrennt sind, und möchten die Aufmerksamkeit des Herrn Verfassers auf die sonderbare Erscheinung hinlenken, daß sich eben diese Vereinigung von langschwänzigen Krebsen mit Pennatuliden auffallend oft in den Daten über isolirt lebende Thiere wiederholt, in einer Weise, die den Paläontologen fast an die Trilobiten und Graptolithen der silurischen Epoche mahnen möchte.

Fast eben so lehrreich als der Inhalt dieses Buches ist die Entstehungsgeschichte desselben. Ein junger Gymnasiallehrer, dessen größtes Besitzthum ein unermüdlicher

Digitized by Google

Forschungstrieb ist, bittet das Unterrichtsministerium um seine Versetzung an das Meeresufer. Er erhält eine Stelle an dem Gymnasium in Fiume, und kaum dort heimisch geworden, beginnt er einen Verein zu gründen, der ihm die Mittel zur Untersuchung des Quarnero schaffen soll. Männer wie Czoernig, Köchel, Smaich interessiren sich für das schwierige Unternehmen, und die Bürgerschaft von Fiume steuert aus freiem Antriebe bedeutende Summen bei. Die Arbeiten beginnen sofort und nach wenigen Jahren sind schon viele Fachmänner, wie Grube, Grunow u. A. mit der Bestimmung der zahlreich gesammelten Organismen beschäftigt. Auch die öffentlichen Institute des Reiches tragen nun ihr Scherflein bei und so entsteht, man möchte sagen aus Nichts, unverhofft und fern von dem Mittelpunkte geistigen Lebens, einer der wichtigsten Beiträge zur Physik unseres Meeres, eines der erwünschtesten Supplemente zur Kenntniß unserer Fauna und eine unerwartete Zierde unserer akademischen Schriften. Möge der wahrhaft glänzende Erfolg dieser Arbeit ihrem Verfasser nicht nur eine Vergeltung für viele persönliche Anstrengung und Gefahr sondern auch eine Anregung sein zu weiterem Forschen auf einem Gebiete, welches noch so sehr brach liegt, und auf welchem neben seiner Arbeit Deutschland keine zweite von auch nur annäherungsweise derselben Ausdehnung aufzuweisen hat.

E. Sueß.

Der zoologische Garten in Wien.

Wien ist um ein neues Institut, der Belehrung und Unterhaltung gewidmet, bereichert worden. Am 25. d. M. wurde der neue zoologische Garten am Schüttel — der Eingang zu demselben ist vom Prater und dem Donaukanale aus — eröffnet. Wir nehmen mit Vergnügen von diesem Institute Akt dessen Begründung den Herren Grafen Breuner und Wilczek, Dr. Jäger und Ußner zur Ehre gereicht.

Man konnte die Begründung eines solchen Institutes in Wien schon seit längerer Zeit erwarten. Den zahlreichen Freunden der Naturwissenschaften in Oesterreich mußte es klar sein, daß die vorhandenen Institute, so trefflich dieselben auch sein mögen, ihren Zweck eben so wenig erreichen, als dies mit den Museen für Kunst und Alterthum und den Theatern der Fall ist. Eine Erweiterung dieser Anstalten ist nicht zu vermeiden, nachdem die vorhandenen Bedürfnisse, denen sie dienen sollen, sich ausdehnen, neue hinzutreten. In England existiren fünfzehn zoologische Gärten; Paris, Amsterdam, Marseille, Frankfurt, Köln, Dresden, Plauen, Stuttgart, Berlin, Lyon, Antwerpen, Brüssel, Genf, Rotterdam, Leyden, Hamburg, (seit dem 1. Mai d. J.) besitzen bereits dieselben. In diesem Jahre werden in Moskau, Haag, München (am 1. Juni) zoologische Gärten eröffnet, in Hannover, Breslau Leipzig wird an ihrer Gründung gearbeitet. Es wäre im hohen Grade

Digitized by Google

beklagenswerth gewesen, wenn Wien es sich hätte nehmen lassen, in der österreichischen Monarchie die erste Stadt zu sein, die eine ähnliche Anstalt aus eigenen Mitteln gründet.

Wenn es etwa hie und da Neuerungen abholde Naturfreunde gegeben haben sollte, welche diesem Institute gegenüber eine Stellung einnehmen zu müssen glaubten, als ob etwas Gefährliches oder Unnützes damit in die Welt gesetzt werden sollte, so hoffen wir, daß die Erfahrung diese eines besseren belehren werde. Wenn in der Nähe des Praters Versuche mit künstlicher Fischzucht und Acclimatisation von Thieren gemacht werden, wenn ein Ort für Belehrung und Unterhaltung geschaffen wird, wo sich die gebildete Welt und nur diese finden wird, wenn die Jugend der besseren Stände mit Bequemlichkeit und in der nächsten Nähe Wiens naturhistorische Studien aller Art machen kann, so wird kein Unbefangener etwas Anderes, als sehr Lobenswerthes an einem solchen Institut finden. Für streng wissenschaftliche Studien gibt es allerdings andere Orte, in den Sammlungen des kaiserlichen Hofes und der hiesigen Universität; für Belehrung in weitesten Kreisen ist durch die Menagerie im Parke zu Schönbrunn seit Jahrzehnten schon in unvergleichlicher Weise gesorgt.

Der neue zoologische Garten ist gegenwärtig schon im Besitze von 300 Arten und 2000 Exemplaren von Thieren. Dieselben sind in sehr zweckmäßiger und instruktiver Weise aufgestellt. Die höchste Gesellschaft nimmt an demselben lebhaften Antheil. Se. Majestät der Kaiser hat demselben mehrere lebende Thiere geschenkt; Vermehrungen von anderer Seite stehen in Aussicht.

Der Verwaltungsrath ist jüngst gewählt worden. Er besteht aus den Fürsten Hohenlohe, Graf Eugen Czernin Excellenz, Baron Rothschild Nath., Dr. Grimm, Dr. Vivenot sen. und jun., und Baron Riese-Stallburg, unter dem Vorsitze der Grafen Wilczek und Breuner. Als Direktoren fungiren die Herren Dr. Jäger und A. Ußner. Letztere stehen mit dem in Frankfurt erscheinenden Centralorgane aller zoologischen Gärten in Verbindung, um die allen Anstalten der Art gemeinsamen Interessen daselbst zu vertreten. Sorge des Direktors Dr. Jäger wird es vorzugsweise sein, das im zoologischen Garten gebotene Material wissenschaftlich zu verwerthen, und den Fachgelehrten zugänglich zu machen.

Für das Vergnügen des Publikums wird in verschiedenartiger Weise gesorgt werden. Vorderhand ist ein fixes Eintrittsgeld festgestellt und der Verwaltungsrath zur Einführung von Begünstigungstagen ermächtigt, wenn die Arbeiten zur Einführung eines größeren Publikums hinlänglich fortgeschritten sein werden. Es handelt sich zunächst darum, die weiten Kreise des gebildeten Publikums für das Institut dauernd zu interessiren.

Digitized by Google

Cr. Hy. Prof. Dr. Peter Harum hat im Ferdinandeum zu Innsbruck vor einem größeren Zuhörerkreis über die erste Session des österreichischen Reichsrathes drei Vorträge gehalten, welche nun im Druck erschienen.

Die ersten beiden Vorträge behandeln die Debatten über die staatsrechtlichen Fragen, unter denen besonders jene mit Frische und Lebhaftigkeit geschildert ist, welche sich aus Anlaß der Mittheilung des k. Reskriptes über die Auflösung des ungarischen Landtages entsponn. Hiermit verbunden ist die Charakterisirung der Parteien so wie die Beleuchtung des Verhältnisses des Oktober-Diplomes zum Februar-Patente und der ungarischen Verfassungsfrage. Unter Hinweisung auf Luestkandls inhaltreiches Werk wird hervorgehoben, daß die Länder der ungarischen Krone vor dem Jahre 1848 zu den übrigen Bestandtheilen des österreichischen Kaiserreiches in dem Verhältniß einer realen Union standen — und daß es nicht zulässig sei, aus den Zuständen jener Zeiten, in welchen sich ungleich mehr Funktionen des öffentlichen Lebens in der Person des Monarchen konzentrirten Folgerungen und Forderungen für das nun zur Nothwendigkeit gewordene moderne Staatswesen abzuleiten. Der in Anspruch genommenen Rechtskontinuität der 1848er Gesetze, welche eine Personal-Union in dem nun geläufigen Sinne oder vielmehr eine „Titulatur-Union" einführen wollten, wird durch die Hinweisung auf die Revolution und die dadurch herbeigeführte Zerstörung aller Verhältnisse begegnet. Diese Wirkung ist jedoch nicht der mit Verhängung einer Strafe verbundenen Entziehung von Rechten gleichzusetzen, sie stellt sich vielmehr als eine naturnothwendige Folge dar, da die Grundsätze, welche in jenen Gesetzen zum Ausdrucke kamen, zur Revolution führen mußten, und durch dieselbe der nur zu offenbare Beweis geliefert wurde, daß jene Gesetze mit der Reichseinheit und mit dem Zusammenleben der Völker, von denen die südöstlichen Länder bewohnt sind, unvereinbar seien. Es wäre daher ein unverantwortliches Experiment, auf einen Standpunkt zurückzugehen, der sich in so auffälliger Weise als unhaltbar und als unrichtig erwies; das Anerkennen des Bestandes jener Gesetze wäre aber ein solches experimentirendes Zurückgehen.

Im dritten Vortrage werden die Resultate der legislativen Thätigkeit des Reichsrathes zusammengestellt, mit Wärme wird insbesondere der Einfluß betont, welchen derselbe auf die Finanzgebarung, auf die Besserung der Valutaverhältnisse und auf die Hebung des Staatskredites übte, und welcher wohl groß genug sei, daß der Reichsrath sich „wahrhaft den Dank des Vaterlandes verdient habe".

Dank verdient aber auch der Verfasser, denn es gibt wohl kein besseres Mittel, um die Anhänglichkeit an die großen Ideen, von denen das moderne Staatsleben getragen ist, in immer weiteren Kreisen zu befestigen, als die Darstellung der Wirkungen derselben; — dies erzeugt Bürgersinn und Vaterlandsliebe.

Th. Der provisorische Leiter der „Scuola di Paleografia" zu Venedig, Herr V. Cecchetti, hat über das verflossene Schuljahr ein Programm dieser Anstalt in glänzender Ausstattung veröffentlicht. Als wissenschaftliche Beilagen und als Proben von den Leistungen der Zöglinge sind mehrere Urkunden im Facsimile beigefügt und jede einzeln durch einen Abdruck und gelehrten Apparat derart behandelt oder vielmehr mißhandelt, daß man die ganze Publikation ruhig dem unvermeidlichen Spotte und Gelächter der Fachleute überlassen könnte, wenn es nicht im Interesse dieser schwer heimgesuchten Anstalt und der ganzen jungen österreichischen Geschichtsforschung läge, auch manchen Uneingeweihten vor dem trügerischen Gewande dieses paläographischen Monstrums zu warnen. Man ist in solchen Dingen bei uns gewiß nicht allzu skrupulös, aber wo nichts gebessert wird, möge man doch dafür sorgen, daß nicht Alles verdorben werde, was zu

Digitized by Google

verderben ist. Seitdem C. Foucard Venedig verlassen hat, erfreut sich die paläographische Schule in Venedig eines Provisoriums, das durch die vorliegende Publikation seine Fortexistenz selbst ad absurdum führt. Es wäre schwer in kurzen Worten von den Grenzen paläographischer Lizenz, in denen sich dieselbe bewegt, einen annähernden Begriff zu geben und bloß zur beiläufigen Begründung dieses Urtheiles sei es gestattet, ein Resultat der Erklärung gleich des ersten Facsimile's zu erwähnen. Es ist ein Testament, ausgestellt im Jahre 847 in Triest unter dem Imperium Lothars I. Dies Dokument wird nun in das Jahr 984, also um mehr als ein Jahrhundert heraufgesetzt, Kaiser Lothar wird für einen westfränkischen Lothar, den Vater Ludwigs V., des letzten Karolingers erklärt, ohne Rücksicht auf geographische Lage, Kaisertitel, Indiktion. Der Text ist ganz kritiklos wo nicht falsch abgedruckt, nicht einmal die gewöhnliche Abkürzung des Namens Jesu richtig aufgelöst. Lesefehler erhalten überdies durch etwaige Noten die rechte Schellenkappe. „Summissas personas" wird durch „procuratori" übersetzt, wie auch die häufige Abkürzung für „qui supra" oft als „quis" verlesen ist. In einer Zeugenunterschrift: „Ego benedictus presbiterus rogatus a maruacilla" (soll sein: „maria ancilla"), steht die Glosse die Legalisirung durch einen Notar u. dgl. Dadurch wird freilich Manches überboten, was etwa in jüngster Zeit bei uns an Editionen gebührende Aufmerksamkeit und Vorsicht erwecken mochte.

---

* „Specimina palaeographica codicum Graecorum et Slavonicorum Bibliothecae Mósquensis synodalis, faec. VI—XVII. Edidit Sabas episcopus Mojaisky." Moskau und Leipzig. 1863 in 4. Erwägt man, daß seit Montfaucon, d. h. seit mehr als 150 Jahren, für griechische Palaeographie so gut wie gar nichts geschehen, daß höchstens einzelne griechische Schriftproben hie und da erschienen sind, daß andererseits auch die slavische Palaeographie, außer in den Copitar'schen Werken zunächst nur gelegentlich berücksichtigt worden ist, so muß man im vorhinein die Nützlichkeit der vorliegenden Publikation anerkennen Aber auch die Ausführung verdient ziemlich ungetheiltes Lob. Auf 60 lithographirten Tafeln, finden wir zunächst 35 Proben griechischer Schrift von dem 6. bis 7 Jahrhundert, zumeist bestimmt datirten Codices entnommen. In der Einleitung sind die betreffenden Handschriften kurz aber genügend beschrieben; dazu die Entzifferung der auf den Tafeln enthaltenen Schriftproben. Dasselbe gilt von den 49 slawischen Schriftproben, zumeist Cyrillischer Schrift, vom 11. bis 17. Jahrhundert, welche vollständiger als alle bisher erschienenen Facsimiles die Entwicklung dieser Schrift veranschaulichen. Die Auswahl dieser letzteren Stücke verdient besonderes Lob, indem bei ihr darauf Bedacht genommen wurde, zugleich Proben von Miniaturen, Initialen und Verzierungen zu geben, von welchen uns einige durch ihren Reichthum, stilistische Reinheit und Sauberkeit der Ausführung überraschen. Wir empfehlen diese Zeichnungen, von denen wir nur bedauern, daß sie nicht in farbigem Druck wiedergegeben sind, auch den Kunsthistorikern. Den eigentlichen Schriftproben folgen vier Tafeln Alphabete und fünf Tafeln von Abkürzungen aus späteren griechischen Codicis, welche als eine wesentliche Bereicherung der in Montfaucon enthaltenen Abbreviaturensammlung anzusehen sind.

---

* E. P. (Scheda's Kartenwerke.) Der außerordentliche Aufschwung, welchen die kartographischen Arbeiten in den meisten europäischen Ländern in den letzten Jahrzehnten genommen, hat auch dem Boden unseres Vaterlandes breite Spuren aufgedrückt und

Digitized by Google

wir dürfen mit Befriedigung sagen, daß Oesterreich in diesem wichtigen Literaturzweig einen hervorragenden Platz einnimmt. Vor allen sind es die Arbeiten des milit. geographischen Institutes unter der intelligenten Leitung des General-Majors v. Fligely, welche vielseitige Bedeutung in Anspruch nehmen. Aus diesem Institute sind in rascher Reihenfolge die Administrativkarte von Ungarn in 17 Blättern und einem Uebersichtsblatte im Maßstabe von 1 : 288.000, die Umgebung von Agram in vier Blättern im Maßstabe von 1 : 14.400, jene von Hermannstadt in vier Blättern im Maßstabe von 1 : 28 800 erschienen. Ferner ist die vortreffliche Spezialkarte von Böhmen in 37 Blättern im Maßstabe von 1 : 144.000 vollendet und ist ohne Frage eine der vorzüglichsten Publikationen, welche auf diesem reichbebauten Felde ans Tageslicht getreten sind. Die Terrainzeichnung ist in seltener Vollendung gearbeitet, Stich und Schrift musterhaft und trotz der vielen Ortschaften und der Fülle von Detail vollkommen klar und deutlich. Daran reihen sich die Umgebungen von Franzensbad und Eger und dem Alexanderbade in vier Blättern und im Maßstabe von 1 : 28.800, die Umgebungen von Gloggnitz in einem Blatte im Maßstab von 1 : 43.200, und endlich die Spezialkarte Dalmatiens im Maßstabe von 1 : 144.000, Arbeiten, welche als nicht minder tüchtige Leistungen begrüßt werden müssen und dem ausgezeichneten Rufe des trefflichen Institutes in vollem Maße entsprechen.

Außer diesen Arbeiten erwähnen wir noch die vor Kurzem vollendete Karte Galiziens von Hauptmann Kummersberg in 60 Blättern im Maßstabe von 1 : 115.200. Die Karte ist eine Reduktion des Katasters und im Skelette, den Kulturen und Kommunikationen vortrefflich ausgeführt; leider fehlt die Ausführung des Terrains, ohne welchen Mangel die Karte zu den besten topographischen Erzeugnissen gerechnet werden müßte. Endlich heben wir die Karte der Woywodina von Major Friedberg des Generalquartiermeisterstabes im Maßstabe von 1 : 288.000 hervor.

Vom k. k. Staatsministerium ist unter Leitung des Ministerialrathes Ritter v. Passetti, eine Karte des Donaustromes innerhalb der Grenze des österreichischen Kaiserstaates in 28 Blättern im Maßstabe von 1 : 28.800 herausgegeben worden. hiezu gehören außer dem Skelet und Zeichenerklärung noch die interessanten Inundations-Sektionen, eine lithographirte Erläuterung und ein Heft Notizen über Donauregulirungen. Diese Karte ist eine sehr verdienstvolle und ausgezeichnete Arbeit, sie zeigt auf dem ganzen Stromlauf die Uferhöhenmessungen über dem Nullpunkt-Wasserspiegel, den höchsten Wasserstand, die Gefälle auf je 100 Grad und die Bezeichnung der Stellen, an welchen die Gefälle wechseln und enthält die Gelände auf beiden Stromseiten auf circa 800 Klafter. Durch das Erscheinen dieser schönen Stromkarte ist einem wirklich lange gefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

An diese wichtige Arbeit reiht sich die vom k. k. Herrn Bauadjunkten Stephan Weiß publizirte Karte des Theißflusses vom Ursprung desselben, bis zu dessen Mündung in die Donau, mit der Darstellung des Standes der Regulirungsarbeiten zu Ende des Jahres 1860. Das Kartenwerk besteht aus 15 Blättern im Maße von 1 : 115.200 und einer Uebersichtskarte im Maßstabe von 1 : 360.000; ein Band „Darstellung des Theißregulirungs-Unternehmens von 1846 bis 1860" von Ritter v. Passetti, ist demselben angeschlossen.

Nun kommen wir zu zwei Karten, welche die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes in ganz besonderer Weise in Anspruch genommen haben und welche zu den weitaus hervorragendsten Arbeiten gezählt werden müssen, welche jemals in diesem Fache erschienen sind; es sind die beiden trefflichen Karten des Oberstlieutenant Josef Scheda, — eine Generalkarte von Europa in Farbendruck im Maßstabe von 1 : 2.500.000

Digitized by Google

und die noch unvollendete Generalkarte der österreichischen Monarchie im Maßstabe von 1 : 576.000.

Die erstere ist bereits in zweiter Auflage erschienen; das in der ersten Auflage bloß geschummerte Terrain ist in Schraffirmanier ausgeführt und die Veränderungen im Kommunikationswesen sind nachgetragen.

Die Karte der österreichischen Monarchie soll dem Plane nach in 20 Blättern erscheinen, wovon zwölf bereits ausgegeben sind.

Was die Zeichnung und technische Ausführung betrifft, so glauben wir nicht daß die Karte von irgend einem bestehenden Kartenwerk übertroffen wird, die Sorgfalt der Ausarbeitung, die Reinheit des Gerippes, die minutiöse Nuancirung des Terrains und der fast plastische Ausdruck desselben, sind gewiß nur bei wenigen kartographischen Arbeiten erreicht worden.

Vor Allem gilt dies von der Verläßlichkeit. Es ist uns beispielsweise bekannt, daß der Verfasser mit einer Gewissenhaftigkeit die alle Anerkennung verdient, fast fertige Arbeiten vernichtete, wenn Material in seine Hände fiel, dessen Benützung ihm früher nicht zugänglich war, und dessen Ausbeutung ihm wünschenswerth erschien; ein Umstand, welcher zwar nicht selten die Herausgabe der Lieferungen verspätete, aber der Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Arbeit ein um so günstigeres Zeugniß ausstellt.

Das erste Blatt enthält einen großen Theil Süddeutschlands und reicht in der Ausdehnung nach Westen bis an die Mosel und Vogesen, das zweite begreift Böhmen, den größten Theil der Königreiche Sachsen und Baiern; Blatt Nr. 4 den größten Theil Galiziens, einen großen Theil von Polen und Nord-Ungarn; das Blatt Nr. 5 den östlichen Theil Galiziens und die angrenzenden polnischen und russischen Landestheile; das Blatt Nr. 6 das westliche Tirol, die südlichen Theile von Baiern, Württemberg und Baden und den größten Theil der Schweiz; das Blatt Nr. 7 Ober-Oesterreich, Theile von Nieder-Oesterreich, Salzburg, Theile von Kärnten, Krain und Tirol; das Blatt Nr. 8 die östlichen Theile von Nieder-Oesterreich, Steiermark und Ungarn mit der Ausdehnung bis Neu-Sohl, Pesth und Dunaföldvar; das Blatt Nr. 11 den Süden der Schweiz und Tirols, Italien bis zum Mittelmeer, bis Bologna und Imola; das Blatt Nr. 12 das Venetianische, Görz, Istrien, die quarnerischen Inseln und die kroatische Küste; das Blatt Nr. 16 Theile von Mittel-Italien und den größten Theil von Korsika; Blatt Nr. 17 die adriatische Küste Mittel-Italiens im Anschlusse an das vorige Blatt; Nr. 20 ist das Titelblatt.

Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Hervorhebung, daß wir dem schönen Unternehmen das beste Gedeihen und raschen Fortschritt wünschen; — in der k. k. Armee haben sehr zahlreiche Subskriptionen stattgefunden, es wäre wahrhaft wünschenswerth, wenn auch das übrige Publikum demselben rege Theilnahme schenken würde. Scheda's Karte darf Jedem, der ein solches Werk zu würdigen versteht, auf das Wärmste empfohlen werden, und wenn wir schließlich noch einen Wunsch ausdrücken sollen, so ist es jener, daß der Verfasser dem in seiner Art einzig dastehenden Kartenwerke eine weitere Ausdehnung geben möge und zwar bis an die nordischen Meere, den Dnieper und das schwarze Meer, endlich bis Paris, Lyon und Marseille, — eine Vergrößerung, welche die Brauchbarkeit der Karte sehr erhöhen und ihr eine in hohem Grade wünschenswerthe Vervollständigung verleihen würde.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) In der französischen Romanliteratur ist seit Flauberts „Salammbô“ und Feuillets „Sibylle“ kein Buch aufgetaucht, das wenigstens eine Art von Sensation macht. Die besten Romane ziehen nicht mehr, da

Digitized by Google

man findet, daß die besten, wenn sie lange die besten bleiben, unmerklich oder vielleicht auch merklich dabei alt werden. Alex. Dumas, nachdem er die ganze französische Geschichte für seine Stoffe ausgeplündert, nachdem er Memoiren, historische Schlafrockanekdoten und soziale Dramen geschrieben, nachdem er aus Iffland'schen Stücken Romane gemacht, Theateranekdoten später Jagd- und schließlich Hundegeschichten erzählt, ist nach einem italienischen Abstecher als Leibhistoriker Garibaldi's, jetzt in dem natürlichen Kreislauf der menschlichen Dinge wieder angekommen wo er angefangen — bei Walter Scott. Er übersetzt gerade den großen Schotten oder läßt ihn übersetzen und seinen Namen auf das Titelblatt drucken.

Ein anderer viel plaudernder Erzähler, Edm. About, dessen letzte Produkte die geistreichen Stoffe behandelten: wie Einer sich eine abgehauene Nase anflicken läßt und wie ein anderer Mann sich in gesegneten Umständen wähnt, einen Knaben geboren zu haben glaubt und von dieser Idee bis zu seinem Tode nicht abläßt, — Edm. About ist jetzt mit einer längeren Erzählung: „Madelon" hervorgetreten, die ihm, nach seiner Behauptung in der Dedikation, drei Jahre seines Lebens gekostet hat und ernsterer Natur sein soll. Zum Glück ist Herr About noch jung und kann uns also noch viel von entbundenen Männern und angenähten Nasen erzählen, ehe er Walter Scott zu übersetzen anfängt.

Da hat die englische Romanliteratur weit bedeutendere Dimensionen angenommen. Ihre Beliebtheit ist so groß, daß die einst so vielgekauften französischen Romane dagegen ganz verschwinden. Die Pariser „Presse" sagt in einer ihrer letzten Nummern: „Was gibt es in Frankreich, das mit dem Erfolge der zwei neuesten Romane der Miß Braddon „Aurora Floyd" und „Lady Audley's secret" zu vergleichen wäre? Während sie von „Zeitschriften", deren Abnehmer nach Hunderttausenden zählen, gebracht und auf vier Londoner Theatern, in Komödien umgewandelt, zugleich gespielt werden, übersetzt man sie in's Französische und druckt noch ungeheure Buchausgaben in drei Bänden". Ein solcher Roman (zum Preis von 38 Fr.75 C.) soll nach der „Presse" neben seiner Zirkulation in der Zeitschrift in drei Monaten in 132.000 Exemplaren verkauft worden sein. Die „Presse" ist hier ein Opfer der Mystifikation oder eines starken error in calculo geworden, denn wenn wir nur 30 Fr. per Exemplar rechnen, so hätte der Verleger in drei Monaten mit dem einen Roman eine Summe von 3,960.000, d. h. beinahe vier Millionen Francs realisirt. Das ist für diese Welt zu schön und selbst für die kolossalen Verhältnisse Londons zu stark. Man wird vielleicht die dreibändige theuere Ausgabe, wenn auch nicht in 132.000 so doch, wie üblich, in 1000 bis 1500 Exemplaren abgezogen und dann billige sogenannte Schillingsausgaben veranstaltet haben, von denen wohl mehr als 100.000 Exemplare ins Publikum gedrungen sein mögen. Die vier Millionen Francs werden sich in Folge dessen auf ein oder zwei Hunderttausende reduziren, was nach der Ansicht aller Sachkenner für einen Roman in drei Monaten immer noch ein ganz netter Absatz ist.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 20. Mai 1863.

Herr Direktor Schröer liest: „Versuch einer Darstellung der Mundarten des ungrischen Berglandes mit Sprachproben."

Digitized by Google

Die Deutschen des ungrischen Berglandes sind als Eine Familie zu betrachten, insoferne als sie Einen Dialekt sprechen, der in verschiedene Mundarten zerfällt und unter den anderen deutschen Dialekten eine selbstständige Stellung einnimmt. Derselbe gehört zu den mitteldeutschen Dialekten. Die ältesten ursprünglichsten Eigenheiten dieses Dialektes scheinen diejenigen zu sein, die er mit dem Siebenbürger sächsischen Dialekt gemein hat und die die ersten Ansiedler der ungrischen Bergstädte, der Zips und Siebenbürgens, die gleichzeitig eingewandert sind, vom Rheine her mitbrachten. Durch die großen Verheerungen der Mongolen sind diese ältesten deutschen Ansiedler des ungrischen Berglandes zusammengeschmolzen und neue Einwanderungen aus Mitteldeutschland verstärkten ihre Zahl wieder, verschmolzen mit ihnen vollständig brachten aber eine solche Veränderung in den Dialekt, daß derselbe im Ganzen, jene Elemente abgerechnet, die er mit dem Siebenbürger Sächsisch gemein hat, wohl schon seit dem 13. Jahrhundert den Mundarten Schlesiens und der Lausitz, zum Theile Frankens und Thüringens näher steht als der Mundart zwischen Aachen und Köln, der das Siebenbürgische noch heute so nahe verwandt ist.

Innerhalb des Dialektes zeigen sich große Verschiedenheiten der Mundarten, wenn auch der Wortschatz (s. „Beitrag zu einem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes von K. J. Schröer". Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften, XXV. Bd., 213 bis 272, XXVII. Bd., 174 bis 236, XXXI. Bd., 245 bis 292) seinem bei weitem größten Theile nach allen gemein ist. Der Mundarten sind namentlich drei (die wieder in Unterabtheilungen zerfallen) zu unterscheiden: 1. die Zipser Mundart im engern Sinne, 2. die Gründener Mundart, wozu auch die von Metzenseifen und Dopschau zu zählen ist; 3. die Mundart der Häudörfler (Krickerhäuer ꝛc. auch Handerburzen genannt), wozu auch die von Deutsch-Pilsen und Lorenzen in der Honter Gespanschaft gehören.

Auch die Deutschen in den Städten der Abaujer, Schaaroscher, Gömörer Gespanschaften sind dieser Familie zuzuzählen; es herrscht da überall Zipser Mundart.

Es muß ein eigener Zusammenhang zwischen diesen deutschen Ansiedlern bestanden haben. Noch 1418 konnte der Richter von der Schebniz (Schemnitz) einen Mörder verbannen „von allem percwerk piz an die Teische" (von allem Bergwerk bis an die Theiß). Bela IV. verbot bekanntlich den Zipsern Land zu verkaufen an andere als an freie Deutsche, und den Neusolern schrieb er: unter ihre Gerechtsame sei kein Anderer aufzunehmen, als jene echten Deutschen (extra Germanos genuinos illos). Karpfen nahm bis 1611 keinen Nichtdeutschen in ein städtisches Amt. Dann zog sich der Landadel in die Stadt, bemächtigte sich der Aemter und entnationalisirte sie fast gänzlich. Im Ganzen ist sonst nicht zu besorgen, daß die Deutschen des ungrischen Berglandes sich entnationalisiren werden, kleinere Orte ausgenommen; sie streben wohl in den Städten darnach, ohne es aber zu erreichen, weil die Anforderungen des Lebens der Mehrzahl es unmöglich machen es durchzuführen. Deshalb ist doppelt zu beklagen, daß sie bei so fruchtlosem Streben der Wohlthaten ihrer nationalen Kultur verlustig gehen; sie versinken dadurch in geistige Verwahrlosung mehr als die anderen Nationalitäten Ungarns, die sich selbst nicht verloren geben und sich selber achten.

Die Mundarten des ungrischen Berglandes sind bis auf Einzelnes in einigen Orten, von dem Einfluß anderer Landessprachen ziemlich frei geblieben. Die Eigenthümlichkeiten, die sie entwickelt haben, so fremdartig auf den ersten Anblick sie auch erscheinen mögen, gehen doch ganz getreulich in den Spuren der germanischen Sprachen, wenn auch Manches bis nahe zu altnordischer Wortgestalt abgewichen ist. Merkwürdige Uebereinstimmung der Häudörfler in Einzelnem mit den Deutschen der VII communi in Anderem mit der Niederlausitz und Gottschee verdient Beachtung. Das Manuskript, welches Direktor Schröer der k. Akademie übergibt, enthält Sprachproben aus ver-

Digitized by Google

schiedenen Gegenden des ungarischen Berglandes mit Erläuterungen, eine Lautlehre des Dialektes und ein Wörterverzeichniß zu den Sprachproben. Beigeschlossen ist eine Karte von Kremnitz und den „Häudörfern", gezeichnet von Prof. Dr. Kornhuber.

Dann erstattet Herr v. Karajan als Referent die Generalberichte über die Thätigkeit der historischen Kommission und der Kommission zur Herausgabe der „Acta conciliorum saeculi XV." während des akademischen Jahres von 1861 auf 1862.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 21. Mai 1863.

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. Czermak in Prag sendet unter dem Titel „Sphygmische Bemerkungen" eine kurze Mittheilung über die Verwerthung der Lichtstrahlen zur Untersuchung des Pulses im Allgemeinen und über den von ihm angegebenen Pulsspiegel insbesondere ein.

Herr Hofrath Prof. J. Hyrtl übergibt eine Abhandlung „Ueber die accessorischen Streckſehnen der kleinen Zehe und ihr Verhalten zum Ligamentum interbasicum dorsale der zwei letzten Mittelfußknochen."

Das korrespondirende Mitglied Herr Prof. Peters theilt das Ergebniß von Analysen mit, welche Herr A. Stromeyer in Hannover mit dem Mineral Szajbelyit von Rézbánya vorgenommen hat und wodurch dessen mineralogische Selbstständigkeit als ein basisches Magnesiaborat mit verschiedenem Wassergehalt in den beiden von Peters beschriebenen morphologischen Modifikationen erwiesen wird.

Das in der Gestalt von mikroskopischen Nadeln und von Körnchen in einem Kalkstein des Erzgebietes von Rézbánya vorkommende Mineral bedingt einen Gehalt des Gesteines an Borsäure von nicht weniger als 11 pCt. Es wäre demnach eine technische Benützung desselben zur Erzeugung von Borax unter Umständen räthlich, obgleich bei dem gegenwärtigen Zustande der Industrie in dieser Gegend und bei den unzureichenden Kommunikationsmitteln kaum mit Vortheil ausführbar.

Herr Dr. G. Tschermak überreicht die Fortsetzung seiner Abhandlung über „Einige Pseudomorphosen" nebst einer Notiz über „Die Krystallform des Cocains".

Herr Direktor E. Fenzl legt das von Herrn J. G. Beer, Generalsekretär der k. k. Gartenbaugesellschaft, herausgegebene Werk: „Beiträge zur Morphologie und Biologie der Familie der Orchideen" vor und bespricht den Inhalt derselben

---

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 19. Mai 1863.

Herr Direktor W. Haidinger im Vorsitze.

Entsprechend der Mittheilung in unserer Sitzung am 21. April hat sich die westliche Sektion II unserer diesjährigen Detailaufnahmen im Königreiche Ungarn in ihren Arbeitsbezirk begeben. Vorgestern verließen uns der Herr Bergrath Foetterle und die Sektionsgeologen Freiherr v. Andrian und Paul. Ersterem namentlich ist die südwestliche Gegend der kleinen Karpathen zwischen Preßburg und der Linie Gayring-Modern zugetheilt, dem Letzteren ist das anschließende Gebiet bis zur Linie Skalitz-Szenicz-

Digitized by Google

Tyrnau zugetheilt, für den östlichen anliegenden Theil bis zur Waag ist Herr Sektionsgeologe Wolf bestimmt.

Während der letzten verflossenen Periode bewegte reiche wissenschaftliche Beschäftigung unsere sämmtlichen Mitglieder in den Räumen der k. k. geologischen Reichsanstalt. Die Herren Franz Ritter v Hauer und Foetterle und Dr. Stache, Freiherr v. Hingenau setzten ihre anregenden Uebersichtsvorträge fort, als Anschluß an jene, deren in unserem letzten Berichte gedacht ist. An der k. k. Universität waren gleichfalls die wichtigen paläontologischen Vorträge des Prof. Sueß im Gange, welche die Herren Montanisten besuchten, so wie einzelne Darstellungen, in mineralogischer und geologischer Beziehung zweckmäßig gewählt, von Prof. Peters. Die Herren k. k Montaningenieure selbst gaben sich gegenseitig in gemeinschaftlichen wochentlichen Sitzungen Bericht über den Inhalt dieser Vorgänge, unter dem Vorsitze eines derselben, der Herren Rachoy, Czermak, Hertle, Rücker, und der Schriftführung eines Anderen in Aufeinanderfolge

Aber wir verdanken auch in diesen Versammlungen den Herren. die selbst bereits im praktischen Leben durch eine Anzahl von Jahren erfolgreich thätig waren, mehrere wichtige Mittheilungen aus dem Kreise ihrer eigenen Erfahrungen welche gegenwärtig schon zu druckfertigen Abhandlungen abzuschließen nur die Kürze der Zeit bei der Mannigfaltigkeit der Aufgaben derselben verhinderte. So berichtete Herr L. Hertle über die Fohnsdorfer Braunkohlenflötze, Herr A. Rücker über die Schlaggenwalder Zinngranitstöcke, Herr F. Babanek über die neuesten Arbeiten zur Ausrichtung des Adalberti-Ganges in größeren Teufen, ferner Vorlagen von Herrn Babanek über Přibramer Mineralvorkommen, und von Herrn Rachoy über die Zusammenstellung einer Anzahl von Duplikatsammlungen fossiler Brennstoffvorkommen zu späterer Vertheilung an technische Lehranstalten Es sind diese Beiträge wichtige Berührungsgegenstände zwischen den jüngeren neu einberufenen Herren und uns älteren, die wir ihnen mit größter Theilnahme folgen.

Während dieser Zeit verdanken wir Herrn k. k. Kriegskommissär Anton Letocha eine höchst schätzbare Arbeit in der Anordnung der Gegenstände innerhalb unserer Sammlungen.

Herr Direktor Hörnes zeigte eine ganz ausgezeichnete Suite von Coeloptychien (Spongien) aus der oberen Kreide von Vordorf, nördlich von Braunschweig, vor, welche Herr Kammerrath Grotrian eingesendet hatte.

Herr Dr. K. Zittel legte im Namen des Herrn Prof. E. Sueß einen trefflich erhaltenen Oberkiefer von Anchitherium Aurelianense aus der Braunkohle von Leiding bei Pitten vor.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legte ein Stück Bernstein vor, welches bei Gelegenheit des Baues der Kohlenbahn zu Polnisch-Ostrau in Schlesien ungefähr drei Klafter unter der Oberfläche im tertiären Sande aufgefunden wurde.

Weiter theilte Herr v. Hauer den Inhalt einer von Herrn Obergespan L. v. Vukotinovich in Agram eingesendeten Abhandlung „Ueber das Vorkommen der Kohle in Kroatien" mit, in welcher insbesondere auf die hohe Wichtigkeit der erst neuerlich aufgeschlossenen Kohlenflötze des Kravarskoer Hügellandes südlich von Agram, welche die reichhaltigste Ablagerung fossilen Brennstoffes in ganz Kroatien darstellen dürften, aufmerksam gemacht wird. Die Abhandlung selbst wird im nächsten Hefte unseres Jahrbuches abgedruckt werden.

Herr Direktor Haidinger berichtet noch über mehreres Einzelne aus früheren Korrespondenzen und Mittheilungen, die uns zukamen. So über das photographisch gewonnene schöne Gletscherbild des Prof. Fr. Simony, von dem das Original in Aquarell ausgeführt in der Vor-Ausstellung in den Räumen der k. k. geologischen

Digitized by Google

Reichsanstalt so vielen Beifall fand. Aus der ersten Zeit unserer Entwicklungen erwarten wir demnächst einen alten Freund und Arbeitsgenossen, Herrn A. v. Morlot, zum Besuche, vielleicht zu unserer nächsten Sitzung am 16. Juni, der sich in der Zwischenzeit so hohes Verdienst erworben in den Studien, welche unserer vorhistorischen Zeit während des Bestehens des Menschengeschlechtes und unmittelbar vor demselben angehören, und dem nun bei seinen Forschungen nach Pfahldörfern in unseren oberösterreichischen Seen wir den glänzendsten Erfolg wünschen.

Am 23. April schon hatte ich von dem hochverdienten Forscher in den ältesten Resten menschlichen Kunstfleißes, Herrn Boucher de Perthes von Abbeville, das Blatt des „Abbevillois" vom 18. April erhalten, mit der so wichtigen Nachricht von dem Funde eines halben Kiefers, einem Individuum des Menschengeschlechtes angehörig. Herr Bergrath Franz Ritter v Hauer, gab eine Nachricht darüber in unserer Akademiesitzung vom selben Tage. Doch wollte ich nicht fehlen, auch für unser Jahrbuch diese Thatsache festzuhalten, was für den heutigen Tag verschoben blieb. Soeben erhalte ich von der Post ein zweites Blatt des „Abbevillois" vom 15. Mai durch die freundliche Gewogenheit meines trefflichen Gönners Herrn Boucher de Perthes. Es hatten sich Stimmen des Zweifels an der Authentizität des Kiefers erhoben. Namentlich war Herr Falkoner in London zweifelhaft geworden. Herr de Quatrefages in der Pariser Akademie hielt fest an der früheren Ansicht. Vielfältige angeregte Korrespondenz folgte. Eine Anzahl gewiegter Forscher vereinigte sich zu einem gemeinschaftlichen Kongreß in Abbeville in den Tagen des 11., 12 und 14. Mai, um die Frage der Authentizität dieses menschlichen Körpers gründlichst zu studiren. Ein gemeinsames Protokoll, einstimmig angenommen, erkannte am 13. Mai,

daß der Kiefer, von Herrn Boucher de Perthes am 28. März bei Moulin-Quignon gefunden in der That fossil ist,

daß ihn Herr Boucher de Perthes selbsteigenhändig aus einer nicht remaniirten Schichte herauszog,

daß die Kieselhaken, welche man für von den Schottergräbern verfertigte bezeichnet hatte, wirklich jener alten Zeitperiode angehören.

Die Forscher der beiden Nationen haben sich zu Herrn Boucher de Perthes in corpore verfügt, um ihm dieses Ergebniß anzukündigen und ihm ihre Glückwünsche darzubringen.

Die Thatsache der Auffindung eines menschlichen Kiefers, ist nun nicht mehr bestreitbar und ein wohlverdienter Lohn der Kenntniß und Beharrlichkeit für Herrn Boucher de Perthes selbst, der so lange schon für die Echtheit und das hohe Alter dieser Ueberbleibsel menschlichen Kunstfleißes in die Schranken trat, und nun ein Ueberbleibsel des Menschen selbst gefunden hat.

Ich darf wohl in dem Kreise von Freunden des Fortschrittes der Wissenschaft, wenn er auch in erster Linie der geologischen Kenntniß des Vaterlandes geweiht ist, zweier Werke gedenken, deren Widmung von hochgeehrten Freunden mir die Pflicht des öffentlichen Dankes auflegt, eine gewiß hoch erwünschte.

Das erste derselben ist das Prachtwerk: „Beiträge zur Morphologie und Biologie der Familie der Orchideen", von J. G. Beer.

Das zweite Werk, eben erst vor wenigen Stunden für die k. k. geologische Reichsanstalt und für mich selbst erhalten, ist das von Herrn Dr. Otto Buchner (Leipzig b. i W. Engelmann): „Die Meteoriten in Sammlungen, ihre Geschichte, mineralogische und chemische Beschaffenheit."

Herr Direktor Hörnes hatte Exemplare des neuen Verzeichnisses des k. k. Hof-Mineralienkabinetes, mit allen 200 Falltagen und Fundstätten zur Vorlage übergeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Kunstindustrie in Frankreich und Oesterreich.

I.

„La France gouverne le domaine du goût, des arts et des modes, et partout ailleurs où l'on essayait une concurrence, on en est resté à des essais faibles et sans conséquence."

So äußerte sich eines der gelesensten Pariser Blätter bei Gelegenheit der Weltausstellung im Jahre 1855. Das immerhin etwas brüske Urtheil ist aber, was zum mindesten den Nachsatz betrifft, ein ziemlich vereinzeltes geblieben und unparteiische Franzosen, wie die Industriewelt im Allgemeinen, haben über die Leistungen des Auslandes auf dem Felde der Kunstindustrie nicht in gleicher Weise abgesprochen. Es wurde bei der Pariser wie bei der jüngsten Londoner Ausstellung der ungemeine Aufschwung anerkannt, den die Fabrikation jener Waaren, bei welchen neben der inneren Tüchtigkeit Form und Farbe in erster Reihe maßgebend wird, während der letzten Jahrzehnte auch in England, Deutschland und den übrigen Kulturstaaten erfahren hat. In mehr als einem Zweige der verfeinerten Manufaktur und Kunstindustrie blieb wohl Frankreich noch immer unerreicht, in anderen aber hatte das Ausland mit Erfolg nachgeeifert, es erreicht und selbst überflügelt.

Und kein Unbefangener wird in solchem Zugeständnisse Demüthigung finden wollen. So hoch eine Nation immer stehen möge, keine vermag Alles, alle bedürfen einander und ergänzen sich wechselseitig, weil zur Veredlung der vom Lande gebotenen oder von Außen bezogenen Rohstoffe ein Zusammenwirken vieler Vorbedingungen im sozialen Leben erforderlich ist, diese sich aber für kaum Einen Artikel in mehreren Ländern völlig gleichartig ergeben. Neben den in verschiedenem Maße und verschiedener Güte gebotenen Naturprodukten kommt hier die Geneigtheit der Einwohner zu einer oder der anderen Produktion, als Ausfluß des Racenelementes, deren Bildungsstufe, das Kapital und dessen Verwendung, gesetzliche Bestimmungen, die örtliche Lage zum Weltmarkt, der Zustand der Kommunikationen und vieles Andere in Betracht, und es müssen viele dieser Vorbedingungen sich günstig ergeben, wenn eine Nation bei Veredlung eines Industriezweiges anderen vorauseilen soll.

Dort, wo sich derlei Grundbedingungen weniger entsprechend stellen, ist daher ein Zurückbleiben der Leistung gegen mehr begünstigte Länder, das Uebertroffenwerden in irgend einem industriellen Zweige keine Schande Wohl aber wäre es

Digitized by Google

Schande, von der besseren, ergiebigeren Produktion anderer Nationen nichts zu lernen. Je nachdrücklicher das vom Auslande gegebene Beispiel fortgeschrittener Industriezweige benützt und nachgeahmt, je rücksichtsloser mit den hemmenden Fesseln gebrochen wird, um desto eher wird das eigene Fabrikat in Umfang und Werth dem Muster nahekommen und mit ihm erfolgreich wetteifern können. Vorwärts um jeden Preis ist hier die Losung; denn wie allenthalben, gibt es in der Industrie kein Beharren auf gleicher Stufe, und ein Stillstand wird dem Fortschreiten des Konkurrenten gegenüber schon an sich zum Rückgange.

Diese Mahnung ist für die österreichische Industrie und vorzugsweise für die Kunstindustrie eine dringliche. So durchgreifend und ehrenvoll die Erfolge waren, welche dieselbe auf den bisher abgehaltenen Weltausstellungen errungen hat, so ließ sich doch die Thatsache nicht verhehlen, daß nur ein Theil der österreichischen Produktionszweige den gleichen Erzeugnissen Englands, Frankreichs und des Zollvereins ebenbürtig die Wage hielt, nur vereinzelte sie übertrafen, dagegen aber andere genannt werden konnten, welche erheblich zurückstanden oder selbst von ihrem früheren Rufe eingebüßt hatten, im Absatze zurückgewichen und durch die Erzeugnisse anderer Länder theilweise vom Weltmarkte verdrängt worden waren.

Es ist hier nicht der Platz, diese Erscheinung bis ins Einzelne zu verfolgen, die vorliegende Besprechung hat es nur mit jenem Theile der Produktion zu thun, welcher unter der Bezeichnung Kunstindustrie begriffen wird. Es werden darunter jene Erzeugnisse zusammengefaßt, bei welchen neben der Tüchtigkeit und dem Preise der Waare auch die geschmackvolle Form zum Absatze maßgebend wird, neben der mechanischen Thätigkeit des Arbeiters auch die nicht in der Werkstätte zu erlernenden Regeln des Kunstsinnes und Verständnisses reiner Kunstformen auf die Vollendung des Fabrikates Einfluß üben. Die Kunstindustrie umfaßt hiernach im weitesten Sinne ein ungemein großes Gebiet, greift fast in alle Zweige der industriellen Thätigkeit aus und beginnt allenthalben Einfluß zu üben, wo es sich um Gestalt- und Farbegeben des Rohstoffes über die niedrigste, allgemeinste Verbrauchsform hinaus handelt. Je enger aber die Begrenzung des Begriffes Kunstindustrie gezogen wird, desto größer und maßgebender wird der Einfluß der Kunstschule auf das Handwerk. Je mehr Verfeinerung das Fabrikat erfährt, um desto mehr Gewicht gewinnen Form und Farbe, bis zu dem Grade, wo jene Artikel der Kunstindustrie sich größerer Beliebtheit und Nachfrage erfreuen, welche durch äußere Schönheit das Auge bestechen, mag auch der Grundstoff gegen ähnliche, nicht mit gleicher Vollendung bearbeitete an Preiswürdigkeit zurückstehen. Und diese Rücksicht auf den Geschmack des Publikums im Großen wird namentlich in der Neuzeit immer dringlicher, weil der zunehmende Wohlstand und steigende Luxus die Gegenstände der Kunstindustrie auch bei Klassen der Gesellschaft einführt, welche vordem kaum davon berührt wurden. Je mehr der einzelne Industriezweig dieser Richtung Rechnung trägt, je mehr die Technik des Handwerkes sich mit den Ideen der Kunst verschwistert, desto besser gefällt das Erzeugniß und findet lohnenden Absatz. Die Franzosen haben diese Lehre längst

Digitized by Google

begriffen, wohl ausgenützt, und hierin liegt der Grund ihrer beispiellosen Erfolge in den meisten Zweigen der Kunstindustrie.

Aber auch die österreichischen Produkte haben auf den Weltausstellungen aufs Schlagendste die gleiche Erfahrung gemacht. Eben jene Zweige derselben, welche seit längerer Zeit schon neben der Solidität der Waare auch die äußere Form zu veredeln und dem Kunstgeschmacke entsprechend herzustellen gesucht hatten, errangen in Paris wie in London die durchgreifendsten Erfolge. Zugleich aber wurde diese Erfahrung zum Sporn neuer Anstrengungen. Man gelangte mehr und mehr zur Ueberzeugung, daß gründlicher Unterricht zur Bildung des Geschmackes vor Allem Noth thue und schritt daher zur Errichtung dahin abzielender Institute. Wohl bleibt dabei immer noch viel zu wünschen übrig, und eben jetzt wird die Dringlichkeit einer Umgestaltung der Museen der technischen Hochschulen und Kunstakademien vielfach erörtert Dabei darf aber das bereits Erreichte nicht übersehen werden.

Schon im Jahre 1857 waren neben den technischen Akademien 59 mindere gewerbliche Lehranstalten eröffnet und von 5800 Schülern besucht, gegen 17 mit 3000 Schülern im Jahre 1851, zwei Jahre später belief sich die Zahl derselben auf 73 mit 11.700 Schülern und heute dürfte die Zahl solcher von Korporationen und einzelnen Fabriksherren errichteten Schulen, in welchen Zeichnen- und Modellir-Unterricht, freilich nach dem Urtheile Sachverständiger nicht immer in bester Art, ertheilt wird, jedenfalls über hundert belaufen. Eine weitere Folge der in London gemachten Erfahrungen war die Errichtung des eben ins Leben tretenden österreichischen Museums für Kunst und Industrie, bestimmt, ein großer Sammelplatz gediegener Kunstmuster aller Zeiten, aller Stylperioden und Vortragsweisen zu werden, in welchem der Künstler und der Arbeiter mit dem Wesen der Kunst vertraut gemacht, das große Publikum zu ihr herangezogen und das harmonische Zusammenwirken der Technik, Kunst und Wissenschaft mehr und mehr gefördert werden soll.

Es ist nun von Interesse und kann eine der Vorarbeiten für das erstehende Institut genannt werden, den Standpunkt festzustellen, welchen die vaterländische Kunstindustrie zu jener des Landes einnimmt, das sich mit Stolz den Herrscher im Reiche des Geschmackes nennt und diese Herrschaft in den meisten Produktionszweigen auch thatsächlich übt. Eine solche Parallele wird der Inhalt des Nachfolgenden sein. Wenn dabei Oesterreich nur ein bescheidener Antheil zufällt und nur zwei Fächer der Kunstindustrie genannt werden können, in welchen es den fränkischen Nachbar erheblich überragt, so wird dies eben ein Sporn zu größerer Anstrengung sein, mit den reichlich gegebenen, nur der Ausbildung bedürfenden Kräften weiter um die Palme zu ringen.

Digitized by Google

Mährens allgemeine Geschichte.

Im Auftrage des mährischen Landesausschusses dargestellt von Dr. B. Dudík, O. S. B.

Zweiter Band. Vom Jahre 906 bis zum Jahre 1125.

(Brünn, 1868. Druck von Georg Gastl.)

Angezeigt von Dr. J. A. Tomaschek.

Die mährische Geschichtsschreibung hat in neuester Zeit durch den frühzeitigen Tod eines ihrer fleißigsten und genialsten Jünger, des Geschichtsschreibers „Karl's v. Zierotin und seiner Zeit", des Begründers des mährischen Archivwesens, P. Ritters von Chlumecky einen schmerzlichen, vielleicht unersetzlichen Verlust erlitten. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß es kein Land der österreichischen Monarchie gibt, das mit solcher Befriedigung auf das zurückblicken darf, was für die Erforschung seiner Vergangenheit bereits geleistet, was in gleicher Hinsicht für die Zukunft vorgearbeitet und angebahnt ist — wie Mähren. Hatten bereits ältere Forscher am Schlusse des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts, unter denen wir bloß Cerroni, Ritter v. Monse, Luksche, Sterli hervorheben, das geschichtliche Vorleben dieser Provinz in verschiedenen Richtungen durchforscht und manches schätzenswerthe Materiale zu Tage gefördert, so legte doch erst die von Boček unter dem Namen „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae" angelegte umfangreiche Urkundensammlung die unentbehrliche Grundlage zu einer zuverlässigen mährischen Geschichtsschreibung. Damit schien es, daß eine solche nunmehr unmittelbar und ohne Schwierigkeiten in Angriff genommen werden könnte. Vorerst galt es aber, über wichtige prinzipielle Punkte ins Klare zu kommen.

War eine Geschichte Mährens als selbstständiges Werk im wissenschaftlichen Sinne überhaupt möglich? Hatte doch der Geschichtsschreiber und Landeshistoriograph Palacky im Namen Böhmens auf Mähren gleich von vornherein Beschlag gelegt und die Geschichte dieses Landes als in sein Gebiet gehörig so zu sagen konfiszirt; in seiner Geschichte von Böhmen (Bd. I., S. 7) hatte er offen erklärt: „Beide Länder wurden von jeher von demselben Volke bewohnt und standen von jeher, mit nur seltenen und kurzen Ausnahmen, unter derselben obersten Regierung; daher konnten beide in nationaler Hinsicht als ein Volk, in politischer als ein Staat gelten." War dem wirklich so, so mußte man sich fragen, ob es überhaupt möglich sei, die Geschichte Mährens von der Böhmens zu trennen, sie zum Gegenstande einer abgesonderten Durchforschung, einer selbstständigen Darstellung zu machen. Mußte da nicht die politische so gut wie die Kulturgeschichte Mährens in der Böhmens so spurlos aufgehen, daß es nicht der Mühe werth war, sich mit der Geschichte eines Landes zu befassen, das ja gar keine eigene Geschichte hatte.

Unter diesen Umständen gereicht es den Männern, die sich durch eine Autorität, die geeignet schien die öffentliche Meinung zu präoccupiren, nicht imponiren ließen, zur Ehre, daß sie unbeirrt ihren eigenen Weg weiter verfolgten. Chytil und Chlumecky führten die durch den Tod Boček's unterbrochene Urkundensamm-

Digitized by Google

lung bis zum Jahre 1349 weiter fort. Die rechtliche Vergangenheit des Landes wurde durch Rößler u. A., die kulturhistorische durch d'Elvert, die volkswirthschaftliche durch Werner erforscht. Der mährische Landesausschuß, der sich durch die mannigfaltigsten Publikationen im geschichtlichen Gebiete gerechten Anspruch auf den Dank des Landes erworben hat, ernannte den Dr. Beda Dudík zum Landeshistoriographen und übertrug ihm die eben so ehrenvolle als schwierige Aufgabe der Abfassung einer Geschichte Mährens.

Hier galt es nun durch die That zu beweisen, daß eine für sich bestehende Geschichte dieses Landes neben der Palacky'schen Geschichte Böhmens noch immer eine wissenschaftliche Möglichkeit und nicht durch jene für alle Zeiten überflüssig gemacht und beseitigt worden sei. Es handelte sich nur darum, dem Gesichtspunkte unter dem die Geschichte Mährens nach Palacky's Voraussetzung erschien, einen anderen an die Seite zu setzen und dessen größere Berechtigung im Großen und Kleinen nachzuweisen. Dieser Gesichtspunkt durfte aber nicht tendenziös und willkürlich in die Thatsachen hineingelegt, sondern mußte aus ihnen heraus entwickelt und nachgewiesen werden. Diesen Sinn muß demnach das oben angezeigte Werk Dudíks haben, wenn ihm anders ein bewußtes Ziel zu Grunde liegen, eine wissenschaftliche Bedeutung innewohnen soll. Man sieht demnach, daß sich seine Aufgabe dadurch keineswegs leichter gestaltete, daß in Palacky's Geschichte Böhmens bereits ein Werk vorlag, dessen Stoff in einem gewissen Umfange mit dem des Verfassers zusammenfiel, das er somit als vollkommen ausreichende und anerkannte Grundlage für seine eigene Aufgabe hätte benützen können. Ja wir erkennen darin gerade eine eigenthümliche und nicht die kleinste Schwierigkeit, die sich seinem Unternehmen entgegenstellte; wir betrachten es geradezu als den Prüfstein des wissenschaftlichen Werthes seines Werkes, inwieferne es ihm durch dasselbe gelingt, in augenscheinlicher Weise darzuthun, daß die Interessen und Geschicke dieser Länder, selbst wenn sie, wie wohl häufig geschah, dieselben Ausgangs- und Zielpunkte hatten, doch nie ganz zusammenfielen, in der Regel jedoch so auseinandergingen, daß sie, sollen sie richtig erkannt werden, von Gesichtspunkten betrachtet werden müssen, die durchaus selbstständig sind und wenig mit einander gemein haben.

In dem bereits vor einigen Jahren erschienenen ersten Bande, der die ältesten Zeiten, die Entstehung und den Verfall des großmährischen Reiches behandelt, jener meteorartig auftauchenden und eben so schnell verschwindenden politischen Schöpfung auf national-slawischer Grundlage, konnte dieser Standpunkt als zweifellos wohl nicht in Frage kommen. Hier hatte der Verfasser zunächst sein kritisches Urtheil über den historischen Werth oder Unwerth der angeblich ältesten uns erhaltenen Quellen zu erproben und seinen Beruf zur Geschichtschreibung dadurch zu bewähren, daß er die von einer Reihe deutscher Gelehrten, wie Wattenbach, Dümmler, Büdinger in verschiedenen Richtungen durchgeführten Spezialuntersuchungen mit seinen eigenen Forschungen zu einem lebensvollen Ganzen vereinigte. Dagegen tritt diese Frage für die in diesem zweiten Bande behandelte Periode, wenigstens für einen großen Theil derselben, bereits in ihrer ganzen Bedeutung an ihn heran. Und da

Digitized by Google

scheint es vor Allem bemerkenswerth, daß in nationaler Beziehung eben so wenig eine Verschmelzung der slawischen Mährer mit den slawischen Völkerschaften Böhmens erfolgte, als von politischer und staatlicher Seite in irgend einem Zeitpunkte eine engere Vereinigung Mährens mit Böhmen stattfand, als eine solche, die ihre natürliche Erklärung und Begränzung darin findet, daß der geographische Umfang des Landes zu klein war, um ein eigenes, politisch nach allen Seiten hin selbstständiges Staatswesen dauernd zu gründen, oder auch nur den Kern eines solchen zu bilden, um den sich andere Länder politisch hätten gruppiren können. Neuere slawische Forscher haben mehr Licht über den Prozeß verbreitet, der in Böhmen ungefähr um das 10. Jahrhundert seinen Abschluß fand, wie allmälig die einzelnen slawischen Stämme von verschiedener Stammeseigenheit, die in Böhmen saßen, in dem Stamme der Čechen aufgingen und es diesem gelang, sie spurlos in sich aufzunehmen. Abgesehen nun davon, daß der Stamm der Morawanen gleich bei seinem ersten Auftreten in Mähren eine größere Einheit und Abschließung zeigt, und hier eine ähnliche Stammesverschiedenheit der slawischen Bevölkerung ursprünglich nicht vorhanden war, wie in Böhmen, hat dieser Stamm dem čechischen gegenüber immer seine Stammeseigenheit bewahrt, und schon in dieser Stammesverschiedenheit liegt von nationaler Seite die Berechtigung zu einer besonderen Geschichte der beiden Stämme, selbst ehe noch die territoriale Selbstständigkeit des Landes durch seine Erhebung zu einer Markgrafschaft einen äußeren Ausdruck erlangte, und die Kolonisirung des Landes durch Deutsche, die Gründung eines auf deutscher Grundlage ruhenden blühenden Städtewesens den spezifisch slawischen Charakter des Landes verwischte. Und wenn der älteste böhmische Chronist, Cosmas, auch in jener Periode, wo Mähren als ein böhmisches Theilfürstenthum erscheint, wiederholt von einem regnum Moraviae spricht, so ist dies ein Beweis, daß sich auch damals die Anschauung von Mähren als eines Ganzen, einer staatlichen und territorialen Einheit lebendig erhalten hatte.

Der vorliegende zweite Band umfaßt in nicht weniger als vierzig Druckbogen einen Zeitraum von etwa zweihundert Jahren (906 bis 1125), und zwar behandelt er zuerst die Periode von 906 bis 955, Mähren eine Beute Ungarns, dann den Zeitraum von 955 bis 1003, Mähren unter Böhmen, von 1003 bis 1029, Mähren von den Polen besetzt, endlich Mähren als böhmisches Theilfürstenthum vom Jahre 1029, wo er beim Jahre 1125 abbricht. Wie wir hören, soll der Zeitraum von 1125 bis 1197 einem dritten Bande von gleichem Umfange vorbehalten sein, der sich bereits unter der Presse befindet, und zugleich die kultur- und rechtsgeschichtlichen Verhältnisse jener Zeiten einer eingehenden Betrachtung unterzieht. Man muß darüber staunen, daß der Verfasser für einen relativ so kurzen Zeitraum das Materiale zu einer so umfangreichen Behandlung gefunden hat. Es ist dies nur erklärlich, wenn man die breiten Grundlagen berücksichtigt, auf denen er sein Werk aufgeführt hat. Und hier müssen wir es mit voller Anerkennung hervorheben, daß er seine Aufgabe wohl begriffen hat, daß er es verstanden hat, seiner Darstellung der mährischen Geschichte eine Bedeutung zu geben, die, über die engen

Digitized by Google

Grenzen des Landes herausgehend, sein Werk als eine werthvolle Bereicherung der allgemeinen Geschichtsliteratur des Mittelalters erscheinen läßt. Der Grund, warum die Spezialgeschichtschreibung der einzelnen österreichischen Länder ihrem größten Theile nach von der Wissenschaft unbeachtet blieb, lag in den engen Grenzen, die sich die Bearbeiter steckten, in dem beschränkten Horizonte, der ihnen die Ereignisse und Thatsachen nur in befangenem, der Wahrheit wenig entsprechendem Lichte erscheinen ließ, weil sie die großen Resultate, die die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in neuerer Zeit gewonnen hat, entweder gar nicht beachteten oder nicht die Kraft und Vorbildung in sich fühlten, sich dieselben anzueignen. Deßhalb haftet den meisten dieser Provinzialgeschichten der Charakter eines bloßen Dilettantismus an, und deshalb sind sie außer den Marken ihres Landes nur wenig oder gar nicht gekannt und beachtet. Wir freuen uns, das vorliegende Werk als eine ehrenvolle Ausnahme bezeichnen zu können. „Zwei Faktoren", sagt er gleich anfangs, „bildeten wie früher, so auch jetzt im 10. Jahrhunderte" — und wir können hinzufügen durch das ganze Mittelalter — „die bewegende Kraft jener Gestaltungen in Europa, die wir staatliche Vereine nennen — der Papst in Rom und der Kaiser und König in Deutschland." Mit diesen Worten hat er seinen Standpunkt scharf bezeichnet, und er ist es auch, der ihn durch den ganzen Verlauf seiner Darstellung begleitet. Und so kennt er nicht bloß und benützt mit verständigem Urtheile die deutsche Geschichtsliteratur über jene Periode vollständig, er unterwirft auch ihre Resultate einer erneuerten und selbstständigen Prüfung, so weit sie zu seinem speziellen Gegenstande in irgend einer Beziehung stehen.

Dabei leidet aber keineswegs die Akribie seiner Detailforschung. Ohne zu gewagten Kombinationen seine Zuflucht zu nehmen, die zwar augenblicklich den Blick blenden, nur zu oft jedoch die Erforschung der Wahrheit — den eigentlichen Zweck jeder geschichtlichen Forschung — nicht fördern, sondern nur das gesunde Urtheil verwirren und auf Abwege leiten, vereinigt er die einzelnen, urkundlich beglaubigten Thatsachen zu einem Ganzen, in dem uns ihr kausaler Zusammenhang in lichtvoller Weise entgegentritt. Natürlich war dies nicht möglich, ohne daß eine sorgfältige Prüfung und genaue Untersuchung über den Werth oder Unwerth der urkundlichen Quellen vorausging. Fand nun auch Dudik in der Boček'schen Urkundensammlung ein reiches, bisher noch größtentheils unverwerthetes Materiale vor, fehlte es daher anscheinend nicht an Bausteinen, aus denen er sein Werk aufführen konnte, so war dennoch in der Benützung derselben die größte Vorsicht nothwendig, wollte er nicht Gefahr laufen, daß das aufgeführte Gebäude ihm wie ein Kartenhaus unter den Händen weggeblasen werde. Schon die erwiesene Unechtheit der darin enthaltenen, angeblich ältesten Quellen der mährischen Geschichte, der sogenannten Monse'schen Fragmente, der in hohem Grade verdächtige Werth des Hildegardus Gradicensis, mußte auch bei Benützung der übrigen Urkunden, die er daselbst vorfand, zur Vorsicht und genauen Prüfung mahnen. Diese war um so dringender geboten, als sich einzelne derselben schon auf den ersten Blick als Falsifikate erkennen ließen. Bei anderen konnte freilich erst eine eingehende Untersuchung

Digitized by Google

die Unechtheit erweisen. Viele erscheinen bloß verdächtig, ohne dadurch an ihrer relativen Brauchbarkeit zu verlieren. Manche endlich, deren Echtheit von verschiedenen Seiten angezweifelt wurde, haben sich nach dem Urtheile des Verfassers als echt herausgestellt. Es mußte daher der ganze vorgefundene Urkundenschatz kritisch gewürdigt, sein Werth oder Unwerth für die geschichtliche Erkenntniß erst festgestellt werden. Dadurch, daß sich Dudik dieser mühsamen, aber unabweisbaren Aufgabe unterzog und dabei überall ein gesundes und unbefangenes Urtheil bewies, hat er gezeigt, daß er den Geist der neueren Geschichtsforschung vollkommen begriffen hat und ihre Methode mit Geschick zu handhaben versteht.

Am Schlusse unserer Anzeige sei es uns erlaubt zwei Punkte zu berühren, die wir der Aufmerksamkeit des Verfassers bei der Fortsetzung seines Werkes anempfehlen. Für jenen Zeitraum der mährischen Geschichte, mit dem sich dieser vorliegende Band befaßt, fließen die urkundlichen Quellen keineswegs noch allzu reichlich, man hat vielmehr Ursache, gerade in den wichtigsten Fragen einen empfindlichen Mangel zu beklagen. Und doch hat der Verfasser in diesem verhältnißmäßig dürftigen Materiale den Stoff zu einem so umfangreichen Werke gefunden. Wir müssen nur die Besorgniß aussprechen, daß der Verfasser trotz der rüstigen Arbeitskraft, von der er uns schon so vielfältige Beweise gegeben hat, nicht im Stande sein wird, die Geschichte Mährens in jenen Zeiten, wo die Quellen reichlicher zu fließen anfangen und das Materiale immer mehr anwächst, rasch und erheblich weiter zu führen, wenn er sich nicht selbst engere Grenzen zu stecken entschließen kann. Wir finden es zwar sehr begreiflich, daß der Geschichtsforscher durch das Anziehende, das der Stoff in seinen mannigfachen Verzweigungen ihm bietet, sich auch zu gewissen Abschweifungen auf Nebenpfade verlocken läßt. Doch ist es eben so Pflicht für ihn, sich hierin ein verständiges Maß aufzuerlegen, als man ihm auf der anderen Seite Dank wissen muß, wenn er sich bestrebt, seinen Stoff nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Wir glauben nun, daß auch der Verfasser manche längere Exkurse hätte unterlassen können, die mit seinem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte Mährens, doch nur in losem Zusammenhange stehen, ohne daß dem Werth des Buches und dem Interesse, das es einzuflößen geeignet ist, dadurch ein Abbruch geschehen wäre, wenn er uns z. B. den ganzen Verlauf des Investiturstreites erzählt, wo er sich auf den Antheil Böhmens und Mährens an demselben und die Rückwirkungen des Wormser Konkordates auf die kirchlichen Zustände dieser Länder hätte beschränken können, oder ihm eine uns zufällig aufbewahrte Notiz über die Schenkung eines Bildes Veranlassung gibt, die Gründung des Benediktinerstiftes Göttweih zu beschreiben u. s. w.

Ein Hauptvorzug, der die großen Geschichtsschreiber aller Zeiten, die Griechen und Römer eben so gut als die Ranke und Gervinus unserer Zeit in so hohem Grade auszeichnet, ist die ungemeine Sorgfalt, die sie der Reinheit der Sprache, der Korrektheit der Diktion zugewendet haben. Nun können wir auch in dieser Beziehung dem Verfasser das beste Zeugniß geben. Sein Styl ist bei großer Einfachheit doch elegant und fließend, seine Darstellung klar und durchsichtig und

Digitized by Google

erhebt sich nicht selten bei Momenten, die Herz und Sinn zu fesseln geeignet sind, zu dramatischer Lebendigkeit. Doch würden wir ihm doch hie und da eine gewisse Sorgfalt anempfehlen. Wir weisen nicht gerade auf Ausdrücke hin, wie: ämtlich, strittig, in Vorhinein u. s. w., die dem österreichischen Dialekte angehören und über deren Gebrauch in der Schriftsprache man vielleicht seine eigene Meinung haben kann. Wir haben hier gewisse Wendungen im Auge, die uns so fremdartig anklingen, als seien sie einem fremden Idiom entnommen und aus diesem in den deutschen Ausdruck hinübergetragen worden. Diese und ähnliche wünschten wir im Interesse der stylistischen Reinheit in der Folge vermieden, durch welche Bemerkung wir übrigens nichts weniger beabsichtigen, als dem Werthe des Buches und dem Verdienste des Verfassers nahezutreten. Es gilt hier in gewisser Beziehung jener Satz Voltaire's: „Le superflu — chose si nécessaire." Eine bis ins Kleinste getriebene Sorgfalt für die Reinheit der Sprache mochte vielleicht in Oesterreich früher hie und da Manchem als eine geringfügige Sache, ja sogar als überflüssig erschienen sein, heutzutage wird wohl auch hier Niemand, dem an wissenschaftlicher Anerkennung etwas gelegen ist, sich eine Nachlässigkeit in dieser Beziehung erlauben dürfen.

Die Aufhebung des Schulgeldes an der Volksschule.

Beleuchtet von **Dr. Adolf Ficker.**

(Schluß.)

Um einer vollkommen unbefangenen Lösung der Zweckmäßigkeitsfrage den Weg zu bahnen, bedarf es aber zuerst der Beseitigung aller jener nicht wesentlich mit ihr verbundenen Momente, welche der Sache eine nicht in ihrer Natur liegende Färbung zu ertheilen nur zu sehr geeignet sind. Dahin wären vor allen zwei zu rechnen: die Erhebung des Schulgeldes durch die Lehrer und die Behandlung der Schulgeldbefreiung, als eines Theils der Armenpflege. Wie unpädagogisch das Eine, wie inhuman das Andere sei, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung; die Kollisionen mit dem Amte und der Stellung des Lehrers können dort, Kränkungen des Ehrgefühls mancher Familienväter und weitere unliebsame Folgen können hier kaum ausbleiben, so lange Menschen eben Menschen sind. Der allzu weit getriebene Rigorismus bei Ertheilung von Befreiungen endlich widerstrebt den unerläßlichen Prinzipien des Schulgeldbestandes selbst; die Befreiung von der Zahlungspflicht gebührt dem Zahlungsunfähigen als gesetzliche Rechtswohlthat, nicht als eine Gnade, und die Billigkeit fordert, daß man den Beweis der Zahlungsunfähigkeit nicht mehr erschwere, als eben zur Abwehr von Mißbräuchen nöthig erscheint. — Aber keines dieser drei Momente, ist irgendwie untrennbar mit der Existenz des Schulgeldes verbunden. Das Schulgeld kann und muß durch andere Personen als die

Digitized by Google

Lehrer eingehoben werden; die Befreiung von der Zahlungspflicht läßt sich bei der Volksschule so gut wie bei der Mittelschule sachlich an gewisse, fest bestimmte Grundsätze knüpfen und formell von allen ungerechtfertigten Erschwerungen lösen, und sie muß in dieser Weise geregelt werden, wenn man nicht einen Schatten auf das Schulgeld werfen will, welcher der Natur dieser Gebühr vollkommen ferne liegt.

Auch in der eben besprochenen Beziehung, macht sich die Analogie des Schulgeldes mit den Gebühren für Rechtsgeschäfte geltend. Auch die Einwendungen gegen letztere Gebühren treffen fast nur die Höhe der Gebührensätze oder die unbilligen Beschränkungen des Armenrechtes. Aber auch keines dieser Momente ist untrennbar mit der Existenz der Gebühren für Rechtsgeschäfte verbunden; sie können und müssen in billiger Weise geregelt werden, wenn man nicht einen Schatten auf das Gebührenwesen werfen will, welcher der Natur desselben vollkommen ferne liegt.

Die Frage, um deren Beantwortung es sich handelt, lautet demnach, von jeder nicht zur Sache gehörigen Beimischung entkleidet, einfach so: Ist es zweckmäßiger einen angemessenen Quotienten der Auslagen für den Volksschulunterricht durch die Schulgeldentrichtung zahlungsfähiger Eltern oder Angehörigen von Zöglingen hereinzubringen, oder auch diesen Quotienten auf die von sämmtlichen Gliedern der Kommune, bemittelten und unbemittelten, ausnahmslos nach dem Maßstabe ihrer allgemeinen Steuerpflicht zu tragenden Gemeindeabgaben umzulegen?

Sollte das Schulgeld an der Volksschule, wo es bereits besteht, für den Zahlungsfähigen wirklich so überaus drückend und gehässig sein, daß man ihn um jeden Preis, also auch um den Preis der Beiziehung zahlreicher viel minder Bemittelter zur Deckung des Ausfalles, davon befreien müßte? Angenehm berührt gewiß, wie schon einmal hervorgehoben wurde, keine Zahlungspflicht den Verpflichteten, allein, welche Abgabe könnte dem wirklich Zahlungsfähigen (und nur um diesen handelt es sich ja) wohl minder lästig und minder verhaßt sein, als ein auf monatweise Raten vertheilter kleiner Beitrag zu den Auslagen für den Unterricht seiner Pflege- und Schutzbefohlenen! Es möchte fast scheinen, als ob man bei mancher anderen Abgabe wünschen müßte, der Zahlungspflichtige finde in sich ein so treibendes Motiv zur Zahlung, als die Liebe des Vaters zu seinen Kindern bei dem Schulgelde bieten sollte. — Dann aber, auf wessen Kosten würde der Zahlungspflichtige zum Theile von dieser Abgabe befreit werden? Ein Theil dieser Gebühr bleibt nämlich auch als neue oder erhöhte Umlage auf seinen Schultern lasten, und lastet auf denselben sein Leben lang, einen anderen und nach der Natur der Sache den weit beträchtlicheren Theil müßten jene zahlreichen, viel minder bemittelten Gemeindegenossen übernehmen, die ohnehin schon so viel zu den Kosten des Volksschulunterrichtes beisteuern, als das allgemeine Interesse fordert, von einem weiteren Beitrage aber gegenwärtig, selbst wenn sie eigene Kinder zur Schule senden, um ihrer Dürftigkeit willen befreit sind, künftig aber trotz dieser Dürftigkeit noch einen weiteren Beitrag und zwar lebenslang zu dem Ende leisten

Digitized by Google

sollen, damit jedenfalls Bemitteltere, größtentheils viel Bemitteltere (obgleich vielleicht nicht Wohlhabende oder Reiche) ihre Kinder oder Anverwandten unentgeltlich zur Volksschule schicken können. Es gibt Vieles, was hart an der Grenze des Begreiflichen steht; wie man die Ueberwälzung des größten Theiles einer Last von den Schultern anerkannt Bemittelterer, auf jene der anerkannt viel minder Bemittelten, und noch dazu die Verwandlung einer vorübergehenden Zahlungspflicht der Ersteren in eine permanente der Letzteren in einen Schimmer von Liberalismus hüllen kann, — dies ist wohl geradezu unbegreiflich.

Eben wenn ein Schulgeld an der Volksschule nicht bestände, sollte man meinen, daß der wirklich Freisinnige der Forderung sich kaum entziehen könnte, die Uebernahme eines angemessenen Quotienten der Kosten des Volksschulunterrichtes — so weit dieser Unterricht den Kindern zahlungsfähiger Personen, deren Befreiung sich vom rechtlichen Standpunkte aus in keiner Weise begründen läßt, zu Gute kömmt, so weit er also zunächst ihnen nützt — durch die betreffenden Personen und hiermit auch eine entsprechende Entlastung der zahlreicheren minder Bemittelten zu befürworten.

Daß für die letzteren, um die Sache bei dem rechten Namen zu nennen, das Schulgeld durch die Gemeinde mittelst einer allgemeinen Umlage bestritten wird, hat seinen Grund. Ist es aber darum zweckmäßig, daß die Gemeinde ihre Freigebigkeit auf die Zahlungsfähigen ausdehne, und Eltern, welche die ihnen zuerst obliegende Pflicht hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder zu erfüllen im Stande sind, dieser Pflicht entlade?

Alle pädagogischen Autoritäten verneinen diese Frage. Tief in der menschlichen Natur wurzelt es, daß sie gerne das unmittelbare Gefühl von dem Werthe der Dinge durch den Preis derselben in sich wecken läßt. In eben jenen Ländern, welche auf ihren vorgeschrittenen Volksunterricht mit Recht stolz sein können, haben sich nach mancherlei Experimenten zahlreich besuchte Lehrersynoden wiederholt dahin ausgesprochen, daß die Erfahrung allgemein die Freischulen verdamme, weil in denselben ein mächtiger Hebel für den regelmäßigen Besuch der Anstalt und für die Gedeihlichkeit des dort ertheilten Unterrichtes entfalle.

In der Volksschule kann man wegen der allgemeinen Unentbehrlichkeit der dor zu erwerbenden Kenntnisse, die Schulgeldbefreiung nicht an die Bedingung entsprechender Fortschritte knüpfen, da man ja nicht einmal ein Kind bloß wegen ungenügenden Fleißes, vom Besuche der Volksschule ausschließen darf. Darum macht man allgemein und ausnahmslos in und außer Oesterreich die Erfahrung, daß die vom Schulgeld befreiten Kinder gewöhnlich am lässigsten die Schule besuchen und bei ihrem Erscheinen in derselben mit dem mindesten Eifer am Unterrichte Theil nehmen. Der bloße Umstand, daß die Eltern in der allgemeinen Umlage bereits drei Fünftheile oder zwei Drittheile der Kosten des Unterrichtes ihrer Kinder befreiten, ist für sie kein hinlängliches Motiv, dem Schulbesuche derselben eine so große Wichtigkeit beizulegen, daß sie Anstand nehmen sollten, ihn entweder ganz leichtsinnig fallen zu lassen, oder doch dann aufzuopfern, wenn sie einen Anlaß

Digitized by Google

finden, die (wenn auch geringe) Arbeitskraft der Kinder zu Hause zu benützen. Sie sind sich eben nicht bewußt, daß sie bereits für die Schule zahlen, und dieses Bewußtsein wird durch eine Erhöhung der allgemeinen Umlage zu Schulzwecken höchstens im ersten Momente in ihnen geweckt werden, bald aber — dies ist eine psychologisch tief begründete Wahrheit — eben so wieder entschlummern, wie es gegenwärtig in Betreff des schon geleisteten Quotienten der Volksschulkosten der Fall ist. Um so minder wird dieses Bewußtsein jemals mit der Stärke des Eindrucks, welchen die Schulgeldpflichtigkeit macht, wirken können, als die Umlage eine permanente, nicht auf die Dauer des Schulbesuches von Kindern oder Pflegebefohlenen der eben Steuerpflichtigen beschränkt ist.

Aber vielleicht bewirkt nur der mangelhafte Zustand unserer Volksschulen, daß so Viele sich „der Ueberzeugung von ihrer praktischen Nutzbarkeit entschlagen können"? Wie kömmt es aber dann, daß die nämliche Schule von einem Kinde, laut einer oft wiederholten Erfahrung, fast mit dem Augenblicke minder fleißig besucht wird, in welchem die Eltern desselben die Befreiung von der Schulgeldpflichtigkeit erlangen? Wie kömmt es, daß eben deutsche Pädagogen und Schulmänner einstimmig darin sind, an einer und derselben, oft ganz vorzüglich eingerichteten Schule sei der Eifer der Freischüler oder eigentlich ihrer Eltern, für die Schule ein regelmäßig viel geringerer, als es bei zahlenden Schülern der Fall ist?

Sehr sonderbar klingt es, als ultima ratio gegen diese kaum von irgend Jemandem ernsthaft wegzuläugnende Thatsache die „strengste Handhabung des Schulzwanges" anrufen zu hören. Gewiß, man wird nach Aufhebung des Schulgeldes in den Volksschulen öfter als bisher zu den unliebsamen Maßnahmen schreiten müssen, welche der Schulzwang involvirt; man wird es thun müssen, weil die lässige Gleichgiltigkeit gegen die Schule, welche schon jetzt nur zu häufig bei unbemittelten Eltern gefunden wird, sich auf viele bemitteltere durch das Hinwegfallen eines erfahrungsgemäß sehr mächtigen Antriebes, ihre Kinder zur Schule zu halten, fortpflanzen dürfte. Man kann aber doch dann nicht etwa diese allein mit Geld- und Arreststrafen heimsuchen, sondern man wird bei der „strengsten Handhabung des Schulzwanges" genöthigt sein, mit solchen Exekutionen auch gegen jene Unbemittelten vorzugehen, welche in sich selbst keinen Maßstab für die hohe Wichtigkeit des Schulbesuches ihrer Kinder finden, welche ihn jetzt, wo sie individuell kein Schulgeld für ihre Kinder zu entrichten haben, aus Noth oder Unverstand vernachlässigen und ihn gewiß auch dann vernachlässigen werden, wenn nebst ihren Kindern noch die Kinder bemittelterer Eltern von der Schulgeldpflicht befreit sind. Billige, obgleich nicht absolut zu billigende Rücksichtnahme auf die Lage jener unbemittelten Eltern, keineswegs der Bestand des Schulgeldes, hat bisher oft die „strengste Handhabung des Schulzwanges" gegen sie gemildert; ob das unvermeidliche Hinwegfallen dieser Rücksichtnahme bei der Unentgeltlichkeit des gesammten Volksschulunterrichtes nicht auch seine Schattenseiten hat, möge dahingestellt bleiben, — jedenfalls wird sie als unbestreitbare Konsequenz des aufgestellten Prinzips von den Anhängern der Unentgeltlichkeit selbst anerkannt werden müssen.

Digitized by Google

Dieselben Pädagogen und Schulmänner, welche die volle Unentgeltlichkeit des Primärunterrichtes aus Rücksicht auf die Schüler und ihre Eltern verdammen, bringen noch einen anderen Zweckmäßigkeitsgrund gegen die Unentgeltlichkeit zur Sprache, dessen Gewicht keineswegs zu verkennen ist. Warum werden die bereits bestehenden „Armenschulen" d. h. die ganz unentgeltlichen Schulen in Deutschland u. s. w. von der allgemeinen Stimme daselbst so einmüthig verurtheilt? Weil man wünscht und mit Recht wünscht, daß nicht schon für das Kindesalter durch dergleichen Institute eine Aussonderung der Besitzlosen aus der Gesammtheit des Volkes künstlich geschaffen und dieselbe noch dazu der zarten Jugend täglich vor Augen gehalten werde. Nun werden aber die Schulen mit völlig unentgeltlichem Unterrichte gewiß nur Armenschulen in größerer Zahl darstellen, welche sich von den bisher so verpönten bloß dadurch unterscheiden, daß in dieselben nicht bloß die wirklich Armen ihre Kinder senden, sondern auch die geistig Armen, welche nichts auf die Bildung ihrer Kinder wenden wollen. Mag man immerhin die beste Absicht haben für die unentgeltlichen Schulen und ihr Emporkommen alles Mögliche zu thun, so kann doch keine Kommunal-, Landes- oder Reichsvertretung verbürgen, daß nicht Zeiten kommen, wo es unmöglich ist, dem Andringen anderer Bedürfnisse den Vorrang vor der Hebung des Volksschulwesens zu versagen, sobald die stets lebhafte Mahnung an die unmittelbare Verpflichtung entfällt, welche unleugbar die Einhebung des Schulgeldes jenen Vertretungen auferlegt. Ueberall, wo man mit der Unentgeltlichkeit des Primärunterrichtes experimentirt hat, diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans, wurden die Armenschulen auch zu „armen Schulen", zu kärglich ausgestatteten, immer mehr hinter den Forderungen der Zeit zurückbleibenden Anstalten. Die Uebereinstimmung so vieler Erfahrungen läßt gar nicht daran zweifeln, daß eine innere Nothwendigkeit diesem Ziele zutreibt, sobald man einmal die glatte, abschüssige Bahn betreten hat, welche dahin führt. Sehen wir selbst von dem Einflusse menschlicher Schwachheiten und Vorurtheile ab, deren Bestand denn doch nicht weggeläugnet werden kann, so ist schon aus dieser Ursache nicht zu vermeiden, daß neben den allgemeinen Freischulen Privatschulen in immer größerer Zahl entstehen und immer mehr Zöglinge in sich aufnehmen, wenn man nicht auch hier zur ultima ratio eines gänzlichen Verbotes von Privatschulen oder zu einer ähnlichen Gewaltmaßregel greifen will.

Noch ließe sich Mancherlei zur Widerlegung der Ansicht beibringen, die Aufhebung des Schulgeldes an der Volksschule sei in irgend einer Rücksicht zweckmäßiger; wir setzen aber dieser, ohnehin vielleicht schon zu langen Erörterung ein Ziel und bemerken nur noch, daß es kaum jemals einem unparteiischen Beobachter gelingen wird, zu entdecken, welchen Unterschied der Lehrer, sobald er keinen Theil am Bezuge des Schulgeldes hat, (angeblich) zwischen dem zahlenden und nichtzahlenden Kinde macht, oder mit welchem Hochmuthe (nach den Behauptungen der Gegner) in der Schulstube und auf den Tummelplätzen der Jugend die Freischüler von ihren Genossen behandelt werden. Wer solche Klagen einigermaßen sorgsam prüft, der wird gewiß bald entdecken, daß in der ersten fast ausnahmslos nur eine bequeme

Digitized by Google

Ausflucht für jene Eltern liege, welche jede ungünstige Klassifikation ihrer Kinder oder Pflegebefohlenen der „Parteilichkeit“ oder „Ungerechtigkeit“ eines Lehrers zur Last legen, und die letztere, falls sie in einzelnen Fällen sich doch als begründet darstellen sollte, ihren Anlaß eben von dem Gegensatze der Wohlhabenheit und Dürftigkeit überhaupt, keineswegs aber von dem speziellen Motive hernimmt, welches die Vertheidiger der allgemeinen Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichtes sich und Anderen einreden wollen.

Zur Vermeidung jedes Mißverständnisses sei noch beigefügt, daß der Gedanke, den gesammten Volksschulunterricht für eine Sache des Staates zu erklären und allen öffentlichen (d. h. vom Staate ertheilten) Unterricht jeder Stufe unentgeltlich ertheilen zu lassen, die vorliegende Frage auf ein ganz anderes Gebiet hinüberspielt, dessen Betretung jedoch einer weiteren Diskussion vorbehalten bleiben muß.

Zu demjenigen Aufsatze zurückkehrend, von dessen Widerlegung die vorliegende Erörterung ihren Ausgang nahm, schließen wir, indem wir dem abermals nicht sehr glücklich gewählten Citate einer Rede des preußischen Unterrichtsministers aus dem Kabinete Brandenburg die Erinnerung an Joseph II. gegenüberstellen, welcher für Oesterreich in ganz entgegengesetztem Sinne zu Gunsten des Schulgeldes an der Volksschule sich aussprach.

Heinrich v. Kleist und seine Kritiker.

Heinrich v. Kleists Leben und Briefe, herausgegeben von Eduard v. Bülow. 1848.
Heinrich v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von Dr. A. Koberstein, Berlin 1860.
Heinrich v. Kleists politische Schriften ꝛc. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin 1862.
Zu Heinrich v. Kleists Werken. Die Lesarten der Originalausgaben ꝛc., von Reinhold Köhler. Weimar 1862.
Heinrich v. Kleist. Von Dr. Adolf Wilbrandt. Nördlingen 1863.

Besprochen von Hieronymus Lorm.

Konnte eine kleine Ausgabe der Werke von G. E. Lessing noch im Jahre 1841, also noch sechzig Jahre nach dem Tode des großen Schriftstellers, mit den Worten begleitet worden: gewiß ist Lessing in Deutschland, im Verhältniß zu seiner Bedeutung und zu seinem Ruhme, zu wenig gekannt; konnte bei dieser Gelegenheit mit Recht behauptet werden: wir Deutsche, die wir wegen unserer Gründlichkeit schon so oft belobt worden und eben so oft uns selbst beloben, stehen als Volk in der Kenntniß unserer Vergangenheit, in der Kunde unserer politischen und Literaturgeschichte hinter andern Völkern auf gleicher Stufe der Bildung wohl eher zurück; wie möchte man den Muth haben zu beklagen, daß Heinrich v. Kleist, ob zwar eines von jenen Genies, die nicht in jedem Jahrhundert geboren werden, doch nicht schon bei Lebzeiten vom Ruhme gekrönt und nach der Natur seines Schaffens nicht von vielseitiger literarischer Bedeutung, erst fünfzig Jahre nach seinem Tode einige ihm angemessene kritische Würdigung fand und trotz derselben

Digitized by Google

heute noch der Nation mehr ein Name als ein Besitz, mehr ein müßiger Schmuck, als ein fortwirkender Genuß ist!

Im Jahre 1811 hatte Kleist sein unglückliches Ende gefunden; erst 1821 gab L. Tieck eine Sammlung der Kleist'schen Dichtungen heraus, begleitet von einer Charakteristik, welche trotz freundschaftlicher Pietät und geistvoller Darlegung einzelner Vorzüge und Mängel, die freudige Erkenntniß des Besten vermissen läßt, was der Dichter des „Michel Kohlhas" und des „Prinzen von Homburg" besitzt. Das ist die Kraft plastischer Gestaltung, das ist die schöpferische Energie, das Tiefste seiner Brust in anschauliches Dasein zu verwandeln, man könnte sagen, sinnlich wahrnehmbar zu machen.

Diese Eigenthümlichkeit seines Genies verband sich folgerichtig mit einem instinktiven Abscheu vor dem herkömmlichen poetischen Malen und Schneidern, vor den konventionellen Phrasen, Bildern, Formen, welche zur Bezeichnung bestimmter Zustände und Empfindungen schon fertig vorliegen. Wie das gesellige Leben seinen „ergebenen Diener" und seinen „Hochwohlgeboren" hat, ohne daß man es mit solchen Ausdrücken der Höflichkeit wörtlich genau nehmen dürfte, so hatte die Poesie der Zeitgenossen Kleists, namentlich die romantische Poesie, ziemlich gleichartige Redeblumen zur Darstellung von Verzweiflung, Freude, Liebe, allgemein verständliche Werthzeichen ohne eigenen inneren Werth, und das Metrum trug noch zu der einförmigen Unbestimmtheit solcher Spielmarken des dramatischen Dialoges bei. Davon konnte Kleist schon aus dem Grunde keinen Gebrauch machen, weil sein Dichten eben der erwähnte energische Trieb war, die wildesten wie die zartesten Regungen seiner Brust, mit einer nach Umständen bezaubernden oder entsetzlichen Wahrheit gegenständlich zu verkörpern. Das geschah durch die vollendete Charakteristik, welche natürlich auch den epischen Vortrag oder die dramatische Rede *gebot*.

Muß schon die Gewissenhaftigkeit in der Verwerthung bloß eigener Erkenntnisse und Inspirationen, muß schon ein so leidenschaftlicher Drang nach *Wahrheit*, daß er sich oft nicht mehr in der künstlerischen, nur bloß in der realistischen trotz ihrer Häßlichkeit Genüge thun konnte, Kleist von den Romantikern scheiden, so kann er auch nach den Impulsen und Bestrebungen seines dichterischen Wirkens nicht mit den Romantikern zusammen geworfen werden, wie oft es auch von Kritikern und Literaturgeschichtschreibern geschieht. Uns dünkt, daß der unpassenden Einreihung Kleists in die bekannte Schule ein leicht aufzudeckendes Mißverständniß zu Grunde liegt. Kleist war kein Romantiker, sondern selbst eine romantische Erscheinung, nicht etwa durch seine Schicksale, sondern durch seinen Dämon, durch die Natur seines Denkens und Dichtens. Wenn die Romantiker sich zu einer plastischen Komposition hätten aufraffen können, so würden sie die Aufgabe, einen Dichter zu zeichnen, mit der Erfindung eines Wesens wie Kleist gelöst haben, obgleich ihre Imagination auch den Konflikt zwischen der Souveränität des Individuums und den objektiven Zuständen der Welt leichter und milder ausgeglichen hätte, als es das harte wirkliche Leben that oder unterließ. Kleist war ein Charakter, wie ihn die Romantiker gedichtet hätten, aber er dichtete nicht nach ihrem Beispiele.

Digitized by Google

Kleist, als der eminenteste Ausdruck der subjektiven Willkür, der Alleinherrschaft des individuellen Gemüthes, wovon die Romantiker nur — schwärmten, wie man eben für ein Ideal oder auch nur für eine ästhetische Regel schwärmt, mußte verzweifelten Ernst machen mit dem Gegensatze, in welchen sich die Romantiker nur spielend und vergnüglich vertieften, mit dem Gegensatze zum Allgemeinherrschenden, zum Wirklichen und Gegenwärtigen. Was war den Romantikern die proklamirte Selbstständigkeit des Subjekts? Eine Selbstüberhebung in angeblich vernichtender Ironie. Den Gegensatz zur Welt empfanden sie als einen angenehmen Kitzel, nicht wie Kleist, als ein verzehrendes Feuer. Die Ueberwindung des Gegensatzes suchten sie, wenn sie überhaupt nach einer solchen strebten, in einer religiösen oder hysterischen Verzückung — der Phantasie. Im ärgsten Falle aber, wenn ihr Gemüth von dem Zwiespalt ernstlich ergriffen wurde, gaben sie es rasch auf, die Erlösung in der proklamirten subjektiven Freiheit selbst zu entdecken und vertauschten vielmehr nur eine Abhängigkeit mit der andern, die ihnen bisher gewohnte aber verhaßte Gemeinschaft bürgerlichen und politischen Lebens mit der ihnen bisher entfremdeten Gemeinschaft einer neuen Konfession.

Kleist, mit dem Verhängniß in der Brust, welches nicht erst durch seinen Tod ein tragisches wurde, sondern ihn schon sein ganzes Leben lang zu einem tragischen Charakter machte, war weit davon entfernt, einen Standpunkt oder gar nur einen Schlupfwinkel zu suchen, wo er mit Hilfe eines feigen Kompromisses der Welt hätte versöhnt in die Arme fallen können. Unbeugsam in seiner Eigenheit, was eben sein Verhängniß ausmacht, trachtete er vielmehr mit ungeheurer Anstrengung die soziale und sittliche Verkommenheit, in der ihm die Welt zu seiner Zeit erschien und vielleicht zu jeder Zeit erschienen wäre, durch die schärfste entschiedenste Ausprägung seines Innern von diesem so weit als möglich loszutrennen. Der Gegensatz mußte ihm selbst erst in grellster und schmerzhaftester Deutlichkeit offenbar geworden sein, ehe die Vermittlung ein Wunsch geschweige, denn ein Vorsatz hätte werden können. Dieser energische Drang, sein eigenstes Wesen herauszubilden, sich und Anderen objektiv zu machen, war das Uhrwerk seines Lebens und war auch das ethische Motiv seines brennenden Ehrgeizes. Jenem Bestreben Genüge zu thun war ihm im Leben kein Aufopfern irgend einer vielversprechenden Lage zu schwer, wie in der Dichtung keine Farbe zu grell und kein Ton zu schreiend. Handlungen und Schriften waren in ihm Eins, Beides hatte in ihm denselben Ursprung und dieselbe Tendenz.

So ist die Kritik dieses Dichters von seiner Biographie nicht zu trennen und lockend genug ist es, die gegenseitig sich bedingenden Faktoren der Einigkeit in seiner ganzen Erscheinung zu bedenken und zu beschreiben. Kleist gehörte nicht zu denjenigen, die, wie die Rahel sagt, kein Schicksal haben, sondern denen nur etwas geschieht. Er hätte ohne die Beschaffenheit seiner Innerlichkeit eine bequeme, von der Welt geehrte Lebensbahn verfolgen können; nichts als der Dämon, im Goethe'schen Sinne, trieb ihn aus den Geleisen heraus, zwischen denen Tausende sich für glückliche, wohlversorgte Sterbliche erachtet hätten. Zwanzig Jahre mußte er alt

Digitized by Google

werden, als Offizier einen Feldzug mitgemacht haben, bevor ihm plötzlich bisher unbekannte Bedürfnisse seiner Seele klar wurden, wenn ihm auch das eigentliche Ziel noch verhüllt blieb. Er suchte es zuerst in den Wissenschaften und brach rücksichtslos mit seinem Stande, um sich jenen hinzugeben; er scheute sich nicht, ein Student von 21 Jahren zu sein. Als ihn aber die Kant'sche Philosophie im Stich ließ, indem sie ihm die Unmöglichkeit einer allgemeinen und absoluten Wahrheit darlegte, welche nicht bedingt wäre von den subjektiven Elementen der Erfahrung, sondern über dieselbe hinausreichte, mußte dies gerade auf ihn eine zerschmetternde Wirkung üben. Denn das Problem seines eigenen Wesens war es, was er mit der Einsicht in das Weltproblem lösen zu können geglaubt hatte — und als ihm nun das letztere von der Wissenschaft selbst hoffnungslos verschlossen wurde, da mußte ihn mit bitterster Verzweiflung ergreifen, was tausend Andere, die nur ein „Interesse", sei es des Geistes, sei es des Berufes nicht eine innere Nothwendigkeit zur Philosophie zog, sich ruhig und lächelnd hatten gefallen lassen. Er brach nun auch mit den Wissenschaften, wie früher mit dem Militärstande, er wird uns aber ehrwürdig durch den Ernst und den Schmerz des Motives, das ihn zu dem neuen Bruche getrieben hatte. Seine Briefe geben in dieser Beziehung merkwürdige Aufschlüsse und es dürfte wohl kaum ein zweites Beispiel vorhanden oder bekannt geworden sein von so tiefer Kränkung über das negative Ergebniß der „Kritik der reinen Vernunft".

Ein Faust ganz besonderer Art, machte Kleist nun andere Versuche, sich mit den Geheimnissen seines Innern so weit zurecht zu setzen, daß er einen Punkt gefunden hätte, von dem aus er die Welt nicht etwa hätte bewegen, oder auch nur völlig begreifen, nein, nur ruhig hätte ertragen können. Er unternahm große Reisen, er hielt sich in Paris, in der Schweiz auf, er arbeitete mit seiner sittlichen Energie an dem Plane, im Landbau einen Ring der zwischen ihm und der Welt abgerissenen Kette ergreifen zu können.

Spät, nach großen Krisen und herben Kämpfen, gelangte er erst dahin, den gesuchten Punkt im Beruf des Poeten zu erblicken. Das war ihm selbst eine ungeheure Entdeckung, ein nie geahntes Wunder. Nicht wie zahlreiche mittelmäßige Naturen hatte er mit der Muse schon zu tändeln versucht, bevor sie ihm noch etwas zu sagen hatte, aus Eitelkeit an ihren Gewändern gezupft, um von ihr begünstigt zu scheinen. Bei ihm war der Uebergang zur Dichtkunst eine vielbedeutende Lebenswendung, es war ein erhabener Jammer des Gemüthes, was ihn dazu getrieben hatte. Und darum auch lange die angstvolle Scheu, das schamhafte Zagen, sich endlich den Freunden, der Welt als Dichter zu bekennen.

Daß eine derartige Genesis des Dichters den Charakter seiner Dichtungen durchaus und in nothwendigster Weise bestimmen mußte, versteht sich von selbst. Mehr als die Dramen irgend eines Dichters, erinnern die dramatischen Hauptwerke von Heinrich v. Kleist an Shakespeare und zwar an dessen innerstes Wesen. Kuno Fischer hat in seiner Geschichte der neueren Philosophie (Band I. S. 417) sehr glänzend nachgewiesen, daß Shakespeare der Erste war, welcher das dramatische Menschenleben

Digitized by Google

in demselben Sinne entdeckt hat, in welchem später Spinoza es philosophisch begriffen hat. Und wenn es bei dieser Gelegenheit von den Dramen des Engländers heißt, daß sie in Wahrheit Naturschauspiele seien, in denen die Menschen handelnd und leidend ihre Eigenschaften entfalten; daß diese Menschen keinen Willen außer ihrer Leidenschaft und keine Leidenschaft haben, die nicht aus dem Gepräge ihrer Natur, aus der so gearteten Individualität als eigenthümliche Kraftäußerung folgte; daß es hier keine rhetorischen Tugenden gebe, sondern nur entschlossene Kräfte, nicht tugendhafte Exempel, sondern tüchtige Naturen, die zu viel mit sich selbst zu thun haben, um allgemeinen Idealen zu dienen; so läßt sich dies Alles auf Kleist in jener Modifikation anwenden, nach welcher dieser bei der unverkennbarsten Verwandtschaft mit Shakespeare ihm eben nur in unberechenbar verkleinertem Maßstabe gleich ist.

Der Unterschied ist freilich ein ungeheurer: Kleist trieb meist nur sein eigenes Grundwesen mit so energischer Naturnothwendigkeit in die Darstellung heraus, er war nur subjektiven Schmerzen unterthan wenn er plastisch gestaltete, so daß diese Plastik den Anstrich fanatischer Einseitigkeit nicht immer los wurde; während Shakespeare's Weltüberblick, seine psychologische Universalität den ehernen Gang jenes Schicksals, das in der Individualität selbst begründet ist, mit heiterer Schöpfungslust in den mannigfachsten menschlichen Charakteren zur Erscheinung bringen konnte. Allein wie unabsehbar weit auch immer die Entfernung zwischen Beiden, es macht Kleist schon unsterblich, daß überhaupt von Shakespeare aus eine Linie zum Dichter der „Penthesilea" gezogen werden kann.

Den Charakter des Naturnothwendigen in den dramatischen Dichtungen Kleists trifft man auch in seinen Erzählungen, in seinem ganzen epischen Styl wieder an Unabhängig vom Stoff, ist schon der Vortrag, als ob das Schicksal selbst seinen Mund zum Sprechen aufgethan hätte. Da ist kein Wort zu viel, da ist nichts, was nicht sein muß; und eben diese Knappheit und Begränzung legt um die überquellende Fülle von Schmerzen und Leidenschaften gleichsam einen eisernen Rahmen; die Naturnothwendigkeit ist schon in der Satzbildung symbolisch ausgedrückt.

Das war es im Allgemeinen, was Kleists Schriften lange schon jenen Literaturfreunden boten, die sich nicht von der Mode oder vom Tagesruhm oder vom Lob der Literaturgeschichten in der Wahl ihrer künstlerischen Genüsse bestimmen lassen. Die eben genannten drei bestimmenden Mächte waren vielmehr sehr feindlich gegen Heinrich v. Kleist. Vilman z. B. fertigte den ganzen Mann mit einer einzigen Zeile ab.

Allein, wie wir im Eingang dieser Betrachtung bemerkt haben: wenn selbst Lessing noch zu wenig gekannt ist, wie mochte man den Muth haben zu beklagen, daß Heinrich v. Kleist nicht genugsam gewürdigt wurde, daß es sogar in einer viel verbreiteten Literaturgeschichte heißen konnte: „Wenn nicht das Gefühl für Schönheit der Darstellung in bedauerlicher Weise getrübt wäre, Kleists Erzählungen wären nie gelesen, viel weniger gelobt worden, selbst nicht „Michael Kohlhas". die beste darunter". Das sonstige tiefe Schweigen über Kleist, wurde kaum durch Eduard v. Bülows warme aber oberflächliche Schrift einigermaßen gestört.

Digitized by Google

Man mochte das ruhig hinnehmen, im Bewußtsein, was man selbst an dem Dichter gefunden hatte, und was noch viele Andere an ihm finden werden, im Bewußtsein endlich, daß die Deutschen noch viel ärgere literarische Sünden auf dem Gewissen haben.

Da fiel es einmal dem oft zitirten Bücherschicksal ein, die Ironie der Romantiker nachzuahmen. Es begab sich nämlich, daß eine neue Ausgabe der von Tieck herausgegebenen Schriften Kleists, des Dichters von eminentem Idividualismus, gerade von Julian Schmidt, dem Scharfrichter des Individualismus, dem Fanatiker des gesunden Menschenverstandes veranstaltet wurde. Es schien, das schauerliche Verhängniß, welches Kleist von Stufe zu Stufe in die Gruft hinabgedrängt hatte, wäre noch fünfzig Jahre nach seinem Tode nicht versöhnt gewesen, sondern hätte sich jetzt abermals der Werke des Unglücklichen bemächtigt, um auch diese dem sicheren Untergang zu weihen.

Denn die bisherige Nichtbeachtung im Großen und Ganzen konnte ihnen nicht so verderblich werden, wie eine falsche und schiefe Aufstellung, wie eine Beleuchtung von Seite des moralisirenden Nationalismus. Der Prophet des gesunden Menschenverstandes beginnt natürlich mit der Hervorhebung des „ungesunden" Elementes in Kleist und endet damit, dem Tod des Unglücklichen eine widerwärtige Phrase zu spenden. Was er an dem Dichter preist, ist das, was Schmidt von jeher das „Realistische" nannte, also das Plastische, ohne daß er für den Zusammenhang desselben mit den subjektiven Prozessen Kleists das umfassende Verständniß hätte.

Nach dem Fehlgriff, Kleist durch J. Schmidt, den Dianentempel durch Herostrat restauriren zu lassen, war zu einer gründlichen Zurechtstellung des Dichterbildes gebieterische Veranlassung gegeben. Zuerst lieferte jener von unseren Literaturgeschichtschreibern, welcher die meiste Anerkennung verdient und die wenigste im großen Publikum gefunden hat, A. Koberstein, eine Ergänzung zu der 1859 erschienenen Schmidt'schen Ausgabe. Ihm folgte Rudolf Köpke mit einer Sammlung der bis dahin noch nicht herausgegebenen politischen Schriften von Heinrich v. Kleist.

Indessen blieb der direkte Widerspruch gegen Julian Schmidts einseitige und rechthaberische Auffassung auch nicht länger ein wortloses Geheimniß der Gebildeten. In den „Stimmen der Zeit" deckte Emil Kuh die Blößen auf, die sich „der Nikolai unserer Tage", der verständige Mann, der von Schiller verlangte, er hätte sagen sollen, was hinter dem „verschleierten Bilde zu Sais" eigentlich steckt, mit der Einleitung zu Kleists Werken gegeben hatte. Emil Kuh hat sich auch ein literaturgeschichtliches Verdienst um Kleist erworben durch seine Mittheilungen in derselben Zeitschrift unter dem Titel: „Die Quelle der Kleist'schen Erzählung Michael Kohlhas".

Mit Thatsachen rückte gegen Julian Schmidt die Schrift von Reinhold Köhler vor, welche die Lesarten der Kleist'schen Originalausgaben vertheidigt und die Beschuldigungen, welche dabei auf Julian Schmidt gehäuft werden, dessen „Verbesserungen" aus Dünkel und Mißverstand hervorgegangene Verunstaltungen sind,

Digitized by Google

sollten wohl eine neue und korrekte Ausgabe der Werke von Heinrich v. Kleist veranlassen können.

Dazu gehörte nun wohl vorerst eine ausgesprochene Theilnahme des deutschen Publikums für den Dichter, den es im Ganzen und Großen bisher nur als den Dichter des „Ritterschauspieles", das „Käthchen von Heilbronn" einigermaßen gewürdigt hat. Muß man nun als Freund des Vaterlandes sowohl, wie als Freund der Kunst wünschen, daß ein deutsches Genie nicht immerdar den Dank seiner Nation, wenn sie denselben auch nur mehr auf einem halbvergessenen Grabe niederlegen kann, zu vermissen habe, so muß man auch die endlich erschienene ausführliche Monographie von Wilbrandt willkommen nennen, in der Erwartung, daß sie, wenn sie auch nicht den Wenigen immer Genüge thut, die sich bisher schon mit der Eigenthümlichkeit Kleists tiefer vertraut gemacht haben, doch den ungleich größeren Kreis Derjenigen, die bisher achtlos an dem Werth des Dichters vorübergingen, zu einer genauen Bekanntschaft mit ihm anregen wird. Das Buch stützt sich auf alle vorher genannten Schriften, schließt Bezügliches aus Varnhagen, Raumer, Laun mit ein und benützt dem Verfasser mündlich zugekommene Mittheilungen eines noch lebenden persönlichen Freundes von Kleist, des Staatsministers a. D. General v. Pfuel.

Das eigentlich Neue und des Dankes am meisten Würdige, was der Verfasser beibringt, verdankt er dem psychologischen Scharfsinn, der ihn bei der minutiösen Forschung in dem Lebensgang und in den Werken des Dichters begleitete. So ist ihm unter Anderem die Entdeckuug hoch anzurechnen, die er auf das Ueberzeugendste darlegt, daß das Geheimniß der Würzburger Reise, welches weder der Dichter selbst jemals lüftete, noch seine mitlebenden oder überlebenden Freunde jemals zu erforschen vermochten, in dem Entschluß, die Dichtkunst als Rettung aus den inneren Bedrängnissen zu ergreifen, die natürliche Lösung findet.

Ist dies für die Beurtheilung des Menschen Kleist von Bedeutung, so wirft eine andere scharfsinnige Entdeckung Wilbrandts ein ganz neues Licht auf die in der Literatur einzig dastehende Erzählung: „Michael Kohlhas". Die unnöthige und deßhalb störende Beimischung phantastisch romantischer Elemente konnte bisher selbst aus der Eigenthümlichkeit des Dichters heraus nicht genügend erklärt werden. Wilbrandt behauptet und der aufmerksame Leser kann nicht umhin, ihm beizustimmen, daß die ganze wunderliche Episode mit der Kapsel für die politische Leidenschaft des Dichters ein Interesse haben mochte und aus den bitteren Phantasien eben dieser Leidenschaft entsprang. Die Erzählung ist 1808 geschrieben, als das Verhalten der Rheinbundfürsten deutsche Patrioten mit dem glühendsten Zorn erfüllte, und der Inhalt des geheimnißvollen Zettels, durch welchen der Roßhändler den Kurfürsten peinigt, sieht den geheimen Wünschen sehr ähnlich, welche Kleist damals gehegt haben mochte.

Auch die Worte, mit denen Wilbrandt schließt, können nur Beistimmung finden. Es ist wahr, daß sich eine Nachwirkung Kleists auf die Fortentwicklung deutscher Kunst nicht verkennen läßt, daß er schon auf alle kräftigeren Talente der

Digitized by Google

letzten Dichtergeneration, auf die dramatischen insbesondere, gewirkt hat. Es ist wahr, daß uns in seinen Werken ein großes, positives Element entgegentritt, das über die Klassiker von Weimar hinausweist, „ein Element dialektischer Leidenschaft, die, jeden Rest von epischer Art ausstoßend, mit treibender Gewalt die dämonische Menschennatur auseinander faltet und so die Tiefen unserer Erde gegen den Sitz der Götter aufwühlt". Ein deutscher Dichter wird einst kommen, von solchen Anfängen ausgehend Vollendetes zu schaffen, wenn er eine Nation findet, deren politische Größe ihm Luft und Licht dazu gibt, ja nur eine solche Nation wird ihn hervorbringen.

Was man gegen Wilbrandts Buch einwenden könnte, wäre vorerst das, was er sich gerade zumeist als Verdienst anzurechnen scheint: eine allzu systematische Behandlung. Sie verführt zuweilen in dem Entwicklungsgange Kleists Absichten und bewußtvolle Bestrebungen vorauszusetzen, die nicht darin vorhanden waren, die aber der deutsche Gelehrte braucht, wenn er um jeden Preis wissenschaftlich zu Werke gehen und den Dichter mit der Literatur und den übrigen Erscheinungen seiner Zeit in geschichtlichen Zusammenhang bringen will. Um dieses gelehrten Zweckes willen, versäumte der Verfasser hie und da die psychologische Darlegung und setzt die Briefe Kleists als unverarbeitetes Material an die Stelle; es ist, als ob an ein Porträt, wo der Pinsel nicht ausreichte oder sich nicht die Zeit nahm, die wirklichen Haare des Porträtirten angeheftet worden wären.

Die Polemik vermeidet der Verfasser zu absichtlich; sie wäre durch die Leidenschaft für den Gegenstand bedingt gewesen, ohne welche ein selbst leidenschaftlicher Gegenstand nicht rein herauszuarbeiten ist. Kleists Leben und Schriften bieten ein Material, das nur von einem kongenialen Geist völlig bewältigt werden kann. Die Analyse der einzelnen Dichtungen läßt Manches zu wünschen übrig; es sei hier nur erwähnt, daß die innere Nothwendigkeit ganz verkannt wird, welche den keuschen und reinen Kleist zur Darstellung sexueller Verhältnisse trieb, worüber schon Julian Schmidt das Unverständigste vorbrachte.

Allein man muß im Interesse der Sache diese Mängel übersehen. Die eigentlichen Biographen und Kommentatoren Kleists werden erst erstehen, wenn er nur annähernd eine Verbreitung gleich der unserer anderen großen Dichter gefunden haben wird. Vorläufig handelt es sich darum, diese Verbreitung anzubahnen, und dazu ist Wilbrandts Buch so sehr geeignet, daß man es nur mit dem aufrichtigsten Wunsch nach solcher Wirkung der allseitigen Kenntnißnahme der Lesewelt empfehlen kann.

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache.

Von **Dr. Max Müller,**
Taylorian Professor in the University of Oxford etc.

Th Dieses epochemachende Werk unseres anglisirten deutschen Landsmannes, das von der Pariser Akademie mit dem Volney'schen Preise ausgezeichnet wurde,

Digitized by Google

das in kurzer Zeit die dritte englische und eine amerikanische Ausgabe erlebt, eine französische und eine italienische Uebersetzung erfahren hat, ist nun auch durch eine treffliche Bearbeitung (Leipzig, 1863) dem großen deutschen Publikum nähergerückt. Von Prof. C. Böttger, welcher dieselbe besorgte, sagt der Verfasser selbst, er habe es an nichts fehlen lassen, um diese Vorlesungen auch für ein deutsches Publikum lesbar und genießbar zu machen. Wenn der Verfasser fortfährt: „Vielleicht wird ihr deutsches Gewand meinen Vorlesungen besser stehen, als ihre englische Maske, denn obgleich englisch geschrieben, sind sie, wie Alles, was ich in England schreibe, deutsch gedacht", so erwiedert bereits der deutsche Bearbeiter, daß das in einem sehr reinen, eleganten Englisch geschriebene Original dem Uebersetzer in seinem Streben nach einer echt deutschen Form mehr Schwierigkeiten dargeboten habe, als es nach diesen bescheidenen Aeußerungen des Verfassers scheinen dürfte. Und auch abgesehen von der äußeren Form, liegt in der Auffassung und Behandlung des riesigen Stoffes viel spezifisch Englisches. So läßt uns schon das wiederholte Zurückgehen auf gewisse positive Voraussetzungen, welche uns Deutschen obsolet erscheinen würden, das Original nicht aus dem Auge verlieren. Dieser Akt der Pietät gegen die ehrwürdige Tradition steht übrigens hier der nüchternen Forschung nirgends im Lichte und kann daher ebensowohl als eine Konzession an das englische Publikum angesehen werden.

Jedenfalls muß es in hohem Grade befriedigen, daß Max Müller jenseits des Kanals die allgemeine Theilnahme an seine Forschungen zu fesseln vermochte. Sein Verdienst wird dadurch nur erhöht und kommt dem geistigen Fortschritt auf dem ganzen Erdballe zu statten. Auch in Deutschland wird die Wirkung darum nicht geringer sein, weil sie nicht unmittelbar von da ausgeht. Im Allgemeinen aber wird dieselbe gerade dadurch tiefgreifender sein, auch wenn wir nicht bezweifeln, daß der Verfasser in Deutschland eben so rasch ein größeres Publikum gefunden hätte. England ist seit lange der klassische Boden für die Linguistik, unsere Bunsen, Bopp, Lassen, wie Burnouf und andere Sprachforscher haben sich dort ihr Materiale holen müssen. Max Müller schlägt nun an Ort und Stelle das Erz aus den Schlacken, er hat deutschen Geist in den englischen Reichthum gebracht, und bekanntlich ist es immer noch schwerer Kultur nach Westen zu tragen.

Die Vorlesungen haben den Zweck, die Fragen und Ziele einer jungen Wissenschaft dem Verständnisse jedes Denkenden darzulegen. Es ist dies kein kleines Unternehmen bei einer Wissenschaft, deren selbstständige Existenz erst noch nach Jahren zählt, der es sogar noch an einem allgemein anerkannten Namen gebricht. Max Müller nennt dieselbe: „Science of language", Sprachwissenschaft; bei uns wird sie oft auch als „vergleichende Sprachforschung, vergleichende Philologie, wissenschaftliche Etymologie" oder mit dem in Frankreich gebräuchlichen, wenn auch etwas barbarischen Ausdruck „Linguistik" bezeichnet. Es ist dies die Wissenschaft, deren Objekt die menschliche Sprache, deren Endzweck die Auffindung ihrer Gesetze, die Lösung ihrer zahlreichen Räthsel ist, zum Unterschiede von jener Wissen-

Digitized by Google

schaft, deren Gegenstand die einzelnen Kultursprachen, deren letztes Ziel Lektüre und Verständniß der verschiedensten literarischen Denkmäler bleiben.

Letztere sitzt als Philologie hoch im Sattel, sei dieser nun ein antiker, germanischer oder orientalischer. Neben ihrer altererbten Stellung vermag die junge Linguistik kaum ihr bescheidenes Plätzchen zu behaupten, wird dieselbe bloß als ein Anhängsel, als ein Luxusartikel angesehen. Wenn auch beide Disziplinen zum Theile mit demselben Materiale arbeiten, so ist doch die Abhängigkeit von der Philologie der Sprachwissenschaft nicht förderlich, denn nach Zweck und Methode sind beide wesentlich von einander verschieden. Während die Philologie entschieden historische Wissenschaft ist, gehört die Sprachwissenschaft in den Kreis der physikalischen. Es ist dies nicht eine bloß geistreiche, sondern die allein richtige Anschauung und Max Müller thut wohl daran, diesen Umstand gleich von vornherein gewichtig zu betonen und systematisch aufzuklären. Daß seine Vorlesungen in der Royal Institution gehalten wurden, liefert übrigens schon eine indirekte Anerkennung dieses Grundsatzes, da diese Anstalt insbesondere den Naturwissenschaften gewidmet ist. Ob unsere Realisten, die Inhaber eines eigenen naturwissenschaftlichen Denkens, die neue Kollegin eben so bereitwillig aufnehmen werden, müssen wir freilich dahingestellt sein lassen.

In einer vorwitzigen Zeit, wo weise und gelehrt, ungelehrt und albern längst aufgehört haben je kongruente Begriffe zu sein, bietet freilich das sprachliche Gebiet mehr denn jedes andere Gelegenheit zu wissenschaftlicher Isolirung. Hinter einem Walle mühsam aufgelesener, nicht Jedermann zugänglicher Spezialitäten läßt sichs ohne alle geistige Anfechtung ruhen und operiren, ja vielleicht auch ohne Konkurrenz und Kritik. Ist nur die Düne, welche uns von dem gemeinen Menschenverstande trennt, breit genug, dann plagen uns weder Skrupel noch Zweifel, und wissen wir nur das iranische oder chinesische Inkognito sorgfältig zu wahren, so fehlt es auch nicht an der voluminösen Bewunderung aller derer, bei denen dieselbe schon anfängt, wo das Verständniß aufhört; es fehlt aber eben so wenig an dem Respekt der Kollegen die sich durch das Gebirge von Hirsebrei nicht durchgegessen haben. Taucht dann dennoch eine Frage von allgemeiner tieferer Bedeutung auf, so ist uns um eine Antwort nicht bange, wenn wir auch keine wissen; im Nothfall genügt eine superiore Miene, aus welcher Jedermann entnehmen kann: im Texte des Ulfilas, in den Slokas der Hindu, im Saturnius der Latiner da steckts! — je nachdem wir eben insbesondere ein Germanist, ein Sanskritist oder ein Klassischer sind. Der klägliche Frager aber wird beschämt von dannen ziehen, wie der Dichter vor jener philosophischen Eidechse, die ihn belehrte, daß die Wahrheit in unvergänglichen Hieroglyphen einzig und allein auf ihrem eigenen Schwanze geschrieben stehe.

Dem entgegen aber gibt es in der Wissenschaft einen anderen universalen Zug der Geister, vor dem jede patentirte Schranke, jeder berechnete Spuck fällt, wie die exklusive Gelehrtensprache gefallen ist. Diese höhere Richtung drängt nach einer möglichst breiten Berührung mit dem Niveau der Zeitbildung, was die

Digitized by Google

Forschung in einsamer Werkstätte erzeugte, das werfen die Meister in der geeigneten Form auf den geistigen Markt. In dieser Richtung macht sich gerade neuester Zeit ein weiterer Fortschritt geltend, und das Werk eines Helmholtz ist darum nicht weniger gelehrt, weil jeder wahrhaft Gebildete es lesen kann, es ist darum aber nur noch größer. So erst wird die Wissenschaft ihrer Aufgabe gerecht. Hier liegt der Unterschied zwischen den Königen und den Kärrnern, und auch in dieser Beziehung gehört das Werk Max Müllers zu den gekrönten.

Leider müssen wir es uns versagen, auf den Inhalt desselben hier näher einzugehen, theils weil derselbe Fachmännern bereits bekannt sein dürfte, theils weil wir Anderen gegenüber darauf verzichten müßten, auf so beschränktem Raume auch nur den kleinsten Theil dessen klar zu machen, was klar zu machen dem Verfasser allein gelingen konnte. Wir können nur auf das Buch selbst verweisen, welches aufzuschlagen sich Niemand scheuen darf. Sind doch für all' die hundert Sprachen vom Chinesischen bis zum amerikanischen Negerjargon dieselben uns wohlbekannten Lettern benützt, ja selbst das Griechische hat sich — horribile dictu! diesem demokratischen Prinzipe fügen müssen. In Form einer Geschichte, oder vielmehr Vorgeschichte der Sprachwissenschaft macht uns der Verfasser Schritt für Schritt mit den Aufgaben und Ergebnissen derselben bekannt. Darin liegt zugleich ein fortlaufender Beweis der im Eingange hingestellten These, daß die Linguistik in den Kreis der Naturwissenschaften gehöre. Wie diese geht sie von reiner Empirie aus und auf dieser ersten Vorstufe ist sie die längste Zeit stehen geblieben, trotz dem vereinzelten Vorgreifen der Spekulation und der formalen Grammatik eines Dionysius Thrax oder Pânini. Erst in neuester Zeit konnte man durch den weiteren Ueberblick und die nöthige Fülle der Thatsachen zu einer höheren Stufe, zur Klassifikation der Sprachen fortschreiten. Hier hebt der Verfasser die großen Verdienste hervor, welche sich Leibnitz um eine von ihm nur erst geahnte neue Wissenschaft erworben hat. Er widerlegte den damals viel gehegten Irrthum, daß das Hebräische die Quelle aller Sprachen sei, und war eifrig für die Beischaffung eines größeren Materiales thätig.

Das Fundament der Sprachwissenschaft war aber erst mit der Entdeckung des Sanskrit gegeben und den ersten Anstoß zu ihrer Geburt gab der weniger gelehrte als geniale Friedrich Schlegel durch sein 1808 in Paris erschienenes Werk: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier". Franz Bopp ging der Sache zuerst auf den Grund und die ganze neue Wissenschaft ist wesentlich eine deutsche Schöpfung. So ward der genealogische Zusammenhang in einer Reihe der wichtigsten Sprachen erkannt, so ward fester Boden, so eine sichere Perspektive im Chaos gewonnen. Allerdings erstreckt sich diese sichere genealogische Klassifikation bloß über einen kleinen, den am meisten fortentwickelten Theil des irdischen Sprachenvorrathes, andererseits aber liegt uns das einfachste Stadium sprachlicher Entwicklung im einsylbigen Sprachstamm, in der chinesischen Versteinerung vor Augen. Es ist eben, als ob wir auf dem Gipfel eines Berges stünden, wo wir dann diesen selbst und das Thal sehen, wenig aber von den Abhängen. Daß aber mit diesem Stand-

Digitized by Google

punkte schon viel gewonnen ist, zeigt der gegenwärtige Stand der Forschung, den uns Max Müller repräsentirt.

Dieselbe ist auf der theoretischen Stufe angelangt. Wir wissen, daß alle menschliche Sprache ursprünglich aus einfachen Wurzeln besteht, die nicht so zahlreich sein müssen, wie wir glauben sollten. Diese wesentlichen Bestandtheile der Sprache sind ihrer Bedeutung nach zweierlei Art, prädikative und demonstrative Wurzeln. Das Wesen derselben und die Art ihrer Wandelung, die als Naturprodukte ganz außerhalb der individuellen Willkür liegen, erklärt der Verfasser an geschickten Beispielen. Die Wissenschaft gelangt so zur entsprechenden morphologischen Klassifikation der Sprachen, je nachdem die Wurzeln derselben ihre begriffliche Selbstständigkeit gar nicht, zum Theile oder ganz verlieren. Durch die fortschreitende Erkenntniß der agglutinirenden Sprachen wird die Kluft zwischen den inflektionalen und radikalen Sprachformen immer mehr ausgefüllt. Auf diesem Gebiete hat sich Max Müller insbesondere, wie auch Prof. Boller in Wien verdient gemacht. Auf so gesichertem Boden kann sich endlich die Linguistik zu einer theoretischen Stufe erheben, und hier greift der Verfasser die vielumworbene Frage nach dem Ursprunge der Sprachen heraus. Ob dieser Ursprung ein einheitlicher sei oder nicht, kann man ganz dahingestellt sein lassen, auch läßt sich von der Verwandtschaft zweier Sprachen noch nicht ohne Weiteres auf die Verwandtschaft der sie sprechenden Völker zurückschließen. Wer aber den Faden des Buches aufmerksam bis zu diesem Passus verfolgt hat, mag an dieser tiefen, ruhig abwägenden Behandlung einer Kardinalfrage erproben, in wie ferne ihn die bloße Macht wissenschaftlicher Wahrheit zu erheben, zu erwärmen vermag.

Mit dem 21. Februar d. J. hat Max Müller einen neuen Cyklus von Vorlesungen im königlichen Institut von Großbritannien begonnen; dieselben erstrecken sich insbesondere über die Gesetze des Lautwechsels und des Bedeutungswechsels. Da wir der Güte des geehrten Verfassers bereits eine theilweise Bekanntschaft mit dem Inhalte derselben verdanken, so hoffen wir durch eingehendere Nachrichten darüber unseren Lesern demnächst willkommen zu sein.

Di Padova dopo la lega stretta in Cambrai dal maggio all' Ottobre 1509.

Cenni storici con documenti di Andrea Gloria

(Padova, stab. Prosperini, 1863, 74 S. in 8.)

In der Geschichte des Feldzuges, den Kaiser Maximilian 1509 nach Abschluß der Lige von Cambrai gegen Venedig unternahm, spielt Padua eine große Rolle. Vom ersten Herolde, der dem Kaiser voraneilte, ließen sich die Nobili überreden, die venetianischen Rektoren und Proveditoren heimzuschicken, einige Monate führten sie in des Kaisers Namen das neue Regiment, bis ein Schuster mit dem Ruf

Digitized by Google

S. Marco das Volk aufstachelte, daß es den Adel und die Kaiserlichen vertrieb und wieder venetianische Herren und Truppen einließ Nun erst begann Maximilian ernstlich den Krieg, warf sich mit seiner ganzen Macht auf Padua, belagerte und berannte es sechs Wochen lang — um eines Tages ohne allen Erfolg abzuziehen, eiligst über die Alpen zurückzukehren und vor der Hand alle Pläne auf Italien aufzugeben.

Wir haben sehr viele und sehr detaillirte Berichte über diesen Feldzug, und doch wird es aus ihnen nicht recht klar, weßhalb der Kaiser erst so lange zaudert, dann plötzlich das spät begonnene Unternehmen abbricht. Jeder weitere Aufschluß über die Vorgänge in und um Padua muß uns willkommen sein, so auch die Schrift, die wir hier anzeigen. Die wichtigsten neuen Quellen, die A. Gloria theils mittheilt, theils benützt, sind: 1. das Tagebuch des Paduaner Notars J. Brute, das in der Stadt fast von Stunde zu Stunde was während der Belagerung geschah, aufzeichnete; 2. die Chronik eines Buzzacarini, der, gut kaiserlich, seit der Rückkehr der Venetianer in das Lager Maximilians floh und dort Augenzeuge aller Begebenheiten war; 3. die Berichte des städtischen Kanzlers Spazzarini, der, als Geißel nach der Lagunenstadt geschleppt, über die dortigen Vorgänge genau unterrichtet ist; dazu eine Anzahl von Briefen, Armeelisten u. dgl. aus den Paduaner Archiven.

Wir können nicht im Einzelnen die vielfachen neuen Aufklärungen, die uns der Verfasser in lebendiger Darstellung bietet, wiedergeben; wir greifen nur einige trockene Daten heraus, die gerade wesentliche Berichtigungen enthalten. Alle bisherigen Darstellungen lassen das Heer Maximilians sehr groß erscheinen, so daß Ranke noch mindestens 50 000 annimmt, Romanin und andere Italiener sogar 100.000; statt dessen verfügte er nach Gloria kaum über 22.000 Mann. Daß Treulosigkeit und Verrath, wie in allen diesen Kriegen, mit hineingespielt, war wohl schon bekannt; jetzt erfahren wir genau, wie der Kaiser von seinen Bundesgenossen im Stich gelassen, wie er von einzelnen seiner Kapitäne verrathen wurde, die Nachts sich in der Feindesstadt Venedig beriethen, wie sie die Angriffe des nächsten Tages scheitern machen sollten. Die Unschlüssigkeit und die Unvorsichtigkeit des Kaisers gehen allerdings auch aus diesen Berichten hervor, aber jene wenigstens erscheint in anderem Lichte, wenn man genauer die Menschen und Verhältnisse, unter denen Maximilian lebte und die er wohl durchschaute, kennen lernt.

---

* Herr P. Leuthold ersucht uns um Aufnahme der nachfolgenden berichtigenden Erklärung:

In Nr. 17 enthält Ihre geehrte Zeitschrift eine Besprechung der von Emanuel Geibel und mir herausgegebenen und bei Cotta in Stuttgart erschienenen: „Fünf Bücher französischer Lyrik", in welcher die Verdeutschung sämmtlicher Gedichte bis auf zwei mir allein zugeschrieben wird.

Ich halte mich für verpflichtet, diese irrige Voraussetzung, die offenbar durch ein im Inhaltsverzeichniß des genannten Buches unberichtigt gebliebenes Versehen des Setzers veranlaßt ist, dahin zu berichtigen, daß mindestens ein Drittheil der besprochenen Uebersetzungen von meinem Freund und Mitarbeiter Emanuel Geibel herrührt, der außerdem

Digitized by Google

seit Jahren an der Wahl der zu übertragenden Gedichte lebhaften Antheil genommen und auf die jetzige Gestalt des ursprünglich auf einen größeren Umfang berechneten Buches einen bestimmenden Einfluß geübt hat.

Ich muß Sie um so dringender um Aufnahme dieser leider etwas verspäteten Berichtigung ersuchen, als die Bedeutung ihrer geehrten Zeitschrift und die seltene Sachkenntniß, mit welcher im Uebrigen der erwähnte Artikel geschrieben ist, der in demselben ausgesprochenen irrigen Vermuthung eine besondere Glaubwürdigkeit verleihen und daher ein entstellendes Licht auf einen unserer geachtetsten deutschen Dichter werfen könnten, dem ich persönlich in mehr als einer Hinsicht zum lebhaftesten Danke verpflichtet bin.

Genehmigen Sie, verehrteste Redaktion, die Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung.

München, im Mai 1863.

Heinrich Leuthold.

---

* Mit Beziehung auf den in Nr. 21 der „Oesterr. Wochenschrift" enthaltenen Aufsatz: „Kaiser Joseph II. und Herr O. Lorenz", haben wir Akt davon zu nehmen, daß sich in Nr. 243 der „Konstitutionellen Oesterr. Zeitung" Herr Alexander Gigl als Autor der besprochenen Broschüre genannt hat. Die Bemerkungen, welche Herr Gigl an sein Bekenntniß knüpft, geben uns keine Veranlassung an unserem ursprünglichen Urtheile etwas zu ändern, und selbstverständlich halten wir damit den Satz, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Frage von Männern der Wissenschaft in Angriff genommen, und den dilettirenden Versuchen Solcher, die bisher der Wissenschaft ferne gestanden haben, möglichst entzogen würde, in vollem Umfange aufrecht. Daher erscheint uns auch die Nennung des Namens immerhin wichtiger als Herrn A. Gigl. Denn das von ihm angeführte Dilemma, daß ein unbedeutender Name einer guten Arbeit nicht schaden, ein großer Name einer schlechten Arbeit nicht nützen könne, läßt noch Raum übrig für den Fall, daß eine an sich sehr schlechte Arbeit anonym eine größere Bedeutung erlangt, als sie mit einem unbedeutenden Namen erzielen würde. Daß unsere Forderung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung nicht in den Weg tritt, liegt auf der Hand. Denn diese Freiheit bezieht sich doch wohl nur auf den Kreis wirklicher Forscher, d. h. auf den Kreis Derjenigen, die nach ihren Studien und ihrer wissenschaftlichen Schulung berechtigt sind, in wissenschaftlichen Dingen das Wort zu ergreifen. Kurpfuschereien sind eben auch bei der Gewerbefreiheit verboten. — Wenn wir schließlich Herrn A. Gigl bitten, unsere Sätze wörtlich, namentlich dort zu zitiren, wo er aus ihrem Wortlaute seine Berechtigung zu einem Vorwurf zu deduziren geneigt ist, haben wir nur noch anzufügen, daß unseres Erachtens — Herr Ottokar Lorenz kann das selbstverständlich halten wie er will — kein Grund vorliegt, die Ausführungen des Herrn A. Gigl einer wissenschaftlichen Entgegnung zu würdigen.

Die Redaktion der „Oesterreichischen Wochenschrift".

P. Ludwig Uhlands gesammelte Werke. Von Uhlands Gedichten und Dramen wird soeben durch die J. G. Cotta'sche Buchhandlung eine wohlfeile Gesammtausgabe im Format der Volksbibliothek der deutschen Klassiker vorbereitet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Ausgabe und der billige Preis, der die Anschaffung auch dem Aermsten möglich macht, dazu dienen wird Uhlands Dichtungen noch mehr als bisher im buchstäblichen Sinne des Wortes, zu einem Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

Außerdem soll in demselben Verlage demnächst eine Sammlung von Uhlands gelehrten Arbeiten, gedruckten sowohl als ungedruckten, erscheinen, unter dem Titel: „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage". Die Herausgabe haben die Freunde des Verstorbenen, die Professoren Pfeiffer in Wien, Holland und Keller in Tübingen, übernommen. Die in Uhlands Nachlaß vorgefundenen ungedruckten, mehr oder weniger vollendeten Arbeiten und Abhandlungen sind über alles Erwarten beträchtlich, sowohl an Zahl als an Umfang. Außer den in den Jahren 1830 bis 1833 zu Tübingen gehaltenen Vorlesungen über nordische und deutsche Sagengeschichte, über das Nibelungenlied, über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter und im 15. und 16. Jahrhundert, befinden sich darunter: Sagenforschungen II. (Der Mythus von Odin), Schwäbische Sagenkunde. I. Theil, Abhandlungen zur deutschen Heldensage und über das deutsche Volkslied. Was den inneren Werth und Gehalt betrifft, so stehen diese Arbeiten hoch über Allem, was jemals über deutsche Sage und Dichtung ist gedacht und geschrieben worden, und erst wenn die Sammlung, die fünf bis sechs Bände

Digitized by Google

in Großoktav umfassen soll, im Drucke vorliegt wird man Uhland in seiner vollen Bedeutung erkennen und verehren lernen.

---

* Die jüngst veröffentlichten Hefte des „Archives für österreichische Quellengeschichte“ (Bd. 28, 2, Bd 29, 1, 2), herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Kommission der k. Akademie der Wissenschaften, enthalten folgende Abhandlungen: G. Gliubich, „Gli ultimi successi di Alberto di Wallenstein, narrati dagli ambasciatori Veneti“; J. Voigt, „Das urkundliche Formelbuch des k. Notars Henricus Italicus aus der Zeit der Könige Ottokar II. und Wenzel II. von Böhmen“; Fried. Kenner, „Beiträge zur Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie, 1859 bis 1861“. Wir kommen auf einzelne dieser Publikationen noch zurück.

---

* In der jüngsten Sitzung der literarischen Sektion des Frankfurter Vereins für Geschichte und Alterthumskunde wurde ein von Dr. Stricker dem Verein überreichter Aufsatz: „Die Aerzte in Goethe's Jugendgeschichte“ mitgetheilt, dem wir zu der Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“, „daß einer der vorzüglichsten Sachwalter in Frankfurt sich den höchsten Ruhm erwarb, als er einem Scharfrichtersohn den Eingang in das Kollegium der Aerzte zu erfechten wußte“, nachstehende interessante Erläuterung entnehmen: „Es bezieht sich diese Stelle auf den mehrjährigen Prozeß, welchen die Physici mit dem Senat und dem Scharfrichtersohne Dr. Joh. Michael Hoffmann (geb. 1741 zu Marburg, gest. 1799 zu Frankfurt) führten. Dieser, in Marburg, Göttingen und Straßburg zum Arzt ausgebildet und an letzterer Hochschule promovirt, wollte im Jahre 1766 in das Coll. med. Francof. aufgenommen sein. Die Physici Senckenberg, Pettmann und Grammann thaten Vorstellung dagegen, einen Abkömmling eines solchen Abscheues der menschlichen Gesellschaft, welcher durch seine Knechte Pferde abziehen und Aeser schinden läßt, der s. v. stercore humano fett und reich wird und Hunde todtschlagen läßt“, aufzunehmen und wollten selbst die Promotion nicht als Grund der Ehrlichkeit gelten lassen. „Da wir die klaren Worte des Reichsgesetzes vor uns haben, so sehen wir die geldbegierigen Gründe einer französischen medizinischen Fakultät, welcher die hiesigen und Reichsgesetze unbekannt sind mit der gegenseitigen Meinung einiger Rechtslehrer, mit Mitleiden an“. Darauf hin wurde vom Rathe am 8. April 1766 dem Dr. Hoffmann abschläglicher Bescheid ertheilt. Schon am 14. desselben Monats reicht dieser eine Gegenschrift ein, worin er einen Verwandten von sich anführt, der vom Kaiser Ferdinand III. das Wappenrecht erhalten, und als medizinische Scharfrichtersöhne den dänischen Leibarzt Freiherrn Messing, der selbst Scharfrichter gewesen sei, den Dr. Frank Prosektor in Straßburg, und den Dr. Glaser in Mühlhausen; endlich legt er eine eigene Dissertation von Schertz über die Promotion der Scharfrichtersöhne bei, welche 1719 zu Straßburg erschienen war und von der 1766 Hoffmann einen Abdruck zu Frankfurt besorgt hatte. Hoffmann sagt in seiner Gegenschrift unter Anderem: „Ich kann mir nicht denken, daß in unserem erleuchteten Jahrhundert diejenigen, welchen Gott das Genie zum Studiren und das Vermögen zu denen damit verknüpften vielen Kosten geschenkt hat, in eine Nothwendigkeit versetzt würden, ihre Talente zu vergraben, weil ihre Eltern einen Stand haben, welcher nicht zu den geehrtesten der Republik gehört. Ist es ihnen aber erlaubt zu studiren, so muß es ihnen auch erlaubt sein, das Gelernte auszuüben.“ Auf diese Schrift hin wurde am 24. April beschlossen, die Sache nochmals in Erwägung zu ziehen, aber von Neuem abgeschlagen. Endlich nach vielem Schriftwechsel wurde dem Dr. Hoffmann am 3. Juni 1766 seine

Digitized by Google

Bitte gewährt, unter der Bedingung, daß er eine Bürgerstochter oder Bürgerswitwe eheliche. Gleich am folgenden Tage protestiren die Physici Senckenberg, Pettmann und Grammann gegen diesen Rathsschluß als den Reichs- und Stadtgesetzen zuwiderlaufend, und legen Berufung ein beim Reichshofrathe in Wien, wo die Sache 1768 günstig für Hoffmann entschieden wird, worauf dessen Aufnahme ins Coll. med. Francof. 1769 erfolgte."

A. H. „Die englische Armenpflege" von Dr. Gust. Kries. Herausgegeben von Dr. K. Freiherrn v. Richthofen. Berlin, Hertz. 1863. 24 Bogen. Im gegenwärtigen Zeitpunkte, wo aufs Neue durch Hubers u. A. Schriften die Aufmerksamkeit der Denkenden und Philantropen auf jene Schattenseite des Lebens, die Noth der Armen, zugleich aber auch auf die Mittel, dieselbe zu heben und zu lindern gerichtet ist, kommt eine so ansehnliche Masse historischer wie administrativer Details, wie es sich in dem Buche Kries' findet, wahrhaft gelegen. Leider war es dem als nationalökonomischen Schriftsteller geschätzten Verfasser nimmer gegönnt, selbst das Werk zum Abschluß zu bringen. Sein Freund Richthofen hat daher das im Nachlasse Kries' gefundene Material vielfach neu durchgearbeitet und mit dankenswerthen Zusätzen nun herausgegeben. Es sind keine statistischen Belege über die Armenpflege in England, Irland und Schottland, die das Buch bringt, sondern die Darlegung der in jenen Ländern auf dem Gebiete der Armenpflege gemachten Erfahrungen. Kries theilt sein Werk in vier Abschnitte, denen Richthofen Nachträge beigab. Die ersten drei behandeln die Armenpflege in den drei Königreichen, und zwar so, daß der Schilderung der gegenwärtigen Organisation immer die geschichtliche Entwicklung der Armenpflege (in durchaus quellenmäßiger Weise behandelt) vorausläuft. So werden unter Kapitel „England" neben der Geschichte der Armenpflege und der Mängel des älteren Systems die leitenden Grundsätze bei der Reform seit 1834 geschildert, es wird hierauf zum gegenwärtigen Zustande der Armeninstitute in England und Wales übergegangen, der eingehend dargestellt ist. Auf beiläufig vierzig Seiten bespricht Kries die englischen Heimathsgesetze und nicht weniger genau die Armensteuer (poor-rate). Im vierten Kapitel, „Die Hauptgesichtspunkte der Armenpflege" betitelt, werden die Resultate des Forschens kurz zusammengefaßt und Schlüsse aus dem Materiale der drei ersten Kapitel gezogen. Es zeigt sich, daß die Bestimmungen der Armengesetze in den drei Königreichen — aus historischen und lokalen Gründen — äußerst verschieden sind. In Schottland steht die Armenpflege in naher Beziehung zur Kirche, in England kaum noch, in Irland ist sie ganz davon abgelöst. In Schottland haben die Arbeitsfähigen keinen Anspruch auf Unterstützung, in England und Irland hingegen ist die ganze Sorge auf sie konzentrirt; das daselbst befolgte Armensystem hat eben von der Unterstützung der armen Arbeiter Namen (workhouse-system) und Charakter u. s. f. Nach des Verfassers Meinung müssen Kirche und Staat, jedes auf seinem Gebiete, in der Pflege der Armen wetteifern, er äußert sich hinsichtlich der Vertheilung der Armenlast gegen die Armensteuer und spricht für die schottische Heimathgesetzgebung, nach der Geburt und fünfjähriger Aufenthalt, während dessen der Arbeiter selbstständig sich seinen Unterhalt erwarb, Heimathrecht gewähren.

Das Kries'sche Buch — an Material so überreich, daß sich nur mit Mühe ein Auszug fertigen läßt — ist wohl als Gewinn für unsere Literatur aufzufassen. Nicht nur bringt es uns das englische Leben in einem wichtigen Punkte wieder näher, sondern es erwirbt sich dadurch noch ein größeres Verdienst, daß es für Organisation und Reform des Armenwesens auch in Deutschland genug Mustergiltiges und Lehrreiches gebracht hat.

Digitized by Google

D. (Vom deutschen Büchermarkt,) Die Resultate, welche Prof. Hochstetter bei seinem mehrmonatlichen Aufenthalte in Neuseeland gelegentlich der „Novara"-Reise gesammelt hatte, sind soeben in Form eines prächtigen Bandes in Kleinfolio im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erschienen; das Auge ergötzt sich an der wahrhaft luxuriösen Ausstattung und der äußerst gelungenen Ausführung der Holzschnitte, Farbendruck-Illustrationen, deren weicher Ton sie den schönsten Aquarellen gleichstellt.

Wir erwähnen hiermit noch einer neuen Arbeit des Nationalökonomen Professors A. Wagner: „Die Ordnung des österreichischen Staatshaushaltes", uns vorbehaltend, auf den Inhalt der Arbeiten dieser beiden österreichischen Autoren ausführlicher zurückzukommen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Schon vor etwa zwanzig Jahren erschien ein Werk vom Grafen Champagny, das unter dem Titel „Les Césars" den Anfang der römischen Kaiserzeit schilderte und, wenn es auch in sehr düsteren Farben gehalten war, doch wegen seiner lebendigen Darstellung bis in die neueste Zeit ein gern gelesenes Buch geblieben ist. Vor Kurzem hat nun Graf Champagny eine Fortsetzung zu den „Cäsaren" publizirt: „Les Antonins — ans de J. C. 69 à 180." Es handelt sich darin um den Zeitraum, während welchem, nach der grauenhaften Tyrannenperiode der Tiberius, Caligula und Nero, eine Reihe von guten Kaisern — die Vespasian, Titus, Nerva, Trajan, Antonin und Marc Aurel — folgte. Graf Champagny scheint nicht geneigt, viel Gutes an diesen Regenten zu lassen, die er nur erträglich nennt, während er ihnen ein immerhin noch ganz anständiges Sündenregister vorhält. Der Widerstand gegen das Christenthum wird vom Verfasser besonders scharf aufgefaßt und ihm es zugeschrieben, daß die römische Welt einem unaufhaltsamen Verfall entgegen eilte. Nur etwas hätte das alternde Reich halten können: die Verjüngung durch das Christenthum, welche gerade unter den Antoninen zurückgewiesen wurde. Als später die Kaiser der neuen Religion sich zuwandten, war es zu spät. Die Barbaren zeigten sich schon überall an den Grenzen, das römische Reich war zum Schattenbild geworden und in eine Art von Erstarrung gerathen. Champagny vergleicht jenen Zustand mit dem des heutigen China, nur daß in letzterem weit günstigere Bevölkerungsverhältnisse und kaufmännische Kultur eine stärkere nationale Lebensfähigkeit bedingen. „Les Antonins" umfaßt drei starke Bände.

Eine andere Kaiserchronik veröffentlicht G. Hugelmann unter dem Titel: „La quatrième race" in zwei Bänden. Das Titelmotto charakterisirt das ganze Werk sehr deutlich. Es heißt nämlich da: Diejenigen, welche wollen, daß Frankreich seine künftige Mission erfülle, hätten nur zwei Pflichten: Être Napoléoniens und faire des Napoléoniens. Schon hieraus dürfte man ersehen, daß Herr Hugelmann — kein Bourboniſt ist. In der That scheint das ganze Buch eine begeisterte Verherrlichung des französischen Kaiserthumes, die sich weniger in ruhiger Entwicklung und Beweisführung, als vielmehr in entzückten Ausrufen ergeht und über die loyale Gesinnung des Verfassers nicht den mindesten Zweifel läßt. Schade, daß diese Loyalität in ihrer Ueberschwenglichkeit ganz auf Kosten der Lesbarkeit des Buches sich dokumentirt.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) In London tauchte eine neue Revue auf: „The new Review, political, philosophical and literary". Schönwissenschaftliches soll ganz ausgeschieden bleiben und nur von Politik, Geschichte und

Digitized by Google

den allerernsthaftesten Dingen die Rede sein. In dem ersten Heft, das noch nicht entschieden Farbe zu bekennen schient befinden sich u. a. Aufsätze über die konservative Partei, über Rom und Venedig, über den deutschen Kaiser Friedrich II. u. s. w.

C. W. Lane, der Orientalist, hat unter den Auspizien der britischen Regierung und des reichen Herzogs von Northumberland die Herausgabe eines neuen arabisch-englischen Wörterbuches begonnen: „An Arabic English Lexicon, derived from the best and most copious Eastern sources, by E. W. Lane". Die erste Lieferung liegt fertig vor. Das Ganze wird zwei starke Bände im größten Lexikon-Quart umfassen und dürfte zu den besten Büchern seiner Art zählen. Die Ausstattung ist eine sehr gediegene, die Schrift schön und klar.

---

* In Regensburg werden soeben erneuerte Bemühungen gemacht, um die für die Geschichte der Kunst so bedeutsame St. Ulrichskirche wieder herzustellen. Das Stiftskapitel von St. Johann hat sich bereit erklärt, die wiederhergestellte Ulrichskirche als Stiftskirche zu übernehmen und seine bisherige Kirche dem Dom zu überlassen. Letztere würde dann abgebrochen und so der Dom auf seiner nordwestlichen Seite freigestellt. Am Dome selbst wird der Bau der Domthürme fortgeführt. Vorerst sind die Restaurationsarbeiten am nördlichen Thurme aufgenommen, der sich bekanntlich nach der Abnahme des Daches in seinen oberen Schichten so verwittert zeigte, daß eine nicht unerhebliche Anzahl von schadhaft gewordenen Quadern abgehoben werden mußte.

(Baier. Ztg.)

Sitzungsberichte.

Auszug aus dem Protokolle

der am 9. April 1863 unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Freiherrn von Czoernig abgehaltenen vierten Sitzung der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

Das von dem Korrespondenten Anton Schmitt in Elbogen eingesendete Exemplar seiner „Geschichte des Elbogner Schützenkorps" wird mit Dank entgegengenommen.

Der k. k. Gymnasiallehrer Dr. Lanza in Spalato schildert in einem an den Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetes Regierungsrath Ritter v. Arneth gerichteten Schreiben den Zustand der Vernachlässigung, in welchem sich die antiken Monumente in jener Stadt befinden. Er hebt namentlich hervor, daß die Baudenkmale in Spalato nicht reparirt werden, daß die in Salona ausgegrabenen Mosaiken und Sarkophage zerstört oder verkauft worden sind, und daß sich das Museum der Alterthümer in Spalato in voller Unordnung und Verwahrlosung befindet.

Bei der Dringlichkeit dieser Angelegenheit hat sich Se. Exzellenz der Herr Präsident bestimmt gefunden, im Einverständnisse mit den Herren Kommissionsmitgliedern Ritter v. Arneth und Dr Heider an Se. Exzellenz den Herrn Statthalter von Dalmatien zu schreiben und diesem zur Beseitigung der von Lanza geschilderten Zustände im Interesse des Ansehens der kaiserlichen Regierung sowohl als auch in jenem der Wissenschaft zu empfehlen, vor Allem die Obhut über das Museum in Spalato dem als Epigraphisten bekannten Dr. Lanza zu übertragen und zwar mit der Weisung, dasselbe bis zu der in Aussicht stehenden Reise Allerhöchstihrer Majestäten nach Dalmatien so weit als möglich in Ordnung zu bringen.

Digitized by Google

Was die Ausgrabungen in Salona betrifft, so wurde angedeutet, daß sich einer Verschleppung, so wie einer Beschädigung der dort aufgefundenen antiken Gegenstände durch eine geeignete Ueberwachung der Prätur in Spalato begegnen ließe. Zugleich wurde das Bedauern ausgedrückt, daß kein Fond zur Verfügung steht, durch dessen Verwendung die dortigen Ausgrabungen unter geeigneter Aufsicht fortgesetzt und die Ergebnisse unter sichere Obhut gestellt werden können. Indem noch darauf hingewiesen wurde, daß die Centralkommission mit Hinblick auf ihre Allerhöchst genehmigten Statuten nicht in der Lage ist ohne vorläufige Allerhöchste Anordnung Mittel für archäologische Ausgrabungen oder Restaurirungen aufzuwenden, wurde schließlich die Versicherung ausgesprochen, daß, wenn dieser Gegenstand von der Landesverwaltung aus angeregt würde die Centralkommission es an ihrer warmen Befürwortung und im Falle günstiger Aussicht an den zu einer zweckmäßigen Vornahme allfälliger Vorkehrungen erforderlichen Einleitungen und sachkundigen Rathschlägen nicht fehlen lassen würde.

Dem Inhalte dieses Schreibens wird die einhellige Zustimmung der versammelten Mitglieder zu Theil.

Eine Eingabe des Besitzers des an den Diokletianischen Palast in Spalato anstoßenden Hauses, Michele Candia, wegen der im Interesse der Erhaltung des genannten Baudenkmals verfügten Einstellung der Baulichkeiten an seinem Hause, ist Sr. Exzellenz dem Herrn Statthalter von Dalmatien zur Erledigung zu übersenden.

Das an den Herrn Präsidenten gerichtete Dankschreiben des Herrn Bischofs von Parenzo, G. Dobrila, für die zur Herstellung der Kathedralkirche zu Parenzo getroffenen Einleitungen wird zur Kenntniß genommen.

Der Korrespondent Raisp in Pettau berichtet über ein aus der Kirche des im Jahre 1786 aufgehobenen Dominikanerklosters stammendes Grabmal des am 6. Jänner 1438 verstorbenen Friedrich V. von Pettau, Oberstmarschall in Steiermark und letzten männlichen Sprossen seines Geschlechtes, welches aus rothem Salzburger Marmor gefertigt, das lebensgroße Reliefbild des genannten Verstorbenen trägt und seit dem Jahre 1855 in dem Schlosse Ober-Pettau verwahrt wurde, jetzt aber über Ansuchen des Berichterstatters von der gegenwärtigen Eigenthümerin, Gräfin von Herberstein, der Vorstehung der Hauptpfarrkirche zu Pettau zur Aufstellung in den Räumen der letzteren überlassen worden ist. Da gegen diese Aufstellung aber wahrscheinlich wegen der damit verbundenen Kosten Anstände erhoben werden, erbittet sich der genannte Korrespondent in dieser Angelegenheit die Intervention der Centralkommission um die Bewilligung des Herrn Fürstbischofs von Lavant zu der besagten Aufstellung zu erlangen.

Es wird beschlossen, dem Wunsche des Korrespondenten Raisp zu entsprechen.

Der Landesbaudirektor in Prag, Dr. Schenkel, berichtet über die seit 1785 dem Gottesdienste entzogene St. Niklaskirche in der Altstadt Prag, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Architekten Kilian Diezenhofer im Renaissancestyle erbaut wurde und im Innern der Kuppel mit Fresken von dem böhmischen Maler Liška ausgeschmückt ist. Das Kirchengebäude ist gegenwärtig Eigenthum der Stadtgemeinde Prag und wird als Akten- und Meubeldepot benützt. Nach dem vorliegenden Berichte ist Aussicht vorhanden, daß diese Kirche, wenngleich nicht dem Gottesdienste, doch einem anderen würdigen Zwecke, und zwar der Benützung als Raum zur Aufführung geistlicher Musikwerke gewidmet werden wird.

Es wird beschlossen, dem Herrn Berichterstatter für diese Notizen zu danken.

Ebenso wird der von dem Museum Carolino-Augusteum in Salzburg eingesendete Jahresbericht mit Dank entgegengenommen.

Der von dem Conservator Ignaz Keiblinger erstattete einläßliche und interessante Jahresbericht wurde zur Kenntniß genommen und hierauf die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweitzer Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem Jahre 1500.

Nach den Aufnahmen des k. k. Burghauptmanns Ludwig Montoyer, mit geschichtlichen Erläuterungen von Dr. Theodor G. v. Karajan.

(Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien. Sechster Band. 1863.)

H Das Mittelalter pflegte in der Stellung des Landesherrn zwischen dem Inhaber der öffentlichen Gewalt und dem Privatmanne wenig Unterschied zu machen. Zumal in Oesterreich hat sich die staatliche Entwicklung im innigsten Anschluß an die Persönlichkeit des jeweiligen Landesfürsten vollzogen. Demnach mußte der Aufenthaltsort desselben damals in ungleich höherem Grade den lokalen Brennpunkt alles öffentlichen Lebens abgeben, als dies bekanntlich selbst noch im modernen Staate der Fall ist. Hätten die Babenberger ihren Hof nicht nach Wien verlegt, Wien wäre schwerlich aus einem Punkte in der Peripherie eines kleinen zum Mittelpunkte eines großen Länderkreises geworden. In der Geschichte der alten Hofburg Wiens liegt ein gutes Stück österreichischer Geschichte, und den alten Bau, an dessen Veränderung ein halbes Jahrtausend gearbeitet hat, in ursprünglicher Gestalt uns vor Augen zu führen, ist mindestens ein eben so verdienstvolles Unternehmen, als einen Palimpsest gleichen Alters zu entziffern.

Ein historisch getreues oder doch wenigstens wahrscheinliches Bild der alten Hofburg des Mittelalters zu gewinnen war nur durch Kombinirung der verschiedenartigsten Quellen möglich. Die gleichzeitigen schriftlichen Nachrichten, so werthvoll sie im Einzelnen sind, können auch für die kühnste Phantasie sich zu keinem Gesammtbilde vereinigen. Von den alten Abbildungen, deren Reihe schon mit dem 15. Jahrhundert beginnt, ist keine völlig zuverlässig. Denn sie leiden alle an dem Gebrechen, daß sie nicht nach Maßen, sondern bloß „nach dem Gesichte" aufgenommen wurden und daher „überall die einzelnen Theile in ihren Verhältnissen zum Ganzen nicht stimmen wollen." Diesem Mangel gegenüber bieten die noch jetzt sichtbaren Spuren der alten Burg ein zuverlässiges Korrektiv. Wo die anderen Quellen schwiegen, mußten die Steine reden. „Einen ergiebigen und dabei sehr sicheren Schritt vorwärts gewährte die innere Untersuchung des Gemäuers, die Verfolgung unzähliger verborgener Anhaltspunkte, die den Bauverständigen zu unumstößlichen Schlüssen berechtigten, auf die der Beobachter der äußeren Bauformen allein, und wäre er noch so scharfsinnig, nimmer gerathen wäre. Viele jetzt vermauerte Fenster, Thüren, Erker, Vorsprünge u. dgl. traten erst zu Tage, als Bauherstellungen es gestatteten, die Verkleidungen des

Digitized by Google

Gemäuers zu durchdringen, Objekte zu entfernen, die trügerisch verdeckten, was unserer Einsicht frommen konnte."

Es geht über die Aufgabe, welche diese Zeilen sich gesetzt haben, hinaus, mehr als den geschichtlichen Theil der gemeinschaftlichen Arbeit zu behandeln. Ueber die technische Ausführung, über die architektonische Detailwahrheit der beigegebenen Aufrisse mögen Fachmänner ihr Urtheil abgeben. Doch wird auch der Laie bei Betrachtung der Pläne sich nicht verhehlen können, daß ein Grundriß der Burg zum Verständniß des Ganzen wesentlich beitragen würde. Karajans Erläuterungen schließen sich in ihrer Anordnung den Abbildungen an, welche in neun Tafeln die Gesammtansicht der Burg und die Aufrisse ihrer vier Innen- und vier Außenseiten enthalten. Nach der Ansicht des „Erläuterers" sollen sie nicht etwa den Bau in allen seinen Theilen so darstellen, wie er in einem bestimmten Jahre oder in einer eng abgegrenzten Jahresfolge ausgesehen hat, sondern wie er „von der Mitte des 14. bis zu jener des 15. Jahrhunderts einem an ihm Vorübergehenden erschienen wäre".

Im Gegensatz zur genialen Regellosigkeit, durch welche sich die Mehrzahl der österreichischen Burgbauten auszeichnet, war die alte Hofburg ein solides, regelmäßiges Gebäude, dessen vier Fronten, gleich hoch und lang, durch vier massive Eckthürme abgeschlossen wurden. Umsonst sucht man Hochthürme oder Vorthore, oder die gewöhnliche Scheidung in eine innere und äußere Burg oder die muthwillige Ungleichförmigkeit der Fenster und Erker, die man als charakteristische Merkmale an den meisten unserer Burgen zu treffen gewohnt ist. „Das Gleichmaß in der Anlage der Hofburg wird aus der Beschaffenheit des Bodens erklärlich, auf dem sie erbaut wurde. Die Ebene schuf nämlich nicht jene unerbittlichen Hindernisse, mit deren Ueberwindung der Bau von Bergschlössern allenthalben zu kämpfen hatte", und die landesfürstliche Burg von Wien darf eben so wenig wie die von Neustadt, welche zur selben Zeit, auf demselben Terrain, in ähnlichem Style gebaut wurde, „auf gleiche Stufe gestellt werden mit Bauten des häufig in Raum wie Mitteln gleich beschränkten Landadels".

Die Hofburg lag ursprünglich außerhalb der Stadtmauer; auch nachdem sie bei Erweiterung der Stadt in das Weichbild derselben einbezogen worden war, blieb sie nach allen Seiten hin umwallt. Als in den Jahren 1287 und 1288 Wien sich gegen Albrecht I. erhob, weil er von der durch Rudolf der Stadt verliehenen Reichsunmittelbarkeit nichts wissen wollte, sollen die Schuster nach Ottokars Reimchronik sich geäußert haben, sie hätten hölzerne Leisten so viele, daß sie damit in kurzer Zeit den Burggraben ausfüllen würden, „ob uns der Herzoge Albreht nicht behaltet diu Reht, diu er uns billich sol behalten".

Um uns die Ausdehnung der alten Burg zu vergegenwärtigen, müssen wir uns drei Seiten des Quadrates, welches jetzt den Franzensplatz umschließt, hinwegdenken, nämlich die Leopoldinische Burg, den Trakt der Reichskanzlei und den Amalienhof, so daß wir die alte Burg im heutigen Schweizerhofe zu suchen haben. „Wie mit einem scharfen Werkzeuge eingerifft, zeigt sich noch heute nach dem dritten Fenster vom Schweizerthor an gerechnet eine Linie vom Dachgesimse zum

Digitized by Google

Burggraben abwärts." Sie schloß den Einbau zwischen den beiden Eckthürmen der nordwestlichen Front nach Norden ab. Nach Südost erstreckte sich die Burg bis zu dem mit Steinplatten gedeckten Hofe, in welchen man durch den Schweizerhof gelangt. Ueber dem Eingangsthor auf der nordwestlichen Außenseite erhob sich ein kleiner Thorthurm, „welcher, mit seinem Dache in der Hälfte der Höhe des großen Querdaches beginnend, dieses letztere mit seiner eigenen Höhe überragte und so auf ihm wie auf einem Sattel saß". Neben dem Haupteingang befand sich eine kleine Eingangsthüre. Zu beiden führten Zugbrücken. Ueber den südöstlichen Burggraben führte eine Schlag- oder Hebelbrücke, „d. i. eine solche, welche mit einem Schlage auf den Hebelbalken herabgelassen oder aufgezogen werden konnte, und darnach mit einem Schlage, wenn man so will, das Thor öffnete oder schloß". Diese Eigenschaft gab dem Ausgangsthor der Burg den Namen „Schlagthor, slegetor, sleitor", verderbt „sletar", ein Wort, welches bisher unseren Alterthumsforschern ein Räthsel war und auf die verschiedenste Weise, z. B. von Hormayr als „Glacis" erklärt wurde. Von den vier Eckthürmen (neuer Thurm, Schneider-, Jungfern- und Rudolfsthurm) wurde der nördliche, der „neue" Thurm, in der Belagerung von 1462 von den Wienern zerschossen; die übrigen verschwandeu bei den Umbauten des 16. Jahrhunderts.

Erbaut wurde die Burg unter Leopold VI., dem eine taufsüchtige und schwulstliebende Geschichtschreibung den Beinamen des Glorreichen gegeben. Wenigstens wird sie in einer Urkunde des Jahres 1221 zum ersten Male, und zwar als „neue Burg" erwähnt. Die alte Burg der Babenberger befand sich auf dem noch heute von ihr genannten „Hof", ungefähr an Stelle des jetzigen Kriegsministeriums. In einer Zeit, da Wien einen so gewaltigen Aufschwung genommen hatte, daß es nach Köln die größte Stadt Deutschlands genannt werden konnte, mußte auch der alte Herzogshof zu eng geworden sein. „Die alte Burg am Hof aber behielt noch lange Zeit ihren Namen als Herzogshof bei, ja es scheint fast, daß man in frommer Erinnerung an die dort lange geübten landesherrlichen Funktionen auch noch in späterer Zeit solche dort vollzogen, wozu auch wohl die bequemen Räume des großen Platzes vor der Burg einladen mochten". Urkundlich erwiesen ist, daß noch bis Ende des 15. Jahrhunderts Belehnungen und Turniere auf dem Hofe stattgefunden haben.

Die neue Burg scheint, was ihre ursprüngliche Ausdehnung betrifft, bis in das 16. Jahrhundert den räumlichen Bedürfnissen genügt zu haben. Wenigstens erfahren wir bis dahin von keiner bemerkenswerthen Erweiterung. Desto mehr war man auf Befestigung der Burg bedacht. Entsprechend den Verhältnissen der Zeit, in der sie erstanden, hatte sie von Anbeginn den doppelten Zweck der Wohnlichkeit und Sicherheit, war sie „Hof" und Festung zugleich. Gegen die leicht erregbare Bevölkerung Wiens hat sie die Stärke ihrer Mauern zu wiederholten Malen erproben müssen.

Eine hervorragende Rolle spielt die Burg in der Geschichte der Habsburgischen Ländertheilungen. Da sich mit der Innehabung der Burg als des angestammten

Digitized by Google

Herrschersitzes der Begriff einer Oberhoheit über die gesammten Länder des Hauses verbinden mußte, so gab sie recht eigentlich den Zankapfel ab für die hadernden Brüder. In der Theilungsurkunde von 1376 heißt es: für den Fall, daß es wirklich zur Theilung käme, solle eine Kommission theilen „die Burg zu Wien halb von einander so gleich es angeht, die Stadt zu Wien halb von einander, auch so gleich es angeht, und das Land zu Oesterreich von einander in zwei Theil und darnach Land gegen Land oder je das Land in zwei Theil".

Als nach dem plötzlichen Tode des jungen Ladislaus Kaiser Friedrich III. und die Herzoge Albrecht und Siegmund den Besitz der Burg beanspruchten, trat eine Sequestration durch die Landschaft ein. Wie unklar man sich über die Rechtsfrage war, erhellt zumal daraus, daß Kaiser Friedrich behaupten konnte, sein ausschließliches Anrecht sei ganz einfach Ausfluß seiner kaiserlichen Würde. Die Wiener hielten sich streng neutral. Als einmal die drei Fürsten zu einem Ausgleichsversuche nach Wien gekommen waren, hatten Siegmund und Albrecht sich durch schweren Eid verpflichtet, Nachts die Burg anzugreifen, den Eingang zu erzwingen, auf einen Fall aber heimzukehren, ohne in der Burg gewesen zu sein. Die Wiener hatten Wind davon bekommen, griffen zu den Waffen und legten eine starke Besatzung in die Burg. Ein harter Kampf stand in Aussicht, bei dem ohne Zweifel die Herzoge den Kürzeren gezogen hätten. Lange war man unschlüssig, was nun zu thun sei. Die Bürger waren fest entschlossen, die Burg zu halten, andererseits sahen sie ein, daß es für die Herzoge schmählich wäre, trotz ihres Eides unverrichteter Dinge abzuziehen. Schließlich fand der tragische Konflikt seine komische Lösung darin, daß die Fürsten die Burg betreten durften, um dort ein Glas Wein zu leeren und darauf wieder abziehen mußten. So war der Eid eingelöst, der Kampf vermieden.

Endlich kam durch Vermittlung der Stände ein Ausgleich zu Stande, dem zufolge die Gemächer der Burg unter die drei Fürsten aufgetheilt werden sollten. Ueber die Theilung ist uns im Copeybuch der Stadt Wien eine „Auszaigung" erhalten, welche durch die Fülle ihrer Detailangaben für die Geschichte der Burg von hohem Belange ist. Die Einigung war von kurzer Dauer. Ein neuer Vertrag setzte Friedrich III. in den ausschließlichen Besitz der Burg und des Landes Oesterreich. Allein Albrechts Machinationen, Friedrichs Mißgriffe und die leichte Erregbarkeit des niederen Volkes führten in Wien zu einem raschen Umschwung der Stimmung. Die Stadt sagte 1462 dem Kaiser den Gehorsam auf. Bei 10.000 Arbeiter und Gesellen zogen in hellen Haufen gegen die Burg, in welche der Kaiser mit sechsthalbhundert Getreuen sich eingeschlossen hatte. Da das Geschütz der Belagerer an dem festen Gemäuer der Burg wenig ausrichtete, verlegten sich die Wiener auf den Minenkrieg. „Allein Thomas Sibenbürger verrieth den Anschlag, indem er vier Pfeile in die Burg schoß, an welchen die schriftliche Nachricht davon befestigt war". Schon machte sich der Mangel an Lebensmitteln in der Burg auf merkliche Weise fühlbar, als Podiebrad, der König von Böhmen, die Belagerten entsetzte.

Der Umbau der alten Burg fällt in das 16. Jahrhundert. Das Verdienst, das Ferdinand I. daran hat, bezeugt noch heute die über dem Schweizerthore

Digitized by Google

angebrachte Inschrift. Karajan führt die Geschichte der Burg nur bis an den Ausgang des Mittelalters herauf, indem er in einer „kleinen Hauschronik" die wichtigsten Begebenheiten, die sich auf die Burg beziehen, analistisch zusammenstellt.

Während ältere Berichte die Baulichkeiten der Burg rühmend hervorheben, sprechen sich im 16. Jahrhundert einzelne Stimmen dahin aus, daß sie dem kaiserlichen Ansehen nicht mehr entsprächen. „Dieser Palast", sagt ein Franzose im Jahre 1569, „ist so häßlich, wie nur irgend eines der Häuser in der Rue des Lombards zu Paris. Ein Thor aus Brettern, wie zu einer Scheune an demselben, nur auf einer Seite ein kleines Pförtchen; ein Hofraum, so enge, daß sich in ihm mit einer Kutsche ohne Schwanenhals gar nicht umkehren läßt; eine unbedeckte Treppe aus verfaulten Brettern; nirgends eine Reihe von Zimmern; ein Saal ohne Tapeten, in welchem die Gemälde der Kaiser ohne Rahmen und Getäfel auf die Leinwand hingemalt sind." Noch schärfer äußert sich Kasimir Freschot († 1720) in seinen berüchtigten „Memoires de la cour de Vienne": „Die alte Burg ist erbärmlich. Ihre Mauern haben eine Dicke, wie jene der stärksten Wälle. Die Treppen sind armselig und ohne Zierde, die Gemächer niedrig und enge, mit Decken von bemalter Leinwand, die Fußböden aus Brettern von Tannenholz, wie in dem mindesten Bürgerhause. Enfin tout aussi simple que s'il avoit été bâti pour de moines."

Wie die Zeit an den Baumstämmen Jahresringe zu bilden pflegt, so hat sie auch dem Weichbilde Wiens einen neuen Ring angesetzt, nachdem es der alte durch ein halbes Jahrtausend umschlossen hatte. Hinter dem allgemeinen Wachsthum der Stadt soll auch die Burg nicht zurückbleiben. Der in Aussicht gestellte Umbau derselben macht es doppelt wünschenswerth, daß ihre Geschichte, die in dem vorliegenden Werke mit dem Jahre 1500 abschließt, bis auf unsere Tage heraufgeführt werde. Manche praktische Frage, die das Projekt des Neubaues ohne Zweifel aufwerfen wird, dürfte in einer eingehenden Geschichte der neueren Burg, wenn nicht ihre Lösung, so doch willkommene Anhaltspunkte für ihre Lösung finden.

Lyriker aus Oesterreich.

(Joseph Pollhammer. — Adolf Bekk.)

„Gedichte von Joseph Pollhammer. Wien und Leipzig 1863." Ein bisher unbekannter Name, der ein Bändchen mit der harmlosen Aufschrift „Gedichte" dieser bedrängten, bedrängenden Zeit anvertraut — gleicht er nicht dem Knaben, der in den verheerenden, den Menschen und ihren Hütten verderblichen Strom eine Rose wirft, daß sie den Weg finde zu einem ruhigen Auge und zu einem fröhlichen Herzen? Gibt es solche Augen und Herzen im Bereich des wilden Gewässers? Der Unterschied ist nur, daß der Knabe im schlimmsten Falle nicht viel verloren hat, während der kühne Wurf des Dichters ein großes Wagniß ist, denn sein Schmerz

Digitized by Google

ist kein geringer, wenn er spurlos untergehen sieht, was er den Wellen anvertraut hat.

So wäre denn das schöne Zutrauen, die Sorglosigkeit um irdischen Erfolg beim Preisgeben jener himmlischen Anwandlungen, die man „Gedichte" nennt, selbst eine poetische Handlung, selbst ein Gedicht, — vorausgesetzt, daß der Welt wirklich jener Himmelsthau angeboten wurde, der nur in eines Dichters Gemüth fällt. Trügt die schöne Voraussetzung, zeigt sich der vermeintliche Nektar als Transpiration gemeiner Eitelkeit, dann verwandelt sich freilich auch der kühne Wurf in ein verächtliches Spiel, das dem Ernst der Zeit trotzen will und dadurch zwiefach unberechtigt ist. Solchen Erscheinungen gegenüber ist der Rest — Schweigen, das will sagen, man gibt ihnen durch Schweigen den Rest.

Die Gedichte von Joseph Pollhammer hingegen sind wirklich ein schönes Wagniß. Dem Dichter Franz Grillparzer gewidmet und, nach dem Widmungsgedicht zu schließen, auch von Zedlitz in dessen letzten Tagen mit Gunst betrachtet, tragen sie auch in der That den österreichischen Sangescharakter, nur ein wenig modifizirt durch die Strenge der Zeit. Die gedankenlose Gemüthlichkeit hat sich hier in eine sinnvolle Heiterkeit verwandelt. Nicht philosophischer Tiefsinn lockt des Lesers Geist an den Rand der Abgründe, in die es „reizend sich hinabzustürzen", aber eine Wehmuth, von welcher jene Heiterkeit zuweilen leise umschleiert wird, zeigt deutlich genug an, daß des Dichters Sendung, auch wenn er bald beruhigt und getröstet „der Gottheit Schrift" in den Erscheinungen preist und wenn er „frohlockt" über die Freuden der Erde, wie es Anakreon, Horaz und Hafis gethan, eine sehr ernste Sache ist, die nicht in leerer Heiterkeit allein ihr Genügen findet. Und die Strenge der Zeit, welche den echt österreichischen Charakter dieses Dichters modifizirte ohne ihn zu beeinträchtigen, spiegelt sich auch in der Strenge der Form ab. Sie hält sich getreu an die besten deutschen Muster, um welche sich sonst gerade unsere spezifisch „vaterländischen" Dichter sehr wenig bekümmert haben. Platens Geist lächelt endlich unsern Gauen.

In den „Naturbildern" ist fast immer sehr glücklich das Schauspiel mit der Stimmung zu gegenseitiger Symbolik verschmolzen; so in „Freistätte", „ins Gebirge", „der Hirsch", am besten vielleicht in der „Mondnacht", wo der Felsen gepriesen wird ob seiner Leblosigkeit und daß sogar die Leidenschaften streben, wenn sich des Menschen Gedanken zu ihm heben. Manchmal fehlt jene glückliche Verschmelzung von Objekt und Gefühl, und der Gedanke, der in „auf dem Gletscher" mit dem Adler tauschen möchte, läßt eben den — entsprechenden Gedanken vermissen.

Die „Blätter der Liebe" enthalten viel Sinniges und Zartes. „Der Maler" und „Jahreszeit" haben uns am besten gefallen, doch ist hier der subjektive Geschmack berechtigt, sich verschieden auszusprechen, so daß sich als allgemeines Kennzeichen nur der anmuthige Ausdruck leicht erregter Freude und leicht versöhnten Schmerzes hervorheben läßt. Der Dichter ist kein spezifischer Liebesdichter, die Welt bewahrt ihm größere Probleme.

Digitized by Google

In dieser Beziehung geht es einer ganzen Dichtungsform nicht anders. Das Sonett, einst von Petrarca bis auf Goethe der beliebteste vierzehntönige Akkord der Verliebten, hat sich in späterer Zeit in eine Halle, von vierzehn Säulen getragen, verwandelt, zwischen denen Philosophie und Lebensweisheit in peripatetischer Bewegung sind. So ist der Ernst des Gedankens in diese Form eingezogen und man ist gewöhnt worden ihn im Sonett zu finden; ja selbst Herweghs leidenschaftliches Feuer dämpfte sich darin zu einem vernünftig milden Lichte. Pollhammer, ohne mit seinem lebenslustigen Blick große Entdeckungen in seinem Innern zu machen, hält das Sonett bei der alten, lobenswerthen Bestimmung fest, den Sinn in eine überraschende Spitze ausgehen zu lassen, wozu mehr Geist gehört, als viele Verskünstler sich träumen lassen. „Seelenwanderung", „Ein Proteus-Labyrinth" u. A. glänzen durch diesen nicht häufigen Vorzug. In den „vermischten Gedichten" sammeln sich noch einmal alle Lichtseiten dieses unstreitbar sinnigen Talentes.

Die Hälfte des Buches nimmt eine Dichtung, „Kolumbus", ein, welches des großen Entdeckers glückliche That und unglückliches Leben und Enden in einzelnen, metrisch von einander unterschiedenen Romanzen feiert. Daß das Schwanken zwischen lyrischer und epischer Behandlung keinen reinen Kunstgenuß aufkommen läßt, wird durch wirkliches Gestaltungstalent verdeckt, welches sich hier zu den früher erwähnten Eigenschaften des Dichters, Geist und Gewandtheit in der Form, gesellt. Daß er durch die „lyrisch epische" Manier einen Vergleich mit Lenau's dahin gehörigen Dichtungen hätte herausfordern wollen, dazu scheint uns Herr Pollhammer eben zu viel Geist zu haben und auch selbst zu viel Poet zu sein. Lenau hat nach den Stoffen aus der äußern Welt eben nur aus Verzweiflung an dieser selben Welt gegriffen, wie Göthe's Tasso den Schiffer endlich noch sich an demselben Felsen festklammern läßt, an dem er scheitern sollte. Welche Parallele wäre zwischen Lenau und dem unbefangenen Sänger zu ziehen, der hier S. 110 sich vernehmen läßt: „Wenn tief im Herzen die Gefühle rosten, dann ist es Zeit ein Philosoph zu sein" und „noch ist kein Kluger frohen Sinn's gestorben, der nicht des Lebens Kern genossen hat". Der poetische Ausdruck solcher Weltanschauung ist um nichts minder berechtigt, als der des Zweifels und des Schmerzes, doch läßt sich keine andere Brücke zwischen ihnen finden, als die des Gegensatzes, und selbst dies nur wenn beide Pole in gleich eminenter Kraft vorhanden sind.

Niemand kann über seinen Schatten springen — und der Lyriker den Schatten, den er im Liede wirft, nicht einmal durch künstliche Beimischungen vergrößert zeigen. Denn er hat nur zu geben, was ihm ursprünglich im Innersten eigen ist, nicht was er erlernt oder erdacht hat. Wenn nun schon nicht eine tiefe und gewaltige Persönlichkeit im Donner der Leidenschaft, im leuchtenden Blitz neuer Erkenntnisse sich offenbart, dann mag man froh sein, wenn der Sänger mindestens von Natur aus zu sinniger Beschaulichkeit sich neigt, wie der soeben besprochene Dichter, weil dann die verrauschenden Töne dem Geiste doch immer etwas Wohlgefälliges und Gehaltvolles zurücklassen. Das ist bei einem anderen Dichter aus Oesterreich nicht der Fall, der unter dem Titel „Ranken. Gedichte von Adolf Bekk. München 1863"

Digitized by Google

ein Büchlein Lieder bringt, von denen einige allerdings nicht ohne Anmuth und Frische sind.

Das haben wir aber Alles schon hundert- und hunderttausendmal gehört, und wenn es dem Dichter nicht zu verargen ist, daß er es für ein nieerlebtes Wunder hält, dergleichen in seinem Gemüth vorgefunden zu haben, so ist es doch auch dem Leser, der nicht diesen subjektiven Antheil daran hat, nicht zu verargen, daß er nichts Wunderbares in dem sieht, was er schon in vielen Büchern vorgefunden hat.

Adolf Bekk bemüht sich der Herzenseinfalt des alten Volksliedes nahe zu kommen und erlaubt sich zu diesem Zwecke sogar Eingriffe in die Reinheit unserer Sprache. Er meint vielleicht es gewinne einen mittelhochdeutschen Reiz, wenn er singt: „Ei wie das klang so wunderlich, so eigen und absunderlich". Und das gefällt ihm so gut, daß er es in demselben Liede vielmals als Refrain wiederkehren läßt.

Dem Gedicht „Gruß an Oesterreich" entnehmen wir, daß er unser Landsmann ist und wie wir in baierischen Zeitungen lesen, lebt er in München, begünstigt von der Theilnahme der dichterischen Zelebritäten, die dort heimisch geworden sind Wir würden sagen. daß es nicht schaden könnte, von denselben die Achtung für die durch keine Willkür entweihte Form zu lernen, wenn wir hoffen könnten, daß es ihm nützen würde. Allein er scheint nicht zu jenen Ruhmwürdigen zu gehören, denen bloß das fehlt, was sich lernen läßt.

In seinen Liedern ist Manches, wie bemerkt, was sich nicht ungefällig ausnimmt, und wenn das Schicksal der Bücher dem vorliegenden so günstig wäre, daß es nur jungen, lebens- und liebelustigen Mädchen in die Hand fiele, die weder Chamisso noch Wilhelm Müller gelesen haben, so würde es viele Auflagen zu erleben haben. Selbst auf jene naiven Herzen aber würden die Romanzen ohne Wirkung bleiben.

Daß der Verfasser vielleicht einmal Bedeutendes leisten wird, wenn auch auf anderem Gebiete, möchten wir den „Randglossen" am Schlusse des Bändchens entnehmen, die manches gehaltvolle Geisteskörnlein enthalten. Ein neuer Versuch den „Menschen" im Deutschen reimbar zu machen, sei jedoch nicht dazu gerechnet, sondern nur der Kuriosität wegen erwähnt:

„Und ob Ihr Euer Wissen rafft
Vom Römischen, Hellen'schen,
Der Kanon aller Wissenschaft
Bleibt doch das Herz des Menschen."

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Die Kunstindustrie in Frankreich und Oesterreich.

II.

Wie die Industrie im Allgemeinen, so muß auch die Kunstindustrie aus zwei Faktoren bemessen werden, Produktion und Verkehr. Quellen hierüber stehen in den Tabellen der Waaren-Ein- und Ausfuhr und den sonstigen vielfachen Arbeiten der Industrie-Statistik reichlich zu Gebote. Die Ausscheidung der Kunstindustrie aber ist eine schwierige Sache, weil die Grenze zwischen ihr und der Produktion im Allgemeinen kaum abgesteckt werden kann. So wird z. B. Niemand die gröberen Eisengußwaaren zu den Erzeugnissen der Kunstindustrie rechnen, und doch wird die geschmackvolle Form bei vielen derselben höchst maßgebend, wie bei Geländern, Einfaßgittern, eisernen Brücken ꝛc. Und wo beginnt beim Steinmetz, der ebenso Rinnsale und Treppen, wie Bauornamente und Grabsteine meißelt, der Einfluß der Kunstschule? Es muß also genügen, eine beiläufige Grenze festzustellen, innerhalb welcher doch der überwiegende Theil der begriffenen Artikel wirklich Erzeugnisse der Kunstindustrie bildet. Eine solche ist im österreichischen Zolltarife mit der Bezeichnung „feine und feinste" Fabrikate gegeben und diesen können die homogenen Artikel des französischen Tarifes gegenübergestellt werden. Der letztere ist ungleich mehr detaillirt; so enthält die Rubrik Seidenwaaren im österreichischen Tarife nur zwei Ansätze, „feine und gemeine", im Französischen aber neun mit zahlreichen weiteren Untertheilungen, wie die étoffes pures mit sechs. So störend diese Schematisirung für den Handel ist, daher sie auch ein hervorragender Finanzmann Oesterreichs mit Recht tadelt, bietet sie doch für den Statistiker ein ungemein anschauliches, anderwärts nur annähernd erreichtes Bild des Waarenverkehres.

Der Werth der Kunstindustrieprodukte beider Länder stellt sich nach den jüngsten Verkehrsnachweisungen für das Jahr 1861:

In Oesterreich

	Einfuhr	Ausfuhr
	Tausende von Gulden österr. Währ.	
Feinste Baumwollwaaren	180	196
Feinste und feine Leinenwaaren	103	4309
Feinste Wollenwaaren	34	2655
Feine (ungemischte) Seidenwaaren	4543	1161
Feinste Kleidungen und Putzwaaren	339	4466
Gold- und Silberpapier, Tapeten	467	164
Spielkarten	1	72
Feines Leder	635	223
Feine Leder- und Gummiwaaren	784	8975
Holzwaaren	979	4441
Mittelfeine Glaswaaren	360	2910
Feine Glaswaaren	317	11408

Digitized by Google

Echte Steine [1]	5581	1048
Steinarbeiten [1]	11	15
Farbiges, bemaltes Steingut	14	50
Weißes Porzellan	45	321
Farbiges Porzellan	509	793
Waffen [1]	153	1736
Metallwaaren, feine Eisenwaaren [1]	2219	3215
Astronomische, chirurgische, musikalische Instrumente [1]	436	672
Klaviere [1]	13	485
Feinste Kurzwaaren	2164	4986
Feine Kurzwaaren	447	4294
Bücher, Musikalien	4616	2273
Bilder auf Papier	637	220

In Frankreich.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Tausende von			
	Francs	fl. ö. W.	Francs	fl. ö. W.
Feinste Baumwollwaaren	16260	6504	27554	11022
Feine und feinste Leinenwaaren	4596	1838	4863	1945
Feinste Wollenwaaren	14153	5661	41246	16499
Feine (ungemischte) Seidenwaaren	80397	32159	354888	141955
Feine Kleidungen und Putzwaaren	5007	2003	68003	27202
Gold- und Silberpapier, Tapeten	164	65	4020	1608
Spielkarten	141	57	457	1826
Feines Leder	2996	1198	7881	3152
Feine Leder- und Gummiwaaren	4006	1602	73273	29305
Holzwaaren	2651	1060	13112	5245
Mittelfeine Glaswaaren	1892	757	8589	3384
Feine Glaswaaren	404	162	4696	1878
Echte Steine	5410	2164	3755	1502
Steinarbeiten	160	64	1178	471
Farbiges, bemaltes Steingut	127	51	934	374
Weißes Porzellan	65	26	5997	2399
Farbiges Porzellan	345	138	14310	5724
Waffen	9789	3916	17368	6947
Metallwaaren, feine Eisenwaaren	3232	1293	20032	8013
Astronomische, chirurgische, musikalische Instrumente	357	143	2335	934
Klaviere	113	45	2773	1110
Feinste Kurzwaaren	66741	26696	57294	21918
Feine Kurzwaaren	3628	1451	52616	22046

1 Bei diesen Artikeln ist der Verkehr des Jahres 1860 substituirt, weil die bis jetzt veröffentlichten Uebersichtstabellen des Jahres 1861 hierüber keine Nachweisung enthalten.

Digitized by Google

Bücher, Musikalien	2405	962	10796	4318
Bilder auf Papier	570	230	6044	2418

Der Unterschied beider Länder im Verkehr mit Artikeln der Kunstindustrie ist ein erheblicher, und Frankreich zeigt darin weitaus überragende Ziffern. Der Werth seiner Einfuhr an Waaren dieser Art, betrug 90, die Ausfuhr 323 Mill. Gulden, bei Oesterreich beziffert sich die Einfuhr mit 26, die Ausfuhr mit 61 Millionen, es ist sonach die Einfuhr Frankreichs mehr als dreifach, die Ausfuhr mehr als fünffach so groß als jene Oesterreichs. In Frankreich wird die Ausfuhr nur bei zwei Artikeln der Kunstindustrie von der Einfuhr überragt, nämlich bei den feinsten Kurzwaaren um 3,778.000 Gulden und bei den edlen Steinen um 662.000 Gulden. Beim österreichischen Verkehre stehen sechs Artikel mit der Ausfuhr gegen die Einfuhr zurück, nämlich Seidenwaaren um 3,382.000, Goldpapier und Papiertapeten um 303.000, Leder um 412.000, edle Steine um 4,533.000, Bücher um 2,343.000 und Bilder auf Papier um 417.000 Gulden. Die Mehrausfuhr der gesammten Kunstindustrieartikel beziffert sich, nach Abschlag dieser in der Einfuhr überwiegenden Summen, bei Frankreich auf 233, bei Oesterreich auf 36 Mill. Gulden, also bei ersterem mehr als sechsmal so hoch, als in unserem Vaterlande.

Werden die einzelnen Artikel des Verkehres beider Länder ins Auge gefaßt, so zeigt sich für Frankreich ein Ueberwiegen der Ausfuhr:

bei Baumwollwaaren . . .	um	4·5	Mill.	Gulden
„ Wollwaaren	„	8·2	„	„
„ Seidenwaaren	„	113·1	„	„
„ Kleidungen u. Putzwaaren	„	21·1	„	„
„ Papier und Tapeten . .	„	1·8	„	„
„ Karten	„	1 7	„	„
„ Leder	„	2·4	„	„
„ Lederwaaren	„	19·5	„	„
„ Porzellanwaaren . . .	„	7·4	„	„
„ Waffen	„	1·4	„	„
„ Metallwaaren	„	5·7	„	„
„ feinen Kurzwaaren . .	„	15·8	„	„
„ Büchern	„	5·7	„	„
„ Bildern auf Papier . .	„	2·6	„	„

Der Verkehr an feinen Holzwaaren, mittelfeinen Glaswaaren, Steingutwaaren und Instrumenten (mit Einschluß der Klaviere) hält sich in beiden Ländern die Wage, so daß Frankreichs Ausfuhr in keinem derselben erheblich voransteht. Bei drei Artikeln aber überwiegt die Ausfuhr Oesterreichs und zwar bei den Leinenwaaren um 4·1, bei den feinen Glaswaaren um 9·4, und bei den feinsten Kurzwaaren um 6·6 Mill. Gulden.

Hiermit ist auch ein Bild der Kunstindustrie beider Länder in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet. Jene Artikel, deren Ausfuhr an sich wie im Vergleiche mit den fremden Territorien die entsprechendsten Werthe zeigt, geben hierdurch den

Digitized by Google

Beleg blühenden Betriebes, wie dies mit der so unendlich vorgeschrittenen Seidenmanufaktur, der Lederfabrikation, der Porzellanerzeugung so wie mit jener von feinen Kurzwaaren und literarischen Erzeugnissen in Frankreich, bezüglich der Leinen- und Glasindustrie aber in Oesterreich der Fall ist. Was das Ueberwiegen der Ausfuhr an feinsten Kurzwaaren im letzteren Lande betrifft, unter welcher Bezeichnung der österreichische Zolltarif Waaren aus Gold und Silber, gefaßten Edelsteinen und echten Perlen, in Verbindung mit Webe- und Wirkwaaren, Halbedelsteine, Bernstein, Elfenbein, Meerschaum, Schildpatt, Perlmutter, endlich goldene und silberne Taschenuhren begreift, so ist allerdings der Verkehr mit Meerschaum- und Bernsteinarbeiten aus Oesterreich nach der Türkei und den Donaufürstenthümern ein sehr erheblicher; doch bewirkt sowohl der ungemein hoch bezifferte offizielle Werth von 18.000 Gulden für den Zollzentner Sporco, als auch der Umstand, daß diese Waarenkategorie bei Frankreich in der Einfuhr überwiegt, die Erscheinung eines so erheblichen Werthes der Mehrausfuhr für Oesterreich, welcher in Wirklichkeit kaum resultiren wird.

Der Verkehr Frankreichs und Oesterreichs in Kunstindustricartikeln ist im Vorausgegangenen nach den Ergebnissen der jüngsten offiziellen Veröffentlichungen festgestellt worden. Nun ergibt sich zunächst die Frage, wie sich dieser Verkehrszweig zum Handel im Allgemeinen stellt. Denn je größer die Quote ist, welche von der kommerziellen Gesammtbewegung auf die Industrie und mit ihr auf die verfeinerten Zweige derselben, die Kunstindustrie entfällt, je mehr der Schwerpunkt der ausgeführten Waarenwerthe in diesen Artikeln zu liegen kommt, oder mit glatten Worten: das Land die von Außen bezogenen Naturalien und Rohstoffe mit den Erzeugnissen seiner Industrie begleicht und zahlt, desto dringlicher wird der Betrieb derselben für das Inland.

Der Gesammt Waarenverkehr betrug ohne Einrechnung der Ein- und Ausfuhr von Kontanten in Millionen Gulden:

		Frankreich	Oesterreich
1850	Einfuhr	470	158
„	Ausfuhr	612	105
	Summe	1082	263
1855	Einfuhr	781	231
„	Ausfuhr	811	229
	Summe	1592	460
1861	Einfuhr	1088	204
„	Ausfuhr	1046	281
	Summe	2134	485

Es zeigt sich hiernach der Gesammthandel Frankreichs weit erheblicher als jener Oesterreichs, der letztere ergab in den beiden Endjahren mehr als den vier-

Digitized by Google

fachen, in der Mitte des abgelaufenen Jahrzehnts mehr als den dreifachen Werth des österreichischen Handels.

Anders aber stellt sich die Bilanz für jedes der Länder an sich. Die österreichische Einfuhr weiset zu Beginn der betrachteten Periode noch ein Uebergewicht von 53 Mill. Gulden auf, 1855 aber hält ihr die Ausfuhr bereits die Wage und in der jüngsten Zeit ist diese mit 77 Mill. Gulden größer als die Einfuhr geworden. In Frankreich zeigt sich das Umgekehrte, auf das Uebergewicht der Ausfuhr 1850 mit 142 Mill. Gulden und das Gleichgewicht beider Handelsfaktoren in der Mitte des Jahrzehnts folgt ein passiver Abschluß, das Ueberwiegen der Einfuhr im Jahre 1861 um 42 Mill. Gulden. Diese Erscheinung erklärt sich durch die Zerlegung der Verkehrswerthe in weitere Untertheilungen. Es entfielen nämlich vom Gesammt Waarenwerthe des Jahres 1861 Millionen Gulden in:

		Frankreich	Oesterreich
auf Natur- und landwirthschaftliche Erzeugnisse .	Einfuhr	249	69
	Ausfuhr	55	90
auf Fabrikationsstoffe und Halbfabrikate . .	Einfuhr	550	103
	Ausfuhr	175	52
auf Ganzfabrikate	Einfuhr	289	32
	Ausfuhr	816	139

Bei Frankreich ist der Handel mit Natur- und landwirthschaftlichen Erzeugnissen wie mit Fabrikationsstoffen und Halbfabrikaten passiv, d. h. bei beiden Kategorien überwiegt die Einfuhr und zwar bei der ersteren um 194, bei der letzteren um 375 Mill. Gulden. Es bedarf daher der Industrie, diesen Ausfall zu ersetzen und gelingt derselben trotz der mächtigen Ausfuhrswerthe nicht völlig. Oesterreich dagegen hat wohl gleichfalls einen Passivhandel in Fabrikationsstoffen und Halbfabrikaten von 51 Mill. Gulden, dieser wird aber durch die Mehrausfuhr der Natur- und Landesprodukte mit 21 Mill. bereits wieder zur Hälfte ersetzt und der industrielle Verkehr hat nur die weiteren 30 Millionen des Ausfalles zu begleichen, daher sein Gesammthandel, bei 107 Mill. Gulden Mehrausfuhr im letzteren Kommerzzweige, mit 77 Mill. Gulden aktiv, bei der Ausfuhr überwiegend wird. Es ist dies eine natürliche Folge des physischen Grundcharakters beider Länder. Frankreich ist ein industrieller, in Fehl- oder mittelmäßigen Erntejahren der Einfuhr von Getreide bedürftiger Staat, Oesterreich aber ein vorwiegend ackerbauender, welcher auch bei weniger günstigen Ernten Getreide über den eigenen Bedarf erzeugt und den Ueberfluß an Länder absetzt, deren heimischer Bodenertrag dem Bedürfnisse nicht genügt. Diese müssen auf ein Zahlungsmittel bedacht sein, und zwar desto mehr, je abhängiger sie in dieser Beziehung vom Auslande sind. Ein solches aber kann nur in den Erzeugnissen der Industrie gefunden werden. Der hohe Stand dieses Zweiges der Volkswirthschaft ist daher in Frankreich, welches nur in guten Erntejahren seinen Bedarf an Cerealien deckt, und noch mehr in dem solcher Einfuhr stetig bedürfenden England, zum guten Theil ein durch die drängende Nothwendigkeit gebotener; auch hier wurde diese zur Lehrmeisterin, während die sonstigen

Digitized by Google

Territorien des Kontinents in dem Maße an entwickelter Industrie zurückstehen, als ihr Boden Cerealienertrag über den inneren Bedarf gibt.

Es ist aber klar, daß dieser von der Natur gebotene Vorzug der Agrikulturländer, wenn er im Vertrauen auf den Bodenreichthum zum Erlahmen oder nur weniger schwunghaften Betrieb der industriellen Thätigkeit führt, zum größten Nachtheile des Nationalwohlstandes ausschlägt. Der Verkehr mit Industrieprodukten ist durch die größere Leichtigkeit des Transportes, die höheren Preise der Waaren und den stets steigenden Verbrauch derselben immer ein gewinnreicherer und wird es desto mehr, je höher die Verfeinerung der Waare durch entsprechende Einwirkung der Kunstregeln gediehen, je größer die Leistung der Kunstindustrie geworden ist.

In dieser Beziehung steht aber Frankreichs Verkehr, so bemerkenswerth der Aufschwung der Industrie im Ganzen und der Kunstindustrie im österreichischen Kaiserstaate seit einer längeren Reihe von Jahren ist, doch unendlich weit voran, und erst in der allerjüngsten Zeit weiset der Ertrag der Fabrikation im Ganzen einen erheblichen Fortschritt auf, während jener der Kunstindustrie ein sehr mäßiger genannt werden muß. Die Mehrausfuhr betrug nämlich in Millionen Gulden:

		bei	
		Frankreich	Oesterreich
an Ganzfabrikaten überhaupt	1850	331	31
	1855	430	39
	1861	527	107
darunter an Erzeugnissen der Kunstindustrie	1850	152	14
	1855	205	18
	1861	233	36

Hiernach war die Mehrausfuhr beider Kategorien in den ersten zwei Jahren in Frankreich eilfmal so hoch als in Oesterreich. 1861 hat sich dieselbe in Oesterreich bei den Fabrikaten auf den fünften, bei den Kunstprodukten aber nur auf den achten Theil des Aktivhandels mit Ganzfabrikaten emporgeschwungen und somit der Fortschritt der Kunstindustrie mit jenem der allgemeinen Fabrikation nicht Schritt gehalten. Das Gleiche zeigt sich auch bei der Ausfuhr jedes Landes für sich, denn der Absatz von Erzeugnissen der Kunstindustrie beträgt bei Frankreich in den drei angeführten Jahren 45·9, 45·3 und 44·0 pCt., bei Oesterreich aber 45·1, 46·2 und 32·7 pCt. der Mehrausfuhr an Fabrikaten, es gehörte demnach bei Frankreich in allen drei Jahren, bei Oesterreich aber nur in den beiden ersten nahezu die Hälfte des aktiven Verkehres mit Ganzfabrikaten der verfeinerten Industrie an, während im Jahre 1861 diese Quote Oesterreichs auf ein Drittheil zurückgeht.

Soweit die Folgerungen, welche sich über den Stand der Kunstindustrie aus den Handelstabellen ergeben. Sie bilden aber nur einen, den minder wichtigen Faktor, neben welchem die Erzeugung und der innere Verbrauch zu berücksichtigen kommt. Dieser soll nunmehr für jede Kategorie der Kunstindustrie speziell betrachtet werden, da bezüglich desselben die Zahlengrößen weit weniger gleichartig zu Gebote stehen.

Digitized by Google

Kunstgewerbe und Industriezustände im Fürstenthum Serbien.

Von F. Kanitz.

Der Druck von Jahrhunderten lastet in den größten und bestgelegensten Städten Serbiens schwer auf der Entwicklung seines Gewerbe- und Industrielebens. In Betracht der günstigen kommerzialen Lage dieses Landes, sollte sein Wohlstand weit mehr vorgeschritten sein. Aber die großartigsten Erfindungen und Fortschritte, welche unserem Erdtheile seine heutige Physiognomie aufgedrückt haben, sind an diesen von Mitteleuropa hermetisch abgeschlossenen Ländern spurlos vorübergegangen.

In diesem Lande muß daher der vorurtheilsfreie Reisende jeden Keim, jeden und auch den geringsten Fortschritt als Bürgschaft seiner hoffnungsreichen besseren Zukunft aufzeichnen, anerkennen und ermuthigen.

So war ich denn wahrhaft erfreut, in der Mehrzahl der serbischen Städte den Keimen eines neuen aufstrebenden Gewerbelebens zu begegnen.

Das Erdgeschoß der Häuser bildet größtentheils einen nach der Straße geöffneten Raum und der Fremde gewinnt leicht einen Einblick in das Treiben der Eigenthümer, Kaufleute und Handwerker. Er ist erstaunt über die Güte der Stoffe, die Schönheit der Schmuckſachen und Waffen, über die reine, beinahe klassische Form der Töpferarbeiten, über die zierlichen Korbflechtereien und noch mehr verwundert, wenn er die unvollkommenen Hilfsmittel betrachtet, mit welchen alle diese Gegenstände geschaffen werden. Welche Reihe von Verbesserungen liegen zwischen dem einfachen serbischen und Jaquards Webestuhle, zwischen den serbischen primitiven Bohr- und Hobelwerkzeugen und dem sinnreichen Mechanismus unserer neuesten Hobel- und Bohrmaschinen.

Während meiner ganzen Reise, vorzüglich aber im Valjevoer Kreise, fand ich oft Gelegenheit, schon in dem mannigfach wechselnden, zierlichen Schnitte der Frauentracht, in den eingewirkten und aufgenähten bunten Verzierungen den feinen Formensinn und den diesem Volke eigenen instinktiven Rhythmus in der Linien- und Farbenordnung zu bewundern.

In reizender Abwechslung reihen sich ornamentale Streifen an den Säumen der blendend weißen Frauenhemden, die blauen westenartigen Brustleibchen, die langen Schürzen, ja selbst die Strümpfe zeigen ein Kaleidoskop der wirkungsvollsten Figuren und Linienverschlingungen.

Dürfen wir nach einem Vorbilde für diese schönen Arbeiten der weiblichen Landbevölkerung suchen, so möchten wir es am ehesten in dem reichen byzantinisch-arabischen Ornamentenschmucke erblicken, der die Kirchen von Kavanica, Ljubostinje, Kruševac u. a. auszeichnet.

Die mit reicher Phantasie ausgeführten Skulpturen dieser Monumente geben ein glänzendes Zeugniß für die weitvorgeschrittene Kunstübung Serbiens zur Zeit ihrer Erbauung. Aber auch heute, nach einem beinahe 400jährigen gezwungenen

Digitized by Google

Stillstande sind die diesem Volke angebornen natürlichen Anlagen nicht ganz erloschen. Es regen sich überall die Keime frischer Schaffungslust und ich freute mich, auch denselben in einzelnen Schöpfungen von mehr monumentalem Gepräge, in einzelnen Kirchenneubauten, in den hohen fremdartigen Friedhofkreuzen und Kirchengeräthen wieder zu begegnen.

Auf der jüngsten Londoner Weltausstellung erregte ein Holzschnitt von dem Athenienser Agathangelos und andere griechische Skulpturen und Malereien durch ihre Vollendung die allgemeinste Beachtung und auch sonst hört man viel von der reichen Entfaltung vielversprechender Talente auf allen Gebieten der Kunst in Griechenland.

Hat letzteres die vielen Ueberbleibsel und ruhmvollen Erinnerungen seiner klassischen Blüthezeit und die, die raschere Kulturentwicklung fördernde maritime Lage vor dem von größtentheils halbcivilisirten oder ganz barbarischen Völkern umgebenen „Neuserbien" voraus, so darf man doch bei den beiden Nationen eigenen gleichmäßigen Naturanlagen mit Zuversicht fernere Fortschritte des jungen Serbenstaates auf der eingeschlagenen Bahn voraussagen.

Es bedarf jedoch ganz besonderer Pflege dieser ersten Anfänge, soll Serbien sich mit der Zeit aus der tributairen Abhängigkeit vom Auslande befreien, in welche es, wohl ohne seine Schuld, in Bezug auf die unentbehrlichsten Fabrikate gerathen ist.

Wir erinnern hier an die denkwürdigen Worte Fürst Michails auf der letzten Preobraśenje Skupčina. Es berührte manchen serbischen Patrioten schmerzlich, die Schäden des Landes so offen blosgelegt zu sehen; doch wir hoffen mit dem edlen, wahrheitsliebenden Fürsten, daß seine Mahnungen nicht verhallen werden, daß gerade in diesem Punkte vor Allem eifrig gebessert werden wird.

Es fehlt dem Südslawen nicht an Fähigkeiten. Talent und rascher Auffassungskraft, wohl aber an Ausdauer und nachhaltigem Fleiße. Erringt der Serbe sich die letzteren, so werden die so scheel angesehenen fremden Arbeiter, Ungarn, Deutsche. Zinzaren und Bulgaren überflüssig werden und die großen Summen dem Lande erhalten bleiben, welche sie alljährlich hinwegtragen.

Das hier Gesagte gilt natürlich blos von Bau- und einfachen Handgewerben. Die höhere Industrie, die Anlegung von Fabriken, die Ausbeutung der großen Naturschätze in Berg und Wald wird wohl für lange Zeit nur durch fremdes Kapital und ausländische Intelligenz möglich werden Diese herbeizuziehen liegt in dem wohlverstandenen Interesse des jungen Staates und einzelne mißglückte Versuche, wie mit den Maidanpeker Bergbauten, oder der franko-serbischen Dampfschiffahrt auf der Donau, sollten nicht abschrecken, denn ihnen stehen andere gelungene Unternehmungen, wie z. B. die große Kunstmühle zu Bratinac gegenüber; sondern nur zu größerer Vorsicht mahnen.

Gehen wir zu einem konkreten Falle über, so erscheint es dem Fremden nahezu unglaublich, daß das waldbedeckte Serbien noch heute einen großen Theil der einfachsten hölzernen Hausgeräthe aus Oesterreich und sogar bedeutende Quantitäten Bau- und Brennholz aus dem benachbarten Bosnien bezieht.

Digitized by Google

Das Letztere befremdet um so mehr, denn die Terrain- und Vegetationsverhältnisse beider Länder sind die gleichen. Serbiens Gebirge bilden die Fortsetzung der bosnischen, nur durch die tiefe Rinne der Drina von einander geschieden. Die ganze Erhebungskette längs dem serbischen Ufer dieses Flusses, vom hohen Gučevo bei Loznica bis südlich zum Einflusse des Lims, ist Tagereisen weit von den herrlichsten Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen bestanden.

Namentlich sind es die Forste in der Umgebung Užicas, welche zur Gründung rationaler Holzschläge einladen. Die Theuerung der einheimischen Arbeitskräfte ließe sich durch fremde Arbeiterkolonien besiegen, die stets wasserreiche Drina und Save bieten die natürlichsten Beförderungsstraßen. So könnte nicht nur Belgrad mit wohlfeilerem Bauholze versehen werden, sondern dieses auch zu einem schwungvollen Ausfuhrartikel in die angränzenden Donauländer sich gestalten.

Freilich müßte auch dieser kommerzialen Unternehmung die Sicherung der politischen Stellung Serbiens vorausgehen, da die Flößerei auf der Drina und Save, unter den Kanonen von Zvornik und Šabac, in unruhigen Zeiten gewiß eine Unmöglichkeit und das gleiche traurige Schicksal mit einer ähnlichen deutschen Unternehmung, an der bosnischen Narenta theilen würde.

Ludwig Richter.

W. C. Gleichwie im vorigen Jahrhundert Chodowiecki der volksthümliche Zeichner seiner Zeit und seines Landes war, füllt heutzutage Ludwig Richter diese Stelle aus, so weit die deutsche Zunge reicht, nicht etwa als Nachahmer und Erbe seines gepriesenen Vorgängers, sondern als ein Nachfolger, der gleich jenem aus eigener Machtvollkommenheit seines urwüchsigen Geistes das ewige Gesetz befolgt, „hineinzugreifen ins volle Menschenleben", und der als Künstler von Gottes Gnaden keines Vortreters bedurfte, um den Weg zur lebendigen Natur zu finden. Auch herrscht noch ein bemerkenswerther Unterschied zwischen den Beiden: Daniel Chodowiecki war zeitlebens vom Anfang bis zum Ende ein Kupferstecher in kleiner Manier; Ludwig Richter ist ein Maler höheren Ranges, als solcher seit vier Jahrzehnten in der Kunstwelt anerkannt, der ein Zugeständniß der Herablassung zu machen glaubte, als er — angelangt auf der Höhe seiner Laufbahn — mit munterem Griffel die ersten jener Zeichnungen für die Oeffentlichkeit hinwarf, welche ihn mit raschem Erfolge zu einem Liebling der Nation machen sollten. Was für den schlichten Chodowiecki mit seiner hausbackenen Phantasie gerade noch mit knapper Noth erreichbar schien, holt Richter von oben herab in spielendem Fluge, indem er noch dazu seine Ausbeute nicht bloß von der Oberfläche wegnimmt.

Erst jüngst hat die Adventzeit von 1862 mit ihren Zurüstungen für den heiligen Abend den Anlaß geboten, einen übersichtlichen Blick über die vorzüglichsten Leistungen des wackeren Meisters Ludwig auf dem Felde der Zeichnungen und der

Digitized by Google

Vignetten in ihrer Gesammtheit gleiten zu lassen. Wie alljährlich, so fesselte auch unter allen zur Weihnachtsmusterung ausgerückten Fähnlein keines in so hohem Grade unsere Theilnahme, obschon keineswegs durch die Neuheit der Erscheinung. Im Gegentheil; die weitaus überwiegende Mehrzahl der markigen Gestalten in dieser stattlichen Schaar waren uns liebe Freunde und traute Gesellen seit manchem Jahre und wenige nur von ihnen hatten sich als jüngerer und jüngster Zuwachs angeschlossen.

Was diesmal uns zum Augentrost gereichte und unser Herz erquickte, war: sie in langer Reihe beisammen zu erblicken, vom „Richter-Album" an, dessen dritte Auflage bereits vor acht Jahren erschien, bis zum vierten Hefte „Fürs Haus", das vor kaum einem Jahre an das Licht des Tages hervortrat.

Alle die vielen Zeichnungen, wie verschieden sie auch an Stoff und Umfang seien, ob hervorgegangen aus ureigenster Anregung oder im Anschluß an fremde Gedanken, tragen unverkennbar den Stempel gleichen Ursprunges aus demselben selbstständigen Geiste, der — mit unversiegbar sprudelnder Erfindung begabt — auch dort, wo er im Bilde etwas schon Ausgesprochenes veranschaulicht, nicht etwa dem Worte des Anderen sich anschließt, sondern aus dem lebendigen Born schöpft, woraus dieser Andere das Wort geholt; wodurch es geschieht, daß eine bildliche Erläuterung Richters nicht zum Abglanz des Textes wird, sondern zur Parallele, aus eigenem Geiste verständlich auch ohne das Wort, und sogar in den häufigen Fällen, wo der Text von einem zweiten Lichte herrührt, weit über diesem stehend.

Denselben unverkennbaren Stempel zeigen auch jene bestimmt ausgeprägten Aeußerlichkeiten des Vortrages, welche man bei Künstlern von echtem Schrot und Korn als „Eigenthümlichkeit", bei den minder bevorzugten als „Manier" zu bezeichnen pflegt. Letzteres Wort wäre, im Großen und Ganzen auf Richter angewendet, nicht passend, wiewohl er in einigen untergeordneten Einzelheiten der Zeichnung gewisse Eigenheiten an sich hat, die, namentlich in den kleineren Darstellungen häufig wiederkehrend, eine Art von Hieroglyphen vorführen, die z. B. für Hände gelten müssen, obschon er (beiläufig bemerkt) andererseits wiederum beweist, daß er vollkommen im Stande ist, seine Gestalten mit Händen auszustatten, welche in saubersster Ausführung durchaus zum Ganzen passen, sei dieses nun zart oder derb, glatt oder knorrig, schön oder häßlich. Auch ist wohl zu merken, daß derlei an „Manier" streifende Nachlässigkeiten stets die Hauptsache unberührt lassen. Die menschlichen Figuren tragen immerdar in Miene und Geberde den rechten Ausdruck, wie er je nach Geschlecht, Alter und Stand der Lage des Augenblickes entspricht, und diese stellt sich mit solcher Meisterschaft dar, daß nicht allein die Menschen, sondern auch die Thiere, die Landschaft, die Umgebung überhaupt und alles Beiwerk vollkommen Stimmung halten, herausgewachsen wie sie sind aus einem einheitlichen Gedanken der lebendigen Anschauung, der tiefen Empfindung, des klaren Geistes, weshalb sie auch bis zur geringfügigsten Einzelnheit hinab zusammengehören, wie Kopf und Fuß, Arm und Bein, die Nase und der Nagel am kleinen Finger schon von Geburt aus dem ganzen Menschengebilde zugetheilt sind und sich ebenmäßig mit ihm entwickeln.

Digitized by Google

Als absonderliches Kennzeichen Richters wird auch gelten dürfen, doch nur unter eng bedingtem Vorbehalt, daß seines Griffels launige Gemüthlichkeit sich am allerreichsten in ihrer bunten Mannigfaltigkeit offenbart, wo er das Leben und Treiben des Spießbürgerthums und des Landvolkes schildert, hier in reizender Schalkhaftigkeit, dort in derber Unbefangenheit, überall aber ohne giftige Bosheit, und immerdar die harmlose Schelmerei mit einer wahrhaft jungfräulichen Reinheit der Einbildungskraft paarend, die nirgends auch nur zu ahnen scheint, daß es Abwege zu den Sümpfen überhaupt geben könnte. So geschieht es, daß tanzende Bauern, spielende Kinder, zechendes Volk, wandernde Musikanten und Handwerksburschen, lächerliche Schneiderlein, schnatternde Weibsleute in unerschöpflichem Reichthum ihm zur Verfügung stehen, gleichwie ein ganzes Aufgebot von Thieren, namentlich von Hunden. Wenn man die gesammte Hundeschaft auf Richters Darstellungen überblickt, lernt man den Hund in seinen meisten Beziehungen zu Leid und Freude des Menschengeschlechtes kennen. Auf jedem der vielen Bilder, wo dieses Hausthier erscheint, spielt es die entsprechende Rolle und nimmt in seiner Weise einen bezeichnenden Antheil an der Handlung. Und wenn oben gesagt wurde, daß alles Nebenwerk der Darstellung die Stimmung hält, so gilt dies in bevorzugter Weise von den Hunden.

Eine Bekanntschaft von vielen Jahren her dürfte wohl so ziemlich uns Alle mit diesen und anderen Merkmalen und Wahrzeichen vertraut gemacht haben, woraus auch das geringfügigste Erzeugniß des bewährten Meisters mit derselben Sicherheit inmitten des Sturmes und Dranges auf dem „Jahrmarkte der Eitelkeiten" seinem Ursprunge nach zu erkennen ist, mit welcher in grüner Waldeseinsamkeit der kundige Waidmann den Edelhirsch aus Fährte und Zeichen anspricht. Sogar die kleinen Mängel gestalten sich zu Zeichen solcher Art, und zweifelsohne werden unsere Nachkommen sie nicht minder bereitwillig verzeihen, wie wir den altdeutschen Meistern die abgehärmten Gesichter und die schwindsüchtigen Gestalten ihrer spindelbeinigen Heiligen großmüthig nachsehen.

Und für diese Nachkommen wird sicherlich Vieles von Richter erhalten bleiben und darunter wohl auch — wie zu ihrem Besten und zum seinen Ruhm unserer Tage zu wünschen steht — diejenige seiner Schöpfungen, welche nicht einmal der äußerlichen Anregung nach sich in das Schlepptau einer fremden Unsterblichkeit hängt, sondern vielmehr schon vom ersten Keime an aus der Seele des Künstlers herausgewachsen ist.

Abgesehen von der zweifellosen Selbstständigkeit schon vom ersten Gedanken an, ist die Reihe der Darstellungen „Fürs Haus" auch Richters neuestes Werk, insofern nämlich als die letzten 15 der 57 Blätter Ende des Jahres 1862 den Abschluß der vier Hefte bildend, erschienen sind.

Das erste Heft, „Im Winter" betitelt, wurde im Spätling 1858 veröffentlicht, begleitet von einem „Wort vor der Thür", worin der Meister verhieß: „In einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen." Dieses Versprechen hat er in seiner ureigenen

Digitized by Google

Weise gelöst, sinnig und innig, aus dem FFF (frisch, fromm und frei), in Ernst und Scherz, aus vollem Herzen und mit offener Hand. Die Reihe führt uns vom Winter, der mit Epiphanias beginnt, durch Frühling und Sommer zum Herbst, der mit der Geburt des Heilands schließt und eben dadurch wie ein Ring als Sinnbild der Unendlichkeit den Kreislauf wiederum zum Anbeginn zurückführt. Nicht etwa zufällig, sondern mit selbstbewußtem Vorbedacht. Ausdrücklich sagt „vor der Thür" unser Künstler:

„Epiphanias soll den Winter einläuten. Ernst und Kurzweil, Modernes und Romantisches, Spruch und Lied, Sage und Mährchen, Geistliches und Weltliches sollen geleiten durch die Jahreszeiten hindurch bis wieder zur Krone deutscher Familienfeste, der fröhlichen Weihnachtszeit, wo Kirche und Haus, Jugend und Alter am innigsten zusammenschließen."

Die Anbetung der h. Dreikönige vereint mit der durchaus unversehrten Eigenthümlichkeit des Meisters die ganze Unbefangenheit und die volle Tiefe des Gefühls der altdeutschen Schule. Dieselbe Wahrnehmung drängt sich beim Schlußbilde der Reihenfolge dem Beschauer auf. Wir möchten diese zwei Blätter mit ihren kerngesunden Gestalten Denjenigen als Muster vorhalten, welche sich dadurch den alten Meistern gleichzustellen wähnen, daß sie sich an die Unvollkommenheiten, Verirrungen und Geschmackswidrigkeiten derselben anklammern und kindisch werden, wo sie kindlich zu sein sich einbilden. Doch wäre es wohl eine eitle Mühe, dieser Heerde von Nachahmern (dem Horazischen imitatorum pecus) von einem Geiste zu predigen, der ihrem blöden Blicke sich nie offenbaren wird; begnügen wir uns also mit der eigenen Lust an einer Darstellung heiliger Gegenstände, welche aus der Urquelle geschöpft ist und das Gepräge einer volksthümlichen Eigenart an sich trägt, wie sie von jeher die erlesene Künstlerschaft aller Nationen gekennzeichnet hat und kennzeichnen wird.

Den Dreikönigen folgen Darstellungen des kleinbürgerlichen Lebens in gemüthvoller Heiterkeit, theilweise umrahmt und umrankt von phantastischem Grillenwerk, dergestalt naturgemäß und passend beigefügt, daß Wahrheit und Dichtung vollständig zusammenstimmen und der Beschauer nichts Anderes meint, als es müsse nur so sein. Wo im warmen Stübchen der Hausvater die Glückwünsche der Kinder und des pfotengebenden Mopses entgegennimmt, kommen uns draußen das Schneegestöber und die frierenden Spatzen auf entlaubtem Gezweig in nicht höherem Grade natürlich vor, als der Anblick der Engelein auf dem Dache, deren eines die Flocken aus dem Sacke schüttelt, während andere das Tannenreis mit Aepfeln und Birnen, zum Gehänge geflochten, festnageln. Wir haben ja diese Engel seinerzeit selber gesehen, und wie lange dies auch her sei, der Anblick heimelt uns an, indem er die verschollene Erinnerung zurückruft, vielleicht um so willkommener, je älter sie ist.

So wenig als das phantastische Grillenwerk überrascht uns, mitten zwischen den kleinbürgerlichen Darstellungen der Kinderlust und des frühen Jammers im Winter urplötzlich die heilige Genovefa auftauchen zu sehen, wie sie bei Schneewetter

Digitized by Google

in der Höhle kauert, den kleinen Schmerzenreich im Arm, den sie mit ihrem Gewand und ihren Haaren vor der Kälte zu schützen trachtet. Wir fühlen, wie gerade diese Darstellung von einer Mutter Liebe, Pein und Angst in einem Brennpunkt zusammenfaßt, was uns der Künstler auf ein paar der früheren Blätter von den Müttern erzählt hat.

Den Schluß des Winterheftes bildet, wie billig, ein Bild voll freundlichen Trostes, „Hausmusik" überschrieben. Es ist eine arme Haushaltung, die, während es draußen stürmt und regnet, beim Schein der Talgkerze in ihrer Mansarde sich an der holdseligsten Kunst erlabt. Die Stube mag nicht eben warm sein, wie die Großmutter andeutet, indem sie sich innig an den Ofen schließt; doch das musizirende, wie das hörende Völklein hat mit aller anderen Noth auch die Kälte vergessen.

„Christ ist erstanden!" Der Lenz hält seinen Einzug. Die lieben Engelein werfen Blüthen statt der Schneeflocken auf die frisch ergrünende Landschaft. Im Städtlein lüften sich die Häuser, nehmen Groß und Klein wiederum Besitz von der Gasse. Beim Dörfchen pflücken die Kinder sich Sträuße von Himmelsschlüsseln. Im Walde erschließt sich duftig die grüne Einsamkeit. Die Wiederkehr des Storches begrüßen Mann, Weib und Kinder. Vom Zaune des hochgelegenen Gehöftes schauen fröhlich erstaunte Kindergesichter „in die weite, weite Welt", wohindurch der Frachtwagen schneckt, der Wanderbursche schreitet, der Hirt die Heerde treibt. Als Zwischenstück voll sanfter Trübsal schiebt sich der blinde Musikant ein, wie um einen tiefen, aber nicht schneidenden Ton des Ueberganges zum fröhlichen Maireigen der bekränzten Kinder zu finden, und dann zur Wanderschaft der zwei Junggesellen, welche die Tafel mit dem gemalten Hemmschuh neben dem Wege ungerührt läßt.

Diese Warnungstafel mit dem Schleiftrog auf ihrem Pfahl, die Häupter der zwei leichtfüßigen Burschen überragend, bildet einen der tausend sinnbildlichen Züge, wodurch Richter eine geistige Verwandtschaft mit Hogarth bekundet, wie sie trotz des ungeheuren Unterschiedes sich nicht verleugnet, der außerdem zwischen dem vierschrötigen Briten mit dem Keulenwitz und dem deutschen Meister mit seiner poetischen Feinheit obwaltet.

Vom urkomischen Kinderkonzert mit dem besaiteten Stiefelknecht, der Trichtertrompete und der klingenden Feuerzange geht der Frühling zum menschlichen Liebeslenz über, schiebt den Einsiedler ein, der in stiller Beschaulichkeit seinen Abend genießt, und kommt mit dem Brautzuge, der schönsten Gabe des Lebensfrühlings, zum passendsten Schlusse.

Der Sommer bringt das Pfingstfest und die Rosenzeit, erzählt ein paar allerliebste Mährlein, zeigt uns die reizende Mittagsruhe im Korn, läßt uns den lustigen Jammer der verunglückten Landpartie belachen, wie nicht minder die ungefiederten Spatzen, welche unter der emsigen Vogelscheuche den Kirschbaum plündern. Den tiefsten Ernst läßt er nicht ohne Anklang, und schließt mit einer frommen Betrachtung über den Segen der reifenden Zeit.

Es versteht sich von selber, daß der Herbst mit den Reben beginnt, bevor er uns zur Martinszeit und durch den Spätling zur Geburt des Erlösers führt. Und

Digitized by Google

wie die fünfzehn Blätter dieses Heftes unter sich eine wohlgefügte Gruppe voll tiefer Bedeutung bilden, gehören sie in ihrer lebenskräftigen Anschaulichkeit eben so untrennbar zum großen Ganzen, das Richter selbst seine „Haupt- und Lieblingsarbeit" nennt.

Er vereinigt in diesem Werke alle Vorzüge, sowohl seiner dichterischen Begabung als seiner darstellenden Kunstfertigkeit. Geist und Griffel leisten ihr Bestes ohne Fehltritt. Jedes Blatt, einzeln betrachtet eine Welt für sich, erweist sich nichtsdestoweniger als ein lebendiges Glied der Gesammtheit. Und diese verfehlt, wie die Erfahrung lehrt, ihre Wirkung auch nicht auf jene Mehrzahl der Beschauer, welche bloß mit dem leiblichen Auge sehen und sonst nur einen geringen Grad, nicht von Verständniß, sondern nur von halbbewußtem Gefühl mitbringen, um vom stets milden Ernst und von der niemals grellen Heiterkeit ergriffen zu werden. Und wenn der rothe Faden des Zusammenhanges ihrer Beschränktheit entgleitet und wenn sie vom Ernste wie vom Scherze nur die Oberfläche sehen, und wenn ihnen alles Sinnbildliche eben nur Bild ist, so können sie doch nicht umhin, dem überwältigenden Eindruck der urwüchsigen Naturwahrheit sich in dunklem Drange zu beugen.

In dieser Macht der Wahrheit liegt das Geheimniß aller Volksthümlichkeit von echtem Schrot und Korn, wohl zu unterscheiden von jener flimmernden Beliebtheit, welche mit dem Tagesgötzen verschwindet, dem sie ihren Erfolg verdankte, heute auf das Altärchen gesetzt, morgen in die Dunggrube geworfen.

Bevor in Richter der keimende Gedanke seiner sinnigen Bilderreihe „Fürs Haus" zum Bewußtsein gedieh, scheint er bereits als Vorahnung sich lebendig in ihm geregt zu haben. So erklärt sich die Entstehung des Familien-Bilderbuches „Erbauliches und Beschauliches", das ein paar Jahre früher gleichsam als Vorläufer erschien, ein vorzeitig durchbrechender Strahl des schlummernden Gedankens, zur Zeit noch nicht zusammengehalten vom leitenden Faden, doch darum nicht weniger meisterhaft in der Ausführung jedes einzelnen der zwanzig Blätter.

Wiederum in einer besonderen Bilderreihe schildert Richter den Kreislauf des menschlichen Daseins in seinen bürgerlichen Beziehungen. Schillers „Lied von der Glocke hat ihm den Anlaß, fast möchten wir sagen: den Vorwand dazu geboten. Die sechszehn Bilder bringen dem Auge zu greifbar lebendiger Anschauung, was das unsterbliche Lied der Seele vorsingt, aber in dergestalt unmittelbar eigenartiger Auffassung, daß wir wohl sagen dürfen, der Zeichner folge nicht dem Dichter, sondern begleite ihn.

Derselbe Ausspruch paßt auf das „Goethe-Album", worin der Meister unsern größten Dichter mit leider nur vierzig Darstellungen „begleitet", von denen einundzwanzig den Gedichten, zwölf zu „Hermann und Dorothea", die letzten sieben zu „Götz von Berlichingen" gehören. Jegliches Blatt ist vollständig sowohl Goethe als Richter, jenen Kindern vergleichbar, welche in ihren Zügen und Geberden nicht minder an des Vaters als an der Mutter Eigenthümlichkeiten erinnern und — beiden ähnlich — doch ganz selbstständige Erscheinungen sind.

Digitized by Google

Zu den größeren Erzeugnissen Richters, so weit wir dieselben kennen, gehört noch das „Vater unser", das — wie billig — dem hohen Ernste des Gegenstandes nirgends etwas vergibt, selbst da nicht, wo die „Versuchung" in so rührend schlichter Weise zur Anschauung kommt, daß wir den Künstler um seinen kindlichen Standpunkt beneiden.

Das „Richter-Album gibt in seinen zwei Bänden mehrere hundert Darstellungen kleinerer Art, darunter auch die Bilder zu Bechsteins „Mährchenbuch", das außerdem bereits in zweiter Auflage verbreitet ist. Diese Darstellungen von minderem Umfange, theilweise (nur theilweise) im Stiche weniger gelungen, geben Zeugniß von Richters unerschöpflicher Fruchtbarkeit und tragen insgesammt die allgemeinen Kennzeichen an sich, deren wir Eingangs erwähnten. Zusammengehalten mit den Zeichnungen von größerem Umfange und vollendet sorgfältiger Ausführung, bilden sie eine Schatzkammer, die hoffentlich noch mit manchem Kleinod sich bereichern wird, obschon — dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach — die Hauptmasse für gesammelt gelten dürfte, da der Künstler im laufenden Jahre das sechszigste seines Lebens vollenden wird.

Gleichwie die Werke Richters uns Allen zur Freude gereichen, so bietet ein Blick auf seine Laufbahn auch noch besonders ein ermuthigendes Beispiel für die strebsame Jugend dar. Er gehört nicht zu denen, welche „von jungen Grazien mit Rosen aufgefüttert" wurden. Als Sohn eines armen Kupferstechers 1803 in Dresden geboren, wuchs er unter Verhältnissen auf, die nicht dazu angethan schienen, die Entfaltung seiner angebornen Gaben zu begünstigen. Nachdem er in der Volksschule nothdürftig lesen und schreiben gelernt, mußte der Knabe dem Vater bei der Arbeit helfen, und zwar in einer Art, welche meistens in künstlerischer Beziehung ihn so wenig förderte, als ob er statt des Grabstichels ein Grabscheit führte. Doch alle Mühseligkeit, womit das karge Stücklein Brot erworben wurde, vermochte nicht, den aufstrebenden Geist niederzudrücken. Sie diente vielmehr, die Kraft zu stählen und die Reife zu beschleunigen, so daß in einem frühen Lebensalter, wie es die meisten Menschen noch als Kinder zu finden pflegt, der junge Künstler bereits mannhaft auf eigenen Füßen stand. Die Verhältnisse hatten ihn, wie es schien, zum Kaliban verurtheilt; doch bald entpuppte sich ein Ariel, der mit starkem Flügelschlage die lichte Höhe der geistigen Bildung und der künstlerischen Fertigkeit gewann.

Sagenbuch von Böhmen und Mähren.

Von Dr. Joseph Virgil Grohmann.

(Erster Theil. Sagen aus Böhmen. Prag, 1863.)

Während eifrige Sagensammler die übrigen Gebiete Deutschlands dergestalt abgeerntet haben, daß dort nur mehr karge Nachlesen in Aussicht stehen, bergen

Digitized by Google

die meisten Länder Oesterreichs noch ungehobene reiche Schätze von Volkstraditionen. Diese sind häufig um so reiner, alterthümlicher und werthvoller, da seichte Aufklärung und Anderes, was den Volksglauben anfrißt oder zerstört, in den meisten Gegenden unseres Kaiserstaates nicht jene Bedeutung erlangt haben, wie in den meisten Gebieten Mittel- und Norddeutschlands. Wir, wie alle Freunde deutschen Alterthums, deutscher Art und Sitte, müssen deswegen mit Freude Jeden begrüßen, der Volksüberlieferungen im Kaiserstaate sammelt und dieselben vor der zermalmenden Macht der Gegenwart rettet, ehe es zu spät ist. Vorliegendes Werk ist der erste Versuch, endlich auch die echte böhmische Volkssage der Wissenschaft zuzuführen und verdient volle Anerkennung. Denn sie bietet höchst dankenswerthes Material, das theilweise schon Bekanntes neu belegt und bestätigt, theilweise aber neue Züge beibringt und neues Licht auf manche Partien deutscher Mythologie wirft. Ich verweise beispielshalber nur auf die Sitte, den Elementen zu opfern, die aus anderen Sammlungen bisher wenig belegt ist. Herr Grohmann berichtet uns aber von Opfern, die Gewässern und der Windsbraut gebracht wurden, und erzählt uns, daß die Leute im Frühling Honig in die Wälder für die weiße Frau, Medulina, tragen. Zu den interessantesten Mittheilungen gehören die Sagen von den himmlischen Soldaten, in denen der Sammler mit Recht die Eucheriar vermuthet, und von den Schicksalsrichterinnen (Sudicky). Diese drei Frauen erscheinen bei der Geburt des Kindes und berathen über das Schicksal, insbesondere über Heirath und Tod des Kindes. Um einen günstigen Spruch für den neugebornen Weltbürger zu erwirken, stellt man ihnen Brot und Salz, wohl auch Bier auf den Tisch. Es spricht sich hier noch klar und rein der Glaube an die drei weißen Frauen aus (Grimm, Myth. 376 ff.), welche uns die nordischen Nornen vertreten. Zahlreich und theilweise mit neuen Seiten und Zügen versehen sind die Sagen von bergentrückten Helden, weißen Jungfrauen, von der wilden Jagd, von niederen Elementargeistern und den Thierdämonen. Unter den letztgenannten zeichnen sich durch Zahl und Bedeutung die Sagen von Schlangen aus. Dagegen sind die Riesensagen nur mit zwei Nummern bedacht, was sich daraus erklärt, daß sich derartige Sagen am liebsten nur in riesiger Bergwelt bilden und fortpflanzen, oder in Gegenden, wo zahlreiche Hünengräber ihr Andenken erhalten. Lehrreich ist die Sage „Der grundlose Sumpf", denn hier ist der Teufel an die Stelle des umwandernden heidnischen Gottes getreten, während gewöhnlich Christus, die Apostel und andere Heilige die umziehenden Götter repräsentiren (Wolf, Beiträge II., 22). Die meisten Sagen zeigen durchaus deutsches Gepräge, namentlich verrathen viele die engste Verwandtschaft mit baierischen, so jene von den drei Jungfrauen, von Polednice, die an Stempe mahnt, von den Hemännchen.

Die Darstellung ist so naiv und schlicht, dabei ziemlich knapp und gedrungen, daß sie vollen Beifall verdient. Dasselbe Lob können wir aber der etwas komplizirten Eintheilung nicht spenden. Es sind ohne Noth zu viele Gruppen gemacht worden. Warum verband der Herausgeber die zusammengehörigen „Himmlischen Soldaten", „Die bergentrückten Helden" und „Die wilde Jagd" nicht zu einem

Digitized by Google

Kapitel? Ebenso hätten „Die Schicksalsrichterinnen", „Die weiße Jungfrau", „Die weiße und die schwarze Frau" aneinandergereiht werden sollen.

Wir empfehlen das lehrreiche Buch allen Freunden deutscher Sage und wünschen, daß die „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren" — über 1500 Nummern — recht bald nachfolgen möchten.

Zingerle.

Slovanské právo v Čechách a na Moravě.

Doba nejstarší: Od prvních zpráv do konce X století. Sepsal Dr. Hermenegild Jireček. V. Praze. Sklad Karla Bellmanna. 1863.

(Slawisches Recht in Böhmen und Mähren. Aelteste Zeit. Von den ersten Nachrichten bis zu Ende des 10. Jahrhunderts. Verfaßt von Dr. Hermenegild Jireček. Prag, im Verlag von Karl Bellmann. 1863.)

Indem wir es uns vorläufig versagen müssen, in eine umfassende Würdigung des vorliegenden Werkes einzugehen, können wir es doch schon jetzt als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der rechtsgeschichtlichen Forschung bezeichnen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, aus den unmittelbaren Quellen ein möglichst vollständiges Bild des ältesten, ureigenen Rechtszustandes jenes slawischen Stammes zu entwerfen, der heutzutage noch Böhmen, Mähren und Nordungarn bewohnt — und wir müssen anerkennen, daß er diese Aufgabe in einer, hohe Anforderungen befriedigenden Weise gelöst hat. Seine eben so vielseitigen als gründlichen Sprach- und Geschichtskenntnisse befähigten den Verfasser, wie keinen Anderen, zu einer wissenschaftlichen Arbeit, deren Werth, wenn sie vollständig gelingt, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Daß er sich hierbei nicht strenge auf die Darstellung des eigentlichen Rechtszustandes beschränken durfte, sondern die älteste Geschichte jenes Slawenstammes überhaupt in seine Forschung einbeziehen und hierbei zu neuen, überraschenden Resultaten gelangen mußte, ist wohl selbstverständlich. Dürfte auch manche seiner durch scharfsinnige Kombination gewonnenen Anschauungen nicht unangefochten bleiben, so wird doch Niemand dem ernsten, echt wissenschaftlichen Streben des Verfassers volle Anerkennung versagen können. Ohne Zweifel wird das Werk bald auch in deutscher Bearbeitung erscheinen und dann einem größeren Kreise kompetenter Beurtheiler zugänglich werden. Inzwischen begnügen wir uns eine Uebersicht seines eben so reichen als interessanten Inhaltes zu geben: „Umfang und Grenzen Böhmens und Mährens. Der Grenzwald. Die Landeseingänge. Das Land. Das Neutraer Gebiet. Angrenzende Länder. Der Name. Ansiedlung der Slawen, Geschlechter, Familien und deren Sitze. Ackerbau, Bergbau, Gewerbe und Handel. Kriegsverfassung. Heidenthum und Annahme des Christenthums. Kirchenverfassung. Entwicklung der Landesgemeinde. Hof- und Volksleben. Recht und

Digitized by Google

Gesetze im Allgemeinen. Familienrecht. Gesammtbürgschaft. Verträge. Außergerichtliche Rechtsverfolgung. Wette (sacramentum). Gerichtsverfahren. Staatsrecht. Anfänge des Kirchen- und Völkerrechtes."

Der Fondaco dei Turchi in Venedig.

Die Restauration des Fondaco dei Turchi setzt die Kunstfreunde Venedigs in Bewegung. Seit langer Zeit schon eine Ruine, wird der ehemalige Palast der Herzoge von Ferrara und anderer adeliger Familien, der später den Türken als Waarendepot[1] übergeben und mit einer Moschee versehen wurde, durch kaiserliche Munifizenz wieder hergestellt und so ein lang gehegter Wunsch der venezianischen Kunstfreunde der Erfüllung näher gerückt werden.

Die Bestrebungen der venetianischen Kunstfreunde sind in dieser Angelegenheit auf zwei Punkte gerichtet, auf die Restauration des Gebäudes als solcher und auf seine Verbindung mit dem Museo Correr.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist wohl überflüssig darüber viel Worte zu verlieren. Der Palast war eine Ruine im eigentlichen Sinne des Wortes geworden und in diesem Zustande beleidigend für das Auge, das an diesem Gebäude trotz seines schlechten Zustandes mit besonderem Interesse verweilte; denn der Fondaco gehörte jener höchst lehrreichen Gruppe von Gebäuden an, die im 11. Jahrhundert entstanden, den Vorläufer zur Verbindung der italienisch-byzantinischen Stylelemente mit den eigentlich arabischen in Venedig bilden. Unter den Civilbauten Venedigs sind aus jener Periode nur sehr wenige erhalten. In dem alten Palaste bei St. Apostoli, dem Palaste Loredan und Farsetti, finden sich Theile aus jener reizenden Periode.

Nirgend aber trifft man sie in solcher Vollendung und in solcher Ausdehnung, wie an dem Fondaco dei Turchi. Die Säulen mit ihren Capitälen, die Reliefornamente und Zinnen sind nicht minder merkwürdig, als die architektonische Anordnung als solche. Deswegen haben alle Freunde der venetianischen Kunst, Marchese Pietro Selvatico, Conte Agostino, Sagredo, Conte Cicognara u. A., auf dieses Monument ein besonderes Gewicht gelegt, und es wird eine Ehrenaufgabe Venedigs sein, bei der Restauration dieses Gebäudes mit all' den Rücksichten vorzugehen, welche aus dem Style und dem kunsthistorischen Interesse des Monumentes fließen.

Noch bedeutender ist jener Wunsch, der sich auf die einstige Verwendung des restaurirten Palastes bezieht.

Es ist bekannt, daß der Fondaco dei Turchi an jenes Gebäude anstößt, welches das Museo Correr umschließt. Gegründet durch den Conte Teodoro Correr im

1 Das Wort fondaco, fundaco hängt mit dem funda zusammen, das im frühen Mittelalter wie bursa gebraucht wurde.

Digitized by Google

Jahre 1830, ist dieses Museum eine Musteranstalt in seiner Art. Seit dem Jahre 1850 steht demselben Herr Vincenzo Lazari vor, ein Gelehrter der unter den italienischen Kunstforschern unserer Zeit, besonders was Münzen betrifft, einen ersten Rang einnimmt. Seine „Notizia delle opere d'arte e d'antichità della raccolta Correr" ist ohne Frage der beste Katalog, den die Museen der österreichischen Monarchie besitzen. Das Gebäude ist aber für seine Aufgabe viel zu enge, und eine Erweiterung dringend geboten. Die Hoffnungen der venetianischen Kunstfreunde gehen dahin, daß dieses Museum mit dem restaurirten Fondaco dei Turchi zu einem großen Museo patrio erweitert werde, das geeignet wäre, den zahllosen Verschleppungen venetianischer Kunstschätze einen wirksamen Damm zu setzen, einen Vereinigungspunkt für Sammler, Kunstfreunde und gelehrte Künstler zu bilden, und zugleich dem Kunsthandwerker und ausübenden Künstler eine wohlgeordnete Sammlung zu praktischer Benützung in der Art zu bieten, wie es das Museum des Hotel Cluny in Paris, das South-Kensington Museum in London ist, und das österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien werden soll.

Es versteht sich von selbst, daß wir die Wünsche der venetianischen Kunstfreunde mit unseren besten Hoffnungen begleiten, und ihrer Erfüllung in nicht ferner Zeit entgegensehen.

R. v. E.

---

* Bei Eberle in Bozen hat jüngst der auch außer Tirol rühmlichst bekannte Entomologe, Vinzenz Gredler, den ersten Theil eines Werkes: „Die Käfer von Tirol nach ihrer horizontalen und vertikalen Verbreitung", veröffentlicht. Die Tüchtigkeit des Verfassers bürgt für die Vortrefflichkeit dieser seit vielen Jahren mit größtem Sammelfleiße vorbereiteten Schrift.

---

* Der gelehrte Bibliothekar der Prager Universität, Dr. J. J. Hanuš, hat soeben (im Selbstverlag) eine Broschüre herausgegeben, welche Zusätze und ein Inhaltsverzeichniß zu Hanslik's „Geschichte und Beschreibung der k. k. Universitätsbibliothek" enthält. Die Schrift, bei deren Abfassung die Herren Bibliotheksbeamten Glaser, Dambeck, Zeidler dem Herrn Dr. Hanuš behilflich waren, ist mit Unterstützung der k. k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben.

---

* (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.) Das vierte Heft dieser „Mittheilungen" gibt für die rege literarische Thätigkeit des genannten Vereines ein günstiges Zeugniß. Prof. Grueber eröffnet das Heft durch einen interessanten Aufsatz über den „schwarzen Thurm auf der Kaiserburg in Eger"; den einzigen aus basaltigen Gesteinen aufgeführten Bau in der östlichen Hälfte Deutschlands. Nach seiner Annahme haben die Herren von Vohburg, Markgrafen von Eger, gegen Ende des 9. Jahrhunderts den Thurm erbaut mit welchem im Innern Deutschlands nur Einer, nämlich der sogenannte Helden- oder Römerthurm in Regensburg, eine Aehnlichkeit hat.

Digitized by Google

Einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in Böhmen lieferte W. Weber nach von dem verstorbenen jungen Historiker A. Kohl gesammelten Quellen: „die vormalige Lateinschule in Schlaggenwald". Die Gründung dieser Schule fällt ins Jahr 1554, in welchem die Schlaggenwalder sich an Philipp Melanchthon in Wittenberg mit der Bitte gewendet hatten, ihnen einen „gelehrten Gesellen" zu senden, „der ein gut christliches Schulregiment einzurichten, zu regieren und zu erhalten wüßte", „desgleichen auch einen guten Kantoren, der ein Chor versorgen könnte". Der Orientalist Wolfgang Christoph Crines und der Geschichtschreiber des Hussitenkrieges, Zacharias Theobald, waren Zöglinge der Schule. Aus der Korrespondenz des Vereines werden interessante Beiträge zur Geschichte der Städte Plan und Arnau (letzterer von Dr. Rob. Schwarz) und eine Notiz über ein Heidengrab bei Saaz mitgetheilt. Den übrigen Theil des Heftes bilden literarische Besprechungen (Chlumeckys Zerotin, Beda Dudiks Geschichte von Mähren II. Band u. m. A.), ein kurzer Bericht über die wissenschaftliche Thätigkeit der einzelnen Sektionen und geschäftliche Mittheilungen. Diesen entnehmen wir, daß der Verein bereits 1853 Mitglieder zählt.

---

* Herr C. Kořistka, Professor am polytechnischen Landesinstitute in Prag, hat soeben bei Besser in Gotha den Bericht veröffentlicht, den er über den „höheren polytechnischen Unterricht in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, Belgien und England", an den Landesausschuß des Königreiches Böhmen erstattet hat. Wir können unseren Lesern denselben bestens empfehlen; er enthält ein reiches wohlgeordnetes Material. Die Beobachtungen und Ideen, welche Prof. C. Kořistka in demselben ausspricht, stimmen mit jenen in den wesentlichsten Punkten zusammen, welche in diesem Organ über die brennende Frage des technischen Unterrichtes entwickelt worden sind.

Wir müssen mit besonderer Genugthuung hervorheben, daß der böhmische Landesausschuß den Bericht der Oeffentlichkeit übergeben, und nicht wie es mit so vielen werthvollen Arbeiten ähnlicher Art der Fall ist, in den Aktenfaszikeln vermodern läßt. Das Ausland würde über Oesterreichs Schulmänner und Staatsbeamte einen besseren Begriff, der Oesterreicher richtigere Einsicht über viele Verhältnisse gewonnen haben, wenn man, wie es eben in Prag geschehen, den Weg der Oeffentlichkeit betreten hätte.

---

* Preisaufgabe der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft aus der Nationalökonomie für das Jahr 1865. Die Volkswirthschaft von Norditalien erinnert während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in vielen Stücken an die unserer Gegenwart; namentlich gibt ihr eine beträchtliche Annäherung an die Grundsätze der persönlichen und sachlichen Freiheit im agrarischen, industriellen und merkantilen Verkehr oft eine fast moderne Farbe. Andererseits ragt doch wieder sehr viel Mittelalterliches in jene Zustände herein, sowohl aus der Gesammtheit des übrigen Europa's, welches damals noch ganz im Mittelalter lebte, wie aus den unmittelbar vorhergegangenen Verhältnissen von Norditalien selbst. Eine Vergleichung solcher Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit unserer Gegenwart, ist nicht bloß für die tiefere Spezialcharakteristik der verglichenen Zeiträume, sondern auch für die Kenntniß der allgemeinen volkswirthschaftlichen Entwicklungsgesetze lehrreich. Die Gesellschaft wünscht daher

eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Norditalien gegen Schluß des Mittelalters die Grundsätze der agrarischen, industriellen und merkantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Digitized by Google

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder andern norditalienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B Florenz, Mailand oder Venedig. (Preis 60 Dukaten.)

Die Preisbewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der auswendig dasselbe Motto trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmalgen Sekretär der Gesellschaft (für das Jahr 1863 an den ordentlichen Professor der Physik an der Universität zu Leipzig Dr. Fechner) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften, werden jederzeit durch die „Leipziger Ztg." im März bekannt gemacht.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Julius Mosen, ein in den dreißiger Jahren vielgenannter Dichter, der seit einem Jahrzehnt an das Krankenlager gefesselt, jeder Thätigkeit entsagen muß, erlebt die seltene Genugthuung, daß sich ein Freundeskreis der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke unterzogen hat; der erste Band dieser netten Ausgabe liegt vor und enthält die lyrischen Spenden, von denen manch' Lied komponirt noch in unsere Zeiten herüberklingt. Die dramatischen, novellistischen und kritischen Schriften werden den Umfang weiterer sieben Bände einnehmen. — Karl Beck hat sein durch öffentlichen Vortrag bekannt gewordenes Gedicht „Jadwiga" jetzt dem Druck übergeben. — Das im künftigen Jahre zu feiernde Shakespeare-Jubiläum bringt natürlich auch literarische Vorläufer; als solcher kündigt sich Prof. Flathe in Leipzig durch ein zweibändiges Werk: „Shakespeare in seiner Wirklichkeit" an. — Adolf Stahr hat von seinen „Lessing-Studien" einen Sprung ins Alterthum gemacht und gegenüber den Taciteischen Ueberlieferungen eine Ehrenrettung des römischen Kaisers Tiberius unternommen. — Von der Hand des Prof. Daniel erhalten wir einen dritten Band der „Vorlesungen Karl Ritters über allgemeine Erdkunde", aus dem Nachlasse zusammengestellt, der sich über „Europa" verbreitet. — Reichenberg, die gewerbreiche Stadt Böhmens, hat neuerdings einen Chronisten in der Person des Dr. J. G. Hermann gefunden, welcher in zwei Bänden ein Bild der gewerblichen Entwicklung dieser Stadt zu geben verspricht. — Dem unlängst erwähnten Wagner'schen Werke „Ueber den österreichischen Staatshaushalt" ist eine Publikation des Freiherrn v. Hock „Ueber die öffentlichen Abgaben und Schulden im Allgemeinen" gefolgt. — Der politische Schriftsteller Konst. Frantz in Berlin, eine geistreiche Feder, läßt sich unter dem Titel: „Die Quelle alles Uebels" (als welche er die verloren gegangene oder verdunkelte Idee des Staatszweckes bezeichnet) über die jetzige preußische Verfassungskrisis vernehmen. Seltsamerweise ist dies Buch in Stuttgart erschienen. — Melchior Meyr, ein beliebter süddeutscher Erzähler, versucht sich jetzt in populärer Philosophie. Er nennt sein jüngstes Werkchen „Emilie. Gespräche über Wahrheit, Güte, Schönheit" und schließt sich mit dieser Form an den Schelling'schen Versuch „Klara" oder gar an die „Platonischen Gespräche" an. — Gräfin Hahn-Hahn veröffentlicht aus kirchlicher Zurückgezogenheit wieder einen Roman, den dritten streng katholischer Tendenz, „Zwei Schwestern". — Von Kobell endlich, dem trefflichen poetischen Schilderer baierischer Sitten, dem gemüthlichen und schelmischen Dialektdichter, erschien ein Bändchen Prosa „P'älzische G'schichte", in der pfälzischen Mundart, das ganz durchweht ist von dem anregenden Humor dieses Autors.

Digitized by Google

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Einige von Macaulay's Essays sind von G. Guizot ins Französische übersetzt worden und unter dem Titel: „Essais politiques et philosophiques par Lord Macaulay" in Paris erschienen. Wenn dieser Band vor dem französischen Publikum Gnade findet, dürfte der junge Guizot wohl noch weitere Arbeiten des berühmten Essayisten übersetzen. Der erwähnte Band enthält nur fünf Aufsätze.

Die Arbeiten des Mr. Capefigue auf dem Gebiete der „Reines de la main droite" drangen bis zur Königin Elisabeth vor (La Reine vierge Elisabet d'Angleterre), womit die ersten fünf Königinnen der rechten Hand in Capefigue'scher Form hergestellt sind, während in der Serie der „Reines de la main gauche" das Dutzend bald voll sein dürfte. Mit der „linken Hand" scheint also die Arbeit leichter von statten zu gehen, obgleich Herr Capefigue schon so viel geschrieben und edirt hat, daß man sich ihn recht gut vorstellen könnte, wie er mit beiden Händen zugleich schreibt, und zwar mit der Rechten „Les Reines de la main droite" und mit der Linken „Les Reines de la main gauche". Er hat bei der Königin Elisabeth sich so objektiv als möglich gehalten und nicht auf die Seite derjenigen gestellt, welche die „königliche Jungfrau" auf dem Altar der Maria Stuart opfern.

Sitzungsberichte.

K. K. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 12. Mai 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann führte den Vorsitz.

Nach Vorlage mehrerer eingelangter Druckschriften durch den Sekretär, theilte Herr k. k. Oberst Pechmann interessante „Skizzen über Bosnien und dessen Bewohner" mit, welche ihm von dem k. k. Konsular-Eleven Herrn Karl Saz zugesendet wurden.

Die türkische Provinz Bosnien mit Türkisch-Kroatien nimmt gegenwärtig einen Flächenraum von 765 Quadratmeilen ein, während die Herzegowina, die seit einigen Jahren einen besonderen Regierungsbezirk bildet, 295 Quadratmeilen umfaßt. Das von einem Wali Pascha oder Generalgouverneur verwaltete Ejalet Bosnien ist gegenwärtig in sechs Sandschake oder Liwas eingetheilt, welche zusammen 44 Kasas (Bezirke oder Kreise) umfassen. Die Herzegowina, die nur unter einem Mutesarriff Pascha steht, hat drei Liwas mit 17 Kasas. Bosnien gehört zum Stromgebiete der Save, also des schwarzen Meeres, die Herzegowina jedoch zum größten Theile dem der Narenta, also des adriatischen Meeres an. Das Klima ist in beiden sehr verschieden. Bosnien ist kalt, daß kaum der Weinstock dort fortkommt, die Herzegowina hingegen so warm, daß daselbst Südfrüchte gedeihen. Eben so verschieden ist der Bodencharakter Ersteres ist ein ziemlich fruchtbares Alpenland, letzteres aber ein größtentheils unfruchtbares Karstland wie Dalmatien.

Nach den neueren Angaben stellt sich die Bevölkerungszahl von Bosnien mit ziemlicher Genauigkeit auf 850.000 Seelen heraus, während die Herzegowina etwa 250.000 Einwohner zählt. Auf eine Quadratmeile kommen in Bosnien ungefähr 1100, in der Herzegowina 900 Seelen; am geringsten bevölkert ist die östliche Hälfte der beiden Länder. Die Bewohner dieser beiden Länder gehören durchgehends zu den Südslawen, welche im 7. Jahrhunderte in diese Provinzen eingewandert sind. Nur in dem südlichen Theile findet man etwa 20- bis 30.000 Arnauten oder Albanesen (Skipetaren) vom Stamme der Gegen. In Serajevo und Travnik, sind bei 3000 Juden und bei 7- bis 8000 herumziehende Zigeuner. Die meisten Einwohner gehören dem serbischen, der geringere Theil dem kroatischen Volksstamme an. Dem Religionsbekenntnisse nach entfallen auf türkisch Kroatien 5 pCt. Katholiken, 55 pCt. Griechen und 40 pCt. Mahomedaner; auf das eigentliche Bosnien 19 pCt. Katholiken, 43 pCt. Griechen

Digitized by Google

und nur 38 pCt. Mahomedaner; auf die Herzegowina 20 pCt. Katholiken 61 pCt. Griechen und 19 pCt. Mohamedaner und im Durchschnitte auf das ganze Land 16 pCt. Kotholiken, 48 pCt. Griechen und 36 pCt. Mohamedaner. Letzere sind jedoch auch durchgehends Südslawen.

Herr Prof. Fr. Simony hielt hierauf einen Vortrag über die Verbreitung der Gletscher in Oesterreich, der in seiner ganzen Ausdehnung in diesem Blatte mitgetheilt werden wird.

Versammlung am 26. Mai 1863.

Der Präsident Herr k. k. Oberst Ed. Pechmann, führte den Vorsitz.

Den Statuten gemäß wurden gewählt zum außerordentlichen Mitgliede Se. Excellenz Moriz Graf v. Dietrichstein, mit einem Jahresbeitrage von 25 Gulden; zu ordentlichen Mitgliedern die Herren: Dr. Jos. Bauer, Hof- und Gerichtsadvokat, Bertram Gatti, k. k. Oberlieutenant und Professor der Ingenieur-Akademie zu Klosterbruck, Fried. Heller v. Hellwald, k. k. Lieutenant, und Karl Lindner, Schiffslieutenant der k. k. Kriegsmarine.

Der Sekretär Bergrath Foetterle, theilte den vollständigen Inhalt, des an ihn gelangten Schreibens des Herrn L. Hansal aus Chartum vom 30. März l. J. mit, worin dieser Nachricht gibt über den vollständigen Erfolg der von der englischen geographischen Gesellschaft ausgerüsteten Expedition von Speke und Grant zur Erforschung der Nilquellen. Der Inhalt des Schreibens wurde bereits in dem Abendblatte der „Wiener Zeitung" vom 19. d. M. veröffentlicht.

Unter den vorgelegten Druckschriften lenkte der Sekretär Foetterle die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das große Werk des Vicomte de Santarem über die zum größten Theile noch unbekannten Weltkarten Portolano's und die hydrographischen und historischen Karten der Zeitperiode zwischen dem 6. und dem 17. Jahrhunderte, welches die Gesellschaft als ein Geschenk für ihre Bibliothek dem freundlichen Wohlwollen Sr. Excellenz des Herrn Moriz Grafen v. Dietrichstein verdankt. Es besteht dieses große Prachtwerk aus einem Atlas mit 47, meist kolorirten Tafeln in Großfolio und drei Bänden Erläuterungen hierzu und hat den Hauptzweck der Darstellung der Kosmographie und Geographie im Mittelalter, und der geographischen Fortschritte nach den großen Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrhunderte.

Ueber Antrag des Präsidenten drückte die Versammlung ihren verbindlichsten Dank Sr. Excellenz dem Herrn Grafen v. Dietrichstein durch Erheben von den Sitzen aus.

Ferner legte Sekretär Foetterle eine sehr gut und schön ausgeführte Karte des Kantons Glarus von W. M. Ziegler in Winterthur vor und sprach dem Herrn Verfasser und Geschenkgeber, der sich unter den Anwesenden befand, den besonderen Dank der Gesellschaft für dieses, wie für so viele andere werthvolle, bereits früher erhaltene Geschenke aus.

Herr Sekretär Foetterle erwähnte endlich eines wichtigen Werkes, das sich gerade in der Ausführung befindet, und worüber er ein Programm vorlegte; es ist ein Atlas zur Industrie- und Handelsgeographie, mit erläuterndem Texte von den Herren Dr. V. F. Klun und Dr. H. Lange, der Atlas wird 16 Blätter in Folio und Farbendruck umfassen. Bei der großartigen Entwicklung von Industrie- und Handelsunternehmungen und der Wichtigkeit der Geographie für dieselben, wird dieser Atlas sammt den Erläuterungen eine große Lücke ausfüllen, und die Namen der beiden Verfasser bürgen hinreichend für die Art und Weise der Ausführung.

Digitized by Google

Der Ausschuß der Gesellschaft stellte durch den Sekretär, Bergrath Foetterle, folgenden Antrag: „Die k. k. geographische Gesellschaft bestimmt als Anerkennung für geleistete Arbeit eine Prämie von 20 Stück Dukaten für den gelungensten, zur Vermehrung der Kenntnisse der Erdkunde am meisten beitragenden Aufsatz, der innerhalb eines jeden Vereinsjahres in dem betreffenden Jahrgange der Mittheilungen der Gesellschaft veröffentlicht wird."

Dieser Antrag wurde angenommen, so wie auch die hierauf bezüglichen beantragten näheren Bestimmungen.

Herr k. k. Oberst Pechmann legte eine Abhandlung über „das Land in Oesterreich als Grundlage für Kultur und Geschichte", von Herrn k. k. Oberlieutenant und Professor Bertram Gatti vor, worin der letztere Oesterreich vorzüglich vergleichend mit den übrigen Ländern Europa's und der anderen Welttheile nach seiner physikalischen, geographischen und ethnographischen Beschaffenheit in Betracht zieht.

Herr Prof. Dr. V. F. Klun gab eine kurze Skizze des von dem korrespondirenden Mitgliede Herrn W. M. Ziegler aus Winterthur eingesendeten Berichtes über die bedeutenden Leistungen der Schweiz auf dem geographischen Gebiete in den beiden letzten Jahren 1861 und 1862.

Ungarische Akademie.

In der Sitzung der philosophischen, rechtswissenschaftlichen und der historischen Klassen am 11. d. M. wurde eine Abhandlung von Karl Kalkbrenner vorgelesen, welche wichtige Daten zur Kenntniß der Zips liefert. Hierauf sprach Karl Ráth über die Verhältnisse der „türkischen Ungarn". — Von den Mittheilungen des Sekretärs heben wir hervor den im Auftrage der hohen Statthalterei von der philologischen Klasse ausgearbeiteten Vorschlag rücksichtlich der Fékesházyschen Stiftung. Nach dem ersten Punkte dieses Vorschlages hätte die Akademie eine Kommission zu wählen, welche Lehrbücher im Gesammtwerthe von 400 fl. zur Vertheilung als Prämie unter die studirende Jugend vorschlage. Im zweiten Punkte werden für das heurige Schuljahr zur Vertheilung empfohlene geschichtliche, philologische und Reisewerke aufgezählt; da dieselben jedoch nicht allgemeine Billigung fanden, so wurde den einzelnen Klassen es überlassen, Fachwerke in Vorschlag zu bringen. Im dritten Punkt wird die Kundmachung des Konkurses für den philologischen Fékesházypreis mitgetheilt, der, aus 500 fl. bestehend, im Jahre 1867 zur Verleihung kommt.

In der am 1. Juni abgehaltenen Sitzung der historischen, philosophischen und rechtswissenschaftlichen Klassen der Akademie zeigte der Sekretär an, daß bis zum 31. Mai als dem letzten Tage der festgestellten Frist, 12. Werke eingelaufen sind, welche um den Rádasdypreis von 100 Dukaten für in gebundener Rede geschriebene poetische Erzählungen, konkurriren. Die eingereichten Werke führen folgende Titel: 1. A. n. váradi torna. 2. Berta. 3. Kálmán király. 4. Buda halála. 5. Ös idök, Epos. 6. Simonyi. 7. A hontámasztó király. 8. Apa és fiu. 9. Jagello király. 10. Rozgonyi Erzsébet. 11. Kinizsi balkarja. 12. Emléktelen mult. Das in Prosa geschriebene Werk: „Apa és fiu" wurde zurückgewiesen und die übrigen Arbeiten der belletristischen und philosophischen Klasse zur Prüfung und Begutachtung zugewiesen. Hierauf hielt Herr A. Greguß einen Vortrag über die Stelle des Menschen in der Natur, worin derselbe Theorien Darwins, Lyells und Huxley's über die Entwicklung des Menschengeschlechtes gegenüber den Ansichten Cuviers, Humboldts und Burmeisters eingehend besprach.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiker Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Historisch-genetische Erläuterungen des österr. Preßgesetzes ꝛc. vom 17. Dezember 1862.

Von **Georg Lienbacher**,
k. k. Staatsanwalt.

(Wien, bei Wilhelm Braumüller. 1863)

Die Rechtsstellung der Presse im Staate, der Inbegriff legislativer Normen, unter welchen sie steht, kann füglich als Gradmesser der Entwicklung des Staatslebens selbst auf der Bahn öffentlicher Freiheit gelten. Es ist daher klar, daß eine erläuternde Darstellung unserer neuesten Preßgesetzgebung, wie die vorliegende, und von einem so gewiegten Gewährsmanne, nicht bloß das Interesse des Juristen, sondern eines Jeden in Anspruch nimmt, der dem öffentlichen Leben nicht geradezu gleichgiltig und theilnahmslos gegenübersteht. Der Verfasser, als Praktiker wie als juridischer Schriftsteller gleich bewährt und anerkannt, und vom Justizministerium zur Ausarbeitung des ersten Entwurfes dieser Gesetze für die ministerielle Vorberathung berufen, mußte sich hierdurch vor Anderen aufgefordert fühlen, das Publikum durch eine kritische Darlegung der Entstehungsgeschichte dieser legislativen Arbeit, von der er mit Recht sagen kann: „Quorum magna pars ego fui“, in den Geist derselben einzuführen. Seine dankenswerthe Leistung verdient, daß wir sie hiermit etwas näher in Betracht ziehen.

Die ersten beiden Kapitel mit den Ueberschriften: „Die materielle und formelle Gedankenfreiheit“ und „Die Preßfreiheit“ bilden eine Art theoretischer Einleitung, die wir, offen gestanden, dem Verfasser gern erlassen hätten. Schlägt uns in der Durchführung und Begründung der ersteren Unterscheidung der Schulgeschmack etwas zu sehr vor, so scheint es andererseits heutzutage doch kaum mehr nöthig, über Werth und Nothwendigkeit der Preßfreiheit noch Worte zu verlieren. Um so interessanter ist uns aber das dritte Kapitel (S. 13 bis 46) über die „Geschichte der österreichischen Preßfreiheit und ihrer gesetzlichen Normen“. Ja, sie hat ihre Geschichte, die österreichische Preßfreiheit, zwar noch nicht reich an Jahren, aber reich an Erfahrungen und Lehren für Volk und Regierung! Wer die Vorgänge und Szenen mit erlebt hat, in Folge deren unser erstes österreichisches Preßgesetz (vom 31. März 1848) sofort nach seiner Geburt zu Grabe getragen wurde, den überkommt ein eigenes Gefühl, wenn er nun nach fünfzehn Jahren in unbefangener, ruhiger Stimmung den Auszug der Bestimmungen dieses Gesetzes, welchen der Verfasser gibt, durchliest und bekennen muß, daß es an vernünftiger Freiheit Alles gewährte, nicht

Digitized by Google

nur was unter den damaligen turbulenten Zuständen möglich war, sondern auch was noch heute bei vollkommen festem Bestande der öffentlichen Ordnung als erreichbar und ausführbar erkannt wird. Denn eine Vergleichung jenes Gesetzes mit unserem gegenwärtigen Preßgesetze, dessen konsequente Durchführung des Prinzipes der Preßfreiheit mit Ausschluß aller polizeilichen Maßregelung doch allgemein anerkannt wird, zeigt, daß jenes nirgends schärfere Restriktionen, härtere Bedingungen des Gebrauches der Presse aufstellte als dieses. Und doch wurde jenes erste österreichische Preßgesetz todt gemacht durch die liberale Phrase, todt gemacht durch theoretische Prinzipiennergelei, todt gemacht durch die Schwäche der Regierung selbst, die den Ausspruch eines Areopags von — Studenten und Leuten, die als solche gelten wollten, für den Werth oder Unwerth eines Gesetzes als maßgebend anerkannte! Möchte sich die spätere Geschichte Oesterreichs nicht vielleicht anders gestaltet haben, wenn jenes erste österreichische Preßgesetz eine Wahrheit geworden und mit Festigkeit gehandhabt worden wäre?

Man versuchte es sofort mit einem „zeitgemäßeren" Preßgesetze, mit den provisorischen Verordnungen vom 18. Mai 1848. Keine Kautionen, keine Pflichtexemplare, keine Qualifikationserfordernisse zur Redaktion einer Zeitschrift, freies Anschlagen und Ausbieten von Druckschriften, durchaus herabgesetzte Strafen und möglichst beschränkte Verantwortlichkeit für Preßvergehen, möglichste Erschwerung ihrer gerichtlichen Verfolgung durch die erst zu ernennenden Staatsanwälte und ausnahmsweise Geschwornengerichte für Preßvergehen — Herz, was willst du noch mehr? Es ist, als hätte man Proudhons civilrechtliches Paradoxon: „La propriété c'est le vol" ins Strafrechtliche übertragen: „L'ordre c'est le crime", und nach diesem Prinzipe die preßgesetzlichen Bestimmungen getroffen. Ach, es war zu liberal, dieses Preßgesetz, zu gut für diese Welt! Und doch können wir uns durchaus nicht erinnern, damals irgendwo den Ruf gehört zu haben: „Die Freiheit wie in Oesterreich!" Wem es aber nicht mehr genau erinnerlich sein sollte, welchen Gang unsere Preßzustände unter der Herrschaft dieses Preßgesetzes genommen, der möge die getreue und bündige Schilderung beim Verfasser S. 18 bis 22 nachlesen.

Der Belagerungszustand machte diesen Verhältnissen ein Ende und es begann nun die „rückläufige" Bewegung auf der Planetenbahn österreichischer Preßfreiheit Zunächst wurden für das Territorium des Belagerungszustandes Bestimmungen getroffen, welche die Presse unter militärische Zucht und Ordnung stellten. Eine allgemeine Beschränkung wurde mit Verordnung vom 20. Dezember 1848 durch das Verbot des beliebigen Anschlagens und Ausbietens von Druckschriften eingeführt. Die Allerhöchsten Patente vom 13. und 14. März 1849 brachten dann ein neues Preßgesetz, welches, an dem Prinzipe der Preßfreiheit festhaltend, auch der Ordnung die nöthigen Garantien zu geben suchte und noch ganz im Geiste der Durchführung einer wahrhaft konstitutionellen Staatsordnung gehalten war. Aber auch dieses Preßgesetz sollte, so wie die Verfassung vom Jahre 1849 selbst, keine Wahrheit mehr werden. Man hielt es bereits für leichter und sicherer, ohne Verfassung und ohne Preßfreiheit zu regieren und glaubte, der französischen Administration das Geheimniß

Digitized by Google

abgelauscht zu haben, wie dies heutzutage durchzuführen sei. So wurde schon mit Verordnung vom 6. Juli 1851 das System administrativer Verwarnungen und Verbote eingeführt und dasselbe dann in der Preßordnung vom 27. Mai 1852 noch weiter entwickelt. Mit Verordnung vom 22. November 1852 wurde allen Militärpersonen das Schreiben „politischer" Artikel für Zeitungen ohneweiters bei Strafe untersagt. Der Justizministerial-Erlaß vom 6. Juni 1854 verbot den Staatsbeamten „jede Betheiligung an der periodischen Presse ohne Vorwissen ihrer Vorgesetzten". Und mit der Preßnovelle vom 27. November 1859 war die Reaktion endlich auf jener Höhe angekommen, wo sie wegen offenbarer Symptome von Geistesschwäche bereits wieder Anspruch auf unser Mitleid hat.

Und was war der Erfolg dieser zehnjährigen, sich immer steigernden Reaktion? Hören wir die Antwort darauf vom Verfasser selbst, einem Staatsanwalte, dem sein Beruf die Preßzustände täglich vor die Augen führte und offener darlegte als Anderen, einem eben so gewissenhaften und pflichtgetreuen als intelligenten Staatsbeamten: „Es wurde mit dem Unkraute auch der Weizen zertreten. Um eine Konzession zu erwirken, versprach mancher Herausgeber einer periodischen Druckschrift Wunder von Loyalität, um bald sein Versprechen zu vergessen; als Redakteure tauchten Strohmänner ohne alle wissenschaftliche Bildung auf, nach deren „Moralität" man besser nicht frägt; die Bürstenabzüge wurden Probeexemplare, die Revision zur Censur, die Beschlagnahme zur Drohung und Strafe ohne richterlichen Schutz, ohne Urtheil und Begründung; legte die Polizei dennoch beanständete Druckschriften der Justiz vor, fand diese selten etwas zu tadeln, weil ihr für manche Anschauung der Administration der Maßstab des Gesetzes nicht zureichte und die Polizei mittelst der Präventivmaßregeln das Erscheinen der Druckschrift hätte verhindern können, — auch lag der Justiz selbst so Manches am Herzen, was ihr noch nicht laut genug getadelt worden zu sein schien; — Militärs und Beamte schwiegen — in der Presse, sprachen aber ihr Mißvergnügen desto lauter unter sich und auch, — da das Volk für die Maßregeln der Regierung nur zu oft deren unschuldige Organe verantwortlich macht, den Tadel auch nicht anders laut werden lassen konnte, — gegenüber den verschiedensten Volksklassen aus; allgemeines Mißvergnügen verlangte von den Organen der Presse nur noch Tadel und zahlte diesen am besten, daher selbst gehaltlose Opposition lohnend wurde und zu sich überbietender Konkurrenz verleitete; die Regierungspresse erforderte große Opfer und blieb dennoch ungelesen; aus ministeriellen Quellen schöpfen galt völlig als kompromittirend: regierungsfreundlich galt als gleichbedeutend mit volks- und freiheitfeindlich, und schon fing man offen zu fragen an: Wie lange noch?" (S. 36.) — Ist sie nicht lehrreich, die Geschichte der österreichischen Preßfreiheit?

Die Entstehungsgeschichte unserer gegenwärtigen Preßgesetzgebung, mit welcher der Verfasser dieses Kapitel schließt, darf im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Hierauf folgt das neue Preßgesetz selbst, so wie das Gesetz über das Strafverfahren in Preßsachen und die Amtsinstruktion für die Staatsanwaltschaften und Sicherheitsbehörden zum Vollzuge beider Gesetze. Beide Gesetze werden in der

Digitized by Google

Weise behandelt, daß den einzelnen Gesetzesparagraphen unmittelbar der korrespondirende Text der Regierungsvorlage gegenüber gestellt und dann aus den Verhandlungen des Reichsrathes gezeigt wird, wie und aus welchen Gründen sich die Abweichungen des Gesetzestextes von der Regierungsvorlage ergaben. Aber der Verfasser läßt es nicht bei dieser historischen Erklärung jener Abweichungen bewenden, sondern er zieht sie auch vor das Forum der Kritik und prüft scharf, ob sie auch als Verbesserungen des Entwurfes anzuerkennen sind oder nicht. Und nur in wenigen Punkten gelangt der Verfasser zu dem Resultate dieser Anerkennung; in den meisten Differenzpunkten hält er die größere theoretische Richtigkeit oder praktische Vorzüglichkeit der Bestimmungen des Entwurfes aufrecht. Es liegt in diesem Festhalten des eigenen Urtheiles trotz der nach langen und wiederholten Verhandlungen dagegen erfolgten Entscheidung der legislativen Faktoren etwas von Galilei'schem Trotze, si licet parva componere magnis, und es ist diese Appellation an die letzte Instanz wissenschaftlicher Kritik eine völlig berechtigte. Die praktische Geltung gesetzlicher Bestimmungen wird endgiltig durch die Beschlüsse der legislativen Faktoren festgestellt; ihre theoretische Richtigkeit aber, ihr innerer Werth oder Unwerth unterliegt immer noch dem Ausspruche jenes Tribunals, vor welchem keine Macht der Majoritäten, sondern nur die überzeugende Kraft richtiger Erkenntniß und der unerbittliche Zwang der Logik den Ausschlag gibt. Und dieses unsichtbare Tribunal wird dem „E pur si muove" des Verfassers in vielen, ja in den meisten Punkten beistimmen, wenn es ihn auch in anderen von der parteiischen Vorliebe des Vaters für sein Kind und von mitunter kleinlich erscheinender Rechthaberei nicht ganz freisprechen kann.

Es wäre hier, wo wir nicht ausschließlich für Fachgenossen über das vorliegende Werk Bericht erstatten, kaum am Platze, an den einzelnen Ausführungen des Verfassers nachzuweisen, inwieferne sie jene Beistimmung oder diesen Tadel verdienen. Wir müssen es jedem unbefangenen und urtheilsfähigen Leser des Werkes selbst überlassen, unseren einfach hingestellten Ausspruch gerechtfertigt zu finden oder nicht. Das übrigens wird gewiß Jedermann zugeben, daß der geehrte Verfasser mit dieser neuesten Leistung dem Kranze seiner literarischen Verdienste abermals ein frisches, werthvolles Blatt eingeflochten hat. Wahrlich, wer, wie Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit hatte, die praktische Amtsthätigkeit des Verfassers seit einer Reihe von Jahren kennen zu lernen, wer weiß, wie er schon als Staatsanwalt in Ofen stets mit den schwierigsten und verwickeltsten Strafverhandlungen (Rózsa Sándor, Szauer) befaßt war, wie er nebstbei Zeit fand, sich die ungarische Sprache völlig anzueignen, und wie er bei alledem auch noch fortwährend an der juridischen Literatur sich in hervorragender Weise betheiligte, der wird einer so seltenen Arbeitskraft und Schaffenslust den Zoll aufrichtigster Anerkennung nicht versagen, und vor Allem auf den Verfasser selbst die schönen Worte anwenden, die wir S. 98 und 99 über Werth und Nutzen literarischer Beschäftigung der Beamten finden. Mit den Schlußworten dieser Stelle wollen auch wir unsere Anzeige schließen: „Die Wissenschaft ist eine Macht, welche, wo sie der Beamte besitzt, zugleich der

Digitized by Google

Regierung zuwächst; sie gedeiht aber nicht ohne die volle Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit".

P. Harum.

Die Städtebevölkerung in Oesterreich.

Von J. V. Goehlert.

Als eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete der statistischen Untersuchungen über die Bevölkerung tritt der besondere Unterschied zwischen Stadt- und Landbevölkerung hervor. Dieser Unterschied prägt sich nicht nur in den Bewegungsverhältnissen, sondern auch in der Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihren einzelnen Elementen aus. Die Ehe-, Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse sind in den Städten wesentlich anders gestaltet als bei der Landbevölkerung, und das aus dem Zusammenwirken dieser Verhältnisse sich entwickelnde Anwachsen der Bevölkerung folgt anderen Regeln in den Städten als auf dem Lande. Auch in ihrer Zusammensetzung nach Geschlecht, Civilstand, Alter und Gemeindeangehörigkeit ist die Stadtbevölkerung wesentlich anders gegliedert als die Landbevölkerung. Bei der Verschiedenheit dieser Verhältnisse läßt sich nicht verkennen, daß die Städte und ihre Bevölkerung vielfache Anhaltspunkte zu statistischen Untersuchungen und Vergleichungen gewähren, deren Würdigung vom österreichischen Standpunkte bis jetzt vernachlässigt wurde.

Der Beurtheilung der Städtebevölkerung muß selbstverständlich die genaue Bestimmung jener Ortschaften vorangehen, welche städtische Bevölkerung beherbergen. In Oesterreich zählte man, zu Ende 1857, unter Berücksichtigung der gegenwärtigen territorialen Begrenzung 871 eigentliche Städte, worunter die Kapitale des Reiches, Wien, mit nahezu einer halben Million Bewohnern den ersten Rang einnimmt; an diese schließen sich an: die Hauptstädte der drei Königreiche Ungarn, Böhmen und Lombardo-Venetien, Pesth, Prag und Venedig mit je mehr als 100.000 Bewohnern; in die Reihe der Großstädte kommen auch noch die neun Städte: Triest, Lemberg, Brünn, Graz, Ofen, Szegedin, M. Theresiopel, Verona und Padua, welche je zwischen 50.000 und 100.000 Bewohner umfassen. Zu den mittleren Städten zwischen 5000 und 50.000 Einwohnern gehören 213 und zu den kleinen Städten mit einer Bevölkerung unter 5000 Seelen 642. Diese letzteren bilden ungefähr drei Viertheile der Zahl aller Städte.

Was die im Laufe der Zeit eingetretene Zunahme der Städte anbelangt, so läßt sich bei dem Mangel genauer Daten in eine Vergleichung nur schwer eingehen; denn im Jahre 1857 zählte man um drei Städte weniger als im Jahre 1851, während doch seit dem letzteren Jahre 28 Märkte zu Städten erhoben wurden und eine thatsächliche Abnahme der Städte sonst nicht eingetreten ist. Der

Digitized by Google

Grund dieses Widerspruches liegt in der unrichtigen Klassifizirung der Ortschaften, namentlich in der nicht immer genauen Unterscheidung zwischen Stadt und Markt, in welch' letzterer Beziehung häufig eine Verwechslung bei der Zählung (besonders in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien) eingetreten sein dürfte. Die Zahl der Städte ändert sich in der Regel nur wenig und erhöht sich gemeiniglich nur durch den Zuwachs jener Ortschaften, welche im Laufe der Zeit das städtische Privilegium erhalten.

Als das städtereichste Land in Oesterreich erscheint Böhmen (mit mehr als einem Drittheile aller Städte oder 38 pCt.) und schon im Jahre 1787 zählte dieses Land 253 und 70 Jahre später 355 Städte; sonach um 102 Städte mehr, welcher außerordentliche Zuwachs weniger auf Rechnung einer ungenauen Klassifizirung der Ortschaften, als der im Laufe dieser Jahre eingetretenen und zum Theile nachweisbaren Erhebung von Märkten zu Städten zu setzen ist. Unter diesen Städten sind einige, welche im vorigen Jahrhundert noch in die Klasse der Dörfer gehörten und gegenwärtig in der Reihe der blühenden Städte stehen.

In dieser Beziehung verdient insbesondere Erwähnung die Stadt Karolinenthal, welche im Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Namen Bischofshof zu den Dörfern gehörte, im Jahre 1817 zu einer Vorstadt von Prag erhoben wurde und gegenwärtig eine selbstständige Stadtgemeinde bildet. Wohl kein Ort in Oesterreich ist so rasch in seiner Entwicklung vorwärts gegangen, als diese Stadt, welche im Jahre 1817 noch 30 Häuser, im Jahre 1830 noch 2600 Bewohner zählte und gegenwärtig mehr als 12.000 Bewohner in 231 Häusern umfaßt.

Diese außerordentliche Entwicklung des städtischen Elementes in Böhmen und der rasche Umwandlungsprozeß der Orte in Städte hängt unzweifelhaft mit der Ausdehnung der Industrie in diesem Lande zusammen.

Städte mit mehr als 5000 Einwohnern zählt Böhmen allein 38, während im lombardisch-venetianischen Königreiche nur 32 und in Galizien nur 26 solche Städte erscheinen.

Die Menge der Städte bildet an und für sich noch kein entscheidendes Moment, wenn nicht auch zugleich der Umfang derselben in Betracht gezogen wird. In dieser letzteren Beziehung treten einige Schwierigkeiten ein, wenn es sich um statistische Vergleichspunkte handelt; denn für den Statistiker ist der Begriff Stadt nicht allein maßgebend zur Bestimmung der städtischen Bevölkerung, zu derselben rechnet dieser gewöhnlich auch noch die Bewohner jener Ortschaften, welche, ohne gerade Stadt zu heißen, nach dem Umfang ihrer Bevölkerung und nach deren Beschäftigung den Städten gleich zu halten sind.

Um in dieser Beziehung einen allgemeinen Maßstab zu gewinnen, werden hier nur jene Städte in den Kreis dieser Betrachtung gezogen, deren Bewohnerzahl 5000 übersteigt, und zu diesen auch noch die Märkte gerechnet, deren Umfang die erwähnte Ziffer erreicht, da sich im Allgemeinen voraussetzen läßt, daß die Lebensweise und Beschäftigung eines solchen Bevölkerungs-Konglomerates mehr einen städtischen als ländlichen Charakter an sich trage.

Digitized by Google

Unter den 2260 Marktflecken in Oesterreich zählen bloß 130 eine Bevölkerung von mehr als 5000 Seelen, woran Ungarn mit 110 den hervorragendsten Antheil nimmt.

Dörfer mit mehr als 5000 Bewohnern gibt es zwar mehrere, namentlich in Ungarn, jedoch dürfte den meisten der eigentliche Charakter einer städtischen Bevölkerung streitig gemacht werden. Eine Ausnahme hiervon dürften nur wenige bilden, und in dieser Beziehung werden Warnsdorf in Böhmen mit 12.000 Seelen und die an die Reichshauptstadt Wien in deren Umgebung anstoßenden und zusammenhängenden Ortschaften mit nahezu 100.000 Seelen hervorgehoben.

Unter diesen Voraussetzungen und Beschränkungen berechnet sich die städtische Bevölkerung in Oesterreich auf nahezu fünf Millionen oder auf 14·2 pCt. der gesammten Bevölkerung, wornach Oesterreich in dieser Beziehung den Rang zwischen Dänemark und Hannover unter den europäischen Staaten einnimmt, von England mit seiner Städtebevölkerung von 50 pCt. weitaus übertroffen, von Schweden aber mit 10 pCt. nicht erreicht wird [1].

Was die Zunahme der städtischen Bevölkerung betrifft, so kann dieselbe im Allgemeinen nur vom Jahre 1851 an mit einiger Sicherheit berechnet werden, so wünschenswerth auch ein Zurückgreifen auf eine frühere Zeit erscheinen würde. Diese Zunahme beläuft sich seit dem genannten Jahre im Durchschnitte auf jährliche 3 pCt., und diese Zahl ist es insbesondere, welche der städtischen Bevölkerung ein besonderes charakteristisches Merkmal aufdrückt und dieselbe von der Landbevölkerung, welche einen jährlichen Zuwachs von nur 0·4 pCt. aufweist, wesentlich unterscheidet.

Der Zunahme-Koeffizient der städtischen Bevölkerung zerfällt eigentlich in zwei Faktoren, in den natürlichen Zuwachs, welcher sich aus dem Ueberschusse der Geborenen über die Gestorbenen ergibt, und in den Zuzug vom Lande; beide zusammen bilden den effektiven Zuwachs der städtischen Bevölkerung. Der natürliche Zuwachs ist in der Regel in den Städten kleiner als der durch den Zuzug bewirkte, und es dürfte nur wenige Städte geben, welche sich kraft ihres natürlichen Zuwachses in ihrem Bevölkerungsstande ergänzen und erhalten. In der Regel kommt das Anwachsen der Städte, namentlich der Großstädte, welche durch ihren größeren Wohlstand und Reichthum eine nicht zu bewältigende Anziehungskraft auf das Land ausüben, zumeist auf Rechnung des Zuzuges. Diese Zuzüge bringen eben in die städtische Bevölkerung jene Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, welche das Stadtleben vom Landleben unterscheidet, sie rufen einen rascheren Wechsel der Generationen hervor und erzeugen durch ihre fortwährende Bewegung jene belebenden Wirkungen, welche in Künsten und Wissenschaften, in Industrie und Handel und in gemeinnützigen Anstalten zur Erscheinung kommen.

Geht man von dieser eigenthümlichen Erscheinung auf die Ursachen zurück, so lassen sie sich zum Theile aus der rascheren Zunahme der Bevölkerung überhaupt,

1 Deutsche Vierteljahrsschrift Nr. 98 (Jahrgang 1862) in dem Aufsatze: „Soziale Probleme im Lichte der neueren Bevölkerungsstatistik", dessen Verfasser die städtische Bevölkerung in Oesterreich gänzlich ignorirt.

Digitized by Google

namentlich in Gegenden, deren Boden dem zuwachsenden Geschlechte nicht mehr die hinreichenden Existenzmittel zu gewähren im Stande ist, zum Theile aus der zunehmenden Entfaltung der Industrie und des Handels erklären, deren Centralpunkte die Städte geworden sind.

In England, wo diese Erscheinung mit dem Aufblühen der großen Fabriks- und Handelsstädte zusammenfällt, macht sich in neuester Zeit bereits eine Rückströmung bemerkbar, zum Theile auch in Frankreich, wo man jener in bedenklichem Maße sich äußernden Zuwanderung in die Städte sogar gesetzliche Schranken zu setzen Willens war.

Ob aber das Verhältniß wechselseitiger Ergänzung zwischen Stadt und Land in seinem natürlichen Gange kräftig genug waltet, um gesetzliche Schranken entbehrlich zu machen, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls hängt dasselbe von der Kulturstufe des Volkes und von der Art seiner Thätigkeit ab, und es erschiene nur dann ein gesetzliches Eingreifen angezeigt, wenn der Stamm der Bevölkerung angegriffen würde. Der natürliche Gang der Verhältnisse würde aber ohnedem früher oder später von selbst eine Ausgleichung bewirken, wie dies bereits in England eingetreten ist.

In Oesterreich ist die städtische Bevölkerung noch nicht zu jener Höhe gediehen, welche die Befürchtung vor einer Absorbirung der Landbevölkerung eintreten läßt, noch hat das städtische Leben daselbst eine solche Ausdehnung gewonnen, welche ohne Gefahr ein weiteres Fortschreiten nicht wünschenswerth macht.

Abgesehen von dem natürlichen Zuwachse der Städtebevölkerung, welcher, wie bereits erwähnt, weniger in die Wagschale fällt, beruht das Anwachsen der Städte wesentlich auf dem Zuzug vom Lande, welcher sich aus den zwei Faktoren, aus den in den Städten befindlichen Fremden (welche in denselben nicht zuständig sind) und aus dem Plus des effektiven Zuwachses der Städtebevölkerung gegenüber der Landbevölkerung approximativ bestimmen läßt. Der erstere Faktor kann allerdings nur Anhaltspunkte im Allgemeinen zur Beurtheilung gewähren, läßt aber nichtsdestoweniger einen interessanten Einblick in die städtischen Bevölkerungselemente zu, auf deren gehörige Würdigung die Statistiker, wohl größtentheils aus Mangel genügender Daten, noch wenig eingegangen sind. Der Antheil, welchen die fremde Bevölkerung an der Entwicklung des städtischen Lebens nimmt, läßt sich in Oesterreich nach den vorhandenen Volkszählungsdaten genau bestimmen. Im Durchschnitte beträgt die Zahl der Fremden in den Städten ungefähr 30 pCt., und schwankt zwischen 20 und 50 pCt., sie erhöht sich namentlich in jenen Städten, welche für Hauptpunkte des Handels und der Industrie gelten, wie in Pesth, Brünn, Wien und Prag, in welch' letzterer Stadt die Zahl der Fremden sogar jene der Einheimischen übersteigt.

Der zweite Faktor, das Plus der Zuwachsziffer bei der Gegenüberstellung der Zunahme der städtischen mit jener der ländlichen Bevölkerung berechnet sich im jährlichen Durchschnitte auf 2 bis 3 pCt. und in absoluter Zahl auf nahezu 150.000 Individuen, welche jährlich vom Lande in die Städte wandern.

Digitized by Google

Nach sicheren statistischen Daten ist die Bevölkerung in Oesterreich eigentlich erst seit dem Jahre 1850 in größeren Fluß gerathen; von dieser Zeit an bis zum Jahre 1858 haben die Städte für ihren effektiven Zuwachs allein nahezu eine Million größtentheils thätige und erwerbfähige Menschen durch Zuwanderung gewonnen. Diese Strömung nimmt in neuester Zeit einen noch mehr überhandnehmenden Charakter an und steht mit der zunehmenden Entwicklung der Gewerbeindustrie, mit dem größeren Wohlstande und mit den Fortschritten der geistigen Bildung in den Städten in unmittelbarem Zusammenhange.

Bei einem nur um ½ pCt. höheren Bevölkerungszuwachs seit dem Jahre 1857 sind schon bis heute abermals eine Million Menschen in die Städte gezogen. Dieser Abfluß trifft die Landbevölkerung um so schwerer, als derselben auch noch durch die jährliche Heeresergänzun mindestens 70.000 der kräftigsten Leute entzogen werden. In Folge dieses ansehnlichen Abganges muß die Regenerationskraft der Landbevölkerung in einem um so stärkeren Maße wirken, um sich in ihrem Stande zu erhalten. Im entgegengesetzten Falle müßte unfehlbar eine Abnahme der Landbevölkerung eintreten.

Hiernach wird es klar, daß die Volkszunahme in den Städten wesentlich auf der Landbevölkerung als dem erhaltenden Lebenselemente beruht, und daß ein Zurückstehen der ländlichen Bevölkerung im Zuwachs-Koeffizienten gegenüber der städtischen Bevölkerung unfehlbar eintreten muß.

Der mit jährlichen 3 pCt. bezifferte Zuwachs der Städtebevölkerung trifft allerdings die einzelnen Städte nicht in gleichem Maße; einige sind hieran mit einem größeren Percentsatze, andere mit einem kleineren betheiligt, je nachdem äußere Umstände, geographische Lage, Kommunikationsmittel, Handel und Industrie Einfluß hierauf genommen haben. Hierbei ist auch das stetige Anwachsen der Städte in einem längeren Zeitraume und das rasche Aufblühen derselben in neuester Zeit, besonders durch verbesserte Kommunikationsmittel hervorgerufen, zu beachten. Denn wie sehr diese eine raschere Zunahme der Bevölkerung bewirken können, zeigen in neuester Zeit Troppau und Laibach, deren Bevölkerung seit sieben Jahren um 37 und 20 pCt. gestiegen ist. Wo sich verbesserte Kommunikationsmittel mit einer vortheilhaften geographischen Lage vereinigten und dadurch den Aufschwung der Städte zu Hauptpunkten der Industrie und des Handels begünstigten, ist auch die Bevölkerung in rascherer Zunahme begriffen gewesen; Belege hiefür bieten Prag, Brünn, Pesth und Temesvar, deren Bevölkerung seit sieben Jahren einen jährlichen Zuwachs von 3 bis 4 pCt. erhalten hat. Die Neugestaltung des Verwaltungs-Organismus, wodurch einige Städte Sitze von Landesbehörden geworden sind, hat ihren Einfluß auch auf die Bevölkerung erstreckt; Klagenfurt, Agram, Hermannstadt und Czernowitz verdankten ihren jährlichen Zuwachs um 2 bis 3 pCt. zumeist diesem Umstande.

Bei einem spezielleren Eingehen in den thatsächlichen Zuwachs der einzelnen Städte muß man zur richtigeren Beurtheilung auf einen früheren Zeitraum und so weit zurückgehen, als die Statistik sichere Daten zu

Digitized by Google

liefern im Stande ist; dies gilt aber erst vom Jahre 1830, zwischen welchem und dem Jahre der letzten Volkszählung ein achtundzwanzigjähriger Zeitraum liegt.

Der hiernach berechnete stetige Zuwachs der Städtebevölkerung bietet hier nicht weiter zu erörternde Anhaltspunkte genug zur Beurtheilung einzelner Städte in ihren Lebensmomenten.

Unter allen Städten der Monarchie tritt, wie schon erwähnt, Karolinenthal mit der stärksten Zunahme der Bevölkerung hervor, welche das Fünffache der Bewohnerzahl vom Jahre 1830 erreicht hat; nächst Karolinenthal stellt sich die Kurstadt Teplitz mit der dreifachen Erhöhung ihrer Bewohnerzahl. Eine Verdoppelung ist eingetreten in Pesth, Triest, Fiume, Czernowitz (Bukowina), Teschen, Sternberg (Mähren), Kolomea (Galizien), Szegedin (Ungarn), Budweis, Jungbunzlau und Rumburg (Böhmen).

Um mehr als 50 pCt. hat sich die Bevölkerung erhöht in den Städten: Laibach, Agram, Görz, Troppau, Baden, Wiener-Neustadt (Niederösterreich), Brünn, Olmütz, Schönberg, Proßnitz, Znaim (Mähren), Eger, Brüx, B. Leipa, Leitmeritz, Pardubitz, Pilsen, Pisek, Přibram, Reichenberg, Schlan (Böhmen), Stryj, Zaleszczyk, Tarnow (Galizien), M. Theresiopel, Kremnitz, Schemnitz, Oedenburg und Fünfkirchen (Ungarn).

Wenn übrigens die Zunahme der Bevölkerung bei einigen Städten nicht mit einem so bedeutenden Percentsatze hervortritt, als man ihn vielleicht erwartet hätte, so liegt die Ursache hiervon in eigenthümlichen lokalen Verhältnissen, welche namentlich in Wien, Venedig und Triest hervortreten; während die Bevölkerung Wiens in den letzten sieben Jahren nur um 10 pCt.[1] und jene Triests nur um 0·3 pCt. zugenommen hat, ist sie im Weichbilde der ersteren Stadt (in den Bezirken Sechshaus und Hernals) um 41 und um 26 pCt. in dem zugehörigen Gebiete der letzteren gestiegen.

Die Städte Linz, Salzburg und Innsbruck bewahren auch in ihrer Bevölkerung den Charakter der in den Alpenländern hervortretenden Erscheinung, daß die Volkszunahme daselbst in einem geringeren Maße erfolgt als in den übrigen Ländern

Eine Erscheinung darf schließlich nicht unerwähnt bleiben nämlich das Zurückgehen der Städte in ihrer Bewohnerzahl seit dem Jahre 1830. In diese unerfreuliche Lage sind gerathen die Bergstädte Idria, Hallein und Wieliczka, dann die ehemals blühenden Handelsstädte Brody, Debreczin und Kronstadt, ferner die Städte: Freiberg, Holleschau (Mähren), Brzezan, Kenty (Galizien), Eisenstadt, Komorn (Ungarn), Karlsburg (Siebenbürgen), Rovigno (Istrien), Schio und Thiene (Lombardo-Venetien). Die Erörterung der Ursachen, welche zu dieser bedauerlichen Erscheinung mitgewirkt haben, liegt außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes.

---

1 Die Zunahme der Bevölkerung Wiens seit dem Jahre 1754 ist von dem Verfasser in der „Statistik von Wien", 1. Heft, ausführlich erörtert.

Digitized by Google

Die türkische wissenschaftliche Monatschrift „Medschmuaï Fünun".

Von E. v. L.

Wer einiges Interesse für die geistige Bewegung des osmanischen Volksstammes fühlt, darf die neueste und modernste Form seiner literarischen Thätigkeit, nämlich die seit einiger Zeit in Konstantinopel in türkischer Sprache erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften (Revuen) nicht ganz unbeachtet lassen. Die Erwähnung derselben in einem österreichischen wissenschaftlichen Blatte dürfte schon aus dem Grunde an ihrem Platze sein, weil Oesterreich durch seine geographische Lage, durch seine materiellen Interessen und seine politischen Rücksichten mehr als jeder andere Staat bei der geistigen Regeneration des Orientes betheiligt ist.

Der Plan zur Herausgabe solcher periodischen Schriften datirt schon einige Jahre zurück. Vor mehr als vier Jahren, wurde bereits die Herausgabe eines ausschließend der Nationalökonomie und den Cameralwissenschaften gewidmeten türkischen Blattes in Aussicht genommen. Eine ähnliche Zeitschrift sollte für Naturwissenschaften erscheinen. Diese Projekte kamen jedoch nicht zur Ausführung, theils weil den Unternehmern die erforderlichen Geldmittel und literarischen Verbindungen nicht zur Verfügung standen, theils aber auch weil gewisse lokale Hindernisse nicht überwunden werden konnten. Das Verdienst, dieser fruchtbringenden Idee zum Durchbruche verholfen zu haben, gebührt der seit ungefähr zwei Jahren gebildeten „osmanischen wissenschaftlichen Gesellschaft (Dschemieti ilmieï osmanié), welche sich in dem Gegenstande unserer heutigen Besprechung, dem „Medschmuaï Fünun" ein Organ ihrer gemeinnützigen Thätigkeit geschaffen hat. Wie zeitgemäß dieses Unternehmen war und wie sehr das Bedürfniß nach Unterricht gefühlt und erkannt wird, erhellt am deutlichsten aus dem Umstande, daß seither noch zwei andere ähnliche periodische Schriften, nämlich der „Medschmuaï iberi intibach" und der „Mirat" begründet wurden, so daß Konstantinopel in diesem Augenblicke drei wissenschaftliche türkische Blätter aufzuweisen hat.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit vor der Hand, ausschließend dem „Medschmuaï Fünun" zu, von dem uns die ersten zehn Monatshefte vorliegen und der durch längeren Bestand, durch die Mitwirkung der ausgezeichnetsten Kräfte des Landes, durch seine pekuniären Mittel und seinen ausgebreiteteren Lesekreis allein auf einige Bedeutung Anspruch machen kann. Um diese Bedeutung richtig zu würdigen, ist es nothwendig, einen Blick auf die wissenschaftliche Gesellschaft „welche als Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift erscheint, zurückzuwerfen.

Die Statuten dieser Gesellschaft sind im ersten Monathefte (Moharrem 1279) (Juli 1862) abgedruckt. Als Zweck des Vereines ist im § 1 erklärt, die Herausgabe von Originalwerken und Uebersetzungen, die Veranstaltung öffentlicher wissenschaftlicher Vorträge und überhaupt die Verbreitung von Kenntnissen und Wissenschaft im ottomanischen Reiche durch alle verfügbaren Mittel. In einem weiteren Absatze

Digitized by Google

verpflichtet sich der Verein, den „Medschmuaï Fünun“ als eine Monatschrift für Wissenschaft, Kunst, Handel und Industrie herauszugeben und jedem seiner Mitglieder gratis zuzustellen. In einem dritten Absatze wird erklärt, daß religiöse und politische Tagesfragen von der Erörterung ausgeschlossen sind, und daß daher die Aufmerksamkeit darauf zu richten sei, daß keine solche Fragen behandelnden Artikel Aufnahme finden.

Von diesem letzteren Grundsatze ist man in der Folge offenbar wieder abgegangen, indem der „Medschmuaï Fünun“ schon vom zweiten Hefte angefangen regelmäßig jedes Monat eine zwar ziemlich objektiv gehaltene, jedoch den Standpunkt der Türkei gegenüber den einzelnen Tagesfragen wahrende politische Rundschau bringt und auch ausführlichen Aufsätzen über Montenegro und über den amerikanischen Bürgerkrieg seine Spalten geöffnet hat.

Der zweite Abschnitt der Statuten handelt von dem Organismus der Gesellschaft. Wir heben daraus nur hervor, daß die Gesellschaft aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern besteht und daß der § 5 die liberale Bestimmung enthält, daß bei Aufnahme von Mitgliedern auf Verschiedenheit der Religion und des Standes keine Rücksicht zu nehmen sei. Jedes Mitglied muß einer orientalischen Sprache, d. i. der türkischen, arabischen oder persischen, und überdies einer fremden Sprache, d. i. der französischen, englischen, deutschen, italienischen oder griechischen vollkommen mächtig sein. Das nächste Kapitel handelt vom Verwaltungsrathe, der aus einer Kommission von 15 Gliedern, nämlich einem Präsidenten, zwei Vizepräsidenten, drei Sekretären, einem Bibliothekar, einem Kasseverwalter und sieben von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern besteht. Das vierte Hauptstück handelt von den Pflichten dieser Funktionäre. Hierauf folgt die Geschäftsordnung für die Generalversammlung, die Instruktion für den inneren Dienst des Verwaltungsrathes, die Bibliotheksordnung und zum Schlusse das Vezirialschreiben, womit die kaiserliche Sanktion dieser Statuten eröffnet wird. Das Ganze ist daher in einem ernsten systematischen Style angelegt. Es ist ein starker Anlauf für einen hohen Zweck. Nimmt man dazu, daß die höchstgestellten und intelligentesten Personen des Reiches an der Wiege dieses jungen Unternehmens zu Gevatter standen, daß Männer wie Kiamil Pascha, der seitherige Großvezier Mehemed Djemil Pascha, der türkische Botschafter in Paris und Halil Bey, der Gesandte in Petersburg, denen nebst Einsicht, Bildung und gutem Willen für die Sache, auch immense Geldmittel zur Verfügung stehen, die eigentlichen ersten Gründer und Beförderer des Vereines waren, bringt man ferner in Anschlag, daß das volle Wohlwollen und der Schutz der Regierung demselben entgegen kam, so war man allerdings zu schönen Hoffnungen berechtigt, von denen es mir leid thut sagen zu müssen, daß sie sich nicht in ihrem vollen Umfange erfüllt haben. Als Grund für diesen geringen Erfolg mag angeführt werden, daß die meisten und hervorragendsten Mitglieder Staatsmänner und hohe Beamte waren, deren Sorgen, Thätigkeit und Aufmerksamkeit durch die Pflichten ihrer amtlichen Stellung nach anderer Richtung hin in Anspruch genommen war, und ebenso wird Jeder, der diese Regionen des Lebens aus

Digitized by Google

eigener Anschauung kennt, begreiflich finden, daß wechselseitige Eifersucht, Mißtrauen und Ehrgeiz, wie sie aus einem, von politischer Parteisucht und Intrigue stets bewegten Boden emporschießen, einem freundlichen, kollegialen Zusammenwirken für abstrakte wissenschaftliche Zwecke eben nicht förderlich sind.

Am lähmendsten aber auf die Thätigkeit des jungen Vereines wirkte es, daß kurz nach seiner Gründung Djemil Pascha nach Paris, Halil Bey nach Petersburg, Kabuli Pascha nach Syrien, Achmed Vefik Effendi, Dschevded Effendi und Soubhi Bey zu wichtigen Missionen im Innern des Reiches versendet wurden.

Unter so ungünstigen Verhältnissen kam die organische Thätigkeit des Vereines nicht in Bewegung. Vergebens erkundigte man sich nach den regelmäßigen Ausschußsitzungen und allgemeinen Versammlungen, wie sie die Statuten vorzeichnen, um wissenschaftliches Leben und Anregung zur Bildung in weitere Kreise zu tragen. Man flüsterte sich zu, die Sache sei eingeschlafen und werde erst bei günstiger Gelegenheit wieder in Angriff genommen werden. Die „Uebelgesinnten" begannen das oft wiederholte Lied von dem Fluche der Unfruchtbarkeit, der auf allen Verbesserungsbestrebungen in der Türkei laste, und wie das alles nur künstliche Treibhauspflanze, fremdes Pfropfreis ohne Wurzel im heimischen Boden und nur bestimmt sei, den Fremden Sand in die Augen zu streuen. Diese Unglücksprophezeiungen sollten diesmal nicht ganz in Erfüllung gehen. So wie nach wenigstens zwanzig verunglückten Bankprojekten endlich doch eine Bank zu Stande kam, so ist auch nach vielen Geburtswehen die wissenschaftliche Gesellschaft endlich doch ins Leben und in Thätigkeit getreten.

Wenn es in einem rein wissenschaftlichen Aufsatze gestattet ist eine politische Betrachtung einzuflechten, so möchte ich bemerken, daß die großen Hindernisse, welche sich in der Türkei jeder reellen Verbesserung unleugbar in den Weg stellen, nicht als ein Symptom der Hoffnungslosigkeit der dortigen Zustände aufgefaßt werden sollten. Vielmehr scheint die Beharrlichkeit und Unverdrossenheit, gescheiterte Versuche immer wieder muthig zu erneuern, auf eine innere unerloschene Lebenskraft hinzudeuten.

Die wissenschaftliche Gesellschaft, wenn sie auch in formeller Beziehung den Anforderungen ihrer Statuten in vielen Punkten untreu wurde, hat doch in den zwei wesentlichsten Bestimmungen ihr Programm erfüllt. Die öffentlichen Vorlesungen werden im Dar ül Fünun (das Gebäude für die projektirte Universität) regelmäßig abgehalten und der „Medschmuaï Fünun" erscheint ordentlich am Letzten jedes arabischen Monats und läßt bisher eine Abnahme im Eifer weder bei seinen illustren Mitarbeitern, noch auch bei den Lesern verspüren.

Schon bei bloß oberflächlicher Durchsicht der vorliegenden zehn Monatshefte fällt dem Auge eine Veränderung in der sonst üblichen äußeren Form türkischer Druckschriften auf. Die zierlich verschlungenen arabeskenartigen Sulusschriften sind als Titelvignette verschmäht und eine einfache, elegante persische Schrift, Talik genannt, ist an die Stelle getreten. Die Vertheilung des Stoffes, die Benützung des Raumes, die Kapitelaufschriften, das Inhaltsverzeichniß, die Absätze, Alineas und Unter-

Digitized by Google

scheidungszeichen sind eben so viele von der bisherigen Gepflogenheit abweichende europäische Neuerungen, und es hat offenbar bei dem ganzen Zusammensatz die „Revue des deux mondes“ als Muster und Ideal vorgeschwebt.

Dieser äußeren Form entspricht auch der Inhalt. Vergebens würde der Orientalist darin irgend einen neuen Aufschluß auf dem Gebiete orientalischer Literatur, Dichtkunst, Geschichte oder Landeskunde suchen. Der Strom des Wissens geht jetzt von Westen nach Osten zurück. Die Türken machen gar keinen Versuch, ihre moderne Bildung an die abgerissenen Fäden ihrer eigenen Literatur wieder anzuknüpfen, oder über den Zusammenhang europäischer Wissenschaft mit den ihnen so nahe liegenden arabischen und griechischen Quellen nachzudenken. Wie der Durstige den Becher hinhält am Ausflußbrunnen der Wasserleitung und nicht in das Gebirge hinaufsteigt, um sich an der Urquelle zu laben, so sind die Augen der Osmanen jetzt ausschließlich auf Paris geheftet, das für sie der eigentliche Ausfluß aller Kenntnisse, Fortschritte und Geschicklichkeiten im Staats- und wissenschaftlichen Leben ist.

Civilisation und Französisch sind für die Türken synonyme Begriffe und ihre ganze regenerirende Thätigkeit ist unleugbar von französischem Geiste durchdrungen und gesättigt. Diese Richtung ist eine unwiderstehliche, und es soll die politische Bedeutung einer solchen geistigen Präponderanz keineswegs unterschätzt werden. Die Zahl der meistens sehr gründlich unterrichteten Türken, die ihre deutsche Bildung in Wien empfingen, verschwindet in dieser allgemeinen Strömung. Das Englische hat bloß in Aegypten einigermaßen Wurzel gefaßt, aber nicht als Unterlage der Bildung, sondern nur als Hilfsmittel geschäftlichen Verkehres. Die italienische Sprache, die zur Zeit der Venetianer und Genuesen eine solche Rolle im Oriente gespielt, wird jetzt daselbst gering geschätzt und hätte auch in der That auf keinem Gebiete menschlichen Fortschrittes etwas Frisches, der Gegenwart und ihrer Bewegung Angehöriges anzubieten. Französisch beherrscht daher unbestritten das Terrain. Dies ist in jeder modernen türkischen Bearbeitung eines wissenschaftlichen Stoffes theilweise schon aus der Orthographie vieler Worte erkennbar. So z. B. sind die dem Griechischen entlehnten technischen und wissenschaftlichen Ausdrücke bei der Transkription in arabische Schrift mit französischer und nicht mit griechischer Aussprache dargestellt. Dasselbe gilt bei geographischen Namen. An Allem hängt der französische Stempel als Bezugsausweis.

Nichts wäre wohl unpassender und unbilliger, als an den Erstlingsversuchen wohlwollender und patriotischer Männer zur Hebung und Bildung ihrer Nation eine rücksichtslose Kritik üben oder an dieselben den Maßstab ihres großen Musters, der „Revue des deux mondes“, anlegen zu wollen. Zur Gewinnung des richtigen Standpunktes der Beurtheilung ist auf den Bildungsgrad der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift zurückzusehen, deren Theilnahme und Wißbegierde erweckt werden soll. In diesem Sinne gehen wir zur Musterung der bisher gelieferten Arbeiten des „Medschmuaï Fünun“ über.

Die Vorrede, von Munif Effendi, zweitem Präsidenten des Handelsgerichtes, ist ein gut geschriebener, zweckmäßiger und nüchtern gehaltener Aufsatz.

Digitized by Google

Dagegen ist die zunächst darauffolgende, von demselben Verfasser herrührende Abhandlung, betitelt: „Abwägung zwischen Wissenschaft und Unwissenheit" ein etwas langathmiges Schriftstück, das zum mindesten überflüssig genannt werden muß. Der Prozeß zwischen Wissenschaft und Unwissenheit scheint eine längst entschiedene Streitsache zu sein, und wenn irgend etwas im Stande wäre, das Urtheil über diese Angelegenheit wieder etwas wankend zu machen, so wären es einige von Munif Effendi, als Advokaten der Wissenschaft, beigebrachte etwas lahme Rechtsbehelfe. Als Hauptreizmittel, seine Landsleute zum Studium zu bestimmen, führt er nämlich die Behauptung vor, daß die Wissenschaft einem Volke den Sieg über seine Feinde und die Herrschaft über die weniger Gebildeten sichere. Als Beleg hiefür weist er auf die englische Herrschaft in Indien hin. Die Geschichte weist aber auch andere Beispiele auf und erzählt von Civilisationen, die durch Barbaren in den Staub getreten wurden. Die Mohamedaner könnten namentlich zwei Fakta dem Verfasser entgegenhalten, nämlich daß rohe Tataren das hochgelehrte Bisanz erstürmt und daß die in allen Künsten des Friedens und des Krieges gebildeten und verfeinerten Araber von vergleichsweise rohen Christen aus Spanien hinausgeworfen wurden.

Mit mehr Zustimmung erwähnen wir den im fünften Monathefte enthaltenen Aufsatz desselben Autors über Kindererziehung, der einige sehr zweckmäßige und wohlmeinende Rathschläge enthält.

Die Aufsätze über ältere ägyptische Geschichte von Mehemed Djemil Pascha, Botschafter in Paris, und Chalil Bey, Botschafter in Petersburg (1., 2., 4. und 9. Monatheft); die Einleitung in die Geologie vom Handelsminister Edhem Pascha (2., 3., 4. und 5. Heft); der Aufsatz über europäische Geschichte und Geographie von Kudri Bey, Mitglied des Unterrichtsrathes (3. und 4. Heft); über Chemie, ebenfalls von Edhem Pascha (7 Heft); über Associationen und deren Nutzen, von Vahau Effendi, drittem Präsidenten des Handelstribunals (8. Heft); über die Natur, Eigenschaften und Bestandtheile des Wassers, von Safet Pascha, Direktor der Kriegsschule (10. Heft); über Nationalökonomie, von Ohanes Effendi, Pfortendolmetsch, einem äußerst intelligenten und gebildeten Armenier (6. Heft), zeugen von dem ernsten wissenschaftlichen Streben dieser Männer und von der Mannigfaltigkeit des Materials, das dem jungen Unternehmen zu Gebote steht. Durchgängig europäischen Lehrbüchern entnommen und mitunter Gegenstände elementarer Natur behandelnd, würde eine Analyse ihres Inhaltes europäischen Lesern geringeres Interesse darbieten, was jedoch ihrem Werthe und Verdienste für den Zweck des „Medschmuaï Fünun" keinen Eintrag thut.

Dagegen scheint ein durch die zwei ersten Hefte sich hindurchziehender Aufsatz Kudri Bey's „Ueber den Regenbogen", in Fragen und Antworten zwischen einem Lehrer und seinem Schüler, sowohl wegen dieser primitiven Form als auch wegen seines stofflichen Inhaltes nicht in den Rahmen dieses Blattes zu passen.

Zwei Aufsätze ziehen durch ihre Ueberschrift die Neugierde des Orientalisten vorzugsweise auf sich. Der erstere: „Die Mohamedaner in China" betitelt (8. Heft),

Digitized by Google

kühlt jedoch diese Neugierde rasch ab, indem er bei näherer Betrachtung sich als die Uebersetzung eines bereits in französischen Blättern publizirten Briefes eines europäischen Reisenden herausstellt, der über die Zahl und Lebensverhältnisse der in der Umgebung von Nanking angesiedelten Mohamedaner einige Mittheilungen macht.

Der andere Artikel dagegen mit der Ueberschrift: „Die Mohamedaner am Cap der guten Hoffnung", ist aus einer Originalquelle.

Wie auch in europäischen Zeitungen seiner Zeit erwähnt wurde, bestehen zwischen den unter britischer Herrschaft am Cap lebenden Bekennern des Islam seit langer Zeit religiöse Spaltungen über verschiedene Glaubenssätze und Religionsgebräuche, die zu inneren Unruhen führten und die Betheiligten zu dem Entschlusse brachten, sich unter Zustimmung der englischen Regierung und durch Vermittlung des türkischen Botschafters in London an den Padischah als Kalifen aller Gläubigen zu wenden, damit er einen gesetzkundigen Mann absende, der die Streitigkeiten schlichte und den gestörten religiösen Frieden unter der muselmänischen Bevölkerung jener Kolonien wieder herstelle.

Zu dieser Mission wurde ein gelehrter Ulema, Abu Beker Effendi, ausersehen, der mittlerweile am Cap der guten Hoffnung angekommen ist und von dorther zwei nicht uninteressante Briefe an Munif Effendi in Konstantinopel richtete, die im 9. und 10. Hefte des „Medschmuaï Fünun" abgedruckt sind.

Im ersten Schreiben, vom 5. des Monates Schaban 1278 (26. Jänner 1863), berichtet der genannte Ulema, daß er sich am 11. des Monates Dschemadzi ülachir (4. Dezember 1862) in England auf einem Dampfboote eingeschifft und nach einer, vom Wetter besonders begünstigten Reise von 44 Tagen am Orte seiner Bestimmung eingetroffen ist. Er beschreibt hierauf seine Audienz beim Gouverneur, dem er ein Beglaubigungsschreiben des englischen Ministers des Aeußern überreichte, und der ihn äußerst wohlwollend empfing und ihm in der Person eines dortigen Richters, Namens Rubens, einen landeskundigen Mann zur Unterstützung an die Seite gab.

Den eigentlichen dogmatischen Streitpunkt, zu dessen Schlichtung er berufen ist, berührt Abu Beker nur sehr oberflächlich. Er führt bloß an, daß diese Gläubigen durch ihre abgeschiedene Lage und durch den Mangel jeder Berührung mit anderen Bekennern des Islam mit der Zeit auf verschiedene dem heiligen Gesetze widersprechende rituelle Gebräuche verfallen sind.

Vor ungefähr fünfzig Jahren seien aber einige dieser islamitischen Einwohner auf die Pilgerfahrt nach Mecca und Medina gegangen und hätten den daselbst im Gebrauche stehenden wahren Ritus durch eigene Anschauung kennen gelernt. Nach ihrer Zurückkunft hätten sie ihren Landsleuten hievon Mittheilung gemacht. Dies sei der Ursprung der religiösen Spaltungen gewesen, indem sich eine Partei bildete, welche die Abstellung jenes traditionellen mißbräuchlichen Ritus verlangte und die Koranleser und Imame nöthigen wollte, dies Gebet in der zu Mecca üblichen Weise abzuhalten, widrigenfalls sie abgesetzt und Andere an ihrer Stelle ernannt

Digitized by Google

werden sollten. Die Imame widersetzten sich aber dieser Neuerung, theils aus ererbter Anhänglichkeit an hergebrachte Formen, theils aber auch weil ihre persönlichen Interessen dabei in Frage kamen. Abu Beker bemerkt, daß die Erbitterung in neuester Zeit große Proportionen angenommen habe, und daß daher mit großer Mäßigung und Klugheit vorgegangen werden müsse. Er ist so billig zuzugeben, daß die Differenzen keine wesentlichen Grundsätze des Glaubens berühren, und hofft den Zweck seiner Mission zu erreichen. Ueber seine Sendung sei die Bevölkerung noch nicht allgemein belehrt, weßhalb die sonderbarsten Gerüchte durch seine Ankunft in Umlauf kamen. Einige halten ihn für einen Pascha, andere für den Scherif von Mecca.

Ueber den Zustand der muselmänischen Bevölkerung gibt Abu Beker an, daß in der Kapstadt acht große Moscheen (djami cherif) und neun kleine Moscheen (Mesdjid) den Andächtigen zu Gebote stehen und daß sich auch in den Ortschaften und Dörfern eine große Anzahl von Moscheen befinde. Er habe sich davon überzeugt, daß in allen das rituale Gebet (Salat) und das Gebet für den Landesfürsten (Chutbe) so wie die übrigen religiösen Ceremonien verrichtet werden. Die besondere Sorge, die sich der Ulema um die Verrichtung des Chutbe macht, läßt die Vermuthung aufkommen, daß es für den Sultan und nicht für die Königin von England gebetet werde. Von seinen Glaubensgenossen am Cap liefert Abu Beker keine sehr glänzende Beschreibung. Sie sind Kutscher, Fischer und Taglöhner und es befinden sich wenig vermögliche und angesehene Personen unter ihnen. Dasselbe Verhältniß waltet auf den Dörfern ob. Der weitere Theil der Briefe enthält eine Beschreibung der Capstadt und eine Geschichte der Kolonie seit Umschiffung des Caps.

Von den übrigen Aufsätzen dieser Revue erwähnen wir noch die Artikel über die Industrieausstellung in Konstantinopel, die Geschichte des Papiergeldes in der Türkei bis zur Einziehung der Caïmés, die Referate über die öffentlichen Vorlesungen im Dar ül Fünun und ein im zweiten Hefte enthaltenes Schreiben Ali Pascha's an die wissenschaftliche Gesellschaft, als ein wahres Muster modernen, eleganten türkischen Styles.

Wir schließen diesen Ueberblick über die bisherigen Leistungen des „Medschmuaï Fünun“ mit den besten Wünschen für sein weiteres Gedeihen.

Archäologische Publikationen in Frankreich.

Aus Frankreichs Ländererwerb in Afrika, dem der erste Theil dieser Rundschau [1] gewidmet war, möchte ich den Leser jetzt zurückführen in den Mittelpunkt des französischen Lebens, um Musterung zu halten über einige, meist periodische Publikationen, die sich mit der Archäologie oder in weiterem Sinne mit dem Alter-

1 Im neunten und zehnten Hefte dieser Wochenschrift.

Digitized by Google

thum überhaupt befassen. Paris ist Frankreich, heißt ein oft wiederholtes Wort, und in der That, Paris konzentrirt in sich nicht nur alle gouvernementale Macht des Kaiserreiches, nicht nur seine materielle Kraft es preßt auch die geistigen Kräfte der Provinz mit fast unwiderstehlicher Gewalt an sich. Wer in Frankreich durch seine Talente Karriere macht, muß fast nothwendig eine Phase derselben in Paris durchlaufen haben, und was das literarische und wissenschaftliche Leben betrifft, so absorbirt Paris dessen Kräfte so sehr, daß die Aeußerungen desselben in der Provinz denen gegenüber, die hier ans Licht treten, unverhältnißmäßig gering sind. Alle bedeutenderen Zeitschriften Frankreichs werden in Paris herausgegeben und zum größten Theile in Paris geschrieben. Die Mannigfaltigkeit der Entwicklung aber, deren sich unsere deutschen Fachblätter erfreuen und die ausgebreitete, theils empfangende, theils mitwirkende Theilnahme, die sie überall in unserem Vaterlande erfahren, läßt alle Resultate der periodischen Literatur in Frankreich weit hinter sich. Die Ursachen dieses Zustandes, die theils mit der historischen und staatlichen Entwicklung dieses Landes enge verknüpft sind, theils an der Organisation der publizistischen und buchhändlerischen Unternehmungen liegen mögen, theils endlich mit der ganzen Art des französischen und Pariser Lebens zusammenhängen, lassen sich nicht mit wenigen Worten schildern und fordern eine langjährige Kenntniß der hiesigen Verhältnisse, die der Schreiber dieser Zeilen nicht besitzt. Der aufmerksame Leser mag sich schon aus der Uebersicht der im Folgenden registrirten archäologischen Jahresleistungen ein Urtheil bilden.

IV. Revue archéologique ou recueil de documents et de mémoires relatifs à l'étude des monuments, à la numismatique et à la philologie de l'antiquité et du moyen âge, publiés par les principaux archéologues français et étrangers. Nouvelle série, 3. année 1862. Paris, Didier et comp., quai des Augustins, 35. Franck, rue Richelieu, 67. Allmonatlich erscheint ein Heft; Jahrespreis in Paris 25 Francs.

Die Pariser „Revue archéologique" ist noch kein Fachjournal in dem Sinne, wie wir ein solches bei uns auffassen. Man werfe einen Bick auf den Inhalt ihres letzten Jahrganges, der Aufsätze und Berichte enthält über assyrische Chronologie, über ägyptische Hieroglyphentexte, über phönizische Funde, über lybische Alphabete, über sibirische Gräberkonstruktion, über nordische Alterthümer, über keltische Denkmäler, über griechische Papyrusfragmente, über lateinische Inschriften, über alte Wandgemälde und Skulpturen, über byzantinische und arabische Mosaiks, über altchristliche Denksteine, mittelalterliche Latinität, über Numismatik und Vasenkunde und dazu endlich mancherlei Lokaluntersuchungen über das alte Gallien. Der Inhalt ist nach unserer Gewöhnung zu mannigfaltig, so daß das Fachpublikum immer nur einen Bruchtheil desselben berücksichtigen wird, mögen auch die einzelnen Aufsätze noch so sehr gelehrt sein. Wir würden hier verschiedene Gebiete trennen, wenigstens die orientalischen Studien und alles Linguistische von dem Philologisch-Archäologischen scheiden, um nicht in die uns unbequeme Lage zu kommen, Untersuchungen, die an sich einen großen Aufwand von Spezialkenntnissen enthalten

Digitized by Google

müssen, durch populäre Zuthaten einem größeren Publikum mundgerecht zu machen. Ueber den Werth der meisten oben angedeuteten Aufsätze, die allerdings von den bedeutendsten Gelehrten Frankreichs und Italiens herrühren, kann ich kein motivirtes Urtheil abgeben und beschränke mich auf eine Auswahl der immer noch zahlreichen Abhandlungen, die sich auf die klassische Archäologie beziehen.

Unter ihnen nimmt eine Reihe von Berichten und Forschungen über gallische Lokalitäten, Funde, Befestigungsarten und Inschriften durch sachlichen Inhalt einen der Hauptplätze ein. Zum großen Theile sind sie durch die persönliche Einwirkung des Kaisers hervorgerufen und werden als Daten für eine umfassende Beschreibung des alten Gallien ihre bleibende Bedeutung haben. Von besonderer Neuheit sind Berichte über Funde sogenannter diluvianischer, von Menschenhand gearbeiteter Instrumente, die an verschiedenen Stellen in sehr bedeutender Tiefe, einige sogar in Kohlengruben, andere zwischen den Knochenresten großer pflanzenfressender Thiere entdeckt wurden. Man macht sie als Beweise geltend, daß der Mensch schon mit den Thieren der diluvianischen Epoche gleichzeitig war. Die Frage ist indeß neuerdings, besonders auf Veranlassung des Fundes eines menschlichen Unterkiefers, den man derselben Zeit zuschreiben wollte, sowohl in Frankreich, wie in England zum Gegenstande eingehenderer Untersuchungen geworden, die diese Erweiterung des Gebietes der Archäologie problematisch zu machen drohen. Antiquitätenfunde, besonders von Waffen (sehr interessant ist ein alter Helm, dessen Abbildung beigegeben) aus verschiedenen Theilen Frankreichs, werden ebenfalls mehrere registrirt, keiner, so viel ich sehe, von großer Bedeutung; das letzte Jahr ist weniger günstig gewesen. Doch möchte ich immerhin glauben, daß eine weit über das Land verzweigte Korrespondenz und eine größere Theilnahme des Publikums auch in dieser Beziehung ein reichhaltigeres Material herbeischaffen würde. Bei größerer Vollständigkeit desselben hat auch jeder einzelne kleine Theil eine erhöhte Bedeutung. Die Beschreibungen einzelner Provinzialmuseen (von Beaume und Dijon) von der Hand des Generals Creuly und H. Bertrands können doch jene Lücken schwer ausfüllen, die, einmal entstanden, oft dem irreparabile Fatum verfallen sind. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir zugleich mein Bedauern auszusprechen, daß Oesterreich in dieser Beziehung in letzter Zeit einen Rückschritt gemacht zu haben scheint, da die Beziehungen der Centralkommission für Erhaltung der Baudenkmale und die des kaiserlichen Antikenkabinetes zu einzelnen Landestheilen durch die historischen Ereignisse theilweise zerrissen zu sein scheinen. Indeß ist hoffentlich die Triebkraft auch auf diesem wissenschaftlichen Gebiete in Oesterreich stark genug, um auf anderen Wegen den augenblicklichen Schaden wieder gut zu machen.

Sehr dankenswerth waren den Lesern der „Revue archéologique“ ihrer Zeit die vorläufigen Berichte der Herren, die auf Staatskosten in Syrien, Kleinasien und Macedonien mit wissenschaftlichen Missionen beauftragt waren. Da die Gesammtresultate derselben indeß demnächst in besonderen Werken dem Publikum vorgelegt werden, beabsichtige ich erst darüber zu berichten, sobald ein größerer Theil derselben veröffentlicht ist. Sonst bemerke ich noch Arbeiten von Vogue über ein

Digitized by Google

Broncetalent aus Cypern mit semitischer Inschrift, von Beule über den Hermes Kriophorus mit Beigabe einer Abbildung, so wie eine ebenfalls illustrirte Beschreibung und Deutung der Skulpturen an dem im Athenienſischen Theater kürzlich zu Tage geförderten Stuhle des Priesters des Dionysos Eleuthereus, von Renier einen Bericht über die auf Kosten des Kaisers gemachten Ausgrabungen auf dem Palatin sammt Erklärung einer höchst interessanten, dort gefundenen Inschrift, die sich auf die Stiftung der Fetialen bezieht [1], weiters Inschriftliches von Garrucci, von Aubert eine Arbeit über ein, im Stiche beigegebenes, in Aosta befindliches Elfenbeindiptichon eines Anicius Probus. Mehr der eigentlichen Philologie gehört ein Aufsatz Eggers an, der aus ägyptischen Papyrusfragmenten einige allerdings sehr zerstückelte Theile einer griechischen Rede veröffentlicht, die leider keine besonderen Anzeichen enthält, um sie einem bestimmten Verfasser und einer bestimmten Zeit zuzuschreiben, so daß man vorläufig dem Urtheil des Herausgebers wird bestimmen müssen, sie scheine weniger eine Staats- als vielmehr eine Schulrede zu sein, nach Art der von den späteren Sophisten so vielfach gehaltenen Uebungen. Die Veröffentlichung dieses neuen Schriftdenkmales, das leider in einem traurigen Zustande erhalten ist, wird den deutschen Philologen gewiß interessant sein.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß die Pariser „Revue numismatique", auf die ich nicht insbesondere eingehen kann, auf S. 426 ff. ihres letzten Jahrganges eine für uns höchst interessante große Bleimedaille, oder vielmehr den einseitigen Abdruck eines Prägestocks in Blei mittheilt, der in doppelt getheiltem Felde unten den Kaiser Maximianus Herculius zeigt, der, von zwei Viktorien geleitet, von Kastel über die Rheinbrücke nach Mainz schreitet, während er oben, neben seinem Mitkaiser Diocletian sitzend, germanische Gefangene aus den Händen der Göttin Roma in Empfang nimmt. Beischriften und Embleme erläutern diese merkwürdige und neue Darstellung, der ein historisches Faktum vom Jahre 288 zu Grunde liegt, wo Maximian die bis unter die Mauern Triers, seiner Residenz, vorgerückten Barbarenvölker zurückschlug und siegreich bis ins Innere Germaniens verfolgte. Die Erklärung der Medaille ist von de la Saussaye; sie selbst wurde bei Lyon in der Saone gefunden.

Zum Verständniß der Lage antiquarisch-historischer Forschungen in Frankreich möchte ich hier eine allgemeinere Bemerkung einschieben. Wir Deutsche müssen es herzlich bedauern, daß in Frankreich das Studium unserer Sprache bis jetzt so wenig gepflegt wird, wüßte ich doch kaum eines unserer neueren historischen, philologischen und archäologischen Werke zu nennen, das ins Französische übersetzt ist. Der Gang der Wissenschaft ist aber in unserem Jahrhundert ein reißender gewesen, und nicht nur auf dem Gebiete der Naturkunde und der exakten Wissenschaften, sondern eben so sehr auf dem der historischen und sprachlichen. Mit dem Steigen der Kultur und ihrer Verbreitung in immer weitere Kreise ist auch der wissenschaftliche Trieb trotz der Entwicklung der Spezialfächer ein allgemeinerer

1 Sie ist bereits ins C. S. L. S. 584 aufgenommen.

Digitized by Google

geworden. Die Gelehrtenrepublik früherer Jahrhunderte hatte eine eigene Sprache, die lateinische, deren sie sich zum Verständniß bei ihren Verhandlungen bediente, und in diesem steifen Gewande, das Jeder mit Mühe sich selbst zurecht schneiden mußte, trat der Philosoph und Naturforscher, der Historiker und Philolog vor den Areopag der Fachgenossen. Unser Jahrhundert fühlt sich zu eng in diesem fremd her erborgten Kleide, und indem die Wissenschaft mehr und mehr den engen Raum erweitert, den sie früher besaß, emanzipirt sie sich auch von den Formen, in denen sie damals sich zu bewegen genöthigt war. Voll der neuen Ideen, die sie errungen, fühlt sie, um ihnen Ausdruck zu leihen, sich nicht mehr frei genug in den Schulformen früherer Zeiten, und es ist mehr als das Gefühl der Unbequemlichkeit, sich einer todten, angelernten Sprache zu bedienen, es ist das innere Bedürfniß, lebendige und schöpferische Gedanken in eine Form zu bilden, die dem noch kräftigen Keime der angebornen Muttersprache entwachsen ist, die den Wissenschaftler nöthigt, das neutrale Gebiet eines Gelehrtenidioms mit demjenigen zu vertauschen, auf welchem er sich heimisch fühlt, und das zu erweitern ihm selbst eine Genugthuung für seine geistige Arbeit ist. Mit dem Aufgeben des Latein als Mittel der Verständigung, geht aber bei uns das erweiterte Studium der Sprachen, und nicht bloß der todten, Hand in Hand, freilich noch nicht überall so sehr, wie es wünschenswerth wäre. Unsere Wissenschaft erstarkt eben so sehr an dem fortwährenden Ringen mit der Formenvollendung der klassischen Sprachen, als durch das Bewältigen des geistigen Eigenthumes, welches unsere Brudervölker in den ihrigen niedergelegt haben. Und die deutsche Wissenschaft als Ganzes genommen ist allmälig dahin gelangt, alle Einzelnresultate der Forschung, welche in den verschiedenen Völkerkreisen gewonnen werden, kontinuirlich ich sich aufzunehmen. In Frankreich dagegen sind die Sprachstudien leider noch sehr vernachlässigt, und nicht nur die der alten, sondern auch die der lebendigen Sprachen. Einst beherrschte das Französische die Welt auch ein Theil fremdländischer Wissenschaft gehörte der Sprache nach Frankreich an und der Gang der Entwicklung war damals nicht so rasch, als daß Frankreich allzu große Mühe gehabt hätte, die Resultate, welche ihm nicht in seiner Sprache oder in der lateinischen geboten wurden, ohne viel Zeitverlust zu absorbiren. Jetzt ist seine Lage sehr verändert, und im Interesse Frankreichs selbst muß man es aussprechen, daß es ein dringendes Bedürfniß ist, den Sprachstudien auf seinen Schulen und Lyceen eine größere Ausdehnung zu geben. Was bei uns und anderswo auf dem Gebiete der Philologie und Alterthumskunde, der Geschichte und Nebenwissenschaften durch Einzelnuntersuchung, wie durch umfassende Durcharbeitung ganzer Gebiete gefördert ist, bleibt leider dem größeren wissenschaftlichen Publikum in Frankreich meist völlig unbekannt und nur wenige Männer sind befähigt den Gang ihrer Spezialfächer, geschweige denn den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft, wie er außerhalb Frankreichs vor sich geht, zu verfolgen. Daß daher hierzulande (und auch in Italien ist es noch nicht anders) nicht nur manche Arbeit, die bei uns längst abgemacht ist, mit oft mangelnden Mitteln von vorn an wieder begonnen wird, sondern daß auch die Methode der Untersuchung, deren Grundsätze bei uns

Digitized by Google

auf Universitäten erlernt werden, häufig an großer Unsicherheit leidet, ist eine natürliche Folge jenes Fundamentalübels.

Daß dieses Urtheil im Großen gerecht sei, wird jeder Urtheilsfähige zugeben, den seine Studien mit den Werken der französischen Archäologie bekannt gemacht haben, und ich kann daher wohl umhin, dasselbe hier durch eine Reihe von Beispielen zu begründen. Mich freut es mehr, den Gewinn zu registriren, der der Wissenschaft durch Detailforschungen erwächst, wie deren vielfache, auf reiches und neues Material begründete, in Frankreich erscheinen, als überall zu meistern, wo ich glaube, daß eine umfassendere Kenntniß fremder Literatur die Gesichtspunkte, welche der allzu sanguinische Franzose sich gar zu leicht bildet, wesentlich verändert und vielleicht manchen Federstrich unterdrückt hätte, der für uns so wenig wissenschaftlichen Werth hat, als es dem Schreiber werth schien unsere einschlägigen Forschungen zu beachten.

Der Standpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung in Frankreich, wird aber auf diese Art noch nach einer anderen Seite hin verrückt, er ist nicht universal genug, sondern vorwiegend national. Freilich wirft man uns Deutschen mit Recht unseren Kosmopolitismus vor, und wir werden vielleicht noch manche Prüfung bestehen müssen, ehe wir uns hineinfinden in unsere eigenen Zustände, noch manchen Strauß zu kämpfen haben, um die historisch gewordenen Verhältnisse, die uns beengen, in die Form umzubilden, welche unseren Anlagen homogen ist und die freie Entwicklung unserer Kräfte nach allen Seiten hin ermöglicht. Aber die Stellung, welche unsere Wissenschaft in diesem Kampfe einnimmt, kann nicht verändert werden, ohne ihr selbst einen schweren und unheilbaren Schlag zu versetzen. Archäologie, Philologie, Geschichte können nur so lange rein sich entwickeln, als sie objektiv unbefangen, wie die Naturwissenschaften, dem gegebenen Stoffe sich gegenüberstellen; nur auf diesem Wege fördern wir die Erkenntniß der historischen Entwicklung des menschlichen Geistes, und nur durch eine so unternommene Arbeit sind wir befähigt die Resultate dieser Entwicklung in uns aufzunehmen, sie weiter auszubilden und, wie wir hoffen dürfen, auch praktisch in unserem Staate zur Geltung zu bringen.

Der Ausgangspunkt und die Strömung der Wissenschaft ist in Frankreich dagegen oft ganz anderer Art, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich in dem gar zu starken Betonen des nationalen Standpunktes einen Grundfehler der französischen Wissenschaft erkenne. Zwar kann es scheinen, als entferne ich mich von der Aufgabe, die ich mir in diesen Berichten gestellt habe, indeß glaube ich eine richtige Würdigung der Archäologie in Frankreich nicht wohl anders geben zu können, als indem ich auch diese Seite ihrer geistigen Arbeit verfolge. Die Beweise meiner ausgesprochenen Ansicht entnehme ich vorzugsweise den folgenden beiden periodischen Blättern. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Hock, „Ueber die öffentlichen Schulden und Abgaben im Allgemeinen".

(Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1863.)

Die Zahl der Staatsmänner, welche während einer langen Amtsthätigkeit mit der Wissenschaft in innigem Kontakte bleiben, ist nicht sehr groß, noch kleiner ist das Kontingent jener, welche neben ihrem praktischen Berufe ihre Muße benützen, um sich mit Eifer und Talent der Lösung wissenschaftlicher Fragen zuzuwenden und durch tüchtige, bedeutsame Leistungen sich einen hervorragenden Namen auch unter den Männern der Wissenschaft erwerben. Zu diesen mit Recht geachteten Männern gehört Hock, dessen neueste Schrift, „Die öffentlichen Abgaben und Schulden", eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Arbeit ist. Mit der Fülle praktischer Erfahrungen, die sich Herr v. Hock während einer langjährigen Amtsthätigkeit erworben, verbindet er eine ausgebreitete Bildung, welche viele Zweige des menschlichen Wissens umfaßt, einen scharfen Blick und jene tüchtige Schulung, welche man gewöhnlich nur durch vielfache Beschäftigung mit philosophischen Studien erlangen kann. Mit allen volkswirthschaftlichen Fragen vertraut, steht er auf der Höhe der Wissenschaft und bietet im vorliegenden Werke die Resultate eines langen erfahrungsreichen Denkerlebens. Was den Meister aber bekundet, ist der wahrhaft klassische Styl, die eminente Formvollendung. Man nehme einmal irgend welches Buch über Finanzwissenschaft in die Hand und vergleiche damit die klare Darstellung Hocks, um das Verdienst desselben genauer würdigen zu können. Die abstraktesten, verwickeltsten Fragen erhalten eine solch' durchsichtige Beleuchtung, daß jeder bisher mit der Finanzwissenschaft unvertraute Laie in den Stand gesetzt wird, sich mit den Problemen, welche von jeher scharfe Denker und eindringende Volkswirthschaftslehrer beschäftigt haben, vertraut zu machen. Und wir wünschen dem Buche gerade in den weitesten Kreisen Leser, welche hier Gelegenheit finden, die brennendsten Fragen der modernen Staaten und besonders Oesterreichs, den Standpunkt, den die Wissenschaft heute einnimmt, kennen zu lernen und jene Kenntniß zu erlangen, welche erst die Beurtheilung rein konkreter Verhältnisse ermöglicht. Gerade das System, welches der Verfasser wählte, dürfte dem Buche nur zum Vortheile gereichen. „Es ist nicht", wie er selbst sagt, „ein logisches Gerippe mit seinen Ober- und Untertheilungen, das ihm zu Grunde liegt, sondern jeder einzelne Gedanke wird auf seine Grundlagen zurückgeführt und nach seinen Folgerungen entwickelt und von ihm aus wird in fortschreitender Erörterung der Uebergang zu dem nächsten sich ihm anschließenden gesucht, bis zuletzt der Kreislauf als erschöpft und abgeschlossen sich darstellt; kurz es wird sich die lebendige Entwicklung der Idee und ihrer Folgenreihe und nicht die logische Zerlegung des Begriffes und seines Inhaltes zur Aufgabe gesetzt."

Die Lehre von den Steuern ist der bedeutsamste und schwierigste Theil der Staatswirthschaftslehre; Theorie und Praxis, Wissenschaft und Gesetzgebung stehen

Digitized by Google

auf diesem Gebiete oft in bestimmtem Widerspruche mit einander. Schon die Untersuchung über den Rechtsgrund der Steuern hat die verschiedenartigsten Beantwortungen hervorgerufen und je weiter man in der Ausführung und Begründung der Theorie vorrückte, desto verschiedenartiger lautete die Lösung der Probleme. Zum Abschlusse ist die Forschung auch heute noch nicht gediehen, und wir haben nur die gegründete Hoffnung, daß man in dem nächsten Dezennium die Anbahnung eines rationellen Steuersystems wird erstreben müssen, wodurch die Theorie eine nicht unerhebliche Förderung erfahren wird. Es ist ein entschiedenes Verdienst des neuen Werkes von Hock, daß die Controversen mit lucider Klarheit dargelegt und im Wesentlichen die richtigen Gesichtspunkte festgehalten werden. Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, sich in controverse theoretische Untersuchungen einzulassen, und wir unterlassen schon aus dem Grunde die Hervorhebung aller jener Punkte, worin wir mit dem Verfasser uns nicht einverstanden erklären können, weil die Entwicklung einer jeden gegnerischen Ansicht nicht mit wenig Worten abgethan werden kann, sondern weitläufig begründet werden muß. Wir gestehen jedoch offen, daß wir trotz der ungeheuchelten Bewunderung, welche wir dem Talente und der Meisterschaft Hocks zollen, nicht in Allem und Jedem einverstanden sind. Wir vermissen bisweilen eine schärfere Präzisirung, eine konsequentere Schlußfassung. Es versteht sich von selbst, daß dies in keiner Weise dem trefflichen Werke Abbruch zu thun im Stande ist.

Wahrhaft erfreulich für die Wissenschaft ist es, daß ein Mann von Hocks praktischer Erfahrung sich gegen das Schutzzollsystem ausspricht. Die Anhänger desselben haben gerade in neuerer Zeit so viele Argumente für die Nothwendigkeit desselben ins Feld geschickt, und die Frage gehört zu den brennendsten der Gegenwart in Deutschland und in Oesterreich, daß es ungemein interessant und belehrend ist, den Standpunkt Hocks kennen zu lernen.

Der Schutzzoll hat, wie Hock richtig bemerkt, nur als temporäre Maßregel eine gewisse Berechtigung, besonders dort, wo unter staatlichem Schutz Industriezweige großgezogen wurden, und die Anbahnung eines freieren Handelssystems muß deßhalb mit einiger Vorsicht unternommen werden, damit die in den beschützten Fabrikationszweigen festgebannten Kapitalien allmälig zu anderen Zwecken flüssig gemacht werden können. Trotzdem behauptet Hock, nicht zur Partei der Freihändler zu gehören. Er verlangt im Gegensatz zum Schutz- und Konsumtionszoll einen Ausgleichungszoll, der bei Rohstoffen am niedrigsten, bei Ganzfabrikaten am höchsten zu bemessen sei; „denn der Gegenstand der Besteuerung ist die Summe des Einkommens Derjenigen, welche an der Verfertigung der Waare mitgewirkt haben, und diese Summe ist bei Ganzfabrikaten die größte, er hat also in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem Schutzzoll, während er von diesem sich dadurch unterscheidet, daß nicht der Gewinn des Fremden, sondern die von diesem Gewinne dem Staate gebührende Steuer die Höhe des Zolles bestimmt.“ Wir gestehen, mit dieser Ansicht nicht einverstanden zu sein, und halten das in England befolgte

Digitized by Google

System für das richtigere, vernünftigere, den Anforderungen eines Steuersystems entsprechendere.

Vortrefflich ist in dem Buche Hocks der zweite Abschnitt, „Die öffentlichen Schulden", wir halten diese Partien für das Durchdachteste und Klarste, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Besonders interessant sind die Stellen über Banken, wobei sich der Verfasser für Freibanken ausspricht, über Valutaentwerthung u. dgl. m. Herr v. Hock darf das entschiedenste Bewußtsein hegen, daß er durch seine neue Publikation die Wissenschaft in wahrhafter Weise bereichert hat, und daß sein Name sich an die hervorragenden Finanztheoretiker Nebenius, Rau, Malchus u. A. m. dauernd anreihen wird [1].

Das Künstlerhaus in Wien.

Seit längerer Zeit schon werden in Wien Bestrebungen zur Gründung eines Künstlerhauses gemacht. Dieselben sind bereits so weit gediehen, daß man dasselbe wohl als begründet betrachten kann. An der Spitze der Stifter steht Se. Majestät der Kaiser; Glieder des Allerhöchsten Kaiserhauses, des Adels und des Bürgerstandes [2] haben das Unternehmen unter ihren Schutz genommen. Eine weitere Unterstützung ist demselben durch unentgeltliche Zuweisung eines Bauplatzes zu Theil geworden und, wie wir vernehmen, sind auch Unterhandlungen im Zuge, um demselben den Theil einer Staatslotterie zuzuwenden. Begreiflicher Weise ist der geringste Theil an Geldkapitalien durch die Künstler selbst geliefert worden. Nirgends gehören die Künstler in die Klasse der Höchstbesteuerten; am allerwenigsten in Wien. Niemand verlangt, daß sie ein reiches Geldkapital zu dem Unternehmen beisteuern; Alles aber erwartet, daß, wenn das Künstlerhaus einmal stehen wird, das geistige Kapital der Künstler sich bedeutend genug zeigen wird, um das Institut auch in der Zukunft aufrecht zu erhalten.

Auf die Stärkung, auf die Erhebung des geistigen Kapitals muß die Aufmerksamkeit der Künstler in erster Linie gerichtet sein. Künstlerbälle, Künstlerfeste, Versammlungen, wo über Kunst parlamentarisch debattirt und abgestimmt wird, das sind Dinge, die sich recht gut ausnehmen, wenn die Chorführer sich in der ausübenden Kunst als Meister bewähren. Wenn aber die Zahl derer, welche im wahren Sinne des Wortes Vertreter der Kunst sind, immer geringer wird, wenn die

1 Wir hoffen, noch Gelegenheit zu haben, ausführlicher auf Hocks letztes Werk eingehen zu können. A. d. R.

2 Bis jetzt sind 80.000 fl. für das Künstlerhaus gezeichnet, und zwar von: Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin, Ihren k. Hoheiten den Herren Erzherzogen Ludwig Joseph, Franz Karl, Albrecht, Sr. Hoheit dem Herzog August von Sachsen-Coburg, Ihren Durchlauchten den Fürsten Johann Liechtenstein, Adolf Schwarzenberg, Vinzenz Auersperg, Ferdinand Kinsky, Ferdinand Lobkowitz, den Herren Grafen v. Bouquoy, Eugen Czernin, den Herren Nikolaus Dumba, Anton Fischer, Ferdinand Friedland, Rudolf Edlen v. Arthaber, Konrad Aegydy, der Gemeinde der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, der k. k. österreichischen Nationalbank, der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, dem Künstlerverein „Hesperus".

Digitized by Google

Bestrebungen zu sehr auf Aeußerlichkeiten, auf den Markt, auf Kunstvereinsproduktionen gerichtet sind, dann haben jene äußerlichen Demonstrationen keine Bedeutung und das Interesse des Publikums erlahmt, wie es den Künstler-Maifahrten und ähnlichen gesellschaftlichen Unternehmungen gegenüber apathisch geworden ist.

Das Publikum sehnt sich nach einer künstlerischen That, nach Werken, woran es sich erheben und begeistern kann. Auf diese muß man das Publikum, an welches man Ansprüche stellt, nicht zu lange warten lassen. Hoffen wir, daß sie sich einfinden werden wenn der Raum zum Entfalten der Kräfte gegeben ist.

Allerdings waren die Wiener Künstler, gerade was Ausstellungen betrifft, bis jetzt in einer wenig beneidenswerthen Lage, die Staatsausstellungen haben fast ganz aufgehört, und sollen auf einer neueren und besseren Grundlage in der nächsten Zeit wieder eingeführt werden. Der ältere Kunstverein ist dem Publikum gleichgiltig geworden und auch der neuere scheint sich überlebt zu haben. Das Publikum ist vielfach überreizt und übersättigt. Von einer Einigung der Interessen der Künstler Oesterreichs ist bei der heutigen Strömung eines Theiles der Gesellschaft in Prag und Pesth jetzt weniger die Rede, als vor dem Jahre 1848. Die Genußsucht und Frivolität auf der einen Seite, die ununterbrochene politische Gährung auf der anderen lassen das Publikum zu keinem rechten Genusse kommen. Dasjenige, was vorübergehend stark reizt, hat mehr Hoffnung auf Anerkennung, als das, was eine dauernde Befriedigung zu gewähren im Stande sein mag. In diesem bösen Zuge des Publikums liegen eben so viele Gefahren für den jüngeren Künstler, als Hemmnisse für den ernsten und strebenden. Wie oft hört man gerade von letzteren im Tone der Verzweiflung die Befürchtung aussprechen, als ob die ernste Kunst für die gegenwärtige Generation kein Bedürfniß mehr sei.

Wir theilen diese Befürchtungen nicht, so wenig wir die Gefahren verkennen. Aber eben aus diesem Grunde vorzugsweise würde es uns zur Befriedigung gereichen, wenn die Künstler in dem Künstlerhause ein würdiges Ausstellungslokale sich erringen könnten, — nicht zur Förderung gesellschaftlicher Vergnügungen, auf die wir nichts geben, sondern um Raum zu schaffen für die Entfaltung der produktiven Kraft, die allein entscheidet.

Daß der Staat sich lebhaft dabei betheiligt, finden wir ganz in der Ordnung, und auch nothwendig, daß er die Bedingungen formulirt, unter denen er an dem Unternehmen mitwirkt. Können ihm die gewöhnlichen Ausstellungen gleichgiltig sein, so sind für ihn größere, in bestimmten Perioden wiederkehrende Ausstellungen ein Bedürfniß, um das geistige Kapital kennen zu lernen, welches in der Kunst liegt. Bei diesen großen Ausstellungen müssen staatliche Interessen vorwalten und diese dürfen nicht durch kleinere Rücksichten verkümmert werden, wie sie sehr häufig in Künstlerkreisen sich finden. In Wien speziell hat er das größte Interesse an der Herstellung eines größeren Ausstellungsraumes. Die Säle der Akademie der bildenden Künste genügen nicht für die Zwecke des Unterrichtes, geschweige denn für eine größere Ausstellung. Im österreichischen Kunstverein und im Volksgarten

Digitized by Google

sind größere Bilder und Statuen gar nicht unterzubringen und in Folge der Vernachlässigung des gesunden Ausstellungsprinzipes, wie es in den alten Statuten der Akademie enthalten ist, ist gegenwärtig Niemand mehr im Stande, die künstlerische Bewegung in der österreichischen Monarchie zu übersehen. Es mag sein, daß auch auf diesem Gebiete das Zerbröckeln in partikulare Interessen und das Aufgeben gemeinsamer Gesichtspunkte in der Taktik politischer Parteien liegt, im österreichischen Interesse sicher nicht. Auch aus diesem Grunde befürworten wir ein Unternehmen, das, wenn zu nichts anderem, so vielleicht zur Herstellung eines würdigen Ausstellungsraumes, für die ganze heimische Kunst führt.

R. v. E.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Wir haben diesmal mehrere neue Publikationen von Bedeutung hervorzuheben, welche Zeugniß ablegen von dem regen Leben, das die literarische Produktion in Frankreich auch in ernster Richtung erfüllt. Vor Allem ein Prachtwerk über die Töpferarbeiten des Bernard Palissy unter dem Titel: „Monographie de l'oeuvre de Bernard Palissy, dessinée et lithographiée par C. Delange et C. Borneman, suivie d'un choix des ouvrages de ses continuateurs et imitateurs.“ Diese Sammlung wird 100 Farbendruck-Abbildungen in Großfolio und einen erklärenden Text von Sanzay, Conservator im Louvre-Museum, und H. Delange enthalten. Die Abbildungen sollen, so weit es das Format erlaubt, in der natürlichen Größe der Gegenstände erscheinen und etwaige Unvollkommenheiten des Farbendruckes mit Hilfe des Pinsels ergänzt und ausgeglichen werden. Die Eigenthümlichkeit der Formen und Farben, welche Palissy's Arbeiten auszeichnet, macht in der That die möglichste Treue in der Nachbildung sehr wünschenswerth, und da man über die besten Stücke im Louvre-Museum, so wie im Besitze kunstsinniger Privatleute verfügt, so dürfte dieser Zweig der Kunstindustrie in dem vorliegenden Werke eine Reihe von Vorbildern erhalten, welche unseres Wissens später nicht mehr übertroffen worden sind. Die ganze Auflage ist auf 300 numerirte Exemplare beschränkt. Wir hätten bei der Theuerkeit des Ganzen und den ohnehin bedeutenden Kosten des Unternehmens ein etwas hübscheres, solideres Papier gewünscht.

Kurze Zeit nach dem Tode des berühmten italienischen Gelehrten Bartolomeo Borgheſi sandte Kaiser Napoleon III. Herrn Ernst Desjardins nach Italien, um alle Werke Borgheſi's zu sammeln und Einleitungen zu einer möglichst vollständigen Ausgabe derselben auf Kosten des Kaisers zu treffen. Die bezüglichen Schriften existirten theils in noch ungedruckten Manuskripten, theils waren sie in allen möglichen gelehrten Journalen Italiens zerstreut. Nachdem Desjardins alles zusammengetragen, sichtete eine speziell ernannte Kommission das Material und theilte es in vier Serien ein, die folgendermaßen erscheinen werden: „Oeuvres numismatiques“ in 2 Bänden in Quart, „Fastes consulaires“, ein Band in Folio, „Oeuvres épigraphiques“ und „Correspondance“, jede Abtheilung in mehreren Quartbänden. Der erste Band hat bereits die Presse verlassen und führt den Titel: „Oeuvres complètes de Bartolomeo Borghesi, publiées par les ordres et aux frais de S. M. l'Empereur Napoléon III. Oeuvres numismatiques T. 1.“ Es ist durchaus in italienischer Sprache und in der Imprimerie impériale sehr splendid gedruckt.

Digitized by Google

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 10. Juni 1863.

Herr Dr. Pfizmaier liest: „Die Geschichte des Fürstenlandes Tsin".

Das Fürstenland Tsin, welches zu den Zeiten Khung-tse's und vor demselben keinem der unter der Oberhoheit der Tscheu sich entwickelnden Fürstenländer an Macht nachstand, war von Thang-scho, einem Sohne des Königs Wu von Tscheu, gegründet worden.

Ursprünglich das Gebiet Thang, das heutige Thai-yuen, mit einem Umfange von nur hundert Wegländen (Li) in sich fassend, wuchs Tsin mit dem Laufe der Zeiten zu einem so bedeutenden Umfange, daß es dem heutigen Schan-si im Süden der langen Mauer und dem in der Nähe des gelben Flusses gelegenen östlichen Theile von Schen-si entsprach.

Die Geschichte von Tsin ist reich an großen und denkwürdigen Ereignissen, welche in den alten Büchern sehr häufig erwähnt werden. Das Land errang nicht selten in seinem feindlichen Vorgehen gegen die damals mächtigsten Fürstenländer: Tsi, Thsin und Tsu glänzende Siege und machte seine Ansprüche auf Obergewalt durch das zu diesem Zwecke vorzugsweise gebrauchte Mittel: Versammlungen der Lehensfürsten und ihrer Heere, zu wiederholten Malen geltend.

Tsin zerfiel nach mehrhundertjährigem Bestande in sich selbst, indem die im Besitze der angesehensten Aemter befindlichen Häuser vorerst die Macht des Fürsten beschränkten, hierauf beträchtliche Gebietstheile an sich rissen und zuletzt, nachdem den Fürsten von Tsin nur noch die zwei alten Hauptstädte belassen worden, als selbstständige Gebieter ihrer Länder auftraten. In Tsin behaupteten sich nach einer Reihe von Jahren, einzig die drei Häuser Tschao, Wei und Han, welche (376 vor unserer Zeitrechnung) den Fürsten von Tsin absetzten und sich auch in das kleine, dem Stammhause bisher verbliebene Gebiet theilten.

Dann werden der Klasse vorgelegt: „Zend-Studien". II. Von Dr. Fried. Müller.

Ferner eine Abhandlung „Zur Geschichte der unteren Donaugegenden im Alterthum. I. Die Geten und ihre Nachbarn". Von Herrn Dr. E. Rößler.

Die alte Geographie Thraciens und Scythiens leidet an der allergrößten Unsicherheit und manche ihrer Dunkelheiten verschwinden auch nicht in der ganzen Periode der alten Geschichte. Das Vage der geographischen Angaben, der Widerspruch der Schriftsteller unter sich überträgt sich mit allen daraus entspringenden Mangelhaftigkeiten auf die Geschichte selbst, welche nach genauer ethnographischer Anordnung ringt. Aber jeder Versuch größere Deutlichkeit und Schärfe der Umrisse herzustellen, scheitert, denn er führt nothwendig dazu, den alten Nachrichten Gewalt anzuthun und damit Alles in das Bereich subjektiver und wandelbarer Ansichten zu stellen. Eine wahrhaft kritische Prüfung wird daher dieser Klippe auszuweichen sich bestreben müssen. Soviel wir nun in jener Dämmerung wahrnehmen können, so sind es nomadische Völker scythischen Blutes, welche zu allererst die walachische Tiefebene bewohnt haben, während in Siebenbürgen ein vielleicht auch nicht seßhafter Stamm, die Agathyrsen, ein „üppiges" Leben führte. Später hebt sich aus den reichen gesammtthracischen Bevölkerungen im Süden der Donau einer hervor durch merkwürdige, geläutertere Religionsbegriffe und tapferen Widerstand gegen Unterdrückung von Außen. Die Abhandlung begleitet nun die Schicksale des Volkes der Geten, bis diese durch unwiderstehlich drängende Zuwanderungen keltischer Völker genöthigt, auf das nördliche Donauufer ziehen und sich in der Nachbarschaft bastarnischer und sarmatischer Völker ansiedeln, vor welchen die Scythen mehr und mehr

Digitized by Google

an Raum verloren hatten. Neueren Behauptungen entgegen, wird vom Verfasser die Ansicht gestützt von den transistrischen Wohnsitzen der Geten, welche in ihnen ein bewegliches Dasein führen, und im Gewühle wilder Volkshorden, in deren Gemeinschaft sie schweifen, einen Charakter zunehmender Roheit nicht undeutlich zeigen. Roms Legionen tragen ihre Adler an die Donau und wir verfolgen die Kämpfe, welche die zertheilte Kraft trotziger Stämme gegen die Siegesgewißheit des weltherrschenden Volkes besteht. Auf blutigen Schlachtgefilden, wird der Besitz des rechten Donaulandes errungen und mit Blut die Taufe eines neuen Namens für dasselbe vollzogen. Der mösische Name erfährt eine erneute Untersuchung; sein erster Ursprung wird auf die Dacier zurückgeleitet, gegen welche Rom schon in den ersten großen Berührungen siegreich erscheint, so daß es eine Verpflanzung norddonauischer Bewohner aus diesem Stamme auf die südlichen Gestade vornehmen darf. Dies sind die Möser, die bald eine allgemeine Bezeichnung für andere vielnamige Volksgaue der westlichen und östlichen Nachbarschaft werden. Die Abhandlung schließt hier an den Anfängen der berühmteren dacischen Geschichte, deren Prüfung und Darstellung ein fernerer Abschnitt gewidmet sein wird, um die quellmäßigen Untersuchungen des Alterthumes an der unteren Donau zu fördern und anzuregen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 11. Juni. 1863.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. J. Gottlieb in Graz übersendet ein versiegeltes Schreiben znr Aufbewahrung behufs Sicherung seiner Priorität.

Herr Nik. Haindl, Jurist im ersten Jahrgange, übermittelt ein versiegeltes Packet mit dem Ersuchen um dessen Aufbewahrung.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath Haidinger berichtet über eine eigenthümliche Erscheinung von Zwillings-Krystallbildungen an dem gediegenen Kupfer aus der Burra-Burragrube in Australien. Die Krystallgruppe war ihm von dem Hochwürdigen Herrn M. Reschauer, G. J., von dem Konvente zu Kalksburg zur Ansicht mitgetheilt worden. Die Krystalle bis etwa ein bis zwei Linien dick und drei Linien lang, sind gut ausgebildet, und stellen, im Ganzen betrachtet, regelmäßige sechsseitige Prismen vor, mit drei Flächen zugespitzt. Die ersteren Flächen gehören dem Granatoid an, die letzteren theils dem Granatoid, theils dem Würfel. Eigenthümlich sind abwechselnde Scheiben, durch Flächen senkrecht auf die Axe der aufrecht gestellten sechsseitigen Prismen begränzt, welche, in verwendeter Stellung gegen einander erscheinend, auf den ersten Anblick allerdings die Krystalle ziemlich räthselhaft darstellen. Die Winkel des dem Würfel entsprechenden Körpers sind gewiß von 90 Grad nicht sehr verschieden, und wenn auch nur annähernd gemessen, auf keine Weise den Ergebnissen von Herrn Prof. C. W. Zengers Messungen zu etwa 84 Grad entsprechend.

Die Herren Hlasiwetz und Pfaundler haben bei der Darstellung des Quercetins aus dem Quercitrin den dabei erhaltenen Zucker näher untersucht und gefunden, daß er sich von dem, bisher als „Quercitrinzucker" beschriebenen, sowohl seinen Eigenschaften, als auch seiner Zusammensetzung nach, wesentlich unterscheidet.

Er ist $= C_{12}, H_{14}, O_{12}$, während für den Quercitrinzucker Rigauds $C_{12}, H_{12}, O_{12}, + 3\,a\,O$, angenommen ist.

Der neue Zucker ist demnach isomer mit dem Mannit und Dulcit, und die Verfasser nennen ihn Isodulcit.

Sie beschreiben seine Krystallform, sein Nitrosubstitutionsprodukt, sein Verhalten gegen polarisirtes Licht, Gährungsfähigkeit, sein Reduktionsvermögen für Kupferoxyd und

Digitized by Google

mehrere andere Eigenschaften, die zusammengenommen beweisen, daß es eine neue Zuckerart ist, die zu dem gewöhnlichen Quercitrinzucker in demselben Verhältniß steht, wie Mannit zu Traubenzucker.

Sie kommen dabei auf eine Ansicht zurück, die der Eine von ihnen schon früher ausgesprochen hat, daß es nämlich Quercitrine gibt, die sich unter einander nicht wesentlicher unterscheiden als die Quercitrine der Färbereiche untereinander.

Das Rutin, das Robinin, das Rhamnin u. s. f. sind Beispiele dieser Art und man wird, fügen sie hinzu, aus dem Quercitrin einmal eine Gattung bilden, deren Arten sich unter einander nicht anders verhalten, als z. B. die Aetherarten einer und derselben Säure.

Wahrscheinlich entsteht der neue Zucker aus dem Rigaud'schen Quercitrinzucker in der Pflanze in ähnlicher Weise, wie Mannit aus Traubenzucker entsteht, oder aus diesem auf rein künstlichem Wege dargestellt werden kann.

Dieselben Verfasser erörtern ferner, als Theil einer größeren Untersuchung, die Verhältnisse des Morins und besonders der sogenannten Moringerbsäure.

Sie weisen nach, daß diese Körper nicht, wie Delffs behauptet, identisch, sondern ganz scharf unterschieden sind.

Sie beschreiben die Darstellungs-, Trennungs- und Reinigungsmethoden dann die Eigenschaften derselben, und weisen nach, daß die bisher gebrauchten Formeln falsch sind und daß die Ansichten über die Konstitution beider berichtigt werden müssen.

Die Moringerbsäure z B. liefert, wenn sie mit ätzenden Alkalien behandelt wird, zwei Zersetzungsprodukte, von denen das eine das, von Hlasiwetz entdeckte Phloroglucin, das andere die von Strecker zuletzt beschriebene Protocatechusäure ist.

Typisch und unter der von Strecker gemachten Annahme, die Protocatechusäure sei zwibasisch, ist dann der Ausdruck für die Moringerbsäure, welche die Verfasser zweckmäßiger „Maclurin", von Maclura tincta. zu nennen vorschlagen

$$\text{H.}\left.\begin{matrix} C_{12}, H_8, O_4 \\ C_{14}, H_4, O_4 \end{matrix}\right\} O_4$$

Sie entspricht dann dem Phloretin, oder allgemein den zusammengesetzten Aethern.

Ueber das Morin stellen die Verfasser nähere Mittheilungen bald in Aussicht. Auch dieses liefert unter ähnlichen Verhältnissen, wie das Maclurin, eine Säure neben Phloroglucin.

Herr Dr. Barth theilt Versuche über den Pikrotoxin, den giftigen Bestandtheil der Cocelzkörner mit.

Diesem zufolge ist dieser Körper nach der Formel C_{24}, H_{14}, O_{10} zusammengesetzt, gibt mit verdünnten Säuren einen wasserreicheren Körper $= C_{24}, H_{16}, O_{12}$, mit Salpetersäure eine nitrirte Verbindung, mit Brom ein Substitutionsprodukt, welche beide mit der Formel im Einklang stehen.

Er hat sich überzeugt, daß der Körper nicht, wie früher einmal behauptet wurde, stickstoffhaltig ist, und nicht, wie es demnach hätte scheinen können, zu den zuckerhaltigen Alkaloiden gehört, etwa wie das Polanin.

Die Verhältnisse des Pikrotoxins weisen vielmehr darauf hin, daß er selbst den Zuckern am nächsten steht, wenn man den Begriff dieser etwas weiter faßt.

Er stellt die darauf bezüglichen Arten zusammen und gibt quantitative Bestimmungen der Reduktionsfähigkeit für Kupferoxyd, aus welchen sich das Verhältniß zum Traubenzucker wie 1 : 5 ergibt. Er berichtet ferner, daß sich in dem Samen noch eine Säure findet, dieselbe vielleicht, die früher als Menispermsäure beschrieben, deren Existenz von späteren Beobachtern aber angezweifelt wurde, daß es dagegen nicht möglich war, das als Menisperimin bezeichnete Alkaloid aufzufinden.

Digitized by Google

Herr Dr. F. Paugger, Adjunkt an der k. k. hydrographischen Anstalt zu Triest, übersendet eine Abhandlung „über die Vermehrung der synthetischen Rechnungsarten".

In dieser Abhandlung wird nicht bloß dargethan, daß man nebst den sieben bekannten Operationen, der Administration, Subtraktion, Multiplikation, Division, Potenzirung, Radizirung und Logarithmirung, beliebig viele auf synthetischem Wege nach und nach aufstellen kann, sondern es werden darin auch, als thatsächlicher Beleg hierzu, die Grundgesetze der drei Operationen jener Rechnungsstufe, welche unmittelbar nach der Stufe der Potenzirung, Radizirung und Logarithmirung sich anreiht, entwickelt. Auch wird in derselben eine neuartige sogenannte imaginäre Zahl, welche diese letztere Rechnungsstufe liefert und die sich nicht unter der bekannten Form komplexer Zahlen darstellen läßt, angegeben. Endlich wurden für solche Funktionen, welche man durch Verallgemeinerung der Operationen dieser neuen Rechnungsstufe erhält, Reihenentwicklungen vorgenommen.

Herr K. Puschl, Professor am Gymnasium zu Melk, übersendet eine „Notiz über die Molecularbewegung in Gasen".

Herr Hofrath Hyrtl überreichte eine Abhandlung: „Neue Wundernetze und Geflechte warmblütiger Thiere", mit neun Tafeln, für die akademischen Denkschriften. Durch die in dieser Schrift niedergelegten anatomischen Untersuchungen ist ein bisher nur unvollständig bekanntes Gebiet der vergleichenden Angiologie nach allen Richtungen hin aufgeschlossen und die Grenze scharf bestimmt, bis zu welcher sich das Vorkommen von Gebilden erstreckt, deren bizarre Formen die sonderbar klingende aber bezeichnende Benennung „Wundernetze" rechtfertigen mag. Wie aber die Aeußerlichkeit der Form auf Sinn und Bedeutung der Organe schließen lehrt, hat die erschöpfende Betrachtung der ersteren auch einen verläßlichen Haltpunkt gegeben, über Zweck und Verwendung dieser räthselhaften Organe eine Ansicht zu fassen, und die Kollateralstämme der Wundernetze theils als Sicherheitsröhren zu erklären, welche den durch Muskeldruck bedingten Störungen des Kreislaufes vorzubauen haben, theils aber in ihnen nichts weiter als riesig entwickelte und von den Hauptstämmen der Arterien emanzipirte Vasa vasorum festzustellen. Doch auch abgesehen von funktionellen Erörterungen oder Phantasien wird der rein anatomische Theil einer Arbeit seinen Werth behaupten, wenn er sich mit Thieren befaßt, deren Gefäßsystem bis nun einer speziellen Untersuchung entbehrte, wie Daman, Pekari, Tajoßu, Tapir, Phacochörus, Viverra, Lemur, Otolicnus, Ateles, (Beelzebuth), Apteryx, Rhea, Dromaius, Sphenicus u. A. m.

Herr Prof. Redtenbacher hielt einen Vortrag über das Wasser der Therme zu Wildbad Gastein im Salzburgischen, welches von Herrn Ullik in seinem Laboratorium untersucht wurde. Außer den schon bekannten Bestandtheilen wurde darin Lithion quantitativ bestimmt und sichere Spuren von Arten Titunsäure, den neuen Metallen Rubidium und besonders Cäsium nachgewiesen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 3. Juni 1863.

Der Vorsitzende Herr J. Bayer begrüßte die, dieser Versammlung beiwohnenden Herren Prof. J. Westwood aus Oxford und J. Winnertz aus Crefeld. Ferner legte er das der Direktion zugesendete Zertifikat über die ehrenvolle Anerkennung vor, welche auf der Londoner Weltausstellung der Gesellschaft für ihre Publikationen ertheilt wurde.

Digitized by Google

Herr A. Rogenhofer berichtete über die Lebensweise einer Holzwespe, Cephus compressus Fab., welche sich im vorigen Jahre im hiesigen botanischen Garten durch Zerstörung der einjährigen Zweigspitzen jüngerer Birnbäume bemerkbar machte. Die weißgelbe Larve lebt von Juni bis zum nächsten Frühjahre im Innern der Zweige, deren Markkörper ihr zur Nahrung dient, verpuppt sich im April und liefert Mitte Mai das vollkommene Insekt, welches seit Fabricius Zeiten nicht wieder beobachtet wurde. Erst im Jahre 1858 gab Goureau (Ann. de la soc. ent. de France B. VI, 3. ser.) den ersten Beitrag zur Kenntniß der Lebensweise des in Rede stehenden Insektes, ihm blieb aber eben so wie Fabricius das Männchen unbekannt, dessen Beschreibung der Vortragende vorlegte. Die von der Larve bewohnten Zweige, lassen sich leicht an der runzelartigen Epidermis, die später trocken und schwärzlich wird, erkennen. Durch Abschneiden der angegriffenen Reiser läßt sich dem Ueberhandnehmen des Insektes am sichersten Einhalt thun. Ferner machte der Vortragende auf den dieser Art zunächst stehenden Cephus pygmaeus L. aufmerksam, dessen Larve im Stengel von Roggen lebt und schon einige Male, in größerer Menge in Oesterreich erscheinend, in Getreidefeldern Verwüstungen anrichtete, denen man am wirksamsten durch Einackern der Stoppeln, in welchen die Larve den Winter zubringt, begegnen kann.

Herr Dr. Steindachner legte der k. k. zoologisch botanischen Gesellschaft die Beschreibung einer neuen Pristipoma-Art, Prist. brasiliense vor, welche sich schon durch die Eigenthümlichkeit ihrer Körperzeichnung von den übrigen zahlreichen Arten desselben Geschlechtes unterscheidet. Den Rumpf dieser schönen Art, welche von Bahia (Brasilien) eingesendet wurde, zieren nämlich sieben wagrechte schwarzbraune Streifen und Binden, von welchen jedoch nur die vierte, fünfte und sechste bis zur Schwanzflosse sich erstrecken. Die vierte Binde bildet an der Oberseite des Schwanzstieles zwei ovale Flecken, die fünfte Binde ist nach vorne und hinten von je einem großen Ovalfleck begrenzt. Am Kopf selbst bemerkt man drei halbmondförmig gekrümmte Streifen, welche hinter dem Auge beginnen und an der Schnauze, am Mundwinkel und an der Symphyse des Unterkiefers endigen. Die Grundfarbe des Körpers ist grünlich goldgelb; die Bauchflossen sind schwarz, die übrigen Flossen hellbraun. Von den zwölf Stacheln der Dorsale ist der vierte, von den drei Analstacheln der zweite am längsten.

Herr J. Juratzka besprach einen von Herrn Dr. J. B. Holzinger eingesendeten Beitrag zur Lichenenflora Niederösterreichs. In demselben werden beiläufig hundert in den Kalkgebirgen der Umgebungen Mödlings beobachtete Arten aufgeführt. Ferner legte Herr Juratzka die neue Folge Hepaticae europeae vor, welche von den Herren Dr. Rabenhorst und Gottschee herausgegeben wird, und machte auf den hohen Werth aufmerksam, welchen diese Sammlung für das Studium der einheimischen Lebermoose besitzt.

Herr Dr. H. W. Reichardt las eine von dem Herrn Baron Tinti freundlichst mitgetheilte Notiz über das Blühen einer Paulownia imperialis im Parke zu Schallaburg. Der betreffende Stamm war nämlich am Grunde angefault und mußte gefällt werden. Nichts destowenigen blühte nach mehreren Wochen die in einem lichten, luftigen Schoppen aufbewahrte Krone auf das Ueppigste.

Weiters zeigte Herr Dr. Reichardt eine Fasciation von Brassica oleracea L. vor, welche sich durch kolossale Dimensionen auszeichnete. Ferner legte er eine Einladung zur Pränumeration auf das „Normal-Herbar österreichischer Weiden" vor, welches die Herren Anton und Joseph Kerner herauszugeben beabsichtigen und empfahl dieses Unternehmen der besonderen Aufmerksamkeit der Mitglieder.

Schließlich machte Herr J. Bayer darauf aufmerksam, daß in diesem Sommer Hollomia palustris häufig im Heustadelwasser des Praters blühe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Neuere humoristische Literatur.

„Ein neuer Fallstaff" von Brachvogel. — „Herkules Schwach" von Silberstein. — „Dorfschwalben", 2. Band, von Demselben. — Der Humor in der Idylle.

Jean Paul hat Nachahmer seiner Manier gefunden, denen es bei gleich rascher Vergänglichkeit ihrer Wirkung doch nicht vergönnt war, auch nur annäherungsweise eine gleiche Bedeutung und Dauer des Namens zu erreichen. Das eigentliche Streben des berühmten Mannes jedoch hat keine Nachahmung gefunden: der humoristische Roman wurde in Deutschland nicht mehr gepflegt. Einem vereinzelten Versuch Gutzkows konnte schon aus äußeren Gründen kein Erfolg verheißen werden, denn man ist entweder immer oder niemals Humorist; Gemüthsstimmung und Weltanschauung verbinden sich im Humoristen, um ihm keine anderen als humoristische Produktionen möglich zu machen. „Blasedow und seine Söhne" haben selbst niemals recht gelebt und folglich auch nicht weitergewirkt, die Literatur hat keine Enkel von ihnen aufzuweisen.

Dennoch will sich gerade in der Zeit, da durch einen „hundertjährigen Geburtstag" die Erinnerung an Jean Paul aufgefrischt wurde, zufällig auch der humoristische Roman in Deutschland wieder zeigen. Dem Talent wird Alles möglich, so daß man es nicht auf eine bestimmte Epoche für seine spezielle Wirksamkeit hinweisen darf, doch hat immer ein geheimes Einverständniß zwischen der Geschichte und dem Genie bestanden, so daß das letztere stets als hervorgerufen von einem Bedürfniß des historischen Augenblicks erschien. Der gegenwärtige Moment hat den Kampf mit ausgelebten Formen und Prinzipien schon so gründlich abgethan und wendet seine Aufmerksamkeit so ausschließlich neuen Gestaltungen zu, daß dem Vernichtungstrieb des Humors nicht mehr viel konkreter Stoff bleibt. Als „Don Quixote" den Lebensgeist des Mittelalters zur Flucht treiben half, beherrschten die Lebensformen des Mittelalters noch größtentheils die wirkliche Welt. Und wie die Gegenwart nicht nach einem humoristischen Genie für den Roman zu verlangen scheint, so ist auch Herr A. E. Brachvogel nichts weniger als ein solches, und wenn er sich vielleicht darauf berufen sollte, daß er seinen Roman „Der neue Fallstaff" nicht ausdrücklich als einen humoristischen bezeichnete, so kann doch schon der gewählte Titel, außerdem aber das darunter stehende Motto: „Nihil sine gaudio" nichts Anderes erwarten lassen.

Der Verfasser ist bei alldem einsichtig genug, auf den Ruhm im voraus zu verzichten, einen Doppelgänger des klassischen Trägers Shakespeare'schen Humors

Digitized by Google

geschaffen zu haben, Im Vorwort lehnt er jede Vergleichung des Letzteren mit seinem Helden ab. Man brauchte auch in der That nicht zu den „Uebelwollenden" zu gehören, wie der Vorredner sich ausdrückt, um zu finden, daß sein Held „mit der bewußten Figur des großen Briten auch gar nicht übereinstimme". Herr Brachvogel hat den Namen gewählt, um der Kritik zuvorzukommen, die, weil sein Held, der „wirklich existirt", dick und guten Humors ist, den Vorwurf erheben könnte, Shakespeare wäre hier stillschweigend ausgebeutet worden. Man überzeugt sich jedoch bald, daß diese Besorgniß des Verfassers eine ganz unnöthige war. Schon die Grundlage der Ereignisse, aus welcher sich hier ein Falstaff-Charakter entwickeln soll, widerspricht der souveränen Ursprünglichkeit des Humors im Sir John, der sein Wesen fertig mit auf die Welt brachte; mehr aber noch ist die Schlußwendung, die den Charakter wieder zur Idealität, zu seinem Ausgangspunkt zurückbringt, nicht nur unkünstlerisch an sich, sondern auch die überzeugendste Probe, daß man es hier mit keinem Zwillingsbruder des Shakespeare'schen Falstaff zu thun haben kann.

Der Roman nimmt einen guten Anlauf. Er beginnt mit der Zeit, da Frankreich unter Louis Philippe einen Frühling seines Staatslebens genoß, der überall von konstitutionellen Blüthen duftete, Deutschland aber noch in altpatriarchalischen Zuständen sich bewegte, deren Rost es theils für etwas unnahbar Ehrwürdiges hielt, theils mit einigem Muth, der zuweilen durch „Maßregelungen" gedämpft wurde, leise wegzuputzen unternahm. Bäuerle in Wien, Raupach in Berlin, Börne und Heine in Paris — der Zeichner braucht bloß diese literarischen Spitzen durch Linien zu verbinden und er gibt den Umriß jener Zeit.

Eine Einleitung, die diesen Umriß vielversprechend zu liefern versucht, führt den Leser nach Rhodenfließ, einer Mittelstadt, „in einer der blühendsten Gegenden des deutschen Vaterlandes gelegen". Auf Seite 18 ist man bereits in Rhodenfließ angekommen, und nachdem man noch aufmerksam gemacht worden, wie patriarchalisch tendenzlos es in den sogenannten deutschen Mittelstädten damals ausgesehen habe, nimmt jede sonstige Beziehung auf das „damals", dessen plastisch-lebendige Darstellung der Anlauf zu verheißen schien, ein plötzliches Ende. Kleinstädtische Leblosigkeit, soziales Philisterthum kann doch wohl nicht das Unterscheidungszeichen, das spezifische Merkmal der dreißiger und vierziger Jahre in Deutschland sein. Das kann man viel weiter zurück und selbst noch viel weiter vorwärts wahrnehmen. Nach der Einleitung muß man nothwendig erwarten, in den Figuren des Romanes die Träger der die Epoche bezeichnenden Tendenzen und Ideen zu finden, die ihr eben das Gepräge einer besonderen Zeit gaben. Davon trifft sich aber keine Spur, so daß der vielverheißende Anfang sich nun als ein ganz zufälliger Exkurs herausstellt.

Die Rhodenfließer, „Philister im Sonntagsröcklein", begeben sich nach dem benachbarten Pfauenschloß, dessen Besitzer, ein von den Geschäften zurückgezogener Rath und wegen seines Reichthums eine gewichtige Persönlichkeit für die kleine Stadt, den Geburtstag seiner schönen, hochgebildeten, kunstbegeisterten Tochter Irene

Digitized by Google

feiert. Von einem der Besucher wird ihr der „Raphael von Rhodenfließ“ vorgestellt, ein junger Mann, dessen Aeußeres „komischen Eindruck“ macht und dessen Name dieses Komische angeblich noch erhöhen soll. Und in der That! Nachdem der Besucher zu dem schönen Mädchen gesagt, er hoffe, sie werde sich für seinen Freund, den Maler — Herrn Pumpel — interessiren, und dieses Mannes „possirliche Gestalt mit namenlos linkischer und verlegener Verbeugung vortrat, brach — jede Rücksicht vergessend — die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter aus, das gar nicht enden zu wollen schien“.

In welcher Welt lebt Herr Brachvogel? So gemeine Ausgelassenheit einer „ganzen Gesellschaft“, unter der Leute von Rang und Bildung sind, gehört weder in die dreißiger Jahre, noch sonst in ein Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts.

Doch es kommt noch besser! „Auch Irene konnte im ersten Augenblick ganz unmöglich an sich halten!“ Die hochgebildete, kunstbegeisterte Irene! Allein da sie den Schmerz des unglücklichen Malers bemerkt, wird „ihr Gesicht plötzlich von einer rührenden Würde verklärt“. Der Leser denkt wohl, wenn er der Vater Irenens wäre, so hätte er dafür gesorgt, daß nach solchem Benehmen ihr Gesicht durch etwas anderes „verklärt“ worden wäre.

In Folge der „rührenden Würde“ nun nimmt sich Irene fortan des armen Künstlers an, sie veranlaßt, daß ihm in Pfauenschloß selbst ein Atelier eingeräumt werde. Hier faßt nun der Maler für das schöne Mädchen eine erste Neigung; in Rücksicht auf sein Aeußeres verbirgt er sie natürlich mit Angst, Scham und Zagen. Nach und nach machte ihn jedoch Cupido — wie sich der Verfasser altmodisch (oder ist das die schuldig gebliebene Charakteristik der dreißiger Jahre?) ausdrückt — „ziemlich milde denkend über sich selbst“. Irene theilt selbstverständlich diese Neigung nicht, aber sie erweist ihm die höchste Achtung und Freundschaft, sie will für ihn, wie sie selbst sagt, die Nebenbuhlerin seiner Mutter sein. Nun trifft sie ihn einmal, vertieft in das Bild des Pfauenschlosses auf seiner Staffelei. Er hat in der Staffage Irenens Porträt und sein eigenes angebracht. Es ist ein sentimentaler Moment. Irene ist entzückt von dem Bilde, sie schwärmt davon in den begeistertsten Ausdrücken. „Ich bin glücklich, ich bin stolz“, sagt sie, „daß ich auf diesem Bilde bei Ihnen stehe“. Er zittert vor Schmerz und Wonne. Sie merkt seine Bewegung, aber dennoch nicht die Art, wie er sie liebt. „Das war eine Verirrung ihrer romantischen Extase“, sagt der Verfasser, „eine grenzenlose Lücke ihrer Erziehung, die ein Kapitel nicht hatte — Realität des Lebens!“ Diese psychologische Erklärung ist plausibel; weniger schon, daß sie sich in solchem Falle mit der Fornarina Rafaels zu vergleichen wagt. Ist es zu wundern, daß den armen Maler dieses Wort in die Täuschung reißt, sie liebe ihn? Er wagt diese Meinung auszusprechen. Irenens zartfühlende Antwort hierauf ist folgende:

„Ihre Frau? — Frau Pumpel? — Hahaha, Verehrter, Sie haben einen Sparren zu viel!! — Ich empfehle mich Ihnen. —“

Noch einmal muß man fragen: in welcher Welt lebt Herr Brachvogel?

Digitized by Google

Das Mädchen, von dessen Grazie, Eleganz und poetischem Sinne der Dichter nicht genug erzählen kann, hört von dem Manne, den sie vor allen anderen Menschen achtet, hochschätzt, mit verehrender Freundschaft behandelt, das Geständniß einer Liebe, die sie in Folge der angedeuteten Lücke in ihrer Erziehung, in Folge ihres Mangels an „Realität des Lebens" nicht ahnen konnte, und statt in gerechtfertigten Schmerz über eine Entdeckung zu gerathen, welche nothwendig eine Trennung mit sich führen muß, weil sie dem geliebten Freunde nicht zumuthen kann, länger in der Nähe eines Mädchens zu verweilen, an dem er eine erträumte Geliebte verloren hat; statt diesem Schmerz die entsprechenden Worte oder das entsprechende Schweigen zu leihen, nimmt die der Realität des Lebens bisher unkundige Irene plötzlich die Realität eines nur zu lebendigen Fischweibes an.

Die Kritik brauchte nicht bei diesen Einzelnheiten zu verweilen, wenn sie sich nur als unwesentliche Irrthümer der Komposition darstellten. Allein sie bilden die Grundlage des Romans, sie umschließen eigentlich Alles, was Handlung daran ist. Das Folgende enthält nichts weiter, als daß der unglückliche Maler aus Verzweiflung über den für ihn so erschütternden Aufschluß in eine schwere Krankheit verfällt, aus der er als — ein neuer Fallstaff hervorgeht. Er verläßt Rhodenfließ und begibt sich in eine große Residenz; man erkennt Berlin.

Jahre sind vergangen, Irene hat eine unglückliche Ehe geschlossen, ihr ganzes Vermögen verloren; mit einer bereits heirathsfähigen Tochter lebt sie, dem dürftigsten Erwerbe nachgehend, in der Hauptstadt. Der neue Fallstaff begegnet ihr zufällig nach so langer Zeit (wir sind natürlich jetzt wieder in der Gegenwart), entdeckt ihre Wohnung, überschüttet sie heimlich mit Wohlthaten und — heirathet sie zuletzt.

Ein verheiratheter, solider Fallstaff! Er soll freilich dann keiner mehr sein. Er soll sich gebessert, zum Idealismus bekehrt haben. Bevor er mit Irenen wieder zusammengetroffen war, so lange er als Trinker und Bonvivant seine Nachmittage und Abende in Schenklokalen verbrachte (mit den Vormittagen hat es ein besonderes Bewandtniß), geberdete er sich als hartgesottener — Realist. Allein da er zugleich nicht aufgehört hat ein Künstler zu sein und unter einem fremden Namen Bilder verkauft, die alle Welt durch ihren idealen Ton entzücken und zu deren Hervorbringung er eben die geheimnißvollen Vormittage hat, so muß es ihm mit seinem realistischen Renommiren wohl nicht Ernst sein. Macht er aber Scherz — warum bringt er uns nicht zum Lachen?

Denn von einer Anlage zum Humor, geschweige denn von wirklich Fallstaffschem Humor, ist in dem ganzen Charakter so wenig wie in dem ganzen Buche eine Spur zu finden. Der Verfasser bemüht sich übrigens redlich, den Leser zu erheitern und bringt sogar eine ausführliche Abhandlung über die fatalistische Unvermeidlichkeit des weiblichen — Pantoffelregimentes und dergleichen Schelmereien mehr.

Was eigentlich den Leser im Roman erheitern soll, die Unterhaltung, das Interesse an den Begebenheiten, die Hingebung an das Schürzen und die Spannung

Digitized by Google

wegen des Lösens der Konflikte, das fehlt hier ganz. Langeweile dehnt sich über die unendliche Fläche der Bogen. Langeweile ist zwar von allzu subjektiven Dispositionen abhängig, als daß man von ihrem Vorherrschen in allen Fällen eine objektive Probe geben könnte; allein wenn der von uns angedeutete Inhalt auf nicht weniger als drei Bände anschwillt, so muß das schon einen Begriff der Fülle des Ueberflüssigen geben, das darin enthalten ist. Dazu kommt die unglückselige Manier des Verfassers, mit seinem Erzählen nicht den Kern der darzustellenden Dinge zu treffen, sondern schwatz- und klatschhaft wie eine Kaffeegesellschaft sich in die entfernteren Beziehungen der Dinge zu verlieren, mit „indessen" und „einerseits" und „andererseits" um sie herumzugehen. Ein verwaschenes Raisonnement drängt sich ihm in den Augenblicken der Ermüdung statt des historischen Styles unter die Feder.

Es ist aufrichtig zu bedauern, daß sich das einst vielversprechende Talent des Herrn Brachvogel für das Drama in „Narciß" und „Adalbert vom Babanberge" und für den Roman im „Friedemann Bach" erschöpft zu haben scheint. Dem hoffnungsvollen Aufglimmen eines neuen Geistes in den genannten Dichtungen verdankt es der Verfasser, daß man sich auch mit seinen nachfolgenden Werken noch immer beschäftigt. An sich wäre die schwere Mühe, der sich ein Buchmacher unterzieht, so wenig ein lohnender Gegenstand für die Kritik, als z. B. das Ringen eines Müden mit der Lebensnoth ein erquickliches Objekt für die rein menschliche Betrachtung ist.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß unter den Pistol und Bardolph dieses neuen Fallstaff, die sehr trockene Gesellen sind, sich auch ein Dr Hahnekamm befindet, mit welchem eine Satyre gegen die Kritik gemeint ist. Diese Art Antikritik ist ein übles Zeichen für das Talent, das davon Gebrauch macht. „Die erste schlechte Kritik über mein Buch wird doch wohl nicht von Hahnekamm sein!" Mit diesem zweideutigen Worte schließt der Verfasser. Eine „schlechte Kritik" würde das Buch loben, und der Verfasser wird doch wohl nicht eine Satyre auf seine Lobredner geschrieben haben wollen?

Der humoristische Roman „Herkules Schwach" von August Silberstein (München, Fleischmann, 1863) besitzt den Vorzug einer wirklich humoristischen Grundstimmung. Im Titel ist der Charakter des Helden symbolisch ausgedrückt: riesige Leiblichkeit und kindlicher Geist machen sein Wesen aus. Gänzlich ohne Kenntniß der Welt, ihrer Laster und ihrer Thorheiten, geht er still seinem Berufe nach, der ihn an den Komptoirbock eines Handlungshauses fesselt, und bringt seine freien Stunden in der Gesellschaft seiner Mutter zu, einer wunderlichen Frau, deren Tod ihn zum Besitzer eines Vermögens macht. Kaum würde er das Vorhandensein und den komischen Aufbewahrungsort desselben im Innern eines ausgestopften Pudels jemals entdeckt haben, wenn er sich nicht der Bekanntschaft eines Agenten erfreute, eines Mannes für Alles, was Geld tragen kann, eines stets mit ungeheuerlichen Projekten schwangeren industriellen Genies, eines Verkäufers der sämmtlichen neuen Erfindungen und Wundermittel, mit denen sich unsere Zeit

Digitized by Google

beschwindeln läßt. Man hat der Gegenwart so oft eine allzu praktische Richtung vorgeworfen, in der That aber ist deshalb ihr poetisches Vermögen nicht untergegangen, nur daß sich die überschwängliche Phantasie ausschließlich in der Leichtgläubigkeit gegenüber der Charlatanerie bethätigt. Schwachs unerfahrene Seele ist eine tabula rasa, eine willige Fläche für die Einzeichnung aller Abenteuerlichkeiten und Thorheiten, die der Agent ausbeutet. Wenn daraus nicht üble Folgen für den widerstandslosen Schwach hervorgehen, so hat er es dem Umstand zu danken, daß seine stets bereite Empfänglichkeit nicht eine gleich thatlustige Energie entzündet; man könnte sagen, er hat es dem Fehler des Buches zu danken, das ihn zu einem allzu blassen, knochenlosen, nirgends bestimmbaren Schemen gemacht hat.

Indessen wird sein Leben doch Veranlassung für den Verfasser, mit erstaunlicher Reichhaltigkeit der Betrachtung auf Fragen und Verhältnisse der Zeit, namentlich so weit sie sozialer Natur sind, theils ernst und gemüthvoll, theils mit satyrischer Laune einzugehen. Auch das Vagabundenthum in seiner abschreckendsten, wie in seiner romantischsten Gestalt gehört zu den Elementen, in denen sich der vorliegende Roman mit überraschend neuen Wendungen und mit Eröffnung bedeutungsvoller Aussichten bewegt. Der Fülle von Zuständen entspricht die gleiche Fülle von Personen, die zwar meistens nur wie die schattenhaften Figuren einer Phantasmagorie vorüberziehen, aber deshalb doch selbst in der absichtlichen oder unabsichtlichen Karrikatur einen Zug lebendiger Wahrheit aufzuweisen haben. In den humoristischen Partien ist Einiges, was unabhängig vom Ganzen, dem man den Rang des Kunstwerkes nicht zugestehen kann, zu den besten Leistungen der komischen Literatur zählt. Dahin gehört beispielsweise die dem armen Herkules Schwach selbst nicht bewußte Brautwerbung; er trachtet nämlich nach dem Ankauf einer Bibliothek, während es durch Hinzuthun des Agenten den Anschein gewinnt, daß er um ein Mädchen freie. Die Schilderung des überbildeten Mädchens selbst, das ewig mit den „Sternen" zu thun hat, ist von ergötzlichster Wirkung.

Die Ausdehnung des Werkes auf drei umfangreiche Bände ist nicht eine Bedingung der Komposition, sondern die Folge willkürlicher Einbeziehung eines bloß äußerlichen Materials. Dieser Umstand begründet den Tadel, den man gegen das Buch geltend zu machen hat. Bei der größten zugestandenen Freiheit humoristischer Behandlung kann doch der Roman auf eine epische Struktur, auf die Nerven und Muskeln nicht verzichten, die ihm eine wohlbegründete Folge aus einander hervorgehender Begebenheiten verleiht. Das naive Verlangen unbefangener Leser, durch die Erfindung der Geschehnisse in Spannung und durch einen weise vorbereiteten Abschluß in Befriedigung versetzt zu werden, ist mehr als eine frivole Neugierde, auf welche die Kunst keine Rücksicht zu nehmen hätte „Gar zu fragmentarisch ist Welt und Leben", sagt Heine, und wenn er mit Recht den deutschen Professor verhöhnt, der „mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen stopft die Lücken des Weltenbau's" — das Lebensbild, wie es ein Dichter entwirft, ist im kleinen Kreise eine symbolische Ergänzung der fragmentarischen Welt; durch künstlerisch geordnete Entwicklung der Begebenheiten führt es das wachsende Interesse bis auf einen

Digitized by Google

Punkt, wo dem ahnungsvollen Gemüth eine das Ganze zusammenhaltende Idee aufgeht. Was das Leben in menschlichen Vorgängen Unfertiges und Unverständliches zeigt, dem gibt die Kunst eine höhere Abrundung und einen deutlichen Zweck.

In dieser Beziehung sind sogar die moralischen Erzählungen, wenigstens der Idee nach, dem Kunstwerk näher, als abgerissene, willkürlich durcheinander gemischte Bruchstücke, wie im vorliegenden Roman. Dafür muß man andererseits gestehen, daß die Eigenschaften, die dem Verfasser noch fehlen, um einen humoristischen Roman von bleibendem Werthe zu schreiben, durchaus solche sind, die sich erlernen lassen. Studien großer Muster, namentlich der englischen Literatur, werden ihm die Hilfsmittel geben, in seiner eigenen selbstständigen Art Meister zu werden. Fehlt ihm doch wenig von dem, was sich nicht erlernen läßt und bringt er doch namentlich für das Genre, das er sich hier wählte, die humoristische Grundstimmung des Gemüthes mit.

August Silberstein hat gleichzeitig und durch dieselbe Buchhandlung den zweiten Band seiner österreichischen Dorfgeschichten, „Dorfschwalben" veröffentlicht, ein äußeres, aber unwiderlegliches Zeichen der Gunst, die er sich mit dem ersten Bande erworben hat. Es läßt sich ihnen nichts Rühmlicheres nachsagen, als daß sie den herzinnigen Eindruck niederösterreichischer Volksnatur und Landschaft hervorbringen. Als eine wahre Frühlingslektüre können sie dem Augenblick, als eine literarische Leistung von bleibendem Werthe — worüber wir uns in diesen Blättern beim Erscheinen des ersten Bandes aussprachen — dem Publikum überhaupt empfohlen werden. Der Humor des Verfassers macht sich auch in seinen Idyllen, wenn auch nur in zerstreuten Zügen geltend — und wer weiß, ob nicht der Humor berufen ist, dem etwas erschöpften Boden der Dorfgeschichte neuen Humus zuzuführen.

Hieronymus Lorm.

A. Reumont, bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia.

(Berlino, 1863.)

S. Zunächst für italienische Leser bestimmt, hat das vorliegende Buch doch auch für uns einen doppelten Werth. Die deutschen Historiker müssen es dem Verfasser Dank wissen, daß ihre auf Italien bezügliche Arbeiten, für deren Verbreitung in Italien der Buchhandel in sehr mangelhafter Weise sorgt, dort wenigstens dem Titel und Inhalt nach bekannt werden; dann ist es auch für jeden Deutschen, der sich einmal mit italienischer Geschichte befassen will, wichtig, mit einem Blick zu überschauen, wie viel auf diesem Gebiete bereits diesseits der Alpen geleistet ist. In jeder Hinsicht ist also das Unternehmen des Herrn Reumont sehr zu loben. Die Durchführung aber trägt hie und da die Spuren der Entstehung dieses Buches

Digitized by Google

an sich. Seit 1846 hat der Verfasser regelmäßige Berichte über die auf Italien bezügliche Literatur im „Archivo storico“ veröffentlicht; diese Berichte, bei denen es weder auf Vollständigkeit, noch auf gleichmäßige Behandlung ankam, bilden nun augenscheinlich die Grundlage des Buches, und so erklärt es sich, daß der Stoff nicht nach allen Seiten scharf abgegrenzt ist, daß hie und da Lücken erscheinen, daß namentlich auch die Behandlung der einzelnen Artikel nicht gleichmäßig ausgefallen ist. Die deutschen Publikationen dieses Jahrhunderts sind mit Recht in den Vordergrund gestellt, die früherer Zeiten nicht ausgeschlossen, aber doch nicht genügend berücksichtigt worden. Wie weit in diesem Falle der Verfasser das Wort Germania nimmt, ist nicht recht klar. Sollten alle in deutscher Sprache erschienenen Werke hier verzeichnet werden, so wäre zu den Arbeiten der deutschen Schweizer noch Manches nachzutragen. Oder sollte Deutschland vorzüglich nach seinem staatlichen Umfange hier berücksichtigt werden, so hätten wohl auch die in Triest, sei es deutsch oder italienisch gedruckten Werke, wie die zahlreichen Arbeiten Kandlers aufgenommen werden sollen. Andere Lücken mögen daher kommen, daß Herr Reumont zunächst nur für eigenen Gebrauch gesammelt und, als er den Plan zu einer Bibliographie entwarf, nicht Gelegenheit gehabt haben mag, die nothwendigen Ergänzungen nachzutragen. So mußten die einschlagenden Publikationen unserer Wiener Akademie doch für ein bibliographisches Werk ganz vollständig aufgezählt werden; wir vermissen aber einen Aufsatz Foncards über den „Fondaco dei Tedeschi“, Siegels „Abhandlung über die Lombarda-Kommentare“ u. s. w. Während im Ganzen die Zeitschriften recht fleißig excerpirt sind, ist dem Verfasser die für die Geschichte des Oberrheins von Mone, die sehr viele Beiträge zur italienischen Geschichte enthält, ganz entgangen. Unter den Arbeiten, die Paulus Diaconus betreffen, fehlen die Uebersetzung von O. Abel und die von Haupt neu entdeckten Gedichte. Gehen wir auf die Anordnung über, so hätte es sich wohl empfohlen, eben so wie die storia delle belle arti als besonderer Theil ausgeschieden ist, die literarhistorischen Werke von den auf politische Geschichte bezüglichen abzusondern. Die Mehrzahl der Arbeiten bildet einen Artikel für sich; vielfach sind aber auch Publikationen gleichen oder verwandten Inhalts im Zusammenhang unter dem Namen des einen der Verfasser angeführt und sind dann oft nur unter diesem zu finden. Das Nachschlagen wird dadurch einigermaßen erschwert. Die Titelangaben sind gut. Nun haben wir noch die eigenthümlichste Seite dieses Buches zu berühren. Diese Bibliographie ist, wie schon gesagt, eine alphabetische Zusammenstellung bibliographischer Berichte oder noch eigentlicher kritischer Besprechungen, d. h. in zwei Fällen unter dreien folgt auf den Titel des Buches Inhaltsangabe und Kritik. Es ist ganz erstaunlich, was der Verfasser hier alles zusammengeschrieben hat: Dinge, die hierher gehören und die nicht hierher gehören, recht gute und wieder ganz unbrauchbare Inhaltsangaben, richtige und sehr schiefe Urtheile. Wir können den Fleiß, der dies alles zusammengetragen hat, anerkennen, müssen zugleich aber auch bedauern, daß diese Kompilation nicht mit mehr Auswahl, Genauigkeit und Umsicht gemacht ist. Nur um zu zeigen, welcher Art die hier mit untergelaufenen Fehler sind, führen

Digitized by Google

wir einige Beispiele an. Da wird F. Pfeiffer die inkorrekte Edition italienischer Poesien aufgebürdet, die gar nicht von ihm herausgegeben sind. Da heißt es im Artikel Bethmann-Hollweg von Savigny's Darstellung des Ursprunges der lombardischen Munizipien, daß sie in Deutschland ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden haben, während dann doch gelegentlich der Arbeiten von Leo, Hegel u. s. w. das Verhältniß ganz richtig dargestellt wird. Und namentlich hier ist die Ungleichmäßigkeit der Behandlung zu rügen. Während über einzelne Aufsätze oder Dissertationen von geringster Bedeutung des Langen und Breiten gesprochen wird, werden epochemachende Werke eben nur dem Titel nach angeführt. Wir Deutschen, die wir mit unserer historischen Literatur vertraut sind, werden uns dadurch nicht irreführen lassen; aber um der Italiener wegen, für die das Buch eigentlich bestimmt, müssen wir bedauern, daß die Unterscheidung zwischen den besseren und minder guten Arbeiten Deutschlands nicht strenger und gleichmäßiger durchgeführt ist.

Archäologische Publikationen in Frankreich.

(Schluß.)

„Revue de l'instruction publique, de la littérature et des sciences en France et dans les pays étrangers." 22. Jahrgang, 1862. Paris, L. Hachette et Cie, boulevard Saint-Germain. Sie erscheint wöchentlich zu je 16 Seiten in 4.

„Journal général de l'instruction publique", 31. Band, 1862/63. 1016 Seiten in 4. Paris, Paul Dupont, rue de Grenelle-Saint-Honoré, 45. Erscheint zweimal wöchentlich.

Beide, hauptsächlich für Gymnasiallehrer bestimmte Blätter zerfallen in einen offiziellen Theil, der die Erlässe des Ministeriums für den Unterricht, sowie die Ernennungen, Versetzungen u. s. w. im Personal enthält, und einen andern, nicht offiziellen, der wissenschaftlichen Inhalts ist und außer den Berichten über die Sitzungen der Akademie (bei welcher Gelegenheit unter andern im „Journal général", S. 602, Facsimiles und Erklärung dreier phönizischer Inschriften gegeben werden, die Herr Renan auf seiner Expedition in Syrien fand), sowie anderer wissenschaftlicher Staatsinstitute, theils selbstständige literarische Arbeiten, theils Rezensionen, theils endlich wissenschaftliche Neuigkeiten und bibliographische Nachrichten enthält.

Da beide Blätter ganz allgemein szientifisch sind, umfassen sie Arbeiten aus den mannigfachsten Zweigen des Wissens, und folgerichtig sind auch Rezensionen, wie über Viktor Hugo's „Misérables", nicht ausgeschlossen. Indeß machen Inhaltsanzeigen die Benützung des gegebenen Stoffes leicht, und unter der Menge desselben gibt es auch Abhandlungen archäologisch-antiquarischer Natur, die in mehrfacher Beziehung interessant sind.

Digitized by Google

Wenige selbstständige Arbeiten indeß umfassen kleinere oder größere Gebiete des antiquarischen Wissens, wie im „Journal général“ eine Abhandlung Rossignols „Ueber die samothrazischen Gottheiten“, Aufsätze von Jakobs und Feillet „Ueber verschiedene der von Cäsar erwähnten Gallischen Ortschaften“, eine kurze Mittheilung von Dübner „Ueber den Werth der herkulanensischen Papyrus“. Viel zahlreicher sind die Rezensionen einschlägiger Bücher, und beide Blätter geben wohl eine ziemlich vollständige Uebersicht der laufenden Publikationen. Die Thätigkeit der französischen Kritik ist aber schon hier eine ganz andere als die der deutschen. Wenn etwas, so pflegen wir Kritiker über Detailforschungen für ein Fachpublikum zu schreiben, oft wenden wir uns dabei nur an Diejenigen unter demselben, welche Mitforscher sind auf einem ganz speziellen Gebiete, wir diskutiren dann die Einzelnfragen und suchen zu berichtigen oder zu bekämpfen, wo wir darin abweichender Ansicht sind, in dem guten Glauben, daß es ein Verdienst ist, jede noch so kleine historische Wahrheit den schon gewonnenen hinzuzufügen. Wir mögen oft darin pedantisch sein und es damit zum Theil verschulden, wenn unsere Thätigkeit nicht allein im Auslande, sondern auch von einem guten Theil unserer Landsleute nicht verstanden wird. Die französische Kritik aber wirft sich gar zu oft ins entgegengesetzte Extrem, sie will von aller Welt verstanden werden. Sie übergeht die Einzelnheiten der wissenschaftlichen Arbeiten eines Autors und bemüht sich vorzugsweise die Resultate zu erfassen, fehlt aber dabei leider gar zu oft, indem sie nicht die Stellung derselben in der historischen Entwicklungsreihe, der sie angehören, untersucht, sondern nur unmittelbar für die Gegenwart, daß heißt, für die französischen geistigen und wissenschaftlichen Zustände des Heute, Konsequenzen daraus ziehen will. Diese gar zu oft wiederkehrenden Parallelen und Bezüge zwischen Plato und La Fontaine, Cicero und Bossuet, Sophokles und Voltaire nützen nicht nur nicht die Ideen im Einzelnen aufzuklären, sondern verwirren dieselben. Man verkennt durchaus den Werth des wissenschaftlichen Studiums, wenn man dabei beharren will, von diesem engen Standpunkt nationaler Anschauungen aus, und mögen sie durch noch so große Autoritäten garantirt sein, jene reichen und mannigfaltigen Aeußerungen antiken Geisteslebens zu durchdringen, man wird das Alterthum nie verstehen, wenn man nicht unbefangen sich an der Fülle seiner Erscheinungen erfreut, belehrt und bildet. Die Konsequenzen jener Anschauungsweise dagegen können nur zu einer immer größeren Verflachung der Wissenschaft führen; wenn man davon absteht, der Detailforschung auf ihren Wegen zu folgen, wird man auf der breiten Straße, die man einschlägt, bald nicht mehr wissen wohin und woher, wenn man es ver absäumt, den Blick am klar Vorliegenden zu schärfen, wird man schwer haben, die großen Massen zu durchschauen und die dunklen Fäden zusammenzuknüpfen, durch die geleitet, man ins Geheimniß der Geschichte dringt.

Ich kann mich nicht enthalten, hier die Worte eines einsichtsvollen Mannes, Herrn Perrens, herzusetzen, der im „Journal général“ eine Uebersicht der Leistungen gibt, welche die während der letzten Jahre an den Sorbonne veröffentlichten Doktor-Dissertationen, hier Thesen genannt, enthalten. Es ist Gesetz, daß man, um

Digitized by Google

zum Doktorat ès lettres zu gelangen, eine französische und eine lateinische These schreiben muß. Eine ganze Reihe der letzteren behandelt Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Archäologie, auf die ersteren dagegen pflegt man die größere Mühe zu verwenden. „Für Niemanden", sagt der obige Berichterstatter, „ist es ein Geheimniß, mit welcher Eile die meisten Kandidaten, abgespannt von den langen Arbeiten, die ihnen ihre französische These gekostet hat, sich daran machen, deren unansehnlichere Schwester abzufertigen ...." Brauche ich noch hinzuzufügen, daß wir Alle, so Viele wir sind, bewußt oder unbewußt, uns im Geiste und mit tausend Variationen diesen berühmten und bedauernswerthen Vers wiederholen:

„Qui nous délivrera des Grecs et des Romains."

Gestützt auf dies angeborne Verlangen, mit dem zu brechen, was es Edelstes, Erhabenstes und Sicherstes in unseren Traditionen, in unseren Ursprüngen gibt, sprechen wir es fast als Grundsatz aus, daß man in der alten Geschichte nur noch über die unendlich kleinen Theile Forschungen anzustellen hat. So verstehen freilich die Deutschen diese Studien nicht, sie, die in den vieldurchblätterten Annalen der Griechen und Römer ein unendliches Feld der Ausbeute zu finden gewußt haben. Ohne so weit zu gehen als diese Meister der negativen und destruktiven Kritik, wie viele Punkte bleiben uns nicht noch aufzuhellen übrig, wie viele Diskussionen zu schließen, fortzusetzen oder von neuem aufzunehmen, nicht allein über das Detail, sondern auch über ganze Epochen, über ihren besonderen Charakter, über den Sinn, den man daran knüpfen muß! Zum Unglück schreiben wir nicht, wie die Deutschen, um unserer eigenen Genugthuung willen, sondern beabsichtigen stets eine That, deren Erfolg sogleich unseren eigenen Augen sichtbar sein soll, wir suchen nach einem Publikum, nach einem Auditorium, so groß wie möglich, und da wir wissen, welche Antipathie gegen Griechen und Römer diese Utilitarier haben, die bereits die große Mehrzahl bilden, so begraben wir vorsichtig unsere Studien über das Alterthum, wenn Laune oder Noth uns treiben deren zu machen, in einige Seiten eines bunten Latein, deren Schicksal ist, dick bestäubt zu werden auf den Bücherborden der Sorbonne-Bibliothek, und wir empfehlen uns dem Publikum mit Arbeiten, die vielleicht weniger wichtig sind, über die neuere Zeit, an denen es aber jedenfalls mehr Antheil nimmt".

Gewiß wird man dies ehrliche Geständniß mit Interesse lesen; es zeigt uns einen Entwicklungsgang, der in mancher Beziehung dem unsern geradezu entgegengesetzt ist. Der Franzose glaubt, die alte Zeit sei abgethan, nur noch hie und da eine vergessene Kleinigkeit nachzutragen, das im Wesentlichsten längst fertige Gebäude der alten Geschichte bedürfe nur etwa noch von Zeit zu Zeit eines neuen Bewurfes, hie und da einiger Verzierungen und wenns hoch kommt, ein paar neuer Steine für alte, deren Schadhaftigkeit sich herausgestellt hat. In Deutschland dagegen ist alles emsig bemüht, jedes Baustück neu zu untersuchen, herzurichten und an seinen rechten Ort zu legen, bis dann von Zeit zu Zeit Jemand kommt, der einen Theil des Palastes unserer Wissenschaft nach dem andern von Grund auf

Digitized by Google

neu herrichtet und bequem macht. Ob wir's recht verstehen, darüber mögen dann Andere urtheilen, für uns sei das Bewußtsein genug, die Wahrheit gesucht zu haben. Indeß das Urtheil, wir seien nur Meister der negativen destruktiven Kritik, wird schon die Mitwelt kaum unterschreiben. Möge das Interesse an dieser unserer Geistesarbeit nur bei uns selbst nicht erkalten, dann kann's nicht fehlen, daß es auch anderswo sich Anerkennung verschaffe, und mir scheint in Frankreich selbst gar Mancher den Augenblick zu ersehnen, wo diese neuen idées tudesques sich endlich auch hieher Bahn brechen werden. Man wird dafür in den obigen Blättern Beweise in mehr als einem Artikel finden, der Mittheilungen über unsere Wissenschaft und Literatur gibt. Inzwischen freilich, gesteht der Berichterstatter selbst, schwindet für das klassische Alterthum das Interesse Frankreichs immer mehr. Wie weit das Publikum, ces utilitaires, qui forment désormais les gros bataillons, wie weit die Gelehrten an diesem Gange Schuld sind, wage ich nicht zu entscheiden, bin aber der festen Ueberzeugung, daß es für letztere und zum weiteren Gedeihen der französischen Wissenschaft, nicht bloß der Archäologie, ein dringendes Bedürfniß ist, ihre Reihen fester zu schließen, und dem immer wachsenden Andrange der Utilitarier Stand zu halten. Ich füge noch folgende beachtenswerthen Worte meines Gewährsmannes hinzu: „Eine Beobachtung, eigen genug, auf der ich jedoch nicht bestehen will, ist es, daß die wichtigsten Thesen, die wir über die alten Zeiten haben, im Allgemeinen von Leuten herrühren, die durch Geburt, durch Gewohnheiten oder durch ihren Aufenthalt unseren Ostprovinzen angehören, wo sie in einem gewissen Maße den Eindruck des deutschen Geistes haben empfangen können".

Diesem offenen Geständniß gegenüber, das ich leicht durch andere eben so achtbare unterstützen könnte, brauche ich gar nicht auf die mannigfachen Hyperbeln einzugehen, mit denen andere französische Kritiker nur zu oft ihre Schützlinge dem Publikum anempfehlen, zumal wo es sich um Leistungen handelt, die mit deutschen irgendwie verglichen werden können. Wie weit sich die Reklame, die freilich auch bei uns nicht immer schweigt, hier mit dem Nationalgefühl mischt, wie weit auch die deutsche Kritik der französischen gegenüber herausfordernd auftritt, müßte im Einzelnen untersucht werden. Indeß zur Erkenntniß des wissenschaftlichen Standpunktes in Frankreich nützt diese Untersuchung eben so wenig, als jene Hyperbeln dem allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft dienen.

Von der Zeit wird man Abhilfe auch von diesen Uebeln erwarten dürfen, denn der Zustand von heute kann nicht mehr lange dauern. Die Theilnahmslosigkeit am Fortschritt der Wissenschaft, der denn doch anerkanntermaßen zumeist bei uns gemacht wird, müßte Frankreich mehr und mehr isoliren, und ich glaube, dies Gefühl drängt sich den Einsichtsvolleren der Nation immer stärker auf. So gut wie in England Staatsmänner und Gelehrte ersten Ranges die Meisterwerke unserer Wissenschaft übersetzen, wie Italien schon auf verschiedenen Gebieten sich dem Impulse derselben hingibt und anschließt, so wenig kann Frankreich ihm auf die Dauer widerstehen. Gerade jetzt werden Uebersetzungen von Mommsens römischer Geschichte, sowie von seinem römischen Münzwesen vorbereitet; hoffen wir

Digitized by Google

daß ihnen von Seiten des Publikums genug Interesse geschenkt werde, um das Erscheinen anderer, die dann gewiß folgen werden, zu beschleunigen, mit ihrer Hilfe wird es immer noch möglich sein, Lebenskeime, die schlummern, zu frischer Entwicklung wach zu rufen.

Und selbst wie die Sachen bisher standen, läßt sich die Einwirkung deutscher Wissenschaft in manchen Werken französischer Gelehrten nicht verkennen. Zum Beweise berufe ich mich auf die folgenden beiden:

E. Egger, „Mémoires de littérature ancienne". Paris, 1862. A. Durand, rue des Grés 7.

E. Egger, „Mémoires d'histoire ancienne et de philologie". Paris, 1863. A. Durand.

Herr Egger, Mitglied des französischen Instituts (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres), der dem Ursprung seiner Familie nach übrigens Kärnthen angehört, hat in denselben zwei Reihen von Aufsätzen zusammengestellt, die zum größten Theil in den oben besprochenen Zeitschriften bereits veröffentlicht sind. Die erste Reihe behandelt Themen, die fast ausschließlich der griechischen Literaturgeschichte angehören, die zweite gibt Abhandlungen aus dem Gebiete der Archäologie und Philologie. Eine Skizze der Thätigkeit Boissonades, des Philologen aus dem ersten Kaiserreich, ist jenen vorangestellt; sie selbst beginnen dann mit einem Aufsatze allgemeiner Art, einem „Aperçu général de la littérature grecque depuis son origine jusqu'au temps d'Aristote" an den sich andere anschließen, welche die Hauptgruppe der alten Literatur behandeln. Es wird ein weiteres Aperçu des origines de la littérature grecque gegeben, dann mehrere Abhandlungen „Ueber Homer und das Epos", ein Aufsatz „Ueber die Schriften des Hermes Trismegistus", andere „Ueber die Geomiker, über die Bukoliker, über die Ursprünge griechischer Prosa", eine „Einleitung ins Studium der griechischen Historiker", eine Abhandlung „Ueber die legendare Poesie", weiter mehrere Spezialaufsätze, „Ob die Griechen die Profession des Advokaten kannten", „Bemerkungen über unedirte Rhetorentexte" (vermuthlich des Aphthonius), „Ueber die Sammlung römischer Rednerfragmente", Aperçus „Ueber das griechische Theater", „Ueber Aristoteles als Lehrer Alexanders", eine Uebersicht „Ueber die griechische Literatur zur Zeit Augusts", endlich „Eine Parallele zwischen Lucian und Voltaire" und eine Untersuchung „Ueber die von Minoides Minas auf dem Athos entdeckten Fabeln des Babrius".

Der Verfasser führt also seinem Publikum zunächst so zu sagen gruppenweise die wichtigsten oder interessantesten Erscheinungen der griechischen Literatur vor, und allerdings ist das Bedürfniß nach solchen Arbeiten bei den hiesigen literarischen Zuständen im höchsten Grade vorhanden. Die Franzosen besitzen immer noch keine neuere griechische Literaturgeschichte, sie sind angewiesen auf das veraltete Werk von Schoell und haben daneben nur ein kurzgefaßtes Handbuch von Pierron. Wie reich aber und umfassend haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht die Studien über alle Zweige hellenischer Literargeschichte entwickelt, von der homerischen Frage

Digitized by Google

an bis zu den letzten Byzantinern. Wenn es einem Bernhardy schwer wird, die Fülle dieses Reichthumes zu bewältigen und die Menge der Erscheinungen zu einem organisch gegliederten Bilde griechischer Geistesentfaltung zusammen zu fassen, so wird man freilich mit einem Gefühl von Befriedigung auf die bereits gethane Arbeit zurückschauen können, zu dem sich Beklommenheit gesellen mag, wenn man bedenkt, daß es auch hier einmal nöthig sein wird, uns vor der Zersplitterung zu retten und die gewaltigen Massen durch einen einheitlichen Gedanken zu verknüpfen. Indeß auch auf diesem Gebiete sind doch bereits manche Gruppen geordnet, und die Geschichte der Poesie wenigstens liegt uns von Bernhardys Hand geschrieben vor. Die Franzosen werden auch hier viel nachzuholen haben.

Herr Egger hat sich das Verdienst gemacht, in einzelnen Theilen die Resultate der neueren Wissenschaft seinem Publikum vorzuführen; man wird in seinen Aufsätzen im Großen wie im Kleinen gar vielfach seine rege Theilnahme an denselben, so wie die Einwirkung deutscher Ideen und deutscher wissenschaftlicher Arbeit bemerken können und auch bereitwillig anerkannt finden. Der Eindruck aber, den sie im Ganzen machen müssen, wird immer noch in mancher Beziehung der einer unbefriedigten Sehnsucht sein. Die französische Auffassungsweise ist noch nicht frei und nicht tief genug um unseren Ideen zu folgen. In der Form von Aperçus lassen sich die wichtigen Fragen über die Ursprünge der griechischen Literatur nicht lösen, und nur im Verein mit der gewissenhaftesten Detailforschung können die großen Parallelen zwischen indischer, hellenischer und germanischer Epenbildung, die Herr Egger mit Recht versucht, uns Aufschluß geben über die Bestandtheile der Odyssee und Iliade. Abgeschlossen aber sind diese Forschungen noch lange nicht. Auch wo es sich um kleinere Gebiete der Poesie handelt, ist die Stellung, welche wir bei einer Würdigung derselben einnehmen, oft eine andere als die der Franzosen. Wir würden z. B. den engen Zusammenhang der gnomischen Poesie mit den ersten Entwicklungen der griechischen Philosophie weiter ins Einzelne verfolgen, als es Herr Egger gethan hat, der hauptsächlich auf ihre politische Bedeutung hinweist; selbst nach dieser Seite hin wird ein tieferes Eindringen in die Kulturentwicklung jener kräftigen Zeit des Griechenthums nöthig sein, die zugleich die Küsten des Mittelmeeres mit einem Kranz von Kolonien umspannte und die in zahlreiche Staaten zerspaltene Nation zum gewaltigen Kampfe mit der Völkerwucht des orientalischen Großstaates stählte. Bei uns geht die Wissenschaft in diesen Gebieten bis jetzt mehr ins Einzelne, wo noch manches aufzuklären ist, während man in Frankreich zu vielfach nur die weiteren Gesichtspunkte zu behandeln liebt. Indeß hat Herr Egger, z. B. in dem Aufsatz „Ueber die Bukoliker" das Verdienst, eine ganze Reihe von Anklängen der Hirtendichtung aus der ältesten epischen, lyrischen und dramatischen Poesie zusammengestellt zu haben, nur fordert bei solcher Gelegenheit das französische Publikum, Citate sogleich in seiner einer eigenen Sprache zu lesen. Auch die Bereicherung der Liste römischer Redner und ihrer Fragmente, die er vorlegt, wird sehr willkommen sein, wie endlich die Untersuchung über den Fabeldichter Babrius manches Interessante enthält.

Digitized by Google

Der zweiten Sammlung von Aufsätzen Herrn Eggers ist ein Abriß des Lebens und der Arbeiten Letronnes voraufgeschickt, jenes kenntnißreichen, tiefblickenden und geschmackvollen Gelehrten, den die französischen Archäologen sich mit Recht als Muster und Ideal vorsetzen können. Der weitere Inhalt des Bandes theilt sich hauptsächlich zwischen griechische und römische Archäologie; man findet da Aufsätze „Ueber Polemon, den reisenden Alterthumsforscher des 2. Jahrhunderts vor Christo", „Ueber griechische und lateinische Inschriften verschiedener Art", zwei Noten „Ueber die Frage, ob die Griechen Wechselbriefe kannten" und „Ueber den Preis des Papiers zur Zeit des Perikles", dann „Mittheilungen mehrerer höchst interessanten ägyptischen Papyrusfragmente", „Bemerkungen über griechische und römische Metrologie", „Untersuchungen über das Amt des Sekretärs bei den Fürsten des Alterthums", „Ueber das Studium des Latein unter den Griechen", „Ueber die Reste alter Latinität", „Ueber die Journale bei den Römern und die Annalen der Pontifices", „Ueber Dio Cassius und seinen Uebersetzer Gros", Einzelnes „Ueber die Sklaverei im Alterthum", eine Abhandlung „Ueber ein mittelalterliches griechisch-romanisches Schriftstück", endlich „eine Würdigung von Trikupis Geschichte des griechischen Befreiungskrieges". Der Inhalt ist, wie man sieht, sehr mannigfaltig, und die Wahl einiger der behandelten Gegenstände erinnert ein wenig an die von Herrn Perrens bezeichneten Eigenthümlichkeiten der neueren französischen Philologie; indeß bieten mehrere Aufsätze werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Alterthums. Schon oben gedachten wir eines in der „Revue archéologique" veröffentlichten Fragmentes eines griechischen Redners; wir finden dasselbe in dieser Sammlung wieder. Herr Egger ist gerade jetzt beschäftigt, im Verein mit dem Akademiker Herrn Brunet de Presle die wichtige Sammlung von ägyptischen Papyrusfragmenten, die das Louvre besitzt, druckfertig zu machen, und das Publikum kann von dieser Arbeit besonders eine wesentliche Bereicherung unserer Kunde von den Zuständen und Einrichtungen Aegyptens unter der Herrschaft der Ptolemäer erwarten. Aber auch allerlei andere Schriftreste sind aus den Mumiengräbern wieder ans Licht gestiegen, und mehrere dieser schon an sich schwer lesbaren, wegen ihrer oft fragmentirten Erhaltung um so schwieriger verständlichen, ihrem Inhalte nach aber theilweise höchst interessanten Denkmäler verdanken Herrn Egger ihre Veröffentlichung. So zunächst eine Urkunde vom Jahre 133 oder 132 vor Christo, die eine Zahlungsanweisung auf den Tempelschatz des Gottes Ammon Rha Sonther in der ägyptischen Stadt Diospolis enthält, und die zu einer Reihe von Aktenstücken über einen Prozeß gehört, zu denen die Papyrus des Louvre vermuthlich noch weitere Beiträge liefern werden. Dann aber sind besonders merkwürdig Fragmente des Lyrikers Alkman, mit beigefügten kritischen und exegetischen Zeichen und Noten, gewiß das älteste der wenigen erhaltenen Schriftdenkmäler dieser Art, und das seinem Alter nach fast noch jener Zeit angehört, wo die Philologenschule von Alexandrien die Texte der griechischen Literatur einer durchgreifenden Revision unterwarf. Für das Studium der sich anschließenden Fragen ist dies Denkmal sicher von größter Wichtigkeit; scheint es doch fast, als ob unter den Randnoten einige von Aristarch selbst her-

Digitized by Google

rührende erhalten wären. Anderer Art und späteren Ursprungs sind aus Aegypten stammende Fragmente von Thonscherben, auf die ein christliches Gebet eingeschrieben ist, das sowohl seinem Inhalt nach, wie in paläographischer und orthographischer Beziehung von Herrn Egger einer eingehenden Untersuchung unterworfen wird. Es ist in allen diesen Beziehungen als Originaldokument wichtig und mit Recht ein Faksimile davon beigegeben, der Herausgeber zieht zugleich eine Reihe anderer ägyptischer Papyrusurkunden des Louvre in diese Untersuchungen hinein. Auch unter den Inschriften, die in anderen Aufsätzen zum erstenmal vorgelegt werden, sind verschiedene von hohem Interesse.

Niemand wird dem Herausgeber für diese Arbeiten dankbarer sein, als das deutsche Publikum, zunächst freilich die Fachgenossen; ihnen liegt nichts mehr am Herzen, als den Stoff der Wissenschaft möglichst vielseitig zu bereichern. Die Pariser Sammlungen sind so reich an ähnlichem Material, daß noch für lange Zeit genug zu Publikationen vorhanden ist. Nur wäre zu wünschen, daß die Pariser Philologen demselben eine größere Aufmerksamkeit als bisher schenkten; sie können gewiß sein, daß man jenseits des Rheins so gut wie in Frankreich ihrer Arbeit alle Theilnahme schenken wird. Durch nichts wird der Wissenschaft mehr gedient, als durch den Wetteifer und die gegenseitige Einwirkung und Theilnahme der Einzelnen wie der Nationen.

Paris. D. D

Historisch-topographische Matrikel oder geschichtliches Ortsverzeichniß des Landes ob der Enns.

Als Erläuterung zur Karte des Landes ob der Enns in seiner Gestalt und Eintheilung vom 8. bis 14. Jahrhundert.

Von **Johann Lamprecht,**
Säkularpriester.

(Herausgegeben vom christlichen Kunstvereine der Diözese Linz.)

H. B. Die Herausgeber des obderennsischen Urkundenbuches haben es verschmäht, die praktische Brauchbarkeit des Werkes durch Noten und Erklärungen zu erhöhen und sich prinzipiell auf den bloßen Urkundenabdruck beschränkt. Am fühlbarsten ist der Mangel eines erläuternden Ortsregisters. Wie immer rächte sich das Versäumniß der Fachgelehrsamkeit dadurch, daß der Dilettantismus in die Lücke trat, die sie in der Wissenschaft offen gelassen hatte. So sehen wir uns gezwungen, Lamprechts Matrikel mit Freuden aufzunehmen, aus dem einfachen Grunde, weil das Etwas besser ist als das Nichts. Die Matrikel soll zur Erläuterung einer Karte dienen, welche mehr als 1000 Orts-, Fluß-, Berg- und Gaunamen aus den obderennsischen Urkundenbüchern enthält. Sie beschränkt sich nicht auf topographische Angaben, sie enthält auch historisches und genealogisches Material, gibt eine kurze

Digitized by Google

Chronik der einzelnen Orte bis auf die neueste Zeit herauf, sie erzählt z. B. daß Wels heutzutage eine sehr wohlgebaute Stadt sei mit lebhaftem Handel und regsamen Wochenmärkten, kurz sie enthält sehr viel, was derjenige, der in ihr zu suchen hat, nicht braucht, und derjenige, der es braucht, nicht in der Matrikel suchen wird, sondern im Bädecker oder anderswo.

Seite 22 heißt es, das Land ob der Enns wurde 1156 marchia in superiori parte fluminis Anasi genannt. Die citirte Stelle findet sich im Privilegium Fridericianum majus. Sollte denn der Verfasser nicht doch einmal vom Hörensagen vernommen haben, daß diese Urkunde unecht sei? Die Feststellung der Unechtheit hat größeren Lärm gemacht, als sonst eine Errungenschaft unserer Geschichtsforschung. Haben denn Böhmer, Chmel und Wattenbach umsonst geschrieben? Darüber, ob Oberösterreich überhaupt je eine Mark gewesen sei, läßt sich noch streiten; aber einen Fehler, wie den erwähnten, müssen wir uns fast zu kritisiren schämen. Nestor Stülz, dem die Matrikel zur Einsicht vorlag, muß die Einleitung überschlagen haben.

Im Einzelnen enthält die Matrikel recht viel Brauchbares; vorläufig wird keine Bibliothek eines österreichischen Geschichtsforschers und Geschichtsfreundes sie entbehren können. Wir hoffen aber, daß uns für diese provisorische Arbeit baldigst ein bleibender Ersatz geboten werde. Historische Topographie ist so recht die Aufgabe von Akademien, historischen Vereinen und Kommissionen, weil sie die Kräfte des Einzelnen übersteigt.

Eine sehr werthvolle Beigabe ist die mappula Marchiae Bavaricae vom 7. bis 13. Jahrhundert, mit den in den Randverzierungen angebrachten Wappen des Adels und der Klöster von Oberösterreich und einigen kleinen Ansichten der hervorragendsten Baudenkmale des Landes. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn jedes österreichische Kronland eine ähnliche Karte besäße.

Literarisches aus Tirol.

Dem neulich angezeigten Werke Gredlers: „Die Käfer von Tirol" folgte rasch eine kleine Broschüre unseres unermüdlichen Prof. Kerner: „Der botanische Garten der Universität zu Innsbruck" (Innsbruck, bei Wagner). Füllt dies Schriftchen auch nur wenige Bogen, so enthält es dennoch viel Belehrendes und ist ganz geeignet, das Interesse für dieses Institut, das unter Kerners tüchtiger Leitung so rasch aufblühte, auch in weiteren Kreisen zu wecken und zu fördern. Nach einer kurzen historischen Skizze unseres Gartens führt uns der Herausgeber selbst in denselben ein und macht den liebenswürdigen Erklärer. Da betreten wir zunächst die erste Abtheilung des Gartens, welche einerseits zur Aufnahme der Arznei- und wichtigsten Nutzpflanzen, andererseits zur Kultur von Bäumen und Sträuchern dient, welche bei uns das ganze Jahr oder wenigstens den Sommer über im freien

Digitized by Google

Lande aushalten. Von dort gelangen wir in das mit Waldreben und Geißblatt umrankte Glashaus, das aus einer warmen und einer kalten Abtheilung mit zwei Vestibülen besteht und in jüngster Zeit werthvolle Bereicherungen erfahren hat. Für Freunde der Alpenflora ist die an der nördlichen Seite des Glashauses gelegene Abtheilung von besonderer Bedeutung, es ist ein wahrer Alpengarten, vom genannten Professor neu und sinnig angelegt. Doch vernehmen wir ihn selbst darüber: „Es werden hier mit großer Sorgfalt mehr als sechshundert Gebirgspflanzen kultivirt, welche den verschiedenen Thälern und Bergzügen Tirols entstammen und hierher verpflanzt, auf engem Raume den Einheimischen sowohl, wie auch den Fremden ein sehr instruktives Bild der tirolischen Flora entrollen. Längs der Mauer des Glashauses sprossen hier aus moosigem Grunde alle einheimischen Farne in größter Fülle und Ueppigkeit empor. Der Königsfarn, die Schildfarne, der Straußfarn bis herab zu den kleineren Milz- und Tüpfelfarnen breiten hier ihre graziösen Wedel aus und der Rand dieses Farnenbeetes ist mit der in den weichen Moospolstern prächtig gedeihenden Linnaea borealis, der zierlichen Trientalis europaea mit Galium rotundifolium und Sclaginella helvetica reichlich überwuchert. Da es von großem Werthe schien, bei der Anpflanzung dieses Gartentheiles einerseits auf die geographische Vertheilung der tirolischen Gebirgspflanzen, andererseits auf die geognostische Unterlage die entsprechende Rücksicht zu nehmen, so wurden hier die Gesteinsgruppen, deren Ritzen und Nischen zur Aufnahme von Gebirgspflanzen dienen, in der Art aufgebaut, daß sie ein schematisches Abbild der orographischen und geognostischen Verhältnisse Tirols darbieten. Die zwischen den Gesteinsgruppen sich durchwindenden Wege repräsentiren die Hauptthäler Tirols und die Gesteinsgruppen selbst sollen die wichtigsten Gebirgsstöcke und Bergzüge desselben Landes darstellen. Die mittlere Partie der ganzen Anlage ist dem entsprechend aus krystallinischen Schiefern aufgebaut und zerfällt in mehrere getrennte Massivs, welche dem Ortles-, Oetzthaler-, Zillerthaler- und endlich dem Glocknerstock entsprechen. An der einen Seite dieser zentralen Steingruppen erheben sich dann die aus Kalksteinen errichteten Steinhügel, welche die nördlichen Kalkalpen darstellen, und an der Südseite der Schieferkette die Kalkgruppen, welche die südliche Kalkalpenzone repräsentiren. Die unmittelbaren Einrahmungen der Wege wurden, entsprechend dem tertiären Mittelgebirge, auch aus tertiärem Konglomerat aufgebaut. Der Botaniker findet hier die weit verbreiteten Tiroler Pflanzen gerade so wie die größten Seltenheiten des heimischen Bodens kultivirt. Prof. Kerner hat hier wahrlich ein botanisches Kleintirol geschaffen, das besonders für fremde Botaniker ein außerordentliches Interesse haben muß. Zum Schlusse wird der Leser in jenen Gartentheil geführt, welcher zur Kultur einer nach dem de Candolli'schen Systeme geordneten Sammlung von Gewächsen bestimmt ist.

Wir begrüßen diese Schrift auch deshalb mit Freude, weil Herr Kerner darin in glücklichster Weise zeigt, wie man derartige Anstalten und Sammlungen nicht nur bekannt, sondern populär machen kann. Wir hoffen, daß die Vorstehung des Ferdinandeums diesem Beispiele folgen und wenigstens einen Katalog der Gemälde-

Digitized by Google

sammlung ausgeben werde. Wie rege der Sinn für Kunst und Alterthum bei uns ist, zeigt außer dem jüngst ins Leben getretenen Kunstvereine, der im September eine große Kunstausstellung veranstalten wird, die Gründung eines Museums in Bozen, das wohl die Versplitterung und Verschleppung alter römischer oder vorrömischer Funde, die in dortiger Gegend so oft gemacht werden, in Zukunft verhüten wird.

Von literarischen Novitäten, die unser Kronland berühren, müssen die „Alpenbilder" von Otto Bank (Leipzig, 1863) zuerst genannt werden. Der Verfasser besuchte seit vielen Jahren Tirol und hat Land und Leute durchforscht und liebgewonnen. Mit glücklichem Pinsel und vieler Wärme malt er neben den Schönheiten der Schweiz und des Salzkammergutes im vorliegenden Buche das Achenthal, die herrliche Gegend bei Innsbruck und die paradiesische Landschaft Merans.

Für Freunde lyrischer Poesie sind „Wache Träume", Gedichte von Balthasar Hunold (Innsbruck, bei Rauch, 1864) beachtenswerth. Ihre vierte Auflage zeugt von der Theilnahme, welche diese Dichtungen in Tirol und der Schweiz, dem Heimathlande des Dichters, gefunden haben. Läuft auch ein gutes Stück Reflexion mit unter, so zeigen die „Lieder der Liebe" (S. 63) und „In den Bergen" (S. 131), so wie manches Sonett, von der lyrischen Ader unseres Sängers. Die strenge Form weist auch ein ernstes Kunststreben und zeichnet das schlichte Büchlein vor vielen anderen Gedichtsammlungen aus.

Auch die geschichtliche Literatur ist durch eine: „Storia della valle lagarina, narrata per Raffaele Zotti da Sacco" (Trento, Monauri, 1862) vermehrt worden. Sie verdient nicht nur durch ihre italienisch-patriotische Haltung Beachtung, sondern auch durch die Art und Weise, wie der Verfasser Geschichte macht. Es ist wirklich für eine deutsche Seele ein überraschender Genuß, eine solche Storia zu durchfliegen. Auf den Schultern des Bonelli und des Panegiristen Pietro Pincio stehend, flicht er sein Werk aus Wahrheit und Dichtung zusammen, durch das sich als rother Faden die italienische Tendenz durchzieht. Lange widerlegte Irrthümer und neue Schnitzer fordern das Jahrhundert in die Schranken. Nur einige derselben seien kurz berührt, sie charakterisiren den Werth dieses neuen Historikers. Campo Marzo erklärt er als Marsfeld, statt Märzfeld (S. 48); Kaiser Lothar starb in einem luogo poco da Trento discosto (S. 66). Und doch weiß beinahe jedes Kind, daß er hart an der baierischen Grenze, in Breitenwang bei Reutte verschieden ist. S. 91 läßt Herr Zotti den Bischof Konrad von Trient (1188 bis 1205) das Kloster Georgenberg stiften. Die deutschen Kolonien in Walsungen gelten ihm noch als cimbrische Ansiedlungen! Und wer kann den Nonsens über die Grafen von Andechs (S. 38) lesen, ohne in homerisches Gelächter auszubrechen? Diese Storia mit ihren Abenteuerlichkeiten verdient wahrlich allen Freunden einer heiteren Lektüre empfohlen zu werden.

Zum Schlusse müssen wir schwankende Seelen, die an der Vernünftigkeit der christlichen Lehre zweifeln, auf die Rede: „Ueber die Rechte der Vernunft

Digitized by Google

und des Glaubens, gehalten am Restaurationsfeste der Innsbrucker Universität von Prof. H. Hurter (Innsbruck, bei Wagner) aufmerksam machen.

Ludwig Förster.

Am 16. Juni ist zu Gleichenberg einer der thätigsten und achtbarsten Architekten Wiens gestorben. Geboren zu Bayreuth 1797, kam Förster im Frühjahr 1818, nachdem er seine Studien an der Akademie der bildenden Künste zu München vollendet hatte, arm und ohne Freunde nach Wien und schied nach 45jähriger Thätigkeit reich, wenigstens an Freunden, aus einem bewegten und erfolgreichen Berufsleben.

Es kann uns nicht beifallen eine vollständige Biographie des Mannes zu geben und seine Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu beleuchten, dazu fehlt uns die genaue Einsicht in sein Wirken; nur in wenigen großen Zügen wollen wir auf einige Punkte aufmerksam machen und seine Thätigkeit als Begründer der „Bauzeitung", als Architekt und Bauunternehmer hervorheben.

Die „Bauzeitung" begründete Förster im Jahre 1836; er stattete das Unternehmen mit zinkographischen Tafeln reich aus; die Förster'sche „Bauzeitung" ist ohne Zweifel das bedeutendste Fachunternehmen, welches in deutscher Sprache erschien und gegenwärtig noch wird es von keinem andern Journal ähnlicher Art übertroffen. Es gibt eine vollständige Uebersicht alles dessen, was die Baukunst als solche in künstlerischer, technischer und wissenschaftlicher Beziehung in unserer Zeit geleistet hat. Es hat wesentlich dazu beigetragen, die Gemeinsamkeit der Bestrebungen in Oesterreich mit denen des Auslandes herzustellen und hat eine Fülle von Ideen, von Erfahrungen und Anschauungen in jenen Kreisen verbreitet, welche sich mit Baukunst beschäftigen. Zahlreiche Verbindungen, welche Förster auf seinen vielfachen Reisen einzuleiten verstand, waren dem Institute der „Bauzeitung" im höchsten Grade förderlich, und wenn Förster weiter nichts gethan hätte, als dieses Unternehmen zu begründen, so würde er sich gegründeten Anspruch auf die Anerkennung der Nachwelt erworben haben.

Als Architekt nimmt Förster eine höchst achtbare Stellung ein; er gehört nicht in die Reihe der großen, erfindenden, bahnbrechenden Geister, wie Schinkel. Phantasie war nicht die vorwiegende Eigenschaft seines Geistes. Die praktische Natur überwog in ihm die rein künstlerische, denn er war ein nüchterner, klarer und denkender Kopf. Lebendig in seinen Gedanken, rasch, manchmal nicht leidenschaftslos im Sprechen und Handeln, ein Feind aller Romantik und Gefühlsüberschwenglichkeit, hatte er der klassischen Schule mit Entschiedenheit sich angeschlossen und die Formen derselben mit Verstand durchgeführt. Förster gehörte in die Reihe von jenen Architekten, die mehr als andere bei Villen und Wohnhausbauten in Wien verwendet wurden und der Physiognomie der Neubauten Wiens einen

Digitized by Google

bestimmten Typus aufgedrückt haben. Das Pereira'sche Haus in der Weihburggasse, das Daun'sche Haus am Peter, der Lazzenhof, die Neubauten in der verlängerten Kärnthnerstraße und am Kärnthner Ringe u. s. f. bezeugen die Richtung Försters in dieser seiner ausgebreiteten Thätigkeit. Die meisten seiner Zinshausbauten zeichnen sich durch eine verständige Anordnung, solide Durchführung und durch Vermeidung des barocken Ornamentes aus, in welches manche seiner Kollegen gefallen sind. Das Verständniß für die praktischen Aufgaben der modernen Architektur sicherte ihm einen großen Kreis von Freunden in der ganzen Monarchie und insbesondere in Mähren, Schlesien und Ungarn führte Förster eine große Anzahl von Bauten, Schulhäusern, Villen, Fabriken u. s. f. aus. Von Gebäuden, welche auf künstlerische Lösung Anspruch machen, heben wir die Synagogen in Pesth und Wien und die evangelische Kirche in der Vorstadt Gumpendorf hervor.

Seine Thätigkeit als Bauunternehmer und Ingenieur zu würdigen, kommt uns nicht zu. Seit dem Jahr 1855 Vorstand des Ingenieurvereins, war seine Wirksamkeit auch in dieser Richtung eben so anerkannt, wie seine Thätigkeit im Gewerbeverein, bei der Jury der großen Weltausstellung in Paris 1855, als Gemeinderath, eine ersprießliche gewesen ist. Nur auf zwei Bauunternehmungen sei es uns erlaubt, Gewicht zu legen; auf seine Thätigkeit bei den großen Arsenalbauten vor dem Belvedere und bei den Konkursen zur Erweiterung der inneren Stadt Wien.

Die Idee der Erweiterung der Stadt ging zuerst von Förster aus. Bereits 1839 hatte er bei der Architektenversammlung in Prag die Idee der Erweiterung der inneren Stadt angeregt und einen entsprechenden Plan vorgelegt. Damals dachte man natürlicher Weise nicht an das Niederreißen der Basteien, sondern nur an die Erweiterung derselben und zwar in der Richtung gegen die Roßau zu. Als nach zwanzig Jahren die Erweiterung der Stadt mit Niederwerfen der Basteien und der Idee eines Boulevards, also in viel größerem Maßstabe, als Förster früher denken konnte oder durfte, in das Leben gerufen wurde, nahm er an dem Konkurse einen eben so lebhaften als erfolgreichen Antheil. Sein Plan gehörte in die Reihe derjenigen, welche mit einem Preise gekrönt wurden.

Er war es vorzugsweise, der die Idee vertrat, die Ringstraße auf die Mitte des Glacis, über den Stadtgraben hinaus zu legen. Seine Anordnung der Gebäude am Glacis vor der Augartenbrücke ist eine ganz vorzügliche. Auch über die Art und Weise, wie die Idee der Stadterweiterung über die Linienwälle hinaus fortgesetzt und mit den Bedürfnissen der Bevölkerung in Verbindung gebracht werden soll, hatte Förster eine Reihe von schönen und anregenden Ideen an das Tageslicht gefördert. Er war fern von jener Beschränktheit, welche in der eigentlichen Stadt Wien meint, eine Reform der Baulinien und Stadtanlagen vornehmen zu können und jenseits der Linienwälle zugleich das System architektonischer Gedankenlosigkeit fortsetzt, in Folge dessen nicht bloß die Bevölkerung in ihrem Wohlsein bedroht, sondern auch die malerische hügelreiche Umgebung Wiens durch geschmack-

Digitized by Google

lose Straßenanlagen um einen wesentlichen Theil ihrer natürlichen Schönheit gebracht wird.

Wie bei fast allen größeren Unternehmungen, so betheiligte sich auch Förster bei den Arsenalbauten vor der Belvederelinie. Gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Theophil Hansen entwarf er ein Projekt für das Arsenal, das Waffenmuseum und die technischen Bauten in demselben und führte später selbstständig die Kanonengießerei und die Gewehrfabrik aus. Von Förster stammt auch die neue Elisabethbrücke über die Wien. Wenn wir erwähnen, daß Förster zuerst eine Sammlung von Handzeichnungen aus der Sammlung des Erzherzogs Albrecht herausgab, für Zinkographie und Lithographie fördernd wirkte, durch sechs Jahre an der Akademie der bildenden Künste in Wien thätig war, Mitglied der Architektenvereine und der Akademien in Venedig, Petersburg, Brüssel und London gewesen ist, so thun wir dies blos, um den Umfang seiner Thätigkeit und die Anerkennung zu bezeichnen, welche ihm Fachgenossen zu Theil werden ließen. Se. Majestät der Kaiser zeichnete ihn wiederholt, zuletzt durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone aus.

Er hinterläßt drei Söhne, von denen zwei, Heinrich und Emil, sich der Architektur widmen, ein dritter, Friedrich, die artistische Anstalt seines Vaters fortsetzt und mit einer Buchdruckerei verbindet. Ludwig Förster erlag im 66. Lebensjahre einem längeren Leiden.

Der Leichnam des Architekten L. Förster wurde am 22. d. M. in der evangelischen Kirche der Vorstadt Gumpendorf eingesegnet und unter allgemeiner Theilnahme auf dem Friedhofe der evangelischen Gemeinde zur Erde bestattet. Wohl alle Architekten und Ingenieure Wiens, die Akademie der bildenden Künste waren bei dem Leichenzuge erschienen.

Ausführliche Nachrichten über Förster bringt Wurzbachs biographisches Lexikon; einen detaillirten Nekrolog erwartet man selbstverständlich in der „Bauzeitung“ zu finden.

R. v. E.

---

* „Der öffentliche Unterricht im Licht der Verfassung“ ist der Titel einer soeben bei Sallmayer und Komp. erschienenen Broschüre, deren Lektüre Fachmännern zu empfehlen ist. Sie enthält manche sehr schöne, beherzigenswerthe Idee und ist frei von jener hypergeistreichen Ueberschwänglichkeit, in der sich einige jüngere Publizisten, welche über Unterrichtsfragen in der jüngsten Zeit geschrieben haben, gefallen. Gerade das, was Unterricht betrifft, verlangt eine klare ruhige Behandlung, einen nüchternen, in pädagogischen Erfahrungen aufgewachsenen Geist. Mit nationalen oder kirchlichen Doktrinen allein reicht man auf diesem Felde so wenig aus, als mit geistreichen Aperçus. Unterrichtsfragen wollen konkret gefaßt, von positiven Naturen behandelt sein.

Digitized by Google

* Das Juniheft der „Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale" bringt folgende Aufsätze: „Die mittelalterlichen Baudenkmale der Stadt Friesach in Kärnthen. Von A. Essenwein". (Mit drei Tafeln und 14 Holzschnitten). — „Ein Grabstein der Klara Johanna Baronin v. Scherr, gebornen Gräfin Purkstall zu Patkós" — „Die Skulpturen im Dome zu Bamberg." — „Zur Frage über die Akustik in mittelalterlichen Kirchen".

H. Il comune di Venezia nel triennio 1860, 1861, 1862, relazione del podestà Conte Pierluigi Bembo. Vorliegendes Werk enthält eine Geschichte der Gemeindeverwaltung, die allen ähnlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Kommunalliteratur geradezu als Muster hinzustellen ist. Der Verfasser bietet eine klar gefaßte Darstellung von Venedigs Gemeindeleben, wie es sich in allen Zweigen der Verwaltung während des Triennium's gestaltete, in dem er selbst als Podestà die oberste Leitung der Kommune in Händen hatte. Es spricht aus ihm der Mann der praktischen Erfahrung ebensowohl als der wissenschaftlich gebildete Theoretiker. Für Nationalökonomie, Statistik und vor allem für Verwaltungslehre liefert das Werk eine Ausbeute nicht bloß schätzbaren Materials sondern auch geistvoller Gedanken und fertiger Resultate. Kapitel 1 gibt den Personalstatus der Gemeindeleitung und der Gemeindebeamten. Die folgenden Kapitel behandeln die Bevölkerungsverhältnisse Besteuerung, Finanzgebarung, Gesundheitspflege, Unterrichtsanstalten, Stadtmuseum, Wohlthätigkeitsanstalten (mit lobenswerther Ausführlichkeit), öffentliche Bauten, Gemeindepolizei und endlich Feuerlöschanstalten.

Möge Venedig nicht die einzige Stadt Oesterreichs bleiben, die nur solche Arbeit aufzuweisen hat.

---

* Die Hauptversammlung der Verbindung für historische Kunst ist am 30. Mai in Prag geschlossen worden. Von wichtigen Beschlüssen heben wir hervor, daß die Frage: ob den Malern der von der Verbindung erworbenen Bilder das Vervielfältigungsrecht zu wahren sei, bejahend beantwortet und zugleich beschlossen wurde, jedem Aktionär eine Photographie der von dem Vereine erworbenen Werke unentgeltlich zu liefern und ein Vereinsalbum solcher Photographien anzulegen. Zum Orte der nächsten Versammlung, welche für den Herbst 1864 angesetzt ist, wird Breslau, zum Geschäftsleiter für das nächste Triennium Loof gewählt, dem Graf Franz Thun und Dr. Eggers beigeordnet werden. Das Vereinsvermögen ist nach dem Berichte um 4825 Thaler gestiegen. Von den ausgestellten Kartons wurde von der Kommission der große: „Ueberführung der Leiche Kaiser Otto's III. über die Alpen nach Deutschland" vom Maler Bauer in Düsseldorf ausgewählt und beschlossen, mit diesem wegen der Anfertigung in Unterhandlung zu treten. Gewonnen wurden bei der Verlosung: die Oelskizze von Sohn in Düsseldorf „der heilige Bonifazius fällt die heilige Eiche" vom Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, und das Gemälde von Bleibtreu in Berlin „die Schlacht an der Katzbach" vom Könige von Hannover, welchem der Gewinn telegraphisch angezeigt ward. („D. Z.")

---

* Die slawische Welehrad-Literatur ist neuerdings um ein Schriftchen von Herrn Franz Sales Pluskal („Staromoravský Welehrad v. 9. století") vermehrt worden. Der Verfasser legt in demselben das Resultat seiner mehrjährigen Forschungen über die Lage und Reste des alten Welehrad dar, womit nach seiner Ueberzeugung nicht nur die

Digitized by Google

wahre Lage des altmährischen Welehrad, sondern auch jene der Stadt Děwin, welche noch vor Welehrad an jenem Orte stand, dann der Metropolitankirche des h. Methodius, in Folge der großen Menge alterthümlicher, an Ort und Stelle vorgefundener Reste, verbunden mit den Beweisen geschriebener Quellen, sichergestellt sei.

---

* (Uebersetzungsliteratur.) Der Roman der Gräfin Hahn-Hahn „Maria Regina", ist von dem literarischen Jugendverein des Pesther Priesterseminars ins Ungarische übersetzt worden und wird nächster Tage die Presse verlassen. — In der polnischen Damenzeitung „Niewiasta" findet sich das Gedicht Lenau's: „Mischka an der Maroſch" in einer trefflichen Uebersetzung von H. Michael Bakucki.

B. Die Klage über den Mißbrauch, welchen literarische Lumpensammler mit dem Namen und Andenken Goethe's treiben, ist nicht neu. Aber aller Spott und alle Beleidigungen, welche den Herausgebern von Wäschzetteln und Schusterrechnungen des „Dichterfürsten" angethan wurden, schreckten nicht von der Nachfolge ab; im Gegentheil: je geringer der Vorrath von „Reliquien" wird, um so weniger skrupulös wird man in der Wahl dessen, was angeblich zur Biographie und Charakteristik des Gefeierten beitragen soll. Die Krone aber setzt allem Unfug ein Herr Ernst Pasqué (Paske?) auf, welcher eine zeitlang Mitglied des Weimarer Theaters gewesen ist und die Gelegenheit benutzte, in dem dortigen Theaterarchiv das Material für ein zweibändiges Werk, „Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden" (Leipzig, 1863), zu sammeln. Er gesteht im Vorworte ein, daß seine Arbeit keine wirkliche Darstellung „Goethe'scher Wirksamkeit als Bühnenleiter" (sic!), sondern „nur minder wichtige Episoden" biete; aber er glaubt doch durch Zusammentragen des „Materials zu einer künftigen umfassenden und erschöpfenden Geschichte der goldenen Zeit der Weimarer Bühne unter Goethe's Leitung" sich ein Verdienst erworben und noch auf besonderen Dank Anspruch zu haben, weil er dem Leser gestatte, „einen Blick hinter den Vorhang der von Goethe geleiteten Bühne zu werfen, den Dichter-Direktor in seinem desfallsigen stillen und geheimen Thun und Lassen zu belauschen". Das sehr detaillirte Inhaltsverzeichniß verspricht auch mancherlei Ausbeute; da begegnen wir den Namen Schröder, Christian, Neumann, Iffland, Karl Maria v. Weber, Karoline Jagemann, Pius Alexander und Amalie Wolf und anderen mehr oder minder berühmten. Aber von den Beziehungen Goethe's zu deren Trägern erfahren wir kaum ein Wort, das der Aufbewahrung werth wäre, und der übrige Raum der 54 Druckbogen ist vollends mit dem allernichtigsten Zeuge, Geschäftskorrespondenzen und Koulissenklatsch angefüllt. Engagementsgesuche von Schauspielern, welche heute Niemand auch nur dem Namen nach kennt, Bitten um Vorschuß oder Nachlaß der Vorschüsse nebst den darauf erfolgten Verfügungen werden mit aller Ausführlichkeit und Treue mitgetheilt, als ob es sich um diplomatische Verhandlungen von höchster Wichtigkeit handelte. Mehr als vier Bogen nehmen die Unterhandlungen mit zwei jungen Mädchen Namens Roch ein, und das Resultat ist, daß die beiden Mädchen nicht engagirt wurden, daß man überhaupt nicht weiß was aus ihnen geworden! Ebensoviel eine noch bedeutungslosere Episode mit einem vagabundirenden Komödiantenpaar Namens Burgdorf. Der Abschnitt über Iffland soll eine wesentliche Lücke in dessen Biographie ausfüllen und bietet nichts, als ein sehr geschraubtes Entschuldigungsschreiben des Künstlers, weil er lieber mit großem Gehalt nach Berlin, als mit kleinem nach Weimar geht. Zänkereien zwischen dem Ehepaar Wolf und der Direktion um ein paar alte Garderobestücke, Honorarrechnungen von Vulpius, Rollen-

Digitized by Google

streitigkeiten, finanzielle Bedrängnisse, Konflikte mit einem groben Kassier und so fort. Goethe selbst ist bei allem dem höchst selten betheiligt, außer einigen kurzen Resolutionen von seiner Hand, hat Herr Pasqué nur Aeußerungen und Briefe des Mitdirektors Kirms gefunden. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, alles allenfalls des Druckes werthe anekdotische Material hätte auf einem einzigen Bogen Platz. Dahin ist zu rechnen, „eine Wochenthätigkeit des Weimarer Hoftheaters und Probe des Geschäftsganges zwischen Goethe und Kirms; die Antwort des Letzteren an den Buchhändler Wallishausser in Wien (dessen Brief Herr Pasqué natürlich auch abdruckt); das Hoftheater kann die angebotenen Ziegler'schen Schauspiele nicht kaufen, „da man mit Manuskripten von dem Herrn Hofrath Schiller, dem Herrn geheimen Rath v. Goethe, dem Herrn v. Kotzebue und Iffland hier dergestalt versehen werde, daß zu deren Einstudirung die Zeit fehlt"; Goethe's Bemerkung, als es sich um das Engagement eines Vassisten handelt: „Das hiesige Publikum sieht mehr auf Possen als auf den Gesang"; desselben Rückäußerung auf die Beschwerde eines Schauspielers, welcher durch verspätetes Auftreten eine Störung veranlaßte und dafür gestraft wurde: „Der Zuschauer, vom ersten bis zum letzten, kann fordern daß eine Vorstellung ununterbrochen fortgehe. Es ist das erste Erforderniß, und wenn irgend eine Art von Illusion beim Zuschauer stattfindet, so wird sie durch das Außenbleiben eines Akteurs aufs grausamste unterbrochen. Die Direktion hat also zu sorgen, daß sie nicht vorfalle . . . . Kennt man nun noch überdies die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Schauspieler, daß keine Ausnahme gemacht, daß einem wie dem andern begegnet werde, so folgt unausweichlich, daß fürstliche Kommission in dieser Sache, die ihr ohnehin kein Vergnügen macht, die Hände gebunden seien ꝛc." Nimmt man noch einige Notizen über damalige Gagenverhältnisse und ähnliche Kuriosa hinzu — so das Personenverzeichniß der B.llomo'schen Gesellschaft, welche zuletzt vor Gründung des Hoftheaters in Weimar spielte: „Herr Grießbach, Geistliche, tanzt" u. dgl. m. — so dürfte auch der angebliche Quellenreichthum eines dickleibigen Buches erschöpft sein, welches sich kurz und gut „Goethe's Theaterleitung" nennt.

---

* „Katalog der Bibliothek des seligen Herrn Dr. B. Beer, herausgegeben von G. Wolf. Berlin, A. Asher. 1863." Der Verfasser macht in dem Vorworte den Leser mit dem ehemaligen Besitzer dieser Bibliothek, welche zu den hervorragendsten Privatbibliotheken in hebraeicis und auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte gehört, bekannt. Dr. Beer hat sich durch seine wissenschaftlichen Werke, wie durch seine Wirksamkeit für die Emanzipation seiner jüdischen Glaubensgenossen ein ewiges Denkmal errichtet und seinem Wunsche entsprechend wurde die Bibliothek der k. Universitätsbibliothek in Leipzig und dem jüdisch theologischen Seminar in Breslau geschenkt. — Für den Literarhistoriker ist das „Autorenverzeichniß" von nicht geringem Interesse und gibt dasselbe eine Revue all' der großen Geister, welche seit Jahrtausenden die jüdische Literatur geschaffen haben, hinzufügend biographische Notizen. Der bibliographische Theil des Buches dürfte geeignet sein, die Ansprüche von Bibliographen zu befriedigen und somit sei das Buch, welches gut ausgestattet ist, bestens empfohlen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) In sehr eleganter Form erschien bei Hetzel anonym eine Studie unter dem Titel: „Le Prisme de l' âme", ein starker Oktavband, der einen alten, aber unerschöpflichen Gegenstand abhandelt — die Liebe.

Digitized by Google

und zwar von einem durchaus moralischen Standpunkt. Das Thema der Liebe ist in alle seine zahlreichen Varietäten und Spielarten zerlegt, von der Koketterie an, bis zur reinen Liebe der Tugend und der Inhalt der menschlichen Seele nur auf Liebe zurückgeführt. Es muß auf den 700 Seiten des vorliegenden Bandes viel Geistreiches stehen, wenn er große Verbreitung finden soll, da eine lange moralische Abhandlung über die Liebe in gegenwärtiger Zeit fast ein kühnes Unternehmen zu nennen ist, und keineswegs a priori auf viele Leser rechnen darf.

Der Musikkritiker Leon Escudier hat „Mes souvenirs" herausgegeben, und beschäftigt sich darin mit der italienischen und französischen Musik des 19. Jahrhunderts, namentlich mit Donizetti. Bellini, Verdi, welchen er lange enthusiastische Kapitel widmet, ohne sich gerade speziell an die Kritik ihrer Werke zu halten. Im Gegentheil waltet das Biographische vor, während der künstlerische Werth der genannten und einiger anderen in Deutschland lebenden, kaum bekannten oder längst vergessenen Komponisten, als etwas bereits Feststehendes, der Diskussion Entzogenes betrachtet zu werden scheint. Wir erfahren dabei, daß sich Verdi unter Anderem tief in das Studium der englischen und deutschen Literatur eingelassen hat, weil er die Opern „Macbeth", „Luigia Miller" und „Masnadieri" komponirte, sowie daß dieser Komponist in seinen Werken abwechselnd düster, leidenschaftlich, brillant, erhaben, aber immer groß und originell ist. Auf die Italiener folgen die Franzosen: Auber, Thomas, Adam, Berlioz, Gounod u. s. w. Als der Vater der gegenwärtigen französischen Oper gilt Gluck. Von deutscher Musik ist eigentlich gar nicht die Rede, oder wie von einem wenn auch interessanten, so doch ferne liegenden Objekt. Dem gegenwärtigen, von Komponisten handelnden Bande soll ein anderer, mit Erinnerungen an berühmte Virtuosen gefüllter nachfolgen, vorausgesetzt daß das Publikum Geschmack an den souvenirs gewinnt.

---

* Die Rafael-Kopien im erzbischöflichen Palaste in Wien verdanken ihre Entstehung Sr. Eminenz dem Fürsterzbischof Rauscher, und wurden durchwegs von österreichischen Künstlern, L. Mayer, Plattner, Soldatisch u. A. m. ausgeführt. Das erzbischöfliche Palais ist der einzige Ort, in welchem sich in Wien Kopien mehrerer der berühmtesten Gemälde Rafaels in der Größe des Originales befinden. Die daselbst befindlichen Kopien sind: „Die Krönung Maria's", gemalt in perugineskor Manier für die Kirche S. Francesco in Perugia, derzeit im Vatikan", das „Sposalizio vom Jahre 1504", gemalt für die Kirche S. Francesco zu Città di Castello bei Perugia, derzeit in der Brera in Mailand, „Die Grablegung Christi", gemalt 1507 für die Franziskanerkirche in Perugia, derzeit in dem Palaste Borghese in Rom, „Die Sixtinische Madonna", gemalt für die Kirche S. Sisto in Piacenza und „Die Verklärung am Berge Tabor" (Transfiguration), gemalt 1520 für den Kardinal Giulio di Medici, derzeit im Vatikan.

---

* Die Bausteinsammlung des österreichischen Ingenieurvereines ist eine Gründung von jüngstem Datum. Sie ist bestimmt, alle im österreichischen Kaiserthume vorkommenden Bausteinarten in geeigneten Musterstücken aufzunehmen, und hat vorzugsweise den Zweck, durch eine umfassende Kenntniß des wichtigen Baumateriales dem Mangel an Einsicht in das vorhandene reiche aber unbenützte Materiale abzuhelfen. Die erste Anregung zu dieser, vorzugsweise praktischen Zwecken dienenden Sammlung gab Prof. L. Förster. Wir zweifeln nicht, daß diese Bausteinsammlung in nicht langer Zeit ein sehr instruktives Materiale enthalten wird. Ein Land besitzt nur das, was es zu benützen versteht. Von dem großen Reichthume an Steinen hat der österreichische

Digitized by Google

Kaiserstaat bisher nur einen sehr geringen Nutzen gezogen, und so reich er an Bausteinen ist, so arm ist die österreichische Architektur in der Benützung derselben. Es scheint uns ein sehr fruchtbarer Gedanke, daß der österreichische Ingenieurverein, von praktischen Gesichtspunkten geleitet, eine solche Sammlung anlegt und Bauherren und Architekten Gelegenheit gibt, sich über das Materiale vollständig zu orientiren. Außer natürlichen Bausteinen wird auch die Sammlung Proben künstlicher Bausteine in möglichster Vollständigkeit enthalten.

---

* Die Trajanssäule wird vollständig galvanographisch reproducirt. Das kolossale Unternehmen geschieht im Auftrage des Kaisers der Franzosen; die Arbeit ist dem Atelier des Herrn Oudry anvertraut Unter König Franz I. wurde bereits ein Gypsabguß abgenommen, aber ein Abguß der ganzen Säule mit ihren zahllosen, gerade für die Geschichte Oesterreichs interessanten Reliefs ist jetzt für Herrn Oudry gemacht worden. Mehr als sechshundert Gipstafeln wurden aus Rom in das Palais de l'industrie geschafft. Wäre es nicht möglich, für Wien einen Abguß des denkwürdigen Monumentes zu erhalten.

Sitzungsberichte.

Ungarische Akademie.

In der am 8. d. M. abgehaltenen Sitzung der belletristischen und philologischen Klasse hielt Herr Paul Hunfalvy einen Vortrag, in welchem er Einiges aus Regulys schriftlichem Nachlaß, namentlich aus den voguliſchen Schriften über die Mythologie der Vogulen mittheilte.

In der Sitzung dieser Klassen am 15. Juni hielt Herr Prof. Wenczel eine Gedächtnißrede auf das verstorbene auswärtige Mitglied Peter Clumetzky. Aus dem Vortrage ist zu entnehmen, das Clumetzky in einem inneren Gegensatze zu der Befangenheit eines Büdinger, Dümmler und einiger slawischen Geschichtschreiber gestanden hat, ferner daß es eine noch streitige Frage ist (!) ob die Vernichtung der Avaren durch die grausamen Kriegszüge der Franken ein Glück oder Unglück für die Slawen war, endlich, daß die Slawen von den Franken und Byzantinern bloß als Werkzeuge für ihre Zwecke und Intriguen gebraucht wurden.

Hierauf las Herr Csengery einige Abschnitte aus dem Antrittsvortrage des korrespondirenden Mitgliedes Herrn Karl Torma aus Siebenbürgen vor. Dieser Vortrag führt den Titel: „Beiträge zur Topographie und Geographie des nordwestlichen Daciens". Zu den bisher unerforschten Landstrichen Siebenbürgens gehört das nordwestliche Dacien. Herr Torma entdeckte die Ueberreste von acht ehemaligen römischen Kolonien, welche bisher unbekannt waren, und des Vallums, welches die Grenze Daciens bildete. Die Spuren dieses Walles erstrecken sich von dem ehemaligen römischen Kastellum bei Tihó bis zum Körösfluß. Gleichsam das Zentrum der von Torma entdeckten römischen Kolonien bildet die Umgebung von Mojgrad, in der Nähe von Zsibó, wo auf dem nördlichen Absatz des Meßesgebirges, auf dem Gipfel des Maguraberges die Spuren eines römischen Kastells sichtbar sind. Hier fand Herr Torma die Ueberreste eines Amphitheaters und Inschriften, welche beweisen, daß dieses Amphitheater von Trajan erbaut und von Antonius Pius im Jahre 157 nach Christi Geburt erneuert wurde. Herr Torma suchte auch die entdeckten acht römischen Kolonien mit den in Peutingers Tafel und bei Ptolomäus vorkommenden römischen Ortschaften in Siebenbürgen zu

Digitized by Google

identifiziren, indem er von den sichergestellten römischen Kolonien: Sarmisegethusa bei Várhely im Hátszeger Thal, Salinum bei Thorda, Patavissa bei Klausenburg ausging und darnach die Entfernungen berechnete. Dadurch glaubt er wahrscheinlich gemacht zu haben, daß die römische Kolonie bei Mojgrad Parolissum genannt wurde.

Die Abhandlung wird nebst den beigegebenen Karten in den Jahrbüchern der Akademie erscheinen.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In den letzten Sitzungen der Sektion für allgemeine Geschichte besprach der Obmann Herr Prof. C. Höfler einige neuere historische Werke, die auf Grundlage vieler bisher noch unbenützten Quellen, namentlich auch für böhmische Geschichte von maßgebendem Einfluß sein dürften. Besonders bemerkenswerth sei in dieser Beziehung das eben in Frankfurt erschienene Werk Janssens welches eine bedeutende Anzahl von Akten der Stadt Frankfurt a. M aus dem 14. Jahrhundert zum erstenmale veröffentlicht. Hierauf legte Herr Prof. Höfler der Versammlung eine große Anzahl von Urkundenabschriften vor, die wichtiges Material für die Geschichte des ersten Viertels des 15. Jahrhunderts und besonders für Königs Georg von Poděbrad Verhältniß zum päpstlichen Stuhle und seine letzten Lebensjahre enthalten. Der Vereinsausschuß wird über die Verwendung dieses Materials beschließen. — Von Herrn P. Weber, Direktor der Realschule zu Elbogen, ist eine umfangreichere Arbeit über die Ausbreitung der deutschen Nation in Böhmen eingelangt. Herr Prof. J. Wolf in Eger hat eine Bearbeitung einer Selbstbiographie aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts eingesandt. Von der Geschichte Trautenau's ist der erste Theil (vom Ursprung der Stadt bis 1600 reichend) erschienen und wird den Mitgliedern zugesendet werden. In der ersten Serie dürfte Band 1., das Prager Homiliar enthaltend, nächsten Monat druckfertig sein.

Ferner wurde in der Sitzung der Sektion für Sprache, Literatur und Kunst zur Wahl eines Obmannes, Obmannstellvertreters und eines Schriftführers geschritten. Gewählt wurde zum Obmann Herr Prof. Dr. Volkmann, der auch im verflossenen Jahre dieses Amt bekleidet hatte, zu dessen Stellvertreter Herr Dr. V. Grohmann und zum Schriftführer Herr Ruschka. Der Obmann machte hierauf der Versammlung die Mittheilung, daß ihm von unbekannter Hand ein ziemlich umfangreicher Beitrag für die Sammlung der Flur-, Feld- und Waldnamen Böhmens übermittelt worden sei. Einzelne Bruchstücke, die aus dieser Arbeit verlesen wurden ließen auf die Emsigkeit des fleißigen Sammlers schließen. Die Sektion beschloß, diesen Beitrag dem Komité, welchem die Aufzeichnung der Flur- und Feldnamen übertragen wurde, zuzuweisen. Herr Dr. Grohmann legte der Versammlung hierauf ein Manuskript vor, „das Buch des Aberglaubens in Böhmen und Mähren" betitelt, welches in mehr als 1500 Nummern die abergläubischen Gebräuche der Deutschen und Slawen behandelt. Nachdem sich der Herr Verfasser dahin ausgesprochen, daß er das Werk gern dem Vereine für seine Publikationen überlassen wolle, beschloß die Sektion, das Manuskript in der vom Verfasser beliebten Form dem Ausschusse zur Publikation zu empfehlen. Für die nächste Sektionssitzung kündigte Herr Dr. Grohmann einen Vortrag an, der die „heidnischen Gebräuche der Böhmen" behandeln wird. — Der Vortrag des Herrn Prof. Grueber über „die Kaiserburg in Eger" mußte eingetretener Hindernisse wegen auf die nächste Sektionssitzung verschoben werden. Schließlich zeigte der Obmann der Versammlung zwei Pergamenturkunden mit vielen angehängten Siegeln in Holzkapseln vor, von denen die eine eine Stammtafel der Familie Trautmansdorff, die andere der Familie Zinzendorf enthält.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Herz. Stuttgart, 1863. Angezeigt von F. Pfeiffer. S. 1.

Maria Thereſia's erſte Jugendjahre. Von Alfred Ritter von Arneth. 1. Bd. Wien, 1863. Angezeigt von E. v. L. S. 10.

Das Erziehungs- und Unterrichtsweſen auf der Londoner Weltausſtellung. I. England. S. 12. II. Frankreich. S. 80.

Priscae Latinitatis monumenta epigraphica. Ad archetyporum fidem exemplis litographis repraesentata edidit Fridericus Ritschelius, Berolini MDCCCLXII. Angezeigt von X. S. 3. S. 15.

Maistre Pierre Pathelin suivi du Nouveau Pathelin etc. Nouvelle édition par P. L. Jacob. Angezeigt von Adolf Muſſafia. S. 20.

Der Heinrichshof. Von R. v. E. S. 24.

J. J. Rouſſeau. (Brockerhoff, „J. J. Rouſſeau, ſein Leben und ſeine Werke". 1. Bd. 1862.) Angezeigt von J. F. S. 33, 71.

Das foſſile Federthier von Soolenhofen von K. F. Peters. S. 41.

R. Meldemans und A. Hirſchvogels alte Stadtpläne von Wien. Beſprochen von b. b. S. 46.

Arnold Ruge's Memoiren. („Aus früherer Zeit", Von Arnold Ruge. 1 Bd. Berlin, 1863.) Angezeigt von B. S 52.

Goethe's „Egmont" und Schillers „Wallenſtein". Eine Parallele der Dichter von F. Th. Bratranek. Stuttgart, 1863. Angezeigt von M. Th. S 56.

Ueber orientaliſche Studien und deren Richtungen. Von F. M—r S. 65.

Das Reſſel-Monument. Von R. v. E. S. 85

Friedrich Sauermanns Nachlaß. Von R v. E. S. 87.

Michael Johann Ackner. Von Schuller. S. 97.

Botaniſche Streifzüge durch Nordtirol Von Dr A. Kerner. Selrain. S. 102, 142, 170, 204.

Der Boden des nördlichen Theiles des atlantiſchen Ozeans. Von E. S. S. 104.

Guizots Memoiren. (Guizot Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome 5. Paris, Leipzig, 1862.) Angezeigt von Dr. L Neumann. S. 111. 146.

Volksdichtungen aus Venetien. Von Adam Wolf. S. 129.

Einiges über cosmogoniſche Hypotheſen. Von E. Sueß und Dr. v Hochſtetter S. 139.

Histoire des Carolingiens. Par L. A. Warnkönig et P. A. F. Gerard. (Mémoire couronné 2. vol in 8. Bruxelles chez Rozez 1862.) Beſprochen von Dr. Th. Sickel S. 161.

Deutſches Sprüchwörter-Lexikon. Ein Hausſchatz für das deutſche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. (1. Lief. Leipz., F. A. Brockhaus, 1863.) Angezeigt von Th. S. 169.

Die neueſten Darſtellungen der Regierungszeit Maria Thereſia's. „Geſchichte des 18. Jahrhunderts" von Auguſt Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von Dr. J. B. Weiß, III „Maria Thereſia, die große Kaiſerin-Königin." Schaffhauſen, Hurter, 1862. „Maria Thereſia's erſte Regierungsjahre" von Alfred Ritter v. Arneth. 1740 bis 1741 Wien bei W. Braumüller, 1863. Angezeigt von E. v. L. S. 178.

C. Swoboda's „Friedrich Barbaroſſa vor Mailand im Jahre 1162". (Ausgeſtellt im öſterreichiſchen Kunſtverein.) Angezeigt von R v. E. S. 180

Hebbels „Nibelungen" und die Sage. Beſprochen von — l—. S. 193.

Deutſche Syntax. Von Theodor Heinsius. (1. Theil, 1861. 2. Theil, 1863, Wien, Braumüller.) Angezeigt von Karl Tomaſchek. S. 203.

Eine akademiſche Rede von Helmholtz. Angezeigt von R. Z S. 212.

J. W Schirmers bibliſche Landſchaften. (Ausgeſtellt im öſterreichiſchen Kunſtverein.) Angezeigt von R. v. E. S. 214.

Aegypten. Forſchungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthaltes. Von Alfred v Kremer. (2 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1863.) Beſprochen von M. Th. S. 225, 263.

Digitized by Google

König Ludwig XIV., seine Leiden und seine Aerzte. Angezeigt von J. F. S. 233.
Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich Raumer. (4. Folge, 8. Jahrg., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1862.) Besprochen von E. v. L. S. 240.
Ein Kunstblatt. Angezeigt von R. v. E. S. 243.
Die Gastlichkeit im Mittelalter. Besprochen von E. v. L. S. 257.
Archäologische Publikationen in Frankreich. Angezeigt von D. D. S. 270, 298.
Karl Rahl. Von R. v. E. S. 275.
Karl Kreil. Eine biographische Skizze. Von Dr. F. Kenner. S. 289, 327, 360.
A. Günther. Von R. S. S. 302.
Polemisches. Entgegnung den Herren Ed. Sueß und Dr. F. v. Hochstetter. Von Joh. v. Pettko. S. 306.
H. Helmholtz: Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik. Angezeigt von Dr. Alexander Rollett. S. 321, 366.
J. G. v. Hahns Forschungen in Albanien. Von B. S. 337.
Aus dem Wiener Kunstleben. Johann Klein. Von R. v. E. S. 339.
Humor in Deutschland. Zum hundertjährigen Geburtstag Jean Pauls. Von Hieron. Lorm. S. 353.
Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, redigirt von Wilhelm Bäumer und Julius Schnorr. (Erste Lieferung.) Angezeigt von J. F. S. 372.
Anton Günther und seine Lehre. Von Dr. C. F. H. S. 385.
Geistige Bestrebungen in Tirol. Von J. Z. S. 393.
Mémoires et documents publiés par la Suisse romande. Tom. XIX.: Répertoire chronologique de documents relatifs à l'histoire de la Suisse romande, par F. Forel, 1ère série (jusqu'à l'an 1316). (Lausanne, G. Bridel, 1862.) Angezeigt von Dr. Th. Sickel. S. 395.
Die Erscheinungen der sogenannten „Eiszeit" und deren naturgemäße Erklärung. Von Dr. Ferdinand v. Hochstetter. S. 401, 432, 496.
Die Stellung der Frauen im Strafrecht. Von Prof. Dr. W. E. Wahlberg. S. 417.
Die Todten von Lustnau. Ein Beitrag zur schwäbischen Sagenkunde von Ludwig Uhland. (Wien. Druck von Karl Gerolds Sohn, 1863. Aus Pfeiffers Germania, VIII. 1.) Angezeigt von —l—. S. 423.
Das Pflanzenleben der Donauländer. Von A. Kerner. (Innsbruck bei Wagner, 1863.) Besprochen von Karl F. Peters. S. 427. 459.
Die Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Angezeigt von M. Th. S. 436.
Franz Xaver Zippe. Von R. K. S. 439.
Wiener Belletristik. (Der Wiener Verlagshandel. — „Novellenbuch" der Brüder Foglar. — „Drei Bücher vom Geiste", Roman von A. v. Stifft. — Die Romanbibliothek: „Album". — Edmund Hoefer. — Fritze. — „Die Kinder des Hauses" von Julie Burow. — Allerlei.) Besprochen von Hieronymus Lorm. S. 449.
Die Veste und Herrschaft Neuburg am Rhein, der Herzoge von Habsburg-Oesterreich erste Erwerbung in Vorarlberg, am 8. April 1363. (Zur fünfhundertjährigen Erinnerung.) Von Joseph Bergmann. S. 466.
Die Kunstindustrie der deutschen Nation. von R. v. E. S. 472.
Histoire parlementaire de France, par M. Guizot. Paris, bei Michael Lévy Frères. Erster und zweiter Band). Angezeigt von Dr. M. Block. S. 481.
Histoire de la langue française. Etudes sur les origines, l'étymologie, la grammaire, les dialectes, la versification et les lettres au moyen âge, par E. Littré. (Paris, 1863.) Besprochen von A. Mussafia S. 489.
Botanische Literatur. Nachträge zu Maly's „Enumeratio plantarum phanerogamicarum imperii austriaci universi" von August Neilreich. Herausgegeben von der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Angezeigt von Dr. A. Kerner S. 492.
A. Legoyt, L'émigration européenne, ses principes, ses causes, ses effets, avec un appendice sur l'émigration africaine, hindoue et chinoise, par M. A. Legoyt. (Paris, 1861.) Angezeigt von Dr. C. F. H. S. 513.
Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. (Stuttgart bei Cotta.) Besprochen von B. B. S. 518.
Czasopismo poświęcone Prawu i Umiejętnościom politycznym, wydawane pod redakcya członków wydziału Prawa i Umiejętności politycznych w. c. k. Uniwersytecie Jagiellońskim. Angezeigt von Dr. L. Neumann. S. 525.
Die Legenden der osmanischen Münzen von O. S. W. S. 526.
Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes. Die technische Fakultät an der freien Universität zu Lüttich. S. 529.

Digitized by Google

Albrecht-Galerie. Auswahl der vorzüglichsten Handzeichnungen aus der Privatsammlung Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht, photographirt von Gustav Jägermayer. (Wien, 1863. 1. bis 6. Lieferung.) Angezeigt von R. v. C. S. 535.
Die Einheit des Thierreiches. Von Ed. Sueß. S. 545.
Literarisches aus und über Tirol. S. 550
Frauenbilder aus Frankreichs vergangenen Tagen. A. Houssaye, „Les femmes du temps passé". Angezeigt von J. F. S. 552 593
Ueber einige polytechnische Schulen des Auslandes. Die polytechnische Schule zu Hannover. S. 561.
Die Wissenschaft des Geistes von Dr. Gustav Biedermann. (Prag, 1863. Verlag von Fr. Tempsky.) Angezeigt von Dr. L. H. S 577.
Die künstlerische Ausschmückung des neuen Opernhauses in Wien. Von R. v. C. S. 588
Bemerkungen über die technischen Mittelschulen und deren Reform. S. 609, 647.
Der Staatshaushalt des Großherzogthums Baden. Ein Handbuch der badischen Staats-Finanzverwaltung. Von Dr. Franz Anton Regenauer, großherzoglich badischem Staatsminister der Finanzen a. D. Besprochen von Dr. C. F H S. 616.
Die Anfänge der Kultur und das orientalische Alterthum. Angezeigt von R. S. S. 624.
Das Buch der Geister. Nach der Belehrung, welche von den höheren Geistern mittelst verschiedener Medien gegeben wurde, gesammelt und geordnet von Allan Kardec. Ins Deutsche übertragen von Konst. Delhez. (Wien, 1863.) Angezeigt von Hieronymus Lorm S. 627.
La vie de Thomas Platter, écrite par lui-même. (Genève. Impr. de Jules-Guillaume Fick. 1862.) Angezeigt von J. F. S 641.
Die Volkswirthschaft in den Niederlanden im 17. und 18. Jahrhundert. Etienne Laspeyres' „Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur". (Leipzig, 1863.) Besprochen von Adolf Beer. S 641, 678.
Die Petition der Wiener photographischen Gesellschaft an das Justizministerium. Besprochen von Dr. P Harum. S. 651.
Die Reichshofbeamten der staufischen Periode. Von Dr. J. Ficker. (Aus den Sitzungsberichten der historisch-philosoph. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften.) Angezeigt von H. B. S 656.
Bogumil Goltz über die Frauen. — Denkwürdigkeiten aus Jean Pauls Leben. Angezeigt von Hieronymus Lorm S. 658.
Kaiser Joseph II. und Herr Ottokar Lorenz. (Wien, 1863.) S. 661
Die Aufhebung des Schulgeldes an der Volksschule. Beleuchtet von Dr. Adolf Ficker. S. 673, 713.
Der erste österreichische Reichstag zu Linz im Jahre 1614. Von Anton Gindely. (Sitzungsberichte der historisch-philosoph Klasse der k. Akademie der Wissenschaften.) Angezeigt von H B. S. 686.
Botanische Literatur. „Beiträge zur Morphologie und Biologie der Familie der Orchideen" von J. G. Beer. (Gerold, 1863. Folio mit 13 lithographirten und in Farbendruck ausgeführten Tafeln.) Besprochen von Dr. Stur. S. 688.
J. R. Lorenz: Physikalische Verhältnisse und Vertheilung der Organismen im quarnerischen Golfe. (Auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften; 8. Wien, 1863.) Besprochen von C. Sueß. S. 691.
Der zoologische Garten in Wien. S. 694.
Die Kunstindustrie in Frankreich und Oesterreich. S. 705, 745.
Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrage des mährischen Landesausschusses dargestellt von B. Dudik, O. S. B., Zweiter Band Vom Jahre 906 bis zum Jahre 1125. (Brünn, 1863. Druck von Georg Gastl. Angezeigt von Dr. J. A. Tomaschek. S. 708.
Heinrich v. Kleist und seine Kritiker. Heinrich v. Kleists Leben und Briefe, herausgegeben von Eduard v. Bülow. 1848. — Heinrich v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike Herausgegeben von Dr. A Koberstein, Berlin, 1860. — Heinrich von Kleists politische Schriften ꝛc. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin, 1862. - Zu Heinrich v. Kleists Werken Die Lesarten der Originalausgaben ꝛc., von Reinhold Köhler. Weimar, 1862. — Heinrich v. Kleist. Von Dr Adolf Wilbrandt. Nördlingen, 1863. Besprochen von Hieronymus Lorm. S. 718.
Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Von Dr. Max Müller, Taylorian Professor in the University of Oxford etc. Besprochen von Th. S. 725.
Di Padova dopo la lega stretta in Cambrai dal maggio all' Ottobre 1509 Cenni storici con documenti di Andrea Gloria. (Padova, stab. Prosperini, 1863, 74 S. in 8.) S. 729.
Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem Jahre 1600. Nach den Aufnahmen des k. k. Burghauptmanns Ludwig Montoyer, mit geschichtlichen Erläuterungen von Dr. Theodor G. v. Karajan. (Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien. Sechster Band. 1863.) Besprochen von H. S. 737.
Lyriker aus Oesterreich. (Joseph Pollhammer. — Adolf Bekk) Angezeigt von Hieronymus Lorm. S. 741.
Kunstgewerbe und Industriezustände im Fürstenthume Serbien. Von F. Kanitz. S. 751.
Ludwig Richter von W. C. S. 753.

Digitized by Google

Sagenbuch von Böhmen und Mähren. Von Dr. Joseph Virgil Grohmann. (1. Theil. Sagen aus Böhmen. Prag, 1863.) Angezeigt von Zingerle. S. 759.
Slovanské právo v Čechách a na Moravě. Doba nejstarší: Od prvních zpráv do konce X století. Sepsal Dr. Hermenegild Jireček (V Praze. Sklad Karla Bellmanna. 1863.) (Slawisches Recht in Böhmen und Mähren. Aelteste Zeit. Von den ersten Nachrichten bis zu Ende des 10. Jahrhunderts. Verfaßt von Dr. Hermenegild Jireček. Prag, im Verlag von Karl Bellmann. 1863.) S. 761.
Der Fondaco dei Turchi in Venedig. Von R. v. C. S. 762.
Historisch-genetische Erläuterungen des österreichischen Preßgesetzes ꝛc. vom 17. Dezember 1862. Von Georg Lienbacher, k. k. Staatsanwalt. (Wien, bei Wilhelm Braumüller. 1863.) Angezeigt von P. Harum. S. 769.
Die Städtebevölkerung in Oesterreich. Von J. B. Goeblert. S. 773.
Die türkische wissenschaftliche Monatschrift „Medschmual Fünun". Besprochen von C. v. L. S. 779.
Archäologische Publikationen in Frankreich. Von D. D. S. 785, 809.
Hock, „Ueber die öffentlichen Schulden und Abgaben im Allgemeinen". (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1863.) S. 791.
Das Künstlerhaus in Wien. Von R. v. C. S. 793.
Neuere humoristische Literatur. „Ein neuer Falstaff" von Brachvogel. — „Herkules Schwach" von Silbersteiu. — „Dorfschwalben", 2. Band, von Demselben. — Der Humor in der Idylle. Besprochen von Hieronymus Lorm. S. 801.
A. Reumont, bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia. (Berlino, 1863.) Besprochen von S. S. 807.
Historisch-topographische Matrikel oder geschichtliches Ortsverzeichniß des Landes ob der Enns. Als Erläuterung zur Karte des Landes ob der Enns in seiner Gestalt und Eintheilung vom 8. bis 14. Jahrhundert. Von Johann Lamprecht, Säkularpriester. (Herausgegeben vom christlichen Kunstverein der Diözese Linz.) S. 816.
Literarisches aus Tirol. S. 817.
Ludwig Förster. Von R. v. C. S. 820.

Nekrologe.

Dr. Fr. Čejka. S. 31. — Joh. Wilh. Zinkeisen. S. 188. — Karl August Schimmer. S. 219. — Thomas Benedetti. S. 286. — J. B. Schöpf. S. 314. — Peter Ritter v. Chlumecky. S. 443. — Heinrich Hübsch. S. 480. — P. A. Knoll. S. 507. — Ferdinand Neuenbacher. S. 570.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften:

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 7. Jänner. S. 89, 14. Jänner. S. 120, 21. Jänner. S. 154, 4. Februar. S. 220, 11. Februar. S. 248, 25. Februar. S. 315, 11. März. S. 376, 16. März. S. 444, 15. April. S. 541, 22. und 29. April. S. 666, 20. Mai. S. 700, 10. Juni. S. 796.
Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 8. Jänner. S. 90, 15. Jänner. S. 122, 22. Jänner. S. 154, 5. Februar. S. 222, 11. Februar. S. 249, 27. Februar. S. 316, 12. März. S. 376, 19. März. S. 412, 27. März. S. 445, 17. April. S. 543, 23. April. S. 572, 15. Mai. S. 668, 21. Mai. S. 702, 11. Juni. S. 797.
K. k. geologische Reichsanstalt: S. 159, 189, 349, 414, 509, 575, 604, 702.
Sitzungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft: S. 125, 251, 381, 507, 670, 799.
Sitzungen der k. k. geographischen Gesellschaft: S. 63, 125, 188, 287, 319, 382, 447, 638, 671, 766.
Sitzungen der ungarischen Akademie: S. 32, 95, 127, 192, 253, 310, 511, 607, 640, 768, 827.
Sitzungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften: S. 96, 607.
Sitzungen des deutsch-historischen Vereines in Böhmen: S. 82, 63, 123, 192, 256, 416, 512, 640, 828.
Auszüge aus den Sitzungsprotokollen der Central-Kommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale: S. 94, 156, 317, 479, 544, 735.
Sitzung des historischen Vereines für Krain: S. 224.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Leopold Schweiger. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 098 609 704

Digitized by Google